

#23

A. Buemann
return -

4 B. Pm. a

9261

gh



457

2/35
nothing

1/4 (S.P.)

Op





Johannes Buss,
geb. zu Hufschütz 6. Juli 1373.
verbrannt zu Hebstütz 6. Juli 1415.

Buch der Märtyrer,

und

andrer Glaubenszeugen
der evangelischen Kirche,

von den Aposteln bis auf unsre Zeit,

in drei Bänden.

Zur Stärkung des Glaubens und der Liebe
unsrer evangelischen Christenheit

herausgegeben

von

Theodor Gledner,
Pfarrer zu Kaiserswerth am Rhein.

Unter Mitwirkung

von

Gustav Jahn u. A.

I. Band.

Von der apostolischen Zeit bis zur Reformation.

Feine Ausgabe mit Stahlstichen.



Zum Besten der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth,
und im Verlage derselben.

	Seite.
Die drei Brüder Claudius, Asterius u. Neon, nebst zwei Frauen	241
Die Christenverfolgung unter Kaiser Diocletian und seinen Mitregenten	244
I. Die Märtyrer der h. Bücher	251
Felix von Thibaris	252
Timotheus und Maura	253
Philippus von Heraklea und seine Gefährten Severus u. Hermes	254
II. Die Märtyrer in Europa unter Diocletian.	
Mauritius und seine Legion	256
Mucius	258
Victor von Massilien	260
Donatian und Rogatian	262
Eulalia	264
Christina	266
Sebastian	267
Soteris	270
Nikander und Marcianus	271
Euplius	275
Agnes	275
Alban	281
Vincentius und Valerius	283
Quirinus, Bischof von Sisacia	285
Afra und ihre Gefährten	286
Victorin	290
Florian	291
III. Märtyrer unter Diocletian in Africa.	
Marcellus und Cassianus	292
Saturnin und Dativ, nebst ihren Genossen	294
Crispina	297
Katharina von Alexandrien	299
Theodora und Didymus	299
IV. Märtyrer unter Diocletian in Asien	
Die sieben Märtyrer zu Samosata	
Hipparchus, Philotheus, Jakob	
Paragrus, Sabidus, Roman	
und Collian	302
Georg	306
Theodotus und die sieben Jungfrauen	308
Julitta von Cäsarea	312
Julitta von Jeonium	313
Romanns, Myhänus und Zachäus	315
Appianus und sein Bruder Aedestus	318
Gordius, Hauptmann zu Cäsarea	321
Bonifacius und Aglae	326
Theodosia	329
Der Presbyter Pamphylus zu Cäsarea	332
Petrus Balfamus	333
Euphemia	334
Die vierzig Märtyrer von Sebaste	335

	Seite.
Letzter Kampf und endlicher Sieg des Christenthums unter Konstantinus	338
Das erste allgemeine Concil zu Nicäa	342
Paphnutius	349
Rumia, die Sklavinn	351
Gregorius, der Erleuchter	353
Simeon, Bischof von Seleucia, und seine Gefährten Gushetazades und Phusit	356
Azades und Tharba, nebst ihren Gefährtinnen	363
Sadoth und seine 128 Gefährten	366
Milles, Ambrosimus und Sina	368
Daniel und Verba	371
Frumentius	372
Nikolaus, Bischof von Myra	377
Juventinus und Maximus	381
Markus von Arethusa	386
Urbanus und seine Gefährten, oder die achtzig Märtyrer von Konstantinopel	388
Sabas, der Gothe	391
Ulphilas, Bischof der Gothen	394
Athanasius, der Große	397
Konna	410
Ephrem der Syrer	415
Basilus der Große	418
Monika	422
Gregor von Nazianz	429
Ambrosius, Bischof von Mailand	435
Martin von Tours	443
Jovinian	447
Johannes Chrysostomus	451
Hieronymus	464
Hormisdas	467
Benjamin	470
Augustinus	471
Miesrob	485
Patricius	487
Severinus	491
Eugenius und die andern Märtyrer unter den Vandalen	496
Aretas und Duma nebst deren Gefährten	507
Columba	508
Augustinus von Canterbury	510
Alban	516
Wilfried	519
Columbanus	521
Gallus	527
Emmeran	531
Eligius von Royon	533
Bathilde	536
Amandus	538
Kilian	539
Die beiden Brüder Gwalb	542

	Seite.		Seite.
Suitbertus	543	Anselmus von Canterbury	701
Ruprecht von Worms	545	Otto von Bamberg	706
Corbintan	547	Bernhard von Clairvaux	717
Willibrord	548	Vicelin	726
Beda, der Ehrwürdige	551	Raymundus Palmaris	732
Bonifacius, der Apostel der Deutschen	553	Elisabeth von Ungarn, Landgräfinn von Thüringen u. Hessen	737
Gregor von Utrecht	566	Robert Großhead, Bischof von Lincoln	756
Abt Sturm	568	Ludwig IX., König von Frankreich	761
Willehad	571	Johannes de Monte Corvino	766
Rüdger	574	Raymund Lull	771
Kaiser Karl der Große	577	Johannes Tauler	779
Claudius von Turin	588	Johannes Ruysbroeck	790
Spanische Märtyrer unter den Sarazenen, insbesondere Persectus, Johannes, Aurelius und Natalie, Felix und Villofa, Georgius und Eulogius	593	Gerhard Groot	794
Ansgarius, Apostel des Nordens	600	Florentius Radewins	800
Cyrtillus und Methobius	612	Gerhard Zerbolt, oder Gerhard von Zutphen	804
Alfred der Große	615	Thomas Hamerken, genannt Thomas von Kempen	808
Mathildis	625	Johann Bapper, genannt Johann von Goch	814
Ulrich von Augsburg	629	Johann Wessel	818
Conrad	635	Johann Wiclif, oder John Wicliffe	826
Rotherius von Verona	637	Die Wicliffiten, oder Lollarden	832
Abalbert von Prag	642	Die drei böhmischen Glaubenszeugen vor Huf, Konrad Stiefna, Johann Milicz und Matthias von Janow	844
Nilus, der jüngere	647	Johann Huf	849
Bruno, genannt Bonifacius	654	Hieronymus von Prag	874
König Gottschalk und die Seinen	656	Die Hussiten und die böhmischen und mährischen Brüder	880
Stanislaus, Bischof von Krakau	660	Märtyrerlied	892
Margarethe, Königin von Schottland	663		
Die syrischen Christen in Ostindien	670		
Die Waldenser	675		

Die Märtyrer,

und

andere Glaubenszeugen der evangelischen Kirche
von den Aposteln bis auf unsre Zeit.

(Ihr werdet meine Zeugen seyn. Ap. Gesch. 1, 8.)

Der Sohn Gottes bedarf zwar keines Menschen Zeugniß; denn er ist selbst der treue und wahrhaftige Zeuge. (Off. Joh. 3, 14). Sein eigentlichstes Amt und Werk ist, von der Wahrheit zu zeugen. (Joh. 18, 37). Auch bleibt er mit seinem Zeugniß nicht allein, sondern hat das Zeugniß des ewigen Vaters für sich. Die Werke, die er gethan hat, bezeugen einem Jeden, der nicht aus der Lüge ist, daß ihn der Vater gesandt hat. Und wollte Einer sagen, dies Zeugniß sey wohl für die damalige Zeit hinreichend gewesen; jetzt aber bedürfe er neuer, auch in der Gegenwart sichtbarer und hörbarer Zeugen; -- wohlan, er hat ein dreifaches, immer neues, lebendiges und lebendigmachendes Zeugniß von sich auf Erden zurück gelassen. Drei sind, die da zeugen auf Erden: der Geist und das Wasser und das Blut (Joh. 5, 8). Sein Wort, seine Taufe, sein Nachtmahl, umschreibt sie kurz ein schönes, altes Kirchenlied. Diese drei sind immer noch kräftig genug, nicht nur alle seine Widersacher Lügen zu strafen, sondern auch aus seinen Widersachern Jünger zu machen, die, geboren aus dem Wasser und Geist, und mit seinem Blute besprengt zur Reinigung ihrer Sünden, in freudigem Glauben bekennen, daß Christus der Herr ist, zur Ehre Gottes, des Vaters. Diese drei sind die rechten Hauptzeugen, an denen dem Herrn genügt, so daß er von sich selbst in göttlicher Hoheit reden kann: „Ich nehme nicht Zeugniß von Menschen.“

Aber um unserer Schwachheit willen hat er zu seinen Jüngern jenes oben angeführte Wort gesprochen: „Ihr werdet meine Zeugen seyn.“ Hilft er doch gerne unsrer Schwachheit auf. Die drei Hauptzeugen schaffen sich darum Nebenzeugen, die, wie der Mond durch sein Licht von der Kraft und Herrlichkeit der Sonne zeugt, auch, wenn sie unserm Auge entschwunden ist, also durch ihr Leben von des Heilands Macht und Herrlichkeit auch in finsterner Zeit Zeugniß ablegen: Glaubenszeugen sind. Und ob nun wohl der Herr solches Zeugniß von einem Jeden seiner Jünger fordert, so legen es doch die meisten mehr in der Stille und Verborgenheit durch einen frommen Wandel ab, je nachdem ihnen der Herr ihren Beruf gegeben hat. Etliche aber hat er sich insbesondere erwählt, die im Kampfe gegen die Welt und ihren Fürsten ihr Leben geringe achten, und Gut und Blut dem Herrn zu einem süßen Geruch als Opfer darbringen. Diese, die der Herr nach seiner Gnade würdigt, seine Blutzeugen zu seyn, nennt man im engsten Sinne: Märtyrer. In weiterem Sinne werden auch andere hervorragende Glaubenszeugen, die um des Herrn willen besonders viel erlitten haben, Märtyrer genannt. Alle diese Märtyrer jedoch haben durch ihre Werke dankbarer Liebe und des Gehorsams bis zum blutigen Martertode zu dem unendlich reichen Verdienste unseres Herrn Jesu Christi nichts hinzufügen können. Sie haben es auch nicht gewollt. Sie wußten, daß sein Blut allein uns rein macht von aller Sünde. Sie gehören Alle zu jener großen Schaar, welche der Apostel Johannes im Geiste gesehen hat, welche Niemand zählen konnte, aus allen Heiden, und Völkern und Sprachen, die vor dem Stuhl stehen und vor dem Lamm, angethan mit weißen Kleidern, und Palmen in ihren Händen, und von welchen einer der Ältesten sagt: „Diese sind, die gekommen sind aus großer Trübsal, und haben ihre Kleider gewaschen, und haben ihre Kleider helle gemacht im Blute des Lammes.“ (Off. Joh. 7, 9--14.) In diesen Kleidern seiner Gerechtigkeit, die aus Gnaden ihnen geschenkt worden, und in der Kraft seines heiligen Geistes, haben sie einen guten Kampf gekämpft, haben sie den Lauf vollendet, haben sie Glauben gehalten, und als getreue Streiter bis in den Tod die Krone des Lebens empfangen. Durch diesen Glauben reden sie noch zu uns, wiewohl sie gestorben sind.

Als solche Geheiligte in Christo Jesu, die, zur Heiligung berufen, ihr nachjagten, nennen wir sie: Heilige, in demselben

Sinne, wie die Apostel des Herrn in ihren Briefen alle gläubige Christen Heilige*) nennen. Wir schauen ihr Leben, und Leiden an voll Dank gegen den Herrn, der die unreinen, schwachen Gefäße so gereinigt, und so stark gemacht hat, und lassen durch ihr Vorbild uns aufmuntern, ihrem Glauben nachzufolgen. Wenn der Apostel Paulus, nach Aufzählung einer großen Schaar solcher Heiligen des Alten Testaments im 11. Kapitel des Hebräerbriefes, uns auffordert: „Dieweil wir solchen Haufen Zeugen um uns haben, so lasset uns auch ablegen die Sünde, so uns immer anklebt und träge macht, und lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist, und aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens!“, (Hebr. 12, 1. 2.) — wie viel stärker muß solcher Zuruf jetzt an unsere Herzen dringen, wo wir, nachdem unser ewiger Hohepriester seinen Märtyrerlauf siegreich vollendet hat, eine viel größere Schaar von Heiligen des neuen Testaments um uns haben!

Diese Märtyrer des neuen Bundes, welche es von der ersten Zeit der Kirche Christi bis auf unsere Tage herab gegeben hat, umstehen, wie ein strahlender Kranz zahlloser Sterne, die Sonne unseres Lebens, Jesum Christum. Besonders reich an solchen Zeugen sind in der Geschichte der christlichen Kirche die drei ersten, und die drei letzten Jahrhunderte. In jener galt es den Kampf gegen den blinden Unglauben des Heidenthums und den pharisäischen Aberglauben des Judenthums; — in diesen mußte der alte, reine, apostolische Glaube gegen den feinen Unglauben des Papstthums, oder der römischen Kirche, vertheidigt werden, was bekanntlich durch die gesegnete Kirchen-Reformation des 16ten Jahrhunderts geschah, in welcher das verdunkelte Licht des Evangeliums wieder auf den Scheffel gestellt ward.

Zur Betrachtung dieses Sternenkranzes, der durch achtzehn Jahrhunderte hindurch dir entgegenleuchtet, wie des Himmels Glanz, will dich, lieber Leser, das Märtyrerbuch führen. Der Apostel Jakobus ruft dir zu: „Nehmet, meine lieben Brüder, zum Exempel des Leidens und der Geduld die Propheten, die zu euch

*) Röm. 1, 7. 1 Kor. 1, 2. 2 Kor. 1, 1. Eph. 1, 1. 15. Phil. 1, 1. Col. 1, 2. 4.

geredet haben im Namen des Herrn! Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben! (Jak. 5, 10. 11.) — und der Apostel Paulus ermahnt dich: Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; welcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach! (Hebr. 13, 7.) Ja Paulus darf sich selbst mit zu diesen Exempeln des Glaubens und Leidens für Christum zählen, wenn er spricht: „Seyd meine Nachfolger, gleich wie ich Christi.“ (1 Cor. 11, 1.)

Wenn also die Wellen der Trübsal hochgehen, lieber Leser, wenn die Drangsalshitze dein Herz matt gemacht hat, dann schaue an diese Exempel des Leidens und der Geduld, und das Licht, das aus ihnen dir entgegen leuchtet, als ein Abglanz des Lichts von Golgatha, wird deine Seele erquickten, wie der Thau der Morgenröthe die welke Flur.

Wollen im Streit gegen die Feinde in dir und außer dir deine Hände müde werden, und deine Kniee straucheln, dann schaue an, wie die Kraft des Herrn in diesen seinen Streitem mächtig gewesen ist zum Ueberwinden, und neue Kraft wird aus der gemeinsamen Lebens-Quelle auch in dich einströmen, daß du laufest, und nicht matt wirst, wandelst, und nicht müde wirst.

Willst du deine Kinder reizen zur Liebe Gottes und zu guten Werken gegen den Nächsten, so führe sie hinein in diese Sammlung heiliger Lebens-Bilder, zeige ihnen, bald an diesem, bald an jenem Exempel, wie Christus eine Gestalt in uns gewinnen soll, damit wir verklärt werden in sein Bild von einer Klarheit zur andern, daß auch sie begehren, solchem Exempel nachzufolgen, und sich zu leiden als gute Streiter Jesu Christi.

Und willst du dich und alle die Deinen in der Erkenntniß der evangelischen Heilslehren fördern, willst du dich und sie waffnen gegen die Irrlehren der römisch-katholischen Kirche, und andrer Religions-Parteien und Secten, so laß sie in diesem Buche lesen, wie die Märtyrer, im Angesicht von Folter, Peil und Scheiterhaufen, mit siegreichen Geistes-Waffen aus Gottes Wort jene Irrlehren widerlegten, und die Wahrheit des evangelischen Glaubens freudig mit ihrem Blute besiegelten.

Daß du endlich jeden Tag, — wenn du willst und Zeit hast, — ein solch stärkendes Lebens-Bild ansehen kannst, dazu soll dir der christliche Volkskalender, den unsre Diakonissen-Anstalt heraus giebt, eine Anleitung geben. Dieser hat jezt in die Monatstage die Namen all der wichtigsten Glaubens-

Zeugen unsrer evangelischen Kirche aufgenommen, von Christi Zeit an, bis auf die unsre, die du alle im Märtyrerbuch beschrieben findest. Wenn du nun dein Kind den Tagesspruch aus dem Kalender lesen lässest, so laß es gleich den Kalendernamen des Tages im Märtyrerbuch aufschlagen, und die nachfolgende Lebensbeschreibung lesen.

Siehe, lieber Leser, so wird dir das Märtyrerbuch ein rechter Kirchenkalender, eine heilige Reichs-Zeitung werden, aus welcher der Herr dir täglich die großen Thaten seines Geistes in seiner Kirche verkündigen läßt, zum lebendigen Beweis, daß er noch und nimmer nicht von seiner evangelischen Kirche geschieden ist, wie oft sie auch, ob ihrer Knechtsgestalt, geschmäht und verspottet, und ihr der nahe Untergang von ihren stolzen Feinden prophezeit wird; daß sie vielmehr grünt und blüht, wie der Dornbusch am Horeb mitten im Feuer, brennend, und doch nicht verbrannt, daß sie steht auf einem heiligen Lande, auf Gottes unwandelbarem Wort, gegründet auf einen unerschütterlichen Felsen, daß selbst die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen können, auf Jesu Christo, gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit.



Stephanus.

(† im Jahr 36 nach Christi Geburt.)

„Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ (Offenb. 2, 10).

Stephanus war nach dem Herrn selbst der erste bis in den Tod Getreue, und ist hierin auch den Aposteln vorangegangen. So hat ihm denn der Herr auch zuerst die Märtyrerkrone zuertheilt, und also seinen Namen bestätigt. Denn „Stephanus“ heißt auf deutsch: Krone. Sein Zeugentod ist in der Apostelgeschichte ausführlich beschrieben, und erinnert uns durch manche Einzelheiten, z. B. die falschen Zeugnisse, die wider ihn erhoben wurden, die Gebete, die er hinaus sendet, so unmittelbar an das Leiden des Herrn selbst, daß er mit Recht die erste Stelle im Märtyrerbuche einnimmt.

Stephanus wurde aus der ersten Christengemeine zuvörderst zu dem Amte eines Almosenpflegers, Diakons, berufen. Der christlichen Kirche hat schon in ihrer frühesten Zeit die Pflege der Armen am Herzen gelegen. Die unendliche Barmherzigkeit des Herrn, welcher arm wurde, daß wir durch seine Armuth reich würden, mußte ja in den Herzen seiner Jünger ein Feuer des Erbarmens mit der geistlichen und leiblichen Noth ihrer Nächsten anzünden, ein Liebesfeuer, wie es der damaligen Heiden- und Judenwelt noch gänzlich unbekannt war. Und da das Evangelium in seiner göttlichen Einfalt und Thorheit bei den Armen und Einfältigen zuerst Eingang fand, so mußte sich um so mehr das Bedürfniß nach einer besondern Pflege auch der leiblich Armen einstellen. So entstand denn, als ein schönes Zeugniß der brüderlichen Liebe der ersten Christen untereinander, nach dem Amte der Apostel zuerst das Amt der Diakonen, d. h. Diener, der Diener der Armen.

Anfänglich sorgten die Apostel selber für diese Nothdurft. Aber, da der Dienst am Wort und das Gebet ihre ganze Kraft immer mehr in Anspruch nahm, mußten sie diese Sorge bald andern Personen übertragen. Das war aber noch nicht gehörig geordnet, und so erhoben sich mancherlei Klagen. Der eine Theil der Gemeinde bestand aus gläubig gewordenen Juden, die hebräisch redeten, weil sie im jüdischen Lande geboren waren, weshalb sie in der Schrift auch Hebräer genannt werden, — den andern Theil bildeten Judenchristen aus der Zerstreung, aus Kleinasien,

Griechenland u. s. w., die griechisch redeten, weil sie aus Ländern griechischer Sprache nach Jerusalem eingewandert waren, und darum auch bloß kurz hin Griechen genannt wurden. Die Hebräer nun wurden bevorzugt, weil ihre Bedürfnisse den Ausstehenden genauer bekannt seyn mochten, während die griechischen Armen da und dort übersehen wurden.

Den Zwist, oder das Murren, wie die Schrift sagt, (Ap. Gesch. 6, 1.) welches sich deshalb erhob, suchten die Apostel sogleich in freundlicher Weise zu stillen. Sie riefen die ganze Gemeinde zusammen, und veranlaßten sie, aus ihrer Mitte Männer zu wählen, deren Amt und Beruf es seyn sollte, für die Armen zu sorgen. So wurde die anfängliche Störung in der Gemeinde durch die Leitung des heiligen Geistes zu einem Segen. Sieben Männer wurden erwählt, und durch Handauslegen der Apostel zu ihrem Diakonenamte geweiht, welche, nach ihren Namen zu schließen, alle aus dem griechischen Theile der Gemeinde stammten. Die Hebräer gaben dadurch den besten Beweis, daß sie nicht aus Parteilichkeit ihre Armen hatten bevorzugen wollen. Nach der Apostel Rathe hatte die Gemeinde bei der Wahl nicht bloß auf äußere Fähigkeit und natürliche Begabung gesehen. Ihre Diakonen sollten keine bloßen Geldspender und Proviantmeister seyn. Man suchte vor allem ein Zweifaches an ihnen: das Eine, was zu jedem kirchlichen Amte ohne Unterschied unerläßlich ist, daß nämlich, der es führt, selber durch den heiligen Geist wiedergeboren ist, und seinen Glauben auch in einem guten Gerüche vor der Welt bewährt hat, das andere, zu dem Almosenpflegeramte besonders Erforderliche, daß auch die nöthige Weisheit nicht fehle, um sowohl die leibliche Unterstützung, als auch mit derselben die geistliche Gabe der Ermahnung, Tröstung und Warnung zu rechter Zeit und am rechten Orte darreichen zu können.

Aus diesen Sieben leuchtete nun vor allen Stephanus hervor. Der Herr wählte sich selber seine Werkzeuge, und stellt sie zu rechter Zeit an ihren Ort, sein Werk auszurichten. Durch Stephanus wollte er den großen Plan vorbereiten, daß auch die Heiden Miterben Seiner Gnade werden sollten. Dazu waren die griechischen Juden, die mit der griechischen Bildung bekannt geworden, und in dem Buchstabendienste und den äußerlichen Satzungen des Gesetzes nicht so befangen waren, wie die Hebräer, am geeignetsten. Sie waren viel eher im Stande, die herrliche Freiheit der Kinder Gottes, zu welcher uns das Evangelium berufen hat, zu verstehen, und auch Andere durch ihre Glaubens-

kraft und geheiligte Weisheit zu überzeugen, oder ihre Angriffe zurückzuweisen. Mit solcher Kraft und Weisheit trat Stephanus auf, und der Herr bekräftigte sein Wort durch mitfolgende Zeichen, daß auch viele Priester dem Glauben gehorsam wurden. Was Wunder, daß er die Aufmerksamkeit der Juden, und namentlich auch der ausländischen Juden, zu denen er ja selber gehört hatte, auf sich zog! Diese, die sich je nach den Ländern, oder Städten, aus welchen sie gekommen waren, zusammen hielten, und einzelne Schulen, oder Synagogen, in Jerusalem gestiftet hatten, nahmen nun ein großes Aergerniß daran, daß er von ihnen abtrünnig geworden war, und auch Andre abtrünnig machte. Sie verbanden sich gegen ihn, und stellten ihm, wie einst die Pharisäer dem Herrn, die Gelehrtesten entgegen, mit ihm zu streiten. Aber die göttliche Thorheit zeigte sich hier in der Glaubenskraft des Stephanus weiser, als die menschliche Weisheit. Sie vermochten nicht zu widerstehen der Weisheit und dem Geiste, in welchem er redete. Das erregte ihre Erbitterung, und sie beschloßen, den mit Gewalt aus dem Wege zu schaffen, den sie mit ihrer Streitsucht nicht überwinden konnten. Der Herr aber wollte den Stephanus, der für ihn so siegreich gekämpft hatte, nun auch würdigen, siegreich zu leiden, ja in seinem Leiden noch größere Siege zu erringen, als er durch sein Kämpfen vermocht hatte.

Stephanus hatte das Evangelium von der freien Gnade ergriffen, und zeugte von der Kraft des lebendigen Glaubens, der ohne Zuthun der Werke, oder äußerer Ceremonien gerecht macht. In diesem Glauben hatte er erkannt, daß das Gesetz, welches durch Mosen gegeben war, nur den Schatten der zukünftigen Güter enthielt, und sammt seinem Tempel nur eine Vorbereitungsanstalt für die Gemeinde des neuen Bundes seyn sollte. Wenn er nun in solcher Weise Jesum Christum verkündigte, so konnte das unverständige Volk leicht zu der Meinung verleitet werden, er lästere den Einigen Gott, Mosen, das Gesetz und den Tempel. Da brauchten nur einige falsche Zeugen aufgestellt zu werden, die, wie es bei dem Herrn geschehen war, seine Worte etwas verdrehten, so war nichts leichter, als die Wuth des Volkes und des hohen Rathes gegen ihn zu erregen. Das gelang auch den Anstiftern nur zu gut. Sie rissen ihn in einer solchen Volksbewegung mit Gewalt hinweg, und führten ihn vor den hohen Rath. Hier aber verklärte sich die Glaubensfreudigkeit, mit welcher er vorher gezeugt hatte, zu einem so vollen und hohen Frieden, daß sein ganzes Antlitz davon überstrahlt wurde. „Es ward wie eines

Engels Angesicht", heißt es in der Schrift. Nachdem seine Verkläger gesprochen, und der Hohepriester die ernste Frage an ihn gerichtet hatte: „Ist dem also?“, beginnt er seine lange und meisterhafte Vertheidigungsrede, die uns in der Apostelgeschichte vollständig aufbehalten ist. Zwar auf den ersten Blick scheint diese Rede zur Anklage gar nicht zu passen. Sie enthält in ihrem größern Theile nur eine Geschichte des jüdischen Volkes. Aber grade hier zeigt sich die Weisheit des Stephanus in ganz besonderer Weise. Er hatte den rechten Todesmuth, aber auch die rechte Demuth und ruhige Besonnenheit, die sich nicht um jeden Preis in den Märtyrertod hineinstürzt, sondern, wo möglich, auch noch die Feinde zur Buße bekehren, und für den Herrn gewinnen will. Stephanus wäre in der stürmischen Versammlung gar nicht angehört worden, wenn er sich grade zu hätte vertheidigen wollen. Als er aber in großer Geistesruhe anfing, den versammelten Juden die Geschichte ihres Volks zu erzählen, auf welche sie stolz waren, da beruhigte sich allmählich der wilde Aufruhr der Gemüther.

Grade diese Erzählung aber mußte ihnen zu einem Beweise dienen, daß er von den heiligen Offenbarungen Gottes und dem Volke seines Bundes nicht abtrünnig geworden sey, und sie hielt ihnen zugleich einen Spiegel vor, in welchem sie an dem Verhalten ihrer halbstarrigen und immer widerstrebenden Väter ihr eigenes gegenwärtiges erkennen konnten. Da mußten sie hören, daß der Bund der Verheißung, durch die Beschneidung versiegelt, älter war, als der Bund des Gesetzes; daß, auch Moses gegenüber, sich Gott einen Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs genannt; daß Moses selbst einen zukünftigen Propheten verkündigt hatte, an dessen Wort er sein Volk verwiesen; daß auch das Heiligthum der Stiftshütte nur ein Abbild des himmlischen Vorbildes gewesen sey; daß endlich die Propheten selbst bezeugt hatten, des Herrn wahrhaftiges Haus sey über alle Tempel erhaben, der Himmel sey sein Stuhl, und die Erde seiner Füße Schemel, — und das war's, was er gepredigt hatte, und um welches willen er verklagt war. Da mußten sie aber auch ferner hören, wie schon die Erzväter Joseph genceidet, und ihn verkauft hatten; wie denn Moses sein eigenes Volk von sich gestoßen; wie die Väter, statt dem lebendigen Wort von Sinai gehorsam zu seyn, zu heidnischer Weise des Götzendienstes sich gewandt, und wie sie später alle Propheten verfolgt hatten, die die Zukunft des Gerechten verkündigten. Und da also die Herzen bereitet schienen, an dem Bilde ihrer Väter sich selbst kennen zu lernen, und in sich zu gehen,

da ergreift Stephanus das gewaltige, zweischneidige Schwert der Strafe: „Ihr Halsstarrigen und Unbeschnittenen an Herzen und Ohren, ihr widerstrebet allezeit dem heiligen Geist, wie eure Väter, also auch ihr!“

Wohl schnitt ihnen das Wort durchs Herz, aber nicht, wie den Juden am Pfingstfest, zur Buße, daß sie fragten: „Was sollen wir thun?“ sondern zu erneuerter, noch größerer Erbitterung, daß sie die Zähne über ihn zusammenbissen. Stephanus Auge aber wendet sich aufwärts, der Himmel öffnet sich vor ihm, und er siehet des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehen. Stephanus ist der erste, der den Herrn nach seiner Auffahrt zu sehen gewürdigt wird. Der da sitzt zur Rechten der Majestät, ist aufgestanden, seinem Diener im Kampfe beizustehen, und ihn nach vollbrachtem Laufe zu sich zu nehmen. Die Juden aber hielten die Ohren zu, die Worte der Anbetung, die sie Gotteslästerung nennen, nicht anzuhören, und, ohne ein förmliches Urtheil zu fällen, (sie hatten ja, wie wir aus der Leidensgeschichte des Herrn wissen, nicht mehr Recht, über Leben und Tod abzuurtheilen), stürmen sie einmüthig auf ihn ein, und stoßen ihn zur Stadt hinaus, um ihn als einen Gotteslästerer zu steinigen. Freudig geht er hinaus, vor dem Thore zu leiden, und Christi Schmach zu tragen. Ja, des Todes sich freuend, steht er unter ihnen, und betet: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!“ Und als die Steine flogen, kniet er nieder, und ruft laut: „Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht!“ „Was er am Tische seines Herrn genossen hatte, reichte er Andern zur Speise dar,“ sagt Augustinus in seiner Predigt am Gedächtnistage Stephani. Unter solchen Gebeten gab er seinen Geist auf, und entschlief, dem Leibe nach, wie es scheint, hart gebettet unter einem Steinhaufen, aber dem Geiste nach sanft ausruhend in den Armen seines Heilands.

Sein Tod war freilich für die Gemeinde ein großer Verlust, nicht allein deshalb, weil er sein Amt mit so vielem Segen verwaltet hatte, sondern mehr noch deshalb, weil er, wie es scheint, vor allen Andern damals am klarsten das Verhältniß des Evangeliums zum Gesetz erkannt, und am entschiedensten die Freiheit vom Gesetz verkündigt hatte. Aber der Herr ließ aus diesem edlen Saamenkorn eine reiche Frucht hervorsprossen. Bei seinem Tode war ein Jüngling zugegen, zu dessen Füßen die Henker ihre Kleider ablegten, einer der bestigsten, jüdischen Eiferer für das Gesetz, und einer der erbittertsten Feinde der Christen, der darum auch Wohlgefallen an Stephani Tode hatte, wie er selbst

Apostelgeschichte 22, 20 erzählt, — dem aber doch eben dieser Tod einen Stachel ins Herz drückte, und an welchem Stephani Gebet in herrliche Erfüllung ging. So starb Stephanus als Vorgänger des noch größern Paulus, der das Evangelium von der Gerechtigkeit durch den Glauben, ohne des Gesetzes Werke, nicht allein unter den Juden, sondern auch unter den Heiden aufrichtete, und durch seinen Tod vor dem heidnischen Kaiser besiegelte.



Jacobus der Aeltere.

(† im Jahre 44 nach Christi Geburt.)

Der Tod seiner Heiligen ist werth gehalten vor dem Herrn. (Ps. 116, 15)

Der erste Apostel, der um des Herrn willen den Tod duldete, war Jacobus, zum Unterschied von dem Verfasser des Briefes Jacobi, der Aeltere genannt. Die heilige Geschichte zeichnet ihn uns mit nur wenigen, aber kräftigen Zügen. Das Uebrige aus dem Leben und der gesegneten Wirksamkeit dieses, von seinem Herrn im Leben und im Tode so besonders werth gehaltenen Jüngers ist zum ewigen Gedächtniß in den Büchern des Himmels verzeichnet.

Er war ein Sohn des Zebedäus, eines Fischers am galiläischen Meer, und der Salome, die sich späterhin so eng an den Jüngerkreis des Herrn anschloß. Mit seinem Bruder Johannes wurde er, als sie einst am Meere mit Fischen beschäftigt waren, von dem Herrn zum Apostelamt berufen, und er war auch alsobald bereit, alles zu verlassen, und dem Herrn nachzufolgen. (Matth. 4, 21. Luc. 5, 10.) Unter den zwölf Aposteln bildete er mit Petrus und Johannes den engeren Kreis, welcher das besondere Vertrauen des Herrn genoß, und bei den wichtigsten Begebenheiten seines irdischen Wandels, der ersten Todtenerweckung, der Verklärung und dem Kampf in Gethsemane, um ihn bleiben durfte. Schon daraus geht hervor, daß er ein besonders begabtes Werkzeug des Herrn war. Er und Johannes glänzten im Kreise der Jünger als ein edles, herrliches Brüderpaar, das sich dem Herrn mit aller Inbrunst einer feurigen Liebe hingab. Dieser brünstige Eifer war der gemeinsame Characterzug Beider, weshalb der Herr sie auch, da er seinen drei geliebtesten Jüngern neue Namen gab, *Bneshargem*, d. h. *Donnerskinder* nannte (Marc. 3, 17.). Während sich aber diese Eifers- und Liebesgluth bei Johannes mehr in die innerliche Welt der Beschauung zurückzog, scheint sie bei Jacobus mehr in Wort und That hervorgebrochen zu seyn. Freilich hatte dieser Eifer anfangs noch vieles von dem unheiligen Feuer an sich, welches vor dem Herrn nicht taugt. So wollten

sie über eine Stadt in Samarien, welche den Herrn bei seiner Durchreise nach Jerusalem nicht aufnahm, in großer Entrüstung Feuer vom Himmel herabfallen lassen, und Christus mußte sie strafend daran erinnern, daß sie Kinder des Geistes seyen, der nicht ein Geist des Zornes und der Rache, sondern der Gnade und Erbarmung ist. (Luc. 9, 51 — 56.) So meinten sie ferner, weil sie wußten, daß ihre Herzen für die Ehre des Herrn entbrannt waren, es gebühre ihnen auch dem Herrn zunächst zu stehen, und ließen ihre Mutter Salome vor dem Herrn die thörichte Bitte aussprechen, er wolle ihre Söhne in seinem Reiche sitzen lassen, den einen zu seiner Rechten, den andern zu seiner Linken. (Matth. 20, 20 — 23.) Der Herr aber läuterte sie, und heiligte ihren Feuereifer, daß er auf die rechte Weise in demüthiger Liebe für seinen Dienst brannte. Mit Zuversicht hatten sie damals ihres Meisters Frage bejaht, ob sie auch den Kelch würden trinken können, den ihm sein Vater bereitet habe; und Jacobus sollte dieß nicht gar lange nach dem Tode des Herrn durch die That beweisen.

Um die Zeit seines Märtyrertodes war Herodes Agrippa, Bierfürst von Galiläa, ein Enkel Herodes des Großen, vom römischen Kaiser Claudius zum Könige auch über Judäa gemacht worden. Dieser heidnischgesinnte Mann sah kein besser Mittel, sich die Gunst seines Volks, das ihn wenig liebte, zu erwerben, als Grausamkeit gegen die Secte der Nazarener, wie damals die Christen noch genannt wurden. Was aus Ap. Gesch. 5, 13. erzählt wird, daß das Volk groß von den Christen hielt, hatte nicht lange gedauert. Sondern je kräftiger das Evangelium als ein Gericht über die Sünde sich zeigte, und die ernste Forderung der Buße an Jeden richtete, um so feindseliger stellte sich das Volk dagegen. Als darum Herodes auf das Osterfest des Jahres 44 nach Jerusalem kam, legte er die Hände an Mehrere von der Gemeinde, sie zu peinigen; und da Jacobus nach dem Feuereifer, den wir an ihm kennen, in der Predigt der Buße, und der Verkündigung des Herrn gewiß besonders thätig war auch wohl neben Petrus an der Leitung der Gemeinde vorzüglichem Antheil hatte, so nahm Herodes ihn als einen besonders hervorragenden aus ihrer Mitte heraus, und ließ ihn mit dem Schwerdt hinrichten.

Eine alte Erzählung berichtet, daß sein eigentlicher Ankläger vor Gericht, durch das freudige Bekenntniß aus dem Munde des Apostels getroffen, ein Theilnehmer seines Glaubens, seines Be-

kenntnißes, ja auch seines Todes geworden sey. Als sie Beide zum Richtplatze abgeführt wurden, sagt jene Erzählung, wendet sich der frühere Ankläger an den Apostel mit der Bitte, ihm die Versicherung der Vergebung seiner Sünden zu ertheilen. Jacobus gab ihm den Bruderfuß, und sprach: Friede sei mit Dir! Dann wurden Beide enthauptet. Der einst Feuer vom Himmel wollte fallen lassen, schied von der Erde mit dem Friedensgruß an seinen Verkläger. Während aber also der Tod des Apostels in einem geistlich Todten neues Leben erweckte, traf den Herodes ob dieser und andrer Gräueltthaten bald die Rache des Herrn. Noch in demselben Jahre, da er, in stolzem Dünkel auf seinem Throne sitzend, das gotteslästerliche Zujuchzen des Volks: „Das ist Gottes Stimme, und nicht eines Menschen!“, gern anhörte, schlug ihn der Engel des Herrn, daß er an einer furchtbaren Krankheit, von Würmern bei lebendigem Leibe verzehrt, seinen Geist aufgab. (Ap. Gesch. 12, 21—23.) So ist der Herr dem Einen auch in seinem Tode ein Geruch des Lebens zum Leben, dem Andern ein Geruch des Todes zum Tode.



Jacobus der Gerechte.

(† 62 nach Christi Geburt.)

„O Herr, ich bin Dein Knecht; ich bin Dein Knecht, Deiner Magd Sohn. Dir will ich Dank opfern, und des Herrn Namen predigen. Ich will meine Gelübde dem Herrn bezahlen vor allem seinem Volk; in den Höfen am Hause des Herrn, in dir, Jerusalem, Halleluja!“ Ps. 116, 16—19.

Diese Worte des Psalmisten passen so genau auf unsern Jacobus, der sich in seinem Briefe im neuen Testamente einen Knecht Gottes und Jesu Christi nennt, und insbesondere auf das, was sich bei seinem Märtyrertode zugetragen hat, daß man meinen könnte, er habe sie selbst gesprochen. Als sein gleichnamiger Mitapostel, dessen Leben wir eben geschildert haben, von Herodes war enthauptet worden, und auch Petrus um dieselbe Zeit, nach seiner wunderbaren Befreiung aus dem Gefängnisse, Jerusalem verlassen mußte, trat dieser Jacobus, zum Unterschiede von dem Erstern auch der jüngere genannt, an deren Stelle als eigentlicher Bischof der Stammgemeinde zu Jerusalem. Gewöhnlich wird er der Bruder des Herrn genannt. Ob er aber einer der Zwölfe gewesen sey, oder nicht, darüber herrscht eine verschiedene Meinung. Die Einen halten ihn für dieselbe Person mit dem Apostel Jacobus, der, als ein Sohn des Alphaeus und der Maria, einer Schwester der Mutter Jesu, ein naher Anverwandter des Herrn war, und darum auch sein Bruder genannt wurde. Andre halten ihn für einen Bruder des Herrn in noch engerm Sinne, und glauben, aus der Nachricht im Ev. Joh. 7, 5. daß auch seine Brüder nicht an ihn geglaubt hätten, schließen zu müssen, auch dieser Bruder des Herrn habe kein Apostel seyn können. Nach der letzteren Annahme würde Jacobus dann erst später, vielleicht erst nach der Auferstehung Christi, zum Glauben gekommen seyn, wie wir denn auch Ap. Gesch. 1, 14, die Brüder des Herrn nunmehr in der Apostel-Gemeinschaft um die Ausgießung des heiligen Geistes betend finden. Ueberdies erzählt Paulus, 1 Cor. 15, 7, daß der Herr dem Jacobus noch besonders erschienen sei. Es wäre danach gar nicht unwahrscheinlich, daß

sein Glaube durch die besondere Erscheinung, deren ihn der Herr gewürdigt hat, in ihm entzündet ward. Den er als den Messias nicht erkannt, so lange er ihn nur dem Fleische nach für seinen Bruder hielt, den erkannte er jetzt nach dem Geiste, als das Band der fleischlichen Verwandtschaft durch den Tod und die Auferstehung gelöst war. Mag er nun aber ein Apostel im eigentlichen Sinne, oder nicht gewesen seyn, jedenfalls stand er in der Gemeinde zu Jerusalem, ja selbst unter den Juden, in einem hohen Ansehen. Paulus nennt ihn, Petrus und Johannes die Säulen der Kirche (Gal. 2, 9), und als nun die Apostel sich aus Jerusalem entfernen mußten, war es ganz natürlich, daß ihm die eigentliche Leitung der Gemeinde zufiel, wozu er auch durch seine eigenthümliche Geistesrichtung ganz besonders befähigt war.

Die Gemeinde zu Jerusalem nämlich, die, nach den eigenen Worten des Jacobus (Ap. Gesch. 21, 20.), zu vielen Tausenden angewachsen war, bestand nur aus gläubig gewordenen Juden, die alle Eiferer über dem Gesetz waren. Sie hatten Jesum von Nazareth als den ihrem Volke verheißenen Messias erkannt, und glaubten an ihn. Aber wenn sie nun auch in diesem Glauben nicht mehr durch die Werke des Gesetzes gerecht werden wollten, so waren sie im Uebrigen doch vollkommen Juden geblieben, und würden es für Sünde gehalten haben, wenn sie die Vorschriften des Gesetzes in Bezug auf die Beschneidung, Gelübde, Reinigung, u. dgl. nicht mehr hätten halten wollen. Ja es gab unter ihnen Viele, wie es scheint, auch in der nähern Umgebung des Jacobus, die nicht bloß den gläubigen Juden diese Verpflichtung auflegten, sondern die da meinten, wenn Heiden an dem Segen, der durch den Messias über die Völker gekommen sey, Theil nehmen wollten, so müßten auch sie sich erst beschneiden lassen, und den Vorschriften des jüdischen Gesetzes sich unterwerfen. (Ap. Gesch. 15, 1. Gal. 2, 12.) Davon war Jacobus selbst freilich fern, und es schmerzte ihn ohne Zweifel sehr, daß viele seinen Namen mißbrauchten, um den Heidenchristen Unruhe zu machen. Auf der großen Versammlung der Apostel und Ältesten zu Jerusalem, Ap. Gesch. 15, die sich mit dieser so wichtigen Frage beschäftigte, und bei welcher Jacobus den Vorsitz führte, (nicht Petrus, woraus wir denn auch sehen, wie wenig Petrus der Apostelfürst war,) erkannte er, daß der Herr in Erfüllung seiner Weissagungen auch unter den Heiden sich ein Volk angenommen habe, wollte auch nicht, daß man diesen Brüdern Unruhe mache, sondern daß man ihnen bloß die nöthigen Stücke auferlege, die man von den sogenannten

Proselyten des Thores forderte, nämlich sich zu enthalten von der Unsauberkeit der Abgötter, von Hurerei, vom Erstickten und von Blut. Auch die beiden letzten Verbindlichkeiten sollten nicht für alle Zeiten festgestellt werden, sondern man hielt sie nur damals für nöthig, um der Einigkeit willen zwischen den Gläubigen aus den Heiden und denen aus den Juden, indem man sich von dem schönen Grundsatz leiten ließ, weder auf der einen Seite die Gewissen zu binden, noch auf der andern den schwachen Brüdern einen Anstoß und Aergerniß zu geben. Bei dem allen hielt aber Jacobus mit den Ältesten zu Jerusalem auch an den übrigen Verbindlichkeiten des Gesetzes für die Gläubigen aus der Beschneidung fest, wie wir Ap. Gesch. 21, 18—25 ausdrücklich lesen. Weit entfernt davon, irgend ein Verdienst daraus aufzurichten zu wollen, blieb er doch, da er als Jude berufen war, ein rechter Jude. Darum vertrauten nicht bloß die gläubigen Juden ihm ganz vorzüglich, sondern auch die noch nicht gläubig geworden waren, hielten ihn hoch in Ehren, und man nannte ihn wegen der Reinheit seines Wandels und seiner strengen Erfüllung des Gesetzes allgemein: den Gerechten. Wie sehr diese Achtung, die er unter den Juden genoß, ihm behülflich sein mußte, unter ihnen mit der Predigt von Jesu Christo zu wirken, und ihrer noch Viele, die den Propheten glaubten, und auf den Messias hofften, in die Reihen der Gemeinde hinüberzuziehen, läßt sich leicht einsehen. So hatte der Herr nach seiner Weisheit ihn vorzugsweise zu seinem Rüstzeug und Apostel unter den Juden gemacht, wie den Paulus unter den Heiden.

Nicht minder wichtig war seine Wirksamkeit in der Gemeinde. Als durch die Predigt der Apostel in kurzer Zeit viele Tausende zu Christo bekehrt wurden, da wurden ohne Zweifel von dieser großen Bewegung manche Juden mitergriffen, die doch nicht gründlich bekehrt waren, und nun ihren sabbucäischen und pharisäischen Sauerteig in die junge Gemeinde mit hinüber trugen. Der Same des Wortes war bei ihnen aufs Steinigte gefallen, war wohl für den Augenblick mit Freude aufgenommen, hatte aber keine Wurzel geschlagen, und konnte darum auch keine lebendige Frucht bringen. Der weltliche Sinn, dem sie weiland als Juden gefröhnt, tauchte wieder auf, und der einzige Unterschied gegen früher bestand bei diesen getauften, aber nicht wiedergeborenen Christen darin, daß sie den Glauben an die Kraft todter Gesetzeswerke und Ceremonien mit dem ebenso todten Werke des Maulglaubens an den Messias vertauscht hatten. So erwuchs jene Mißgestalt eines weltförmigen

Christenthums, das von Verläugnung der Welt und alles weltlichen Wesens nichts hören, sondern Gottes und der Welt Freundschaft kläglich mit einander verbinden will. Gegen dies eitle, matte, halbe, todte Christenthum erhebt Jacobus den ganzen heiligen Ernst eines lebendigen, werththätigen Glaubens, nicht allein mündlich, sondern, daß sein Wort weiter reiche, auch schriftlich in seinem Briefe an die zwölf Geschlechter in der Zerstreuung, der im N. T. für alle Zeiten aufbewahrt ist, als eine Warnungstafel gegen alles Weltchristenthum und alle Täuschungen des Scheinglaubens. Er war ein Apostel voll göttlichen Ernstes, der fest darauf hielt, daß die Gläubigen des Neuen Bundes, denen das Gesetz als ein Gesetz der Freiheit durch den Geist Gottes ins Herz geschrieben ist, durchschauen sollen in dies vollkommene Gesetz der Freiheit, und darin beharren, nicht als vergeßliche Hörer, sondern als Thäter. Er kennt wohl die Macht des Glaubens an Jesum Christum, den Herrn der Herrlichkeit, weiß wohl, daß er in Anfechtungen Geduld wirkt, den Armen reich macht, über alle Menschengesälligkeit erhebt, und im Gebet empfängt, was er bittet, wenn er rechtschaffen ist. Darum dringt er aber auch mit aller Kraft auf ein rechtschaffenes Wesen desselben, fordert, daß er sich in den Werken offenbare, in beharrlicher Geduld bei allen Anfechtungen, in einem reinen und unbesleckten Gottesdienst, in Erfüllung des königlichen Gesetzes: Liebe deinen Nächsten als dich selbst!, in Barmherzigkeit, Sanftmuth, Weisheit und Demuth. Mit keuschem Herzen, mit reinen Händen, mit gezähmter Zunge, mit heiligem Wandel, unbesleckt vor der Welt, soll der Christ auf die Zukunft des Herrn warten. Wie wohl stimmt Jacobus hier mit Paulus überein! Beide predigen den lebendigen Glauben, der durch die Liebe thätig ist, Paulus gegen solche, die vom Glauben zu den todten Werken des Gesetzes sich wenden, Jacobus gegen solche, die den Glauben im Munde, der Welt Freundschaft im Herzen haben.

Die Achtung, die ein so ernster Sinn dem Jacobus in der Gemeinde und selbst unter den besser gesinnten Juden verschaffte, ließ ihn lange Zeit in ungestörter Wirksamkeit sein Hirtenamt über die Gemeine zu Jerusalem verwalten. Aber da er ein so entschiedener Feind der Weltfreundschaft war, so war der Welt-sinn vieler Priester und Obersten unter den Juden, die das Schwierigste im Gesetz dahinten ließen, im Geheimen schon lange gegen ihn erbittert, und sie suchten nur eine günstige Gelegenheit, des unbequemen Predigers der Gerechtigkeit los zu werden, um so mehr,

da Paulus durch seine Appellation an den Kaiser ihrem blutgierigen Trachten entrißen war. Diese Gelegenheit fand sich denn auch, als der Landpfleger Festus gestorben war, und nun der Hohepriester Ananias, ein Sadduzäer, des Jacobus erbitterter Feind, bis zur Ankunft des neuen Landpflegers eine größere Macht in Händen hatte. Da wurde Jacobus mit mehreren Andern als Feind des Gesetzes angeklagt, und zu Tode gesteinigt.

Nach einer, in der Kirchengeschichte des Eusebius aufbewahrten, ausführlichen, aber nicht verbürgten Erzählung sollen die nähern Umstände seines Todes folgende gewesen seyn: Um die Osterzeit, wo viele Tausend Juden aus allen Gegenden zusammen kamen, habe man von ihm verlangt, er solle von der Zinne des Tempels, vor dem versammelten Volke, gegen Jesum von Nazareth Zeugniß ablegen. Da sei er zwar hinaufgestiegen, aber nur, um als ein Knecht des Herrn seinen Namen zu predigen, und vor allem Volk seine Gelübde zu bezahlen. „Was fragt ihr mich,“ habe er gesagt, „um Jesus, des Menschen Sohn? Er sitzt im Himmel zur Rechten der Gewalt, und wird wiederkommen in den Wolken des Himmels.“ Als nun durch dies Bekenntniß auch Andere ermuntert worden seien, ein Hosanna dem Sohne Davids zu rufen, hätten seine Feinde untereinander gesagt: „Was haben wir gethan, daß wir Jesum durch solch Zeugniß noch bewaffnet haben?“ Wüthend hätten sie ihn darauf von der Zinne des Tempels herabgestürzt und gesteinigt. Da ihn der Sturz noch nicht getödtet, hätte er sich auf seine Kniee gerichtet und gebetet: „Ich bitte, Herr Gott und Vater, für sie; denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Hierdurch betroffen, habe einer von den Priestern gerufen: „Was macht ihr? Dieser Gerechte betet für euch.“ Ein Mann aber aus dem Volk, sei herbeigestürzt, und habe ihn mit einem Walkerprügel auf das Haupt geschlagen, daß er gestorben sei. — Ob diese Nebenumstände seines Todes nun wahr seyn mögen, oder nicht, genug, er starb, gleich Stephano, den schönen, blutigen Märtyrertod für seinen Herrn, und die Seele des Gerechten schwang sich mit Halleluja-Ruf hinauf zum himmlischen Jerusalem.

Der Apostel Petrus.

(† 67 oder 68 nach Christi Geburt.)

Da du jünger warest, gürtetest du dich selbst, und wandeltest, wo du hin wolltest. Wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein Andern wird dich gürtten, und führen, wo du nicht hinwilst. (Joh. 21, 18)

Von keinem Apostel hat uns die evangelische Geschichte so ins Einzelne gehend die innere Herzensführung berichtet, als von Petrus. Bei den übrigen Jüngern entwickelte sich die neue Geburt wahrscheinlich im allmählichen Fortgange. — Bei Paulus brach sie im schärfsten Gegensatze durch des Herrn wunderbare Gnade urplötzlich durch. — Bei Petrus scheint sie zwar nach und nach, aber nicht im ruhigen Gange, sondern in einzelnen mächtigen Anläufen, rückweise, wenn der Ausdruck erlaubt ist, bis in den innersten Grund seines Herzens gedrungen zu seyn. Die heilige Schrift läßt uns in seinem Lebensgange mehr als einmal auf mächtig entscheidende Augenblicke, auf Lichtpunkte sowohl, als auf dunkle Schatten hinschauen, ehe sie uns den gewaltigen Apostel zeigt, den der Herr in ihm von Anfang anerkannt hatte. Dann aber stehet er da, begürtet die Lenden seines Gemüthes, nüchtern, seine Hoffnung ganz auf die Gnade setzend, die in der Offenbarung Jesu Christi ihm dargeboten wird. 1 Pet. 1, 13. Diese stets gerüstete, nüchterne Besonnenheit fehlte ihm anfänglich durchaus. Sie ist wohl auch niemals die besonders hervorstechende Eigenschaft seines Wesens geworden, sondern trat nur seinen sonstigen Eigenthümlichkeiten heiligend hinzu. Der Grundzug seines Charakters ist vielmehr ein kräftiger, lebensfrisch hervorbrechender Muth. Seine Begeisterung für den Herrn ist rasch auflodernd, berechnungslos, aber leider oft wenig nachhaltig. Zum Handel schnell entschlossen, springen seine Entschlüsse häufig eben so schnell wieder um. Ein kurzes, körniges Wort ist ihm lieber, als eine lange Rede, und eine gewagte, kühne That wird ihm leichter, als ein Werk, das viele Geduld erfordert. Sein ganzes, volles Herz liegt ihm immer auf der Hand, oder Zunge. Darum behandelt ihn auch der Herr anders,

als die Andern. Die kurzen, und wo es noth thut, entschieden schroffen Zurückweisungen sind jedesmal Schläge aufs Herz. Sie dringen auch tief in sein Herz hinein, und bleiben auf dem innersten Grunde desselben ruhen, wenn gleich die Oberfläche oft genug in schwankende Bewegung geräth. Denn eben, weil die Grathheit seines Herzens keinen Flecken desselben verborgen bleiben läßt, tritt bei ihm die Sünde öfter und stärker als bei den Andern hervor. Darum gestaltet sich aber auch sein Glaube mehr als bei den Andern zu der Hoffnung, die aus den Gebrechen berg Oeenwart heraus der künftigen Vollendung sich freut, zu der Hoffnung, die da eilet zu der Zukunft des Tages des Herrn, und eines neuen Himmels und einer neuen Erde wartet, in welcher Gerechtigkeit wohnt. 2 Petri 3, 12. 13.

Sein eigentlicher Name ist Simon. Er war der Sohn des Fischers Jonas aus Bethsaida am galiläischen Meere, und der Johanna. Sein Bruder Andreas, ein Jünger, Johannis des Täufers, führte ihn zu Jesu, als dem Messias nachdem er ihn selbst durch Johannis Zeugniß kennen gelernt hatte. Da zündete in seinem Herzen der erste Funke, als der Herr ihn ansah mit dem Blicke, der in das Innerste dringt, und hindeutend auf seinen künftigen Felsenglauben zu ihm sagte: „Du sollst Kephas heißen!“ das ist, ein Fels. Joh. 1, 42. Als bald darauf der Herr die Mutter seines Weibes von ihrem Fieber wunderbar befreite, wurde jener Funke bereits schon zu so heller Liebesflamme angefacht, daß er am andern Morgen, da Jesus in eine wüste Stätte gegangen war, zu beten, im Ungestüm des Suchens Allen voraneilte, um den Herrn zurück zu rufen. (Marc. 1, 36). Die zweite große Stunde schlägt für den Jünger, als Jesus von seinem Schifflein aus das Volk am galiläischen Meere lehrte. Simon war, wie die andern Jünger, noch nicht zu bleibender Nachfolge des Herrn berufen. Sie trieben vielmehr ihre Beschäftigung noch wie früher. Als nun der Herr, nachdem er zu reden aufgehört hatte, die Jünger einen so überaus reichen, wunderbaren Fischzug thun läßt, wird dieser in seinem Innersten dermaßen von seiner Unwürdigkeit, solchen Segens theilhaftig zu werden, überwältigt, daß er zu den Knien Jesu niederfällt, und spricht: „Herr, gehe von mir hinaus! Ich bin ein sündiger Mensch.“ Luc. 5, 4 — 11. Je mehr sich ihm die Herrlichkeit des Herrn offenbart, desto tiefer erkennt er seine Sünde. Solche Demuth sucht der Herr an seinem Jünger. In dem Fischzug, den er eben gethan, stellt er ihm ein Bild

des reichen Segens dar, den er einmal auf seine Predigt legen wolle: „Fürchte dich nicht,“ sagte er zu ihm, „von nun an wirst du Menschen sehen.“ Da verließen er, und die mit ihm waren, Jacobus und Johannes, ihre Neze, und folgten dem Herrn nach.

Bald nach diesem Ereigniß sonderte sich der Herr aus der ganzen Jüngerschaar die zwölf Apostel aus. Von allen Evangelisten wird unter diesen Zwölfen Petrus zuerst genannt, ohne Zweifel, weil er vor allen Uebrigen hervorragte, freilich jezt noch eben sowohl durch die Kraft und Frische seines Herzens, als durch seine Voreiligkeit und Selbstüberhebung. Wir finden ihn später bei einer Begebenheit, wo uns sein Verhalten ein getreues Abbild seines innern Lebens bis zur Auferstehung des Herrn gibt. Als die Jünger einst im Sturme bei Nachtzeit über das galiläische Meer fuhren, sahen sie den Herrn auf dem Meere wandelnd. Im Drange seines Muthes und seiner Liebe will Petrus hin zu ihm; und als der Herr es ihm erlaubt, steigt er kühnen Glaubens aus dem Schiffe, und tritt auf das Wasser, das wie fester Boden unter seinen Füßen wird. Ob da nicht selbst-vertrauender Jubel in ihm aufstieg? Die alsbald folgende Verzagtheit deutet darauf hin. Eine große Woge erschreckt ihn, er fängt an zu sinken, und ruft: „Herr, hilf mir!“ Und Jesus reckt seine Hand aus, ergreift ihn und spricht: „Du Kleingläubiger, warum zweifeltest du?“ (Matth. 14, 24 — 31). Das Hin- und Hergeworfen-werden von den Wellen, die gefahrvolle Nacht, die Erscheinung des Herrn, der augenblickliche Muth des Glaubens, der kühne Gang auf der unheimlichen Tiefe, die falsche, fleischliche Sicherheit und alsbaldige Verzagtheit, der Angstschrei der Hoffnung, und die wieder aufrichtende Hülfe des Herrn, alle diese Züge, die in den kleinen Rahmen dieser wunderbaren Geschichte zusammengedrängt sind, wiederholen sich in der innern Geschichte Petri mit überaus zutreffender Genauigkeit. Glaubensmuth und Siegesfreudigkeit, Selbstüberhebung und schmachlicher Fall folgen sich im schnellsten Wechsel.

Sehr deutlich sehen wir das in einem Augenblicke, wo er auf einer herrlichen Glaubenshöhe steht. In den stillen Thälern bei Caesarea Philippi legte der Herr seinen Jüngern, die entscheidende Frage vor: „Wer glaubet denn ihr, daß ich sei?“ Da drängt sich in aller seiner Mitjünger Namen das fröhlich kräftige, gläubige Bekenntniß aus Petri Munde hervor:

„Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Matth. 16, 15. 16. Und wieder schaut ihn der Herr an, wie damals, mit dem tief durchdringenden Blicke und bestätigt ihm den neuen Namen mit dem bedeutungsvollen Zusage: „Ich sage dir auch, du bist Petrus, (d. i. ein Fels), und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“ Aber als nun der Herr von diesem Baue seiner Gemeinde weiter zu seinen Jüngern redet, und zu dem zweiten großen Abschnitte seines Lebens übergehend, von der Nothwendigkeit seines bitteren Leidens und seines blutigen Todes zu ihnen spricht, da fühlt sich eben dieser Petrus von seiner exträurten Höhe plötzlich herabgestürzt. Er ahnt, daß, wenn sein Herr nicht von so furchtbaren Leiden verschont bleiben könne, ihn als Knecht ähnliches Kreuz treffen müsse, und zeigt sich nun einerseits so leidenschafts- und kreuzflüchtig, anderntheils aber durch das ihm ertheilte Lob so hochfahrend und anmaßend, daß er sich erdreistet auch dem Herrn Christus die Nothwendigkeit seines Leidens und Todes abstreiten zu wollen. Er fährt ihn an und spricht: „Herr, schone deiner selbst! Das widerfahre dir nur nicht!“ Da deckt ihm der Herr mit furchtbarem Ernste die Verkehrtheit seines Herzens auf, und wirft ihn mit den niederschmetternden Worten in die rechte Demuth zurück: „Hebe dich, Satan, von mir! du bist mir ärgerlich; denn du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist.“

Wir müssen noch einige Augenblicke bei dieser Begebenheit verweilen, lieber Leser. Auf jenen Ausspruch Christi: „du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde“, so wie auf die darauf folgenden Worte: „Ich will dir des Himmelreiches Schlüssel geben. Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden seyn; und Alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los seyn“, — sucht bekanntlich die römische Kirche vornehmlich den Beweis zu gründen, daß der Herr dem Petrus einen Vorrang vor allen übrigen Aposteln gegeben habe. Wie sehr mit Unrecht sie dies thut, wollen wir uns den angeführten Schriftstellen selbst uns kürzlich noch deutlich machen. Daß der Herr nicht Petri Person, sondern Petri Glauben gerühmt hat, geht klar aus den Worten des 17 Verses hervor: „Selig bist du, Simon, Jonas Sohn! denn Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbart, sondern

mein Vater im Himmel.“ Er spricht ihm ausdrücklich alles eigene Verdienst ab. Auf Petri Glauben also, als den rechten, einigen Felsengrund, will er seine Kirche bauen. Damit stimmt, was Paulus (Cor. 3, 11) sagt: „Einen andern Grund kann Niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus“; — so wie Eph. 2, 20, daß die Christen erbaut seien: „auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist.“ Desgleichen schreibt, der Apostel Johannes, Off. 21, 24: „Die Mauer der Stadt Gottes, des himmlischen Jerusalems, habe 12 Gründe, und in denselbigen die Namen der zwölf Apostel des Lammes.“ Auch hiernach ist der Glaube an Christum, den die zwölf Apostel, und früher die Propheten verkündigt haben, der Grund des heiligen Tempels, der himmlischen Stadt, der Kirche des hochgelobten Gottes und Heilandes. Und was nun das Amt der Schlüssel anbetrifft, welches die römische Kirche dem Petrus vorzugsweise zuertheilen will, weshalb sie ihn auch allein als einen Schlüsselträger abbildet, so irret sie auch hierin weit. Denn Matth. 18, 18, spricht der Herr allen Aposteln das Recht zu, den Himmel auf und zuzuschließen: „Was **ihr** auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden seyn; und was **ihr** auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel los seyn.“ Ebenso Joh. 20, 22—23. „Nehmet hin den heiligen Geist! Welchen **ihr** die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen **ihr** sie behaltet, denen sind sie behalten.“ Wie wenig die Apostel selbst daran dachtne, dem Petrus einen andern Vorrang unter sich einzuräumen, als den er durch seine Geistesgaben mit Johannes und Jakobus theilte, darauf haben wir schon bei der Geschichte des letztern hingewiesen. Denn Jakobus, und nicht Petrus, führte bei dem großen Concile der Apostel und Ältesten in Jerusalem den Vorsitz. Am schlagendsten aber widerlegt der Schluß der Matth. 16 erzählten Geschichte die Behauptung der römischen Kirche. Gewiß hat der heilige Geist, der alle Bücher der heiligen Schrift eingegeben hat, weil er voraus wußte, welchen Mißdeutungen jenes Wort Christi ausgesetzt werden würde, in besonderer Weisheit, Petrus, den Felsenmann, auf den der Herr seine Kirche bauen will, und Petrus, den Satan, der dem Herrn Christo ärgerlich ist, so dicht neben einander gestellt. Er will uns aber damit lehren, daß wir nicht auf die Person schauen, und nicht an der Person kleben bleiben sollen.

Doch kehren wir zu der Geschichte zurück. Einen unauslöschlichen Eindruck auf unsers Jüngers Gemüth macht die acht Tage nach dem eben geschilderten Ereigniß erfolgende Verklärung des Herrn auf dem heil. Berge, vor ihm und den beiden andern Lieblingsjüngern. Matth. 17, 1 u. ff. Noch in seinem zweiten Briefe beruft er sich auf dieselbe, als auf einen Beweis der Glaubwürdigkeit seiner Verkündigung. Aber daß diese Verklärung nur der erhabene Eingang seyn sollte zu dem dunklen Wege der Leiden und des Todes, den die himmlischen Boten in göttlichem Auftrage dem Herrn vorzeichnen, das wollen weder Petrus noch seine Mitjünger verstehen. Dahin zielende Reden des Herrn blieben vor ihnen verborgen, daß sie es nicht begriffen, Luc. 9, 45. Ja, so freudig, und mit so viel Verständniß Petrus und die andern Jünger dem Herrn bis hierher gefolgt waren, so lange es aufwärts ging durch die Wunder seiner Reden und Thaten, zu immer herrlicherer Offenbarung des Sohnes Gottes, so wenig vermögen sie, vermag vor Allen Petrus, gleichen Schritt des Verständnisses und der Demuth zu halten, nun der Herr nach dem Willen des Vaters die Stufen seiner Erniedrigung immer tiefer hinabstieg. Vielmehr folgen jetzt grade in oftmaliger Wiederholung die unerschrockenen Rangstreitigkeiten unter den Jüngern, die vielen unverständigen und selbstsüchtigen Fragen, ja das Widersprechen gegen den Herrn selbst. Hierzu hatte Petrus gewiß durch sein all zu stark hervortretendes Selbstgefühl vorzüglich Veranlassung gegeben. Daher seine Fragen und Widerreden vor allen andern Aposteln. Wie oft muß ich meinem Bruder, der an mir sündigt, vergeben? Ist's genug siebenmal?" Matth. 18, 21. „Wir haben Alles verlassen, und sind dir nachgefolgt! Was wird uns dafür?" Matth. 19, 27. „Nimmermehr sollst du mir die Füße waschen!" Joh. 13, 8. „Wenn sie auch Alle sich an dir ärgerten, so will ich mich doch nimmermehr ärgern." Matth. 26, 33. Er war satt geworden, und stand auf einer gefährlichen Höhe der Sicherheit und Selbstüberhebung. Als darum der Herr beim Anbruche der großen Leidensnacht seine Jünger, die bisher aus der Fülle seiner Gegenwart volle Genüge hatten schöpfen können, ermahnte, nun, da sie auf sich selbst hingewiesen werden sollten,beutel und Tasche zu nehmen, konnte Petrus über keinen in Demuth gesammelten und bewahrten Vorrath gebieten. Dennoch traute er seiner Person in seiner hochmüthigen Verblendung eine solche Felsenfestigkeit zu, daß er, statt sich zum bevorstehenden Kampfe mit Wachen und Beten zu

rüsten, trotz alles Warnens und Bittens seines treuen Hirten, während des Seelenkampfes desselben in Gethsemane da lag und schlief. Marc. 14, 37. 38. Ja er entweichte diese heilige Gebets- und Glaubensstätte mit dem Schwingen des Schwertes in fleischlichem Eifer. So war denn ein tiefer Fall von erträumten Höhen herab vor der Thür. Wie hätte er jetzt noch einem plötzlichen Angriff der Mächte der Finsterniß widerstehen können? Der Angriff kam eben so unerwartet als unvermeidlich, und Petrus verläugnet seinen Herrn dreimal hintereinander, zuletzt unter Fluchen und Selbstverwünschungen.

Aber dies ist auch der große Wendpunkt seines Lebens. Der lautere Quell demüthiger Liebe hatte wohl eine Zeitlang überwachsen, aber nicht für immer verstopft werden können. Ein abermaliger, eben so ernst demüthigender als liebevoll beschämender Blick des Herrn spaltet sein Herz bis auf den innersten Grund; — und die dreimalige Frage des Auferstandenen am See Genezareth: „Hast du mich lieb?“ bringt das neue Leben zum siegreichen Durchbruch. Joh. 21, 15. Der alte Schade ist nur ans Licht gekommen, um in dem ernstesten Selbstgerichte der Buße vom Lichte gestraft zu werden. Gesühnt durch das theure Blut Christi, als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes, (1 Pet. 1, 19.), das sein Hochmuth vorher nicht achtete, wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten, (1 Petr. 1, 3.), gewann er wieder Kraft und Muth eines geistig gefunden Lebens, und empfing von dem Herrn den Auftrag, seine Lämmer und Schaafe zu weiden. Von da an, nach der Himmelfahrt des Herrn, erblicken wir ihn denn auch überall im Vordergrunde apostolischer Wirksamkeit, eingedenk der Ermahnung Christi: Wenn du dermaleinst dich bekehrst, so stärke deine Brüder! (Luc. 22, 32.)

Schon vor dem Tage der Pfingsten tritt er unter die versammelten Jünger mit der Aufforderung, die Lücke im Apostelkreise, die durch den Abfall und Selbstmord des Verräthers Judas entstanden war, wieder auszufüllen. Zwei Jünger, welche Zeugen Christi von seiner Taufe bis zur Himmelfahrt gewesen waren, Joseph Barsabas und Matthias, werden ausgesondert, und dem Herrn die Entscheidung durchs Loos unter Gebet der Jünger anheimgestellt. So wird Matthias den elf Aposteln zugeordnet. (Ap. Gesch. 1, 15 ff.). Als darauf am Pfingstfeste, unter dem Brausen eines gewaltigen Windes, der heilige Geist in feuriger Zungen Gestalt einen Jeglichen unter ihnen erfüllte, und sie zu

heiligen Trägern der Kraft und des Lebens Christi weihte, da traten sie hinaus unter das Volk, zu predigen Buße und Glauben an Christum, nachdem ihn Gott von den Todten auferwecket, Petrus voran. Seine erste Predigt gleich am Pfingstfeste, vor Juden aus allerlei Ländern, geht so Vielen durchs Herz, daß sich 3000 taufen lassen, und die Gemeinde zu Jerusalem begründet ist. Von da an reihte sich eine kräftige Bezeugung durch Wort oder That an die andere. Seine Worte sind in der Regel nicht längere, mit ruhiger Ueberlegung gehaltene Reden. Sie gleichen dem Donner, der die Herzen mit Ulgewalt ergreift und erschüttert. Seine Thaten brechen mit Wundern und Zeichen hervor, wie ein Blitz, alles überwältigend und mit sich fortreisend. „Siehe uns an!“ sprach er zu dem vom Mutterleibe an gelähmten Bettler, der ihn, als er mit Johannes in den Tempel hinaufging, um eine Gabe ansprach. „Silber und Gold habe ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich Dir. Im Namen Jesu Christi stehe auf und wandle!“ Und die Begeisterung Petri, mit der er ihn ergriff und aufrichtete, bemächtigte sich auch des Geheilten, also daß er sprang, und Gott lobte. (Ap. Gesch. 3, 1—8). „Was sehet ihr auf uns, als hätten wir diesen Menschen wandeln gemacht?“ ruft Petrus alsbald in das Volk hinein „Gott hat seinen Knecht Jesum verklärt! Den ihr verläugnet und getödtet habt, den hat Gott auferwecket, in des Name ist dieser Lahme gesund gemacht!“ Wie fröhlich konnte er bei solcher Lebensfülle des Geistes Leiden und Verfolgung ertragen! Von den Priestern, insbesondere den Sadduzäern, die seine Predigt von der Auferstehung verdroß, sammt Johannes ergriffen, ins Gefängniß geworfen, vor den hohen Rath gestellt, zeuget er auch hier von dem Namen, in dem allein Heil ist, und bekennt, auf das Verbot, nicht ferner in diesem Namen zu lehren, mit Johannes: „Wir können ja nicht lassen!“ Die falschen Bauleute merkens nicht, oder ergrimmen darüber, daß ungelehrte Leute und Layen in des Geistes Kraft an ihre Stelle berufen sind, und müssen in rathloser Rücksicht gegen das Volk, das über dem Wunder Gott lobt, die Apostel gehen lassen. Und als diese zu den Ihrigen zurückkehren, erheben sie einmüthig ihre Stimme zu brünstigem Gebet, nicht daß der Herr sie vor fernern Leiden bewahren wolle, sondern daß er seinen Knechten gebe, mit aller Freudigkeit zu reden das Wort. Da bewegt sich die Stätte ihrer Versammlung, und eine neue Geisteserfüllung bekräftigt ihnen die göttliche Erhörung. (Ap. Gesch. 4.)

Wenn die Freude Petri damals die Feinde des Herrn einschüchterte, so ist vollends sein Ernst gegen unheiliges Lügenwesen in der Gemeinde selbst schrecklich. Ananias! warum hat der Satan dein Herz erfüllet, daß du dem heiligen Geiste lögest?" Auf dies Wort fällt Ananias todt zu Boden, und als bald darauf sein Weib, in den Betrug mit verflochten, zu den Aposteln hereintritt, sind die Füße derer, die ihren Mann begraben haben, bereits vor der Thür, um auch sie hinauszutragen. (Ap. Gesch. 5.) Da kam eine große Furcht über die ganze Gemeinde. Ein mächtiges Wachsthum nach innen, und außen, schloß sich an diese Auslegung des Sauerteigs. Viele werden gläubig, das Volk scheut sie und hält groß von ihnen. Von den umliegenden Städten bringt man die Kranken herbei, um sie von den Aposteln heilen zu lassen. Ja man legt die Kranken auf die Straßen, daß nur im Vorübergehen Petri Schatten Gönne berühren und gesund machen möge. Kurz die Lebensfülle des Geistes fluthet durch die Gemeinde, wie ein aufgehaltener Strom, den der Wind des Herrn treibt. Der sadduzäische Hohepriester und sein ganzer Anhang werden voll Neid und Eifers. Sie werfen die Apostel ins Gefängniß. Aber ein Engel öffnet ihnen bei Nacht die Thür, und trägt ihnen auf, im Tempel dem Volke die Worte des Lebens zu verkünden. Mit guten Worten, denn sie fürchten das Volk, holen der Hauptmann und die Diener sie von da in den hohen Rath, der sie zur Rechenschaft wegen der verbotenen Predigt auffordert. Aber Petrus spricht mit den übrigen Aposteln: „Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen,“ und bezeugt ihnen aufs Neue: „Den Fürsten und Heiland Israels, den ihr erwürgt habt, den hat Gott durch seine rechte Hand erhöht.“ Das Wort schnitt tief ein, und sie dachten, sie zu tödten, aber sie wagten nicht, es hinaus zu führen, und fielen dem Rathe des Pharisäers Gamaliel bei, abzuwarten und zuzusehen. Nachdem sie die Apostel mit Ruthen gestäupet hatten, ließen sie sie gehen. Sie aber gingen fröhlich von des Rathes Angesicht, daß sie gewürdigt waren, um Seines Namens willen Schmach zu leiden.

Von nun an erweitert sich der Wirkungskreis des Petrus, der bisher auf Jerusalem beschränkt gewesen war, auf die umliegenden Länder. Der Evangelist Philippus nämlich, der in der ersten, nach Stephanus Tode sich erhebenden Verfolgung mit vielen Jüngern aus Jerusalem weichen mußte, hatte das Evangelium in den Städten Samarias, und dann auch im Westen Palästinas,

in den Küstenstädten des mittelländischen Meeres verkündigt, und Viele waren überall an Christum gläubig geworden. Als die Kunde hiervon nach Jerusalem kam, sandten die Apostel Petrus und Johannes nach Samarien, um die neuen Gemeinen im Glauben zu stärken, und diejenigen Einrichtungen zu treffen, die zu einer festen Begründung des Evangeliums in jenen Gegenden nothwendig erschienen. Ap. Gesch. 8. Ihre Gegenwart war von wichtigen Folgen. Nicht nur wurden diese Gemeinen, die bisher nur etwa mit ruhigem Verstande die einfache Wahrheit von Jesu von Nazareth aufgefaßt hatten, in das außerordentliche Geistesregen und Wehen der Jerusalemer Gemeinde mit hineingezogen, sondern die Apostel entlarvten auch einen gefährlichen Feind des Glaubens, der sich demselben äußerlich angeschlossen hatte. Ein gewisser Simon, ein Zauberer, wie ihn die Schrift nennt, der die heidnische Weisheit des Morgenlandes mit allerlei jüdischen Vorstellungen vereinigte, hatte sich selbst für eine in Menschengestalt erschienene, große Gotteskraft ausgegeben, und dieser hochmüthigen Lüge durch allerlei Zaubereien Eingang verschafft, also, daß alles Volk auf ihn sahe. Er war scheinbar mit gläubig geworden, und als er nun die außerordentlichen Wirkungen des Geistes sah, die durch Handauflegung der Apostel vermittelt wurden, hoffte er durch sie in den Besitz dieser überirdischen Kräfte kommen zu können, und bot ihnen für diese Gabe Geld. Aber wie wird er zu Schanden gemacht! „Daß du verdammet werdest mit deinem Gelde!“ fährt ihn Petrus an. Die Tücke seines Herzens, voll bitterer Galle, verknüpft mit Ungerechtigkeit, deckt er schonungslos auf, und ermahnt ihn zu ernster Buße. Eine zweite Reise, die Petrus von Jerusalem aus in die westlichen Gegenden unternahm, war nicht minder gesegnet. Insbesondere trug ohne Zweifel ein längerer Aufenthalt in Joppe wesentlich zum Aufblühen der umliegenden Gemeinen bei. (Ap. Gesch. 9, 32—43.)

So hatte denn das Christenthum unter den Juden Wurzel gefaßt, und die ganze Gemeinde in Judäa und Galiläa und Samaria befand sich in dem gesegneten Zustande, von dem Ap. Gesch. 9, 31 gesagt wird, daß sie Frieden hatte, und sich bauete, und wandelte in der Furcht des Herrn, und erfüllet ward mit Trost des heiligen Geistes. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo, nach des Herrn weltumfassender Liebe, auch die Heiden ihm sollten zur Beute werden. Aber auch die Apostel waren noch nicht zu der Freiheit der Erkenntniß durchgedrungen, die Heiden anders an den Segnungen des Evangeliums Theil nehmen zu lassen, als daß sie zuvor durch die Be-

schneidung dem alten Bundesvolk sich zugesellen mußten. Es bedurfte einer besondern Offenbarung des Herrn, diese engen Schranken zu durchbrechen. Und Petrus ist's, dem zuerst ein Blick in die volle Herrlichkeit der freien Gnade eröffnet wird. (Ap. Gesch. 10.) Er befindet sich auf dem flachen Dache seines Hauswirths, des Gerbers Simon zu Joppe. Da wird er entzückt, und in der Entzückung sieht er ein großes leinenes Tuch vom Himmel vor sich niedergelassen, worin allerlei nach dem mosaischen Geseze unreine Thiere enthalten sind, und hört eine himmlische Stimme, die ihm befiehlt, zuzulangen und zu essen. Da er sich weigert, wird ihm die göttliche Antwort: „Was Gott gereinigt hat, das mache du nicht gemein!“ Eine dreimalige Wiederholung verstärkt diese welterlösende Offenbarung. Kaum aber ist Petrus wieder zu sich selbst gekommen, und in fragendem Nachdenken über dieses Gesicht bekümmert, da werden drei Männer bei ihm angemeldet. Es sind Boten des heidnischen Hauptmanns Cornelius zu Caesarea, der auf seine Gebete die göttliche Antwort durch einen Engel erhalten hatte, Petrum holen zu lassen; der werde ihm sagen, was er thun solle. Diesem Zusammenklang göttlicher Offenbarungen vermag Petrus nun nicht länger zu widerstehen. Er macht sich auf den Weg, zu einem großen Bau den ersten Stein zu legen. Und siehe, auf seine Predigt von der Buße und Vergebung der Sünden durch den Namen des gekreuzigten und wieder erstandenen Jesu von Nazareth, fällt der heilige Geist auf Cornelius und die um ihn versammelte, sehnstüchtig lauschende Menge, also daß sie in Zungen reden, und Gott hoch preisen. Da wagt er nicht ferner das Joch des Gesezes ihnen aufzulegen, sondern befiehlt, sie zu taufen in dem Namen des Herrn.

Wohl wurde dieser wichtige, entscheidende Schritt, als er nach Jerusalem zurückkehrte, von den Judenthristen daselbst heftig angefochten; aber er blieb der überkommenen großen Offenbarung getreu, und setzte allen Anklagen die siegreiche Vertheidigung entgegen: „Wer war ich, daß ich konnte Gott wehren?“ (Ap. Gesch. 11, 17.) Die Hand Herodis, die nach des ältern Jacobus Ermordung auch an ihm frevelte, mußte nur dazu dienen, ihn in diesen neuen Wirkungskreis weiter hinein zu führen. Durch einen Engel aus dem Gefängnisse, in welches Herodes ihn hatte werfen lassen, wunderbarer Weise befreit, verließ er Jerusalem, um immer weiterhin das vom Gesez freimachende Evangelium zu tragen. Späterhin drohte, um dieser Verschiedenheit der Meinungen willen, innerhalb der Kirche selbst ein großer Zwiespalt

auszubrechen. Jüdische Christen beunruhigten die Jünger in Antiochien, die aus dem Heidenthum bekehrt waren, und forderten die Beschneidung von ihnen. Da vertheidigten vor Allen Petrus Paulus und Jacobus auf einem dieser Frage wegen zu Jerusalem abgehaltenen Concile, siegreich das vom Gesetzesdienste freimachende Evangelium von der Gnade Gottes, und Petrus war es, der die goldenen Friedens-Worte aussprach, die nicht laut genug in die unbrüderlichen Spaltungen gläubiger Christen auch unserer Zeit hineingerufen werden können: „Wir glauben, durch die Gnade des Herrn Jesu Christi selig zu werden, gleicherweise wie auch sie.“ (Ap. Gesch. 15, 11.) Zwar, wie auch die erste Offenbarung, die ihm von dem Vater im Himmel zu Theil ward, daß Jesus sei der Christ, von seinem Fleisch und Blut mancherlei Einrede zu erdulden gehabt hatte, so will die alte Natur auch jetzt noch die neue Offenbarung ihm einmal wieder rauben. In Antiochien nämlich, wie wir dieß Gal. 2, 11 u. ff. lesen, wohin Petrus nochmals für eine Zeitlang seinen Wirkungskreis verlegt hatte, wurde er durch Menschenfurcht vor strengen jüdischen Gesetzes-Christen dahin gebracht, sich von dem gemeinschaftlichen Mahle mit unbeschnittenen Heidenchristen zurückzuziehen, nicht aus Irrthum der Erkenntniß, sondern aus Schwachheit des Willens. Aber er beugt sich alsbald in Demuth dem strafenden Worte des Paulus, und seine Briefe geben Zeugniß davon, wie er fortan in völligem Einverständnis der Lehre und des Lebens mit diesem gewirkt hat. (2 Pet. 3, 15. 16.)

Mit jenem Concile schließt die Apostelgeschichte ihre Erzählung über die Wirksamkeit unsers großen Apostels, indem sie sich fortan zu Paulus wendet. Es kann auch nicht geleugnet werden, daß die Hauptkraft für die folgende Entwicklung der christlichen Kirche nun auf Paulus übergeht. Aber ein Apostel, wie Petrus, kann nicht unthätig geworden seyn, und die heilige Schrift selbst gibt uns mehrere Winke darüber, wo wir seinen Wirkungskreis zu suchen haben. Zuvörderst sagt uns Paulus, (Gal. 2, 9.) die drei Säulen der Kirche Jacobus, Petrus und Johannes seien mit ihm eins geworden, daß er unter den Heiden, sie aber unter den Juden das Evangelium predigen sollten. Hatte Petrus den Grundstein zur Bekehrung der Heiden noch selbst gelegt, so überließ er jetzt den weitem Bau seinem Mitapostel Paulus, und wandte sich selbst mit ungetheilter Kraft zu seinem väterlichen Volke, und zwar nicht allein in Palästina, sondern, wie die Ueberschrift seines ersten Briefes, und der Gruß aus Babylon

am Schlusse desselben, so wie spätere zuverlässige Nachrichten bekunden, zu den hin und her zerstreuten Juden in dem jetzigen Kleinasien und dem großen parthischen Reiche. Aus 1 Kor. 9, 5. erfahren wir noch, daß ihn auf seinen Reisen sein Weib begleitete. Was er in jenen Ländern gewirkt hat, ist unsern Augen verborgen, und auch die theils nicht genügend begründeten, theils höchst unvollkommenen Nachrichten späterer Zeit geben uns darüber kein Licht.

Gegen das Ende seines Lebens soll Petrus sich in Rom aufgehalten haben. Eine seit der letzten Hälfte des zweiten Jahrhunderts allgemein verbreitete Sage macht diese Annahme sehr wahrscheinlich, doch ist sie noch nicht über allen Zweifel erhaben. Es finden sich in den übrigen Angaben der Kirchenväter über sein Alter, die Dauer seines Aufenthaltes in Rom, und die Art und Zeit seines Todes soviel Widersprüche und Verschiedenheiten, daß Ungewißheit und Dunkel über die letzte Zeit seines Lebens bleibt. In neuester Zeit hat dies der große Kirchengeschichtschreiber, Dr. Meander, in seiner Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel ausführlich nachgewiesen. Noch viel weniger Grund haben die Behauptungen vieler römischkatholischen Schriftsteller zu Gunsten ihrer Kirche, daß Petrus die Christen-Gemeinde zu Rom gestiftet habe, und der erste Bischof derselben gewesen sei, so wie, daß er 25 Jahre lang dies oberste Hirtenamt daselbst verwaltet haben soll. Die frühesten Kirchenväter wissen nichts davon. Es stimmt dies auch mit dem, was wir aus der Bibel wissen, durchaus nicht. Er war bei dem mehr erwähnten ersten Concile der Apostel und Ältesten, das im Jahre 52 abgehalten wurde, noch in Jerusalem, und hat späterhin erst seine Reise in's parthische Land gemacht. 1 Pet. 5. 13. Da er nun schon im Jahre 67 oder 68 den Märtyrertod gestorben ist, kann er unmöglich 25 Jahre Bischof von Rom gewesen seyn. Ferner, der Evangelist Lukas, von dem wir in der Apostelgeschichte die meisten Nachrichten über Petrus und Paulus haben, beschreibt in den letzten Kapiteln dieses Buches die Ankunft des Paulus in Rom, gedenkt aber dabei mit keinem Worte einer Wirksamkeit des Petrus in dieser Stadt, was er doch gewiß gethan haben würde, wenn Petrus der wirkliche Stifter der Gemeinde in Rom gewesen wäre. Einige römische Schriftsteller suchen sich nun zwar durch die Behauptung zu helfen, daß Petrus von Rom aus viele Reisen gemacht habe. Aber richte selbst, lieber Leser, ob es denkbar ist, daß er mit seinen Dienst am

Worte so oft zwischen zwei entgegengesetzten Weltgegenden gewechselt haben sollte; ja daß er überhaupt, wie Dr. Neander hierzu bemerkt, so frühe schon seinen Wirkungskreis in Ländern, wo für die Ausbreitung des Christenthums noch soviel zu thun war, sollte verlassen haben, um sich nach einer fernen Stadt zu begeben, in welcher Paulus und seine Jünger schon einen guten Grund gelegt hatten?

Wir können also nur die Möglichkeit zugeben, daß Petrus in den letzten Jahren seines Lebens Bischof der Gemeinde zu Rom gewesen ist, während wir es allerdings für wahrscheinlich halten, daß er zugleich mit Paulus im Jahre 67 oder 68 nach Christo, während der Christenverfolgung unter dem grausamen Kaiser Nero, in Rom den Märtyrertod erlitten hat, und zwar wie der Herr, den Tod am Kreuze. Die spätere Ueberlieferung erzählt, Petrus habe es in seiner Demuth für eine zu große Ehre gehalten, ganz in gleicher Weise, wie der Heiland, zu sterben, und er habe deshalb gebeten, ihn mit unterwärts gefehrtem Haupte und in die Höhe gerichteten Füßen zu kreuzigen. Der berühmte Kirchenhistoriker, Dr. Neander, äußert aber mit Recht in seinem Buche hiergegen: „Ein solcher Zug trägt schon an und für sich viel mehr das Gepräge späterer krankhafter Frömmigkeit, als der einfachen, apostolischen Demuth. Die Apostel finden gerade ihre größte Freude darin, in Allem dem Herrn nachzufolgen.“ Eine weitere Ausschmückung seines Märtyrertumes meldet, Petrus habe, um dem Tode zu entgehen, bei Nachtzeit aus Rom entfliehen wollen. Da sei ihm, als er eben das Stadthor hinter sich gehabt, in einem Gesichte der Herr mit ernstem Antlitz begegnet, und auf des Apostels Frage: Herr, wo gehst du hin?“ habe er geantwortet: Nach Rom, um mich aufs Neue kreuzigen zu lassen!“ Aus diesen Worten sei dem Petrus klar geworden, daß der Herr in seinem Jünger gekreuzigt seyn wolle, und beschämt sei er zurückgekehrt, und habe sich verhaften lassen. Eine Kapelle wird in Rom gezeigt, die den Namen hat: Domine, quo vadis? (Herr, wohin gehst Du?) Sie soll den Ort bezeichnen, wo jene Begegnung statt gefunden habe. So schön aber diese Geschichte ist, und zu der ganzen Eigenthümlichkeit des Petrus paßt, der ja anfangs seine eigenen Wege wandeln wollte, hernach aber von dem Herrn sich führen ließ, so wenig verbürgt ist sie. Mit andern, noch märchenhafteren Sagen von seinem Leiden, Kerker und Tod, wollen wir dich, lieber Leser, nicht länger aufhalten.

Wenn wir nun auch nach allem Vorstehenden als wahrschein-

lich annehmen, daß Petrus in Rom den Märtyrertod gestorben, ja, wenn wir ferner die Möglichkeit nicht läugnen, daß er einige Jahre Bischof der dortigen Gemeinde gewesen ist, so folgen doch daraus durchaus keine Vorrechte für die jetzigen römischen Bischöfe, die Päpste, welche bekanntlich solche Vorrechte als angebliche Nachfolger Petri in Anspruch nehmen. Daß die heilige Schrift selbst weit davon entfernt ist, den Petrus zu einem Apostelfürsten zu machen, haben wir schon bewiesen. Hatte nun Petrus keinen Vorrang über seine Mitapostel, wie konnten die auf ihn folgenden Bischöfe einen solchen über alle andern christlichen Bischöfe haben? Und wiederum, wenn das Nachfolgen im Bisthum des Petrus wirklich einen besondern Vorrang gewähren sollte, so hätten die Bischöfe zu Jerusalem und Antiochien, wo Petrus unbezweifelt und früher als Apostel gelehrt und gearbeitet hat, vor allen andern Bischöfen, auch vor den Bischöfen in Rom, den Vorrang in Anspruch nehmen müssen.

Doch wir eilen zum Schlusse. Zwei Briefe hat Petrus der christlichen Kirche als sein Vermächtniß hinterlassen. Der erste ist während seines Aufenthaltes in Babylon, der andere kurz vor seinem Tode geschrieben. Beide sind in der gegenwärtigen Zeit von besonderer Wichtigkeit. Im Ersten ermuntert er uns, besonders in allen Leiden und Anfechtungen, in welchen der Glaube solle rechtschaffen, und viel köstlicher erfunden werden, als das vergängliche Gold, das durchs Feuer gereinigt wird, dem treuen Schöpfer unsere Seelen zu befehlen. Im Zweiten mahnt er uns, bei aller Verführung der Irrlehrer, die stolze Worte reden, da nichts hinter ist, und Freiheit verheißten, so sie selbst Knechte des Verderbens sind, uns zu verwahren, daß wir nicht aus unserer Festung entfallen, sondern die Hoffnung festhalten, und der Zukunft unseres Herrn mit heiligem Wandel und gottseligem Wesen entgegen harren. Er selbst ist unter allen Trübsalen der Verfolgung und in allem Kampf wider die falschen Lehren einher gewandelt in der Hoffnung des zukünftigen Triumphes, und wird darum mit Recht der Apostel der Hoffnung genannt, wie Paulus der Apostel des Glaubens, und Johannes der Apostel der Liebe. Darum geht auch das Ziel aller seiner Ermahnungen an die Gemeinen des Herrn dahin, daß sie, als Fremdlinge und Pilgrime in dieser Welt, ihres inwendigen Berufes als das auserwählte Geschlecht und königliche Priesterthum sich bewußt werden, daß sie mit Christo leiden, und seine Schmach tragend, des auf ihnen ruhenden Geistes, der ein Geist der Herr-

lichkeit ist, sich freuen sollen. Wir fragen: Könnte der römischen Kirche, die ein von der Gemeine abgesondertes Priesterreich mit äußerlichem Pomp und Sieg in dieser Welt darzustellen strebt, etwas Schlagenderes entgegengestellt werden, als der die ganze Seele des Petrus erfüllende Gedanke von der göttlichen Natur und inwendigen Herrlichkeit der Gemeine, welche, jetzt unter Schmach und Streit und Niedrigkeit verhüllt, dereinst durch Christi Erscheinung zu herrlichem, sichtbarem Triumphe wird hervorbrechen? Und doch soll jene Kirche durchaus auf Petrus, als den Stifter des Papstthums, zurückgeführt werden! Ja sie hat den Petrus sich zum Vorbild genommen, der nach seiner alten Natur vom Leidenswege des Herrn nichts wissen wollte, und das anmaßliche Schwerdt zückte, hat sich aber nicht mit Petro wollen erziehen lassen zu jenem nüchternen und demüthigen, freudigen und hoffnungsvollen Märtyrertum, welches die Krone seines Lebens ist.



Der Apostel Paulus.

(† 67 oder 68 nach Christi Geburt.)

1. Pauli Bekehrung.

„So liegt es nun nicht an Jemandes Willen, oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen.“ (Röm. 9, 16.)

Das Leben dieses Apostels zerfällt in zwei scharf von einander geschiedene Abschnitte. Den ersten beschreibt er selbst in seinem Briefe an die Philipper, (3, 4—6.) als ein Leben nach dem Fleische, also: „So ein Anderer sich dünken läßt, er möge sich des Fleisches rühmen, ich vielmehr. Der ich am achten Tage beschnitten bin, Einer aus dem Volke Israel, des Geschlechtes Benjamin, ein Hebräer aus den Hebräern, und nach dem Gesez ein Phariseer, nach dem Eifer ein Verfolger der Gemeine, nach der Gerechtigkeit im Gesez gewesen unsträflisch.“ Da nun auch im Kalender das Gedächtniß Pauli zwiefach gefeiert wird, nämlich: seine Bekehrung, und sein Leben und Leiden, so daß dieses, wie jene, einem besondern Tage den Namen gegeben haben, so wollen wir auch hier im Märtyrerbuche seine Geschichte in diese zwei Abschnitte theilen.

Paulus war zu Tarsus, der Hauptstadt Ciliciens in Kleinasien, von jüdischen Aeltern, die das römische Bürgerrecht hatten, geboren. Schon seine Geburt, als römischer Bürger, deutet darauf hin, daß ihn der Herr zu seinem Rüstzeuge für das große römische Weltreich bestimmt hatte. Sein eigentlicher Name war Saul, welches Wort im Hebräischen den Erbetenen bedeutet. Aus diesem Namen läßt sich schließen, daß er ein Kind des Gebetes gewesen ist, vermuthlich der erstgeborne Sohn seiner Aeltern, der ihnen erst nach langem Harren als eine Frucht ihrer Ehe geschenkt wurde. Solche Söhne pflegte man gemeinlich dem Dienste des Herrn zu weihen, und so geschah es denn auch mit dem jungen Saul. Nur, daß ihn seine Aeltern zu einem Eiferer über dem väterlichen Gesez erziehen wollten, während ihn der Herr zu demjenigen Rüstzeug auserkor, welches die Fesseln der Knechtschaft des Gesezes zersprengen sollte. Neben seinem



ursprünglichen Namen scheint er schon frühe eine römisch-griechische Umgestaltung desselben geführt zu haben, und, als er später immer entschiedener als Heidenapostel auftrat, wurde diese römische Umbildung, oder der Name Paulus, für ihn der bleibende.

Seine Vaterstadt Tarsus konnte sich in der Pflege der Wissenschaften mit den berühmtesten Städten der damaligen Zeit messen. So waren dem begabten Jünglinge Mittel genug geboten, sich mit griechischer Bildung und Weisheit vertraut zu machen. Er blieb aber ein eifriger Jude, und frühe schon brachten ihn seine Aeltern nach Jerusalem, wo er in den dortigen Pharisäerschulen zum Gottesgelehrten sich ausbilden sollte. Die Pharisäer theilten sich damals in zwei Klassen. Die große Menge bestand damals aus Scheinheiligen, deren Verdorbenheit ja auch unser Herr Christus so vielfach gestraft hat. Es gab aber auch eine Minderzahl von solchen, denen es mit der Gerechtigkeit aus dem Gesetz ein Ernst war, die, wie Paulus später selbst von ihnen sagte, für Gott eiferten, aber mit Unverstand. Einer der gelehrtesten, und wohl auch der edelsten Männer dieser Partei, der Pharisäer Gamaliel, wurde sein Lehrer. Hier in aller Strenge pharisäischer Grundsätze erzogen, und von den Ueberlieferungen (Traditionen) jüdischer Weisheit, wie mit einem Netze umstrickt, nahm er zu im Judenthume über alle seine Genossen (Gal. 1, 19.) Er übertraf selbst seinen Lehrer, wenn nicht an Gelehrsamkeit, doch an Eifer für die väterlichen Sagen. Wir kennen die milde Weisheit des Gamaliel, als er, in Betreff der gefangenen Jünger zum hohen Rathe sprach: „Ist das Werk aus Menschen, so wird es untergehen; ist es aber aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen.“ (Ap. Gesch. 5, 38. 39.) Solche Worte sagten dem eifernden Jünglinge nicht zu. Was er einmal für wahr erkannt hatte, das wollte er durchsetzen, selbst mit fleischlichen Mitteln. Ihm schienen Gewaltmaßregeln gegen die aufblühende Gemeinde besser. Er ahnete Gefahr für sein Judenthum, und als die strengere Partei im hohen Rathe die Oberhand bekam, so ergriff er mit Begierde die Gelegenheit, sich als Werkzeug ihrer grausamen Verfolgungen gebrauchen zu lassen. Bei der Steinigung des Stephanus war er wohl schon jetzt im Auftrage des hohen Rathes zugegen. Und als die Verfolgung im Gange war, sorgte er dafür, daß sie nicht sobald ihr Ende erreichte. Er suchte die Christen in ihren Häusern auf, zog hervor Männer und Weiber, und überantwortete sie ins Gefängniß. (Ap. Gesch. 8, 1—3). Einen Stachel mochte der herrliche Zeugentod des Stephanus doch

wohl in sein Herz geworfen haben. Er aber ließ solche Gedanken nicht in sich aufkommen, und gab sich desto eifriger seiner Leidenschaft gegen das Christenthum hin. Es bedurfte einer höheren Macht, um diesen Sinn zu brechen. Ein Stärkerer mußte über ihn kommen. Und siehe, er kam. Ein wunderbares Ereigniß brachte eine so plötzliche und völlige Umwandlung seines Wesens hervor, wie sie in der Geschichte des Reiches Gottes gewiß nur selten vorkommt. Er befand sich mit einigen Gefährten auf dem Wege nach Damaskus, einer ansehnlichen Stadt in Syrien, wo viele Juden wohnten. Unter diesen hatte das Christenthum großen Eingang gewonnen. Paulus reiste nach dieser Stadt als Abgesandter des hohen Rathes, mit Vollmacht von demselben versehen, Alle, die sich zur neuen Lehre bekannten, gefangen zu nehmen, und nach Jerusalem zu führen. Er schnaubte noch mit Drohen und Morden. Da, mitten am Tage, dicht vor Damaskus, umleuchtete ihn plötzlich ein Licht, heller als der Sonne Glanz, und eine Stimme vom Himmel sprach: „Saul, Saul, was verfolgst du mich?“ und als er zu Boden stürzend, ausruft: „Herr, wer bist du?“ wird ihm die sein Innerstes durchhebende Antwort: „Ich bin Jesus, den du verfolgst. Es wird dir schwer werden, wider den Stachel zu lösen! Ap. = Gesch. 9, 5. Seine Begleiter standen erstarrt; sie hörten eine Stimme, aber sie sahen Niemanden. Der Eindruck, den das Wunder auch auf sie machte, ist ein Beweis dafür, daß es eine wirkliche Erscheinung des Herrn war. Bei Paulus ist alle Widerseßlichkeit mit Einem Schlage niedergeschmettert. Zitternd fragt er: „Herr, was willst Du, daß ich thun soll?“ und empfängt die Weisung, nach Damaskus zu gehen, da werde man ihm sagen, was er thun soll. Als er sich aber aufrichtet, sind seine Augen geblendet. Die Gefährten müssen ihn bei der Hand nehmen, und gen Damaskus führen. Ja, so gewaltig ist der Eindruck des Ereignisses auf diese starke Seele, mit so heißen Wehen wird der neue Mensch aus seinem Innersten herausgeboren, daß sein leibliches Auge drei Tage mit Blindheit geschlagen bleibt, und er drei Tage weder Speise noch Trank zu sich nimmt. Das Licht der evangelischen Wahrheit ist ihm noch nicht aufgegangen, noch ist er nur erst zu dem Bewußtseyn der Wichtigkeit seines bisherigen Treibens gelangt, und so bringt er denn 3 Tage in diesem schmerzlichen Zustande gänzlicher Zerknirschung und des Sich-selbst-Absterbens zu, bis das Werk völliger Selbstvernichtung, welches der göttlichen Neubelebung stets vorangeht, an seinem Herzen vollbracht ist. Da

gebraucht der Herr, der Menschen würdigt, Werkzeuge seiner Gnade an Andern zu werden, einen frommen Christen zu Damaskus, mit Namen Ananias, um den Zerknirschten aus diesem Zustande des Todes zu neuem Leben zu erwecken. Ananias tritt zu dem im heißen Gebete ringenden Saul, legt die Hände auf ihn, und spricht: „Lieber Bruder Saul, der Herr hat mich gesandt, der dir erschienen ist auf dem Wege, da du herkamest, daß du wieder sehend und mit dem heiligen Geiste erfüllet werdest.“ Und alsbald fällt es wie Schuppen von seinen Augen. Nicht aber, als ob Ananias dem Reubefehrten der Führer zur evangelischen Wahrheit gewesen wäre. Wie der Herr, um ihn den übrigen Aposteln völlig gleich zu setzen, den Paulus einer persönlichen Erscheinung gewürdigt hat, weil, wer das Apostelamt trug, ein Zeuge der Auferstehung des Herrn seyn mußte, Ap. 1, 22. so sollte er auch sein Evangelium von keinem Menschen empfangen, oder lernen, sondern allein durch die Offenbarung Jesu Christi, wie er sich denn ausdrücklich darauf beruft, Gal. 1, 12. Von demselben Lehrer also, welcher die übrigen Apostel in das Verständniß des Heiles einführte, empfing auch Paulus die Erkenntniß der göttlichen Wahrheit in der Weise, wie sie durch ihn besonders unter den Heidenvölkern verkündet werden sollte. So sehen wir ihn denn auch unmittelbar nach seiner Bekehrung in den Schulen zu Damaskus auftreten, und Christum predigen, daß derselbige Gottes Sohn sei. Neben diesem Drange, den Herrn zu verkündigen, mochte er aber nicht minder die Nothwendigkeit erkennen, sich auf seinen großen Beruf noch in der Stille vorbereiten zu müssen. Er zog sich zu dem Ende drei Jahre nach Arabien zurück, und trat dann zuerst wieder als Zeuge dessen den zu verfolgen er einst gekommen war, in Damaskus auf. Hier erregte seine Predigt von dem Auferstandenen die fanatische Wuth der Juden in dem Maße, daß er flüchten mußte. Nach einem kurzen Besuche in Jerusalem, wo er mit Petrus und den andern Jüngern den Bruderbund schloß, führte ihn dann der Herr abermal in die Stille, zu einer zweiten, längeren Ruhezeit in seine Vaterstadt Tarsus.

Werfen wir nun nach seiner Bekehrung, ehe wir diesen Abschnitt seines Lebens schließen, noch einen Blick der Betrachtung auf den Charakter und die Eigenthümlichkeit dieses Apostels, der zu so großen Dingen ausersichen war, und der so Großes vollbracht hat. Wir finden in ihm einen schon von Natur reich

begabten Menschen. Sein ganzer Lebensgang war von dem Herrn darauf angelegt, daß alle diese reichen Gaben und Kräfte nach einer allseitigen Bildung im Heidenthum, zuletzt in der gläubigen Erkenntniß Jesu Christi ihren Mittelpunkt finden sollten. Sie müssen alle dem Einen großen Ziel seines Lebens dienstbar werden: Christum zu verkündigen. Mit Staunen sehen wir ihn die Länder durchziehen von Arabien bis Spanien. Unter Juden und Heiden, Griechen und Römern ist er wie zu Hause. Er steht vor Kaiser und König, vor Fürsten und Landpfelegern, wie unter den rohen Haufen des Volkes mit gleicher Sicherheit. Auf dem Markte zu Athen findet er sich zurecht, zu den Gebildetsten und Einfältigsten kann er in ihrer Weise reden. Er wird Allen Alles, um überall Etlliche zu gewinnen. Und damit das Ueberschwängliche der göttlichen Kraft, die durch ihn wirkte, desto stärker hervorstrahlen sollte, wohnte eine solche Fülle des Geistes in einem besonders schwachen und gebrechlichen Leibe, wie er dies selbst ausspricht. 2 Cor. 4, 7. Vielleicht, daß seine Gesundheit und Körperkraft schon durch seine früheren Anstrengungen und Kämpfe geschwächt war. Nun kamen noch die Leiden, Entbehrungen und rastlosen Arbeiten seines apostolischen Berufes dazu. Wenn er in seinen Briefen von menschlicher Schwäche redet, so haben wir dabei gewiß auch an einen, häufigen Krankheiten preisgegebenen Leib zu denken. Spricht er doch selbst von einem Pfahl im Fleische, der ihm gegeben worden, d. h. irgend einem Uebel, daß er immer mit sich trug, das ihm immer wehe that, und hemmend auf ihn einwirkte. Dreimal hat er den Herrn gebeten, dies Leiden von ihm zu nehmen; aber immer ist ihm die Antwort geworden: „Laß dir an meiner Gnade genügen!“ Er mußte die menschliche Schwäche so tief fühlen, damit die wunderbare Kraft dieser Gnade Gottes an ihm so ohne Maaß verherrlicht werden sollte. Wir wissen nicht, wo wir anfangen sollen, um die Fülle der Gaben zu preisen, die sich in der gebrechlichen Hülle dieses Leibes vereinigten.

Am meisten in die Augen springt Pauli unermüdliche, über den weitesten Wirkungskreis ausgedehnte Thätigkeit. Er konnte im Vergleiche mit den übrigen Aposteln in Wahrheit von sich sagen: „Ich habe mehr gearbeitet, denn sie Alle!“ In Reisen und Fahrlichkeiten unter Juden und Heiden, in der Wüste, in den Städten und auf dem Meer, in Mühe und Arbeit, in viel Wachen, in Hunger und Durst, in viel Fasten, in Frost und Blöße, in Schwachheiten, in Schmähungen, in Nöthen, in Ver-

folgungen ist er bewähret worden. Doch blicken wir dem wunderbaren Manne tiefer ins Angesicht, so tritt uns vor Allem ein Ernst der Wahrheit entgegen, der sich auch nicht das Geringste abdingen läßt. In allen Lagen und Umgebungen blieb er seinem Herrn ein treuer und beständiger Knecht, und mit der entschiedensten Festigkeit trat er selbst einem Petrus entgegen, als er sah, daß dieser nicht richtig wandelte vor dem Herrn. Gal. 2, 14. Diese Festigkeit und Bestimmtheit ward getragen von einem mächtigen Unabhängigkeitsinn. Er stellte sich, als vom Herrn unmittelbar berufen, allen übrigen Aposteln gleich, und wachte mit Eifersucht über diesem seinem Ruhm. Er nimmt zwar Gaben von den durch ihn gegründeten Gemeinen, wo er ihrer bedarf; denn er hält es mit Recht für ein Geringes, daß sie ihm das Leibliche geben, nachdem er ihnen das Geistliche mitgetheilt. Wenn er aber auch nur im Geringsten eine falsche Auslegung seines apostolischen Ansehns dabei vermuthet, weist er sie völlig zurück. Er ernährt sich lieber durch seiner Hände Arbeit, (er hatte das Handwerk eines Teppichmachers erlernt,) als daß ihm Jemand diesen Ruhm zu nichte machen sollte. 2 Cor. 11, 5—12. Ap. 18, 3. Dieser Unabhängigkeitsinn wird bei ihm auf dem Gebiete des Glaubens zu der herrlichen Freiheit, in der er alle Ketten der Menschenknechtschaft als ein theuer erkaufter Knecht Gottes zerbrochen weiß, also, daß er alle Speisen- und Eheverbote, womit Menschenfagung auch jetzt noch die Gewissen knechten will, geradezu für Teufelslehren erklärt (1 Tim. 4, 1—3). Insbesondere ist er von der göttlichen Offenbarung durchdrungen, daß das Evangelium nicht an die engen Schranken des jüdischen Volks gebunden ist, sondern ein Eigenthum der ganzen Welt werden soll. Mit diesem Eifer für evangelische Freiheit ist aber die größte Demuth, die zarteste Rücksichtnahme gegen die Schwachen, die willigste Selbstverläugnung verbunden. Er nennt sich den Geringsten der Apostel, der nicht werth sei, ein Apostel zu heißen. Man fühlt es ihm an, welche Ueberwindung es ihm jedesmal kostet, von sich selber zu reden, da ihm ja doch das Rühmen nichts nütze sei. Seinen Gemeinen will er nicht ein Herr ihres Glaubens, sondern ein Gehülfe ihrer Freude seyn. Diese Demuth lehrt ihn, die schwachen Brüder mit aller Geduld zu tragen, und lieber will er gar kein Fleisch essen, als daß er auch nur dem Geringsten ein Aergerniß gäbe, nach der goldenen Regel, die er ausübt: „Ich habe es wohl alles Macht, aber es frommt nicht alles.“ Ihn treibt bei

seinem ganzen Werke eine Macht so treuer und aufopfernder Liebe, daß er nicht nur sein Leben für die Brüder gering achtet, sondern auch in heiliger Inbrunst für das Volk Israel, seine Brüder nach dem Fleisch, möchte von Christo verbannt seyn. Wohl kam er oft in den Fall, strafen zu müssen, und er thats mit dem ganzen, strengen, scharfen Ernst apostolischer Machtvollkommenheit. Aber mit welcher tief beschämenden, herzergreifenden Zartheit weiß er auch wieder, wo er hatte verwunden müssen, zu heilen, und die ganze seelenvolle Innigkeit der Liebe in seine Worte zu legen! Der ganze zweite Brief an die Corinthier ist des ein bewundernswerthes Zeugniß. In solcher Liebe läßt er sich gerne gehen, wie zu Milet, da er unter den Weinenden steht, Abschied zu nehmen. Aber doch verliert er nie die Besonnenheit und Selbstbeherrschung. Sein klarer Verstand läßt sich nicht leicht durch irgend etwas, so fremd, so unerwartet es auch seyn mag, aus der Fassung bringen. Bei der Gefahr des Schiffbruchs, als die Andern muthlos geworden waren, rettete er durch seine kalte Besonnenheit Allen das Leben. Dies Beachten und Benutzen der kleinsten Umstände war ferner bei ihm mit einem großartigen Blick für das Ganze verbunden. Er ordnete und befestigte die durch ihn gegründeten Gemeinen, regelte ihre scheinbar geringsten Angelegenheiten, und umschlang die ganze Kirche mit dem Bande apostolischer Verfassung. Weiter tritt uns in allen seinen Briefen in der schlagenden Gewalt seiner Beweisführungen und Schlussfolgerungen ein unwiderstehlicher Scharfsinn der Erkenntniß entgegen. Und doch, was so selten mit dieser Schärfe des Verstandes verbunden ist, wir bewundern an ihm einen in die innerlichste Beschauung sich versenkenden Tiefsinn des Gemüthes, den ein Festus Kaferei nannte. Er ward entzückt bis in den dritten Himmel und hörte unaussprechliche Worte, die kein Mensch sagen kann. 2 Cor. 12, 1--4.

Endlich aber zieht sich durch sein ganzes Leben, alle seine Arbeit fördernd und drängend, eine gewaltige Sehnsucht nach der Vollendung hindurch. Er wünscht daheim zu seyn bei dem Herrn. Diese Sehnsucht aber ist der eigenthümliche Zug aller Märtyrer, und mit diesem Märtyrersinn schließen wir die Darstellung der Eigenthümlichkeit des Paulus. Denn wie er durch seine Thatensfrische und Glaubenskraft, seinen Tiefsinn und seine Erkenntnißschärfe, seine Liebesinbrunst und seinen Wahrheitsernst, seine Demuth und seinen Unabhängigkeitsinn, seine Besonnenheit und seine Freiheitsliebe, seine Festigkeit und seine Milde, als

der allseitigste unter den Aposteln erscheint, so ist er nicht minder unter den Märtyrern einer der Ersten, durch die Mannichfaltigkeit, die gehäufte Zahl und die Größe seiner Leiden sowohl, als durch die Geduld und Freudigkeit, mit der er sie getragen hat.

2. Pauli Wirken und Leiden.

„Ich werde schon geopfert, und die Zeit meines Abscheidens ist vorhanden. Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten. Hinzufügt ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird.“
(2 Tim. 4, 6 — 8.)

Die Wirksamkeit des Apostels Paulus war so umfassend und vielseitig, daß wir uns auf einen Ueberblick derselben im Ganzen und Großen beschränken müssen, so gern wir auch das Gemälde seines reichbewegten Lebens mehr ins Einzelne zeichnen möchten. Grund, Mittelpunkt und Ziel seines Strebens ruhte Alles in dem Einem Gedanken, der ihm durch unmittelbare Offenbarung des Herrn zur lebendigsten Gewißheit geworden war: daß nämlich die Heiden Miterben und Genossen der Verheißungen Gottes in Christo seien, und zu diesem Heile nicht etwa durchs Gesetz, sondern durch den Glauben an das Evangelium den freiesten Zugang hätten. Aus den engen Grenzen Palästinas führte ihn diese Offenbarung auf den großen Schauplatz der Heidenwelt. Nach einer förmlichen Verabredung mit den Aposteln Petrus, Johannes und Jacobus sicherte er sich diesen Wirkungskreis, der die Weltstädte des Heidenthums zu einem Heerde machte, von dem aus das Feuer des Evangeliums sich weiter verbreitete. Antiochien, Ephesus, Philippi, Corinth und Rom, diese hervorragenden Punkte heidnischer Bildung und heidnischen Verderbens, wurden durch ihn zugleich Glanz- und Stützpunkte der christlichen Kirche, der ungezählten andern Städte nicht zu gedenken, in welcher er das Evangelium verkündigte, und größtentheils Gemeinen begründete. Der eigentliche Ausgangspunkt seiner Wirksamkeit war aber Antiochia, die große Hauptstadt des römischen Ostens. Hier hatte sich die zweite Mutterkirche nach Jeru-

salem gebildet, die Mutterkirche für die Heidenwelt. Hier war es auch, wo die Gläubigen aus den Heiden, weil man sie wegen ihrer Nichtbeachtung des mosaischen Gesetzes für eine von den Juden verschiedene Religionsgesellschaft erkannte, zuerst mit dem Namen der Christianer, oder Christen, bezeichnet wurden. Ap. 11, 26.

Paulus war von Tarsus nach Antiochien durch Barnabas, einem ihm gleichgesinnten, eifrigen Jünger gerufen worden, und wirkte hier mit diesem zusammen zur Bekehrung der Heiden. Von hier aus unternahm er seine Missionsreisen, durch Handauslegung der Ältesten zu diesem Rufe des heiligen Geistes ausgesondert. (Ap. Gesch. 13, 1 — 3). Dorthin kehrte er nach kürzerer oder längerer Abwesenheit wieder zurück, und erzählte, was der Herr durch ihn ausgerichtet (Ap. Gesch. 14, 20 — 28). Als Glied der Antiochenischen Gemeinde im besondern Sinne, so wie als Abgeordneten derselben, können wir aber den Apostel, genau genommen, nur bei der ersten seiner vier großen Missionsreisen betrachten, jener Reisen, die wie leuchtende Blitze durch die dunkeln Heidenlande gingen, und überall ein bleibendes Licht anzündeten. Je umfassender und gesegneter seine Wirksamkeit wurde, um so mehr wurde Er selbst der Mittelpunkt aller Heidenchristlichen Gemeinden. Er war in der That seinen Gemeinden Alles, wie ein Vater seinen Kindern. So stellt er sich denn auch oft und gern in seinen Briefen unter diesem Bilde dar. Seine hervorragenden Geistesgaben brachten es mit sich, daß er in diesem Verhältniß einzig dastand. Wenn auch Barnabas auf jener ersten Reise durch Cypern und einige Länder Kleinasiens noch in gleicher Berechtigung ihn begleitete, so mußte doch Paulus bald als die eigentliche Seele des Missionswerks hervortreten. Ueberdies veranlaßte ein besonderer Grund ihre beiderseitige Trennung. Ap. Gesch. 15, 36 — 40. Aber doch stand Paulus nie allein, sondern wußte sich stets mit einem Kreis junger Männer zu umgeben, die mit hingebender Liebe und Verehrung ihm zugethan waren, und die ihn in seinem Werke unterstützten. Er hatte die seltene Gabe, sowohl solche Jünger aufzufinden, als sie an sich zu fesseln, und sie zum Dienst des Evangeliums heranzubilden. Ihm verdankt die Kirche einen Timotheus, Titus, Silas, Lucas, Epaphras und viele Andere. Von dem Mittelpunkte seines jedesmaligen Aufenthaltes sandte er sie in die umliegenden Orter, oder schickte sie nach dorthin voraus, wohin er zu kommen gedachte, oder er ließ sie zurück, und eilte selbst voraus. So blieb

er in beständiger, naher Verbindung mit allen Gemeinen und erhielt durch seine Jünger die sicherste Kunde von ihrem, sei's blühenden, sei's gefahrdrohenden Zustande. Er benutzte sie zu Uebringern seiner Briefe, vertraute ihnen die Ausführung seiner Anordnungen an, und übertrug ihnen besonders die vollständigere Einrichtung der Gemeindeordnung, da, wo durch sein Wort neues Leben erweckt war. In den Briefen an den Timotheus und Titus hat er diese seine aus göttlicher Salbung hervorgegangenen Anweisungen den Dienern des Wortes für alle Zukunft zur Richtschnur niedergelegt. Außerdem ward jene geistige Gemeinschaft mit allen seinen Gemeinen durch die große Zahl der Briefe unterhalten, die nicht nur segensvoll auf damalige Zustände und Verhältnisse einwirkten, sondern in denen der Kirche Jesu Christi für immer die großen Wahrheiten des Heils, die heiligen Geheimnisse unsrer Erlösung, die kräftigsten Warnungen vor allerlei Irrlehre, die eindringlichsten Ermahnungen und Anweisungen zu heiligem Wandel und richtigem Verhalten, sowie die erquickendsten Tröstungen in Leiden, von dem Geiste Gottes selbst dargereicht sind.

So ging in der Kraft des Geistes von ihm eine belebende und begründende, stärkende und bewahrende, ordnende und verbindende Wirkung über ein großes Gebiet der Kirche aus. Durch Syrien und die verschiedenen Landschaften Kleinasien's, durch Macedonien und Achaia zog sich eine zusammenhängende Kette neugestifteter Gemeinen. Durch längern Aufenthalt in den Hauptorten, durch wiederholten Besuch, durch Briefe und Abgeordnete suchte er sie immer fester zu begründen, und eiferte über ihnen mit göttlichem Eifer, daß er sie als eine reine Jungfrau Christo zubrächte 2 Cor. 11, 2. Auf seiner zweiten Missionsreise blieb er anderthalb Jahre in Corinth, auf seiner dritten in Ephesus gegen drei Jahre, und dann eben so viele Monate wieder in Corinth. Und dennoch war seine Thätigkeit nicht bloß auf seine vorzugsweise heidenchristlichen Gemeinen beschränkt. Er wußte, daß zur Kirche, als dem Leibe Jesu Christi, eben sowohl die Fülle der Heiden, als das ganze Israel gehören solle. (Röm. 11, 25. 26.) Darum ließ er es in Demuth und Liebe seine angelegentlichste Sorge seyn, das Land der Gemeinschaft mit der Mutterkirche zu Jerusalem und den andern christlichen Gemeinen aus den Juden zu befestigen. Immer mehrere dieser Judenchristen nämlich betrachteten ihre Glaubensgenossen aus den Heiden mit mißtrauischen Augen. Den drohenden Bruch half er getreulich durch

seine Reise zum Apostel- und Ältestenconvent, (Ap. Gesch. 15.) und sein Auftreten in demselben verhüten, und wo er etwa schon eingetreten war, suchte er ihn durch freundliche Besprechung mit den andern Aposteln, (Gal. 2, 2. 6—10.) so wie durch öftere Reisen nach Jerusalem zu heilen. Am meisten aber vertraute er darauf, daß die Gewalt der Liebe mehr als alle Ueberredung und alle Gründe geeignet ist, getrennte Seelen mit einander zu verschmelzen. Darum sammelte er aus allen seinen Gemeinen milde Gaben für die arme Gemeinde zu Jerusalem, und sendete sie ein. Diese Opfer der Liebe sollten davon zeugen, was die Kraft des Evangeliums unter den für unrein gehaltenen Heiden schon gewirkt hatte.

Einer so allseitigen Wirksamkeit nach außen steht aber eine nicht minder allseitige Auffassung der christlichen Lehre zur Seite. Alle Erkenntniß jedoch, wie sie durch den heiligen Geist dem Paulus unmittelbar offenbart ward, ist in den Führungen und Erfahrungen seines eigenen Lebens zugleich Fleisch und Blut geworden. Bei keinem andern Apostel tritt das alte Leben des natürlichen Menschen und das neue Leben des Geistes so dicht nebeneinander, und stechen beide so grell von einander ab, als bei ihm. Keiner aber stellt auch den großen Gegensatz von Natur und Gnade, Sünde und Erlösung, so an die Spitze aller Lehre, als er. Gegen diesen großen Gegensatz verschwinden alle übrigen Verschiedenheiten der Personen und Völker. Alle Menschen sind Sünder, Allen gilt dieselbe Gnade. Das führt ihn auf den andern großen Gegensatz zwischen Adam und Christus. Er, der als Israelit zum Apostel der Heiden erkoren war, trägt, wie kein Anderer, das Bewußtseyn der ganzen Menschheit in sich. Wie er auf dem Marktplatz zu Athen die Einheit aller Menschengeschlechter in ihrer Abstammung von Einem Blute lehrte, so tritt ihm das ganze Menschengeschlecht als Eine Person entgegen. Die Sünden der Menschen stehen für ihn nicht vereinzelt da, sondern haben Einen gemeinsamen Boden und weisen in allen Verirrungen und verschiedenen Gattungen des Verderbens und Todes auf des einigen Sünders einige Sünde. Diesem ersten Haupte des menschlichen Geschlechts, dem ersten Adam, tritt mit überschwänglicher Gabe der andre Adam, Christus, als das neue Haupt entgegen, der auch aus vielen Sünden zur Gerechtigkeit hilft. Damit hängt denn der dritte große Gegensatz zwischen Gesetz und Glaube eng zusammen. Er, der Pharisäer, hatte vor allen Andern für das Gesetz geeifert,

und in gewaltigen Kämpfen gesetzlicher Strenge mit der Sünde gerungen, um eine Gerechtigkeit nach dem Gesetze zu erwerben, und war unter dem Fluch geblieben, bis er im Glauben an den Herrn Jesum Christum Frieden fand. So erfuhr er an sich selbst, daß das Gesetz nur Zorn anrichtet, weil es die Lust wider sich erregt, und doch auf der andern Seite den Menschen fest hält und verdammt. Darum predigte er lauter als jener Apostel, daß das Gesetz nimmermehr Leben und Gerechtigkeit bringen kann, daß dieselbe dem Glauben, ohne alles Zuthun der Werke, geschenkt wird. Indem aber der Glaube also Christum ergreift, wird er zugleich zu einer Kraft des neuen Lebens. Diese Kraft der Erlösung entfaltet ihren ganzen Reichthum erst in der Kirche, als dem Leibe des Herrn, und so gibt der Apostel zuletzt in großen Zügen einen Ueberblick über den Gang dieser erlösenden Thätigkeit, in welchem endlich alle Dinge, beides, das im Himmel und auch auf Erden ist, unter Ein Haupt zusammengefaßt werden, und dies Haupt ist Christus, der herrschen muß, bis Gott alle seine Feinde unter seine Füße gethan hat.

Der Brief an die Römer entwickelt diese ganze Fülle von Wahrheiten in klarer Auseinandersetzung. In dem Rundschreiben an die Gemeinen Kleinasiens, welches den Namen der Hauptstadt Ephesus trägt, ergießt sie sich wie ein voller warmer Lebensstrom, — und der Brief an die Hebräer, welcher das Hohenpriestertum Christi dem levitischen Priesterthum gegenüber stellt, greift jenen großen Gegensatz zwischen Gesetz und Evangelium in seiner tiefsten Bedeutung auf. Diese 3 Briefe umfassen vorzugsweise den Gehalt christlicher Erkenntniß, wie sie durch den heiligen Geist Paulo offenbart worden war, um sich von ihm über die christliche Kirche zu ergießen. Und wenn erst der Brief an die Römer Rom unter den Gehorsam der Wahrheit gebeugt, und der Brief an die Hebräer Israel zum Glauben an ihren durch Leiden des Todes gekrönten Messias gebracht haben wird, dann wird auch das fröhliche Evangelium des Epheserbriefes von dem Einen Herrn, den Einen Glauben und der Einen Taufe das gemeinsame Bekenntniß Aller seyn.

Unser Apostel konnte aber bei seinem so arbeitsvollen, reich gesegneten Leben und Wirken die Korinther nicht bloß daran erinnern, daß er mehr gearbeitet habe, als die Andern; er konnte auch hinzufügen: „Ich habe mehr gelitten.“ (2. Kor. 11, 23). Ja, auf das Haupt seines treuen Arbeiters drückte der

Herr den vollen, schweren Kranz eines nicht minder treuen Märtyrers. Einige Zweige desselben nennt Paulus selbst: „Fährlichkeit zu Wasser, Fährlichkeit unter den Mördern, Fährlichkeit unter den Juden, Fährlichkeit unter den Heiden, Fährlichkeit in den Städten, Fährlichkeit in der Wüste, Fährlichkeit auf dem Meer, Fährlichkeit unter den falschen Brüdern.“ Steinigungen, Staupenschläge, Kerker und Schwert waren die scharfen Dornen an diesem Kranze. (2 Kor. 11, 23 — 27). Wie konnte es auch anders seyn! Sein kühner Eifer, der überall zufuhr, ohne sich mit Fleisch und Blut zu besprechen, und der ungemeine Erfolg seiner Wirksamkeit mußte die Wuth der Feinde des Herrn gegen ihn ganz besonders schärfen. Im Grunde war sein ganzes Leben von der Zeit, da er im Korbe an der Mauer zu Damaskus herabgelassen wurde, bis zum letzten Schwertstreiche zu Rom nur eine ununterbrochene Leidenskette. Fast jede Stadt, in der er sich eine Zeitlang aufhielt, lieferte ihr Glied an derselben. Auf seiner ersten Missionsreise wurde er aus dem pisdischen Antiochien ausgestoßen, in Iconien entfloß er kaum der Steinigung, in Lystra ward er wirklich gesteinigt, und für todt hinaus geschleift. Auf der zweiten ist er zu Philippi gestäupt und in den Stock gelegt, aus Thessalonich und Beroe durch einen Aufruhr vertrieben, und in Corinth vor den Richtstuhl geschleppt worden. Auf der dritten haben ihn in Asien, und besonders zu Ephesus, übermächtige Trübsale und Todesgefahren beschwert, (2 Cor. 1, 8 — 10), zuletzt noch die durch den Goldschmied Demetrius angeregte Empörung. So war er denn hinlänglich vorbereitet, auf seiner letzten Reise nach Jerusalem, Angesichts der Trübsale und Bande, die seiner dort warteten, derer keines zu achten, auch sein Leben selbst nicht theuer zu halten, daß er seinen Lauf mit Freuden vollende. (Apostl. Gesch. 20, 23. 24). Diese Freudigkeit, die er vor den Ältesten der ephesinischen Gemeinde zu Milet aussprach, schien nur zu wachsen, je näher er Jerusalem kam. Als in Cäsarien ein Prophet, Namens Agabus, mit seinem Gürtel ihm Hände und Füße band, und prophezeite, er werde also zu Jerusalem gebunden und den Heiden überantwortet werden, und Alle darüber in Thränen und Bitten ausbrachen, er möge nicht hinauf ziehen, sprach er: „Was machet ihr, daß ihr weinet, und brechet mir das Herz? Denn ich bin bereit, nicht allein mich binden zu lassen,

bern auch zu sterben zu Jerusalem, um des Namens willen des Herrn Jesu.“ (Apostl. Gesch. 21, 10 — 13). In Jerusalem angekommen unterwarf er sich auf den Vorschlag Jacobus des Gerechten, um die schwachen Brüder aus den Juden zu beruhigen, einer gesetzlichen Reinigung, die ihn sieben Tage lang an den Tempel fesselte. Da erblickten ihn kleinasiatische Juden, die früher schon voll Erbitterung gegen ihn gewesen waren. Sie benutzten die günstige Gelegenheit und erregten durch ihr Rachegeschrei einen gewaltigen Aufruhr im Tempel und würden ihn getödtet haben, wenn nicht ein römischer Hauptmann mit seinen Soldaten ihn ihren Händen entriß. Eine Rede, die er mit Erlaubniß desselben an das Volk hielt, und worin er seine Bekehrung und den Auftrag des Herrn, unter die Heiden zu gehen, erzählte, erregte ihre Wuth nur noch mehr, so daß sie ihre Kleider abrißen, und den Staub in die Luft warfen. Da wurde er vom Hauptmanne hinweg geführt, gebunden, und andern Tages vor den hohen Rath zur Anklage und Verantwortung gestellt. Auch hier entging er nur durch Dazwischenkunft des Kriegsvolks dem Zorn der Juden, und da bald die geheimen Mordpläne einiger 40 Eiferer, die sich verschworen hatten, weder zu essen noch zu trinken, bis sie Paulum getödtet hätten, an den Tag kamen; so sandte ihn der Oberhauptmann mit starker Bedeckung an den römischen Statthalter Felix, der in Caesarea residirte. Ein Verhör, das er hier nach 5 Tagen gegen den herübergekommenen Hohenpriester und die Juden vor Felix zu bestehen hatte, endete freilich mit Ver-spottung der Juden durch den römischen Landpfleger. Weil aber dieser von Paulus statt des Geldes, das er erwartete, nur ernste Worte von der Gerechtigkeit und der Keuschheit und dem zukünftigen Gericht erhielt, so ließ er ihn nicht los, sondern bewahrte ihn die zwei Jahre seines Amtes über, und hinterließ ihn gefangen seinem Nachfolger Festus. Da ihn dieser, um den Juden zu willfahren, nach Jerusalem schicken wollte, daß er dort nach jüdischem Rechte gerichtet würde, berief sich Paulus auf den Kaiser, vor dessen Gericht er gestellt werden wolle, und des Festus Antwort lautete: „Auf den Kaiser hast du dich berufen, zum Kaiser sollst du ziehen!“ So kam er nach langer und gefährlicher Seefahrt in die große Welthauptstadt Rom, nach der Zusage des Herrn, der in der zweiten Nacht seiner Gefangenschaft ihm erschienen war, und ihm gehei-

ßen hatte, getrost zu sein, denn er werde auch in Rom von ihm zeugen müssen. (Apostl. Gesch. 23, 11).

Hier verläßt uns nun freilich die biblische Erzählung, aber Andeutungen in den von Rom aus und später geschriebenen Briefen, so wie andre glaubwürdige Nachrichten füllen diese Lücken doch hinlänglich aus. Seine Gefangenschaft war leicht. Mit einem Soldaten durch eine Kette an den Armen zusammengeschnitten, durfte er in einer eigenen Wohnung sich aufhalten, und hatte reichlich Gelegenheit, das Evangelium zu verkündigen, und für alle Gemeinen zu sorgen. Ja, er durfte vor dem höchsten weltlichen Gerichtshofe seinen Herrn freimüthig bekennen, also daß er seinen Philippem schreiben konnte, seine Bande seien nur mehr zur Beförderung des Evangeliums gerathen, und als ein Leiden um Christi willen offenbar geworden in dem ganzen Nichtthause und bei den andern Allen, also daß viele Brüder in dem Herrn aus seinen Banden Zuversicht gewonnen hätten, das Wort zu reden ohne Scheu. (Phil. I, 12 — 14).

Aus dieser ersten römischen Gefangenschaft ist er nach mehreren Jahren wieder befreit worden, vermuthlich vor Ausbruch der Wuth des Kaisers Nero gegen die Christen: Er konnte seine Gemeinen in Kleinasien und Griechenland noch einmal besuchen, und gründete auf der Insel Kreta neun Gemeinen, denen er den Titus zurück ließ. Zuletzt hat er gar seinen längst gehegten Vorsatz, auch in Spanien das Evangelium zu predigen, (Röm. 15, 24) noch in Ausführung gebracht. Wahrscheinlich wurde er dort aufs Neue gefangen genommen, und abermals nach Rom geführt. Zwar auch jetzt konnte er noch Zeugniß ablegen durchs Wort, und er rühmt es in seinem 2. Briefe an den Timotheus, den er damals schrieb, daß Gottes Wort nicht gebunden sei. Ja, der Herr stärkte ihn in der ersten Verantwortung, die er zu bestehen hatte, daß noch einmal vor den Ohren der Mächtigen dieser Erde durch ihn die Predigt von Christo bestätigt wurde. (2. Tim, 4, 17). Aber die Zeit war nun auch gekommen, daß er sein Blutzeugniß von Christo ablegen sollte. Er ward wohl noch einmal aus des Löwen Machen gerettet, wie er an seinen Timotheus schreibt. 2. Tim. 4, 17). Vielleicht ist dies buchstäblich zu verstehen, daß er den wilden Thieren hat sollen vorgeworfen werden, und nur in seiner Eigenschaft als römischer Bürger dieser schmachvollen Todesstrafe entging, doch er klagt über große Verlassenheit und daß ihm Niemand bei seiner ersten Verantwortung beigestanden

habe. (2. Tim. 4, 10 — 16). Er weiß auch, daß die Zeit seines Abscheidens vorhanden sei. Aber er ist sehr freudig und getrost, der Herr werde ihn erlösen von allem Uebel, und aus-
helfen zu seinem himmlischen Reiche. Er weiß, an wen er glaubt, und wartet nur auf die Krone der Gerechtigkeit, womit der Herr, der gerechte Richter, an jenem Tage seinen dornigen Märtyrer-
kranz vertauschen werde. Von dem blutdürstigen Kaiser Nero wurde er als ein Feind der Götter zum Tode durchs Schwert verurtheilt, da er als römischer Bürger auf diese glimpflichere Todesstrafe Anspruch hatte. Nach alter Sage ist er mit Petrus zugleich zum Tode abgeführt worden, und eine kleine Kapelle bezeichnet noch heute den Ort, wo die beiden sich sollen getrennt haben, der eine um auf der Höhe des Janiculums gekreuzigt zu werden, der andre um im entlegenen Thale außerhalb der Stadt sein Haupt dem Schwerte darzubieten.

Der Apostel Andreas.

„Suchet, so werdet ihr finden!“ (Matth. 7, 7.)

Andreas war der Bruder des Apostels Petrus und also ein Sohn des Fischers Jonas zu Bethsaida. Er gehörte zu denen, welche mit heißer Sehnsucht auf „den Trost Israels“ warteten, wie es vom alten Simeon heißt. Wenn er zur Nachtzeit auf dem See Genesareth mit seinem Kahne umher fuhr, um seines Handwerks zu warten, mag er oft den gestirnten Himmel angeschaut und geseufzt haben: „Ihr seyd wohl herrliche Sterne, aber keiner unter euch tausend mal Tausenden ist der rechte Stern, nach dem meine Seele sich sehnet! Herr, Herr, wann lässest du deinen Stern in Jacob aufgehen!“ Da trat der Täufer Johannes auf mit seiner gewaltigen Predigt: „Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.“ Matth. 3, Luc. 3. Als Andreas diese Predigt vernahm, verließ er sein Haus und sein Handwerk, ging stracks hin zu dem Prediger in der Wüste, bekannte seine Sünden, ließ sich taufen und ward ein Jünger desselben, ob er etwa bei ihm den Trost finden möchte,

nach welchem er sich sehnte. Aber Johannes war nicht der Stern, der in Jacob sollte aufgehen, wie er auch selbst bekannte. Doch der Herr, der gesprochen hat: „Suchet, so werdet ihr finden!“ bezeugte sich auch an unserm Andreas, und eben:

„Weil er harrte, weil er suchte,
Ward zuletzt der Heiland sein!

Denn einst, da er mit Johannes, dem Sohne Zebedäi, der auch ein Jünger des Täufers war, bei seinem Meister stand, wandelte Jesus, der Christ, vorüber und der Täufer sprach zu seinen Jüngern: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt!“ Da war also der erschienen, den seine Seele begehrte. Still und ohne ein Wort zu sagen, folgte er mit Johannes dem Lamme Gottes nach. In heiliger Ehrfurcht und tiefer Demuth wagten die Beiden nicht, den Herrn anzureden. Aber Jesus wandte sich um zu ihnen und sprach: „Wen suchet ihr?“ Da antwortete Andreas und sein Begleiter Johannes: „Meister, wo bist du zur Herberge? (Joh. 2, 37.) In dieser Antwort lag ihr ganzes Herz. Es war, als hätten sie sagen wollen: „Herr, Herr, du weißt es ja wohl, dich, dich allein suchen wir!“ Und Jesus nahm die Beiden mit sich, und sie blieben bei ihm.

Da nun Andreas den Trost Israels mit Augen gesehen hatte, gedachte er bald einer andern Seele, die noch vergebens nach demselben suchte. Diese Seele war sein Bruder Simon. Beide Jünger gingen aus, um den Genossen ihrer Sehnsucht zu suchen und mit ihm ihr Glück und ihren Frieden zu theilen; denn wo einmal rechtes Glück und rechter Friede in eine Brust eingezogen ist, da ruht sie nicht eher, bis sie sich ihren Lieben mitgetheilt hat. Andreas fand den Bruder zuerst, und sprach zu ihm: „Wir haben den Messias gefunden!“ (Joh. 1, 41.) In diesen wenigen Worten liegt gar viel beschlossen. Sie zeugen, daß wir nicht mit Unrecht von des Andreas Sehnsucht nach dem Herrn geredet haben; denn was gefunden ist, das muß vorher gesucht sein. Wer selber schon etwas lange und mit heißer Sehnsucht gesucht hat, der wird nachfühlen, was in beider Brüder Brust vorgegangen ist, da dieser ausrief: „Gefunden, Gefunden!“ und jener die freudige Botschaft vernahm. Andreas führte seinen Bruder zu Jesu und dieser sprach zu Simon: „Du sollst Kephas heißen, das ist: ein Fels!“

Beide Brüder wurden später vom Herrn ganz ihrem bisherigen Berufe entzogen, und bekamen dafür den großen Auftrag: „Menschenfischer zu werden.“ Von nun an wandelte Andreas still dem Herrn nach, verborgen und unscheinbar, wie

die Blume im Thale; aber dem Herrn war seine Seele nicht verborgen, sondern er hatte sie für immer an sich gefesselt. Ein kleiner Zug aus seinem Leben, den uns Johannes aufbewahrt hat, giebt uns ein lebendiges Zeugniß, daß Andreas, der Suchende, in besonders innigem Umgange mit dem gefundenen Heilande gestanden hat. Einst waren gottesfürchtige Griechen, d. h. Juden, die in der Zerstreuung unter den Griechen lebten, zum Feste hinauf nach Jerusalem gekommen, die wollten Jesum gerne sehen. Eine heilige Scheu mochte sie wohl zurückhalten, sich selbst an den Herrn zu wenden, und so traten sie mit ihrer Bitte den Philippus an. Dieser aber sagte es weiter an Andreas, damit dieser bei Jesu für die Griechen bitten möchte, was er auch that. (Joh. 12, 20—22.)

Außer diesem unscheinbaren, aber doch bedeutsamen Winke, der uns hier über die Herzensstellung unseres Apostels zum Herrn gegeben wird, läßt uns die heilige Schrift noch einige flüchtige Blicke in sein inneres Leben werfen. Als ein Kind noch am Verständniße zeigt sie ihn uns, (Joh. 6, 8.) bei der wunderbaren Speisung der 5000, wo er den Sinn der Frage des Herrn: „Woher nehmen wir Brot?“ gleich dem Philippus nicht zu fassen vermag, und beim Blick auf die fünf Brote und zween Fische kleinmüthig ausruft: „Was ist das unter so Viele?“ Als gereifter in der Erkenntniß und als ernster Forscher nach dem verborgenen Rathe Gottes, wird er uns (Marci 13, 3.) vorgeführt, wo er, nebst den drei Lieblingsjüngern den Herrn noch besonders fragt, wann die Zerstörung Jerusalems geschehen werde. Weiter hat uns die Bibel nichts von ihm aufbewahrt. Spätere Nachrichten aber bekunden, daß Andreas, nachdem er am Pfingstfeste mit dem Geiste aus der Höhe ausgerüstet worden war, als Seelenfischer nach Scythien, in die Gegenden des schwarzen Meeres ausgezogen ist. Die Russen erkennen ihn deshalb für ihren Apostel. Zuletzt ist er durch Thracien und Macedonien nach Griechenland gewandert, und hier hat er, nach dem einstimmigen Zeugnisse alter, glaubwürdiger Väter, zu Patras in Achaja seinen Glauben an Jesum mit dem Märtyrertode besiegelt. Noch am Kreuze, an welches ihn Negeas, der Prokonsul von Achaja, hat schlagen lassen, soll er Christum, den Heiland der Welt, freudig bekannt haben.

Der Apostel Philippus.

„Habe ich Dir nicht gesagt, so Du glauben würdest, Du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen?“ (Joh. 11, 40.)

Philippus ist gleichfalls zu Bethsaida, am See Genesareth, in der Vaterstadt des Petrus und Andreas geboren. Er darf nicht mit dem Diakonen Philippus verwechselt werden, von welchem in der Apostelgeschichte die Bekehrung des Kämmerers aus dem Morgenlande erzählt wird. Von seiner Lebensgeschichte wissen wir nur sehr wenig. Des Tages darauf, da Andreas, Johannes und Petrus Jesum gefunden hatten, begegnet der Herr dem Philippus und spricht zu ihm: „Folge mir nach!“ Was weiter geschehen ist, erzählt uns die Schrift nicht, wohl aber berichtet sie uns, daß Philippus im Drange seines Herzens zu Nathanael eilt, und diesem verkündet: „Wir haben den gefunden, von welchem Moses im Gesetz und die Propheten geschrieben haben, Jesum, Josephs Sohn von Nazareth!“ Joh. 1, 45. Dieser Ausruf läßt uns einen Schluß auf sein Herz ziehen. Wir erkennen aus demselben zuerst, daß er mit Nathanael im innigsten Verkehr gestanden haben muß, und daß die beiden Freunde, als rechte Israeliten, fleißig in der Schrift geforscht hatten, und auf den verheißenen Messias harreten. Weiter aber geht aus demselben hervor, daß des Philippus Vorstellungen von diesem Messias noch sehr menschlich und unvollkommen waren. Er suchte in dem Messias nur einen Menschen und hatte auch in Christo vorerst nur den Menschen Jesus von Nazareth, Josephs Sohn, gefunden. Der Herr aber läßt es dem Aufrichtigen gelingen, und so hat er denn auch den Philippus allmählich immer weiter bis zur wahren Erkenntniß geführt.

Von dieser Führung erzählt uns der Apostel Johannes Folgendes: Als unser Herr und Heiland im jüdischen Lande umherzog, und überall die Kranken gesund machte, sammelte sich bald eine große Menge Volkes um ihn. So sah er einst in der Wüste 5000 Menschen um sich, und ihn jammerte derselbigen, denn sie waren wie Schafe, die keinen Hirten haben. Und er begann eine lange Predigt. Da nun der Tag fast dahin war, traten die Jünger ängstlich zum Herrn mit der Bitte, das Volk

zu entlassen, damit sie hingehen und sich Speise kaufen könnten. Aber der Herr spricht: „Gebt ihr ihnen zu essen!“ und wendet sich dann zu unserm Philippus insbesondere, indem er ihm die Frage vorlegt: „Wo kaufen wir Brot, daß diese essen!“ Das sagte er aber, „um Philippum zu versuchen,“ setzt der Evangelist ausdrücklich hinzu. Philippus hat die Probe schlecht bestanden. Er dachte nicht an den, von dessen Wundermacht er schon oft Zeuge gewesen war; sondern er überschlug eilig, was man an Geld nöthig haben würde, und antwortete: „Zweihundert Pfennig werth Brots ist nicht genug, daß ein jeglicher unter ihnen ein wenig nehme.“ Als ob Jesus gefragt hätte, für wieviel Geld man Brot kaufen müsse, während er doch nur wissen wollte, wo die Jünger das Brot hernehmen wollten.“ Philippus hätte antworten sollen: „Von dir Herr, von dir allein!“

Aber auch durch das nun folgende Wunder ist Philippus noch nicht dahin gelangt, in Jesu von Nazareth den Sohn Gottes, der gleiches Wesen mit dem Vater ist, zu erkennen. Denn als Jesus in den letzten Stunden vor dem Antritt seines großen Leidensganges zu den Jüngern sprach: „Ihr habt den Vater gesehn!“ da fällt ihm Philippus ins Wort: „Herr, zeige uns den Vater, und es genügt uns!“ Und Jesus muß ihm erwidern: „So lange Zeit bin ich bei euch, und du kennst mich nicht? Philippe, wer mich siehet, der siehet den Vater. Wie sprichst du denn: Zeige uns den Vater!“ Joh. 14, 8. 9.

Der volle Sinn dieser erhabenen Worte aus des scheidenden Erlösers Munde ist dem Philippus erst an jenem Pfingsttage klar geworden, als er mit den übrigen Aposteln voll ward des Geistes vom Vater und dem Sohne, und durch denselbigen in alle Wahrheit geleitet wurde. Dann ist auch er nach seines Meisters Befehl hinausgegangen in alle Welt, und hat gepredigt von Jesu, dem Menschen- und dem Gottessohne. In welchen Ländern aber sein Zeugenwort erschallet ist, so wie, wo und wie er mit seinem Tode Gott gepriesen hat, davon ist nach Gottes Rath kein sicherer Bericht auf uns gekommen.

Der Apostel Bartholomäus.

„Die Weissagung wird ja noch erfüllet werden zu seiner Zeit, und wird endlich frei an den Tag kommen, und nicht außen bleiben. Ob sie aber verziehet, so harre ihrer; sie wird gewißlich kommen, und nicht verziehen.“ (Habakuk 2, 3.)

Bartholomäus heißt übersetzt: Sohn des Tholomäus, und der vollständige Name des Jüngers war: Nathanael, Sohn des Tholomäus. Er war aus Cana in Galiläa gebürtig, einem Flecken nicht weit von Bethsaida, wo sein Freund Philippus wohnte. Der Herr selbst nennt ihn einen rechten Israeliten, in welchem kein Falsch ist. Joh. 1, 47. Von einem rechten Israeliten aber können wir gewiß sein, daß er mit blutendem Herzen sein Volk immer tiefer und tiefer sinken sah, und daß er von der freudenlosen Gegenwart, in welcher nur Verwüstung und Abfall ihn umgab, die sehnennden Blicke nach den Verheißungen der Zukunft lenkte, welche seinen Vätern durch die Propheten gegeben waren. So forschte denn auch unser Nathanael fleißig in der Schrift, und wie bibelfest er war, werden wir gleich sehen. Er wußte aus Allergewisseste, daß Gott sein Volk durch einen Mann, den Messias, erretten werde, und ob sich wohl die Verheißung verzog, so harrete er ihrer mit treuem Herzen. Da tritt ihn eines Tages sein Freund Philippus mit den hastigen Worten an: „Wir haben Den gefunden, von welchem Moses im Gesetz und die Propheten geschrieben haben, Jesum, Josephs Sohn von Nazareth.“ Die beiden frommen Herzen mochten wohl manch liebes Mal mit einander nach diesem Troste Israels in dem Gesetz und den Propheten gesucht haben, darum hat auch der Philippus, als ihn der Herr gerufen, keine Ruhe, er muß seinen Nathanael zum Mitgenossen seiner Freude machen. Aber der giebt ihm eine gar kühle Antwort. „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?“ spricht er achselzuckend. Wir sehen, er hatte den Propheten Micha trefflich inne, und wußte nach Kap. 5, 1, daß aus Bethlehem und nicht aus Nazareth der kommen sollte, welcher in Israel Herr sei. Er hatte auch von seinem Standpunkte ganz recht. Er dachte: Gottes Wort kann nicht lügen, damit Punktum. Aber Philippus ließ sich nicht so bald

abweisen. „Komm, und siehe;“ sprach er weiter. Und Nathanael kam und sah. Er wollte nicht starrköpfig auf seiner Meinung bestehen, er wollte aber mit dem Worte Gottes in der Hand prüfen. Und als nun Jesus das treuherzige Gesicht daherkommen sieht, Er, dessen Blick in die verborgensten Falten der Herzen dringt, spricht er: „Siehe da, ein rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist.“ Nathanael stutzt, aber er läßt sich durch das Lob, das ihm da so unvermuthet zu Theil wird, nicht blenden, sondern schaut sich den Mann an, den er noch nie gesehen, und der nach seiner Meinung von ihm eben so wenig wissen konnte, und er geht in seiner Einfalt grade durch. „Woher kennest du mich?“ fragt er den Herrn. Er will wissen, warum dieser mit seinem Lobe so freigebig ist. Jesus antwortet nicht auf diese Frage, aber er giebt dem Nathanael ohne Weiteres den Beweis in die Hand, daß er ihn wirklich durch und durch künnte. Er spricht: „Ehe denn dich Philippus rief, da du unter dem Feigenbaum sahest, sahe ich dich.“ Da war Nathanael mit seiner Bibelfestigkeit am Ende, und er, der dem Herrn Christus hatte auf den Zahn fühlen wollen, war, von diesem einen Strahle seiner Göttlichkeit getroffen, entwaффnet, aber auch alsobald überführt worden. „Rabbi! Du bist Gottes Sohn; du bist der König von Israel!“ brichts bei ihm heraus, Vielleicht, daß er eben unter jenem Feigenbaume mit Gott um die Erfüllung seiner Verheißungen im Gebete gerungen hatte, und daß ihn darum jenes Wort des Herrn um so mächtiger traf. Das liebe Herz! wie mag's sich hinterher noch gefreut haben, als nun doch an den Tag kam, daß die Schrift in keinem Titelchen gebrochen werden kann, und daß Jesus wirklich nicht von Nazareth, sondern von Bethlehem stammte. Auf sein treffliches Bekenntniß hatte der Herr dem Nathanael weiter verheißt: „Er werde noch Größeres, denn das sehen; er werde den Himmel offen, und die Engel Gottes auf des Menschen Sohn herauf und herabfahren sehen.“ Das ist Alles reichlich an ihm erfüllet worden. Als Apostel durfte er ein beständiger Begleiter Jesu, ein Augenzeuge seiner ganzen Erlöserthätigkeit seyn. Und am Tage der Pfingsten ist auch über ihn der Himmel offen gewesen, und der Geist vom Vater und Sohne hat sein Herz mit dem Vater und Sohne, die im Himmel sind, in steter Gemeinschaft erhalten. Hernachmals ist Bartholomäus als Friedensbote in Indien, das ist in dem asiatischen Aethiopien, umhergereist, hat hier den Namen des Herrn gepredigt, und den Einwohnern das Evangelium des Matthäus gebracht. In der

zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts hat ein alexandrinischer Lehrer, Namens Pantanus, dieses Evangelium hier gefunden. Die Sage erzählt von ihm, daß er lebendig geschunden, und in verkehrter Stellung gekreuzigt seyn soll.

Der Apostel Thomas.

„Der Herr läßt es dem Aufrichtigen gelingen.“ (Sprw. 2, 7.)

Thomas hat in der Schrift den Zunamen Didymus, das heißt in unserer Sprache, Zwilling. Was wir nach Gottes Rathe von ihm wissen, dient uns zum tröstlichen Beweise, daß bei einem graden, aufrichtigen Herzen der Zweifel durch die Macht der Wahrheit überwunden wird. Von seinem früheren Verhalten zum Herrn schweigt die heilige Geschichte. Das Erste, was uns in der h. Schrift von ihm erzählt wird, ist Joh. 11, 16. Jesus wollte aus Galiläa zum kranken Lazarus nach Judäa, nach Bethanien, ziehen. (V. 7). Die Jünger erinnerten ihn, daß die Juden noch vor kurzem Steine gegen ihn aufgehoben hätten, und fragten erschrocken: „Und du willst wieder dahin ziehen?“ (V. 7). Da setzte ihnen Jesus auseinander, daß, wer mit Gott, dem ewigen Lichte, und in seinem Auftrage gehe, sicher wandele, daß hingegen der, welcher ohne Gott, in eigener Machtvollkommenheit, also in finsterner Selbstsucht arbeite, allerdings fallen müsse. (V. 9 u. 10). Darauf sagt er ihnen gerade heraus: Lazarus ist gestorben, und laßt uns nun zu ihm ziehen! — nämlich um ihn aufzuwecken. Thomas fühlte, daß, was sein Meister thue, recht seyn müsse. Darum sucht er ihn nicht mehr von seinem Entschlusse abzubringen, wie V. 7, sondern er erzieht sich schweigend in seinen Willen. Aber die Steine der Juden machen ihm große Angst, und er sieht den gewissen Tod des Herrn vor Augen. In dieser Ergebung einerseits, und in Angst für seinen geliebten Meister andererseits, spricht er zu seinen Mitjüngern: „Laßt uns mitziehen, daß wir mit ihm sterben!“ V. 16. In diesen Worten offenbart Thomas eine rührende Liebe zu seinem Herrn, die dem Geliebten treu folgen will, bis in den Tod.

Aber zugleich beweisen diese Worte, daß Thomas zu sehr an Jesu irdischer, sichtbarer Erscheinung hing, daß er ihn, wie Paulus 2. Cor. 5, 16 es ausdrückt, nur dem Fleische nach kannte. Darum war ihm auch das innerste Wesen des Heilands verborgen geblieben. Darum konnte er sich nicht daran erinnern, daß in allen den vielen Gefahren, in denen Jesus schon vor den Juden gewesen war (Joh. 7, 30; 8, 20 u. 59; 10, 31 u. 39) Gott der Herr ihn wunderbar behütet hatte. Darum hatte er nicht verstanden, wie sein Meister in den Worten B. 9 u. 10 zugleich sagen wollte: „Meine Leidensnacht ist noch nicht gekommen. Ich habe, als Licht der Welt meine bestimmten Lebensstunden. Ich kann und muß daher die übrige Zeit, da es noch Tag ist, auskaufen, um mein Tagewerk zu vollenden. Bis dahin habt ihr daher nichts zu fürchten.“

Bei den letzten Reden, die Christus im Angesichte seines welterlösenden Todes an die Jünger richtete, erzählt die h. Schrift uns weiter von Thomas, daß er bei den Worten: „Wo ich hingehge, das wisset ihr, und den Weg wisset ihr auch,“ den Herrn mit dem Ausrufe unterbrochen habe: „Herr, wir wissen nicht, wo du hingehst; und wie können wir den Weg wissen?“ Joh. 14, 4. 5. Das klingt, als habe Jesus noch niemals von seinem Tode zu den Jüngern gesprochen! Und als darauf, nachdem das Lamm Gottes am Kreuze sich verblutet hatte, der Auferstandene den zehn übrigen Jüngern erschienen war, und diese dem Thoma erzählten: „Wir haben den Herrn gesehn!“ sprach er: „Es sei denn, daß ich in seinen Händen sehe die Nägelmale, und lege meinen Finger in die Nägelmale, und lege meine Hand in seine Seite, so will ich es nicht glauben!“ Das klingt wiederum, als habe Jesus niemals vor seinem Tode den Jüngern gesagt: „Am dritten Tage muß des Menschen Sohn wieder auferstehn!“ Da hat Thomas beidemal ein kurzes Gedächtniß und einen schwachen Glauben gezeigt, daß er sich nicht hat erinnern mögen dessen, was schon geschehen war; sondern in seinem Zweifelnuthe immer Neues und wiederum Neues hören und sehen wollte. Damit ist er ein Vorgänger aller Derer geworden, die Alles was sie mit ihrem Verstande nicht gleich begreifen können, frisch weg für Unwahrheit halten. Aber der heilige Geist hat die Geschichte des Thomas auch zum Troste für die aufbewahrt, denen der Glaube von Natur sonderlich schwer fällt, denn sie lehrt weiter, daß wo der Zweifel aus einem reblichen Herzen und nicht aus verderblicher Zweifelsucht entspringt, die göttliche Gnade sich des Zweifelnden

erbarmt und sein Herz zur Gewissheit bringt. Endlich aber muß Thomas mit seinem zweifelnden: „Es sei denn!“ grade für solche Schwerglaubenden der kräftigste Zeuge der Auferstehung des Herrn sein, denn die Schrift erzählt weiter, daß der langmüthige Herr sich acht Tage später den Jüngern abermals offenbart und dabei den Thomas zu sich gerufen, und dessen Finger in die Wundenmale seiner Hände, dessen Hand in seine zerstoichene Seite gelegt hat. Da ist denn Thomas zu seinen Füßen niedergefallen und in die Worte ausgebrochen: „Mein Herr und mein Gott!“ Und Jesus sprach: „Dieweil du mich gesehen hast, Thoma, so glaubest du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!“ Also glaubte doch Thomas, nachdem er gesehen hatte. Möchtens alle Zweifler recht zu Herzen nehmen, nachdem sie jetzt schier 2000 Jahre Jesum Christum, den Auferstandnen, als Hohenpriester, König und Prophet seiner Gemeinde gesehen haben! Nach der Ausgießung des heiligen Geistes ist Thomas durch Asien bis weit nach Indien hineingezogen, und hat hier den Braminen das Evangelium verkündigt, bis er von diesen ermordet ist. So erzählen uns alte christliche Geschichtschreiber. Und noch heut zu Tage leben an der Küste Malabar in Ostindien und weiter landeinwärts den hohen Gebirgen zu, rings von heidnischen Völkern umgeben, viele Christen, die ihren Ursprung vom Apostel Thomas ableiten. Erst in neuerer Zeit haben christliche Missionare diese sogenannten Thomaschristen wieder aufgefunden. Was weiter von diesen alten Christen zu sagen ist, das ist an seinem Orte berichtet.

Der Apostel Jacobus, der Jüngere.

Schon bei der Lebensbeschreibung Jakobus des Gerechten, des Bruders des Herrn, haben wir ausführlich mitgetheilt, daß von den ältesten Zeiten her diese beiden von Vielen für eine Person gehalten worden. Wer sich aber mit dieser Ansicht nicht befreunden kann, der muß sich bescheiden über den Apostel etwas Näheres zu erfahren, denn es ist uns nichts, weder aus

seinem innern, noch aus seinem äußern Leben aufbehalten worden. Es möge aber Jeder nur getrost am Aposteltage Jakobus des Jüngern, der am 1. Mai gefeiert wird, die Geschichte Jakobus des Gerechten lesen, welche der Herr an seinem Herzen reichlich segnen wolle.

Der Apostel Judas Thaddäus, oder Lebbäus.

Er wird in der Schrift bei Aufzählung der Apostel auch Judas Jakobi, das heißt, Jakobus Bruder genannt. Die evangelische Geschichte gedenkt seiner außer der bloßen Namensnennung nur ein einziges Mal, Joh. 14, 22. Da vermag auch er so wenig, wie die übrigen Jünger, den Sinn der letzten Reden Christi zu fassen, und unterbricht den Herrn mit der Frage: „Herr, was ist es, daß du dich uns willst offenbaren, und nicht der Welt?“ — Im neuen Testamente ist uns eine Epistel Judä, des Bruders Jakobi aufbewahrt. Die nun, welche Jakobus den Gerechten, den Schreiber des Briefes Jakobi, und den Apostel Jakobus den Jüngern für eine Person halten, schreiben dann nach jenen Eingangsworten den Brief Judä dem Apostel Judas zu. Die Andern aber, welche zwischen Jakobus dem Gerechten und Jakobus dem Apostel unterscheiden, müssen eben so den Schreiber jenes Briefes und Judas den Apostel für zwei Personen halten. Die Behauptung der Letzteren stützt sich darauf, daß Jakobus und Judas auch Brüder des Herrn genannt wurden, und da nach Johannes 7, 5. so lange der Herr lebte, keiner seiner Brüder an ihn glaubte; so schließen sie, daß auch keiner derselben habe Apostel sein können. Wir haben aber schon bei der Geschichte Jakobus des Gerechten nachgewiesen, daß auch der Apostel Jakobus ein sehr naher Verwandter, ein Schwestersohn des Herrn war, und deswegen vielleicht in der Schrift „Bruder des Herrn“ genannt wird. Dasselbe gälte dann auch von Judas.

Wo Judas Thaddäus, nachdem er mit dem heiligen Geiste erfüllt war, für seinen Herrn und Meister gelebt und gelitten hat,

das wissen wir nicht. Eine unverbürgte Sage erzählt, daß er in Persien gelehrt und dort eines grausamen Märtyrertodes gestorben sei.

Der Apostel Simon Zelotes.

Simon stammt gleich dem Bartholomäus aus Cana, einem Marktflecken in Galiläa. Die heilige Schrift erzählt uns von ihm weiter nichts, als daß er den Beinamen Zelotes, das heißt der Eiferer, führte. Ob er diesen Beinamen schon hatte, als ihn der Herr zu seinem Jünger berief, weil er, wie Paulus, ein Eiferer über dem väterlichen Geseß gewesen war, oder ob ihm der Herr erst später denselben gegeben, wie er mit Petro und den Kindern Zebedäi gethan hat, wissen wir nicht. Jedenfalls aber ist er ein eifriger Verkündiger des Evangeliums gewesen, und wir wissen aus spätern Quellen von ihm, daß er nach der Ausrüstung mit dem heiligen Geiste im nördlichen Afrika, im Cyrenäischen Lybien und in Mauretanien den Herrn Jesum Christum gepredigt hat. Das ist aber auch Alles, was Gott gewollt hat, daß wir von diesem Apostel wissen sollen.

Der Apostel Mattheias.

Mattheias füllt die Stelle in der Zwölfzahl der Apostel aus, die durch das Kind des Verderbens, Judas Ischarioth, erledigt war. Obwohl er also erst später und nicht unmittelbar durch den Herrn selbst in die Zahl der Apostel aufgenommen ist,

so dürfen wir doch glauben, daß der Herr, der Herzenskündiger, sich zu dem gemeinsamen Gebete aller seiner Jünger, Ap. Gesch. 1, 24. bekannt und seine Wahl bestätigt hat. Nach dem Zeugniß aber, das ihm an diesem Orte der Schrift gegeben wird, ist er die ganze Zeit über, welche der Herr Jesus mit den Aposteln aus- und eingegangen ist, von der Taufe Johannis an, bis auf den Tag, da er von ihnen gen Himmel genommen ward, in ihrer Gemeinschaft gewesen. Insbesondere aber ist er auch ein Zeuge der Auferstehung des Herrn gewesen, worauf Petrus in seiner Rede besondern Nachdruck legt. Wohin indeß Matthias nach Ausgießung des heiligen Geistes, nach dem Befehle des Herrn: Gehet hin in alle Welt! für seine Person das Senftorn des Gottesreiches getragen hat, das hat Gottes Weisheit nicht für gut befunden, uns kund zu thun.

Der Apostel Johannes.

(† umß Jahr 100 nach Christi Geburt.)

„Johannes — euer Bruder und Mitgenosse an der Trübsal, und am Reiche und an der Geduld Jesu Christi.“ Off. Joh. 1, 9.

„So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was gehet es Dich an?“ Ev. Joh. 21, 22.

Ein Apostel nach dem andern war hinübergewandert, Jeder im Leben und Sterben ein freudiger Zeuge der Auferstehung des Herrn. Zwar sind von der Wirksamkeit der Meisten nur wenige dunkle Nachrichten auf uns gekommen, aber die aufgehende Saat in weitentlegenen Ländern zeugte von dem Saamen des Wortes, den sie ausgestreut hatten, und die Sage erzählt von Allen, daß sie als Märtyrer um des Herrn willen erwürgt worden seien. Nur Einer macht hiervon eine Ausnahme, Johannes, der Alle seine Mitapostel nach dem Worte des Herrn weit überlebte, und im hundertjährigen Alter eines natürlichen Todes starb. Er steht aber am Schlusse der apostolischen Wirksamkeit nicht bloß der Zeit nach, sondern eben so nach der Bedeutung seines ganzen Wesens. Durch Petrus, den Felsenmann, dessen erste Predigt am Pfingst-

festen Dreitausend auf einmal bekehrte, hat der Herr den Grund seiner Kirche gelegt. Sein Wirken gleicht auch den gewaltigen, nicht immer nach dem Richtmaß zugehauenen Felsblöcken, die das Fundament des durch die Jahrtausende ragenden Gebäudes bilden. Paulus, mit seiner rastlosen Thätigkeit, hat den Bau in die Weite geführt und mit besonnener Weisheit und glühender Begeisterung die Mauern und Strebepfeiler emporgerichtet. Johannes, der Apostel der Liebe, bildet den Schlussstein, der alle Bogen, die von den verschiedenen Pfeilern aufwärts streben, verbindet, die majestätische Kuppel, in deren Wölbung die am ganzen Bau vertheilte Herrlichkeit sich sammelt. Er hält in seiner Offenbarung das Siegel der herrlichen Zukunft der Kirche beschloffen.

Johannes, ein Bruder Jakobi des Ältern, war der Sohn des Zebedäus und der Salome zu Bethsaida am galiläischen Meere. Die ganze Familie scheint von Messias-Hoffnungen erfüllt gewesen zu sein; denn auch die Mutter finden wir später unter den Jüngerinnen des Herrn, die ihm von Galiläa nach Jerusalem nachgefolgt waren. In dem Herzen des Jünglings hatten die Weissagungen der Propheten frühe schon das Feuer eines brennenden Verlangens nach dem großen Könige angezündet. Als darum der Herold des Kommenden, Johannes der Täufer, seine gewaltige Stimme aus der Wüste am Jordan erschallen ließ, ward Zebedäi Sohn alsbald sein Jünger, weil er in diesem Kreise zuerst hoffen durfte, den Messias auftreten zu sehen. Wir wissen, wie Jesus an den Jordan kam, sich von Johannes taufen zu lassen, und dann vom Geiste in die Wüste geführt wurde, daß er vom Teufel versucht würde. Nach dieser Versuchung kehrte der Herr auf zwei Tage wieder an den Jordan zu dem Täufer zurück. Da am zweiten Tage sieht Johannes den Herrn zum erstenmale. Er steht mit Andreas bei seinem Meister, dem Täufer, als Jesus vorüberging. Da spricht der Täufer: „Siehe das ist Gottes Lamm!“ und alsbald folgten die Beiden ihm nach, und blieben denselben Tag bei ihm. Johannes der uns in seinem Evangelium (Cap. 1, 35 — 39) dies Zusammentreffen mit dem Herrn erzählt, nennt zwar seinen Namen nicht, bezeichnet aber genau die Stunde da er den Herrn zuerst gesehen. Sie war ihm die wichtigste seines Lebens geworden; denn mit diesem ersten Zusammentreffen war die Richtung seines ganzen Gemüths für immer entschieden. Wie er der erste Jünger des Herrn war, so hat er auch am vollständigsten sein ganzes Wesen dem Herrn

hingegen; darum verschwand ihm sein Name in dem Namen seines Herrn, und wenn er in der evangelischen Geschichte seine Person bezeichnen muß, so nennt er sich am liebsten: den Jünger, den der Herr lieb hatte. In dieses sich ganz ihm hingebende Gemüth ergoß darum auch der Herr den ganzen Reichthum seiner Liebe, und räumte ihm an seinem Herzen die nächste Stelle ein.

Johannes gehörte mit Petrus und seinem Bruder Jakobus zu dem engsten Jüngerkreise des Herrn, und nahm also Theil an den höchsten Offenbarungen seiner Herrlichkeit und seiner Erniedrigung. Unter diesen Dreien war aber Johannes wiederum dem Herzen Jesu der nächste. Ihn ließ der Herr an seiner Brust liegen bei jenem letzten Mahle, in welchem er die Feier der Liebe einsetzte, die für uns in den Tod ging; ihm empfahl er auch noch sterbend vom Kreuze herab seine Mutter, und knüpfte also um seine Geliebtesten, die er auf Erden zurück ließ, die auch zuletzt noch allein am Fuße seines Kreuzes ausgeharrt hatten, das enge Band, das Mutter und Sohn umschließt.

Mit Recht hat darum die Kirche ihn von jeher den Jünger der Liebe genannt. Aber daß nur dieser Ausdruck nicht mißverstanden werde! Es giebt so viele Zärtlinge, die den Ernst des Lebens nicht anerkennen wollen, und vor aller Entschiedenheit und Charakterfestigkeit, wenn sie in ernsten Worten und durchgreifenden Handlungen sich kund giebt, eine gewaltige Scheu haben. Sie wollen überall Rücksichten nehmen, mit aller Welt gut Freund bleiben, und stecken so voll Duldung und weichlicher Nachgiebigkeit, daß sie selbst dem offenen Unglauben und der Sünde nicht entschieden entgegen zu treten wagen. Zum Deckmantel ihrer mattherzigen Gesinnung soll sich dann die Liebe hergeben; und solche Schwachheit, Menschenfurcht und Menschengefälligkeit, die sich Liebe nennt, findet sich leider nicht bloß unter den Ungläubigen, sondern auch bei vielen Christen, zur Schmach dessen, der um der Sünde willen einen so ernsten und bitteren Leidensweg hat gehen müssen. Als ob nicht derselbe Mund, der die Armen und Elenden selig gepriesen, auch das Wehe über die Ungläubigen und Heuchler ausgerufen hätte. Möchten nur diese Zärtlinge den Apostel der Liebe, den sie sonst gern im Munde führen, aus seinem Leben und seinen Schriften recht kennen zu lernen suchen! Sie würden ihn bald der Härte und Lieblosigkeit zeihen, weil er ihren schwächlichen Begriffen von Liebe so gradezu ins Angesicht schlägt. Schon von Natur war Johannes solcher Gesinnung Feind. Er führte von Jugend auf ein mehr zurückgezogenes Le-

ben. Im Innern war seine Welt. Die Außenwelt kummerte ihn wenig. Wer aber sein inneres Heiligthum antastete, der reizte ihn zu heftigem Ausbruch seines Eifers und Unwillens. Der Herr nannte ihn das Donnerstkind, ja, er mußte seinen Elias-eifer strafen und zurückhalten, weil sich unheiliger Zorn hineinmischte. „Herr!“ so sprach er mit Jakobus, als eine Stadt der Samariter den Herrn nicht aufnehmen wollte, „willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle, und verzehre sie, wie Elias that.“ Da bedräuete sie der Herr: „Wisset ihr nicht, weß Geistes Kinder ihr seid?“ (Luc. 9, 52 — 56.) Aber als nun durch die Liebe des Herrn, die der Menschen Seelen nicht verderben, sondern erhalten will, dies unheilige Feuer gedämpft und zu einem Eifer rettender Liebe verklärt wurde; da blieb doch eine solche Liebe, die gerade um zu retten und zu erhalten, wider alles ungöttliche Wesen und die Verkehrtheiten des Unglaubens zürnte in rechtem Zorne. Denn nur das ist eine wahre Liebe, die, wie die Rose mit dem Dorn, mit einem rechten und heiligen Zorn bewaffnet ist. Diesen Ernst der Liebe konnten bei Johannes auch die Jahre nicht schwächen. Er schrieb noch in hohem Alter in seinem 2. Briefe (10. 11.): „So Jemand zu euch kommt, und bringet diese Lehre nicht, den nehmet nicht zu Hause, und grüßet ihn auch nicht! Denn wer ihn grüßt, der macht sich theilhaftig seiner bösen Werke.“ Und als er sich einst in einem Badehause in Ephesus befand, und hörte, daß auch Cerinthus, ein Haupt der Irrlehrer, in demselben sei, eilte er hinaus, und sprach: „Lasset uns fliehen! denn das Bad möchte einstürzen, weil der Feind der Wahrheit, Cerinthus, darin ist.“ So erzählt der Kirchenvater Irenäus, und die Geschichte stimmt sehr gut mit Johannes Worten in seinem zweiten Briefe. Einem solchen Gemüthe offenbarte der Herr den Reichthum seiner Gnade und Wahrheit; nicht weichem Wachse, in welchem andere Eindrücke das Siegel des Herrn bald wieder verwischt hätten, sondern einem starken Herzen, das dieses Siegel treu und rein zu bewahren im Stande war.

Wir möchten sagen, wenn wir das Wesen Johannis schildern wollen, sein Gemüth sei dem Gemüthe des Herrn, seiner menschlichen Natur nach, am nächsten verwandt gewesen. Sein Leben verschmolz mit dem Leben des Herrn zu so inniger Gemeinschaft, daß es der Perle glich, die, nachdem sie die Strahlen des Lichtes in sich gezogen hat, sie mit mildem Glanze wieder ausstrahlt. Ganz in die Beschauung der Herrlichkeit des Eingeborenen vom

Vater sich versenkend und vertiefend, steht er in seiner Wirksamkeit neben Petrus in dem Verhältniß, wie das Herz zur Hand. Schon als der Herr noch unter ihnen wandelte, war es also. Als ihnen, da sie bei Tiberias auf dem See waren, der Auserstandene am Ufer erschien, erkannte Johannes ihn zuerst, aber Petrus stürzte sich ins Meer, um zu ihm hinüber zu schwimmen. Später, bald nachdem die Tage der Pfingsten erfüllet waren, gingen die Beiden voll des heiligen Geistes hinauf in den Tempel zu beten, als ein Lahmer sie um eine Gabe ansprach. Johannes steht voll der innigsten Theilnahme dabei, aber Petrus ergreift den Krüppel bei der Hand und heilt ihn. Auch bei der darauf folgenden Verhandlung mit dem Volk und dem Hohenrathe fügt Johannes wohl hier und da ein Wort zu (Ap. Gesch. 4, 1—19), Petrus aber ist der eigentliche Wortführer. So tritt offenbar Johannes auch bei der Gelegenheit hinter Petrus zurück, als Beide von den Aposteln nach Samaria gesandt wurden, weil das Evangelium daselbst Aufnahme gefunden hatte (Ap. Gesch. 8, 14—25). Darum aber war seine Gegenwart nicht überflüssig, oder auch nur weniger bedeutsam, als die des Petrus. Grade durch die Verschiedenheit ihrer Gemüthsart waren die Beiden recht aufeinander hingewiesen. Wie der Herr selbst sie schon zusammenstellte, da er sie aussandte, das Oftermahl zu bereiten (Luc. 22, 8), so hielten sie zusammen und wurden von den Aposteln zusammengestellt, damit die zarte und innige Gemeinschaft mit dem Herrn, welche Johannes Gemüth in steter Feier erhielt, das etwas stürmische Wirken Petri beschwichtige, und auf der rechten Höhe erhalte. Wären Beide auch späterhin in Antiochien zusammen gewesen, so würde Petrus wohl keinen Augenblick vom rechten Pfade abgewichen sein. (Gal. 2, 11—14.) Johannes stand überhaupt in dem Apostelkreise als der Geweihte und Gesalbte da, von dem die stillen Wirkungen eines in Christo ruhenden und feiernden Gemüths, die Strahlen des Lichts, des Friedens und der Freude im heiligen Geist auf seine Mitapostel übergingen. Darum stellte auch die Gemeinde zu Jerusalem ihn neben Petrus und Jacobus und hielt diese drei für ihre eigentlichen Säulen. (Gal. 2, 9.)

In dieser stillen Wirksamkeit scheint Johannes lange noch in Jerusalem geblieben zu sein. Vielleicht nöthigten ihn erst die Kriegsunruhen, die mit Jerusalems Zerstörung endigten, Zudäa zu verlassen. Er ging dann nach Ephesus, um die Pflege der durch den Tod der Apostel Petrus und Paulus besonders verwaiseten, kleinasiatischen Gemeinden zu übernehmen. Wäh-

rend er in Ephesus seinen dauernden Wohnsitz genommen hatte, machte er von dort aus mehrere Rundreisen zu den andern Gemeinen. Auf einer derselben, so erzählt eine alte Ueberslieferung, fand er einen Jüngling von sehr einnehmender Gesichtsbildung und einem für alles Gute empfänglichen Herzen. Johannes gewann ihn durch seine väterliche Liebe bald für das Evangelium, und übergab ihn bei seiner Abreise der Obhut des Bischofs jener Gemeinde. Aber die Lust der Welt siegte in dem Jünglinge über die guten Regungen seines Herzens. Von der Gemeinde sich losjagend, führte er ein umherschweifendes Leben, sank von Stufe zu Stufe immer tiefer und wurde zuletzt der Anführer eine Räuberbande. Nach einiger Zeit kehrte Johannes wieder, und erkundigte sich bei dem Bischof nach seinem Sohn. „Er ist todt“ antwortete dieser: „Nun so führe mich zu seinem Grabe,“ sprach der Apostel. „Ach, könnte ich das!“ erwiederte der Bischof. „Er lebt noch dem Leibe nach, aber er ist Gott und dem Guten abgestorben.“ Johannes erfuhr nun die traurige Geschichte. Als bald eilte er im Drange der Liebe hinaus in die Wüste, ließ sich von der Räuberbande gefangen nehmen und zu ihrem Hauptmanne führen. Als dieser den ehrwürdigen Apostel, seinen geistlichen Vater, auf sich zuschreiten sah, ward er von tiefer Scham ergriffen, und floh. Doch Johannes beslügelte seine Schritte. „Mein Sohn,“ rief er, „warum fliehst du vor deinem Vater? Es ist noch Hoffnung für dich, fürchte dich nicht! Christus hat mich gesandt.“ Zitternd und niedergeschlagenen Blickes blieb der Jüngling stehen, aber Johannes umarmte und küßte ihn, und ruhete nicht eher, bis er ihn der Gemeinde wieder zurückgegeben hatte, und ihm im Guten treu und befestigt sah.

Diese schöne, segensbringende Thätigkeit des Apostels wurde aber eine Zeitlang durch die Verfolgung unterbrochen, die unter dem Kaiser Domitian über die Christen hereinbrach. Ein Kirchenvater erzählt, daß auf Befehl dieses Kaisers Johannes in einen Kessel siedenden Oels geworfen sei, aber die Gluth habe ihm nicht schaden können, und er sei unverfehrt wieder heraus gekommen. Wie dem nun auch seyn mag, gewiß ist, daß der Kaiser ihn auf die einsame Felseninsel Patmos verbannte. Hier beschäftigte und bekümmerte den treuen Knecht seines Herrn ohne Zweifel der Gedanke an den Zustand seiner verlassenen Gemeinen, von denen einige in großer Gefahr der Irrlehre und der Erschlaffung des christlichen Lebens standen. Ja, sein betender Blick ging auf die ganze Kirche und forschte nach dem endlichen Ausgange so schwerer

Verfolgungen, so großer Kämpfe und drohender Versuchungen. Siehe, da gerieth er am Tage des Herrn in eine Entzückung, und der Herr offenbarte ihm in wunderbaren Gesichten, was da kommen werde. Und was Johannes gehört und geschaut, das hat er für alle Zeiten in seiner Offenbarung niedergeschrieben. Sie beginnt mit ernstern, mahnenden Worten an die 7 Gemeinen in Asien, die aber nicht bloß jenen Gemeinen gelten, sondern prophetische Bedeutung für alle Jahrhunderte der Kirche haben. Dann siehet er den Himmel aufgethan, und drinnen die Herrlichkeit des Herrn. Auf dem Stuhle sitzt Einer, ein Buch in seiner Hand, mit 7 Siegeln verschlossen; und siehe, das Lamm, das erwürget war, nimmt das Buch, und öffnet die Siegel, deren jedes ein neues Gesicht enthüllt. Bei der Eröffnung des siebenten Siegels treten die 7 Engel mit den Posaunen hervor, durch deren Töne sieben neue Entfaltungen der Geschichte des Reichs Gottes enthüllt werden. Während der sechsten Posaune erschallen die sieben Donner, deren Stimmen aber auf Befehl des Herrn vor Johannes versiegelt werden. An die siebente Posaune reißen sich sodann die 7 Engel mit den Hornesschalen, deren Ausgießen schwere Gerichte über den Erdboden bringen. Den Schluß des Ganzen bildet der Untergang des antichristlichen Reichs und das Herabfahren des neuen Jerusalems. So drängt sich bis zum letzten, herrlichen Siege Gericht an Gericht, und die ganze Geschichte des Reichs Gottes auf Erden besteht aus lauter ernstern und schweren Gerichten, die nur das blöde Auge der Kinder dieser Welt nicht in allen Zeiten und Entwicklungen dieses Reichs wahrnimmt. Das ist aber das Gericht, daß der Fürst dieser Welt hinausgeworfen wird, und zwar, so oft er auch seine Kräfte wieder sammeln mag, immer ernster und entschiedener, bis er in den feurigen Pfuhl geworfen wird. Denn durch alle diese Wehen, die für die Gläubigen mit großen Mängeln verbunden sind, führt der Herr sein Gericht hinaus zum Siege; und der Reiter auf weißem Pferde mit dem Bogen und der Krone ziehet herrlich und prächtig durch alle Jahrhunderte und Gerichte hindurch, zu überwinden, und daß er siege. (Off. Joh. 6, 2.) Das ist das geheimnißvolle, wunderbare Buch der Offenbarung, deren Einzelheiten zu deuten, selten richtig gelingen mag, deren Grundzüge aber in der Geschichte des Reichs Gottes wiederzuerkennen, nicht schwer ist, das insbesondere dazu dienen soll, einen heiligen Ernst unter den Gläubigen zu befördern, und unter allen Kämpfen, Gerichten und Verfolgungen den Blick ihrer Hoffnung auf das unbeschreiblich herrliche Ziel hinzurichten.

Nach Domitians Tode durfte Johannes nach Ephesus zurückkehren. Er fuhr hier in gewohnter Weise fort, die Gemeinen zu beaufsichtigen, nöthige Anordnungen zu treffen, zu lehren und zu ermahnen und der eindringenden Irrlehre zu wehren. Sein hohes Alter aber brachte es mit sich, daß der Kreis seiner äußern Thätigkeit ein immer engerer wurde. Um so mehr schien sein innerliches Leben im Glauben und in der Liebe seines Herrn sich zu vertiefen und zu erweitern. Und das kam dem kleinen Kreise jüngerer Freunde und Schüler, der sich in Ephesus um den ehrwürdigen Patriarchen gebildet hatte, in gesalbten Unterredungen und Erzählungen von dem Wandel des Herrn auf Erden zu gute, wie davon Polykarp, der nachherige Bischof von Smyrna, ein redender Beweis ist. Ehe aber seine leibliche Hütte zusammenbrach, sollte das Nardenöl seines innerlichen Lebens noch weit über diesen kleinen Kreis hinaus sich ergießen, und mit seinem Geruch für alle Zeiten das ganze Haus der Kirche Jesu Christi erfüllen. Er schrieb sein Evangelium und seine drei Briefe.

Das Evangelium Johannis ist recht bezeichnend das Herz Christi genannt worden. Luther nannte es das einige, zarte, rechte Hauptevangelium. Da die drei ersten Evangelien schon geschrieben waren, so brauchte die Geschichte des Wandels Jesu auf Erden nicht mehr ausführlich beschrieben zu werden; Johannes konnte sich begnügen, einzelne bedeutende Ereignisse, die von den Andern noch nicht berichtet waren, nachzuholen. Ueberhaupt müssen ihm die Geschichten, die er erzählt, nur als Einleitung dienen zu den herrlichsten, inhaltsschwersten Reden, in denen der Herr den tiefsten Grund seines Wesens offenbarte. Wie ihm der Herr sich bezeugt hatte, das war durch die Erinnerung des Geistes in seiner Anschauung immer verklärter und lebendiger geworden. Die ganze göttliche Licht- und Lebensfülle in dem eingebornen Sohne hat er in seinem Evangelium uns dargestellt. Es beginnt mit dem Wort, das am Anfang war, durch welches alle Dinge gemacht sind, und das alle Menschen erleuchtet, die in die Welt kommen. Dies Wort ward Fleisch, und Johannes sah seine Herrlichkeit. Die Herrlichkeit des eingebornen Sohnes bezeugt der Vater von Zeit zu Zeit durch besondere Stimmen vom Himmel, fort und fort aber durch die Werke der Allmacht und Gnade, die er ihm gegeben hat, daß er sie vollende. Von dieser Herrlichkeit zeugt er selbst in den Reden an die Jünger und an das Volk; wie auch insbesondere in den Gleichnißworten, die uns Johannes aufbehalten hat. Während nämlich die Gleichnisse

Jesu in den drei ersten Evangelien sich alle auf das durch ihn gestiftete Himmelreich beziehen, haben die im Evangelio Johannis ohne Ausnahme die Person des Herrn selbst zu ihrem Mittelpunkt. Er nennt sich das Licht der Welt (Joh. 8, 12.), das lebendige Brot, vom Himmel gekommen (Joh. 6, 51), das Lebenswasser, das Alle, die davon trinken, ewiglich nicht dürsten läßt (Joh. 4, 10--14). In dieser dreifachen Krone auf dem Haupte des Herrn strahlt uns die ganze Fülle der in ihm wohnenden Gottheit entgegen. Eine zweite Dreizahl von Gleichnissen zeigt, wie dies Leben uns gegeben werden soll durch seinen Tod. Christus ist der wahrhaftige Weinstock (Joh. 15, 1), der seine Aehren mit seinem Lebensblute trinkt, das Weizenkorn, das in die Erde fallen und ersterben muß, um viele Frucht zu bringen (Joh. 12, 24), und darum wird die Krone auf seinem Haupte zum Dornenkränze, denn er ist das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt trägt (Joh. 1, 29). Endlich bildet uns die dritte Dreizahl das Walten des Herrn in seiner Gemeinde ab. Er ist der Löwe aus dem Stamme Juda, der überwunden hat (Off. Joh. 5, 5); der gute Hirte, der mit seinem Hirtenstabe die Seinen weidet, (Joh. 10, 12); der Bräutigam, der die Braut zu eigen hat (Joh. 3, 29). In diesen dreimal drei, wunderbar zusammenpassenden Gleichnissen wird es offenbar, wie der Sohn verklärt ist im Vater, und der Vater im Sohne, und wie Alle, die an ihn glauben, eins seyn werden im Vater und Sohne. Der lichte Höhenpunkt, von dem aus der ganze Reichthum dieser Herrlichkeit sich rückwärts und vorwärts in alle Ewigkeit entfaltet, ist das hohenpriesterliche Gebet (Joh. 17). Diese Herrlichkeit tritt nun aber der Finsterniß und Feindschaft der Welt gegenüber. Er kam in sein Eigenthum, und die Seinigen nahmen ihn nicht auf, und grade diese Feindschaft hat die Brust des Jüngers der Liebe am gewaltigsten durchbebt. Sein Evangelium zeigt in lebendiger Schilderung den Fortgang der immer stärker hervortretenden Kämpfe des Lichts und der Finsterniß, des Lebens und des Todes, bis am Kreuze die Finsterniß und der Tod gesiegt zu haben scheint, das Licht aber und das Leben wirklich gesiegt hat. Die Stunde, da der Fürst dieser Welt Macht hat, ist zugleich die Stunde, da des Menschen Sohn verklärt wird. (Joh. 14, 30 und 17, 1). Darum schildert Johannes auch in der tiefsten Erniedrigung des Herrn in Gethsemane, vor Caiphas und Pilatus, seine Friedenshoheit und Siegesfreudigkeit, und schließt das Evangelium mit den Friedensgrüßen des Auferstandenen und

dem feierlich stillen Morgen am galiläischen Meere, der über dem Jüngerkreise die Sabbathruhe der Nähe des Herrn verbreitet.

Diesem Evangelium steht als schöne Ergänzung des Johannes erster Brief zur Seite. Hier wird die Frucht des in Christo erschienenen Lebens für die Seinen dargereicht. „Bleibet in mir und ich in euch! Gleichwie der Rebe kann keine Frucht bringen von ihm selber, er bleibe denn am Weinstock, also auch ihr nicht, ihr bleibet denn in mir. Wer in mir bleibet und ich in ihm, der bringet viele Frucht.“ (Joh. 15, 4. 5.) Dies Wort des Herrn ist das Grundthema des Briefes, das in den mannichfachen Wendungen sich wiederholt und immer voller und klarer hervortritt. Johannes drückt diese Verbindung des Evangeliums und des Briefes selbst so aus: „Was wir gesehen und gehöret haben, das verkündigen wir euch, auf daß auch ihr mit uns Gemeinschaft habt und unsere Gemeinschaft sei mit dem Vater und mit seinem Sohne, Jesu Christo. (1 Joh. 1, 3.) Es gehört nun aber zu der Eigenthümlichkeit des Johannes, daß er den vollen Inhalt seiner tiefen Anschauung nicht in einem stetig fortschreitenden Redezuge ausspricht; sondern er beginnt immer wieder von Neuem, und scheint deshalb dem oberflächlichen Leser mit andern Worten wieder dasselbe zu sagen. So ist's aber wahrlich nicht, sondern wie die Erschütterung eines in einen Teich geworfenen Steines immer neue, weitere Wasserkreise hervorbringt, bis die letzten Wellenschläge das Ufer berühren; so zeigt uns der Brief in immer neuen und weiteren Kreisen die Herrlichkeit des Herrn, die das Herz des Jüngers getroffen und ganz erfüllt hat. Drei große Wellenkreise sondern sich deutlich ab. Ihre Mittelpunkte sind der Vater, der Sohn, und der heilige Geist. Der Vater ist das Licht, im Sohne erscheint das Leben, der Geist schließt das Band der Liebe. Licht, Leben und Liebe herrschen darum in diesen Kreisen vor, das Licht im ersten, das Leben im zweiten, die Liebe im dritten, doch aber, weil alle Drei in Gott eins sind, nicht von einander geschieden. Um den Vater bewegt sich der erste Kreis. (1 Joh. 1, 3. bis 2, 7). Gott ist ein Licht und die Gemeinschaft mit ihm ein Stehen im Licht. Wer im Lichte ist, der bekennet seine Sünden und wird durch das Blut Christi von denselben gereinigt. Wer im Lichte ist, der wandelt aber auch, wie Christus gewandelt hat. Endlich, wer im Lichte ist, der liebt seinen Bruder. Die Sünde erscheint hier im Gegensatz des Lichtes als Finsterniß. Dem Lichte des Vaters steht das Blendwerk der Welt, Augenlust, Fleischelust und hof-

färtiges Wesen gegenüber. Wer aber den Vater lieb hat, darf die Welt nicht lieb haben. — Um den Sohn schlingt sich der zweite Kreis. (1 Joh. 2, 18 bis 3, 24). Ihm entgegen stehen die Widerchristen, die den Sohn leugnen, nun aber auch den Vater nicht haben. Wer aber im Sohne bleibt, der hat die Verheißung, das ewige Leben. (2, 25). Dies Leben ist ein Leben in wahrhaftiger Erkenntniß, durch die Salbung, die wir von ihm empfangen haben, ein Leben im Rechtthun; denn ein Jeglicher, der solche Hoffnung hat, der reinigt sich, gleichwie Er auch rein ist, und ein Leben in solcher Bruderliebe, die auch das Leben für die Brüder läßt. Die Sünde in diesem Kreise erscheint als das Unrecht, das vom Teufel ist, und durch Wirkung dieses Argen zum Brudermord wird, denn wer seinen Bruder haßt, ist ein Todtschläger, ein Todtschläger hat aber das ewige Leben nicht bei sich bleibend. — Der Geist ist sodann der Mittelpunkt des dritten Kreises. (1 Joh. 4, 1. bis 5, 5). Hier tritt die Liebe auf in ihrer tiefsten Bedeutung. „Darinnen steht die Liebe, nicht daß wir Gott geliebet haben, sondern daß er uns geliebet hat und gesandt seinen Sohn zur Versöhnung für unsere Sünden“. (1 Joh. 4, 10.) Wir aber wandeln in die Liebe, denn er hat uns von seinem Geiste gegeben, darum bleiben wir in ihm. Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. Diese Gottesliebe wird zur Bruderliebe, denn wer da liebet den, der ihn geboren hat, der liebet auch den, der von ihm geboren ist. Von Gott geboren ist aber nur der, der da glaubt, daß Jesus sei der Christ. Darum tritt dem Geist Gottes hier der Geist des Widerchrist entgegen, der da nicht bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen. — Nachdem uns also der Brief in seinem ganzen Verlaufe die drei himmlischen Zeugen: den Vater, das Wort und den heiligen Geist in ihrer Einheit vorgehalten hat: stellt er denselben zur Seite die drei Zeugen auf Erden, das reinigende Wasser der Taufe, das da zeuget vom Licht, das Blut, in welchem das Leben ist, das da zeuget von dem für uns gegebenen Leben des Sohnes, endlich den Geist der Gemeinde, der da zeuget, daß Geist Wahrheit ist. Dieses dreifache Zeugniß erhebt aber seine Stimme für den Sohn: „Dieser ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben. Wer nicht in ihm bleibt, der verfällt den Abgöttern.“

Es ist nicht schwer, in diesem Briefe den Lebensgang des

Apostels selbst wiederzuerkennen. Im Lichte stehend, erkannte er den Zug des Vaters zum Sohne, und fand in ihm Versöhnung und Reinigung seiner Sünden. Da wurde Christus sein Lebensbild, dem er treulich nachwandelte im Halten seiner Gebote. Zuletzt aber gehen ihm alle diese Gebote auf in dem Einen alten und doch immer neuen Gebote der Liebe. Schön und lieblich wird uns dies in einer Erzählung von ihm aus der letzten Zeit seines Lebens dargestellt. Als er zu schwach wurde, um in den Versammlungsort der Gläubigen zu gehen, da pflegte man ihn in einer Sänfte hineinzutragen. Er aber sprach zu den Versammelten wieder und immer wieder nur das Eine Wort: „Kindelein, liebet euch untereinander!“ Und als man ihn fragte, warum er nur immer dasselbe sage, so antwortete er: „Weil genug geschieht, wenn nur dieses geschieht!“

Darin aber war nun auch sein Leben auf Erden vollendet. Er starb, hundert Jahre alt; doch in seinen drei Schriften, der Offenbarung, dem Evangelium und den Briefen lebt und bleibt er, bis der Herr wiederkommt. Ja, es ist durch Gottes Gnade zu hoffen, daß eine recht lebendige Erkenntniß des in diesen Schriften uns geoffenbarten Wortes der Gemeinde der letzten Zeit noch zu einer herrlichen Lebensentwicklung in der Fülle des Lichts des Lebens und der Liebe verhelfen wird.

Mit Johannis Tode ist nun das Leben, Wirken und Leiden der Apostel abgeschlossen. Wir haben von Allen, außer dem Apostel Matthäus, die Kunde gegeben, die durch Gottes Gnade bis auf unsere Zeit gekommen ist. Auch Matthäus hatte zwar bei Johannis Tode längst die Märtyrerkrone errungen, aber weil wir von seinem Wirken als Apostel wenig wissen; so wollten wir ihn nicht aus der Reihe der drei ersten Evangelien-schreiber, deren Leben wir jetzt zu betrachten gedenken, vorwegnehmen. So haben also die Apostel gezeugt, gewandelt, gebetet, gerungen, gekämpft und in allerlei Kämpfen und Mühseligkeiten gesiegt. Sie sind gesteinigt, mit dem Schwerte hingerichtet, hinunter gestürzt, erschlagen, gekreuzigt, verbrannt, ein Fluch der Welt und ein Jegopfer der Leute geworden, aber von dem Herrn mit Kronen geschmückt und der Stühle gewürdigt, zu richten die zwölf Geschlechter Israels. Nachfolger des Herrn auch im Leiden sind sie Vorbilder aller Märtyrer geworden. Auch Johannes

obwohl nach hundertjähriger Wallfahrt in Frieden heimsahrend, ist doch ein Märtyrer. Die Feindschaft der Welt gegen den Herrn, die Ränke und Verführungen der falschen Propheten, die Laueheit und Kälte in den Gemeinen, haben sein zartes, brünstiges Herz länger gemartert, als irgend einen Andern, und ihn zum Genossen an der Trübsal und an der Geduld Jesu Christi gemacht.

Die Schreiber der heiligen Evangelien.

Als Hefekiel, der Prophet, in einem Gesicht die Herrlichkeit des Herrn schaute, da schaute er sie auf einem Wagen, der von vier Cherubim getragen war. Jeder Cherub hatte vier Angesichter, das eines Menschen, eines Löwen, eines Stiers und eines Adlers. Die Deutung dieses Gesichtes ist diese: Gottes Herrlichkeit wird auf Erden von seinen Geschöpfen getragen, und zwar nicht bloß von einzelnen, sondern von allen zusammen. Wie nun ein altes hebräisches Sprüchwort sagt: Vier sind der Herrlichen auf Erden: „der Mensch, der Löwe, der Stier und der Adler,“ so sollen auch in diesem Gesichte des Hefekiel durch jene Vier überhaupt alle Geschöpfe Gottes auf Erden vertreten werden. Doch die Schöpfung ist nur der Abglanz der Herrlichkeit Gottes, in Christo aber ist diese Herrlichkeit vollkommen und leibhaftig erschienen.

Die Träger und Offenbarer der Herrlichkeit Christi auf Erden sind die vier Evangelien. Die alte Kirche hat im Hinblick auf das Gesicht Hefekiels jedem der vier Schreiber dieser heiligen Bücher eins jener Sinnbilder gegeben, dem Matthäus das Menschenantlitz, dem Markus den Löwen, dem Lukas den Stier, dem Johannes den Adler. Das soll nun nicht etwa bedeuten, daß Matthäus in seinem Leben und Wirken gleich sei dem Menschen, Markus dem Löwen, Lukas dem Stiere, Johannes dem Adler; sondern dieses bedeutet.

Wie Jehovahs Herrlichkeit nicht von einer einzelnen Creatur getragen werden konnte, sondern nur von der ganzen Schöpfung; so konnte auch Christi göttliche Herrlichkeit nicht von einem einzelnen Menschen getragen und der Welt bezeugt werden. Wie aber die ganze Schöpfung in jenen vier Creaturen vertreten ist, so ist aller Menschen Wesen und Eigenthümlichkeit in den vier Evangelisten vertreten. In jedem Einzelnen von ihnen erscheint nur eine Seite der Herrlichkeit Christi; aber in allen Vieren zusammen erscheint der ganze Christus, so weit er von unsern noch unverklärten Augen geschaut werden kann.

Nach diesem allgemeinen Eingange schicken wir uns an, das Leben und die Eigenthümlichkeit der drei ersten Evangelisten ins besondere zu betrachten, denn vom heiligen Johannes ist im vorhergehenden Stück schon ausführlich die Rede gewesen.

Der Evangelist und Apostel Matthäus

„Denn alle Gottes-Verheißungen sind Ja in ihm, und sind Amen in ihm, Gott zu Lobe durch uns.“ (2. Cor. 1, 20).

Matthäus war, als er vom Herrn ins Apostelamt berufen wurde, seiner Handthierung nach ein Zöllner. Die Zöllner standen unter den Juden, besonders unter den Pharisäern, in einem gar übeln Rufe. Zöllner und Sünder galten ihnen für gleich. Gott aber hat das Schwache und Uneheliche und Verachtete vor der Welt erwählet, damit er zu Schanden mache, was stark ist. Als unser Herr einst in der Gegend von Capernaum an den Ufern des Sees Genezareth wandelte, sah er einen Menschen am Zoll sitzen, der Levi, oder Matthäus hieß. Zu dem sprach er: „Folge mir!“ Da verließ der Zöllner Alles, was er hatte, stand auf und folgte dem Herrn nach. Doch ehe er seiner Heimath und seinen Geschäften den Rücken kehrte, richtete er dem Herrn zu Ehren ein großes Gastmahl an, zu dem er viele Zöllner und andere seiner Bekannten lud. Das that er, um sich öffentlich und feierlich vor den Augen aller Derer, unter

welchen er bisher gelebt hatte, für Christum zu erklären, keineswegs aber um sich mit diesem Mahle zu brüsten und einen Namen zu machen. Sein Gemüth war im Gegentheile von einer so tiefinnigen Demuth durchdrungen, daß er uns in seinem Evangelio zwar seine Berufung, aber kein Wort davon erzählt, daß er alles verlassen habe, was er hatte. Er berichtet zwar auch von einem Mahle, bei welchem Christus und viele Zöllner gewesen seien: aber daß er das Mahl angerichtet habe und daß es ein großes Mahl gewesen sei, davon sagt er nichts. Wir würden es auch gar nicht wissen, wenn uns die Nachricht nicht der Evangelist Lukas aufbewahrt hätte. Ja, weil Matthäus in seiner Demuth von sich selbst so gar wenig erzählt, sind etliche hochgelehrte Herren auf den Gedanken gekommen: der Matthäus, welchen Jesus berufen, und der, welcher das erste Evangelium geschrieben hat, könnten nicht ein und dieselbe Person sein; denn sonst würde der Letztere über seine Berufungsgeschichte sich deutlicher ausgelassen haben. Wüßten aber jene hochgelehrten Weisen etwas von der Demuth, die zu aller Zeit von sich selbst am lezten redet, so würden sie anders urtheilen.

Nach seiner Berufungsgeschichte erzählen uns weder die vier Evangelien, noch die Apostelgeschichte etwas besonders von Matthäus. Wir wissen nur, daß er am heiligen Pfingstfeste sammt den übrigen elf Jüngern mit dem heiligen Geiste erfüllt worden ist. Der alte Kirchenhistoriker Eusebius jedoch, der im Jahre 340 gestorben ist, berichtet, daß Matthäus in Palästina herumgereist sei und seinen Landsleuten, den Juden, das Evangelium vom Davids- und Gottes-Sohne gepredigt habe. Hernach ist er nach dem Wort des Herrn: „Gehet hin in alle Welt!“ wahrscheinlich nach Antiochien gegangen. Doch ehe er Palästina verließ, schrieb er sein Evangelium nieder, das den Juden an seiner statt vom Messias predigen sollte. Wo er weiter gelebt, und mit welchem Tode er endlich Gott gepriesen hat, das wissen wir nicht. Um ihn näher kennen zu lernen, müssen wir uns begnügen, das Evangelium zu betrachten, das er uns hinterlassen hat; dann wissen wir aber auch genug von diesem Zeugen für Christum.

Das Evangelium des Matthäus ist von den vieren, die wir besitzen, das älteste, wie der alte Kirchenvater Origenes ausdrücklich bezeugt; und zwar ist es nach den Worten des Irenäus, dessen Leben an seiner Stelle beschrieben ist, zu der Zeit verfaßt, als Petrus und Paulus in Rom gefangen lagen, also um

das Jahr 62 nach Christi Geburt. Dieselben Kirchenväter berichten, daß Matthäus sein Evangelium zuerst in der syrisch-chaldäischen Sprache, die damals in Palästina gesprochen wurde, geschrieben habe. Aus dieser Sprache ist es aber schon sehr frühe in die griechische übersetzt worden, und so zur allgemeinen Verbreitung gekommen. Die genannten Kirchenväter, obgleich sie den ursprünglichen Text kennen, gebrauchen die griechische Uebersetzung, die wir noch jetzt besitzen, woraus wir schließen können, daß dieselbe mit dem Urtexte vollkommen übereinstimmen muß.

Matthäus hatte sein Evangelium zunächst für seine Landsleute bestimmt und es darum auch in ihrer Sprache verfaßt. Er erzählt das Leben seines Herrn so, daß klar aus demselben hervorgeht: Jesus von Nazareth sei der wahre, in den Schriften des alten Testaments verheißene Messias Gottes. Darum nennt er ihn schon in der Ueberschrift: den Sohn Abrahams und Davids, und theilt sodann sein vollständiges Stammregister mit, um den Israeliten zu beweisen, daß der von ihm gepredigte Heiland nach der Verheißung auch wirklich in gerader Linie von Abraham und David abstamme. So verbindet er gleich im ersten Kapitel das alte Testament mit dem neuen. Er führt sein Evangelium ein als eine Fortsetzung der Geschichte des alten Bundes und sucht auch im weitem Verlaufe desselben vornehmlich die vollkommene Uebereinstimmung der Thaten und Leiden des Herrn mit den alttestamentlichen Weissagungen darzuthun. Das Grundthema seines Evangeliums ist: Was Gott den Vätern verheißten und im alten Bunde begonnen hat, das ist durch Jesum Christum zu Stand und Wesen gebracht und zur Vollendung hinaus geführt worden. Darum kann er aber auch nicht bei den engen Grenzen der jüdischen Heilsanschauung stehen bleiben. Der Messias stammt zwar dem Fleische nach aus Abrahams und Davids Samen, aber er ist der Heiland nicht bloß für Abrahams und Davids Samen, sondern für allen Samen Adams und Evas. Und das muß er sein, wenn die alttestamentlichen Verheißungen durch ihn sich vollenden sollen, denn Gott hat zu Abraham gesprochen: „In deinem Samen sollen gesegnet werden alle Völker auf Erden.“ So läßt denn auch Matthäus gleich am Eingange an der Krippe Christi die Heiden aus dem fernen Morgenlande erscheinen, um dem neugeborenen Weltkönige zu huldigen, eine Begebenheit, die er allein uns erzählt — und so schließt er sein Evangelium mit den majestätischen Worten des Herrn: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden; darum gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im

Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes."

Von diesem großartigen Rahmen umschlossen, wird uns in seinem Evangelium das Leben und Leiden unseres Herrn und Heilandes dargestellt, immer im besondern Hinblick auf die Verheißungen, den Vätern gegeben, immer zurückgreifend in die Geschichte des alten Bundes, selbst bis in die kleinsten Züge herab. Der Stern aus Jakob, von dem Bileam wider Willen weissagen mußte, erscheint den Weisen aus dem Morgenlande, und leuchtet vor ihnen her. Das Christuskindlein muß nach Egypten fliehen, damit das Wort des Propheten in Erfüllung gehe: „Aus Egypten habe ich meinen Sohn gerufen.“ Der Mord der unschuldigen Kinder zu Bethlehem und später in der Leidensgeschichte, der Verrath des Herrn um die dreißig Silberlinge, das Versiegeln des Grabes und das Bewachen desselben durch die Hüter, das sind Alles Thatfachen, die uns Matthäus allein berichtet, alle mit besonderer Beziehung auf die Weissagungen des alten Testaments, vieler anderer, ebenso merkwürdiger Züge nicht zu gedenken. Er erzählt uns auch am ausführlichsten die Weissagung Christi von der Zerstörung des Tempels zu Jerusalem, um damit anzudeuten, daß dieser Tempel nicht das Haus sei, davon Gott zu seinem Knechte David gesprochen hat, da er ihm verheißt, 2 Sam. 7, 12. 13: „Ich will dir einen Samen erwecken, der von deinem Leibe kommen soll, dem will ich sein Reich bestätigen; der soll meinem Namen ein Haus bauen und ich will den Stuhl seines Königreiches bestätigen ewiglich.“

So sind im Evangelium des Matthäus alle Gottesverheißungen Ja und Amen geworden. Jesus Christus ist der Same Abrahams, in welchem alle Völker gesegnet sind, und der Same Davids, der dem Namen des Herrn ein Haus gebauet hat, darinnen Gottes Wesen wohnen kann, nämlich das Herz seiner Gläubigen, wie geschrieben steht: „Ich und mein Vater werden zu euch kommen und Wohnung bei Euch machen.“ Jesus Christus endlich ist der rechte Erbe Davids, dem der Stuhl seines Königreiches bestätigt ist ewiglich, wie geschrieben steht: „Vor ihm müssen sich beugen alle Kniee derer, die im Himmel und auf Erden und unter der Erden sind und müssen bekennen, daß er der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters!“ Das ist die Herrlichkeit Jesu Christi, wie sie das erste Evangelium abspiegelt.

Der Evangelist Markus.

„Das Reich Gottes stehet nicht in Worten, sondern in Kraft.“

1 Cor. 4, 20.

Johannes, mit dem Zunamen Markus, war der Sohn einer angesehenen Christin zu Jerusalem, mit Namen Maria, in deren Hause während der ersten Christenverfolgungen sich die Gläubigen zur Nachtzeit versammelten. Wie Lazari Schwester hatte auch diese Maria das Eine, was noth thut, erwählt. Ja, sie setzte ihr leibliches Leben willig daran, um in Christo das ewige Leben zu gewinnen, denn grade zu der Zeit, als der ältere Jakobus durch das Schwert Herodis getödtet war, und Petrus nur durch ein Wunder aus dem Gefängniß entkam, waren in ihrem Hause viele Gläubige zum Gebet versammelt, und hier suchte und fand auch der errettete Petrus eine Zuflucht. (Ap. 12, 12.) Der Sohn wandelte im Glauben der Mutter, und hatte sich schon frühe dem Christenthume zugekehrt. Nicht ohne Grund hat sich in der alten Kirche die Meinung geltend gemacht, daß Markus selbst der Jüngling gewesen sey, von welchem er in seinem Evangelio (Cap. 14, 51.) erzählt, der in der Nacht der Gefangennehmung Jesu, mit Leinwand auf der bloßen Haut bekleidet, dem gefangenen Heilande nachfolgte, und der, als die Häscher auch ihn greifen wollten, das Leintuch, welches ihn bedeckte hatte, in den Händen derselben zurückließ, und nackt entfloh. Es paßt dieser Zug zu seiner natürlichen, zwar feurig raschen, aber wie wir sehen werden, anfangs noch sehr unbeständigen Gemüthsart, sehr wohl, und da er allein von allen Evangelisten diese Geschichte mittheilt, so gewinnt jene Vermuthung an Wahrscheinlichkeit. Später finden wir ihn in der Schrift als Apostelgehülfe zur weitem Ausbreitung des Christenthums thätig. Er war der Begleiter seines Oheims Barnabas, und des Apostels Paulus auf ihrer ersten Missionsreise durch Syrien und die Insel Cypren nach Kleinasien. Er kam aber diesmal nur bis Perga in Pamphilien, trennte sich hier von ihnen, und kehrte wieder nach Jerusalem zurück. Sein erster jugendlicher Muth hatte sich nicht probekaltig bewiesen. Darum verschmähte ihn auch Paulus als Begleiter auf seiner zweiten Reise. Er wollte feste Männer

haben, die nicht weichen und wankten, wo es galt das Evangelium des Friedens zu treiben. Der starke Mann beharrte auch bei seinem Willen, als Barnabas weiter in ihn drang, den Markus mitzunehmen; ja, die Beiden geriethen scharf aneinander, und trennten sich um Marci willen, so daß Jeder seines Weges zog. Ap. 13, 39.

Später aber ist dennoch aus dem schwankenden Jünglinge ein fester Mann, ein guter Streiter Christi geworden, und was besonders erfreulich ist, wir finden ihn wieder unter den Genossen Pauli während dessen erster Gefangenschaft zu Rom. (Col. 4, 10. Phil. 24.) Das war um das Jahr 62. Hierauf befand er sich längere Zeit in der Begleitung des Apostels Petrus zu Babylon, denn nach 1 Petr. 5, 13 grüßt derselbe die Christen, an die er schreibt, von seinem Sohne Markus.

Die letzten Nachrichten, die uns die heilige Schrift über ihn giebt, finden sich 2 Tim. 4, 11. Da schreibt Paulus an seinen Timotheus während seiner zweiten Gefangenschaft zu Rom; da ihn Viele verlassen hatten: „Lukas ist allein bei mir. Markum nimm zu dir, und bringe ihn mit dir! Denn er ist mir nützlich zum Dienste.“ Nach demselben Markus verlangt Paulus jetzt im Angesicht seines Märtyrertodes, der ihn einst verlassen, da noch keine Todesgefahr drohete. Ein besseres Zeugniß hätte er ihm nicht ausstellen können. So war durch den Geist Gottes aus dem feurigen, aber wankelmüthigen Jünglinge ein markiger Löwe geworden, der sich stets auf dem gefährlichsten Kampfplatz der Kirche sehen ließ, bald in der alten heidnischen Weltstadt Babylon, bald in der noch mächtign Hauptstadt des Abends, Rom.

Außer der heiligen Schrift hat uns die Kirchengeschichte noch einige zuverlässige Nachrichten über Markus aufbewahrt, nach welchen er der Dolmetscher des Petrus bei seinem apostolischen Werke gewesen, und dann von diesem nach Aegypten abgeordnet worden ist. Hier hat er viele Christengemeinen gestiftet, besonders die später so blühende Gemeinde zu Alexandrien, welcher er selbst als Bischof in großem Segen wahrscheinlich bis zu seinem Tode vorgestanden hat. Wo aber, wann und wie dieser Tod erfolgt ist, davon ist uns von glaubwürdigen Geschichtschreibern nichts überliefert worden.

Nach den Zeugnissen aller Kirchenväter der ersten drei Jahrhunderte hat Markus sein Evangelium unter den Augen und der besondern Leitung des Apostels Petrus geschrieben, und zwar zu Rom, etwa um das Jahr 63. Dies Evangelium gleicht auch

in seinem ganzen Wesen dem Markus, und seinem Meister Petrus, in dessen Namen und Geiste es abgefaßt ist. Wie Petrus lange Reden nicht liebte, sondern allezeit durch eine rasche, nur etwa mit einem kurzen, markigen Kernspruch begleitete That die geheimsten Bewegungen seines Herzens offenbarte, so finden wir's hier. Den Heiden sollte das Wort überhaupt gelten, und den thatkräftigen Römern zunächst. Die handelten auch lieber, als daß sie lange Worte machten. Für solche Leute paßten nicht Reden, sondern Thaten. Darum bringt auch das Evangelium Marci nicht die Reden des Herrn, sondern stellt das Bild Christi aus seinen Thaten zusammen. Wo etwa doch mitgetheilt wird, was der Herr gesprochen hat, da sind niemals die ganzen Reden ausgeführt, wie Matthäus und Johannes thun; sondern es werden nur stets die Kraft- und Schlagworte, die kernigsten Gedanken aneinander gereiht. Meist ohne Verbindung folgen sie sich, Schlag auf Schlag, wie ein Blitz dem andern. Es ist, als ob Markus auf die Märkte der Städte hintreten, und das unvorbereitete Heidenvolk durch Verkündigung der gewaltigen Thaten Gottes zum Erstaunen bringen, und von der Verwunderung zum Aufmerken, vom Aufmerken zur Erschütterung führen wollte. Er stellt Jesum dar als den Sohn Gottes, ausgerüstet mit göttlicher Machtvollkommenheit. Darum betitelt er sein Evangelium nicht, wie Matthäus, der für die Juden schrieb: Buch der Geschichte Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams, sondern: Anfang des Evangeliums von Jesu Christo, dem Sohne Gottes! Die Heiden erzählten sich in alten Fabeln viel von Göttersöhnen, die Wunderthaten auf Erden vollbracht hätten, und die Römer insbesondere behaupteten, daß ihre Stadt von Göttersöhnen gegründet sey. Solchen Fabeln gegenüber predigt Markus den Heiden den Einen wahren Gottessohn, um durch den unmittelbaren Eindruck des Herrlichen und Erhabenen zu gewinnen. Er führt Jesum, den großen Wunderthäter, in den frischesten und lebendigsten Farben an ihrem Geiste vorüber, reiht Bild an Bild, That an That, und zeichnet mit seinen kurzen Kraftworten das Wirken desselben oft mehr ins Einzelne, als die andern Evangelisten.

Der Prophet Jesaias weissagt: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns gegeben, welches Herrschaft ist auf seiner Schulter, und er heißt: Wunderbar, Rath, Kraft, Held, Ewig-Water, Friedefürst.“ Jes. 9, 6. Wenn in diesen

Worten die ganze Herrlichkeit des verheißenen Weltheilandes ausgesprochen seyn soll, so zeigt uns Markus vornehmlich den Gott Wunderbar, Kraft und Held, der Fleisch geworden, und unter uns erschienen ist.

Der Evangelist Lukas.

„Aus Gnaden seyd ihr selig geworden.“ (Eph. 2, 5.)

Lukas, der Schreiber des nach seinem Namen genannten Evangeliums und der Apostelgeschichte, war von Geburt ein Heide, der einzige nicht aus dem alten Bundesvolke Entsprößene, dessen Zunge der Griffel eines so guten Schreibers gewesen ist, daß er gewürdigt ward, in die Reihe der Verfasser der Bücher des neuen Testaments aufgenommen zu werden. Er hatte sich der Heilkunde gewidmet, und war als Arzt ein in heidnischer Kunst und Weltweisheit wohlversandter Mann. Wo und zu welcher Zeit er sich dem großen Hirten und Bischof unsrer Seelen zu eigen gegeben hat, ist uns nicht kund geworden, weil der bescheidene Mann niemals von sich selbst spricht. Nach der Annahme einiger alten Christen soll er der Jünger gewesen seyn, der mit Kleophas am Auferstehungstage nach Emmaus ging. Der Umstand, daß er allein diese liebliche Geschichte mittheilt, und zwar so überaus lebendig, anschaulich und ergreifend, macht diese sinnige Vermuthung gar nicht so unwahrscheinlich. Doch verbürgt ist sie allerdings nicht. Wir finden den Lukas vielmehr zuerst zu Troas in Kleinasien als Begleiter des Apostels Paulus, gerade da dieser sich anschickt, in Folge eines wunderbaren Nachtgesichtes, Asien zu verlassen, und das Evangelium auch nach dem Erdtheil, welchen wir bewohnen, hinüber zu tragen. Von hier an war er des Apostels treuer Gefährte auf dessen zweiter, und zum Theil auch auf seiner dritten Missionsreise. Wir verdanken seiner Feder die genauen und lebendigen Schilderungen dieser Reisen in der Apostelgeschichte. Doch was er selbst mitgelitten und gestritten hat, davon erwähnt er in seiner tiefen

Herzensdemuth nichts. Nur zwischen den Zeilen heraus liest man die leise Andeutung, daß er Zeuge der großen Thaten gewesen ist, die Gott durch sein auserwähltes Rüstzeug, Paulus, unter Juden und Heiden ausgerichtet hat. Er wollte für seine Person nichts seyn im Reiche Gottes. Es schien ihm Gnade genug, diesen Streiter Jesu Christi begleiten, und ihn in seinen Banden durch die treue Liebe eines Sohnes trösten und stärken zu können. Und das hat er treulich gethan. Er hat bei Paulus ausgeharrt, als dieser zwei Jahre lang zu Cäsarea im Gefängniß lag, er ist mit ihm von Cäsarea nach Rom geschifft, um seinem theuren Lehrer zu dienen, und sich öffentlich zu ihm zu bekennen, sey es auch, daß er mit ihm sterben müsse. Darum nennt Paulus ihn denn auch in seinem Briefe an die Colosser, der während dieser Zeit geschrieben ist: „den Geliebten.“ Und später, als der große Heidenapostel zum zweitenmale zu Rom in Banden lag, und wohl mußte, daß die Zeit seines Abscheidens vorhanden war, als in seiner ersten Verantwortung ihm Niemand beistand, als Alle ihn verließen, da schreibt er seinem Timotheus: „Lukas ist allein bei mir.“ So hat der heilige Geist Sorge getragen, daß dem Manne, der nie von sich selber reden mochte, obschon seine Hand der heiligen Schrift so viele Blätter zugesügt hat, in einem andern Buche dieser Schrift ein zwar kurzes, aber doch überaus köstliches Gedächtniß seines Namens gestiftet ist. „Lukas ist allein bei mir.“ Lassen wir uns an diesem Zeugniß des sterbenden Paulus genügen, und verschmerzen wir es gern, daß uns nach Gottes Rathe von dem Leben, Leiden und Sterben des bis zum Tode Treuen keine weitem zuverlässigen Nachrichten aufbehalten sind.

Am meisten beglaubigt ist die Nachricht, welche Hieronymus giebt, daß er das hohe Alter von 84 Jahren erreicht habe. So wäre der milde, der Geistesart des Johannes verwandte Evangelist auch darin diesem Apostel ähnlich geworden, daß er noch lange als patriarchalischer Greis des Neuen Bundes die apostolischen Gemeinden erbaut hätte.

Lukas ist aus einem Arzte des Leibes ein wahrhaftiger Seelenarzt geworden. Seine Schriften sind rechte Arzneien, die bis auf diesen Tag manch krankes Herz gesund gemacht haben, und noch viele heilen werden bis ans Ende der Tage. Zur Abfassung derselben hielt er es für seine besonderste Pflicht, von Anfang an bei den Augenzeugen und Dienern des Wortes genau Allem nachzuforschen, was sich mit Jesu zugetragen hatte. Er wollte seinen eignen Glauben sowohl, als den Glauben seiner

christlichen Brüder auf die sichersten und unumstößlichsten Thatfachen gründen, wie er das selbst ausspricht. (Luk. 1, 1—9. Seiner Sorgfalt verdanken wir denn auch die ausführlichen und so überaus lieblichen Nachrichten von der Geburt unseres Herrn, und aller der wunderbaren Ereignisse, die derselben vorausgingen und nachfolgten. Kein anderer Evangelist berichtet davon, und mit dankbarer Freude sollten wir uns recht, sonderlich an jedem Weihnachtsfeste, des theuren Mannes erinnern, der der Kirche des Herrn für alle Zeiten den köstlichsten Christbaum geschmückt hat. — Sein Evangelium, wie auch die Apostelgeschichte hat er an einen, mit dem Christenthume befreundeten, wahrscheinlich angesehenen Mann, Namens Theophilus, d. h. der Gottgeliebte, gerichtet, um ihn in der Erkenntniß des Heils weiter zu führen. An Einen Theophilus nur schrieb er, aber Millionen von Gottgeliebten sind seine Worte seitdem ein Balsam geworden, der ihren Seelenschaden geheilt hat. Beide Schriften sind übrigens, wie uns die alten Kirchenväter versichern, unter den Augen Pauli verfaßt, und zwar die Apostelgeschichte während dessen ersten Gefangenschaft zu Rom, das Evangelium einige Zeit vorher. Man erräth das auch aus der Schreibart. Denn, wenn uns das Evangelium Marci das thatkräftige Wesen des Petrus zeigt, so tritt uns aus diesem unverkennbar der Charakter des Paulus entgegen: das Starkseyn in der Gnade Gottes, das Lieben, weil viel Sünden vergeben sind. Wie Lukas selbst ein Arzt ist, so erscheint auch Christus in diesem Evangelium als ein rechter Arzt, der nicht um der Gesunden, sondern um der Kranken willen gekommen ist. Wer krank ist in aller Welt, er mag ein Jude oder Heide seyn, der soll durch ihn zum Leben genesen, nur daß er sich auch krank fühlt, und sich nicht selber heilen will, sondern an seine Brust schlägt und spricht: „Gott sey mir Sünder gnädig!“ Gnade, nichts als Gnade, aber eine Gnade, die allem Volk widerfahren soll, das ist das Eine, große Thema, davon Lukas immer, und immer wieder predigt. Von diesem Thema handeln alle jene Geschichten und Gleichnisse des Herrn, die uns nur durch ihn berichtet worden. Der Zöllner im Tempel, das verlorene Schäflein, welches Gleichniß Matthäus nur andeutet, der verlorene Groschen, der verlorene Sohn, das Gleichniß von der Kraft des Gebetes, (Luk. 18, 1—8.) die Geschichte der großen Sünderinn, das Gleichniß vom Feigenbaum, (Luk. 13,) der Schächer am Kreuze, alle diese Gleichnisse und Geschichten athmen Gnade, nichts als Gnade, und aus die-

fer Gnade, aus der Vergebung großer Sünden, entspringt große Liebe. Das ist der Born, aus welchem allein unsere Liebe zu Gott und den Brüdern quellen kann, nicht aber aus dem guten Herzen des Menschen, nicht aus seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit, nach welcher Priester und Levit an dem zerschlagenen Bruder kalt vorübergingen.

So reicht Lukas allen gnadenhungrigen Seelen recht eigentlich das Evangelium von Jesus, dem großen Sünderheilande dar, während Matthäus vornehmlich den verheißenen Messias verkündigt, und Markus das herrliche Heldenthum Christi, des Siegers über Leben und Tod, preiset. Daß aber diese, das Verlorene suchende Gnade Gottes eine allgemeine, nicht länger an das Gesetz gebundene sei, das ist weiter der Hauptgesichtspunkt, von welchem aus unser Evangelist im Lichte der paulinischen Anschauung sein Grundthema ausführt. Schon in seinem Evangelio hebt er alle Worte und Thaten des Herrn hervor, nach denen auch die Heiden als Mitberufene zum Himmelreich erscheinen. Ganz besonders aber bietet er uns in der Apostelgeschichte die Zeugnisse von dieser Freiheit und Allgemeinheit der Gnade Gottes, die in keiner Weise an die jüdischen Satzungen gebunden seyn soll. Diese besondere Bedeutung der Apostelgeschichte hat auch Luther schon hervorgehoben und gepriesen.

Wie innig sich aber die Evangelien unter einander ergänzen und verschmelzen, und in welcher zarten Weise besonders Lukas, der aus den Heiden Berufene, dem Worte des Herrn: „Das Heil kommt von den Juden,“ seine Ehre giebt, davon noch ein liebliches Beispiel. Matthäus, der judenchristliche Evangelist, der in seinem Evangelio das Ja und Amen des Herrn auf alle Gottesverheißungen drückt, läßt an das Lager des neugeborenen Königs der Juden, die Vertreter des Heidenthums, die Weisen aus dem fernen Morgenlande treten, und dem Kinde, als dem Weltheilande, ihre Huldigung darbringen. Gerade Lukas nun, der die Mitberufung der Heiden zur Gnade Gottes zu seinem besondern Thema gemacht hat, bringt, gleichsam als Antwort auf diesen Eingang des ersten Evangeliums, in dem Eingange des seinigen, das rechte Judenthum, das auf die Erscheinung des Heils wartende, zur Verklärung. Er beginnt damit, wie die Herrlichkeit des Herrn zuerst wieder den öden Tempel zu Jerusalem in der Erscheinung des Engels belebt, er zeigt uns die frommen Hirten aus Bethlehäm, die die Krippe des

Heilandes umringen, und führt die ehrwürdigen Gestalten eines Simeon und einer Hanna an unserm Geiste vorüber. So ist Lukas, der frühere Heide, in vollkommsten Maße dem Worte seines Meisters nachgekommen, Röm. 11, 17, 18. „Du, da du ein wilder Delbaum warest, bist unter sie gepfropft und theilhaftig geworden der Wurzel und des Saftes im Delbaum. So rühme dich nun nicht wider die Zweige, denn du sollst wissen, daß du die Wurzel nicht trägst, sondern die Wurzel trägt dich.“

Die Herrlichkeit Jesu Christi, wie sie vom dritten Evangelio und der Apostelgeschichte bezeugt und getragen wird, ist also die Gnade und Erbarmung, die Heilandsliebe und Sündenvergebung des Gottessohnes. Wunderbar aber, — und damit wollen wir schließen, — die Träger und Verkündiger dieser Sündenliebe sind unter den Aposteln grade Paulus, der große Pharisäer, und Lukas, der feine gebildete Arzt, der Gelehrte und Weise dieser Welt, welche doch Beide, ihrem natürlichen Menschen nach, dieser Heilsordnung Gottes am fernsten gestanden haben. Da ist erfüllt worden die Weissagung Jesaiä: „Er soll die Starken zum Raube haben,“ und das Wort Christi: „Denn nicht ihr seid es, die da reden; sondern eures Vaters Geist ist es, der in euch redet.“

Die Apostelgehülfen. Barnabas.

„Er war ein frommer Mann, voll heiligen Geistes und Glaubens.“ Ap. Gesch. 11, 24.

Nicht wir sind es, die diesem treuen Zeugen Jesu Christi in den Worten unserer Ueberschrift einen Denkstein setzen. Die heilige Schrift selbst hat ihm in dem angeführten Verse dies köstliche Zeugniß ausgestellt, und bestätigt es durch eine Reihe lieblicher Geschichten, die sie uns von ihm aufbewahrt hat. Zuerst erzählt sie uns, Ap. Gesch. 4, 36. 37: daß er eigentlich Josias geheißen habe, von den Aposteln selbst aber, Barnabas,

das heißt: Sohn des Trostes, genannt worden sei. Die Kraft und Milde und die innige Begeisterung für den Herrn, mit der er erfüllt war, hat ihm also diesen ehrenden Beinamen zugezogen. Er war von Geschlecht ein Levit aus Cypren, und zwar ein ächter Sohn Levis, der durch die That bewies, daß er kein irdisches Erbtheil besitzen wollte, weil der Herr sein Theil sei. 4 Mos. 18, 20. Allerdings hielt die ganze, im Feuer der ersten Liebe stehende Gemeinde zu Jerusalem ihre Habe gemein, und es war Keiner, der etwas sein nannte, aber doch wird von Barnabas noch besonders angeführt, daß er seinen Acker verkauft, und das Geld zu der Apostel Füßen niedergelegt habe. Jedenfalls ist er schon frühe ein treuer Befenner der neuen Lehre gewesen, ja die alte Kirche nimmt an, daß er zu der Zahl der 70 Jünger gehört habe, von welchen Luc. 10, 1. geschrieben steht. — Zum zweiten Male begegnen wir seinem Namen, Ap. Gesch. 9, 27. Der bekehrte Paulus war nach drei Jahre langer Abwesenheit wieder nach Jerusalem gekommen; aber die dortigen Christen fürchteten sich vor ihm, und glaubten nicht, daß er ein Jünger wäre. Barnabas aber nahm ihn zu sich. Mit richtigem Blick erkannte er in ihm das auserwählte Rüstzeug, welches der Herr sich zubereitet hatte, führte ihn zu den Aposteln, und bewirkte, daß er von der Gemeinde als Bruder angesehen wurde.

Nach dieser Zeit erweitert sich das Feld seiner Thätigkeit über die Grenzen des jüdischen Landes hinaus. In der Trübsal, die sich nach Stephani Tode über die Jerusalemitische Gemeinde erhoben hatte, waren viele Christen in die umliegenden Länder zerstreut worden. Sie redeten aber noch immer das Wort zu Niemand, denn allein zu den Juden. Etliche Jünger jedoch, die bis Antiochien, der großen Hauptstadt des römischen Ostens, gekommen waren, hatten hier das Evangelium auch den Heiden gepredigt, und vielen Eingang gefunden. Als die Kunde hiervon zu den Ohren der Gemeinde in Jerusalem kam, betraute diese den Barnabas mit der wichtigen Sendung nach Antiochien, um das dort begonnene Werk zu prüfen. Der fromme Mann, voll Glaubens und heiligen Geistes, kam an, ward froh, als er die Gnade Gottes, sah, und ermahnte sie Alle, daß sie mit festem Herzen an dem Herrn bleiben möchten. Und es ward ein großes Volk dem Herrn zugethan. Je wichtiger aber dem Barnabas die Bildung einer Christengemeinde in dieser Weltstadt erschien, um so lebendiger mochte er sich des Paulus erinnern, dessen Geistesfülle und vorzügliche Begabung er ja so bald

erkannt hatte, und es leuchtete ihm ein, wie sehr gerade dieser Mann hier an seinem Platz seyn müsse. Paulus aber war, daß er sich auf seinen großen Beruf vorbereite, vom Herrn seit längerer Zeit in die Stille nach seiner Vaterstadt Tarsus geführt worden. Barnabas machte sich ungesäumt auf, um ihn herbeizurufen. Er führte in dann auch nach Antiochien, und sie bauten hier die Gemeinde in großem Segen ein ganzes Jahr. Als dann eine große Theurung ausbrach, hatten Beide die Freude, daß sie den bedrängten Brüdern in Judäa eine Liebessteuer der antiochischen Gemeinde, das erste Opfer ihrer dankbaren Liebe, überreichen konnten. (Ap. 11, 19 — 30.)

So blühte unter der Leitung von Barnabas und Paulus, neben der Mutterkirche zu Jerusalem, die große Mutterkirche für die Heidenwelt in Antiochien rasch und freudig empor. Die Gnadengaben des Geistes aus der Höhe strömten in Fülle herab auf die betende Gemeinde; es standen in ihr auch Propheten und Lehrer. Und wie sie dem Herrn dienten, sprach der heilige Geist: „Sondert mir aus Barnabam und Saulum zu dem Werke, dazu ich sie berufen habe.“ Durch Handauslegung zu Abgeordneten der Gemeinde geweiht, traten jetzt die Beiden ihre erste große Missionsreise an. Apostg. 13. Noch wird Barnabas zuerst genannt, wie er denn ja auch der ältere Christ war, und zugleich der, welcher zuerst in Antiochien das Evangelium verkündigt hatte. Bald aber zeigte sich, daß Gott den Geist nicht nach dem Maasse giebt, und Paulus, durch seinen rastlosen Eifer, Alle übersflügelnd, trat als der eigentliche Mittelpunkt des großen Werkes der Heidenbekehrung immer entschiedener in den Vordergrund.

Von dieser ersten Missionsreise wird uns im 14. Kapitel der Apostelgeschichte noch ein Zug erzählt, der auf das äußere Wesen des Barnabas schließen läßt. Zu Lystra hatte Paulus einen lahmen Bettler gesund gemacht. Da meinten die Heiden, ihre Götter seyen auf die Erde herniedergekommen, und ihre Priester brachten Ochsen und Kränze vor das Thor, um ihnen zu opfern. Kaum, daß die beiden Friedensboten das Volk stillen konnten, als sie in heiligem Zorne unter die Menge sich stürzten, mit den Worten: „Ihr Männer, was macht ihr da? Wir sind auch sterbliche Menschen, und predigen euch dies Evangelium, daß ihr euch bekehren sollt von diesen falschen zu dem lebendigen Gott.“ Jene Heiden nun hatten dem Barnabas den Namen ihres obersten Gottes Zeus, oder Jupiter, beigelegt, während sie Paulum Mercurius, den Boten oder Herold der Götter, hießen.

Das thaten sie, weil Paulus das Wort führte, fügt die Schrift hinzu. Außer seiner feurigen, die Gemüther ergreifenden Beredsamkeit mochte sie aber wohl eben so sehr der Umstand hierzu bestimmen, daß die äußere Gestalt des Paulus, wie wir aus seinem Leben wissen, klein und unansehnlich war. Barnabas mußte ihnen weit mehr in die Augen fallen, und wir haben uns denselben daher als einen schönen, stattlichen, kraftvollen Mann zu denken, der in seiner äußern Erscheinung den Paulus weit überragte.

Nachdem die beiden Sendboten nach Antiochien zurückgekehrt waren, und verkündigt hatten, was der Herr durch sie Großes ausgerichtet, hatten sie ihr Wesen allda nicht eine kleine Zeit bei den Jüngern. Dann sehen wir sie abermal als Abgesandte ihrer Gemeinde zu dem großen Concile der Apostel und Ältesten nach Jerusalem ziehen, auf welchem über die Lebensfrage der Heidenbekehrung entschieden werden sollte. Nach Apostlg. 15, 12. haben beide Männer keinen geringen Antheil an dem segensreichen Beschlusse dieses Conciles, nach welchem die Heidenchristen nicht durch Auflegung des jüdischen Gesetzes beschwert werden sollten. Bald nach ihrer Rückkehr rüstete sich Paulus zu seiner zweiten Missionsreise, gerieth aber wegen Barnabas Neffen mit seinem Freunde scharf aneinander, wie davon in der Lebensgeschichte des Markus ansehnlich die Rede gewesen ist. Beide trennten sich, und Barnabas schiffte mit seinem Neffen nach Cypern, und predigte hier das Evangelium. Späterhin jedoch finden wir ihn mit Paulo wieder innig verbunden im Werke des Herrn.

So weit reichen die Nachrichten, welche uns die heilige Schrift über das Leben dieses Mannes gegeben hat. Was er weiter gewirkt, und mit welchem Tode er Gott gepriesen hat, wissen wir nicht. Ein Brief aus dieser ersten christlichen Zeit, welchen wir noch besitzen, der aber keine Namens-Unterschrift trägt, soll nach dem Zeugniß alter Kirchengeschichtschreiber von Barnabas verfaßt seyn. Doch ist diese Nachricht nicht verbürgt genug, um sie als Gewißheit ausgeben zu können.

Titus.

„Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande. (Ps. 101, 6.)

Aus dem zahlreichen Jüngerkreise, welchen der Apostel Paulus allmählig um sich gesammelt hatte, haben wir schon einige liebliche Lebensbilder mit einander betrachtet. Vor Allen fesselte Lukas unsern Blick, aber dieselbe ausharrende Treue, die wir an ihm zu rühmen fanden, spiegelt das Leben zweier andern Gehülfen Pauli in so schöner Weise wieder, daß wir auch bei diesen einige Zeit verweilen müssen. Wir meinen den Titus und den Timotheus.

Wie wichtig für das segensreiche Werk der Heidenbekehrung die Thätigkeit dieser Apostelgehülfen war, und mit welchem Scharfblicke besonders Paulus in apostolischer Weisheit die geeignetsten Kräfte an sich zu ziehen, und im Dienste des Herrn zu benutzen wußte, davon haben wir schon bei dem Leben dieses Apostels ausführlich gesprochen. Besonders suchte er die Lehrgabe und die Gabe der Gemeindeführung in seinen Schülern zu wecken, und in je höherem Maaße ihm das bei dem Einzelnen gelang, zu so umfassenderer Thätigkeit konnte er ihn bestimmen. Einer seiner frühesten Gehülfen dieser Art war Titus, von Geburt ein Heide, aber ein treues Rüstzeug in der Hand Gottes, und durch das Band der innigsten Liebe mit seinem Lehrer verknüpft. Schon bei des Apostels Wirksamkeit in der antiochenischen Gemeinde hat er ihm zur Seite gestanden; denn Paulus erzählt im Galaterbriefe, Kap. 2, 1. 3., daß er Titus mit nach Jerusalem genommen habe. Bei jenem großen Concile der Apostel und Ältesten, dessen schon so oft Erwähnung geschehen, sollte ihm vor der Partei der Eiferer über dem väterlichen Befehl dieser bekehrte Heide ein lebendiger Zeuge der Gnade Gottes seyn, die auf des Apostels angesprochenem Werke ruhte. Und auch Titus wurde nicht gezwungen, sich zu beschneiden, sondern wurde von den Aposteln freudig als Christ anerkannt.

Ungefähr im Jahre 57 sandte Paulus seinen treuen Jünger von Ephesus an seine innig geliebte Schmerzensstochter, die Gemeinde zu Korinth, in welcher allerlei unerfreuliche Erschei-

nungen hervorgetreten waren, weshalb der Apostel einen ersten, strafenden Brief an dieselben erlassen hatte. Titus sollte den Eindruck dieses Briefes zu erforschen, und wo es noth wäre, zu verstärken suchen, und überhaupt im Sinne seines Meisters weiter wirken. Er entledigte sich dieses Auftrages mit gewissenhafter Treue. In Troas hatte Paulus mit ihm wieder zusammen treffen wollen. Da er ihn aber hier nicht fand, ging er ihm voll Eifer nach Macedonien entgegen, und vernahm nun zwar erwünschte, aber nicht ganz beruhigende Nachrichten über die corinthischen Zustände. Paulus schrieb deshalb hier seinen zweiten Brief an jene Gemeinde, und ließ Titus mit demselben nach Corinth zurückkehren.

Späterhin, in einer Zeit, die sich nicht genau bestimmen läßt, nahm er ihn als Gehülfen nach der Insel Kreta mit. Hier bildeten sich denn auch durch das gesegnete Wirken des Paulus und die stille, bescheidene Hülfe seines Jüngers überall christliche Gemeinden. Sobald aber der Grund gelegt war, verließ der Apostel die Insel, um sich ein anderes Arbeitsfeld zu suchen. Den Titus aber ließ er in Kreta zurück, um das hier begonnene Werk zu Ende zu führen. Und bald darauf schrieb er ihm jenen Brief, von dem unser Luther sagt: „Dies ist eine kurze Epistel, aber ein Ausbund christlicher Lehre, darinnen allerlei so meisterlich verfaßt ist, was einem Christen Noth ist, zu wissen, und darnach zu leben.“ Gewiß aber bedurfte auch Titus einer solchen Herzstärkung recht dringend, denn der Apostel wußte wohl auf welchen schweren Posten er ihn gestellt hatte. Er gibt ja selbst den Kretern ein schlechtes Zeugniß, und nennt sie faule Bäume und Lügner, Außer dieser angeborenen Trägheit seiner Pflegebefohlenen hatte Titus noch viel mit frechen Schwärmern und Verführern aus der Beschneidung zu kämpfen, die ihm sein Amt nicht wenig erschwerten. Dringend ermahnte ihn daher Paulus, sich allenthalben zum Vorbild guter Werke zu stellen, mit unverfälschter Lehre, mit Ehrbarkeit, mit heilsamem und untadeligem Wort. Daneben aber sollte er die Kreter scharf strafen, wo es noth wäre, und mit ganzem Ernste reden. So sollte er des Apostels Werk vollends ausrichten, und die Städte hin und her mit Aeltesten besetzen.

Ueber das spätere Leben und das Ende des Titus sind keine zuverlässigen Nachrichten auf uns gekommen. Wir finden ihn nirgends in der Schrift in selbstständigem Wirken. Seine Thätigkeit ist stets mit der des Apostels Paulus verknüpft. Dem

hängt er mit ganzer, treuer Liebe an, und so ist er zu einem lieblichen Vorbilde aller derer geworden, welche Gott in seiner Kirche dazu berufen hat, daß sie durch treue, stille, hingebende Handreichung höher begnadigte Rüstzeuge unterstützen, und dadurch seines Namens Ehre verherrlichen helfen sollen.

Timotheus.

Ihr wisset, daß er rechtschaffen ist; denn, wie ein Kind dem Vater, hat er mit mir gedient am Evangelio.
(Philipp 2, 22.)

Was für ein Segen auf dem Gebete frommer Aeltern für ihre Kinder ruht, davon ist Timotheus ein tröstliches Beispiel. Paulus spricht von ihm 2 Tim. 1, 5, sein ungesärbter Glaube habe zuvor gewohnt in seiner Großmutter Loide, und in seiner Mutter Eunike." Die Saamenkörnlein, welche diese frommen Seelen ausgestreuet hatten, ihre Thränen und Gebete haben zur Ehre Gottes in dem jungen Herzen eine reiche Frucht geschafft. Seine Mutter und Großmutter waren übrigens bloß jüdischen Stammes, und wohnten in der Lykaonischen Stadt Lystra. Von seinem Vater wissen wir dagegen, daß er ein angesehener Heide gewesen ist, nicht aber, ob auch er dem Reiche Gottes nahe gestanden und sich später bekehret hat. Wahrscheinlich ist er frühe gestorben, weil seiner gar nicht weiter Erwähnung geschieht. Er scheint der Liebesarbeit der Eunike an dem Herzen seines und ihres Sohnes wenigstens nicht gewehrt zu haben, darauf deutet schon der Name, welchen beide dem Kinde gegeben hatten, denn Timotheus heißt zu deutsch: Ehregott. Daß aber der Knabe im Glauben seiner Mutter aufgezogen worden ist, bezeugt sein großer Lehrer im zweiten Briefe an seinen Schüler in den bekannten Worten: „Weil du von Kind auf die heilige Schrift weißt, kann dich dieselbige unterweisen zur Seligkeit durch den Glauben an Christo Jesu.“ 2 Tim. 3, 15.

Timotheus stand noch im ersten Jünglingsalter, als die beiden Friedensboten Paulus und Barnabas auch in seiner Heimath erschienen, und den Juden die Erfüllung ihrer Verheißungen

den Heiden das auch ihnen erschienene Heil in Christo verkündigten. Wir dürfen wohl mit Gewißheit annehmen, daß Eunike mit ihrer Mutter und ihrem Sohne unter den Ersten gewesen sind, die das Wort mit Freuden annahmen, und sich taufen ließen, wenn sie gleich in der Bibel nicht ausdrücklich mit Namen genant werden. Paulus mußte damals wegen eines Aufruhrs, der seinetwegen von fremden Juden erregt war, aus Lystra fliehen, nachdem man ihn vorher gesteinigt, zur Stadt hinausgeschleift und für todt liegen gelassen hatte. Als er aber im Jahre 52 zum zweiten Male in jene Gegenden kam, da fand er in dem Timotheus bereits einen eifrigen Jünger des Herrn, der ein gutes Gerücht bei den Brüdern hatte. Paulus gewann den vielversprechenden Jüngling lieb, zog ihn näher an sich, und beschloß, ihn seinem gegenwärtigen engern Wirkungskreise zu entrücken, indem er ihn mit sich auf das weite Feld seiner Missionsthätigkeit nehmen wollte. In Gegenwart und unter Mitwirkung der Ältesten der Gemeinde wurde der Jüngling durch Händeauflegen zu seinem großen Berufe geweiht. Die Thränen, die er damals vergossen, und die Weissagungen, die über ihn ausgesprochen wurden, blieben in des Apostels Erinnerung so lebendig, daß er ihrer in seinen spätern Briefen an den Timotheus mehrere Male gedenkt. Hatte sich doch auch Paulus in seinen großen Erwartungen nicht getäuscht. Ein immer festeres Band knüpfte sich zwischen Beiden, ja man kann wohl sagen, Niemanden auf Erden hat der große Apostel mit innigerer und mehr väterlicher Liebe umfaßt, als diesen seinen Timotheus. Ehe er aber mit ihm Lystra verließ, ließ er ihn gegen seine sonstige Gewohnheit aus Rücksicht auf die Juden, welche seinen heidnischen Vater gekannt hatten, beschneiden. Er konnte dies um so eher, da seine Mutter eine Jüdin war.

Von nun an nahm Timotheus mit jugendlicher Bereitwilligkeit an allen Leiden und Freuden des Apostels Theil. In Thessalonich gründete Paulus eine neue Gemeinde, aber das eigentliche Ziel ihrer gegenwärtigen Reise war Corinth, wo sie auch längere Zeit blieben. Timotheus leistete dem Apostel treulich Beistand in seinem schweren Werke. Bald aber ward Pauli Seele mit Sorge erfüllt um die junge Saat zu Thessalonich, die anfangs so freudig emporgrünete, jetzt aber in allerlei Zweifeln und Bedenken zu verkümmern schien. Er schrieb seinen ersten Brief an die Thessalonicher, und wählte den Timotheus zum Ueberbringer desselben an die Gemeinde. Und da nach dessen Rückkehr ein zweiter Brief nöthig wurde, nennt Paulus nach seiner

schönen Sitte den Timotheus als Mitverfasser. Er bezeichnet ihn in diesem Schreiben mehr als einmal als seinen Bruder und Gehülfen am Evangelium.

In dieser innigen Gemeinschaft blieben Beide auch fernerhin. Sie traten gemeinsam die Rückreise nach Jerusalem an, hielten sich längere Zeit in Asien auf, und Timotheus verließ seinen väterlichen Freund nur, wenn er in seinem Auftrage zur Stärkung der jungen Gemeinen ausgesendet wurde. Selbst in die Gefangenschaft nach Rom begleitete er ihn, und blieb ihm mit der entschiedensten Treue zu allen Diensten gewärtig. Aber diese kindliche Verehrung und unbedingte Hingabe erwiderte Paulus auch bis an sein Ende mit der zartesten und innigsten Liebe. Wir haben bereits gesehen, wie der im Kampfe für Christum ergraute Mann, das hochbegnadigteste Rüstzeug Gottes auf Erden, sich nicht für zu hoch hielt, in seinen Briefen, neben den feinigen, den Namen des von vielen gewiß kaum gekannten Jünglings zu setzen. Außer den schon genannten Sendschreiben an die Thessalonicher tragen auch noch der zweite Brief an die Korinther, der Brief an die Colosser, und besonders der an die Philipper die Namen Beider an der Stirne.

Erst in den letzten Lebensjahren des Paulus trennten sich die treuen Gefährten auf eine längere Zeit; aber nur, damit ihrer Trennung zur größerer Förderung des Reiches Gottes auf Erden gereiche. Und zwar sollte dies in doppelter Weise geschehen. Denn nicht nur, daß beide Männer auf verschiedenen Arbeitsfeldern thätig waren, dieser Zeit verdanken wir auch die beiden herrlichen Briefe Pauli an den Timotheus, welche, außer dem Schätze an Lehre und Erkenntniß, den sie uns bieten, für alle Zeiten als lebendiges Denkmal dieses innigen, brüderlichen Verhältnisses zwischen Lehrer und Schüler dastehen. Man kann sie nicht lesen, ohne sich an der Herzlichkeit dieser Sprache zu erquicken. Nie sind Briefe eines ältern Mannes an einen jüngern mit solcher Innigkeit der Liebe geschrieben. Die Hauptsumme des Gebotes: die Liebe von reinem Herzen, gutem Gewissen und ungefärbtem Glauben empfiehlt Paulus nicht bloß, sondern legt sie gerade durch diesen Brief in seinem eigenen Beispiele dem Freunde am kräftigsten ans Herz.

In der Zeit nun, wo sein väterlicher Freund zum zweiten Male zu Rom gefangen lag, und das Ende seines Laufes nahe wußte, hat auch Timotheus zur Ehre des Herrn, Kerker und Bande getragen. Hier aber trennten sich die Wege der bisher

so Engverbundenen. Während Gott die Schläfe des Meisters mit der Märtyrerkrone schmückte, und ihn durchdringen ließ zur vollkommenen Freiheit, ward der Jünger seiner Bande entledigt, und zu neuer Thätigkeit berufen. Wohin jedoch, ist unsicher. Die Nachricht, daß er Bischof in Ephesus gewesen sey, ist nicht beglaubigt genug. Mit den Stimmen über den Meister schweigen auch die Nachrichten von dem Jünger. Beide aber stehen fort und fort in der Geschichte der Kirche als leuchtende Vorbilder für Lehrer und Lernende, und als mit dem rechten Schmucke Beider geziert.

Die Zerstörung Jerusalems

und des

Tempels zu Jerusalem,

im Jahre 70 nach Chr. Geb.

„Wahrlich ich sage euch, es stehen etliche hier, die nicht schmecken werden den Tod, bis daß sie des Menschensohn kommen sehen in seinem Reiche.“ (Matth. 16, 28.)

Was hat die Zerstörung Jerusalems mit dem Märtyrerbuche zu schaffen? fragt vielleicht Mancher. Gar viel, lieber Leser! Wenn wir die einzelnen Bausteine beschreiben wollen, aus welchen in einandergefüget erwächst der heilige Tempel des Herrn, da Jesus Christus der Eckstein ist, und zu dem die Apostel und Propheten den Grund gelegt haben, so ziemt sich auch der Beweis, daß dieser Tempel wahrhaftig das Haus ist, in welchem der Herr Wohnung machen will. Diesen Beweis aber hat Gott selbst durch die Zerstörung und Verwerfung des Tempels zu Jerusalem, wo seines Namens Ehre im alten Bunde wohnte, mit Flammenschrift geschrieben. Diese durch die Jahrtausende laufende Schrift wollen wir jetzt mit rechtem Ernste betrachten. Nicht ungewarnt sind Jerusalem und das Volk Israel ihrem furchtbaren Ende entgegengegangen. Vielmehr muß Jeder, der es liest, die unbegreifliche Langmuth Gottes preisen

mit der er das Volk seines Eigenthums getragen hat. Schon unter den Donnern Sinais vernahm es die Drohung: „Wenn du nicht gehorchen wirst der Stimme des Herrn, deines Gottes, so wird dich der Herr zerstreuen von einem Ende der Welt bis zum andern, — und deine Fußsohlen werden keine Ruhe haben; denn der Herr wird dir ein behebendes Herz geben, und verschmachtete Augen und eine verdorrte Seele.“ An die herrliche Verheißung, die 500 Jahre später, im Namen Jehova's, König Salomo über das neuerbaute Haus des Herrn aussprach, knüpfte sich gleich auch der Fluch, der auf dem Abfall von dem lebendigen Gotte steht, also daß Israel ausgerottet, und ein Sprichwort und eine Fabel unter allen Völkern, der Tempel aber verlassen und zerstört werden sollte. Und fort und fort hat sich der Herr seinem Volke nicht unbezeugt gelassen. Alle Propheten haben in die verstockten Herzen und harten Ohren dies endliche Strafgericht hinein predigen müssen. Und Wort und That gingen stets Hand in Hand; die ganze Geschichte Israels ist deß ein lebendiges Zeugniß. Schon oft schiens, als ob es mit diesem Volke gar aus sey. Immer aber schrie wieder ein heiliger Same zum Herrn, und Gott hörte desselbigen Flehen, und zerbrach seine Zuchttrüthen. Aber Israel nahm sich die Heimsuchungen Gottes nicht zu Herzen, sondern es ward je länger, je ärger mit ihm. Da sandte Gott zuletzt seinen Sohn, und sprach: „Sie werden sich vor meinem Sohne scheuen.“ Aber das Volk antwortete: „Das ist der Erbe, kommet, laffet uns ihn tödten!“ Matth. 21, 37. Damit war das Maas ihrer Sünde erfüllet. Jesus Christus war in das Fleisch gekommen, und der ewige Vater hatte von ihm gezeuget: „Das ist mein lieber Sohn, den **sollet** ihr hören.“ Sie **solten** ihn hören, — so sie nicht anders wollten, unter den Donnern des Gerichts. Zwei Tage darauf, nachdem Christus über Jerusalem geweint, und sein Wehe über die Stadt gesprochen hatte, ward er von seinem eigenen Volke an das Holz des Fluches gehängt, und seine Mörder schrieen mit lauter Stimme: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“ Wo aber ein Aas ist, da sammeln sich die Adler.

Dennoch war Gottes Langmuth nicht zu Ende. Er stellte dem verstockten Volke noch eine neue Frist. 40 Tage nur sollte Ninive zur Buße Zeit haben, und es bekehrte sich. — 40 Jahre sind dem Volke Israel noch geblieben, nachdem es sein eigen Heil ans Kreuz genagelt hatte; — doch es hat sich nicht bekehrt.

Aber ohne Frucht blieb darum diese Gnadenfrist nicht. Jener heilige Same, den der Herr in Israel sich allezeit hat übrig bleiben lassen, und der schon so oft das drohende Unheil wieder abgewendet hatte, er ward der Gemeinde des neuen Bundes zuge-
than in dieser Zeit. Nun war Sodomä reif zum Untergange.

Dasselbe Geschlecht, welches den Sohn Gottes ans Kreuz geschlagen hatte, sollte ihn auch noch kommen sehen in den Wolken des Gerichts. Dies Gericht begann schon alsbald nach der Verherrlichung des Herrn. Die ganzen 30 Jahre vor der Zerstörung Jerusalems sind eine fortlaufende Reihe von Drangsalen. Grausame römische Statthalter drückten das Volk bis aufs Blut. Hatten die Juden das sanfte Joch Christi nicht tragen wollen, so mußten sie jetzt das eiserne der Römer tragen. Der letzte Statthalter hieß Florus. Den trieb seine Habsucht und Grausamkeit zu unerhörten Gelderpressungen und Ungerechtigkeiten. Er ließ Jerusalem plündern, und eine große Menge Einwohner ermorden. Es scheint, daß er das Volk absichtlich zum Aufruhr reizen wollte, um damit seine Gräueltaten zu verdecken. Das Volk wehrte sich denn auch durch Empörungen. So trieb immer Einer den Andern tiefer in die Sünde. Dazu mehrten sich die Zeichen, welche der Herr, als dem Ende vorübergehend, verkündigt hatte. Erdbeben erschütterten die Länder, besonders gewaltig in den Jahren 40. 55. 61 u. 66, und allein unter dem römischen Kaiser Claudius melden uns heidnische Schriftsteller von einer viermaligen Hungersnoth.

Endlich kam zum Losbruch. Der Krieg hob im Jahr 66 zu Cäsarea an. Hier hatte sich schon früher zwischen Juden und Syrern ein blutiger Streit erhoben, der durch kaiserlichen Befehl zum Nachtheil der Juden entschieden wurde. Aus Hohn darüber opferte ein Heide Vögel in ihrer Synagoge. Ein heißer Kampf entbrannte, der damit endigte, daß die Juden aus der Stadt getrieben wurden. In Jerusalem gährte es gewaltig. Doch Agrippa, der König von Chalcis, ein Nachkomme der frommen und tapferen Makkabäer, eilte auf die Nachricht von jenem Aufstande herbei, und bot alle seine Beredsamkeit auf, die empörten Gemüther wieder zur Ruhe zu bringen. Aber dem römischen Landpfleger kam dies Friedenswerk höchst ungelegen. Ein Krieg enthob ihn am besten der Verantwortung. Er that Alles, was in seinen Kräften stand, um die aufgeregte Menge noch vollends zur Wuth zu bringen. Da brach denn endlich die Empörung aus. Die römische Besatzung ward nach einem erbitterten

Kämpfe aus der Stadt getrieben, und das ganze Volk trat bis Galiläa hinaus unter die Waffen.

Jetzt rückte der römische Proconsul von Syrien, Gesti-
us Gallus, mit einem wohlgerüsteten Heere ins Land. Von Ga-
liläa aus trieb er die Empörer vor sich her, brannte Städte und
Dörfer nieder, und zog endlich vor Jerusalem. Schon war der
untere Theil der Stadt in seinen Händen; weil er aber den obern
Theil, vor allen den Tempel, zu fest fand, wandte er sich zum
Rückzuge. Dieser Rückzug gerieth den Römern zum Verderben.
Die Juden hielten ihn für Feigheit, setzten nach, und megelten
den größten Theil des Heeres nieder. Gallus mußte sich bis
nach Syrien zurückziehen. Das jüdische Volk war noch einmal
frei geworden. Aber nun zeigte sich erst recht, daß es reif war
zum Gericht. In den wenigen Wochen dieser Freiheit sind grö-
ßere Gräueltthaten verübt worden, als unter den Römern in
langen Jahren. Schamlose Räuberbanden bildeten sich im gan-
zen Lande, mordeten, sengten und brennten, wo sie hinkamen.
Zulezt vereinigten die Hauptleute ihre Banden, und schlichen sich
mit ihnen truppweise in die herrenlose Stadt Jerusalem ein.
Sie eroberten den Tempel, und setzten sich da fest. Von hier
aus trieben sie ihr Plünderhandwerk im Großen. Ihr Anführer
hieß Eleazar. Inzwischen war auch in den heidnischen Städten
die Wuth gegen die Juden ausgebrochen. Als die Nachricht von
des Gesti-
us Niederlage nach Damascus kam, ermordeten die
Heiden dieser Stadt die sämmtlichen jüdischen Einwohner. Das
war Del in den Brand des jüdischen Landes. Wer bis jetzt
noch gezögert hatte, sich den Anführern anzuschließen, der ward
nun gezwungen. Man wollte planmäßig zu Werke gehen; doch
es war keine Leitung von oben, und keine Zucht im Volke mehr da.

Die Adler aber flogen immer näher. Der römische Kaiser
Nero sandte seinen größten Feldherrn Vespasian in eigner
Person gegen das abtrünnige Volk. Er langte mit einem aus-
erlesenen Heere in Galiläa an. Die Juden wehrten sich tapfer;
aber eine Stadt nach der andern fiel in die Hände der Römer.
In der Bergfestung Jotapata war die Gegenwehr so ver-
zweifelt, daß 40,000 Juden dabel umgekommen seyn sollen. Hier
fiel auch der jüdische Geschichtschreiber Josephus, der diesen
Platz vertheidigte, und von dem wir die meisten Nachrichten über
diesen furchtbaren Krieg haben, in die Hände der Römer.

Aus der Stadt Gischala, vor der die Römer lagen, ent-
floh in der Nacht ein schlauer verwegener Mensch, Namens Jo-

hannes. Er kam mit seinem Haufen nach Jerusalem, und schloß sich hier der besseren Partei unter dem Hohenpriester Ananias an. Der wollte Friede mit den Römern, und deshalb vor Allen den wilden fanatischen Eleazar aus dem Tempel vertreiben. Die Bürger folgten ihm, griffen die Räuber an, und warfen sie in den Tempel zurück. Aber Johannes war ein Verräther, der mit den Räubern, oder Zeloten, im heimlichen Bündnisse stand. Weil ihnen die Partei des Ananias zu stark war, luden sie die wilden Edomiter in die Stadt. In einer gräßlichen Sturm- und Wetternacht langten diese vor den Thoren an. Unter dem Geheule des Sturmes sägen die Räuber die Riegel an den Tempelthoren durch, brechen heraus, öffnen die Stadtthore, und lassen die Edomiter ein. Nun geht es an ein Morden, das keine Feder beschreiben kann. Ananias wird erschlagen, und sein Leichnam bleibt unbegraben liegen. Selbst die wilden Edomiter schämten sich solcher Thaten, und der bessere Theil von ihnen zog nach einigen Tagen wieder ab. Johannes war zu der Partei des Eleazar übergetreten. Nun hatte Jerusalem zwei Tyrannen. Es sollte auch noch den dritten bekommen, weil es den dreieinigen Gott verworfen hatte. Ein gewisser Simon von Gerasa machte die ganze Gegend vor sich erzittern. Er hatte ein Heer zusammengebracht, das 20 bis 30,000 Mann stark war. Auch Jerusalem hatte er, aber vergebens, zu stürmen versucht. Da kam die Friedenspartei drinnen auf den Gedanken, ihm die Stadt zu übergeben, damit er sie gegen Johannes und Eleazar beschirme, die sich entzweit hatten, und die ganze Stadt tyrannisirten. Der Hohenpriester Matthias führte ihn selbst herein. Nun war das Maaß des Elends gedrückt, gerüttelt und geschüttelt voll. Simon gab den Beiden Andern an Gewalthätigkeit nichts nach. Eleazar hielt den Tempel, Johannes die untere, Simon die obere Stadt inne. Zwischen den beiden ersten kam es am OSTERFESTE im Tempel selbst zum blutigen Handgemenge. Die Partei des Johannes siegte, und zwang die des Eleazar unter sich. Nun standen sich nur noch Simon und Johannes gegenüber. Ein Theil der Stadt ward niedergebrannt, damit sie ein bequemes Schlachtfeld hätten. Die Noth der Bürger war unsäglich. Die Sündengräuel schrien immer lauter zum Himmel, und immer näher flogen die Adler.

Ohe sie aber kamen, hatte der Herr seine Taube bereits geborgen. Josephus erzählt: einst in der Nacht des Pfingstfestes, als die Priester in den inneren Tempel gingen, hätten sie zuerst

ein verworrenes Getöse, und dann wie von vielen tausend Stimmen den Ruf gehört: „Lasset uns von hier wegwandern!“ Die unsichtbaren Streiter des Herrn wendeten sich fort von der dem Untergange verfallenen Stätte. Aber auch die, um welcher willen Gott der Stadt noch geschonet hätte, der heilige Same, der dem Herrn übrig geblieben war, die Gemeinde des neuen Bundes, verließ das Aas, als sie das Rauschen der Adlerflügel vernahm. Das große „Als dann“ war gekommen, von welchem der Herr gesprochen hatte: „Als dann fliehe auf die Berge, wer im jüdischen Lande ist!“ (Matth. 24, 16) Eine besondere Offenbarung Gottes mahnte die Seinen zum unverweilten Abzuge. Sie flohen in die Berge, nach der Stadt Bellsa am todten Meere, jenseit des Jordans. König Aretas von Arabien hatte ihnen dort eine Freistatt eingeräumt.

Alle diese Noth, von der wir bisher erzählt haben, war immer noch gering gegen die, welche kommen sollte. Ja, die Noth hob jetzt erst an, bis die Trübsal so groß wurde, als sie nicht gewesen ist, von Anfang der Welt bis hierher. Zwar wurde den Juden nochmals eine kurze Ruhezeit gewährt. Nach der Ermordung des Kaisers Nero hatten sich drei unfähige Nachfolger nicht auf dem römischen Throne behaupten können. Da rief das Heer den Vespasian zum Kaiser aus. Er ging nach Italien, und überließ seinem Sohne Titus die Eroberung Jerusalems. Dadurch war einige Zögerung entstanden. Aber endlich waren die Adler doch da. Am 7. Mai des Jahres 70 begann Titus die Belagerung. Am Telberge, an derselben Stelle, wo Christus über Jerusalem geweint hatte, schlug er sein Lager auf. Und selbst durch dies letzte Strafgericht leuchtet noch ein Strahl der göttlichen Barmherzigkeit. Siehe, wie hat der Herr dies Volk so lieb gehabt! Er hatte ihm einen barmherzigen Feind zugesandt. Es war, wie wenn von der Lagerstätte, auf welcher Titus ruhte, etwas von dem Liebesgeiste Christi in ihm aufgestiegen wäre. Eine tiefe Wehmuth ergriff ihn, als er die alte, herrliche Stadt und den majestätischen Tempel vor sich liegen sah. Es war auch ein wunderbar schöner Anblick, daß selbst einem heidnischen Manne vor dem Gedanken grauen konnte, alle diese Herrlichkeit zu zerstören. Herodes der Große hatte in der prachtvollen Stadt noch viele neue Prachtgebäude aufgeführt und mit unermäßigem Aufwande den Bau des neuen Tempels geschmückt. Hoch ragte er über alle andere Gebäude der Stadt empor. Durch Natur und Kunst war er jetzt in eine unüberwindliche

Festung verwandelt. Die Stadt selbst, zwei Hügel bedeckend, die einander gegenüber lagen, war theils mit schroffen Felsenwänden, theils mit einer dreifachen Mauer umgeben, und theilte sich in die obere und die untere Stadt. Letztere ward vom Berge Zion und der Burg Antonia vertheidigt. Schon die äußerste Mauer zählte 90 Thürme, aus weißen Marmorblöcken von ungeheurer Größe. Sie waren so fest in einandergesügt, daß jeder Thurm nur ein Fels zu seyn schien. Der Tempel selbst, auf dem Rücken eines steilen Felsens erbaut, hatte einen mächtigen Umfang. Doppelte Säulengänge umgaben ihn, von 50 Fuß hohen, aus dem weißesten Marmor errichteten Säulen getragen. Vom Vortempel führte eine prachtvolle Treppe nach dem Heiligen. Die 9 Thore desselben waren, so wie die Thürpfosten, überall mit Gold und Silber dicht belegt. Nach dem eigentlichen Tempelhause, das in der Mitte dieses innern Hofes stand, stieg man auf 12 Stufen durch ein vergoldetes Portal. Von hier konnte man in den vordern Theil des Gebäudes hinein sehen, wo alles von Gold strahlte. Das Allerheiligste aber verbarg der Vorhang, ein babylonischer Teppich von blauer, weißer, und purpurrother Seide wundervoll gearbeitet.

Das war der Tempel, von welchem ein Jünger zum Herrn gesprochen hatte: „Meister, siehe, welche Steine und welch ein Bau!“ Christus aber hatte geantwortet: „Siehest du wohl alle diese große Pracht? Nicht Ein Stein wird auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde.“ Marc. 13, 1. 2. So war denn auch das Mitleid des heidnischen Feldherrn vergeblich, als er beschloß, wenigstens diesen Tempel zu retten. Das Volk war dem Gerichte der Verstockung anheim gefallen. Umsonst versuchte Titus alle Mittel, um es zu gütlicher Unterwerfung zu bewegen. Schon den König Agrippa hatten die Juden zum Dank für seinen Friedensrath mit Steinen geworfen. Dem Titus gings nicht besser. Bei einer Unterredung mit den Juden ward sein Freund Nikanor in die Schulter geschossen. Ein andermal ward der jüdische Gerichtsschreiber Josephus, der dem Kaiser als Dolmetscher dienen mußte, mit einem großen Stein an den Kopf getroffen, daß er schwindelnd zu Boden stürzte. Dennoch verließ jener milde Sinn den Titus bis zu den letzten Kampftagen nicht. Aber Israel rannte blind in sein Verderben.

Es war gerade das Passahfest gefeiert worden, als Titus plötzlich die Stadt umlagerte. In dieser Zeit eilte jeder Jude, der nur irgend konnte, aus der Nähe und Ferne nach der heiligen

Stadt. Es waren also nicht bloß die Einwohner Jerusalems, es war in gewissem Sinn die ganze Nation, welche in dieser Stadt eingeschlossen war. Festgäste aus allen Theilen der Erde fanden sich dort. Zwei und eine halbe Million Menschen waren hier zusammengedrängt. Dadurch steigerte sich die Noth ins Grenzenlose. Für eine so ungeheure Menschenmasse waren nicht hinreichende Lebensmittel in der Stadt. Dazu der Zwiespalt unter den Aufreihern, die aus Muthwillen und Rachsucht einander die Vorrathshäuser zerstört und geplündert hatten. So bereitete sich die furchtbarste Hungersnoth vor, und in ihrem Gefolge die Pest.

Mit Ruhe und Kaltblütigkeit schritten die Römer in der Belagerung vor. Wälle wurden aufgeworfen, Schutzbücher aufgebaut, und mit mächtigen Mauerbrechern gegen die gewaltigen Mauern gepocht. Aber die Römer hatten es mit der Wuth und dem Wahnsinn der Verzweiflung zu thun. Die Juden machten die wildesten Ausfälle. Sie fragten nicht danach, wie viele von ihnen dabei umkamen, wenn nur den Römern Schaden zugefügt wurde. Titus konnte sein Leben mehrere Mal nur durch die kaltblütigste Tapferkeit retten. Von Uebergabe durfte Niemand drinnen reden, Niemand ans Entfliehen denken. Dabei lagen Simon und Johannes fortwährend im wildesten Bruderkriege gegeneinander. Nur wenn die Mauerbrecher der Römer zu gewaltig anpochten, machten sie auf kurze Zeit Waffenstillstand. und kämpften eine Weile gegen den Feind draußen. Titus mußte jetzt zu strengen Maßregeln greifen. Der Grimm seines Heeres wuchs mit dem Troze der Juden. Er ließ eine Mauer um die Stadt ziehen, daß Niemand mehr aus noch ein konnte. Auf dem schmalen Raume zwischen dieser und der Stadtmauer suchten ausgehungerte Juden nach elenden Wurzeln. Sie wurden in Massen von den Römern aufgefangen, und im Angesichte der Stadt gekreuzigt. Es wurden bald der Gekreuzigten so viele, daß es an Holz zu den Kreuzen gebrach.

Drinnen in der Stadt stieg der Hunger auf die gräßlichste Höhe. Alle Lebensmittel waren aufgezehrt. Viele Reiche gaben ihr ganzes Vermögen für ein Maß Korn. Vor Hunger wurden die Getreidekörner ungemahlen gegessen. Die Horden der Rebellen liefen in den Häusern wüthend umher, und raubten alle Speisen, die sie noch fanden. Jedes Gefühl der Menschlichkeit hörte auf. Frauen rissen ihren Männern, Söhne ihren Aeltern, Mütter ihren Kindern die Speisen aus dem Munde. Zuletzt ward die Noth

so groß, daß man vor Hunger Gürtel, Schuhe, und das Leder an den Schilden zernagte. Man suchte Speisel an unflätigen Orten; verfaultes Heu, und Dinge, die wir gar nicht nennen mögen, wurden verzehrt. Von wüthendem Hunger gepeinigt, baten viele Bürger die Räuber um einen gnädigen Tod durchs Schwert. Man erwiderte ihnen hohnlachend, sie möchten warten, bis ihnen der Hunger den Garaus mache. Die Pest entstand. Anfangs begrub man die Todten noch. Jetzt warf man sie nur noch über die Mauern in die Schluchten des Berges. Die Dächer, die Straßen und Gassen lagen voll Leichname aus allen Lebensaltern. Bleiche, hohlhängige Jammergestalten, die schon zu schwellen anfangen, schlichen wie Schatten umher, und fielen auf den Gassen todt zur Erde. Die Zahl derer, welche durch Pest und Hunger hingerafft wurden, ist unglaublich. Nur zu Einem Thore waren innerhalb 6 Wochen hundert und fünfzehn tausend, achthundert und achtzig Todte hinausgeschafft worden. So berichtete in den letzten Tagen vor dem Tempelsturm Mannai, der Sohn des Lazarus, welcher das Amt gehabt hatte, die Leichen zu zählen. Zuletzt wurde der Hunger zum Wahnsinn und zur thierischen Wuth. Es ward Menschenfleisch gegessen und Menschenblut getrunken. Und je höher die Noth stieg, um so höher stieg das Laster, die Unnatur und die Verruchtheit. Statt ihre Kniee vor Gott zu beugen, verübten die Räuber im Tempel und auf den öffentlichen Gassen so unnatürliche Laster, daß man sie mit Worten nicht nennen kann.

Der menschenfreundliche Titus that jetzt noch das Aeußerste, das wahnsinnige Volk zur Uebergabe zu bewegen; aber vergebens. Er hob seine Hände zum Himmel auf, daß er nicht schuld sei an solchen Gräueln. Trotz des Verbots der wilden Zeloten gelang es in dieser höchsten Noth einem beträchtlichen Theile der unglücklichen Einwohner, ins römische Lager zu entkommen. Hier gab es Speise genug. Doch die Ausgehungerten fielen zu gierig darüber her. Vom Hunger waren sie errettet, und starben nun am Essen. Plötzlich verbreitete sich im römischen Lager die Nachricht, viele Juden hätten ihr Geld verschluckt, weil sie es nicht anders aus der Stadt hätten bringen können. Die Geldgier suchte auch nach diesen Schätzen. In einer Nacht wurden 2000 jüdischen Ueberläufern die Leiber aufgeschnitten. Nur, als sich der römische Feldherr darin legte, hörten die Wüthher auf.

Vor dem letzten Sturme machte Titus den letzten Versuch, den Tempel zu retten. Voll wehmüthiger Entrüstung rief er aus: „Ich bezeuge bei den Göttern meiner Väter, und bei dem Gotte, der einst, doch jetzt nicht mehr, huldvoll sein Auge auf diesen Ort richtete: Ich will diesen Tempel erhalten, wenn ihr es auch selbst nicht wollt! Aber in Gottes Rath hieß es anders. Selbst der Jude Josephus ruft aus: „Nicht durch Menschen ist Jerusalem gefallen, sondern durch das Gerichtswort Gottes.“

Die ganze untere Stadt und die Burg Antonia hatten die Römer jetzt inne. Die Gegenwehr der Juden war matter geworden, ihr Troß nicht. Titus hatte zwar strengen Befehl gegeben, den Tempel zu schonen, aber sein Heer gerieth immer mehr in Wuth. Sechs Tage lang hatten bereits die Mauerbrecher unaufhörlich gegen die Fundamente der östlichen Tempelhalle gestoßen, aber umsonst. Da stieg bei einem neuen wüthenden Sturme ein gemeiner römischer Soldat auf die Schulter eines andern und schleuderte einen Feuerbrand durch ein goldenes Fenster in den Tempel. Der Wurf zündete. Die Juden erhoben ein Jammergeschrei. Bald stand der ganze Tempel in Flammen. Nun hatte alle Barmherzigkeit ein Ende. In ihrer Wuth mordeten die Soldaten Alles, was ihnen vorkam, Kinder und Greise, Männer und Weiber. Die Gassen und Straßen lagen voller Leichname. Der ganze Hügel schwamm vom Blute der Gemordeten. Titus ging mit seinen Anführern hinein in's Allerheiligste. Er befahl, man sollte die Soldaten mit Schlägen zum Löschen zwingen. Es war umsonst. Wuth und Raubsucht machten sie taub auch gegen Schläge. Der ganze Tempel wurde ein Raub der Flammen. Das Gemetzel dauerte ohne Unterbrechung bis in die Nacht hinein; Menschenblut floß so reichlich, daß das Feuer an manchen Orten durch dasselbe gelöscht wurde. Das ist geschehen am 10. August des Jahres 70 nach Christi Geburt.

Noch immer war die obere Stadt in den Händen der Juden; und in unglaublicher Verstockung verwarfen sie auch jetzt noch jedes Anerbieten des menschenfreundlichen Titus zur gütlichen Uebergabe. Der Kampf dauerte noch Einen Monat, ehe dieser Troß gebrochen war. Was nun fliehen konnte, floh. Die beiden Anführer verkrochen sich in unterirdischen Höhlen. Den Johannes trieb der Hunger zuerst heraus. Simon wollte sich mit einigen Genossen durch die Erde graben, und entfliehen. Aber er kam nicht weit; da waren die Lebensmittel zu Ende. An der

Stelle, wo der Tempel gestanden hatte, froh er aus der Erde. Johannes ward zu ewigem Gefängniß verurtheilt; Simon im Triumph nach Rom geführt, und dort getödtet. Am eilften September war die Eroberung vollendet. Die Zahl derer, welche während der Belagerung ums Leben gekommen sind, beläuft sich auf eine Million und einmahlhunderttausend. Während der ganzen jüdischen Empörung verloren anderthalb Millionen ihr Leben, 97,000 wurden gefangen fortgeführt. Dieser Rest ist theils umgekommen in den Kampfspielen, wo die Gefangenen wilden Thieren vorgeworfen wurden, theils in die Sklaverei verkauft, dreißig Juden für Einen Silberling. 12,000 verhungerten noch, weil ihnen die römische Wache aus Haß keine Speise gab. Das geschah an den Einwohnern. Die Stadt selbst wurde dem Boden gleich gemacht. Was die Flammen noch nicht verzehrt hatten, wurde jetzt mit Gewalt durch Eisen zerstört, Tempel und Stadt ward ein Schutthaufen und dem Erdboden gleich gemacht. Es blieb buchstäblich kein Stein auf dem andern. Das ist die Trübsal, wie sie noch nicht da gewesen ist, von Anfang der Welt bis hierher.

Wunderbar aber! Dieselben Namen treten uns in dieser letzten Zeit entgegen, als damals, wo Jerusalem sein Heil von sich stieß. Doch der Segen hat sich in Fluch verwandelt. Einen Simon und einen Johannes kennen wir schon, aber es sind Teufelsapostel, Donnerstinder des Satans. Auch von einer Maria wird uns erzählt, aber von einer, die ihren eigenen Sohn geschlachtet, gebraten und mit Wollust zur Hälfte verzehrt hat. Die andere Hälfte mußte sie den Banden vorsezen, die vom Geruche des Fleisches ins Haus gelockt wurden. Ja auch ein Jesus kommt in diesen letzten Zeiten vor, ein Sohn des Hohenpriesters Ananias. Aber es ist ein anderer Jesus. Vier Jahre vor dem Beginn des Krieges fing er am Laubhüttenfeste plötzlich an, zu schreien: „Eine Stimme vom Aufgang, eine Stimme von Niedergang, eine Stimme von den 4 Winden! Eine Stimme über Jerusalem und über den Tempel, eine Stimme über den Bräutigam und die Braut, eine Stimme über das Volk!“ Das schrie er dann Tag und Nacht. Er ward deshalb vor den römischen Landpfleger Albinus geführt. Der ließ ihn geißeln, bis die Knochen bloß lagen. Aber Jesus hatte darauf keine andere Antwort, als den kläglichen Ruf: „Wehe, wehe über Jerusalem!“ So hat er's getrieben 7 Jahre und 5 Monate. Am letzten Tage setzte er hinzu: „Wehe auch mir!“

Gleich darauf ward er durch einen Stein von einer römischen Wurfmaschine getödtet. Er starb mit dem Wehe im Munde. Vom ersten Jesus war nichts übrig geblieben, als das: „Wehe über Jerusalem.“

Seit der Zerstörung Jerusalems hat Israel aufgehört, ein eigenes Volk zu seyn. Es ist zerstreut in alle Länder, und ist eine Fabel und ein Sprichwort geworden unter allen Völkern. An ihm ist erfüllet Alles, was Gott geredet hat durch den Mund seiner heiligen Propheten. Schauet den Ernst und die Güte Gottes! Den Ernst an denen, die gefallen sind, die Güte aber an dir, so ferne du an der Güte bleibest, sonst wirst auch du abgehauen werden.

Menschenwitz hat die Erfüllung der göttlichen Weissagungen über Jerusalem wieder zu nichte machen wollen. Der Kaiser Julian, der Abtrünnige, von dem an seinem Orte mehr erzählt werden wird, gestattete den Juden den Wiederaufbau ihres Tempels. Er selbst hat durch seinen Statthalter Alhypius keine Mühen und Kosten zu diesem Zwecke gespart. Der Thron wollte mit dem Töpfer rechten. Der heidnische Schriftsteller Ammianus Marcellinus erzählt uns mit kurzen Worten: „Mächtige Erdbeben zerrissen dreimal wieder den Boden, auf dem der Grund zum Tempel gelegt war; auch schossen furchtbare Flammen aus der Tiefe des Berges, und zerstörten dreimal den dreimal wieder angefangenen Bau. Da erschracken die Juden und flohen von der öden Stätte, und zerstreuten sich wieder in alle Welt. Irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!

Die Märtyrer unter Nero.

„Als dann werden sie euch überantworten in Trübsal, und werden euch tödten; und ihr müsset gehasset werden um meines Namens willen von allen Völkern.“ Matth. 24, 9.

Der Name des bludürstigen, römischen Kaisers Nero steht nicht nur in dem Buche des göttlichen Gerichtes, sondern auch

in jedem Buche menschlicher Geschicht mit blutrother Schrift geschrieben. Alle Urtheile über seine Verruchtheit stimmen überein. Wir können natürlich hier kein Register über seine Schandthaten aufstellen. Aber Eine müssen wir erwähnen, die den Verwand zu einer blutigen Christenverfolgung hergeben mußte.

Er wollte einmal wissen, wie der weltberühmte Brand Trojas ausgesehen habe, und ließ darum Rom in Brand stecken. Als nun seine Hauptstadt in lichten Flammen stand, stieg er auf den Palast des Mäcenass, von wo aus er das ganze Schreckensschauspiel übersehen konnte, aber selbst sicher vor den Flammen war. Hier oben spielte er auf der Harfe, und sang dazu das Lied vom Brande Trojas. Die Flammen loheten 9 Tage lang mit ungestillter Wuth in Rom, und viele tausend Menschen verloren dabei ihr Leben. Das mochte denn doch wohl einem Nero zu viel seyn, und er wollte die Schuld von seinem Rücken wälzen. Aber Niemand hätte seinen Worten geglaubt. Da ersah er sich mit teuflischer List die Christen zum Opfer. Die wurden, wie es ihnen ihr Herr und Meister vorhergesagt hatte, gehaßt von Jedermann, und waren ein Fegopfer aller Leute. Es steht zwar noch heute keine Ehre vor der Welt auf dem offenen Bekenntniß des Herrn Jesus; doch aber können wir uns jetzt kaum vorstellen, wie verachtet in jenen Zeiten der Name Christ war. Selbst der heidnische Schriftsteller Tacitus, der sonst ein edler Mann war, und in seinen Schriften die furchtbaren Laster des römischen Volkes mit scharfer Geißel straft, ist äußerst schlecht auf die Christen zu sprechen. Er nennt ihre Religion gerade zu: „einen verabscheuungswürdigen Aberglauben, der sich nicht durch Judäa, dem Ursprunge des Uebels, verbreitet, sondern auch die Hauptstadt erreicht habe, den Sammelplatz alles Unreinen und Schändlichen.“ So waren die Christen ein Fluch aller Welt. Man verdamnte sie ungehört, und Jedermann war geneigt das Schlechteste von ihnen zu glauben. Solchen Leuten konnte Nero die Schuld jener Schandthat zuschreiben. Zwar wußte das Volk, daß es nur ein Vorwand war. Es glaubte Niemand im Ernste daran, daß die Christen wirklich Rom angesteckt hätten; aber es war doch mit dieser Beschuldigung ein Funken in den Zunder des allgemeinen Hasses geworfen, der ihn bald zu lichterlohen Flammen ansachte. Auf diese Weise fand Neros Grausamkeit neue Befriedigung, und der fanatische, blutgierige und schaulustige Vöbel wurde durch das noch nie gesehene Schauspiel von andern Gedanken abgezogen. Die Verfolgung begann in Rom, und ver-

breitete sich bald durch das ganze römische Reich. Die Schilderungen, welche uns heidnische Schriftsteller, von den Märtern der Christen geben, sind schaudererregend. Tacitus in seiner traurigen Verblendung gegen die Wahrheit aus Gott, fügt hinzu: „sie wurden verurtheilt, nicht sowohl wegen der Anzündung Roms, als weil sie Feinde des Menschengeschlechts waren. Darum verdienten sie auch, exemplarisch bestraft zu werden.“ Nun, die treuen Bekenner des Herrn haben ja auch gelitten, daß wir uns an ihren Leiden ein Exempel ihres Glaubens nehmen sollten. Man begnügte sich nicht mit der bloßen Hinrichtung. Der Haß und Hohn der Heiden ersann immer fürchterlichere Todesarten. Viele wurden in die Felle wilder Thiere eingenäht, und so den Hunden vorgeworfen, die sie zerfleischten. Andere band man wilden Bestien auf den Rücken, und ließ diese dann zum Kampf gegen einander los. Wieder Andere wurden gekreuzigt, und dann sammt dem Kreuze angezündet, damit sie des Nachts zur Erleuchtung dienten. Nero gab zu solchen Schauspielen seine kaiserlichen Gärten her. Bald machte man diese Märter noch sinnreicher, und bereitete die zum Tode Verurtheilten förmlich als Fackeln zu. Man umwickelte die Christen zuerst mit Werg, dann wurden sie mit Wachs, Pech, Theer und andern Brennstoffen bestrichen, und hierauf bis an den Leib in die Erde gegraben. Nachdem ihnen endlich ein starker Pfahl unter das Kinn gestemmt war, damit sie den Kopf nicht sinken lassen konnten, wurden sie lebendig verbrannt. Bei den Spielen, die im Circus gegeben wurden, mußten Christenleiber dem römischen Volke leuchten. Und dies geschah mit so vielen Christen, daß der heidnische Dichter Juvenalis sagt, ihr herabfließendes und zerschmelzendes Fett habe im Sande des Amphitheaters tiefe Furchen gemacht.

Also haben diese Märtyrer im gräßlichen Flammentode Gott gepriesen. Jenes Licht zwar, womit ihre Leiber die Nächte Roms erleuchteten, ist bald erloschen, das Licht des Glaubens aber und die Gluth der Liebe Christi in ihren Herzen ist nicht erloschen, sondern brennt und leuchtet fort bis auf den heutigen Tag, und wird fortleuchten bis in Ewigkeit. Die Kirche aber hat zum Gedenktage dieser Märtyrer den zweiten August bestimmt.

Bweite Christenverfolgung, unter dem Kaiser Domitian,

von 81 bis 96.

**Flavius Clemens, Flavia Domitilla und
Flavia Domitilla die jüngere.**

„Er soll die Starken zum Raube haben.“ (Jes. 53, 12.)

Vom Kaiser Domitian berichtet Eusebius, daß er gesagt habe: „Ich will Neros Nachfolger seyn in der Ruchlosigkeit und im Kriege und Haffe gegen Gott.“ Während er sich aber gegen den lebendigen Gott empörte, ließ er sich selbst Herr und Gott nennen. Er war aber ein jämmerlicher Gott! Angst für seinen Thron brachte ihn zuerst zur Christenverfolgung. Das Christenthum war durch Nero nicht unterdrückt worden. Das Blut der Märtyrer ist vielmehr der Same der Kirche. Es verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit. Um den Kaiser zu reizen, hinterbrachte man ihm, daß in Palästina noch mehrere Personen aus dem königlichen Geschlechte Davids lebten, aus welchen, nach einer alten Weissagung der Christen, sich einst Einer des Weltkreises bemächtigen würde. Er ließ scharf nach diesen Leuten forschen. Wirklich wurden denn auch zwei Männer, die in gerader Linie von David stammten, noch dazu Verwandte unsers Herrn und Heilandes, nämlich Enkel des Apostels Judas, vor den großmächtigen Kaiser gebracht. Da er aber die abgetragenen Kleider und die harten Hände sah, die von der Arbeit im Schweisse des Angesichts zeugten, ward er beruhigt, und fragte nur, wann und wo denn eigentlich das Reich Christi gestiftet werden sollte. Die Jünger antworteten, was ihr Herr und Meister dem Pilatus zur Antwort gegeben hatte, als er sprach: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ Da lachte Kaiser Domitian, hieß in seinem Herzen die beiden königlichen Sprossen ein Paar Dummköpfe, und ließ sie wieder gehen.

Späterhin brach aber die Feindschaft gegen Christum stärker bei ihm aus, und weil er von Natur ein grausamer Mann war, gab er gegen das Ende seiner Regierung dem Nero kaum etwas

nach. Die Christen wurden der Gottlosigkeit angeschuldigt, weil sie sich weigerten den Götzen zu opfern, und ohne Weiteres ließ er sie hinrichten. Er sollte aber die Macht des himmlischen Königs, den er verachtet hatte, an seinem eigenen Stamme erfahren, zu einem Zeugniß über sich. Das kaiserliche Geblüt war dem nicht zu stark, der die Starken zum Raube haben soll. Sein eigener Vetter, ein Bruderssohn des Kaisers Vespasian, der Consul Flavius Clemens bekehrte sich mit seiner Gemahlinn Flavia Domitilla, einer nahen Blutsverwandtinn des Domitian, von Herzen zum Herrn. Desto wilder tobte der Grimm des Heiden. Flavius ward ohne Erbarmen hingerichtet. Wir wissen von diesem ersten Blutzengen des Herrn aus den Gewaltigen dieser Erde weiter nichts Näheres, als was uns der heidnische Schriftsteller Sueton gelegentlich von ihm mitgetheilt hat. Der ist aber freilich übel auf ihn zu sprechen. Er meint, Flavius wäre ein wegen seiner Trägheit verächtlicher Mensch gewesen. Wir können uns aber leicht denken, was es mit diesem Urtheil zu besagen hat. Flavius, obgleich er ein hoher Staatsbeamter war, verabscheute sicherlich als Christ den Blutdurst des Kaisers und die Laster und Gräuel, welche an seinem Hofe im Schwunge waren, und, weil ihn der Ehrgeiz nicht lockte, mochte er sich wohl von dem glänzenden, geräuschvollen Hofleben fern halten, und am liebsten in der Stille und Einsamkeit sich an seinem Gott genügen lassen. Er besaß so eine Marienträgheit, die sich zu den Füßen des Herrn Jesu niedersezt, und welcher der Herr das schöne Zeugniß ausgestellt hat: „Maria hat das beste Theil erwählt.“ Daß es keine Trägheit zum Kreuztragen war, hat er durch seinen standhaften Tod bewiesen.

Nach seiner Hinrichtung wurde auch seine Gemahlinn Domitilla der Gottlosigkeit angeklagt, und vor Gericht gestellt. Doch die kaiserliche Blutsfreundschaft schien hier Fürsprache zu thun. Domitian verlangte von seiner Nichte nur, sie sollte sich sofort mit einem von ihm vorgeschlagenen heidnischen Manne wiederum vermählen. Die fromme Wittwe weigerte sich auf das Standhafteste. Darob ergrimimte der gewaltthätige Dheim, und verbannte sie auf die Insel Pandataria, die bei Puziola liegt, und heutigen Tages Santa Maria genannt wird. Hier lebte sie in äußerem Elend, aber reich in Gott. Als im Jahre 96 Domitian getödtet, und Nerva an seiner Statt Kaiser wurde, rief dieser zwar alle unter seinen Vorgängern verbannten Christen zurück, aber Eine Person blieb doch von dieser Gnade ausgeschlossen,

nämlich Domitilla. Man ließ sie fort im Elend und der Verbannung. Warum dies geschehen ist, wissen wir nicht, wie uns denn überhaupt die spätern Nachrichten über ihr Leben fehlen.

Dafür wird uns aber noch von einer Schwestertochter des Consuls Flavius Clemens berichtet, die gleichfalls Flavia Domitilla hieß, und getreu in die Fußstapfen ihrer Vorgängerin trat. Ja, sie hat ihren Glauben mit ihrem Blute besiegelt. Zum Unterschiede von ihrer Namensschwester wird sie die jüngere genannt. Die fromme Jungfrau wurde vom Kaiser auf die Insel Pontia verbannt. Hier lebte sie mit ihren beiden Dienern, Nereus und Achilleus, im stillen, innigen Umgang mit ihrem Seelenbräutigam. Hinterher, unter dem Kaiser Trajan, ist sie verbrannt worden, weil sie sich standhaft weigerte, den Götzen zu opfern. Obgleich also ihr Märtyrertum eigentlich erst in eine spätere Zeit fällt, haben wir desselben doch gleich hier Erwähnung gethan, damit die drei, durch die Bande des Blutes und der Liebe zum Herrn so innig verbundenen Seelen nicht von einander gerissen werden sollten.

Alle Drei aber stehen da als ein schönes Zeugniß, daß Gott in jedem Stande und jeder Zeit seine Anbeter im Geiste und in der Wahrheit hat, die ihre Treue in Noth und Tod bewähren. Wer hätte in Mitte des tiefgesunkenen, kaiserlichen Hofes zu Rom, von Lastern und Verruchtheiten aller Art umgeben, ein solches Ehepaar, eine solche Jungfrau gesucht? Der Herr aber kennt die Seinen! Mögen Flavius und Flavia, die ältere wie die jüngere, diese ersten Blutzengen aus kaiserlichen Stamme, allen Denen, die hoch sind in dieser Welt, und fürstlichen Geblüts sich rühmen, leuchtende Vorbilder seyn des Glaubens, der Geduld und Demuth, aber auch der Standhaftigkeit bis zum blutigen Märtyrertode!



Dionysius Areopagita, Bischof von Athen.

„Welcher Namen sind in dem Buche des Lebens.“ Philipp. 4, 3.

Wir wissen von diesem Manne zwar nur wenig. Weil aber sein Name einem Kalendertage den Namen gegeben hat, so wollen wir auch dieses Wenige getreulich berichten. Im Buche des Lebens mag Ausführlicheres von ihm geschrieben stehen. Er gehört auch zu den Blutzengen unter der Domitianischen Christenverfolgung. Von Geburt war er ein Athenienser, und als hochgebildeter Grieche in den Wissenschaften und Künsten wohl unterrichtet. Als der Apostel Paulus auf seiner zweiten Missionsreise nach Athen kam, und hier auf dem Areopag, oder Richtplatze, jene gewaltige Rede hielt, die als Muster einer Missionspredigt für alle Zeiten gelten kann, Ap. Gesch. 17, 22—31. wurde der gelehrte und hochangesehene Dionysius von der Wahrheit des Evangeliums ergriffen. Er ward aus einer würdigen, heidnischen Obrigkeit ein frommer, christlicher Hirte. Die athenienschische Gemeinde wählte ihn bald zu ihrem Bischof. Mit treuem Eifer verwaltete er sein Amt bis zum zweiten Jahre der Verfolgung unter Kaiser Domitian. Da wurde er mit vielen Andern verhaftet, und besiegelte seinen Glauben durch den Märtyrertod. Man weiß nicht gewiß, ob er enthauptet, oder lebendig verbrannt ist.

Clemens von Rom.

(† um 100 n. Chr.)

„Ihr Lieben, hat uns Gott also geliebet; so sollen wir uns auch untereinander lieben.“ 1 Joh. 4, 11.

Clemens von Rom wird von Paulus, Philipp. 4, 3. ein Gehülfe genannt, „des Name im Buche des Lebens steht.“

Er hat als Bischof die Gemeinde zu Rom neun Jahre lang geweidet. Von hier hat er einen Brief an die Corinthier geschrieben, den wir noch besitzen, und welcher das würdigste, schriftliche Denkmal bietet, welches aus dem ersten christlichen Jahrhundert auf uns gekommen ist. Die Alten haben diese Epistel sehr hoch gehalten, und sie an Sonntagen vorlesen lassen. Freilich ist sie fast das Einzige, was wir von diesem theuern Manne Näheres wissen, aber sie giebt uns das kräftigste Zeugniß von der Glaubensfrische und Liebesinnigkeit ihres gottesleuchteten Schreibers.

Die Veranlassung zu diesem Briefe war eine Spaltung in der corinthischen Gemeinde. Es scheint, die Corinthier hatten sich bei der Gemeinde zu Rom Rath's erholt. Clemens entschuldigt sich, daß er so spät geantwortet, welche Zögerung er der Noth zuschreibt, in der sich damals die römischen Christen befanden, wohl ohne Zweifel wegen der Domitianischen Verfolgung. Er erinnert nun die Corinthier zuerst an ihren frühern gottseligen Zustand, in welchem sie durch Pauli apostolische Wirksamkeit sich lange Zeit befunden hatten, nachdem durch den Apostel eine ähnliche Spaltung unter ihnen beigelegt war. „Welche Fremden,“ schreibt Clemens, „die zu euch kamen, gewahrten nicht ehemals die Festigkeit und die Fülle eures Glaubens? Wer von ihnen bewunderte nicht die Nüchternheit und Sanftmuth eures gottseligen Geistes in Christo? Wer erhob nicht die Willigkeit eurer christlichen Gastfreundschaft? Ihr thatet Alles ohne Ansehn der Person. Ihr lehrtet die jungen Männer zu achten auf den Ernst, der einem Christen geziemt; die jungen Weiber ihre Pflicht zu thun mit einem heiligen und keuschen Gewissen, ihre Männer mit aller Zärtlichkeit und Treue zu lieben, und ihr Haus in aller Nüchternheit und mit allem Ernste zu regieren. Ihr Alle zeigtet einen demüthigen Geist, ohne euch zu rühmen und aufgeblasen zu seyn, mehr bereit, zu gehorchen, als zu befehlen, mehr bereit, zu geben, als zu nehmen. Zufrieden mit den göttlichen Gaben, und auf Gottes Wort mit Fleiß aufmerkend, fühlte ihr, wie eure Liebe zunahm; und sein Leiden am Kreuze war vor euren Augen. Daher wurde euch allen ein tiefer und seliger Frieden mitgetheilt. „Als euch aber alle Herrlichkeit gegeben war,“ fährt er fort, „wurde an euch das Wort erfüllt: (5 Mos. 32, 15) „Da er aber fett und satt ward, ward er geil. Daher kamen Neid, Streit, Hader, Verfolgung, Unordnung, Krieg und Verwüstung, und ergriffen eure Kirche. Daher sind Gerechtigkeit und Friede weit weg von euch, weil ihr die Furcht Gottes verlassen

habet. Euer geistliches Gesicht ist zu dunkel geworden, um vom Glauben das Evangelio geleitet zu werden. — „Ach daß es nicht gesagt werde auf christlichem Boden, daß die alte und blühende Gemeinde zu Corinth mit ihren Lehrern gezankt habe, aus schwacher Vorliebe für Eine oder zwei Personen! O das sind schändliche Dinge, Brüder, sehr schändliche Dinge!“

Folgende Stelle des Briefes über die Märtyrer ist besonders darum wichtig, weil sie ein Zeugniß aus dem ersten Jahrhundert ist, also das älteste, das wir besitzen: „Nehmet euch vor Augen die heiligen Apostel! Durch die Feindschaft des menschlichen Herzens erlitt Petrus viele Trübsal, und nach seinem Märtyrertode schied er an den rechten Ort der Herrlichkeit. Durch den Haß einer bösen Welt wurde Paulus gegeißelt, gesteinigt, siebenmal ins Gefängniß geworfen, und empfing zuletzt den Lohn seiner Geduld. Er war ein Vorbild derer, die um der Gerechtigkeit willen leiden. Durch den göttlichen Wandel und die Arbeit dieser Männer, wurde eine große Menge der Ausgewählten gesammelt, welchen durch denselben Haß der Welt grausame Qualen angethan wurden, und welche durch den Glauben dasselbe gute Geruch unter uns überkommen haben. Durch eben diesen Haß haben sogar auch Weiber unter uns die grausamsten und ungerechtesten Martern überstanden, und ihren Lauf in geduldigem Glauben vollendet, und haben bei aller Schwachheit ihres Geschlechtes den Preis christlicher Helden davon getragen.“

Da die Corinthier nicht in der Glaubenslehre irrig waren, so hat auch Clemens in seinem Briefe eine genaue Darlegung und Einschränkung der Lehre nicht gegeben. Doch sind alle Grundwahrheiten des neuen Testaments deutlich darin enthalten: die göttliche Würde und Herrlichkeit Christi, den er „das Scepter der Majestät Gottes“ und geradezu „Gott“ nennt; die Sündigkeit aller Menschen, und ihre Gerechtigkeit durch Christi Blut; die Rechtfertigung aus Gnaden allein durch den Glauben an Christum. Was er über die Letztere sagt, ist besonders wichtig, weil wir nach ihm solchen deutlichen Aussprüchen über die Rechtfertigung allein durch den Glauben nirgends wieder begegnen, bis zur Zeit der Reformation. „Die Väter des alten Testaments,“ schreibt Clemens, „wurden erhöht und verherrlicht, nicht durch sich selbst, nicht durch ihre eigenen Werke, nicht durch die gerechten Thaten, die sie vollbrachten, sondern durch Gottes Willen. Und auch wir, die wir durch seinen Willen in Christo Jesu berufen sind, werden gerechtfertigt nicht von uns selbst,

noch auch durch unsere Weisheit, unsern Verstand, oder unsere Gottseligkeit, oder die Werke, die wir in der Heiligung vollbracht haben, sondern durch den Glauben, durch welchen der Allmächtige gerechtfertigt hat Alle, die jetzt und von Anfang an gerechtfertigt worden sind."

Der ganze Brief athmet Himmlischgesinntheit, Sanftmuth, Liebe, Geduld, Inbrunst, Demuth. Wir theilen zum Schluß noch einzelne Goldkörner aus demselben mit: „Die Starken sollen nicht die Schwachen verachten, aber die Schwachen sollen die Starken ehren." Haben wir nicht alle Einen Gott, Einen Christ, Einen Geist der Gnaden, der über uns ausgegossen ist, und Einen Beruf in Christo? Warum zerreißen wir die Glieder Christi, und streiten gegen unsern eignen Leib, und werden so thöricht, zu vergessen, daß wir Glieder von einander sind?" „Ist Jemand unter euch stark im Glauben, mächtig in der Erkenntniß, verständig in der Lehre, rein in seinem Wandel; je höher er über Andern zu stehen scheint, je nöthiger hat er, arm im Geiste zu seyn, und Sorge zu tragen, daß er nicht das Seinige suche, sondern daß er das Beste der Gemeinen fördere!" Wer von euch die Fülle der Liebe hat, der spreche: „Wenn der Streit um meinethwillen ist, so will ich weggehen, wohin ihr wollt, und thun, was die Gemeinde verlangen wird; wenn nur die Heerde Christi mit ihren Lehrern in Frieden lebt."

Der christliche Geschichtsschreiber Rufinus nennt Clemens einen Märtyrer. Daraus schließen wir, daß er im Anfange der trajanischen Verfolgung, von der wir jetzt weiter erzählen werden, also etwa um das Jahr 100, mit seinem Blute Jesum Christum bekannt hat, den er im Leben so treulich gepredigt.



Die Christenverfolgung unter Kaiser Trajan.

Ehe wir die Geschichte der hervorragendsten Märtyrer unter Kaiser Trajan berichten, theilen wir einen Briefwechsel zwischen diesem Kaiser und seinem Statthalter in Bithynien, dem Caius Plinius mit, einem Manne, der sich durch seine Schriften in der gelehrten Welt wohl bekannt gemacht hat, namentlich durch seine Natur-Geschichte. Diese beiden Briefe welche bis auf unsere Zeit erhalten sind, sind darum von so besonderer Wichtigkeit, weil Christus durch dieselben im Munde seiner Feinde, die ihn in seinem Leibe, welcher ist die Gemeine, bis in den Tod verfolgt haben, also daß sie sein Gedächtniß von der Erde ausrotten wollten, sich ein herrliches Lob bereitet hat. Sie sind geschrieben um das Jahr 106, oder 107, und wir geben sie in wörtlicher Uebersetzung:

Caius Plinius wünscht dem Kaiser Trajan Gesundheit!

„Ich habe es mir zur Regel gemacht, Alles, worüber ich „Zweifel hege, dir vorzulegen, und Deine Entscheidung zu erwarten. Denn wer kann besser, als du, mich zurecht weisen, wenn „ich ungewiß bin? Ehe ich in diese Provinz kam, habe ich nie „Gelegenheit gehabt, einem Verhöre der Christen beizuwohnen; ich „weiß daher nicht recht, wie weit man zu gehen hat, sowohl ihre „Aufsuchung, als die ihnen gebührende Strafe betreffend. Ich „habe auch darüber Anstand genommen, ob nicht ein Unterschied „zwischen Jungen und Alten, und (insofern die Tortur anzuwenden „ist) zwischen Schwachen und Starken; ferner, ob Verzeihung „angeboten werden darf, wenn Reue erfolgt, oder ob die einmal „geschehene Annahme des Christenthums durch keinen Widerruf „wieder gut gemacht werden kann; endlich ob der Name selbst, „ohne Rücksicht auf anderweitige Schuld oder Un- „schuld, oder aber die damit verbundenen Verbrechen, der „eigentliche Gegenstand der Bestrafung seyen. Inzwischen ist mein „Verfahren mit den des Christenthums Beschuldigten folgendes „gewesen: Ich befragte sie, ob sie Christen wären? Wenn sie es „bejahten, so legte ich ihnen die Frage zum zweiten und dritten- „male vor, unter Androhung der Todesstrafe. Wenn sie dabei „beharrten, ließ ich sie hinrichten. Denn das war mir klar, ihre

„Religion mochte seyn, welche sie wollte, Ungehorsam und Hart-
 „näckigkeit mußte bestraft werden. Solche unter diesen Unsinnigen,
 „die das römische Bürgerrecht hatten, habe ich nach Rom abführen
 „lassen, daß sie von dir selbst gerichtet würden. Indessen ging
 „es, wie gewöhnlich, wenn so etwas betrieben wird. Die An-
 „klagen vermehrten sich, und es kamen Fälle verschiedener Art
 „vor. Es wurde mir ohne Unterschrift eine Liste von angeblichen
 „Christen, eingehändigt. Als ich sie aber vorfordern ließ, läugneten
 „sie, daß sie jemals, jezt oder sonst, Christen gewesen wären;
 „auch sprachen sie mir eine Anrufung der Götter nach, wie auch
 „deines Bildnisses, welches ich zu dem Ende mit den übrigen
 „Bildnissen der Götter aufgestellt hatte, und verrichteten die heiligen
 „Gebräuche mit Wein und Weihrauch, wobei sie einen Fluch
 „gegen Christum aussprachen; lauter Dinge, von denen behauptet
 „wird, daß kein wahrer Christ dazu zu bringen sey. Solche
 „wurden von mir entlassen. Andere, die angegeben waren, be-
 „kannten anfangs, daß sie Christen wären, und dann läugneten
 „sie es; indem sie vorgaben, daß sie zwar Christen gewesen
 „wären, aber wieder davon abgestanden hätten, theils vor drei
 „Jahren, theils schon längerher, theils gar vor 20 Jahren. Alle
 „diese beteten dein Bildniß und die Bildnisse der Götter an, und
 „sprachen einen Fluch gegen Christum. Von ihrer ehemaligen
 „Religion, sei sie nun Verbrechen oder Irrthum, gaben sie
 „(also die Abtrünnigen selbst) folgende Nachricht: Sie
 „hätten die Gewohnheit gehabt, an einem bestimmten Tage vor
 „Sonnenaufgang sich zu versammeln, Christo, als einem
 „Gotte, ein Lied zu singen, und sich dann endlich zu verbinden,
 „nichts Böses zu begehen, sondern im Gegentheile sich aller
 „Diebstähle, Räubereien und des Ehebruchs zu enthalten, ferner
 „ihr Versprechen zu halten, und kein Pfand unterzuschlagen.
 „Darauf sei ihre Gewohnheit gewesen, auseinander zu gehen, und
 „dann wieder zu einer Mahlzeit sich zu versammeln, zwar in
 „gemengter Gesellschaft (ohne Unterschied des Ranges und Ge-
 „schlechtes), aber in vollkommener Unschuld; und auch davon
 „hätten sie abgestanden, seitdem ich auf deinen Befehl in einem
 „Edikte alle Versammlungen dieser Art verboten hätte. Um der
 „Wahrheit auf den Grund zu kommen, hielt ich es für nöthig,
 „zwei Frauenspersonen, die sie Diakonissen oder Dienerinnen
 „nannten, auf die Tortur zu bringen. Ich konnte aber nichts
 „von ihnen herausbringen, als einen sehr verdorbenen und aus-
 „schweifenden Aberglauben. Ich beschloß daher, alle weitem

„Untersuchungen einzustellen, und die Sache dir vorzulegen.
 „Denn sie verdient eine ernstliche Erwägung, besonders wegen
 „der großen Anzahl derer, die darin verwickelt sind. Sehr viele
 „von jedem Alter und beiden Geschlechtern sind schon angegeben,
 „und noch mehrere werden bald in derselben Lage seyn. Die
 „Ansteckung dieses Aberglaubens hat sich nicht nur über Städte
 „verbreitet, sondern ist auch bis in die Dörfer und die einzelnen
 „Landhäuser gedrunken. Ich halte es jedoch nicht für unmöglich,
 „ihr Einhalt zu thun. Der gute Erfolg meiner bisherigen Be-
 „mühungen verbietet mir, den Muth aufzugeben. Denn die
 „Tempel, die ich beinahe ganz verlassen fand, werden wieder
 „andächtig besucht, und die lange unterbrochenen heiligen Ge-
 „bräuche werden aufs Neue beobachtet, so daß auch die Opfer-
 „thiere, die bisher kaum einen Käufer finden konnten, jetzt wieder
 „reißend abgehen. Ich schließe daraus, daß noch viele herum-
 „geholt werden könnten, wenn auf die Neue eine förmliche Ver-
 „zeihung festgesetzt würde.

Darauf antwortete Kaiser Trajan:

Trajan an Plinius.

„Du hast vollkommen recht gehandelt, mein lieber Plinius
 „in Ansehung deines Verfahrens mit den Christen. Es läßt sich
 „wohl keine allgemeine Regel festsetzen, die auf alle Fälle anwend-
 „bar wäre. Diese Leute müssen nicht aufgesucht werden. Werden
 „sie angegeben und schuldig gefunden, so müssen sie am Leben
 „gestraft werden, jedoch mit dieser Einschränkung, daß, wer dem
 „Christenthume entsagt, und seine Aufrichtigkeit durch Anrufung
 „unserer Götter beweiset, so verdächtig er auch wegen des Ver-
 „gangenen seyn mag, vermöge dieser seiner Neue Verzeihung
 „erhalten soll. Aber Klageschriften ohne Namensunterschrift
 „müssen in keinem Falle angenommen werden. Das wäre ein
 „Vorgang der übelsten Art, und den Grundsätzen meiner Re-
 „gierung gänzlich zuwider.“

Aus diesen beiden Briefen geht klar und unwiderleglich
 hervor, und die Heiden müssen es sich selbst zum Gericht bezeugen,
 daß die Christen nicht wegen Verbrechen oder Laster, sondern
 einzig und allein um ihres Bekenntnisses willen verfolgt sind, wie
 es ihnen ihr Herr und Meister vorher gesagt hatte: „Ihr
 müsset gehasset werden um meines Namens willen
 von allen Völkern.“ Matth. 24, 9. Ferner, daß selbst die
 von Christo wieder abgefallenen Seelen von ihren vormaligen

Glaubensgenossen nur Gutes zu berichten wußten, und wir haben also hier aus Feindes Munde das gültigste Zeugniß des frommen Wandels der ersten Christen. Wir können aber aus diesen beiden Schriftstücken noch die Bestätigung mancher andern wichtigen Wahrheit ersehen. So erkennen wir aus denselben, daß unsere damaligen bedrängten Glaubensbrüder, getreu den Worten des Herrn, der weltlichen Obrigkeit unterthan waren, um des Gewissens willen. Denn auf Trajans Befehl haben sie willig ihre Liebesmahle eingestellt, weil diese nicht von Gott bestimmt eingesetzt waren. Dagegen ihre gottesdienstlichen Versammlungen haben sie nicht aufgehoben; denn diese sind von dem heiligen Geiste verordnet. Weiter bekunden diese Briefe, daß schon damals das Unkraut unter dem frisch sprießenden Weizen aufgegangen war, daß es viele falsche Brüder und Heuchelchristen gab, deren Glaube zur Zeit der Anfechtung nicht Probe hielt. Zugleich aber beweisen sie, daß das Christenthum mit reißender Schnelligkeit sich ausgebreitet hatte, so daß die Gözentempel bereits leer standen. Da hat der Herr denn wohl diese Verfolgung zugelassen, um seine Tenne zu fegen, und die Spreu vom Weizen zu sondern. Endlich mögen wir an dem Exempel des Plinius noch eine Bestätigung des Wortes lernen: „Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Reiche Gottes.“ Denn derselbe Mann, welcher wegen seiner persönlichen Liebenswürdigkeit und strengen Rechtschaffenheit so sehr gerühmt wird, konnte doch, nach dieser angeborenen Blindheit des natürlichen Menschen, in diesem todüberwindenden Christenthume nichts weiter sehen, als einen verderbten und ausschweifenden Aberglauben.

Schicken wir uns nun an, aus der unter Trajan hingepferten Zeugenschaar das Leben einiger Glaubenshelden näher zu betrachten!



Simeon, Bischof zu Jerusalem.

(† 106 oder 107 n. Chr. Geb.)

„Ja, ich will euch tragen bis ins Alter; und bis ihr grau werdet,“ Jes. 46, 4.

Als Jacobus, der Gerechte, die Märtyrerpalme errungen hatte, ward Simeon Bischof von Jerusalem an seiner Statt. Zwar sie, die auf Felsen gegründet war, die Stadt Jerusalem, war nicht mehr, aber das Häuflein Gottes daselbst war in der bösen Zeit erhalten worden. Simeon war ein Sohn des Kleophas, der die Schwester der Mutter Jesu zum Weibe hatte, Joh. 19, 25, also ein naher Verwandter Christi, und aus dem königlichen Geschlechte Davids. Aus der ersten Ursache war er den Juden verhaßt, weil ihnen der Name Jesu ein Abscheu war, und aus der zweiten den Römern, weil sie fürchteten, daß die Nachkommen Davids die jüdischen Kriege erneuern würden. Darum ward die gerechte Seele von Juden und Heiden zugleich verfolgt, und hatte schon unter den vorhergehenden Kaisern schwere Drangsale zu erdulden. Doch Gott wollte sein Alter erst hoch bringen, sein Haar erst bleichen, und seinen Leib wankend machen, als wäre kein Leben mehr in ihm. Dann sollte er für Christum mit Jugendkraft zeugen, und dem Teufel bis aufs Blut widerstehen, auf daß sich der Herr auch in einem erstorbenen Leibe mächtig erzeuge. Als Simeon 120 Jahre alt war, ward er vor dem römischen Statthalter verklagt, daß er aus Davids Samen, und dazu ein Christ sei. Der Heide ließ den Greis, der kaum noch der Erde angehörte, foltern, und mit ausgesuchten Martern peinigen, um ihn zur Verleugnung Christi zu bewegen. Aber der müde Pilger, der seinem Heimathlande schon so nahe war, blieb standhaft und unerschrocken. Da ward der Heide zornig, und befahl, daß mit der Folter so lange fortgefahren werde, bis er verleugne. Die Martern währten Tage lang, aber weder der Leib, noch der Geist des hundert und zwanzigjährigen Greises unterlag. Der Statthalter wollte es nicht glauben, und ließ ihn noch einmal in seiner Gegenwart auf die Folterbank spannen, und auf das Furchtbarste peinigen. Simeon aber bekannte fort seinen Herrn. Die Heiden, vom Statthalter

bis zu den Henkersknechten herab, wurden irre über solche Stärke in einem fast erstorbenen Leibe, und wußten nicht, was sie dazu sagen sollten. Aber ihre Verwunderung reizte sie nicht zum Mitleide. Vielmehr, da der stolze Römer sah, daß alle Qualen der Tortur vergeblich waren, rief er im Grimme: „Kreuziget, kreuziget ihn!“ Und die Henkersknechte schlugen den Greis, den andern Mariensohn, ans Kreuz. Der aber, der unser aller Sünde geopfert hat an seinem Leibe auf dem Holze, der Sohn Gottes und Mariens, machte ihm den Tod leicht und süß, und führte ihn heim zur ewigen Ruhe.

Ignatius von Antiochien.

(† 107, nach Andern 116 nach Chr.)

„Und der Geist und die Braut sprechen: Komm!“
(Offenbarung 22, 17.)

Ignatius wurde um das Jahr 70, nach dem Tode des Evodius und an dessen Statt, von den damals noch lebenden Aposteln zum Bischof der großen und blühenden Gemeinde zu Antiochien ernannt. Die Augenzeugen aller seiner Leiden haben auch eine Geschichte derselben verfaßt, die bis auf uns gekommen ist. Von seinem frühern Leben in Christo geben sie ihm folgendes schöne Zeugniß: „Er war ein Mann, in allen Dingen den Aposteln ähnlich. Als ein guter Steuermann setzte er mit dem Ruder des Betens und Fastens, und durch die Beständigkeit seiner Lehre und seiner geistlichen Arbeiten, sich den Fluthen des Widersachers entgegen. Er war gleich einer göttlichen Leuchte, welche die Herzen der Gläubigen durch Lehre der Schrift mit Licht und Trost erfüllte, und endlich weigerte er sich nicht, einem bitteren Tode sich zu übergeben, um seine Kirche zu erhalten.“

Die göttliche Vorsehung hatte ihn zum Segen der Kirche während der domitianischen Verfolgung bewahrt, und bis zu den Zeiten Trajans aufbehalten. Als dieser Kaiser auf seinem Kriegszuge gegen die Parther nach Antiochien kam, fand Ignatius, voll Kummer für seine Gemeinde, und in Hoffnung, den ihr drohen-

den Sturm durch die Aufopferung seiner Person abzuwenden, es für gut, dem Trajan freiwillig entgegen zu treten. Als er beim Kaiser vorgelassen wurde, redete ihn dieser also an: „Was für ein Gottesvergessener bist du, daß du nicht nur unsern Befehlen nicht gehorchst, sondern auch Andere zu derselben Thorheit verführst, die ihr Untergang seyn muß!“ Ignatius antwortete: „Theophorus“ (d. h. der Gott in sich trägt) muß nicht so genannt werden. (nämlich ein Gottesvergessener.) Alle bösen Geister sind weit gewichen von den Knechten Gottes; denn ich zerreiße alle ihre Banden, durch den innerlichen Beistand Christi, des himmlischen Königs.“ Trajan darauf: „Sage mir, wer ist Theophorus?“ Und Ignatius: „Der, welcher Christum in seinem Herzen hat.“ Trajan weiter: „Und glaubst du nicht, daß die Götter auch in uns wohnen, die für uns fechten gegen unsere Feinde?“ Darauf Ignatius: „Du irrst; denn es ist nur Ein Gott, der Himmel und Erde, das Meer und Alles, was darinnen ist, gemacht hat; und Ein Christus, dessen Reich mein Erbtheil ist!“ Trajan fragte: „Dessen Reich sagst du, der von Pilato gekreuzigt wurde?“ Ignatius: „Dessen, der meine Sünde sammt ihrem Urheber kreuzigte, und der alle List und Bosheit des Satans denen unter die Füße gegeben hat, die ihn in ihrem Herzen tragen!“ „Trajan: „Hast du also den, der gekreuzigt wurde, in deinem Herzen?“ Ignatius antwortete: „Ja! denn es steht geschrieben: Ich wohne in ihnen und wandle in ihnen.“

Darauf sprach Trajan folgendes Urtheil: „Da Ignatius bekennt, daß er den bei sich trägt, der gekreuzigt war, so befehlen wir, daß er gebunden nach Rom gebracht werde, um, zur Unterhaltung des Volks, den wilden Thieren vorgeworfen zu werden.“

Sogleich wurde er nun Kriegsleuten übergeben, die ihn nach Rom führen sollten. Von Antiochien ward er schnell nach Seleucia gebracht, und von da nach Smyrna. Die Soldaten, welche ihn führten, gingen sehr unbarmherzig mit ihm um. Er selbst sagt darüber in seinem Briefe an die Römer: „Von Syrien bis Rom kämpfe ich mit wilden Thieren zu Wasser und zu Lande, Tag und Nacht, und bin gebunden an zehn Leoparden, (nämlich seine Wächter), welche durch Wohlthaten immer nur ärger werden.“ In Smyrna, wo das Schiff mehrere Monate vor Anker lag, wurde ihm erlaubt, den Bischof der dortigen Gemeinde, den ehrwürdigen Polykarpus zu besuchen. Das war ein Wiedersehen! Beide Männer waren Schüler des Apostels Johannes gewesen, beide waren seine Nachfolger in der Liebe —, nun galt's

die letzte Trennung. Doch nicht bloß Smyrna sollte der Glaubenssaat dieser Abschiedsthränen theilhaftig werden, von allen Seiten schickten die Gemeinen Asiens Abgeordnete hierher, um des treuen Knechtes letzte Worte zu vernehmen, damit sie durch seinen Glaubensmuth gestärkt würden zu den Leiden, die auch ihrer warteten. Und so gieng fort auf der ganzen Reise. So sehr sich Ignatius sehnte, daheim zu seyn bei Christo, benutzte er doch jeden Augenblick, der ihm noch blieb, Frucht zu schaffen auf Erden, so lange es möglich war. Da sieht man recht, wie Gott der Herr den Rath seiner Feinde zu nichte macht, und ihre bösen Anschläge in Segen verkehrt. Trajan hatte wohl gemeint, recht klug zu thun, wenn er den Ignatius nach Rom schickte, hatte geglaubt, daß die Christen durch sein Beispiel in allen Orten, durch welche die Reise führte, von dem Bekenntnisse zum Herrn zurückgeschreckt werden würden. — Nun aber mußte die weite Reise dieses Glaubenshelden gerade dazu dienen, überall die schwankenden Gemeinen zu befestigen, und die Siege des Kreuzes zu vermehren. Sie glich einem Triumphzuge, dessen Ziel das himmlische Jerusalem ist.

Doch nicht bloß an der mündlichen Ermahnung begnügte sich Ignatius. Allein von Smyrna aus richtete er vier Sendschreiben, die uns bis heute erhalten sind, an die Gemeinen zu Ephesus, Magnesia, Tralles und Rom, aus denen seine Liebe und Demuth, aber auch seine Glaubenskraft und Siegesgewißheit uns hell entgegenleuchtet. Der in der Liebe und im Dienste Christi ergraute Mann spricht im Angesichte seines Märtyrertodes zu den Ephesiern: „Ich schreibe euch nicht vor, als wäre ich selbst etwas. Denn ob ich gleich um des Namens Christi willen gebunden bin, so bin ich doch noch nicht vollendet in Jesu Christo. Ich fange vielmehr erst an, ein Jünger zu seyn, und rede zu euch, als zu meinen Lehrern. Ich sollte von euch Beistand haben im Glauben, in der Ermahnung, in der Geduld, in der Langmuth. Aber, da die Liebe nicht zuläßt, daß ich gegen euch schweige, so nehme ich es auf mich, euch zu ermahnen, daß ihr mit mir laufet nach dem Sinne Gottes.“ Nichts liegt ihm in seinen Briefen mehr am Herzen, als die Einigkeit in der Gemeinde, welche ist der Leib Christi. Und das that wahrlich Noth zu jener Zeit. Denn es fing an, sich zu erfüllen, was der scheidende Paulus von den gräulichen Wölfen und den verkehrten Lehren, die nach seinem Abschiede kommen würden, geweissaget hatte. Ap. 20, 29. 30. Eingedenk dieser Worte, ermahnt Ignatius die Gemeinen

in den dringendsten und zärtlichsten Ausdrücken zur Einigkeit des Geistes, und warnt sie vor jeglichem Zwiespalt. Trennung von der Gemeine, und Auflehnen gegen die, welche Gott zu Wächtern und Hirten derselben gesetzt hat, gilt ihm so viel, als den Leib Christi zerreißen. — Im Briefe an die Römer tritt uns vor Allem eine glühende Sehnsucht nach der Vollendung, und, in Folge dieser, ein Glaubensmuth entgegen, der uns in Erstaunen setzt. „Laßt Feuer und Kreuz“, ruft er aus, „laßt die wilden Thiere, laßt Weinbrechen und Gliederzerreißen, laßt Zermalmen des ganzen Leibes, und alle Bosheit des Teufels über mich kommen; es sei so, möge ich nur Jesum Christum genießen! Alle Enden der Welt und ihre Reiche können mir nichts nützen. Es ist besser für mich, um Jesu Christi willen zu sterben, als über die Enden der Erde zu herrschen. Ihn suche ich, der für uns starb. Ihn begehre ich, der für uns wieder auferstand. Er ist mein Gewinn, der mir aufbehalten ist. Lasset mich nachkommen den Leiden meines Gottes! Wer von euch Ihn in sich hat, der begreife, was ich fühle, und der fühle mit mir, welchen Kampf ich habe. Der Fürst dieser Welt wünscht, mein Ziel zu Gott hin zu verrücken. Keiner von euch stehe ihm bei! Meine weltlichen Neigungen sind gekreuzigt; das Feuer der Liebe Gottes brennt in mir, und kann nicht ausgelöscht werden; es lebt, es spricht, es ruft:“ Komm, zum Vater! „Ich habe keine Lust am Brode, welches vergeht, noch an den Freuden dieses Lebens; ich verlange nach dem Brode Gottes, nach dem Fleische Jesu Christi aus dem Samen Davids, und ich begehre, sein Blut zu trinken, — unvergängliche Liebe!“

Mit solcher Liebesinbrunst eilte Ignatius zu seinem Tode. Bald wurde er aus den Armen seiner Lieben in Smyrna gerissen; denn die Zeit zu den öffentlichen Schauspielen in Rom rückte heran, und seine Wächter fürchteten, zu spät zu kommen. Sie schifften von Smyrna nach Troas, wo Gott, zur Stärkung seines Glaubens, den treuen Knecht gleich bei seiner Ankunft mit der Nachricht erfreute, daß die Verfolgung in seiner geliebten Gemeine zu Antiochien unerwartet ein Ende genommen habe. Von Troas aus schrieb er noch Briefe an die Gemeinden zu Philadelphia und Smyrna, sowie an seinen geliebten Freund Polycarp. Von hier aus ging zu Lande weiter durch Macedonien und Epirus bis Epidamnus. Da konnte sein heiliger Eifer sich aufs Neue in Ermahnung, Stärkung und Tröstung der Christen dieser Länder thätig erzeigen. Von Epidamnus brachte ihn ein Schiff

an die Küste von Italien, bei Putroli. Seine Begleiter trauerten bei dem Gedanken, daß sie nun bald von ihm getrennt werden würden; aber er freute sich der Aussicht, abzuschiden, und bei Christo seyn zu können. Endlich langte man in Rom an, und Ignatius ward dem Präseft übergeben.

Als er wenige Tage darauf zum Tode abgeführt wurde, begleiteten ihn viele Brüder; und er bekam die Erlaubniß, zuvor mit ihnen beten zu dürfen. Da kniete er nieder, und betete laut für alle Gemeinden, daß Gott der Verfolgung ein Ziel setzen, und die Liebe der Brüder untereinander fördern wolle. Sodann ward er ins Amphitheater gebracht, und den wilden Thieren vorgeworfen. Ihr Heißhunger wartete schon auf die kostbare Beute. Ehe sie ihn verschlangen, rief er noch aus: „Ich bin ein Weizenkorn Gottes, und werde von den Zähnen der wilden Thiere gemahlen, damit ich sein Brod werde.“

Nur einige Gebeine blieben übrig. Diese sind von den Diakonen gesammelt, und hernach in Antiochien begraben worden. Die Verfasser seiner Lebensbeschreibung schließen also: „Wir haben euch den Tag und die Zeit seines Märtyrertodes bekannt gemacht, daß, wenn wir uns an diesem Tage versammeln, wir gemeinschaftlich des muthigen Zeugen Christi gedenken mögen, der den Teufel unter seine Füße trat, und seinen Lauf vollendete, nach seinem gottseligen Wunsche, in Christo Jesu, unserm Herrn, durch welchen alle Ehre und Macht sei dem Vater mit dem heiligen Geiste immerdar! Amen.

Wittwe Symphorosa und ihre sieben Söhne.

(† um das Jahr 120 n. Chr.)

„Sie haben ihn überwunden durch des Lammes Blut und durch das Wort ihres Zeugnisses, und haben ihr Leben nicht geliebet bis an den Tod.“ (Off. 12, 11.)

Wer kennt nicht die Geschichte von den heldenmüthigen 7 Brüdern und ihrer Mutter aus der Zeit der Makkabäer? Du

müßtest anders schlecht Bescheid wissen in deiner Bibel, lieber Leser! Nun siehe, die Kirche des neuen Bundes hat in dem Zeitraume von nur 30 Jahren zwei solcher Mütter aufzuweisen. Hier ist zur Stärkung deines Glaubens, das, was wir von Beiden wissen.

Dem Kaiser Trajan folgte im Jahre 117 Hadrian. Er war gleichfalls ein eifriger Anhänger seiner heidnischen Religion, und besonders in den ersten Jahren seiner Regierung dauerten die Christenverfolgungen mit erneuerter Heftigkeit fort. Später wurde der Kaiser durch Fürsprache von mehreren Seiten etwas günstiger für die Christen gestimmt. In die erste Zeit, um das Jahr 120, fällt das Märtyrertum der Wittve Symphorosa und ihrer 7 Söhne.

Der Kaiser Hadrian hatte sich einen prächtigen Pallast gebaut, und wollte denselben nach heidnischem Gebrauche durch Gözenopfer einweihen lassen. Da traten seine Priester vor ihn, und sagten: „Die Wittve Symphorosa mit ihren sieben Söhnen peinigt uns täglich, wenn sie ihren Gott anruft. Willst du diese sammt ihren Söhnen opfern, so werden die Götter Alles thun, was du verlangst.“ Da ließ der Kaiser Mutter und Söhne vor sich führen, und redete ihnen zu mit guten Worten, den Göttern zu opfern. Aber die Wittve sprach: „Mein Gemahl Getulius und sein Bruder Amantius haben, als sie deine Tribunen waren, für den Namen Christi viele Marter erlitten, und haben als gute Streiter Christi deine Götzen durch ihren Tod besiegt.“ Ueber diese Antwort ward der Kaiser sehr zornig, und rief: Entweder opferst du mit deinen Söhnen den allmächtigen Göttern, oder ich werde dich selbst mit deinen Söhnen opfern lassen!“ Symphorosa aber entgegnete ohne alle Furcht: „Deine Götter können mich nicht zum Opfer empfangen; — ich werde für den Namen Christi, meines Gottes, geopfert.“ Darauf der Kaiser: „Wähle dir Eines von den Zweien. Entweder opfere meinen Göttern, oder du wirst eines bösen Todes sterben müssen.“ Und Symphorosa: „Wähne nicht, daß die Furcht meine Sehnsucht löschen kann, mit meinem Manne Getulius, den du getödtet hast, in die ewige Ruhe zu gelangen!“ Da ließ der Kaiser die standhafte Mutter in den Tempel des Herkules führen, sie dort zuerst durch Backenstreiche entehren, und dann bei den Haaren aufhängen. Und da er sie auch auf diese Weise nicht zum Gözendienste zwingen konnte, so befahl er, ihr einen großen Stein an den Hals zu hängen, und sie so in die Tiber zu stürzen.

Ihr Bruder Eugenius, der ein angesehenener Mann war, hat ihren Leib aufgehoben und begraben.

Des andern Tages ließ der Kaiser ihre sieben Söhne vor sich forden. Aber durch keine Drohungen und Schrecken konnte er sie bewegen, ihren Herrn und Meister zu verläugnen. Da gebot er, um den Tempel des Herkules sieben Pfähle in die Erde zu schlagen, die sieben Brüder mit Schrauben an dieselben zu spannen, und dann zu tödten. Dem ersten Crescens wurde der Hals durchstoßen; bei Julian und Nemesius trafen die Lanzen besser, und durchbohrten die Brust; Primitivus, dem vierten, fuhr der Todesstreich durch den Leib; dem Justinus durch den Rücken; dem Stracteus in die Seite, und der letzte, der Eugenius hieß, ist von oben bis unten durchspalten worden. Als der Kaiser am Tage darauf zum Tempel des Herkules kam, befahl er, daß ihre Leichname hinweg geschafft und in eine tiefe Grube geworfen würden. Die Gözenpriester haben diesem Orte den Namen: ad septem biathanatos, beigelegt, das heißt zu deutsch: „den sieben durch Gewalt Gestorbenen.“



Felicitas und ihre sieben Söhne.

(† ums Jahr 150 n. Chr.)

„Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, und die Seele nicht mögen tödten! Fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben kann in die Hölle.“

(Matth. 10, 28.)

Dreisig Jahre später hatte Rom unter dem Nachfolger Hadrians, dem Kaiser Antoninus Pius, das nämliche Schauspiel. Wiederum hatte eine edle Frau, die mit ihren sieben Söhnen dem Herrn Christo sich zu eigen gegeben hatte, den Zorn der heidnischen Priester erregt. Felicitas gereichte, als eine rechte Wittwe, durch ihren frommen Wandel allen Christlichen Brüdern und Schwestern zur segensreichen Erbauung, und lag Tag und Nacht im brünstigen Gebete vor Gott. Da nun die Gözenpriester sahen, daß die Verehrung Christi durch sie zunahm, reizten

sie den Kaiser Antoninus gegen sie auf. Sie sprachen: „Dieses Weib erzürnt unsere Götter mit Schmähungen gegen dein Heil. Wenn sie fortan die Götter nicht ehrt, so wisse, frommer Kaiser, daß dann der Zorn unserer Götter sich nicht mehr wird besänftigen lassen!“ Der Kaiser gab dem Stadtpräfekten Publius den Auftrag, Alles aufzubieten, um die Mutter mit den Söhnen dahin zu bringen, daß sie den Göttern opferten, damit der Zorn derselben gestillt würde. Publius ließ das Weib insgeheim vor sich führen, und suchte sie erst mit guten Worten zum Opfern zu überreden, dann drohte er mit Marter und Tod. Felicitas aber sprach: „Ich werde weder durch deine Schmeicheleien meinen Entschluß, noch durch deine Drohungen meinen Muth aufgeben; denn ich habe den heiligen Geist, und darum bin ich gewiß, daß ich im Leben siegen, und durch meinen Tod dich noch besser besiegen werde.“ Publius erwiderte: „Elende, hast du zum Sterben Lust, so schaffe, daß wenigstens deine Söhne leben!“ Da sprach Felicitas mit festem und entschiedenem Tone: „Meine Söhne werden leben, wenn sie den todten Götzen nicht opfern; aber wenn sie durch solches Opfer den Herzog des Lebens aus ihrem Herzen stießen, würden sie in den ewigen Tod gehen.“

Am andern Tage saß Publius auf dem Marsfelde öffentlich zu Gericht, ließ Felicitas mit ihren Söhnen vor sich bringen, und sprach zu ihr: „Habe doch Mitleiden mit deinen Söhnen, der Frucht deines Leibes, diesen herrlichen Jünglingen, die in der Blüthe der Jugend prangen!“ Felicitas aber hatte ein ächtes Mutterherz, und erwiderte ihrem Verführer: „Dein Mitleiden ist Gottlosigkeit, und deine Ermahnung Grausamkeit.“ Dann wendete sie sich zu ihren Söhnen mit den Worten: „Meine Kinder, sehet zum Himmel! Schauet von der Erde aufwärts! Dort harret Christus eurer Ankunft!“ Als dies Publius hörte, ließ er sie mit Backenstreichen schlagen, und fuhr sie an: „Wagst du in meiner Gegenwart solche Lehren zu geben?

Darauf ließ er die sieben Söhne vor seinen Richterstuhl treten. Ihre Namen sind: Januarius, Felix, Philippus, Silvanus, Alexander, Vitalis und Martialis. Jeden Einzelnen nahm er vor sich, und suchte ihn durch Versprechungen und durch Drohungen seinem Herrn und Meister abtrünnig zu machen. Aber alle Sieben blieben durch Gottes Gnade standhaft, und antworteten Alle im Geiste ihres Bruders Alexander, der zu Publius sprach: „Ich bin ein Diener Christi; Ihn be-

kenne ich mit dem Munde, Ihn halte ich fest im Herzen, Ihn bete ich unaufhörlich an. Meine schwache Jugend hat eine alte Weisheit, denn ich bete den lebendigen Gott an!" Als Publius so an Keinem etwas ausrichten konnte, ließ er sie Alle gefangen setzen, und legte die ganze Verhandlung dem Kaiser vor.

Antoninus schickte sie zur Verurtheilung an verschiedene Richter. So wurden sie denn auch mit verschiedenen Strafen belegt, zu Tode gezeißelt, mit Kolben erschlagen, in einen Abgrund gestürzt, und enthauptet. Die Mutter erlitt die letztgenannte Todesstrafe. So sind sie alle Blutzengen Christi geworden, und durch den Tod zum Leben gedrungen.

Justin der Märtyrer.

(† 163 n. Chr.)

„In Christo liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß.“ (Col. 2, 3.)

Unter dem Kaiser Marcus Aurelius wurden die Christenverfolgungen fast schrecklicher, als je vorher. Und doch ist gerade dieser Kaiser berühmt wegen seiner Tugendhaftigkeit und Gerechtigkeitsliebe. Es könnte Manchen befremden, daß überhaupt die eifrigsten Verfolgungen von den Kaisern ausgingen, welche ihrem natürlichen Character nach am meisten gerühmt werden. Aber es galt den Kampf auf Leben und Tod zwischen der Nacht des Heidenthums, und dem Lichte des Evangeliums. Da mußten ja die nach heidnischen Begriffen frömmsten Kaiser am eifrigsten seyn in der Ausrottung des Christenthums. Auch war das Evangelium den in weltlicher Wissenschaft hochgebildeten Heiden eine Thorheit. Sie vernahmen nichts vom Geiste Gottes, und hielten seine Wirkungen für Schwärmerei und verderblichen Aberglauben. So wurden diese tugendhaften Kaiser gegen Jeden gerecht, nur nicht gegen die Christen. Es war die Zeit gekommen, von welcher Christus den Seinen vorhergesagt hat, daß, welche sie tödten würden, würden meinen, sie thäten Gott einen Dienst

daran. Wie aber unser Herr und Meister selbst im Unterliegen gesiegt, und durch seinen Tod das Leben uns gebracht hat, so hat auch die christliche Kirche gerade in diesen blutigen Verfolgungen die höchsten Siege errungen. Das Evangelium erwies sich als die Kraft Gottes, welche stärker ist, als Marter und Tod. Davon ist die nachfolgende Geschichte ein schönes Zeugniß.

Justinus ist einer von den Wenigen, die der Apostel im ersten Kapitel des ersten Corinthherbriefes also bezeichnet: „Nicht viel Weise nach dem Fleische sind berufen.“ Von den Märtyrern zumal gilt der Spruch: „Was thöricht ist vor der Welt, und was schwach ist, das hat sich Gott erwählt, auf daß er zu Schanden mache die Weisen, und was stark ist.“ Um so erfreulicher ist daher das Beispiel eines in allen Fächern des Wissens ausgezeichneten Mannes, der sich mit aufrichtiger Selbstverläugnung unter den Gehorsam des Kreuzes begiebt. Justin stammt von Samarien, und war eines heidnischen Mannes Sohn zu Neapolis das in der heiligen Schrift Sichem genannt wird. Schon frühe zeigte der Knabe außerordentliche Anlagen des Geistes, die von seinem Vater auf das Sorgfältigste gepflegt wurden. Er gab ihm die ausgezeichnetsten Lehrer, aber sein unersättlicher Wissensdurst wurde nicht befriedigt. Es lebte in seiner Brust ein tiefer Drang, ein unauslöschliches Verlangen nach einer Erkenntniß, die nicht bloß dem grübelnden Verstande, sondern allen Ansprüchen des Herzens volle Genüge leistet. Von diesem Drange gespornt, reiste er nach Aegypten, um hier seine Kenntnisse zu erweitern, und das zu suchen, wonach er sich sehnte. Er besuchte hier nach der Reise die mannichfachen philosophischen Schulen, und studirte mit dem größten Eifer die verschiedenen Lehren der berühmtesten Weltweisen, doch ohne daß seine Sehnsucht gestillt wurde. Der eine Philosoph bewies ihm mit beredtem Munde die Nichtigkeit des Volksglaubens an die Götter; aber als Justin ihn fragte, wie denn das göttliche Wesen beschaffen sey, das über den Menschen walle, da war die Weisheit des Weisen zu Ende, und er mußte schweigen. Ein Anderer forderte von ihm zuvor eine große Geldsumme, aber der getäuschte Jüngling dachte: Wer die Wahrheit für Geld verkaufen will, der beweist damit, daß ihm das Geld mehr gilt, als die Wahrheit. Ein Dritter fing seinen Unterricht mit der Sternkunde, der höhern Rechenkunst, und dergleichen an; aber Justin fühlte, daß das Herz auf diesem Wege wiederum leer ausging. Endlich gab er sich mit allem Eifer der platonischen Philosophie hin. Diese lehrte, die

Quelle aller wahren Weisheit ruhe im Menschen selber. Er fand in dieser Lehre mehr Befriedigung, als in jeder andern und hing ihr in einsamen Betrachtungen nach. Aber immer drängte sich in seiner Seele die Besorgniß wieder in den Vordergrund, daß er die rechte Wahrheit doch noch nicht gefunden habe. Kein Wunder auch; denn die aufrichtige Betrachtung unser selbst kann uns wohl die Ursache des Unfriedens in unserm Herzen kennen lehren, aber nimmermehr den Frieden selbst bringen. Doch Gott läßt es dem Aufrichtigen gelingen.

Als Justin eines Tags, in Nachdenken vertieft, an der Meeresküste hinwandelte, begegnete ihm ein alter Mann von ehrwürdigem und sehr einnehmendem Ansehen. Die still-erhabene Ruhe in diesem Angesichte fesselte seine Aufmerksamkeit, und er ließ sich bald mit ihm in ein Gespräch ein. Mit eindringlicher Rede wußte der Fremde die Unterhaltung von der Vortrefflichkeit der platonischen Philosophie auf die viel größere Herrlichkeit des Christenthums zu bringen, und empfahl dem nach Weisheit Sehenden das Studium der hebräischen Propheten. „Vor allen Dingen aber“ fügte er hinzu, „bete um die Weisheit von oben!“ Endlich trennten sie sich, und Justin hat den Fremden niemals wieder gesehen. Aber es war ein Funke in sein Herz gefallen, der nicht wieder verlöschen sollte. Sein kräftiger und tiefeindringender Geist warf sich mit aller Macht auf die Erforschung des Christenthums. Die hohe Freude, mit der er christliche Märtyrer zum Tode gehen sah, machte auf sein Gemüth einen unauslöschlichen Eindruck. Sein Vertrauen auf die Philosophie sank immer tiefer; und bald erkannte er, daß das Christenthum die alleinige Quelle aller wahren Weisheit sey, und sein Herz empfand die unbeschreiblich wohlthuende Gewißheit von der Göttlichkeit dieser Lehre. Seine Bekehrung fällt in das Jahr 132.

So hatte ihn Gott auf den verschiedensten Umwegen alle Kreise des Wissens durchlaufen lassen, ehe er ihn die eine köstliche Perle finden ließ, in der alle Schätze der Erkenntniß verborgen liegen. So hatte er sich nun aber auch ein Rüstzeug zubereitet, das ganz vorzüglich geschickt war zur Vertheidigung des Evangeliums, und zur Verbreitung der christlichen Wahrheit unter den gebildeten und gelehrten Klassen. Justin blieb noch eine Zeitlang Lehrer der Philosophie, und wirkte in der ange deuteten Weise außerordentlich segensreich. Er wurde zugleich einer der einflußreichsten Schriftsteller der christlichen Kirche, und

verbreitete durch seine ausgezeichnete und ausgebreitete Gelehrsamkeit und die anziehende Reinheit seines Lebens Glanz und Ehre über das christliche Bekenntniß. Alle seine Weisheit, besonders seine klaren und überzeugenden Beweise von der Nothwendigkeit der Versöhnung und Rechtfertigung durch Christum, schöpfte er allein aus der Schrift. Sein Zeugniß über das Leben und den Glauben der ersten Christen ist noch heute von besonderer Wichtigkeit, und um so glaubwürdiger, als es das Zeugniß eines Laien, eines ausgezeichneten Gelehrten, und zugleich eines Mannes ist, der viel gereist, und durch die mannichfachen Erfahrungen gereift war.

Bald nach seiner Befehrung brach eine heftige Verfolgung über die Christen herein, und in Folge derselben richtete er eine kräftige Vertheidigungsschrift des christlichen Glaubens und Lebens an den Kaiser Antoninus Pius, welche auch von günstigem Erfolge begleitet war. Eine gleiche, später abgefaßte Schrift an den Kaiser Markus Aurelius, in welcher er die Christen gegen die harten Beschuldigungen eines ganzen Heeres von Lasterern abermals auf das Entschiedenste vertheidigt, fand leider keine Beachtung. Besonders wichtig sind aber diese Schriften darum, weil sie das treueste und vollständigste Gemälde von dem Glaubensleben der damaligen Christen entwarfen, welches überhaupt auf unsere Zeit gekommen ist. Auch gegen die Juden vertheidigte Justin den christlichen Glauben in einer Schrift, welche die Einwürfe derselben gegen die Messiaswürde des Herrn Jesu kräftig widerlegt. Zuletzt erwähnen wir von seinen vielen Schriften auch noch zweier Reden an die Heiden über die Wahrheit des Christenthums.

So lebte, lehrte und wirkte er, bis endlich sein Abschied von dieser Welt der Sünde, der Mühe und der Angriffe herbei kam. Wie er Christum im Leben treu bekannt hatte, so blieb auch das Bekenntniß seines Meisters bis zum letzten Augenblicke auf seinen Lippen. Um dieses Bekenntnisses willen ward er mit noch sechs andern Christen vor den Richter geführt. Er hieß Rustikus. „Nach geschwind,“ rief ihm der zu, „gehörche unsern Göttern und den Befehlen des Kaisers!“ Aber Justin erwiderte, daß er den Geboten Christi gehorchen werde. Und als er dann weiter von dem Richter befragt wurde, in welcher Art von Gelehrsamkeit er bewandert sei, erwiderte er: „Ich habe mich bemüht, alle Arten von Wissenschaften zu lernen, und bin in jeder Gelehrsamkeit bewandert. Den Frieden aber habe ich allein im Christen-

thum gefunden, dessen Weisheit freilich denen nicht gefällt, die von falschen Meinungen in die Irre geführt werden." Da schrie Rustikus: „An dieser Religion hast du also deine Freude, Glender!" Justinus entgegnete: „Vollkommen; denn es ist die wahre Religion." „Und welches ist denn dieser Glaube?" fragte Rusticus. „Wir glauben," versetzte der Angeklagte, „an den einigen, wahren Gott, der Alles Sichtbare und Unsichtbare geschaffen hat, und wir bekennen den Herrn Jesum Christum, den Sohn Gottes, der durch die Propheten verheißen war, der der Heiland und Lehrer Aller derer ist, die von ihm lernen wollen, und der wiederkommen wird als Richter aller Menschen. Ich bin viel zu geringe, als daß ich etwas seiner ewigen Gottheit Würdiges sagen könnte." Darauf wollte Rustikus wissen, an welchem Orte die Christen zusammenkämen. Justinus antwortete: „Wir versammeln uns, wo wir wollen und können. Unser Gott ist an keinen Ort gebunden; er ist unsichtbar, und erfüllet Himmel und Erde; darum beten wir ihn überall an, und preisen überall seine Herrlichkeit." „Also bist du ein Christ?" fragte endlich der ungeduldig gewordene Richter. Und Justinus bekannte freudig: „Ja, ja, ich bin ein Christ!" Jetzt wurden die sechs Genossen des Märtyrers um ihren Glauben befragt. Sie legten alle gleichfalls ein offenes Zeugniß für ihren Herrn und Meister ab. Der Richter bekam von Jedem die entschiedene Antwort: „Ich bin auch ein Christ!" Da wendete er sich wieder zu Justin, und fragte: „Höre du, der du für so gelehrt gehalten wirst, und die wahre Wissenschaft zu haben glaubst: wenn du vom Kopf bis zu Fuß mit Weißeln geschlagen wirst, bist du gewiß, daß du in den Himmel kommst?" Der Märtyrer entgegnete: „Ich hoffe, das zu empfangen, was Alle empfangen, die Christi Gebote halten, und ob ich das leide, was du mir androhest, weiß ich doch, daß Allen, die glauben, die göttliche Gnade bleibt, wenn auch die ganze Welt zu Grunde ginge." Darauf Rustikus: „Also glaubst du, du werdest in den Himmel kommen?" „Ich glaube es nicht blos," erwiderte Justin, „sondern ich weiß es gewiß, und zweifle nicht daran." Da merkte endlich der Richter, daß er mit ihm nichts ausrichten konnte; und um die Sache zu Ende zu bringen, brach er das Verhör kurz ab, und sagte: „Es ist genug! Ihr müsset Alle den Göttern opfern!" Justinus erwiederte: „Keiner, der recht gesinnet ist, verläßt den Glauben, um in Irrthum und Gottlosigkeit zu fallen." „Wenn ihr unsern Geboten nicht gehorcht," rief Rustikus jetzt voll Unmuths, „so werdet ihr ohne Barmher-

zigkeit gemartert werden.“ Und Justin bekannte im Namen Aller: „Das ist unsere Sehnsucht, für unsern Herrn und Meister Marter zu leiden.“ Die Uebrigen setzten noch hinzu: „Thue deine Sache bald! Denn wir sind Christen und werden niemals den Göttern opfern.“ Nun endlich sprach Rustikus das Urtheil: „Die den Göttern nicht opfern, und den Geboten des Kaisers widerstreben, sollen nach den Gesetzen erst gegeißelt, und dann enthauptet werden.“

Unter ihren lauten Lobgesängen wurden die standhaften Bekenner Christi nach dem Richtplatze geführt, und dort dies Urtheil an ihnen vollstreckt. Zum Gedächtniß seines Todes, und als schönsten Denkstein auf sein Grab, empfing Justin den Beinamen: „Der Märtyrer.“



Polykarpus, Bischof von Smyrna.

(† 167 n. Chr.)

„Wer ist ein Lügner, ohne der da läugnet, daß Jesus der Christ sey. Das ist der Widerchrist, der den Vater und den Sohn läugnet.“ (1 Joh. 2, 22.)

Im hundert und siebenundsechzigsten Jahre nach dem Tode unseres Herrn und Heilandes erbaute die Gemeinde zu Smyrna ein frommer Hirte, der noch von den Augenzeugen des Lebens und Leidens unseres Herrn Jesu selbst gelehrt, und in sein Bischofsamt eingesetzt war, Polykarpus, der Schüler des Apostels Johannes. Derselbe, in dessen Bruderarmen vor mehr als fünfzig Jahren sein Jugendgenosse, und Mitschüler des Apostels der Liebe, der Märtyrer Ignatius, auf seinem letzten Leidensgange ausruhte, hat nach Gottes Rath vierundsiebenzig Jahre seine Gemeinde mit Treue und Liebe geweidet, ehe auch er seinen Glauben durch einen herrlichen Zeugentod versiegelte. Und wie die Liebesinbrunst des Johannes in diesem Greise fortlebte, so saß wiederum in dessen Alter ein Jüngling zu seinen Füßen, der von des Polykarpus Glauben und Liebe bis in das folgende Jahrhundert hinein als ein brennendes Licht zeugte, Irenäus, der Kirchenvater. Dieser,

von dem weiter unten mehr erzählt ist, war als Jüngling ein Schüler dieses Mannes; und noch in seinem hohen Alter waren ihm die Erzählungen seines theuren Lehrers, seine milde Rede und freundliche Geberde in so lebendigem Andenken, als hätte er erst noch gestern die Stimme seines Mundes vernommen. Von ihm wissen wir denn auch, wie herzerquickend und seelenstärkend die Nahrung gewesen ist, die Polykarpus seiner Gemeinde bot, wie er nicht müde geworden ist, in schlichter Einfachheit, doch mit dem beredten Tone der Liebe, den Seinen zu erzählen, was ihm von denen vertraut war, die den Herrn Christum noch im Fleische hatten wandeln sehen, alle die Worte der Gnade und Lindigkeit, die aus seinem Munde geflossen waren, und die Thaten und Werke, die seine göttliche Herrlichkeit bezeugten.

Ja, ein rechter Nachfolger der Liebe seines großen Lehrers war Polykarpus, aber auch ein Nachfolger der rechten Liebe, nicht jener weichherzigen Gesinnung, die so oft in der Welt für Liebe angepriesen wird. Wo es auf unwesentliche Dinge ankam, da gab er gerne nach, um die Einigkeit des Glaubens zu erhalten. So war zwischen den morgenländischen Christen und denen des Abendlandes ein Streit über die Zeit der Osterfeier entstanden, und dieser Streit drohte die Gemeinde zu verwirren. Polykarpus erkannte, daß es für die Christen nicht auf die Zeit, sondern auf die Art der Feier ankomme und reiste ungesäumt nach Rom, um sich mit dem dortigen Bischof Anicet zu verständigen. Die Einigung wurde durch sein Bemühen zum Segen der Kirche bald wieder hergestellt. Anders trat er dagegen nach seiner Rückkehr in der eignen Gemeinde auf. Da zeigte er, daß die rechte Liebe auch eifern muß, wo es die Ehre Gottes gilt. Hier war unterdeß ein Irrlehrer aufgestanden, Namens Marcion. Er behauptete, daß Christus kein wirklicher Mensch, sondern, daß seine Leiblichkeit nur ein bloßer Schein gewesen sei. Ferner, der Gott des alten Testaments, und der des neuen seien ganz verschiedene Götter. Jener wisse nichts von Gnade und Barmherzigkeit, und sei überhaupt dem Gotte des neuen Testaments, dem Vater der Liebe, entgegengesetzt. Darum verwarf er denn auch das ganze alte Testament, und aus dem neuen, was seinen Lehren widersprach. Auch in des Polykarpus Herde hatten sich diese Irrlehren schon verbreitet, aber der greise Bischof holte durch Lehre und Ermahnung viele der Verirrten wieder herum. Marcion sah ein, daß das Ansehen des vielgeliebten Mannes, wie ein Felsendamm, jeder weiteren Verbreitung seiner Lehre entgegen stand. Da-

rum suchte er, auf des Polykarpus Milde bauend, von ihm die Anerkennung zu erlangen, daß er mit seiner Sekte noch zu den Christen gehöre. Als er ihm daher eines Tages auf der Straße begegnete, rief er ihm zu: „Polykarpus, erkenne uns an!“ Aber der treue Hüter der Geheimnisse seines Gottes entgegnete: „Ja, ich erkenne dich, daß du der Erstgeborne Satans bist.“ Das sagte er, eingedenk der Worte seines hochgeliebten Lehrers: „Ein jeglicher Geist, der nicht bekennt, daß Jesus Christus in das Fleisch gekommen ist, der ist nicht von Gott. Und das ist der Geist des Widerchristi, von welchem ihr habt gehört, daß er kommen werde, und ist jetzt schon in der Welt.“ 1 Joh. 4, 3.

Vielleicht entsteht sich mancher Zärtling über das nach seiner Meinung allzuschroffe Auftreten des frommen Mannes, und denkt wohl gar: über solche Lieblosigkeit sind wir heut zu Tage hinaus. Leider ist es nur allzu wahr, daß in unserer zerfahrenen Zeit Menschen noch immer für Christen anerkannt werden, die mehr läugnen, als Marcion that; aber das ist auch der Krebschaden, der an unserer Kirche nagt. Wenn solche Leute, die die Grundlehren des Evangeliums umstoßen wollen, offen und ehrlich dem christlichen Namen entsagen, dann könnten sie von den wahren Bekennern Christi viel eher ertragen werden. So hat auch Paulus diesen Fall entschieden, 1 Cor. 5, 9. u. f. f. Wir können ja die Welt nicht räumen, sondern müssen in ihr leben. Anders aber ist es, wenn die Lügner der Gottheit Christi und anderer Hauptlehren unserer Kirche, mit denen sie steht und fällt, sich auf die Bruderliebe berufen wollen, um von uns als Christen anerkannt zu werden. Solchem Beginnen muß die rechte Liebe mit Heuereifer entgegentreten; sonst macht sie sich fremder Sünde mit theilhaftig, und öffnet dem Wolfe selbst die Thür zum Schafstalle. Wer kein Christ ist, der wolle auch nicht für einen solchen gelten. Dann wollen wir ihn tragen mit Geduld und Sanftmuth.

Doch kehren wir zu Polykarpus zurück. Es ist uns aus seiner langen Wirksamkeit im Weinberge des Herrn nur wenig aufbehalten worden. Die Hauptzüge haben wir bereits mitgetheilt. Desto ausführlichere Kunde hat uns seine eigene Gemeinde über die Geschichte seines Todes hinterlassen.

Die Verfolgungen hatten schon seit längerer Zeit in Smyrna und der Umgegend begonnen. Sie gingen besonders vom Wolfe aus, welches durch die Juden immer noch mehr erhitzt wurde, und der damalige Statthalter Kleinasiens gab jedem blutdürstigen Verlangen desselben nach. Er suchte die Christen durch Drohung und Folter

zur Verläugnung zu bewegen. Gelang es ihm nicht, so ließ er sie durch die Geißel zerfleischen, also daß die Muskeln, Adern und Nerven unbedeckt zu sehen waren, den wilden Thieren vorwerfen, oder den Scheiterhaufen besteigen. Sie wurden aber so gestärkt, daß sie nicht einmal einen Seufzer hören ließen. Sie schienen unter den Martern von ihrem Leibe abwesend zu seyn. Der Herr war so mächtig in ihnen, daß das Feuer der wilden Peiniger für sie kalt war. Vor Allen standhaft war der Bruder Germanicus, ein alter Mann, und, wie nach dem Namen zu schließen, ein Christ aus deutschen Landen, der die wilden Thiere, durch deren Anblick der Richter ihn zum Abfall bewegen wollte, nur noch mehr reizte, daß er je eher, je lieber den Herrn sähe.

Freilich zeigten nicht Alle eine solche Standhaftigkeit. Einige von denen, die sich im Rausche der Begeisterung unberufen zum Märtyrertode gedrängt hatten, wurden Angesichts der wilden Thiere, oder des Scheiterhaufens wieder abfällig. „Deswegen“, schreibt auch die Gemeinde in ihrem Berichte, „loben wir diejenigen nicht, welche sich selbst zum Märtyrertode anbieten; denn wir haben Christum nicht also gelernt.“

So hatte also der ehrwürdige Polykarpus seine Gemeinde in der rechten Nüchternheit und Demuth des Glaubens zu bewahren geruht, welche zwar den Tod nicht sucht, aber ihn freudig zur Ehre des Herrn leidet. Jetzt sollte er selbst seine Lehre durch den Tod bekräftigen. Das freudige Heldenthum des Germanicus hatte das umstehende Volk zu solcher Wuth entflammt, daß es laut den Tod des Polykarpus, als des Stifters dieser Gottlosigkeit, verlangte. Als dieser vernahm, was vorging, wollte er anfangs ruhig in der Stadt bleiben. Aber auf das inständige Flehen seiner Gemeinde flüchtete er auf einen einsamen Landsitz. Hier in der Stille, umgeben von wenigen Freunden, betete er Tag und Nacht zu seinem Herrn, und dieser offenbarte ihm in einem Gesichte, was bevorstand. Er sah, daß sein Kopfkissen vom Feuer verzehrt wurde, und den Sinn wohl verstehend, sprach er zu seinen bekümmerten Freunden: „Ich soll lebendig verbrannt werden.“ Als sein Aufenthalt verrathen ward, flüchtete er nach einem andern Landsitze. Da die, welche zu seiner Gefangennehmung abgeschickt waren, ihn nicht fanden, zwangen sie durch die Folter einen anwesenden Diener, ihnen den Aufenthalt seines Herrn zu nennen. Polykarp befand sich eben im obern Stockwerk des Hauses, als sie herbeikamen, und hätte sich von dem platten Dache desselben noch nach einem andern Hause flüchten können.

Doch er sprach: „Des Herrn Wille geschehe!“ Freundlich redete er mit seinen Verfolgern. Dadurch wurden einige gerührt, und sprachen: „Ist es wohl der Mühe werth, einen so alten Mann aufzusuchen?“ Eingedenk des Wortes: „So nun deinen Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn!“ befahl der Greis, seine Verfolger mit Speise und Trank zu erquicken, und erbat sich von ihnen nur noch die Gunst, ihm Eine Stunde zum ruhigen Gebete zu gönnen. Er war aber so voll der Gnade Gottes, daß er zwei Stunden nicht aufhören konnte, zu reden, und daß selbst die Herzen der Heiden tief dadurch bewegt wurden. In diesem Gebete gedachte er aller Derer, die ihm je bekannt gewesen, klein und groß, hoch und niedrig, und der ganzen, allgemeinen Kirche, die in aller Welt zerstreut ist.

Nun ward er auf einen Esel gesetzt, und zur Stadt geführt. Der Polizeiaufscher Herodes, und dessen Vater Ricates, kamen ihm entgegen, nahmen ihn in ihren Wagen, und wollten ihn überreden, Christum zu verlängnen. „Was soll es denn schaden,“ meinten sie, „zu sagen: Der Kaiser, unser Herr! und ihm zu opfern, wenn man dadurch sein Leben retten kann?“ Anfangs war Polykarpus stille. Da sie ihm aber heftiger zusetzten, sprach er: „Ich werde eurem Rathe nicht folgen!“ Darüber wurden die Beiden so zornig, daß sie ihn aus ihrem Wagen warfen, so daß der Greis durch den Sturz sich hart am Schenkel beschädigte. Aber still dulbend, als wenn ihm nichts geschehen wäre, ging er mit seiner Wache weiter bis zum Nichtplatze. Als er eben herzutreten wollte, rief eine Stimme, wie vom Himmel: „Polykarpus, sei stark, und beweise dich als Mann!“ Keiner sah den Sprecher, schreibt seine Gemeinde, aber Viele von uns haben die Stimme gehört. Während er zum Verhör geführt wurde, erhob das Volk ein wildes Getümmel. Der Prokonsul fragte ihn zuerst, ob er Polykarpus sei, und ermahnte ihn dann: „Bedenke dein hohes Alter! Schwöre beim Kaiser, und sprich: Nimm weg die Atheisten!“ Atheisten, (das heißt solche, die ohne Gott sind,) wurden nämlich die Christen von den Heiden genannt, weil man ihren Gott nicht wie die heidnischen Götzenbilder sehen konnte. Polykarpus sah ernst hinab auf das Getümmel des Volks, winkte mit der Hand, blickte dann gen Himmel, und sprach: „Nimm weg die Atheisten!“ Er meinte aber die wirklichen Gottesläugner. Da drang der Richter weiter in ihn: „Ich gebe dich frei, schwöre nur und fluche Christo!“ Aber der Greis antwortete mit tiefer Bewegung: „Sechs und achtzig Jahre

habe ich ihm gedienet, und er hat mir nie etwas zu Leide gethan. Wie sollte ich meinem Könige fluchen, der mich selig gemacht hat!" Und als der Profensul noch immer nicht aufhörte, in ihn zu dringen, fuhr er fort: „Wie giebst du dir doch vergebliche Mühe, als wenn du mich nicht kenntest! Wisse denn, ich bin ein Christ, und wenn du weiter wissen willst, welches die Lehre des Christenthums sei, so bestimme nur einen Tag, und höre mich an." Dem Richter schien wirklich daran zu liegen, den Greis zu retten, und er sagte daher: „Beruhige nur das Volk!" Polykarpus aber antwortete: „Ich habe zu dir geredet; denn wir sind gelehrt worden, alle Obrigkeit, die von Gott gesetzt ist, zu ehren, soweit es mit einem guten Gewissen bestehen kann; aber diese da halte ich nicht für werth, ihnen meine Unschuld zu beweisen." Er gedachte des Wortes Christi: „Ihr sollt die Perlen nicht vor die Säue werfen!" „Ich habe wilde Thiere," rief jetzt der erzürnte Richter, „ich werde dich ihnen vorwerfen, wenn du nicht nachgiebst." „Laß sie kommen!" antwortete der Märtyrer. „Wenn du die wilden Thiere verachtest," zürnte der Heide weiter, „so werde ich dich durch Feuer zähmen!" „Du drohest mir mit einem Feuer," erwiderte gelassen der Bekenner Christi, „welches nur einen Augenblick brennt, und bald erlöscht; aber du weißt nichts von dem ewigen Feuer, das für die Gottlosen aufbehalten ist. Doch, warum verziehest du? Thue, was dir gefällt!" Bei diesen und ähnlichen Worten wurde er mit solcher Zuversicht und Freude erfüllt, daß sein Angesicht leuchtete. Nun ließ der Profensul durch seinen Herold dreimal in der Versammlung ausrufen: „Polykarpus hat bekant, daß er ein Christ ist!" Da schrie die ganze Menge, Juden und Heiden, in unersättlicher Wuth: „Dieser ist der Lehrer von Asien, der Vater der Christen, der Zerstörer unserer Götter, der Viele gelehrt hat, nicht mehr zu opfern und anzubeten! Laß ihn lebendig verbrannt werden!" In Erinnerung seines wunderbaren Traumgesichtes, wandte sich der Märtyrer mit bedeutungsvollem Blick zu den ihn umstehenden Gläubigen, und sagte: „Ich soll lebendig verbrannt werden!"

Die Sache wurde beeilt. Denn das wüthende Volk schleppte bereits von allen Seiten Holz aus Werkstätten und Bädern zusammen, wobei sich die Juden besonders hervorthaten. Sobald der Scheiterhaufen bereitet war, zog Polykarpus seine Kleider aus, und wollte nun auch seine Schuhe lösen. Aber das letztere konnte der Mann nicht mehr, weilß ihm seit langer Zeit ganz

ungewohnt war. Die Hände der Gläubigen waren bisher in demüthiger Liebe um die Wette bemüht gewesen, ihm diesen Dienst zu erweisen. Als er nun an den Pfahl befestigt werden sollte, sprach er: „Lasset mich, wie ich bin! Der, welcher mir Stärke giebt, das Feuer auszuhalten, wird mir auch Kraft geben, unbeweglich im Feuer zu stehn, ohne daß ihr mich annagelt!“ Er wurde also nur gebunden, nicht angenagelt. So, die Hände auf dem Rücken gebunden, wie ein Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird, sprach er: „Herr, allmächtiger Gott, Vater deines geliebten und hochgelobten Sohnes Jesu Christi, du Gott der Engel und Fürstenthümer und aller Creatur und aller Gerechten, die vor deinem Angesichte wandeln, — ich danke dir, daß du mich würdig geachtet hast, an diesem Tage und in dieser Stunde mein Erbtheil unter deinen Blutzegen zu empfangen, zur Auferstehung im ewigen Leben, beides der Seele und des Leibes, zur Unverweslichkeit durch den heiligen Geist. Darum preise ich dich, ich lobe dich, ich erhebe dich durch den ewigen Hohenpriester Jesum Christum, deinen geliebten Sohn, durch welchen, mit ihm, in dem heiligen Geiste sei dir Ehre jetzt und in Ewigkeit! Amen!“ „Als er „Amen“ gesprochen hatte, wurde der Holzstoß angezündet. Wie aber nun die Flammen aufloderten, erzählt seine Gemeinde, sahen wir, denen gegeben war, es zu sehen, und die wir aufbehalten sind, es Andern zu verkünden, ein Wunder. Denn die Flamme umgab in Gestalt eines Bogens, oder wie ein Segel, das den Wind in sich gefaßt hat, wie eine Wand den Märtyrer, und sein Leib war mitten inne, nicht wie brennendes Fleisch, sondern wie Gold und Silber, das im Schmelzofen geläutert wird. Endlich, da die Heiden sahen, daß der Leib vom Feuer nicht verzehrt wurde, durchstießen sie ihn mit dem Schwerte. Aus der Wunde quoll ein solcher Strom Blutes, daß das Feuer ausgelöscht wurde.

Die Gemeinde fügt hier ihrem Berichte hinzu, nach dem sie erzählt hat, daß ihr die Gebeine des Märtyrers verweigert worden seien, damit dieselben nicht etwa angebetet werden möchten: „Sie kennen uns nicht, wissen nicht, daß es uns unmöglich ist, Christum zu lassen, der für uns gelitten hat, und jemals einen andern anzubeten. Denn wir beten Ihn an, als den Sohn Gottes; aber wir lieben die Märtyrer, als die Jünger des Herrn und seine Nachfolger, wegen ihrer unaussprechlichen Liebe zu ihrem Könige und Lehrer!“ Der Hauptmann legte den Leichnam mitten ins Feuer, und ließ ihn verbrennen. Dann erst sammelten wir die

letzten irdischen Ueberreste, köstlicher als Gold und Juwelen, und brachten sie an einen schicklichen Ort in Verwahrung, wo wir, wenn es möglich ist, zusammen kommen werden, und der Herr wird uns geben, in Friede und Freude den Jahrestag seines Märtyrertodes zu feiern, zum Andenken derer, die vor uns gekämpft haben, und zur Aufmunterung derer, die nach uns kommen werden! Der fromme Wunsch ging in Erfüllung, denn zu den vielfachen Segnungen, die das Märtyrertum des ehrwürdigen Bischofs seiner Gemeinde gebracht hat, gehört auch, daß nach seinem Opfertode die Verfolgungen in Smyrna größtentheils aufhörten.

Die Märtyrer zu Lyon und Vienne im Jahre 177.

„Wer an mich glaubt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen. (Joh. 7, 38.)“

Naum hatte die Drangsalshize der Bekenner Christi im Osten des römischen Weltreiches nachgelassen, als noch unter demselben Kaiser im fernen Westen eine neue blutige Verfolgung begann. Der Same des göttlichen Wortes war von Kleinasien aus durch Handel und Schiffahrt weit umhergetragen worden, und hatte besonders im südlichen Frankreich kräftige Wurzel gefaßt. Vor allen in den Städten Lyon und Vienne standen Gemeinden des Herrn in frischer Blüthe, und leuchteten weit und hell durch die Nacht des Heidenthums. Mit Haß und Meid sah der Feind das Wachsthum des Gottesreiches, und versuchte auch hier in ohnmächtiger Wuth, es mit Gewalt zu dämpfen. Aber, der in den Christen lebt, bewies sich auch hier stärker, als der in der Welt herrscht. Und in dieser überschwänglichen Kraft Gottes, die sich so herrlich auch in den schwächsten Gefäßen beweisen kann, hast du, lieber Leser, zugleich den Schlüssel zum Verständniß des Rathschlusses Gottes, wenn du vielleicht zweifelnd fragst, warum Gott solche Marter und Qualen seiner treuen Bekenner zulassen konnte. Es galt ja eben, dem Heidenthum gegenüber, den Beweis, daß der christliche Glaube wahr-

haftig der Sieg ist, der die Welt überwindet, und dem Tode den Stachel nimmt. Darum sind die Märtyrer die kräftigste Beglaubigung der Göttlichkeit des Evangeliums; und diese Blutssaat mußte auch im Abendlande ausgestreut werden, zur festeren Begründung und Ausbreitung der Kirche des Herrn. Zu Lyon und Vienne aber sind die ersten Bausteine gebrochen worden.

Schon längst hatte das Volk in diesen Städten die Christen verhöhnt und gelästert, wo sie sich nur auf öffentlicher Straße zeigten. Bald kam es zu thätlichen Mißhandlungen. Man schlug sie, warf nach ihnen mit Steinen, und schleifte sie auf den Gassen umher. Selbst in ihre Häuser drang man ein, und nahm ihnen ihre Habe. Niemand schützte sie, die Alles geduldig ertrugen. Endlich ergriff man die Bekanntesten unter ihnen, und schleppte sie vor die Stadtbehörden. Der Statthalter der Provinz war gerade abwesend, sie wurden bis zu seiner Ankunft in die Gefängnisse geworfen. Als dieser höchste Richter und Stellvertreter des Kaisers endlich erschien, behandelte er die Gefangenen mit der größten Grausamkeit. Er ließ die Untersuchung gleich mit Folterqualen beginnen. Empört über ein solches Verfahren, trat ein Jüngling aus vornehmerm Geschlecht, Namens Bettius Egapathus, voll feuriger Liebe zu Gott und den Brüdern, der bisher den musterhaftesten Lebenswandel geführt hatte, und unermüdet im Wohlthun gewesen war, vor den Statthalter, und sprach mit beredter Zunge zu Gunsten der Angeklagten. Er konnte eine so offenbare Hohnsprechung aller Gerechtigkeit nicht ertragen, und erbot sich die Unschuld der Christen aufs Klarste zu beweisen. Statt aller Antwort legte ihm der aufgebrachte Statthalter die einzige Frage vor, ob er auch ein Christ sei? Freimüthig bekannte der Jüngling seinen Glauben. Die Folge war, daß er, ohne weiter angehört zu werden, mit den Uebrigen ins Gefängniß geworfen wurde, und später den gleichen Pfad wandern mußte.

Da die Christen die ihnen angedichteten Verbrechen natürlich nicht zugestehen konnten, wurden einige heidnische Sklaven festgenommen, und diese sagten, aus Furcht vor den angedrohten Folterqualen, aus, daß ihre Herren Menschenfleisch aßen, und noch andere geheime Bosheit trieben. Die Wuth des Volkes stieg, als dies bekannt wurde, bis zur Raserei. Mit allen nur erdenklichen Martern wurden die Christen gepeinigt. Kein Geschlecht und kein Alter wurde verschont. Aeltern gaben ihre Kinder, der Mann das Weib, der Bruder die Schwester den unerhörtesten Mißhandlungen Preis. Dennoch blieben die Christen ihrem Bekenntnisse

treu und litten freudig, um des Herrn willen, alle Martern. „Sie trugen,“ so drücken sich die der Verfolgung entronnenen Christen später in einem Briefe an ihre Brüder in Asien aus, „einen Kranz von den mannigfaltigsten Blumen und Wohlgerüchen, und reichten ihn dem Vater dar.“ Was ihnen aber fast noch höher anzurechnen ist: bei aller ihrer Liebestreue, die sie in den bittersten Todesnöthen für Christum ihren Herrn und Meister bewahrten, fielen sie nicht aus der rechten innerlichen Herzensdemuth. Sie wiesen jede Verehrung und Bewunderung ihrer Standhaftigkeit mit Ernst zurück, und wollten nur, daß ihre Glaubensbrüder in treuen Fürbitte für sie ausharren möchten, damit Gottes Gnade sie bis zum Ende bewahre; denn sie wüßten wohl, daß nicht sie, sondern Gottes Gnade in ihnen solche Liebestreue bewirke. Da nicht einmal den Namen „Märtyrer“ wollten sie in ihrer Demuth annehmen, hielten sich dessen zu geringe, und sprachen: „Wir sind nur arme Bekenner.“

Freilich blieben nicht alle Angeklagten so standhaft bis in den Tod getreu. Es fehlte auch nicht an Solchen, die, Angesichts der schrecklichen Martern, weich wurden, und ihren Glauben verläugneten. Das war für die übrigen treuen Herzen der bitterste Schmerz; aber doch richteten sie diese Abgefallenen nicht, und erhoben sich auch nicht in stolzem Dünkel über dieselben, sondern nahmen sich ihrer mit treuer Liebe an, und beteten zu Gott, daß er die Erstorbenen zu neuem Leben erwecken wolle. Denen half übrigens ihre Verläugnung nicht von der Qual los, sondern diente vielmehr durch Gottes Fügung zur Vermehrung derselben. Denn während die Christen nur um ihres Bekenntnisses willen litten, hielt man diese Verläugner unter der Anklage des Mordes und der Blutschänderei noch fort gefangen, und plagte sie mit fast ärgeren Grausamkeiten, als jene. Das äußere Leiden aber war noch das geringere. Während den standhaften Bekennern die Hoffnung des zukünftigen Erbes blieb, und die Liebe Christi ihnen die Schmerzen des Todes versüßte, litten jene Unglücklichen an der Qual eines bösen Gewissens, und dieser Wurm in ihren Herzen raubte ihnen jeden Trost in der Todesnoth. Diesen Unterschied ihres Leidens konnte man schon an ihren Gesichtszügen erkennen, wenn die Opfer der heidnischen Bosheit zum Nichtplatze geschleppt wurden. Die Gläubigen gingen festen Schrittes einher, und ihre Angesichter leuchteten von dem in ihnen wohnenden Frieden. Die Palme des Märtyrerthums wehte ihnen Kühlung zu. Ihre Fesseln trugen sie, wie Zierrathen, denn sie sahen sich an als Bräute, die in solchem Schmucke dem himmlischen Bräu-

tigam zugeführt werden sollten. Die andern dagegen wankten mit unsichern, bebenden Tritten einher, scheuen Blickes und gesenkten Hauptes, ja, sie waren sogar den Heiden zum Gespötte, und wurden von ihnen Feigherzige gescholten. Da gingen Viele dieser Unglücklichen in sich, das freudige Märtyrerthum der Uebrigen wurde ihnen zum Segen, und sie bekannten sich aufs Neue zu dem Herrn, den sie so schmäzlich verläugnet hatten. So wird uns eine Christinn, Biblias, unter denen, welche zuerst umkehrten, mit Namen genannt. Sie war eben im Begriff, unter den Qualen der Folter die schrecklichsten Beschuldigungen gegen die Christen auszusagen, als sie plötzlich in sich ging, und, wie aus einem tiefen Schlaf erwachend, ansrief: „Wie könnten wir Kinder essen?“ Und nun bekannte sie sich freudig wieder als Christinn, und wurde der Schaar der Märtyrer zugethan.

Ja, wunderbar! gerade zu der Zeit, als vom Kaiser der Befehl einging, daß alle abgefallenen Christen ohne Rücksicht auf das, was man ihnen sonst schuld gäbe, begnadigt, und nur die Bekenner hingerichtet werden sollten, trat dieser Umschwung am mächtigsten ein. Viele ehemalige Verläugner verlangten vom Statthalter nochmals verhört zu werden. Er ließ sie absondert von den Uebrigen vor sich kommen, als solche, die nach den Befehlen seines Herrn nunmehr zu entlassen wären, aber zur Verwunderung der Heiden widerriefen sie nun feierlich ihre früheren Aussagen. Weder durch das Versprechen der Begnadigung, noch durch die Drohung des qualvollsten Todes ließen sie sich von diesem guten Bekenntnisse wieder abwendig machen. Da zeigte der Herr recht, daß er auch Gaben für die Abtrünnigen erhalten hat, ja an den meisten ehemals Abtrünnigen verherrlichte sich diese wunderbare Gnade des Herrn; sie wurden herumgeholt vom Wege des Verderbens, und wie die Engel im Himmel über ihre erretteten Seelen, so freute sich auch die bedrängte Christengemeine, daß sie diese verlorenen Kinder wieder zu den ihrigen zählen konnte.

Schicken wir uns nun an, einzelne Züge dieses heiligen Muthes in dem Leben der bekanntesten unter diesen Märtyrern näher zu betrachten!

Pothinus, der Bischof.

„So euch nun der Sohn frei macht, so seyd ihr recht frei.“
Joh. 8, 36.

Pothinus, der neunzigjährige Bischof der Gemeinde zu Lyon, war, wie im Leben so auch im Leiden und im Tode, ein rechter Vorgänger seiner Heerde. Die wilde Wuth der Feinde schonte seines hohen Alters nicht, ja, die Menge schrie gegen ihn, als ob er Christus selber wäre. Unter rohen Mißhandlungen schleppten sie den von der Last seiner Jahre gebeugten, hinfälligen und an Engbrüstigkeit leidenden Greis nach dem Richtplatze. Aber Christus wollte sich an diesem abgekehrten Leibe verherrlichen. Pothinus war so stark im Geiste, und ging mit solcher Freudigkeit dem Märtyrertode entgegen, daß er alle Mißhandlungen nicht achtete und mit Glaubenskühnheit dem Richter, der ihm die ungehörige Frage vorlegte: wer denn der Gott der Christen sei? entgegnete: „Wenn du es würdig bist, sollst du es erfahren.“

Doch diese Antwort gereizt, überstieg die Wuth des Böbels nun alle Schranken. Die ihm zunächst standen stürzten auf ihn los, schleiften ihn umher, und stießen ihn mit Händen und Füßen. Die Entfernteren warfen nach ihm mit Allem, was gerade Jeder ergreifen konnte. Es schien ihnen ein ordentlicher Ehrenpunkt zu seyn, daß Jeder dem ehrwürdigen Greise etwas zu Leide thun müsse. Sie glaubten an ihm ihre Götter rächen zu können. Beinahe athemlos wurde er endlich ins Gefängniß zurückgeschleift, wo er in Folge der erlitten Mißhandlungen nach zwei Tagen verschied. Sein todtmattter Leib war zwar gefesselt, seine Arme konnte er nicht ausstrecken, wohin er wollte, noch seine Füße setzen, wohin er beehrte; aber er war doch freier, als der Freiste, denn es steht geschrieben: „So euch der Sohn frei macht, so seyd ihr recht frei.“

Sanctus und Maturus.

„Wir sind ein Schauspiel geworden der Welt.“ 1 Cor. 4, 9.

Die Märtyrer wurden jetzt Beinigungen unterworfen, welche alle Beschreibung übersteigen. Es war, als wenn der Satan

mit dem Herrn hätte streiten wollen, um durch alle nur ersinnlichen Martern das Volk Gottes zur Verläugnung zu bringen. Aber der Herr zeigte, daß seine Kraft in den Schwachen mächtiger ist, als alle List und Gewalt des Bösewichts. So warf sich, unter andern edlen Opfern, die Wuth des Statthalters, der Kriegsknechte und des Volkes in besonderer Weise auf den Sanctus, einen Diakon von Bienne, und auf Maturus, einen zwar erst Neubefehrten, der aber durch seinen kühnen Glaubensmuth besonders hervorragte.

Sanctus hielt mit übermenschlicher Kraft alle Qualen aus, die nur die Bosheit seiner Feinde ersinnen konnte. Durch kein noch so teuflisches Mittel hatten sie ihn dahin bringen können, auch nur irgend etwas dem Christenthume Nachtheiliges auszusagen. Ja, die immer wiederholten Foltern konnten ihn nicht einmal bewegen, auf die Fragen nach seinem Namen, Alter, Stande und Range irgend etwas anders zu erwiedern, als: „Ich bin ein Christ!“ Er hatte nur die Eine Antwort. Drang man gar zu heftig in ihn, so setzte er wohl noch hinzu: „Ein Christ bin ich, das ist mein Name, mein Rang, mein Geschlecht, mein Alles.“ Der Zorn des Richters und seiner Peiniger wurde durch diese immer wiederholte Antwort so sehr gegen ihn gereizt, daß, nachdem alle ihre Bosheit an seiner Standhaftigkeit erschöpft war, sie endlich glühende Messingplatten an den empfindlichsten Theilen seines Körpers befestigten. Die Qual mußte unsäglich seyn! Der ganze Leib wurde zu einer großen aneinanderhängenden Brandwunde; er zog sich zusammen, und verlor die natürliche Gestalt eines menschlichen Körpers. Dennoch blieb Sanctus in seinem Bekenntnisse unbeweglich. Der Quell des lebendigen Wassers, welches aus Christi Wunden fließt, kühlte den verzehrenden Brand seines Leibes. Er zeigte, daß nichts schmerzhaft ist, wenn Christus dadurch verherrlicht wird. Die Heiden ließen den Zermarterten jetzt abführen. Sie bildeten sich ein, wenn sie in einigen Tagen dasselbe Mittel wiederholten, und auf die geschwollenen und entzündeten Wunden neue glühende Platten legten, so müßte dies entweder seine Standhaftigkeit brechen, oder er müsse zum heilsamen Schrecken für die Andern unter solcher Qual seinen Geist aufgeben. Der Zustand des Sanctus war in der That der Art, daß er nicht einmal eine bloße Berührung mit der Hand ohne die furchtbarsten Schmerzen ertragen konnte. Dennoch ging die Erwartung seiner Peiniger so wenig in Erfüllung, daß vielmehr bei dieser zweiten Peinigung sein Körper die natür-

liche Gestalt wieder bekam, so daß durch Gottes Gnade diese Grausamkeit nicht eine neue Qual, sondern zu einem Heilmittel für ihn wurde. Man warf ihn jetzt aufs Neue in den Kerker. Werfen wir auch einen Blick in diese Jammerstätten, in welchen jetzt so viele treue Bekenner Christi schmachteten! Die Zeitgenossen dieser Trübsal beschreiben sie also: „Es waren die finstersten und ekelhaftesten Theile der Gefängnisse. Der Hals der Christen wurde in ein Holz gezwängt, und ihre Füße wurden auf einen hölzernen Kasten ausgereckt. So mußten sie schmachten, daß Viele diesen fortdaurenden Qualen unterlagen, und unter denselben ihren Geist aufgaben.“

Die Beinigungen selbst geschahen frei öffentlich auf einer hohen Schaubühne, die eigens zu diesem Zwecke errichtet war. Das Volk sollte an den Qualen der Christen eine Kurzweil und Augenweide haben. Von hier aus wurden die Zermarterten gewöhnlich den wilden Thieren vorgeworfen. Um des Sanktus und Maturus willen sollte dem Volke ein außerordentlicher Lusttag gegeben werden. Sie wurden auf jener Schaubühne aufs Neue gepeinigt, als wenn sie vorher noch gar nicht gelitten hätten. Der Richter ließ sie zuerst geißeln bis aufs Blut, wie allen zu den wilden Thieren Verurtheilten widerfuhr, und dann röstete man ihre Leiber auf einem glühenden, eisernen Stuhle. Sanktus ward noch einmal nach seinem Namen, Stand und Geschlecht befragt, und wiederholte sein altes Bekenntniß: „Ich bin ein Christ! das ist mein Name, mein Stand, mein Geschlecht und mein Alles.“ Endlich wurden sie auf den Kampfplatz geführt, und den wilden Thieren vorgeworfen. So waren Sanktus und Maturus der Welt zu einem Schauspiel geworden, aber nicht bloß der Welt, sondern, wie der Apostel an jener Stelle weiter spricht, auch den Engeln und den Menschen. Gehöre du auch, lieber Leser, zu den Menschen, welchen der Tod dieser heiligen Märtyrer zu einem Schauspiel wird, daran das Herz sich stärkt zu den Leiden, welchen wir nach Gottes Rath vielleicht auch noch entgegen gehen!

Attalus und Alexander.

„Sei wacker, und stärke das andere, das sterben will.“
(Offenb. 3, 2).

Attalus von Pergamus, ein asiatischer Christ, stand in so großem Rufe, daß er eine Stütze und Säule der Gemeinde genannt ward. Darum war ers auch, den nächst Sanktus und Maturus die ganze Wuth der Heiden auf sich zog. Nachdem das Volk sich an der Marter dieser beiden Blutzegen und vieler Andern, deren Namen wir nicht kennen, geweidet hatte, verlangte es mit großem Ungestüm die Herbeiführung des Attalus. Der geprüfte Christ trat mit der Freudigkeit eines guten Gewissens vor, um der Wahrheit Zeugniß zu geben. Er wurde von den Henkersknechten rund um den Schauplatz geführt, während man eine Tafel vor ihm hertrug mit der lateinischen Inschrift: „Das ist Attalus, der Christ.“ Die Wuth des Volkes forderte seine augenblickliche Hinrichtung. Als aber der Statthalter in Erfahrung brachte, daß er römischer Bürger sei, ließ er ihn vorerst ins Gefängniß zurückführen, um sich vom Kaiser Verhaltungsbefehle in Betreff Solcher einzuholen, die das römische Bürgerrecht besaßen. Der Aufschub, der dadurch in den Hinrichtungen überhaupt eintrat, sollte nicht ohne besondern Segen für die Kirche seyn. Denn in dieser Zwischenzeit wurden jene Abtrünnigen, deren wir im Eingange gedacht haben, wieder zu Christo zurückgeführt. Attalus wurde durch Gottes Gnade zu einem wirksamen Werkzeuge der Umkehr und Erneuerung ihrer Herzen. Außer ihm wird aber noch ein kräftiger Zeuge der Wahrheit des Evangelii genannt, nämlich Alexander, ein Arzt aus Phrygien, ein Mann voll apostolischen Geistes, der bereits lange Zeit im südlichen Frankreich gewohnt hatte. Als die Abgefallenen, wie wir schon erzählt haben, zum neuen Verhör geführt wurden, stand er in der Nähe des Richterstuhles, und munterte sie durch Winke und Geberden auf, standhaft den Glauben zu bekennen. Man sah es seinen Gesichtszügen an, wie er um dieser Brüder willen im Geiste Geburtschmerzen litt. Und als nun die Sache der einstigen Verläugner zur Ehre des Herrn einen so glorreichen Umschwung nahm, da verklärte sich sein Gesicht immer mehr. Das Volk aber wurde haltlos wüthend, und klagte laut den

Alexander als die Ursache dieser unerwarteten Wendung an. Er ward vor den Statthalter geschleppt, und bekannte sich auf dessen Frage freimüthig zum Christenthum. Der Statthalter wollte dem Volke zu Willen seyn, und verurtheilte nicht bloß ihn, sondern auch den Attalus, daß sie den wilden Thieren vorgeworfen werden sollten. Schon am folgenden Tage ward dies Urtheil an ihnen vollstreckt, nachdem sie die gewöhnliche Reinigung auf der Schaubühne ausgehalten hatten. Ihr Kampf war schwer. Als Attalus im eisernen Stuhle versengt wurde, sagte er zum Volke: „Das, was ihr jetzt thut, heißt Menschen verzehren; wir aber verzehren unsere Mitmenschen nicht, und thun auch sonst nichts Böses.“ Die wilden Thiere fielen über ihn her, und zerrissen seinen Leib, aber tödteten ihn nicht. Endlich ward er vom Henker erstochen. Alexander ließ weder ein Wort, noch einen Senfzer hören, sondern redete in seinem Herzen mit Gott. So gingen diese Beiden ein zu ihres Herrn Freude.

Blandina, die Sklavinn, und Ponticus, der Knabe.

„Wir haben aber solchen Schatz in irdischen Gefäßen, auf daß die überschwengliche Kraft sei Gottes, und nicht von uns.“
2 Cor. 4, 7.

Blandina war hier auf Erden eine arme Sklavinn, aber im Reiche der Gnade war sie eine Freie. Der Sohn Gottes hatte sie recht frei gemacht. Sie beschließt die Reihe der Blutzeugen in Lyon und Bienne, und es ist, wie wenn der Fürst dieser Welt das Uebermaß der Gräßlichkeit bis zuletzt aufgespart habe, um wenigstens den Triumph zu genießen, durch Aufbietung aller seiner Kräfte eine schwache Magd des Herrn zum Abfall gebracht zu haben. Doch, es ist ihm nicht gelungen; ja, er sollte an dieser Sklavinn erst recht zu Schanden werden. Ihre Mitchristen, ja ihre eigene Gebieterinn, welche selbst zu der Schaar der Märtyrer gehörte, fürchteten, daß sie wegen ihrer zarten Leibesbeschaffenheit

nicht im Stande seyn würde, die gegen sie angewendeten Martern zu überstehen, und ein freudiges Bekenntniß abzulegen. Sie wurde aber so mit Stärke angethan, daß ihre Peiniger, die sich vom Morgen bis zum Abend an ihr zerarbeiteten, von ihrer Henskerarbeit ermattet abstehen und bekennen mußten, daß ihr ganzer Vorrath von Peinigungsmitteln erschöpft sei. Sie mußten laut ihre Verwunderung aussprechen, sie noch am Leben zu sehen, da doch ihr ganzer Leib zerrissen, und Eine große Wunde war. Jede einzelne Art der Peinigung wäre nach menschlichem Dafürhalten schon hinreichend gewesen, sie zu tödten, wie viel mehr diese ganze Menge der ausgesuchtesten Folterqualen. Aber Gott wollte sich an diesem schwachen Gefäße verherrlichen, und gab seiner demüthigen Magd immer wieder frische Kräfte. Man sah es ihr an, daß es unter den fürchtbarsten Schmerzen eine offenbare Erquickung für sie war, sagen zu dürfen: „Ich bin eine Christin, und es wird nichts Böses unter uns begangen.“

Als die schon erwähnten Blutzengen den wilden Thieren vorgeworfen wurden, ward mit ihnen auch Blandina zu gleichem Schicksal auf den Kampfplatz geführt, und hier an einen Pfahl gebunden. Da sah man sie, in brünstiges Gebet versenkt, mit ausgebreiteten Armen und gen Himmel gerichteten Blicken stehen. Es war ein Anblick, der die übrigen Streiter in ihrem Kampfe mächtig stärkte; denn sie sahen in ihrer Schwester ein Abbild dessen, der für uns gekreuzigt ist, und empfanden die freudige Gewißheit, daß Alle, die für Christi Ehre leiden, Gemeinschaft mit dem lebendigen Gotte haben. Es schien, als ob selbst die wilden Thiere sich scheuten, diesem geheiligten Gefäße des göttlichen Geistes zu nahen. Keins rührte sie an, und man mußte sie vom Pfahle wieder abbinden. Sie ward aufs Neue ins Gefängniß geworfen, und zu einem künftigen Kampfe aufgespart.

So oft indeß ein Christ gemartert, oder zum Tode verurtheilt wurde, ward auch Blandina wieder hervorgeführt, damit sie die Todesnoth ihrer Brüder schauen sollte, ob nicht endlich doch ihr Herz weich werden, und ihr Muth sinken würde. Aber die Magd des Herrn blieb standhaft, und wankte nicht. So hatte sie bereits alle jene Glaubenshelden triumphiren sehen, deren Geschichte wir erzählt haben, als endlich der Tag ihrer unvergänglichen Ehre nahte. Mit Ponticus, einem zarten Jünglinge von funfzehn Jahren, ward sie zum letzten Male vorgeführt. Man befahl ihnen noch einmal, vor den Götzen zu schwören. Da sie sich wiederum auf das Festeste weigerten, wurden Beide aufs

Neue den unerhörtesten Peinigungen unterworfen. Blandina aber wies unaufhörlich ihren Mitstreiter auf die unvergängliche Krone der Herrlichkeit hin, die ihrer wartete, und nicht vergebens. Der Jüngling blieb standhaft, bis er endlich nach vielen Beweisen der heldenmüthigsten Geduld den Peinigungen unterlag, und seinen seligen Geist in die Hände dessen befahl, dem er getreu geblieben war bis zum Tode. Und nun war die gebenedeite Magd des Herrn allein noch übrig, und sollte, nach dem sie so viele Brüder und Schwestern gestärkt, und in die ewige Heimath voraus geschickt hatte, als die Letzte von Allen ihren glorreichen Einzug in die Freude ihres Herrn halten. Nachdem sie Geißelschläge, die Hitze des glühenden Stuhles, und die Bisse der wilden Thiere ausgehalten hatte, wurde sie in ein Netz gethan, und so einem wilden Stiere vorgeworfen, der sie mit den Hörnern durchbohrte, und endlich ihr Märtyrerthum vollendete. Selbst die Feinde bekannten, daß noch nie ein schwaches Weib solche Qualen ausgehalten habe. Das ist die Geschichte der Blutzegen zu Lyon und Vienne.

Und doch war die Raserei der Feinde des Kreuzes Christi noch nicht gesättigt. Sie fingen jetzt einen neuen Krieg gegen die irdischen Ueberreste der Märtyrer an. Die Leichname derer, die in den Gefängnissen gestorben waren, wurden den Hunden vorgeworfen, oder Tag und Nacht bewacht, damit nicht ihre Anhänger sie heimlich begraben möchten. Dasselbe geschah mit dem, was die wilden Thiere und das Feuer noch übrig gelassen hatten. Viele Heiden knirschten noch mit den Zähnen gegen diese Gebeine, als könnten sie denselben ihre Bosheit noch fühlen lassen. Andere höhnten und spotteten, indem sie laut ihre Götzen priesen, die sich, wie sie wähten, an den Bekennern Christi gerächt hatten. Und selbst die milderen Herzen, welche Mitleiden mit den Qualen der Christen geäußert hatten, sprachen jetzt: „Wo ist nun ihr Gott? Und was haben sie doch von ihrer Religion, die sie höher, als ihr Leben, geachtet haben?“ Endlich, nach sechs Tagen unausgesetzten Bewachens, als obs von der größten Wichtigkeit gewesen wäre, daß diese Gebeine unbegraben blieben, wurden alle Ueberreste sorgfältig gesammelt, auf einen Haufen geworfen, und verbrannt. Die Asche aber streute man in die Rhone, welche durch Lyon fließt, damit auch kein Theilchen der Gemordeten auf der Erde zurückbleiben sollte. Das thaten aber die Heiden, um gegen Gott zu streiten. Sie wollten die Auferstehung dieser Leiber unmöglich machen, und den Christen die

Hoffnung eines zukünftigen Lebens rauben. Denn sie meinten, der Glaube an die Auferstehung ließe die Christen alle Dualen verachten, und gebe ihnen die wunderbare Freude, mit welcher sie dem Tode entgegen gingen. Nun wollten sie sehen, ob der Gott der Christen ihnen helfen, und sie aus ihrer Hand erretten könne.

O, die blöden Thoren, die wider Gott streiten wollten! Wohl war die Gemeinde betrübt, daß ihr nicht vergönnt war, die Gebeine ihrer Märtyrer zu begraben; aber sie wußte, daß der große Tag kommen wird, da auch das Meer die Todten heraus giebt, die darinnen sind. Off. 20, 13. Wie wenig es aber diesen Heiden gelungen ist, die Siege des Kreuzes aufzuhalten, das hat die Geschichte gelehrt. Ihre blinde Wuth hat nur zur Verherrlichung des Namens Christi dienen müssen. Wie die Wellen der Rhone die Asche der Märtyrer hinab in das Weltmeer getragen haben, so hat sich das Gedächtniß ihres Namens, als ein süßer Geruch, durch die Kirche aller Zeiten verbreitet, und so lange noch Bekenner Christi auf Erden wohnen, werden sie ihnen ein leuchtendes Vorbild des heldenmüthigsten Glaubens und der demüthigsten Liebe seyn, welchen nachzufolgen, der Herr auch dir, lieber Leser, seines heiligen Geistes Beistand verleihen wolle!

Epipodius und Alexander.

(† 178.)

„Wer überwindet, dem will ich geben, mit mir auf meinem Stuhl zu sitzen.“ Offenb. 3, 21.

Ein Jahr war nach den Geschichten verflossen, die wir so eben erzählt haben, und die Heiden frohlockten laut, daß der Name Christi endlich ausgetilgt sei. — Da wurden zwei Jünglinge, Epipodius und Alexander, dem Statthalter als eifrige Christen angegeben. Dieser, voll Begierde, die letzten Reste dieser verhaßten Religion zu vertilgen, befahl sogleich ihnen nachzuspüren, und sie vor ihn zu bringen.

Alexander war von Geburt ein Grieche, Epipodius ein Eingeborner der Stadt Lyon. Als Knaben zusammen aufgewachsen, hatte sich schon frühe ein enges Freundschaftsband um sie geknüpft. Von edlen Aeltern zum Christenthum erzogen, machten sie bei ihrer stets wachsenden Eintracht auch in allen Wissenschaften kräftige Fortschritte. Was aber mehr als alles Wissen gilt, sie hatten Christum von Herzen lieb, und ermunterten sich gegenseitig zur Standhaftigkeit im Glauben. Als die Verfolgung losbrach, standen beide noch in der frischesten Blüthe der Jugend. Sie fürchteten den Tod zwar nicht, aber suchten ihn auch nicht in blinder Vermessenheit, — sondern flüchteten Beide in ein entferntes Bergdorf, in der Nähe von Lyon, wo sie sich in der Hütte einer frommen, christlichen Wittwe verbargen. Hier blieben sie längere Zeit unentdeckt, bis endlich die Wuth ihrer Feinde sie auch in diesem stillen Versteck zu finden wußte. Sie wurden von den Häschern ergriffen, als sie eben durch ein enges Pförtchen weiter fliehen wollten.

Da der bloße christliche Name ein Verbrechen war, warf man sie sofort in den Kerker, und führte sie nach drei Tagen mit auf den Rücken gebundenen Händen vor den blutdürstigen Richter. In Gegenwart eines vor Wuth schäumenden Volkes frug dieser sie um Stand und Namen. Sie bezeugten unerschrocken, daß sie Christen seien. Da ergrimmete der Richter, und unter dem tobenden Geschrei des Volkes, bedrohte er sie mit den zornigen Worten: „Also auch jetzt noch verharret ihr darauf, den unsterblichen Göttern zu widerstehen? Auch jetzt tretet ihr die Gebote des Kaisers mit Füßen? Wo sind die Foltern, welche wir schon angewendet haben? Wo die Kreuze, wo die Schwerter, wo die wilden Thiere, wo die feurigen Zangen? Wo die bis über die Grenzen des Todes hinaus verlängerten Martern? Vertilgt sind jene Menschen; nicht einmal Gräber sieht man von ihnen, und doch lebt das Andenken Christi? O ihr Missethäter, wie konntet ihr euch erköhnen, noch in dieser verbotenen Religion zu verharren? Aber ihr sollt für eure Vermessenheit bestraft werden!“

Damit sich jedoch die beiden Freunde nicht gegenseitig durch Worte, oder Winke stärken könnten, ließ er den etwas älteren und stärkeren Alexander fortschaffen, und wollte den Epipodius allein vornehmen, den er für weicherziger hielt. Mit der List der alten Schlange suchte er ihn durch glatte Worte vom Glauben abwendig zu machen. „Bedenke deine Jugend!“ sagte er. „Es

wäre nicht recht, wenn du auf deinem bösen Vorsatze beharrtest, und zu Grunde gingest. Wir ehren die Götter in Fröhlichkeit, in Gastmahlen, in Gesängen, Spielen und lustigen Scherzen; ihr aber verehret einen gekreuzigten Menschen, dem die nicht gefallen, welche Solches genießen, der die Fröhlichkeit verwirft, und alle sinnlichen Vergnügungen verdammt, der eine traurige Keuschheit gebietet. Was kann aber der dir Gutes thun, der sich selbst gegen die Nachstellungen der elendesten Menschen nicht schützen konnte? Siehe, das Alles stelle ich dir darum vor, daß du jene Strenge ablegest, und in Fröhlichkeit und Freude in deinem Jünglingsalter die Glückseligkeit dieses Lebens genießeest!"

Darauf entgegnete Epipodius: „Die Liebe Christi und die Kraft unseres Glaubens hat mir solche Waffen in die Hand gegeben, daß die Vor Spiegelungen deines Mitleidens meinen Sinn nicht beugen können. Mit euch zu leben, ist der ewige Tod! Du weißt nicht, daß unser Herr Jesus Christus, von dem du sagst, daß er gekreuziget sei, wieder auferstanden ist, und uns ein ewiges Himmelreich bereitet hat. Doch, wenn du auch diese höchsten Dinge nicht begreifst, so wirst du doch das verstehen, was ich jetzt sage. Unsere Seele hat die Herrschaft! Den Leib halten wir in der Dienstbarkeit. Jene Schändlichkeiten, womit ihr eure Götzen ehret, ergötzen die Glieder des Leibes, aber die Seele tödten sie. Was aber ist das für ein Leben, bei welchem der bessere Theil Schaden leidet? Wir kämpfen für die Seele gegen die Laster. Euer Gott aber ist der Bauch, und wenn ihr euch satt gestopft habt, ist euch, gleich den Thieren, der Tod bloß das Ende des gegenwärtigen Lebens. Wir aber, die wir von euch dem Leibe nach getödtet werden, verlassen bloß das zeitliche, und gehen in das ewige Leben ein!" Der Richter, obschon er durch diese Antwort von Staunen und Bewunderung ergriffen ward, gab doch dem Stachel seines Zornes nach, und befahl, das Werkzeug dieser wunderbaren Beredsamkeit, nämlich den Mund des Jünglings, mit Faustschlägen zu zerschmettern. Diese Mißhandlung machte aber den muthigen Zeugen nur noch glaubensföhner, und er redete mit bluttriefenden Lippen weiter: „Ich bekenne, daß Christus mit dem Vater und heiligen Geiste Gott ist. Dem gebe ich meine Seele hin, der mein Schöpfer und Erlöser ist. Denn du kannst durch den Tod mir mein Leben nicht nehmen; sondern, so du mich tödtest, wird die Seele zu ihrem Schöpfer heimkehren!"

Jetzt ward Epipodius auf die Folterbank gebunden, und

die auf beiden Seiten stehenden Schergen mußten seine Seite mit eingedrückten Krallen zerfleischen. Das Volk aber erhob ein furchtbareß Geschrei, und verlangte, daß er ihm zur Steinigung übergeben werde, oder, daß sie ihn gliedweise zerreißen dürften. Um die Wuth der Rasenden nicht zu neuen Gewaltthatigkeiten aufzureizen, ließ der Richter den Gemarterten vom Richtplatze abführen, und schnell mit dem Schwerte tödten. —

Drei Tage danach ward auch Alexander zum letzten Urtheil vor den Richter geführt. Dieser fuhr ihn an: „Wir haben die Befenner Christi so verfolgt, daß du allein noch übrig geblieben bist; denn auch der Gefährte deiner Thorheit ist unterlegen. Darum bedenke, was du thust, und verehere die unsterblichen Götter durch Anzündung des Weihrauchs!“ Alexander antwortete: „Du stärktest mich trefflich zur Gottseligkeit. Glaubst du denn, daß diese Seelen, die du gemartert hast, vernichtet sind? Sie besitzen den Himmel; doch ihre Verfolger sind in diesem Kampfe zu Grunde gegangen. Der christliche Name kann nicht vertilgt werden; denn er ist von Gott selbst gegründet. Unser Gott besitzt den Himmel, den er gemacht; er hält die Erde in seiner Hand, und beherrscht die Hölle. Und, weil ich nun weiß, daß mein lieber Bruder in der höchsten Freude wohnt, trete ich meinen Weg dorthin viel sicherer an. Ich bin ein Christ, war es immer, und werde es zur Ehre Gottes auch künftig seyn. Du aber peinigst meinen Leib! Meine Seele wird der bewahren, und aufnehmen, der sie mir gegeben hat.“ Wüthend vor Zorn und Scham, befahl der Richter, daß Alexander ausgedehnt, und von drei Knechten die sich abwechseln mußten, geißelt werde. Der Glaubensheld ließ unter dieser Marter kein Wort einer muthlosen Klage hören, sondern flehte nur immer Gott um Beistand an. Als er aber trotz des unaufhörlichen Geißelns so standhaft blieb, sagte der Richter: „Die Christen sind in den Wahnsinn verfallen, daß sie durch Ertragung der Martern ihre Verfolger besiegt zu haben glauben; darum muß man mit ihnen schnell ein Ende machen. So soll denn Alexander sofort ans Kreuz geschlagen werden.“ Auf diesen Urtheilsspruch nahmen ihn die Henker, und schlugen ihn an das Zeichen unseres Heils. Doch haben die Leiden des Märtyrers nicht mehr lange gedauert; denn sein Leib war durch die Geißelhiebe so zerfleischt, daß das Fleisch von den Rippen gelöst, und das Eingeweide aus seiner Höhle geschlagen war. Der bis zum Tod Erschöppte rief mit den letzten Kräften den Herrn an, und hauchte dann seinen müden Geist aus. Die Leichname

der beiden, im Leben unzertrennlichen Freunde vereinigte nach dem Tode Ein Grab. Denn die Christen nahmen sie heimlich, und begruben sie an einen einsamen Ort.

Symphorianus.

(† im Jahre 180.)

„So wissen wir nun, daß ein Göze nichts ist in der Welt.“
1 Cor. 8, 4.

Nicht weit von Lyon, am Saoneflusse im Lande Burgund, liegt die Stadt Autun, die ehemals Augustodunum, oder Aedua hieß. Hier lebte um das Jahr 180, also drei Jahre nach der Christenverfolgung in Lyon und Bienne, ein Jüngling, Namens Symphorianus. Sein Vater hieß Faustus, und er stammte aus einer altadligen, christlichen Familie. In allen Künsten und Wissenschaften wohl unterrichtet, stond er in frischblühender Jugendkraft, und, was vor Gott mehr gilt, als dies Alles: sein Gemüth war tief, rein und unbefleckt. Seine Vaterstadt war von Alters her ein berühmter Sitz heidnischer Religion, mit einer großen Anzahl von Gözentempeln. Mit besonderer Vorliebe wurde die Verehrung der Göttinn Berecynthia, des Apollo und seiner Schwester Diana getrieben. Als nun im Jahre 180 ein großes Fest zu Ehren der Berecynthia gefeiert ward, kam eine große Menge Volkes in der Stadt zusammen, und das Bildniß der Göttinn wurde, unter dem Jubel der lärmenden Menge, auf einem prachtvollen Wagen durch die Straßen gefahren. Alles fiel auf die Kniee, nur Symphorianus hielt es für gewissenlos, einen solchen abgöttischen Gebrauch mitzumachen, wandte sich von dem Bilde ab, und betete nicht an. Das erbitterte Volk ergriff ihn, und führte ihn vor den römischen Consul Heraklius. Dieser frug den Angeklagten zuerst nach Namen und Stand. Der Jüngling bekannte nnerschrocken: „Ein Christ bin ich, und Symphorianus heiße ich.“ Da erwiderte der Richter: „Ein Christ bist du? Also bist du unserer Aufmerksamkeit entgangen; denn bei uns wird dieser Name nicht mehr bekannt. Warum

hast du das Bild der mütterlichen Göttinn so gottlos verachtet?" Symphorianus entgegnete mit festem Tone: „Ich habe dir schon gesagt, daß ich ein Christ bin. Ich bete den wahren Gott an, der im Himmel herrscht, doch dein Gözenbild nicht. Ja, ich will es, wenn du es zulässest, eigenhändig mit einem Hammer zerschmettern.“ Darauf rief der Richter: „Dieser ist nicht nur ein Gotteslästerer, sondern auch ein Rebbe! Man sehe in den Registern nach, ob er ein Bürger dieser Stadt ist!“ Das Register wies aus, daß er aus einer der edelsten Familien in der Stadt stammte. Da wendete sich Heraklius mit milderem Wort zu ihm: „Symphorian, edler Jüngling, wie hast du doch dieser Lüge zufallen können? Weißt du etwa nicht, was das Gebot des Kaisers bestimmt? Man lese ihm das Gesetz vor!“ Es geschah; und, nach Vorlesung des strengen, kaiserlichen Gebotes, redete der Richter weiter: „Was antwortest du hierauf, Symphorianus? Du bist eines doppelten Verbrechens schuldig. Du hast eine Gotteslästerung, begangen, und des Kaisers Gebot übertreten. Darum, wenn du den Gesetzen nicht genug thust, so wirst du dein Verbrechen durch dein Blut sühnen müssen!“ Der Jüngling entgegnete, nachdem er nochmals auf die Nichtigkeit des Gözendienstes hingewiesen hatte: „Die dem Namen unseres Gottes treu bleiben, macht er lebendig; die Untreuen tödtet er. In seinem Bekenntnisse beharre ich, und werde so in den Friedenshafen meines ewigen Königs eingehen.“

Als der Richter sah, daß Symphorianus seinen Befehlen nicht gehorchte, befahl er den Schergen, ihn zu geißeln, und dann in den Kerker zu werfen. Nach einigen Tagen ließ er ihn wieder vor sich führen. Es war jetzt der frischblühende Jüngling nicht mehr. Die Martern hatten seinen Leib entstellt. Die festen Bande saßen nun locker um seine Glieder. Durch Nachlassung der Muskeln war die Haut zusammen geschwunden. Im Blick auf seinen Zustand sagte der Richter: „Symphorianus, wie viel besser thätest du doch, wenn du den unsterblichen Göttern dienstest! Und wisse, wenn du nicht heute vor dem Bilde der mütterlichen Göttinn niederfällst, so mußt du gewiß sterben. Darum, wenn du willst, wollen wir ihren Altar mit Blumenkränzen zieren, und du bringe das ihr würdige Opfer!“ Der Christ entgegnete: „Unsere Schätze sind ewig in Christo, und können durch keine Gewalt von uns genommen werden. Eure Freuden zerbrechen wie das von dem Glanze der Sonne zerspringende Glas. Unser Gott allein sichert uns die Seligkeit!“ Da gerieth der Richter in Zorn,

und befahl dem Jünglinge zum letzten Male, zu opfern. Doch der erwiederte: „Den allmächtigen Gott, meinen Schöpfer, fürchte ich; ihm allein diene ich. Du aber hast meinen Leib wohl auf eine Zeit in deiner Gewalt, meine Seele jedoch nie und nimmermehr.“ Nun sprach Heraklius das Endurtheil. Er erklärte ihn des doppelten Verbrechens der Gotteslästerung und des Ungehorsams gegen die Staatsgesetze schuldig, und verurtheilte ihn zur Enthauptung. Betrost ging der Jüngling zum Tode. Auf dem Wege ward ihm noch eine Glaubensstärkung. Seine Mutter stand auf der Mauer der Stadt, an welcher er vorüber mußte. Als er in der Mitte der Fenster daherschritt, rief sie ihm mit lauter Stimme zu: „Mein Sohn, mein Sohn, Symphorianus! Höre zu, was deine Mutter sagt! Behalte den lebendigen Gott in deinem Herzen! Fürchte diesen Tod nicht! denn er führt dich gewißlich ins Leben. Sohn, mein Sohn! hebe dein Herz hinauf! Siehe den an, der im Himmel herrscht! Heute wird dir nicht das Leben genommen, heute wird dir das wahre Leben gegeben werden!“ So sprach eine Mutter, als der Sohn ihres Leibes zum blutigen Märtyrertode an ihr vorübergeführt ward. Ganz übergossen vom Strome seines hellen Blutes haben verborgene Bekenner des Herrn seinen Leichnam heimlich aufgehoben, und ihn in der Stille bestattet.

Apollonius.

(† im Jahre 185.)

„Er bekannte, und läugnete nicht.“ Joh. 1, 20.

Das Seufzen seiner Kinder war zu Gott hinaufgestiegen; und wie er uns nie über unser Vermögen versucht werden läßt, so gewährte er auch ⁹ jetzt seiner zertretenen Kirche wieder eine Zeitlang Ruhe. Der Kaiser Markus Aurelius starb, und sein Nachfolger, Commodus, bezeugte sich den Christen günstig. Es war dies sonderbar genug; denn dieser Kaiser war sonst ein sehr lasterhafter und ruchloser Mensch. Unserm Herrn aber müssen oft auch die Bösesten zur Erreichung seiner heiligen Absichten dienen. Indessen fehlte noch viel, daß schon ein förmliches

Gesetz zum Schutze der Christen erlassen worden wäre. Vielmehr regte sich die Wuth der Heiden doch immer wieder; und der Herr Christus hat auch unter des Commodus Regierung seine Blutzegen gehabt. Der Bedeutendste unter ihnen ist Apollonius, ein Senator in der Hauptstadt Rom. Das Wenige, was wir von ihm wissen, berichtet uns der alte Kirchengeschichtsschreiber Eusebius. Er erzählt Folgendes: „Zur Zeit des Commodus fanden sich unsere Angelegenheiten in einem ruhigern Stande. Durch Gottes Gnade hatten alle Kirchen im ganzen Lande Frieden. Da hat denn die Predigt des Heils viele Menschen zu Gott geführt, so daß auch in Rom eine große Zahl durch Geburt und Wohlstand ausgezeichneten Männer mit ihrem ganzen Hause zur Gemeinde hinzu gethan wurde. Dieses Wachsthum des Reiches Gottes konnte der Teufel nicht ertragen. Er waffnete sich gegen uns mit allerlei neuerfundener List. So wurde, unter Andern, durch die Anklage eines der verworfensten Menschen ein vornehmer Mann zu Rom, Namens Apollonius, vor Gericht gebracht. Dem Elenden bekam indeß seine Angeberei übel genug. Nach einem Edikte des Kaisers war auf solche böswilligen Angaben die Todesstrafe gesetzt. Die wurde denn auch an diesem Angeber vollstreckt, nachdem man ihm vorher die Beine gebrochen hatte. Nun stand aber zu Rom noch ein altes Gesetz in Kraft, nach welchem ein Christ, wenn er einmal vor Gericht gestellt war, nicht anders freigesprochen werden durfte, als wenn er seinen Glauben verläugnete. Apollonius ward von seinem Richter mit vielen Bitten beschworen, dem Christenthum zu entsagen, doch vergeblich. Er legte vor dem versammelten Senate in einer herrlichen Rede ein offenes Zeugniß ab von der Hoffnung, die in ihm war, und wurde darauf zur Todesstrafe verurtheilt.

Eusebius sagt nun weiter:

„Wer übrigens alles, was er vor Gericht ausgesagt, und die Rede, die er vor dem Senate zur Vertheidigung unsers Glaubens gehalten hat, kennen lernen will, findet dies Alles in unserer Sammlung der Leidensgeschichten der alten Märtyrer.“ Die hier erwähnte Sammlung ist indeß nicht bis auf uns gekommen. So können wir denn auch von Apollonius nichts weiter berichten. Doch geht aus dem Angeführten hervor, daß er bei seinen Zeitgenossen in treuem und heiligem Gedächtniß gestanden haben muß; wie denn auch die Kirche einen besondern Tag, nämlich den 18. April, zur Feier seines Andenkens bestimmt hat.

Die Christenverfolgung unter dem Kaiser Septimius Severus.

Der Kaiser Septimius Severus, der von 193 bis 211 regierte, war anfangs den Christen günstig, ja er schützte sie in Rom selbst gegen die Ausbrüche der Volkswuth; aber doch waren die alten Gesetze nicht aufgehoben, so daß trotzdem in einzelnen Provinzen des weiten Reiches heftige Verfolgungen ausbrechen konnten. Bald jedoch änderte der Kaiser seinen Sinn gänzlich, und erließ ein neues Gesetz, durch welches der Uebtritt zum Christenthume bei schweren Strafen verboten wurde. Kaum war dies geschehen, als auch die Christenverfolgungen in erneuerter Wuth begannen. Ja, in manchen Gegenden wurden dieselben so heftig, daß man die Vorzeichen der nahen Erscheinung des Antichrists in ihnen zu erblicken glaubte. Diese Lage der Christen dauerte im Allgemeinen auch unter der Regierung seines Nachfolgers, des wahnsinnigen Kaisers Caracalla fort, der von 211 bis 217 regierte, obgleich dieser zu keinen besondern Verfolgungen Anlaß gab.

Es hing indeß damals Alles von der Gesinnung der Statthalter der einzelnen Provinzen ab. So verschieden dieselbe war, so verschieden war auch das Loos der Christen, die unter ihrer Herrschaft standen. Milder gesinnte Männer suchten selbst Auskunfts Mittel, um die Christen der Volkswuth zu entziehen; Andere dagegen wütheten aus persönlichem Hass gegen sie, oder wollten dem Volke zu Willen seyn. In einigen Gegenden fiel's auch vor, daß manche Christen, oder auch ganze Gemeinen, sich von den habüchtigen Behörden durch Geld die Erlaubniß zur unge störten Ausübung ihres Gottesdienstes erkaufen. Die Gesamtheit der Christen billigte aber ein solches Verfahren nicht. Es schien ihnen der Ehre des christlichen Namens nicht angemessen, und man fürchtete auch mit Recht, daß die Habsucht und Lüsternheit der heidnischen Gewalthaber nur immer mehr gereizt werden würde.

Schicken wir uns nun an, das Leben und Leiden einzelner Märtyrer aus der Verfolgungsgeschichte dieser Zeit näher zu betrachten.

Irenäus, Bischof von Lyon.

(gest. 202.)

„Vertraget einer den Andern in der Liebe, und seid fleißig, zu halten die Einigkeit im Geist, durch das Band des Friedens. Ein Leib und ein Geist, wie ihr auch berufen seyd auf einerlei Hoffnung eures Berufes. Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unser Aller.“ (Epheser 4, 2–6.)

Schon bei der Lebensgeschichte des frommen Bischofs Polykarpus von Smyrna haben wir seines Schülers Irenäus kurze Erwähnung gethan. Es ist nicht genau bekannt, um welche Zeit er es aus Asien nach Gallien, dem heutigen Frankreich, herüber gekommen ist. Wir wissen nur, daß er zur Zeit der schweren Verfolgungen in Lyon Priester dieser Kirche war, und daß er nach dem Märtyrertode des ehrwürdigen Pothinus Bischof der damals so hart bedrängten Gemeinde wurde.

Irenäus war ein klarer, besonnener Streiter des Herrn, und zeichnete sich durch seinen Eifer für Erhaltung der Reinheit und Einfalt der christlichen Lehre aus. So bekämpfte er in einer besondern Schrift: „Widerlegung der falschen Erkenntniß,“ die gnostischen Irrlehren, deren Verbreitung in der Kirche des Herrn er mit tiefer Bekümmerniß betrachtete. Die Anhänger dieser Irrlehren, welche man Gnostiker nannte, wollten sich nämlich an der einfachen und kindlichen Lehre des Evangeliums nicht mehr genügen lassen, sondern hatten allerlei Grübeleien mit hineingemengt. Sie gingen davon aus, daß die wahre Erkenntniß nur das Eigenthum der Weisen sey, und daß sich daher das gemeine Volk zu derselben nicht erheben könne. Es ging aber von ihnen der Spruch in Erfüllung: „Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden.“ Auch waren sie unter sich selbst nichts weniger, als einig. Gegen diese Gnostiker nun trat Irenäus in der angeführten, vortrefflichen Schrift mit dem Ernste und der Schärfe eines gottesleuchteten Sinnes auf, und machte alle ihre Lügen zu Schanden.

Gewiß aber hört der Leser den frommen Mann gern selbst reden, und wir führen darum eine Stelle aus einem Briefe von

ihm an, den er an einen Jugendfreund, Florinus, schrieb, als er vernommen hatte, daß auch dieser von dem Scheine jener Irrlehre sich habe blenden lassen. „Solche Lehren,“ sagt er, „haben uns die Ältesten, die noch mit den Aposteln des Herrn umgegangen sind, nicht überliefert. Als ich noch ein Knabe war, sah ich dich in Kleinasien bei dem Polykarpus. Ich führe das, was damals geschehen ist, mehr in meinem Gedächtnisse, als das, was jetzt geschieht. Ich kann den Ort noch beschreiben, an welchem der selige Polykarpus saß und lehrte. Sein Ein- und Ausgehen, seine Lebensweise, seine Körpergestalt, und die Vorträge, welche er an die Gemeinde hielt, Alles ist meiner Seele gegenwärtig. Und was er von seinem Umgange mit Johannes und den Uebrigen, welche den Herrn gesehen hatten, erzählte, die Reden, Wunder und Thaten des Herrn, welche er von ihnen vernommen, wie stimmte das Alles mit der heiligen Schrift überein, weil er es von den Augenzeugen seines Lebens empfangen hatte! Ich kann aber vor Gott bezeugen, wenn der selige, apostolische Mann Solches gehört hätte, er würde aufgeschrien, sich die Ohren verstopft und nach seiner Gewohnheit gesagt haben: „„O, mein guter Gott, auf welche Zeiten hast Du mich aufbewahrt, daß ich das aushalten muß!““ Und er würde von dem Orte, wo er, sitzend oder stehend, solche Reden gehört hätte, hinweg gestochen seyn.“

So streng Irenäus an allen wesentlichen Wahrheiten des Christenthums festhielt, eben so gab er bei Streitigkeiten über unwesentliche Dinge dem Geiste der Mäßigung und des Friedens Raum. Nach diesem Grundsatz handelte er auch, als der römische Bischof Viktor in dem erneuerten Streite über die Zeit der Feier des Osterfestes den Gegnern die Kirchengemeinschaft aufgekündigt hatte. Er schrieb im Namen der Gemeinden zu Lyon und Vienne einen Brief an ihn, in welchen er ihm das Beispiel seines Vorgängers Aniket, von welchem schon bei Polykarpus die Rede gewesen ist, zur Beschämung vorhielt, und zu beweisen suchte, daß die Verschiedenheit in solchen äußern Einrichtungen die Eintracht des Glaubens nur um so stärker hervorleuchten lassen müsse. Er sagt unter Andern: „Die Apostel haben verordnet, daß wir Niemand Gewissen machen sollen über Speise, oder Trank, oder bestimmte Feiertage, oder Neumonde oder Sabbathe. Woher also die Streitigkeiten, woher die Spaltungen? Wir feiern Feste, aber im Sauerteige der Bosheit und der Schalkheit, indem wir die Kirche Gottes zerreißen, und wir

halten an dem Aeußerlichen fest, um das Höhere, Glauben und Liebe, fahren zu lassen.“

Irenäus hat dieses Höhere, seinen Glauben und seine Liebe, um das Jahr 202 durch den Märtyrertod versiegelt. Die Berichte jedoch über die näheren Umstände seines Todes sind leider frühzeitig verloren gegangen, so daß wir uns an den Nachrichten über sein Leben und Wirken genügen lassen müssen.

Potamiäna in Alexandrien.

(gest. um 200 n. Chr.)

„Sie haben überwunden durch des Lammes Blut, und durch das Wort ihres Zeugnisses; und haben ihr Leben nicht geliebet bis an den Tod.“ (Off. Joh. 12, 11.)

Unter der Regierung des Kaisers Severus war Aquila, ein persönlicher Feind der Christen, Statthalter von Egypten. Er ließ die Christen überall im Lande aufsuchen, nach der Hauptstadt Alexandrien schleppen, und unter unsäglichen Martern hinrichten. Unter den, durch ihn Gott zu einem süßen Geruche geopfert, standhaften Bekennern Jesu Christi, führen wir die durch Geistes- und Leibes Schönheit gleich ausgezeichnete, züchtige Jungfrau Potamiäna an. Sie war die Magd eines ausschweifenden Herrn, der sie durch Bitten und große Versprechungen zur Sünde zu verführen suchte. Da aber die Jungfrau in der Kraft Gottes standhaft allen seinen Lockungen widerstand, wurde er so zornig, daß er sie bei Aquila als Christin angab. Dieser ließ sie am ganzen Leibe auf das Grausamste peitschen, und dann vor ihren Augen in einem großen Kessel Wech siedend machen. „Jetzt geh' und thue den Willen deines Herrn,“ fuhr er sie an, „wo nicht, so lasse ich dich in diesen Kessel werfen.“ Die Christin antwortete: „Das verhüte Gott, daß ein Richter so ungerecht seyn könnte, mir zu befehlen, daß ich der Wollust und Lüsternheit dienen sollte.“ Der Richter aber gab dennoch

den grausamen Befehl. Sie wurde von den Sohlen bis zum Scheitel langsam in das siedende Pech versenkt. Erst nach 3 Stunden, als ihr das Pech bis an den Hals ging, gab sie ihren Geist auf. Auch ihre Mutter, Marcella, wurde lebendig verbrannt.

Eine liebliche, schnell empor gereifte Frucht ihres Märtyrertums war die Bekehrung des Soldaten, dem sie zur Bewachung übergeben war. Er hieß Basilides. Ihre Geduld und ihr Muth rührten sein Herz, er nahm Antheil an ihren Leiden, und schützte sie, so gut er konnte, vor den Mißhandlungen des Volkes. Potamiäna dankte ihm, und versprach, nach ihrem Verschenden seiner vor dem Herrn zu gedenken. Kurze Zeit darauf sollte Basilides einen abgöttischen Schwur thun. Er weigerte sich dessen, und bekannte freimüthig Christum. Da er in seinem Bekenntnisse standhaft verharrte, ward er in's Gefängniß geworfen, und starb als Märtyrer den Tod durchs Schwert.

Zwölf Märtyrer aus der Stadt Scillita.

(gest. 200 n. Chr.)

„Darum auch wir, dieweil wir solchen Haufen Zeugen um uns haben, laßet uns ablegen die Sünde, so uns immer anlebt, und träge macht, und laßet uns laufen durch Geduld in den Kampf, der uns verordnet ist, und aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens.“ (Hebr. 12, 1. 2.)

Auch in der Provinz Numidien in Nordafrika wüthete um diese Zeit eine heftige Christenverfolgung. Den damaligen Statthalter dieses Landes, Saturninus, hat später des Herrn Hand getroffen, und ihn seines Augenlichtes beraubt. Im Jahre 200 wurden unter vielen Andern auch zwölf Christen aus der Stadt Scillita vor seinen Richterstuhl geführt. Wir gedenken

unter diesen Zeugen mit Namen der Männer Speratus, Marzalis und Gittinus, und der drei Frauen Donata, Sekunda und Bestina. Der Statthalter sprach zu ihnen: „Ihr könnt vom Kaiser Gnade erhalten, wenn ihr euch zu unsern Göttern befehrt.“ Speratus aber antwortete: „Wir haben nichts Böses begangen, gegen Niemand übel geredet; wir haben für euch gebetet, die ihr uns ungerechter Weise verfolgt. Wir preisen für Alles das den wahren Herrn und König.“ Der Statthalter erwiderte: „Auch wir sind fromm, und wir schwören bei dem Schutzgeiste des Kaisers, unsers Herrn, und wir beten für sein Wohl, was auch ihr thun müßt.“ Speratus darauf: „Ich weiß von keinem Schutzgeiste des Beherrschers dieser Erde, aber ich diene meinem Gott im Himmel, den kein Mensch je gesehen hat, noch sehen kann. Ich habe nie Jemanden etwas entwendet. Ich entrichte meine Abgaben von Allem, was ich kaufe, denn ich erkenne den Kaiser als meinen Herrn; aber anbeten kann ich nur meinen Herrn, den König der Könige, den Herrn aller Völker.“

Als der Statthalter sah, daß er hier nichts ausrichtete wandte er sich an die Genossen des Speratus und warnte sie, der Thorheit desselben zu folgen; sonst würde sie dieselbe Strafe treffen. Da nahm Gittinus das Wort: „Wir fürchten Keinen, als den Herrn, unsern Gott, der im Himmel ist.“ Sie wurden darauf ins Gefängniß zurückgeführt, und in den Stock gelegt. Am andern Tage mußten sie wieder erscheinen. Der Statthalter bemühte sich nun, vorzüglich die Weiber zu erschüttern und ermahnte sie, den Kaiser zu verehren und den Göttern zu opfern. Da sprach Donata: „Dem Kaiser erweisen wir Ehre, wie sie dem Kaiser gebühret; unserm Gotte aber allein Anbetung.“ „Auch ich bin eine Christin!“ rief Bestina. Und Secunda sprach: „Auch ich glaube an meinen Gott, und will ihm treu bleiben. Deinen Göttern dienen wir nicht, und beten sie nicht an.“

Nach diesem muthigen Bekenntniß ließ der Statthalter die Weiber abtreten und die Männer nochmals vor sich kommen. Er wendete sich an Speratus mit den Worten: „Du beharrest, wie ich sehe, dabei, ein Christ zu seyn.“ „Ich vertraue darauf,“ antwortete dieser, „daß ich diese christliche Beharrlichkeit nicht aus eignen Kräften habe, sondern als eine Gabe von Gott.“ Die Andern wiederholten mit ihm freudig und standhaft das Bekenntniß ihres Glaubens. Saturninus bot ihnen eine dreitägige Bedenkzeit an. „In einer so guten Sache,“ erwiderte

Speratus, „bedarf es keiner Bedenkzeit. Wir haben, als wir durch die Gnade der Taufe erneuert wurden, und dem Teufel abjagten, nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, den Dienst Christi nie zu verlassen.

Auf des Statthalters Frage, auf welche Schriften sie ihren Glauben gründeten, antwortete **Speratus**: „Auf die vier Evangelien von unserm Herrn und Heilande Jesu Christo, auf die Episteln des Apostels Paulus und auf alle Schrift, die von Gott eingegeben ist.“ Der Statthalter wiederholte noch einmal sein Anerbieten, ihnen Bedenkzeit zu geben. **Speratus** aber erwiderte: „Ich bin ein Christ und wir Alle sind Christen. Wir lassen nicht von dem Glauben an unsern Herrn Jesum Christum. Thue mit uns, was dir gefällt.“

Darauf wurden sie, weil sie sich als Christen bekannt und dem Kaiser die gebührende Ehre verweigert hätten, zur Enthauptung verurtheilt. Als sie dieses Urtheil vernommen hatten, sprachen sie: „Wir danken Gott, der uns heute würdiget, uns als Märtyrer, die seinen Namen bekennen, in den Himmel aufzunehmen.“ Nach diesen Worten wurden sie abgeführt, knieten nieder, sagten Christo Dank, und wurden enthauptet.

Fünf Märtyrer in Karthago,

(gest. 203 n. Chr.)

insbesondere:

Bibia Perpetua und Felicitas.

„Wer Vater und Mutter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth. Und wer Sohn und Tochter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folgt mir nach, der ist meiner nicht werth. Wer sein Leben findet, der wird es verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden.“

(Matth. 10, 37—39)

Einige Jahre später wurden in Karthago die Jünglinge **Revocatus**, **Saturninus**, **Secundulus**, und die

beiden Frauen, *Vivia Perpetua* und *Felicitas*, zum Märtyrertode geführt. Alle fünf standen noch im Vorbereitungsunterrichte zur heiligen Taufe. Besonders die beiden Frauen sind mit Recht von der christlichen Kirche hoch geehrt worden, denn selten wohl finden wir die höchste Glaubenskraft, mit dem tiefsten christlichen Zartgefühl verbunden, in so schöner Weise neben einander.

Felicitas war eine junge Frau aus dienendem Stande, und seit sieben Monaten schwanger. *Perpetua* dagegen war von vornehmer Geburt, die Gattin eines Mannes von gleichem Stande, zwei und zwanzig Jahre alt, und hatte einen Säugling an ihrer Brust. Ihre Mutter war auch eine Christin, aber ihr alter Vater noch Heide. Mit der zärtlichsten Liebe hing er an seinem Kinde, und sollte nun die Schmach erleben, sie als Christin hinrichten zu sehen. Das glaubte er nicht ertragen zu können, und als seine Tochter mit den andern Angeklagten zuerst in einem Hause der Stadt verwahrt wurde, kam der alte Vater zu ihr, und bot alle seine Beredsamkeit auf, um sie zur Verläugnung ihres Glaubens zu bewegen. Aber *Perpetua* wies auf ein an der Erde liegendes Gefäß und sprach: „Kann ich wohl dieses Gefäß etwas anders nennen, als es ist?“ — „Nein!“ — „Nun,“ fuhr sie fort, „so kann ich auch nicht anders sagen, als daß ich eine Christin bin.“ Diese freimüthige Erklärung brachte den alten, zwischen Haß und Liebe kämpfenden Mann so auf, daß er auf seine Tochter los fuhr, um ihr die Augen auszureißen, sie mißhandelte, und dann einige Tage lang sich gar nicht weiter um sie zu bekümmern schien. So sehr auch der Tochter die Betrübniß ihres Vaters zu Herzen ging, dankte sie doch dem Herrn für die erquickende Ruhe, die ihr durch sein Ausbleiben geboten wurde, und bereitete sich in dieser Zeit nebst ihren Genossen mit rechter Sammlung auf die heilige Taufe vor. Die Geistlichen der Stadt hatten Zutritt zu den Gefangenen erlangt, und nahmen sie feierlich in den Bund der sichtbaren Kirche auf.

Nach einigen Tagen wurden die fünf Bekenner in den Kerker geworfen. „Ich erschrock,“ erzählt *Perpetua*, „weil ich nie in solcher Finsterniß gewesen war. O, welch ein schwerer Tag! Die starke Hitze und der Geruch des mit Menschen angefüllten Kerkers, so wie die harte Behandlung durch die Soldaten quälte mich, vor Allen aber die Sorge um mein Kind.“ Den Geistlichen, welche den Gefangenen im Kerker das heilige Abendmahl reichten, gelang es indeß, ihnen für Geld einen besseren,

von den übrigen Gefangenen abgesonderten Aufenthaltsort zu verschaffen. Perpetua nahm nun ihr Kind zu sich. Sie erquickte den schwachtenden Säugling an ihrer Brust, empfahl ihn ihrer anwesenden Mutter, tröstete die Andern, und fühlte sich, da sie ihr Kind bei sich hatte, so erquickt, daß ihr, wie sie sich ausdrückte, der Kerker zum Palaste wurde. So weiß der Herr, mitten in der Drangsalshize, die Seinen zu trösten.

In der Nacht hatte Perpetua ein Gesicht, von dem sie uns selbst folgende Erzählung gegeben hat: Sie sah eine goldene Leiter, die bis in den Himmel hinaufreichte; doch war sie so schmal, daß immer nur Einer allein hinaufsteigen konnte. An beiden Seiten der Leiter aber hingen Schwerter, Lanzen, Angeln und Sicheln. Wer nun beim Hinaufsteigen nicht immer grade aus in die Höhe des Himmels blickte, sondern sich nur um ein Härlein zur Seite beugte, deß Fleisch blieb am Eisen hängen. Und unter der Leiter lag ein großer Drache, der legte Fallstricke, daß er die, welche hinaufsteigen wollten, darin finge, oder sie zurückschreckte. Und auf der Höhe der Leiter sah sie den Saturnus, einen rechten Christen. Der wandte sich gegen sie um und sprach: „Perpetua, ich erwarte dich; doch siehe zu, daß dich dieser Drache nicht beiße.“ Und sie sagte: „Im Namen Jesu Christi — er wird mir nicht schaden!“ Dann trat Perpetua im Gesichte mit einem Fuße kühn und sicher auf des Drachen Haupt und mit dem andern Fuße auf die erste Stufe der Leiter. Und sie stieg hinauf und sah einen großen Garten und in diesem Garten einen Mann im Gewande eines Hirten. Der erhob sein Haupt, sah sie an und sprach: „Sei mir willkommen, meine Tochter!“ Und die umher standen in weißen Kleidern, sprachen: „Amen!“ Da erwachte Perpetua, ging sogleich hin zu ihrem Bruder, der auch im Kerker lag, und erzählte ihm Alles, was sie gesehen hatte. Das war ihnen aber ein Zeichen, daß sie bald zum Erzhirten sollten versammelt werden.

Wenige Tage darauf verbreitete sich das Gerücht, daß die Gefangenen sollten verhört werden. Da eilte der Vater wieder zu Perpetua, und, abgezehrt von Gram, trat er vor sie und sprach: „Meine Tochter, habe doch Mitleid mit meinen grauen Haaren, habe Mitleid mit deinem Vater, wenn ich noch werth bin, dein Vater zu heißen. Habe ich dich bis zu dieser Blüthe deines Alters erzogen, habe ich dich allen deinen Brüdern vorgezogen, so gieb mich doch nicht solcher Schande unter den Menschen Preis. Siehe deine Mutter und deine Brüder, siehe

deinen Sohn an, der, wenn du stirbst, nicht leben bleiben kann. Laß den hohen Sinn fahren, damit du nicht uns Alle ins Verderben stürzest. Denn Keiner von uns wird frei zu reden wagen, wenn du stirbst.“ „So sprach mein Vater,“ sagt Perpetua selbst, „mit seiner väterlichen Bärtlichkeit, küßte mir die Hände, warf sich vor meine Füße, nannte mit Thränen mich nicht Tochter, sondern Gebieterin. Mich schmerzten seine grauen Haare, weil er allein von meinem ganzen Geschlecht sich nicht freuen konnte über meinen Tod. Ich suchte ihn zu trösten und sagte: Mir wird auf der Blutbühne widerfahren, was Gott gefällt. Wisse, daß wir nicht in unserer Gewalt stehen, sondern in Gottes. Traurig ging er davon.“

„Folgenden Tages,“ fährt sie fort, „als wir an der Wahlzeit waren, wurden wir plötzlich auf den öffentlichen Platz geschleppt, um verhört zu werden. Des Volkes Zulauf war erstaunlich. Wir bestiegen das Gerüst, die Andern wurden befragt und legten ihr Bekenntniß ab. Als die Reihe an mich kam, da erschien alsbald mein Vater mit meinem Sohne, zog mich eine Stufe hinab und sagte flehend: „Erbarme dich deines Kindes!“ Auch der Richter sagte: „Habe Mitleid mit den grauen Haaren deines Vaters, habe Mitleid mit dem zarten Kinde! Opfere für das Wohl des Kaisers.“ Ich antwortete: „Das kann ich nicht.“ Da fragte der Richter: „Bist du eine Christin?“ Ich antwortete: „Ich bin eine Christinn.“ Bei diesen Worten suchte mich mein Vater vom Gerüste herabzuziehen. Der Richter befahl, ihn hinunter zu stoßen, und er ward mit einem Stecken geschlagen. Es schmerzte mich, als wäre ich selbst geschlagen worden; so jammerte mich sein harmvolles Alter.“

Darauf wurden die Gefangenen sämmtlich verurtheilt, bei den bevorstehenden Festlichkeiten zur Jahresfeier der Ernennung des Kaisers, dem Volke und den Soldaten zur grausamen Lust, wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Freudig kehrten sie in den Kerker zurück. Perpetua verlangte nach ihrem Kinde. Sie gehörte nicht zu den Schwärmern, welche in hoffärtiger Ueberspanntheit alle natürlichen Gefühle verläugnen. Nachdem sie jenes schöne Bekenntniß abgelegt hatte, gedachte sie in Demuth ihrer Mutterpflichten und begehrte ihr Kindelein zu säugen. Aber ihr Vater verweigerte es ihr. Gott jedoch fügte es so, daß das Kind gar nicht weiter nach der Brust verlangte, und daß auch sie selbst keine Schmerzen an derselben litt. Ebenso kräftig und wunderbar stand der Herr der Mitgenossin ihrer Trübsal, der

Felicitas, bei. Diese jammerte, daß sie nicht in der Gemeinschaft ihrer geliebten Freunde würde vollenden können; denn es war bei den Römern Sitte, bei schwangern Personen erst die Zeit ihrer Entbindung abzuwarten, ehe sie hingerichtet wurden. In drei Tagen aber sollte der Thierkampf stattfinden. Da vereinigten sich alle Fünf im brünstigen Gebete, und mitten im Gebete ward Felicitas von den Schmerzen der nahenden Geburt befallen, obgleich sie die Zeit ihrer Entbindung erst in einigen Wochen erwartete. Als die Wehen sehr heftig wurden, rief ihr einer der Gefangenwärter zu: „Wenn du jetzt schon solche Schmerzen leidest, was willst du machen, wenn die wilden Thiere dich ergreifen, die du so geringe achtetest, als du opfern solltest?“ Sie antwortete: „Was ich jetzt leide, das leide ich selbst, dann aber wird es ein Anderer sein, der für mich leidet, weil auch ich für ihn leiden werde.“ Sie gebar ein Mägdlein, welches eine andere Christin aufnahm und erzog.

Am Tage vor ihrer Vollendung gab man den Gefangenen nach römischer Sitte ein Freimahl, welches sie, so gut sie konnten, in ein Liebesmahl verwandelten. Sie redeten frei mit dem zulaufenden Volke, erinnerten es an die Gerichte Gottes und bezeugten sich selig in ihrem Leiden. „Schaut uns nur recht ins Angesicht,“ sagte Einer zu den neugierigen Zuschauern, „auf daß ihr an jenem Tage des Gerichts uns erkennen möget.“ Stauend und beschämt gingen Viele hinweg und wurden gläubig.

So war endlich der Tag ihres Sieges herangekommen. Mit hoher Freudigkeit gingen die Streiter des Herrn aus dem Kerker zum Richtplatz. Perpetua schritt einher als eine rechte Braut Christi, mit züchtigem Anstande, die leuchtenden Augen demüthig zur Erde gesenkt. Am Thore des Richtplatzes wollte man sie, wie es Gebrauch war, in andere, den Götzen geweihte Gewänder fleiden. Sie aber verweigerten es und beriefen sich darauf, daß sie zur Behauptung ihrer christlichen Freiheit freudig den Tod leiden wollten, man möge ihnen also dergleichen nicht zumuthen. Die Heiden mußten das Billige dieser Forderung anerkennen und gaben nach.

Perpetua pries Gott durch einen Lobgesang. Die ernstesten Blicke der Uebrigen schienen dem Volke und den Richtern zuzurufen: „Ihr richtet uns, euch wird Gott richten!“ Erbittert verlangte das Volk, daß die Geißelung an ihnen vollzogen würde. Die zum Kampfe mit den wilden Thieren Verurtheilten wurden nämlich gewöhnlich vorher mit entblößtem Rücken zwischen den

in langer Reihe aufgestellten Wärtern hindurchgeführt, und empfangen von jedem derselben einen Streich mit einer schweren, mit eisernen Kugeln versehenen Geißel. Die Märtyrer dankten Gott, daß er sie würdigte, an der Geißelung des Herrn Christi Theil zu nehmen.

Das Thiergefecht begann. Gegen zwei der Befenner wurden Pardel losgelassen, die wüthend auf sie hinstürzten, aber sie nur verwundeten. Dann fielen sie in die Klauen der Bären, welche sie lange Zeit umherrissen. Perpetua und Felicitas wurden einer Kuh, die man ihrer besondern Wildheit wegen als etwas Außerordentliches zu diesem Schauspiel angeschafft hatte, Preis gegeben. Mit einem Schwung warf diese zuerst Perpetua zu Boden, ohne sie jedoch durch diesen ersten Stoß tödtlich zu verletzen. Die Glaubensheldin richtete sich wieder auf, und als sie gewahr wurde, daß ihr Gewand aufgerissen war, bedeckte sie schnell, mehr beschäftigt mit züchtiger Sorge, als mit dem Schmerz, den entblößten Schenkel. Die Genossin ihrer Leiden lag nicht weit von ihr hilflos am Boden. Perpetua eilte zu ihr hin und richtete auch sie wieder empor.

So standen nun Beide im frommer Ergebung da, ein Anblick, der selbst den rohen Volkshaufen so rührte, daß man sie für jetzt keinem wilden Thiere mehr vorwerfen durfte, sondern sie nach einer anderen Seite des Kampfplatzes führen mußte. Ein christlicher Bruder, Rustikus, eilte auf die beiden Frauen zu, um sie zum neuen Kampfe zu stärken. Sie bedurften fremden Trostes nicht: der Herr selbst erfüllte ihre Herzen mit überschwenglichem Troste. Der Perpetua war's, als erwachte sie aus einem schweren Traume. Sie wußte nichts von dem, was mit ihr vorgegangen war. Sie hatte den gewaltigen Stoß des wilden Thieres nicht gefühlt, und fragte, wann denn der Kampf beginnen würde? Erst die Spuren des Kampfes an ihrem Leibe und ihrem Gewande überzeugten sie, daß sie ihn bereits überstanden hatte. Das ist die Kraft des Gottes, von dem ein frommer Dichter singt: „Du kannst auch durch Todesthüren, träumend führen!“ Ihr Geist war in himmlischer Verückung, und gehörte nicht mehr der Erde an. Erkannte sie doch anfangs den Rustikus nicht, der vor ihr stand. Und als sie jetzt den Gebrauch ihrer irdischen Sinne wieder gewann; da strebte sie auch von Neuem zu wirken auf Erden, so lange es noch Tag für sie war. Sie erkannte unter den Umstehenden ihren leiblichen Bruder, rief ihn zu sich und ermahnte ihn und den Rustikus: „Stehet fest im Glauben,

liebet euch unter einander allzumal, und ärgert euch nicht an unsern Leiden."

Noch haben wir von dem Kampfe des Fünften aus der Zahl dieser Märtyrer nicht berichtet. Der stand an einer andern Seite des weiten Kampfplatzes noch immer aufrecht da. Weder ein wilder Eber, noch ein grimmiger Bär, die auf ihn losgelassen waren, hatten ihn angetastet. Jetzt aber fiel ihn ein Bardel so wüthend an, daß er, mit Blut überströmt, zu Boden sank. Das umstehende Volk rief: „Der ist wohl gewaschen.“ Ja, das war er, doch nicht in seinem, sondern im Blute des Lammes. Mit brechender Stimme wandte er sich an einen der nahe stehenden Brüder und sprach zu ihm: „Lebe wohl! sei eingedenk meines Glaubens. Dies müsse dich nicht beugen, sondern stärken!“ Dann bat er denselben, ihm seinen Ring zu reichen, tauchte ihn in sein Blut und gab ihn zurück als ein Andenken seiner Marter. Darauf starb er.

Das Volk verlangte jetzt auch für die Uebrigen den Todesstoß. Die Märtyrer gaben sich unter einander den Kuß des Friedens und gingen dann hin, wo das Volk sie erwartete. Wie Schafe, die zur Schlachtbank geführt werden, empfingen sie stumm den tödtlichen Streich eines Fechters. Nur Perpetua schrie auf, als das schlecht geführte Schwert ihr durch die Rippen fuhr, statt das Herz zu treffen. Dann aber führte sie selbst die schwankende Hand des Fechters gegen ihre Kehle. So wurden diese Fünf vollendet, und empfingen aus der Hand dessen, dem sie getreu gewesen bis in den Tod, die Krone des Lebens.

Die Lage der Christen bis zu der Verfolgung unter dem Kaiser Decius.

Lange Zeit hatte die Kirche des Herrn zu leiden gehabt, nun schenkte ihr der Herr auch eine lange Zeit der Ruhe. Die junge Pflanze war reichlich genug mit dem Blute der Märtyrer begossen worden; sie sollte jetzt im Sonnenschein des Friedens fröhlich

fortwachsen. Es ist aber leider eine traurige Wahrheit, die sich sowohl im Leben des Einzelnen, als in dem der ganzen Kirche immer wiederholt, daß das schwache Menschenherz die Lage des Glückes schwer ertragen kann. Die Hitze des Kampfes macht wachsam, die Stille des Friedens schläfert ein. Wir müssen darum durch viele Trübsale ins Reich Gottes eingehen, weil wir sonst gar nicht hinein kämen. Das soll uns die Geschichte der jetzt zu schildernden Zeit recht zu Herzen führen.

Unter den beiden Kaisern Helio gabalus und Alexander Severus, die von 218 bis 235 regierten, genossen die Christen Duldung und Ruhe, obschon Beide aus ganz verschiedenen Gründen günstig für sie gestimmt waren. Der Erste war ein höchst ausschweifender, lasterhafter Mensch, und duldete aus Gleichgültigkeit überhaupt alle fremde Religionen. Sein Nachfolger hingegen verdient, nach bloß menschlichem Maß gemessen, alles Lob. Er war einfach, züchtig, gerecht, muthvoll und demüthig zugleich, und dabei von einer tiefen Ehrfucht gegen Alles, was Religion hieß, erfüllt. In seiner Hauskapelle hatte er sogar, freilich mitten unter der Menge seiner Götzenbilder, eine Bildsäule unseres Herrn Jesu Christi stehen, und wenn er sich als armen Sünder hätte erkennen können, so wäre er sicher dem Reiche Gottes nicht ferne gewesen.

Ihm folgte im Jahre 235 der Kaiser Maximinus Thrax in der Regierung. Der haßte seinen Vorgänger, und um dieses Hasses willen auch die Christen, die jener beschützt hatte. Da wurde die Ruhe der Christen unterbrochen; doch nur auf kurze Zeit, da Maximin nur kurze Zeit regierte. Auch wurde die Verfolgung nicht allgemein; sondern traf nur einzelne Personen und Gegenden, besonders aber Rom selbst, wo einige angesehene Christen mit dem vorigen Kaiser in näherer Verbindung gestanden hatten. Zwei Bischöfe erlitten hier kurz nach einander den Märtyrertod. Der erste Pontianus wurde nach der Insel Sardinien verbannt und dort ermordet. Seinen Nachfolger Anteros ließ der Haß seiner Feinde bloß 40 Tage im Amte, und führte ihn dann gleichfalls zum Märtyrertode. Ein römischer Senator, Pammachius, war mit seiner ganzen Familie und vielen andern Christen, zusammen an der Zahl 42, hingerichtet, und ihre Köpfe dann auf die Stadthore gesteckt. Ein Priester Namens Calepodius, wurde auf eine barbarische Weise durch die Straßen geschleppt und dann mit einem Mühlsteine am Halse in die Tiber geworfen. So könnten wir zwar

noch manche Beispiele eines standhaften Märtyrerthums aus der Zeit dieses Kaisers anführen; doch kam es, wie erwähnt, zu keiner allgemeinen Verfolgung.

Bald aber sollte für alle Bekenner Christi eine noch ungestörtere Zeit der Ruhe und des Friedens, als die unter Severus war, hereinbrechen. Vom Kaiser Philippus, mit dem Zunamen der Araber, geht nämlich sogar die Sage, daß er selbst heimlich ein Christ gewesen sei. Doch ist diese Nachricht freilich nicht verbürgt und nur so viel gewiß, daß er sich den Christen überaus günstig bezeugte. Nur in Alexandrien, der Hauptstadt von Egypten, brach im Jahre 247 gegen des Kaisers Willen die Volkswuth gegen die Christen aus, doch wurde derselben bald ein Ziel gesetzt.

Außer diesen kurzen und nur örtlichen Unterbrechungen hatte sich also die christliche Kirche von 218 bis 249 einer dreißigjährigen, ungestörten Zeit der Ruhe zu erfreuen. Diese Ruhe hatte zwar den Erfolg, daß die Zahl der Christen auch unter den Reichen und Vornehmen auf eine überraschende Weise zunahm; aber sie wirkte doch auch in sofern sehr nachtheilig, daß Viele ohne lebendigen Glauben übertraten, Andere sorglos und sicher wurden und irdischer Sinn unter Lehrern und Gemeiniegliedern überhand nahm. Wir finden in den Schriften der Kirchenlehrer jener Zeit Klagen über den Verfall des kirchlichen Lebens, welche fast an den Abfall unserer Tage erinnern. „Viele“, heißt es da, „kommen nur an den hohen Festtagen zur Kirche, und auch alsdann weniger um sich zu erbauen, als zum Zeitvertreibe. Einige warten nicht einmal, bis die Predigt vorbei ist, Andere hören nicht ein einziges Wort, sondern stehen in einem Winkel der Kirche und plaudern mit einander. Mit der Kleidung werden buhlerische Künste getrieben. List und Betrug wird sogar gegen die Brüder geübt. Christen verbinden sich zur Ehe mit Ungläubigen, und Eidschwüre gegen die Wahrheit werden geleistet. Die Bischöfe vernachlässigen ihren göttlichen Beruf und gehen weltlichen Dingen nach. Sie besitzen Güter durch Betrug und bereichern sich durch Wucher. Mit der Kirchenzucht ist es beinahe ganz aus.“

So weit war es gekommen. Viele erleuchtete Christen trauerten über diesen schrecklichen Verfall der Kirche und ahnten die Nähe schwerer Gerichte. Sie hofften aber auch, daß solche Gerichte das rechte Mittel sein würden, die Schlafenden aufzuwecken, und die Kirche vor gänzlicher Entartung zu bewahren. Ihre Furcht und ihre Hoffnung sollten bald in Erfüllung gehen, denn

plötzlich wurde die todte Masse der Christenheit aus ihrem Schlafe aufgeschreckt, und die Kirche mußte durch ein neues, heftiges Läuterungsfeuer gehn, in welchem sich das Gold von den Schlacken schied.

Die Christenverfolgung unter dem Kaiser Decius

(von 249 bis 251 n. Chr.)

Raum war im Jahre 249 der Kaiser Philippus gestorben, als sich auch der bisher für die Christen so heitere Himmel mit schweren Wolken überzog. Sein Nachfolger Decius war erzürnt darüber, daß die christlichen Kirchen sich immer mehr mit Gläubigen füllten, während die heidnischen Tempel fast ganz leer standen. Im blinden Eifer für die vaterländische Religion schwur er bei sich selbst, den christlichen Namen ganz von der Erde auszurotten. Zu dem Ende ließ er in alle Theile seines weiten Reiches die grausamsten Edikte gegen die Christen ausgehen. An einem bestimmten, von der Obrigkeit gesetzten Termine sollten die Christen in jeder Provinz vor den Richtern erscheinen und öffentlich den Götzen opfern. Wer sich weigerte, sollte durch Drohungen und Marter aller Art dazu gezwungen werden. Hülfe auch das nicht, so seien die Widerspenstigen mit dem Tode zu bestrafen. Wer fliehen würde, sollte aller seiner Güter verlustig erklärt und ihm die Rückkehr bei Todesstrafe untersagt werden. Nun erhob sich die fürchterlichste Verfolgung, welche die christliche Kirche noch je erfahren hatte. Der Herr war erschienen, um seine Tenne zu fegen und die Spreu vom Weizen zu sondern. Der fromme Bischof Cyprian, von dem an seiner Stelle mehr erzählt ist, schrieb darüber: „Der Herr wollte sein Volk prüfen. Weil ein langer Frieden die uns von Gott befohlene Zucht verderbt hatte; so hat die himmlische Züchtigung unsern Glauben wieder wecken sollen, der beinah eingeschlafen war.“

Eine große Anzahl Christen bestand nicht in der Versuchung, die Gott über seine verfallene Kirche verhängt hatte. Besonders bewährte sich das Wort des Herrn: „Wie schwerlich werden die Reichen in das Himmelreich kommen!“ Denn von den reichen und angesehenen Leuten liefen viele Namenchristen, sobald nur der Befehl bekannt gemacht wurde, auf den Marktplatz, um den Göttern zu opfern. Ja, sie gingen in ihrer Frechheit so weit, zu versichern, sie seyen niemals Christen gewesen. Andere, wenn sie namentlich aufgerufen wurden, traten blaß und zitternd zu den Altären, als wenn sie selbst hätten geopfert werden sollen, so daß sogar das umstehende heidnische Volk ihrer spottete, weil sie zum Opfern und zum Sterben zu feige wären. Noch Andere erduldeten eine Zeitlang die Marter und fielen dann ab. In manchen Orten gelang es auch den Christen, sich durch große Geldsummen von ihrer habgierigen Obrigkeit falsche Bescheinigungen, daß sie geopfert hätten, zu erkaufen. Mit Recht aber verwarfen die dem Herrn Treugebliebenen ein solches Auskunfts- mittel, und schlossen Solche, die davon Gebrauch machten, von ihrer Gemeinschaft aus.

Schon aus diesem Beschlusse geht hervor, daß trotz des großen Abfalls doch dem Herrn noch viele Seelen übrig geblieben waren, die ihre Kniee nicht vor den Götzen beugten. Manches edle Weizenkorn hat der Sturm dieser Zeit zu Tage gebracht. Und wie der Herr selbst das rechte Weizenkorn ist, das, als es erstarb, viele Frucht gebracht hat, so war es auch hier der blutige Märtyrertod der Seinen, welcher der Kirche zu neuem Leben verhelfen mußte. Schicken wir uns nun an, eine lange Wanderung durch die einzelnen Provinzen des weiten römischen Reiches anzutreten, um in den verschiedensten Weltgegenden den blutigen Zeugentod Einiger der hervorragendsten Glaubenshelden näher zu betrachten.



Fabian, Bischof zu Rom.

(gest. 250 n. Chr.)

„Wir aber sind nicht von denen, die da weichen und verdammet werden, sondern von denen, die da glauben und die Seele erretten.“ (Hebr. 10, 39.)

Billig nehmen wir den Ausgang unserer Wanderung von der Hauptstadt Rom. Fabian, der fromme Bischof dieser Gemeinde, war einer der Ersten, der gleich im Anfange der Decischen Verfolgung den Märtyrertod erlitt. Der schon erwähnte Cyprian giebt ihm in seinen Schriften ein schönes Zeugniß mit ins Grab. Er nennt ihn einen unvergleichlichen Mann, dessen glorreicher Tod völlig der Reinheit und Heiligkeit seines Lebens entsprochen habe.

Fabian war ein gottesfürchtiger Laie und grade in Rom anwesend, als, wie wir bereits berichtet haben, schnell nacheinander die Bischöfe Pontianus und Anteros (S. 174) den Märtyrertod starben. Die tiefbekümmerte Gemeinde versammelte sich, um einen neuen Bischof zu wählen. Es mochte wohl unter brünstiger Anrufung des Herrn geschehen, daß er in so schwerer Zeit ihnen selbst den rechten Hirten zeigen möge. Da ließ sich plötzlich eine Taube auf Fabian's Haupt nieder, und Eines Sinnes gaben nun Alle ihre Stimmen dem fremden Laien. Dies geschah im Jahre 236. Der Geist des Herrn hatte auf den rechten Mann gedeutet. Vierzehn Jahre lang ist Fabian Hirte der römischen Gemeinde gewesen, und hat in dieser Friedenszeit treulich und weislich gegen den Verfall des christlichen Lebens und gegen die hereinbrechenden Ketzereien gekämpft. Er sendete auch den Dionysius mit mehreren Missionaren nach Gallien, um dem Kreuze immer neue Siege zu erringen. Als die neue Verfolgung ausbrach, war er zwar einer der Ersten, auf den sich die Wuth des Volkes richtete, aber Keiner von denen, die da wichen. Freudig bekannte er seinen Glauben und wurde im Jahre 250 enthauptet.

Sippolytus,

(gest. um 251 n. Chr.)

„Stolze setzen sich wider mich, und Trogige sehn mir nach meiner Seele und haben Gott nicht vor Augen. Siehe, Gott sethet mir bei, der Herr erhält meine Seele.“ (Ps. 54, 5, 6.)

Es war ums Jahr 252, als der Präsekt von Rom auf Befehl des Kaisers die Stadt mit dem Blute der Christen tränkte. Als er in Rom selbst keine Schlachtopfer mehr finden konnte, zog er auß Land, um auch hier den Namen Christi zu vertilgen. Den Anfang machte er in der Hafenstadt Porto. Hier saß er am 13. August zu Gericht, umgeben von seinen Henkern und Schergen. Eine große Anzahl von Christen wurde vorgeführt. Sie hatten schon lange Zeit im Kerker gefessen. Ihr Angesicht war abgemagert und todtenbleich; das Haar hing verworren vom Scheitel herunter; ihre ganze Gestalt zeugte von schweren Leiden. Der Präsekt wollte sie zur Verläugnung zwingen; sie aber, obwohl von der schweren Kerkerhaft entkräftet, blieben in der Kraft Gottes unerschütterlich. Da wurde der Richter sehr zornig und befahl den Henkern, sie zu martern. Der Befehl wurde auf die entseßlichste Weise vollzogen. Die Einen wurden mit Ruthen, Andere mit lebernen Riemen gepeitscht, an denen kleine Kugeln befestigt waren. Anderen wurden mit eisernen Haken Leib und Brust offen gerissen, die Leber gespalten, und die Eingeweide herausgezogen. Als alle diese Marter den Glaubensmuth der Christen nicht erschütterten, ließ der Richter sie voller Wuth tödten. Dem Einen wurde das Haupt abgehauen, der Andere gekreuzigt, wieder Andere wurden verbrannt oder ins Meer gestürzt.

Während dieses vorging, brachte eine lärmende Heidenschaar einen alten Mann, der mit Ketten gefesselt war. Es war Sippolytus, ein Priester aus der Stadt Rom. Früher war er den Irrthümern des Novatian ergeben gewesen; hatte sich aber wieder zur wahren Kirche hingewandt, und war in dieser Zeit für viele Christen eine feste Stütze. Er wurde ergriffen, und sollte vor den Richter geschleppt werden

Eine Menge Christen folgte dem Greise. Unterwegs ermahnte er sie, die Spaltungen in der Kirche zu meiden und sich fest an dem zu halten, was Petrus und Paulus gelehrt hätten. Als die Schaar der Heiden nahe am Richtersthule des Präsekten war, schrie sie: „Dieses ist das Haupt derer, die sich Christo geweiht haben; erst wenn das Haupt gefallen ist, werden wir auch die Glieder vernichten können!“ Dann forderten sie mit lauter Stimme neue, unerhörte Qualen für den Greis, damit die Andern dadurch abgeschreckt würden. Der Richter erhob sich und fragte nach dem Namen des Gefesselten. „Er heißt Hippolyt!“ schrie die Menge. Hippolyt heißt zu deutsch, ein „von Rossen Zerfleischer.“ „Nun,“ rief der Richter, „so sollen ihn, seinem Namen zufolge, wilde Rösse zerfleischen!“ Schnell wurden zwei Rösse herbeigebracht, die wildesten, die man finden konnte. Sie waren noch von keinem Reiter und keinem Zügel gebändigt. Diese wurden mit einem langen Seile zusammen gebunden, und das Ende des Seils dem Märtyrer um die Füße geschlungen. Dann erhob die Menge ein gellendes Geschrei; die unbändigen Rösse wurden durch Hiebe gespornt und rannten in wildem Laufe davon. Hippolyt rief noch: „Herr Jesu, sie zerfleischen meinen Leib, nimm Du meinen Geist auf!“ Die Rösse rannten ungestüm vorwärts, durch Feld und Wald, über Flüsse und Dornhege, über Felsen und Klüfte. Der Leib des Märtyrers wurde zerrissen, ein Theil blieb an den Dornen, der andere an den Steinen und Felsen hängen. Die Gläubigen folgten unter Wehklagen der Spur des Blutes nach, und sammelten in Schwämmen und Tüchern die Blutstropfen. Auch die zerrissenen Glieder und die zerstreuten Stücke seines Fleisches und seiner Kleider lasen sie auf, brachten sie nach Rom und bestatteten sie hier zu den Ueberresten vieler anderer Märtyrer in den unterirdischen Grabgewölben. —

Hippolyt litt den Tod für seinen Herrn und Meister am 13. August ums Jahr 251.



Felix von Nola,

gelitten um 250, gestorben um 256.

„Der Herr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht; was können mir Menschen thun? Der Herr ist mit mir, mir zu helfen.“ (Psalm 118, 6 u. 7.)

Felix hat seinen Beinamen von der Stadt Nola in der italienischen Provinz Kampanien, an welchem Orte er geboren wurde. Sein Vater Hermias stammte aus Syrien und hatte lange Zeit im Kriegsheere des Kaisers gedient. Kein anderer Stand bot damals einen so sichern Weg zu hohen Ehrenstellen, und deshalb widmete sich auch des Felix Bruder dem Kriegsdienste. Er selbst aber begehrte unter keiner andern, als der Kreuzesfahne Jesu Christi zu dienen. Als sein Vater gestorben war, theilte er einen großen Theil seiner Güter unter die Armen, trat dann in den Dienst der Kirche und ward zum Seelenhirten geweiht. Der ihm vorgesetzte Bischof gewann den durch die Unschuld seiner Sitten und seine männlich-christliche Entschlossenheit ausgezeichneten Mann sehr lieb, fand in ihm eine Hauptstütze für sein schweres Amt, und bezeichnete ihn auch als seinen dereinstigen Nachfolger.

Als nun die durch den Kaiser Decius angefachte Verfolgung in voller Wuth ausbrach, und sich stets zuerst auf die Hirten der Herde richtete; entschloß sich Marimus, der Bischof, zur Flucht in eine wilde Einöde. Er that dies, um sich seiner Gemeinde für eine bessere Zeit zu erhalten, und weil er Gott damit nicht versuchen wollte, daß er sich selbst freiwillig auslieferte. Seine Verfolger, von Zorn entflammt, daß sie ihr Opfer nicht finden konnten, ergriffen nun den Felix, welcher an seiner statt die Kirche zu Nola leitete. Er wurde vor den Richter geführt, und dieser ließ ihn mit Ruthen peitschen, an Händen und Füßen binden und in einen finstern Kerker werfen. Der Boden desselben war ganz mit Glasstücken und irdenen Scherben bedeckt, die den Gebundenen tief ins Fleisch einschnitten. Der Gott aber, vor dem auch die Finsterniß nicht finster ist, und vor dem die Nacht leuchtet wie der Tag, war seinem treuen Bekenner Licht am dunklen Ort, und spendete ihm Trost und Kraft in reicher

Fülle. Ja, er verherrlichte sich an ihm durch ein Wunder, ähnlich denen, durch welche er die Apostel Paulus und Petrus ihrer Bande entledigt hatte.

Als Felix einst auf den Flügeln des Gebetes aus seinem finstern Kerker sich hinauf schwang zu dem Throne des Lammes; erleuchtete plötzlich ein himmlischer Glanz die Nacht seines Gefängnisses. Ein Engel trat zu ihm, und hieß ihn seinem Bischofe, der mit der äußersten Noth ringe, zu Hülfe eilen. Die Ketten fielen von seinen Händen, und der Bloß von seinen Füßen löste sich von selber. Der Engel schritt voran, und Felix folgte, bis sie an den Ort kamen, wo der greise Bischof sprachlos, ohne Bewußtsein und ohne Lebenszeichen lag. Hier verschwand die himmlische Erscheinung. Furcht vor seiner in großer Gefahr schwebenden Herde und Frost und Hunger hatten den Bischof in diesen bejammernswerthen Zustand versetzt. Vergeblich sah sich Felix nach einem Labfal um. Der Glaube aber hofft, da nichts mehr zu hoffen ist. In diesem Glauben warf sich auch Felix auf seine Kniee, und klammerte sich an den Rettungsanker des zweifellosen Gebetes. Plötzlich erblickte er an einem nahen Dornstrauche eine Traube. Der Glaube kann auch das Unmögliche möglich machen, kann von Dornen Trauben lesen! Er tränfelte nun einige Tropfen des Saftes dieser Traube auf die welken Lippen des Bischofs und hatte die Freude, ihn nach und nach wieder zur Besinnung kommen zu sehen. Marimus erkannte nun auch seinen treuen Freund, umarmte ihn als seinen von Gott gesandten Erretter, und bat ihn, daß er ihn wieder zu seiner Herde zurück führen möchte. Felix nahm den Greis auf seine Schulter, brachte noch vor Tages Anbruch die theure Last in das bischöfliche Haus zurück und übergab ihn der Pflege einer alten, frommen Frau.

Er selbst hielt sich eine Zeitlang in seinem eigenen Hause verborgen und flehte brünstig um den Frieden für die Kirche. Als das Feuer der Verfolgung nachzulassen begann: erschien er wieder unter der Gemeinde und unterrichtete sie, wie vormalß. Die Götzendiener aber, welche mit Grimm die Früchte seiner Reden und seines Beispiels sahen, rotteten sich aufs Neue zusammen, und brachen mit gewaffneter Hand in seine Wohnung ein. Er begegnete ihnen auf dem Wege, aber Gott schlug ihre Augen mit Blindheit, daß sie den nicht erkannten, den sie suchten. Felix entkam glücklich durch die Lücke in einer Mauer, und verbarg sich in einer ausgetrockneten Cisterne, wo ihn eine christliche Frau

sechs Monate lang ernährte. Erst als im Jahre 251 der Kaiser Decius gestorben war; ging er aus seinem Verstecke hervor, und ward von den Gläubigen wie ein Engel Gottes aufgenommen.

Das Wenige, was Felix von seinem väterlichen Erbe noch besessen hatte, war während der Verfolgung eingezogen worden. Er miethete sich nun einen kleinen Acker, den er mit eigenen Händen bebaute, um sich zu erwerben, was er zu seines Lebens Nahrung und Nothdurft gebrauchte, und um armen Brüdern noch hier und da eine geringe Handreichung thun zu können. Nach einem solchen, Christo geweihten Leben, starb Felix in hohem Alter am 14. Januar des Jahres 256.

Saturninus.

(gest. 250 n. Chr.)

Die Gözenmacher sind allzumal eitel, und ihr Köstliches ist kein nütze. (Jes. 44, 9.)

Von Italien gehen wir zuerst hinüber nach Frankreich. Im südlichen Theile dieses Landes liegt die große Stadt Toulouse. Hier hatte die Verehrung der heidnischen Götter einen Hauptsitz. Es befanden sich berühmte Orakel hier, das heißt Tempel, in welchen die Götter auf die Fragen der Menschen angeblich Rede und Antwort gaben. Es geschah dies durch Vermittelung der Priester und war viel Betrug dabei. Aber auch dämonische Kräfte waren im Spiel, denn der Teufel hat ja sein Werk in den Kindern des Unglaubens. Auch zu der Stadt Toulouse war das Christenthum gedrungen, doch vor nicht erst gar langer Zeit. Saturninus ist der erste christliche Vorsteher der jungen Gemeinde gewesen, und doch war er erst etwa um das Jahr 245 nach Toulouse gekommen. Er wirkte in solcher Kraft des Glaubens, daß er fünf Jahre darauf zum Bischof der frisch emporblühenden Gemeinde gewählt wurde. Da war in Jesu Christo ein Stärkerer über den Teufel gekommen. Die Orakel fingen an zu verstummen, trotz aller List und allen

Kunstgriffen der heidnischen Priester. Sie sahen, mit ihrer Macht gings rasch zu Ende.

Da hielten die Priester einen Rath untereinander und forschten, was denn wohl ihren Drakeln den Mund gestopft habe, und was nun weiter geschehen müsse? Natürlich wurde der neuen Religion die Schuld gegeben, als welche nach dem Untergange der Götter strebe. Die Leute hatten auch so unrecht nicht. Christus ist ja gekommen, daß er die Werke des Teufels zerstöre. Die Götzenpriester hätten sich nur vor diesem Stärkern beugen sollen; doch daran war nicht zu denken. Sie hatten andere Dinge im Sinne. Einer trat auf und sagte: „Der Bischof Saturninus geht so oft an dem Tempel vorüber und erschreckt die Götter, daß sie den Mund nicht eher wieder aufthun werden, bis dieser aus dem Wege geräumt ist.“ Während sie noch in dieser Weise Rathsplogen, und das Volk gegen die Christen aufwiegelten, ging Saturninus eben wieder am Tempel vorüber. Einer aus dem Haufen erkannte ihn und schrie laut: „Hier kommt der Zerstörer unserer Tempel!“ Wie rasend fielen sie von allen Seiten über den Bischof her, schleppten ihn zum Richtplatze und wollten ihn zwingen, den Götzen zu opfern. Da bezeugte Saturninus mit lauter Stimme: „Ich bekenne den einen wahren Gott; diesem will ich Opfer des Lebens darbringen. Ich weiß, daß eure Götter Götzen sind, welche ihr zum Verderben eurer eigenen Seelen verehret. Wie könnt ihr verlangen, daß ich die fürchten soll, welche nach euren eigenen Worten sich vor mir fürchten?“

Die Antwort auf diese kräftige Rede war ein Wuthgeschrei des ganzen Volkes. Ein eben zum Opfer bereiteter Stier, der schon um die Seiten mit Stricken gebunden war, mußte den Priestern zum Werkzeuge ihrer blinden Rache dienen. Sie banden die Füße des Saturninus an das äußerste Ende eines rückwärts von dem Stiere herabhängenden Strickes, und jagten das Thier dann mit scharfen Stacheln von dem auf einem Berge gelegenen Richtplatze hinab. Der Märtyrer hatte bald ausgerungen. Schon nach wenigen Sägen des wüthend gemachten Stieres war Saturninus Haupt zerschlagen, das Gehirn herausgeflossen und alle Glieder des Leibes zerstückt. Der also verunstaltete Körper wurde von dem rasenden Thiere so weit fortgeschleppt, bis der Strick zerriß.

Die Christengemeine in Toulouse war damals noch nicht sehr groß, und es war das erste Zeugenblut, welches hier floß. Da fürchteten sich die Befenner Christi vor der Wuth der Heiden und wagten nicht, den Leichnam ihres Bischofs zu begraben. Zwei Wei-

ber aber aus der Gemeine zeigten mehr Muth, als alle Männer. Die Kraft Christi in ihnen überwand die Schwäche ihres Geschlechtes. Sie legten Saturninus Leib in einen Sarg und begruben ihn mit aller Sorgfalt. Das ist geschehen im Jahre des Herrn 250.

Numidicus,

(gest. 250 n. Chr.)

„Denn so du durchs Wasser gehst, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen; und so du ins Feuer gehst, sollst du nicht brennen und die Flamme soll dich nicht anzünden.“ (Jes. 43, 2.)

In ganz Nordafrika wüthete die Christenverfolgung unter Kaiser Decius mit besonderer Heftigkeit. In der Stadt Karthago pflegten die Richter die Befenner Christi gewöhnlich zum Scheiterhaufen zu verurtheilen. Hier lebte um diese Zeit ein frommer Christ, Numidicus mit Namen. Er zeichnete sich in der schweren Zeit durch Muth und Besonnenheit, durch glühende Liebe zum Herrn und heiße Sehnsucht nach der ewigen Heimath so aus, daß ihn der Bischof Cyprianus unter die Zahl der Kirchenältesten zu Karthago aufnahm. Jetzt war Numidicus erst recht an seiner Stelle. Mit unermüdeter Treue begleitete er die zum Märtyrertode verurtheilten Brüder auf ihrem letzten Gange, und tröstete und stärkte sie durch den Geist der heiligen Liebe, der in ihm wohnte.

So hatte er als ein treuer Brautführer schon viele Seelen dem himmlischen Bräutigame Christus zugeführt, ja sein eigenes Weib zum Scheiterhaufen geleitet und sie hier sterben sehen. Da wurde er endlich selbst ergriffen. Das Verfahren in Karthago war damals kurz. Er wurde ohne Weiteres auf einen Scheiterhaufen geworfen. Als er halb verbrannt war, hielt man ihn für todt, zog ihn aus den glühenden Kohlen hervor, überschüttete ihn mit Steinen und ließ ihn für todt liegen. Seine Tochter wollte den Leichnam des theuren Vaters bestatten, und suchte

ihn unter dem Steinhäusen hervor. Wie klopfte ihr das Herz, als sie an dem Körper noch einige Lebenszeichen gewahr wurde. Sie nahm die theure Last auf ihre schwachen Arme und trug sie nach Hause. Gott segnete ihre Kindesliebe und treue Pflege auf wunderbare Weise. Er gab ihr den Vater wieder, und in ihm der jungen, zarten Pflanze in diesem heftigen Sturme einen starken Stamm, unter dem sie Schutz und Obdach finden sollte. Das ist der Herr, der da hilft, und der Herr, Herr, der auch vom Tode errettet.

Castus und Nemilius.

(gest. 250 n. Chr.)

„Du hast Gaben empfangen für die Menschen, auch die Abtrünnigen.“ (Ps. 68, 19.)

Abtrünnige sind wir zwar Alle; denn wir sind alle-
samt abgewichen. Da ist nicht, der Gutes thue, auch nicht Einer. Aber im besondern Sinne wird uns in den beiden oben genannten Märtyrern ein Beispiel geboten, wie der Herr auch solche, die seinen Namen schon verläugnet haben, wieder zurecht zu bringen weiß.

Als zur Zeit der heftigen Verfolgung, von welcher wir im Vorstehendem berichtet haben, auch in Karthago viele Christen ihren Herrn und Meister verläugneten; rühmten sich Castus und Nemilius ihres Glaubens gegen dieselben, verdamnten die Abtrünnigen wegen ihrer Schwäche, und pochten auf die Kraft ihrer eigenen Person. Da schaffte Gott der Herr, daß auch sie Beide ergriffen und vor den Richter geführt wurden. Und siehe da, statt daß sie ein gutes Bekenntniß ihres Glaubens ablegen sollten, entsank ihnen das Herz Angesichts der drohenden Marter, und sie verläugneten Beide Christum und schwuren seinen Namen ab. Sie hatten auf ihre eigene Kraft und nicht auf Gottes Gnade ihr Vertrauen gesetzt. Gott aber kann das Schwache stark, und das Starke zu nichts machen. Das ist aber geschehen, daß erfüllet würde das Wort der Schrift: „Wo innen du einen Andern richtest, verdammst du

dich selbst, sintemal du eben dasselbige thust, was du richtest." Röm. 2, 1. Uns Allen aber möge es zur heilsamen Lehre gereichen, daß wir unsere gefallenen Brüder nicht verdammen, denn das ist Gottes Amt; sondern vielmehr für sie beten, wie das geschrieben steht 1 Joh. 5, 16.

Doch Christus läßt die Seinen wohl sinken, aber nicht ertrinken. Castus und Nemilius fanden in ihrem Herzen keine Ruhe und gingen einher, gebrandmarkt in ihrem Gewissen vor Christen und Heiden. Als sie nun aber gelernt hatten, völlig an ihrer eigenen Kraft zu verzweifeln, da sprach Christus zu ihnen: „Ihr sollt leben!“ und als sie sich dem Herrn auf Gnade und Ungnade ergaben, und seinen Geist in ihrem Geiste herrschen ließen, da that er sie an mit Kraft aus der Höhe. Jetzt fühlten sie, daß sie unüberwindlich waren, und sie legten nun vor dem Richterstuhle ein herrliches Zeugniß ihres Glaubens ab. Sie blieben standhaft unter allen Martern, und besiegelten ihr Zeugniß mit ihrem Blute, das aus allen Wunden hervorbrang, mit denen ihr ganzer Leib bedeckt war.

Augustinus, der alte Kirchenvater, sagt in einer Predigt, die er an ihrem Gedächtnistage, dem 22. Mai, gehalten hat: „Gott zeigte ihnen, was sie seyen, und was Er ist. Er ließ sie, als sie übermüthig wurden, zu Schanden werden, und rief sie wieder zu sich zurück, als ihr Glaube neubelebt ward. Er hielt sie aufrecht, nachdem sie ihre Schwäche erkannt hatten, er stand ihnen im Kampfe bei und frönte sie nach dem Siege.“

Mappalicus.

(gest. 250 n. Chr.)

„Um deinetwillen werden wir täglich erwürgt und sind geachtet wie Schlachtschafe.“ (Ps. 44, 23.)

Aus der Zeugenschaar, die zu jener Zeit in Carthago um des Namens des Herrn Jesu willen die Märtyrerkronen errungen hat, heben wir noch besonders den Mappalicus hervor. Der Bischof Cyprian, eines der hellsten Lichter, die

je in der Kirche geleuchtet haben, lobt ihn wegen der reichen Erkenntniß und der großen Bescheidenheit, die ihn zierten, und giebt ihm das schöne Zeugniß, daß er mit der größten Gewissenhaftigkeit allen Vorschriften des Evangeliums, so wie den Regeln der Kirchenzucht nachgekommen sey. Ein solcher Mann war denn auch in der Stunde der Versuchung stark in der Kraft seines Gottes. Freimüthig bekannte er vor dem römischen Proconsul Fortunatianus seinen Glauben. Er wurde auf die Folterbank gespannt. Unter den heftigsten Peinigungen, denen man ihn unterwarf, blieb er standhaft, und während der Proconsul immer noch hoffte, seinen Muth erschüttern zu können, versicherte ihm der Gefolterte mit freudiger Stimme, er werde morgen im Kampfe für seinen Herrn Zeuge seines Sieges seyn können; denn Gott hatte ihm die Nähe seines Todes offenbart. Und wirklich erfüllte Gott des folgenden Tages an Mappalikus, was dieser vorausgesagt hatte. Er drang aus dem Kampfe zum Siege hindurch, und verlangte droben von dem gerechten Richter die Krone der Herrlichkeit. Unter den grausamsten Folterqualen, denen man ihn aufs Neue unterwarf, um sein Wort Lügen zu strafen, gab er seinen Geist auf in die Hände dessen, dem er sein ganzes Leben geweiht hatte.

Von den übrigen Märtyrern, die zur selbigen Zeit in Karthago litten, zeichneten sich noch besonders aus, Bassus, Fortunio, der im Kerker, und Paulus, der gleichfalls an den Folgen der grausamen Folterqualen starb. Eine ganze Schaar erlitt im Gefängnisse den Hungertod, zu welchem sie vom Kaiser verurtheilt wurden. Unter diesen befanden sich: Viktor und Viktorin, Herenäus, Donatus, Firmus, Ventus, Fruktus, Martial, Aristo, und die Frauen Fortuna, Credula, Irene und Julia. Wir haben diese Alle mit Namen genannt, weil der Bischof Cyprian ihr Andenken öffentlich an ihrem Todestage, dem 17. April, feiern, und auch ihre Namen in die christlichen Kalender aufnehmen ließ.



Dioskorus, der Knabe.

(gelitten im J. 250.)

u. andere Märtyrer von Alexandrien.

„Niemand verachte deine Jugend, sondern sei ein Vorbild den Gläubigen.“ (1. Tim. 4, 12.)

Von Karthago wenden wir uns nach Egypten. Wie es in der Hauptstadt dieses Landes, zu Alexandrien, herging, davon giebt uns ein Brief des Bischofs Dionysius, den er an den Bischof Fabius von Antiochien geschrieben hat, ausführlichen Bericht. Wir entnehmen demselben folgende Mittheilungen.

Mit drei andern Christen, Heroe, Alter und Isidorus ward auch Dioskorus, ein Knabe von ungefähr 15 Jahren, vor den Richter geführt. Dieser hielt den Sieg über ein so junges Herz gar leicht. So suchte er zuerst durch freundliches Zureden den Dioskorus, der noch so weichlich und zart aussah, zur Verläugnung Christi zu bewegen. Als dies fruchtlos blieb, befahl er die Folter anzuwenden. Aber weder seine Ueberredungskünste noch seine Marterwerkzeuge vermochten, die Standhaftigkeit des jugendlichen Glaubenshelden zu erschüttern. Die drei Genossen seiner Leiden wurden, nachdem sie unmenschlich gezeißelt worden waren und alle erdenklichen Qualen erduldet hatten, zum Feuer-tode verurtheilt. Den Dioskorus aber, desß Glauben sich so herrlich bewährte, und der auf alle Fragen sehr verständig geantwortet hatte, entließ der über ihn ganz verwunderte Richter mit dem Bescheide, daß er ihm wegen der Zartheit seines Alters noch Zeit zur Buße gönnen wollte. „Und so wandelt er noch unter uns,“ schreibt Dionysius, „der gottliebende Dioskorus, und ist für einen größern und längern Kampf aufbehalten.“

So viel Christen freilich auch in Alexandrien dem gegen sie losbrechenden Sturme unterlagen, so war doch eine große Schaar, die unerschütterlich in dem heiligen Bekenntnisse verharrte. Wir heben aus derselben den Julian hervor, einen alten gichtbrüchigen Mann, der weder gehen noch stehen konnte. Er mußte sich von zwei andern Christen nach dem Richtplatze tragen lassen. Der Eine von denselben verläugnete, der Andere, Chronion, wurde ein Mit-

genosse von Julians Leiden. Mit Recht heißt es in der Schrift: „Zween werden auf einem Bette liegen, der Eine wird angenommen, der Andere verworfen werden.“ Die grausamen Peiniger setzten den alten, gebrechlichen Mann und seinen treuen Gefährten auf Kameele, und führten beide unter dem Hohngelächter des Pöbels durch die ganze Stadt. Bis zu solcher Rohheit ging der Haß der Christusfeinde. Als der Zug nach dem Richtplatze zurückgekehrt war, wurden die beiden Märtyrer gegeißelt und endlich in eine Grube mit ungelöschtem Kalk gestürzt, wo sie langsam verbrannten.

Der Herr hatte sich in Alexandrien auch aus den Reihen der Kriegsknechte ein ganzes Fähnlein erwählt. Die Namen dieser Zeugen sind: Ammon, Zeno, Ptolomäus, Ingenius und der alte Theophilus. Sie standen vor dem Gerichtshofe zur Bewachung der Gefangenen während des Verhöres. Wenn nun ein Angeklagter etwa in seinem Bekenntnisse wankend wurde, oder gar Miene machte, Christum zu verläugnen, so munterten sie ihn durch Augenwinke, oder wenn das nichts half, durch die lebhaftesten Bewegungen und Geberden des ganzen Körpers zur Standhaftigkeit auf. Sie zogen bald die Augen aller Umstehenden durch ihr Benehmen auf sich; doch als das Volk anfang, unruhig zu werden, sprangen sie freiwillig vor den Richterstuhl und bekannten sich als Christen. Ueber diesen Vorfall geriethen die sämmtlichen Richter in Bestürzung. Den Soldaten sah man an, daß sie bereit waren, mit Freudigkeit um des Herrn willen Alles zu leiden, was man ihnen auferlegen würde. Die Richter aber zitterten vor Angst und Schrecken, und Niemand legte die Hand an die muthigen Bekenner. Da zogen diese, wie im Triumphe, aus dem Richthause fort.

Viele Christen entzogen sich durch die Flucht ihren blutgierigen Verfolgern. Ihr Loos wurde dadurch wenig gebessert. Sie irrten in den Bergen und Wüsten umher, von Hunger, Durst, Kälte und Krankheiten aller Art gequält, von Räubern und wilden Thieren angefallen. Ein großer Theil von ihnen ist in solchem Glende zu Grunde gegangen. Der Bischof Dionysius selbst, von dem wir diese Nachricht haben, hatte anfangs ruhig in seinem Hause abgewartet, was der Herr über ihn beschloffen habe. Gott schlug seine Feinde mit Blindheit, daß sie den frommen Greis, auf welchen es vornehmlich abgesehen war, an allen Orten suchten, nur nicht in seinem Hause, wo sie ihn am wenigsten vermutheten. Nach vier Tagen gab ihm Gott einen

Wink, die Stadt zu verlassen, machte ihm auch auf wunderbare Weise dazu Bahn, und mußte ihn eben so wunderbar auf der Flucht zu erhalten und aus mancherlei Gefahren zu erretten. So viel von der Christenverfolgung in Alexandrien.

Alexander von Jerusalem.

(gest. 251 n. Chr.)

„Ich will euch tragen bis in das Alter, und bis ihr grau werdet.“ (Jes. 46, 4.)

Von Egypten wenden wir unsere Blicke zunächst nach dem gelobten Lande. Als die Verfolgung auch hier ausbrach, war Alexander Bischof von Jerusalem. Von dem frühern Leben dieses Glaubenshelden wissen wir nur, daß er schon im Jahre 204 unter der Regierung des Kaisers Severus seines Glaubens wegen vor Gericht gezogen ist, ein gutes Bekenntniß abgelegt, und um seines Herrn willen freudig gelitten hat. Er stand damals einer Gemeinde in Cappadocien vor. Später wurde er, nach dem Tode des fast hundertjährigen Nazianzen, um jenes seines muthigen und glorreichen Bekenntnisses willen, Bischof von Jerusalem. Er weidete die ihm anvertraute Herde viele Jahre mit großer Liebe und Treue. Mit den berühmtesten Kirchenlehrern der damaligen Zeit stand er in inniger Freundschaft, und liebte nicht weniger, als diese Männer, die Wissenschaft, doch nicht so, als hätte er durch dieselbe etwas vor Gott erreichen wollen, sondern nur, um sie Christo und seinem Reiche dienstbar zu machen. Er stand schon in sehr hohem Alter, als die Verfolgung unter Decius sich auch bis Palästina ausbreitet hatte, und er war einer der Ersten, der vor den Richterstuhl des dortigen römischen Präses geführt wurde. Hier hat er zum zweiten Male ein herrliches Bekenntniß von Jesu Christo abgelegt. Darauf wurde das graue Haupt zu Cäsarea in den Kerker geworfen. Der Greis bot einen seltenen Anblick, vor welchem selbst die heidnischen Richter eine Art Ehrfurcht überkam.

Sein hohes Alter und der Frieden seines Herzens hatten dem mit Silberlocken bedeckten Antlitz ein so ehrwürdiges Ansehen gegeben, daß die Richter sich nicht entschließen konnten, ihn zum Tode zu verurtheilen. Sie ließen ihn mehrmals nach dem Kerker zurück und wieder vor Gericht führen, und mit allerlei Martern peinigen, um ihn zur Verläugnung zu bewegen. Der schon fast erstorbene Leib unterlag endlich diesen Peinigungen. Alexander starb im Gefängnisse im Jahre 251.

Christophorus,

(gest. 250 n. Chr.)

„Er soll die Starken zum Raube haben.“ (Jes. 53, 12.)

Obgleich wir von diesem Märtyrer nur sehr wenig wissen, ist er doch einer von den bekannter Geliebten, dessen Gedächtniß zum Theil noch jetzt im Munde des Volkes lebt. Wer hätte nicht schon von dem großen Christoph, oder Christoffel gehört, oder ein Bild von ihm gesehen? Er wird in riesenmäßiger Leibesgröße abgebildet, wie er mit dem Kindlein Jesus auf der Schulter, das Meer durchzieht. So ist er an vielen Orten unter andern auch auf einem Fenster des Straßburger Münsters zu sehen. Diese Abbildung ist aber nur sinnbildlich zu verstehen. Möglich, daß Christophorus bei Leibes Leben ein sehr großer und starker Mann gewesen ist, wir wissen es aber nicht mit Bestimmtheit. Wir kennen nicht einmal den eigentlichen Namen dieses Märtyrers, den er auf Erden führte; denn Christophorus ist nur ein angenommener Name und bedeutet Christussträger. Er nannte sich so, in demselben Sinne, in welchem sich Ignatius von Antiochien, von dem an seinem Orte bereits berichtet ist, Teophorus, das heißt Gottessträger, nannte. Jene Abbildungen des großen Christophs sind deshalb so zu verstehen: das Meer, welches er durchzieht, soll das Meer der Trübsal bedeuten, durch welches alle Christen hindurch müssen, ehe sie in den Hafen des ewigen Vaterlandes einlaufen können. Wer nun das sanfte

Joch des unscheinbaren Christuskindeß auf seine Schultern, und ihn selbst in sein Herz nimmt, der erlangt mehr als menschliche Kraft, nämlich eine solche Riesenstärke und Riesengröße, daß er sicher die Tiefe des brausenden Meeres durchwaten kann. Das wird denn auch Christophorus gethan haben. Er wird von unsern Altvordern als einer der muthigsten Glaubenszeugen Jesu Christi gepriesen, und darum hat man ihn zum Träger jenes Sinnbildes gemacht. Sonst wissen wir von diesem Christus-träger nur, daß er zuletzt gleichfalls ein Blutzeuge Jesu Christi geworden ist. Im Jahre 250 ist er in Lycien, einer Provinz Kleinasiens, zu Tode gemartert worden.

Babylas.

(gest. 250 n. Chr.)

„Der Gerechte muß viel leiden, aber der Herr hilft ihn aus dem allen. Er bewahret ihm alle seine Gebeine.“

(Psf. 34, 20 und 21.)

In Antiochien, der Mutterkirche der Heidenchristen, welche einst den Paulus und den Barnabas als die ersten Missionare aussendete, weidete seit dreißig Jahren der Bischof Babylas die Herde des Hrn. Auf kaiserlichen Befehl war auch der ins Gefängniß geworfen und lange Zeit mit den ausgesuchtesten Martern gepeinigt. Aber Babylas blieb wie im Leben, so auch im Leiden ein Vorbild seiner Gemeinde, und verschied endlich in Folge der vielen unmenschlichen Mißhandlungen, die er hatte erleiden müssen. Vor seinem Tode begehrte er noch mit den Ketten, die er als sein Brautgeschmeide ansah, begraben zu werden.

Nach dem Tode des Kaisers Decius ließ Gallus, der Nachfolger desselben, im Jahre 251 die Gebeine des Märtyrers in die Burg Daphne, zwei Stunden von Antiochien, versetzen. Hier ruhten sie über hundert Jahre, mit frommer Ehrfurcht von den Christen betrachtet. Die Stürme hatten ausgetobt. Kaiser

Constantin hatte sich selbst zum Christenthume bekannt, und die christliche Religion zur herrschenden im römischen Reiche erhoben. Nur einer unter seinen Nachfolgern, Kaiser Julian, der Abtrünnige genannt, wollte, wie er sich selbst zum Heidenthum bekannte, auch in seinem Reiche die Nacht des Heidenthums wieder heraufbeschwören. Im Jahre 362 kam er auch nach Antiochien, und brachte hier seinem Gotte Apollo reiche Opfer dar. Der Göze hatte aber an diesen Opfern nicht genug. Durch den Mund der Priester befahl er dem Kaiser, die christlichen Todtengebeine, welche in der Nähe ruheten, zu entfernen, damit der Ort gereinigt würde. Da ließ der Kaiser, wie der alte Kirchenvater Chrysostomus erzählt, auch die Gebeine des Babylas, die an ihren Ketten kenntlich waren, wegschaffen. Es war derselbe Julian, von dem bei der Geschichte der Zerstörung Jerusalems berichtet ist, daß er in blinder Wuth mit Gott streiten und den Tempel mit Gewalt wieder aufbauen wollte. Auch hier in Antiochien sollte er erfahren, daß der Thon nicht mit dem Töpfer rechten darf. In der folgenden Nacht nach seinem frevelhaften Beginnen fiel der Blitz auf Apollos prächtigen Tempel. Die kostbaren Verzierungen des prunkenden Gebäudes wurden sammt dem Gözenbilde in einen Aschenhaufen verwandelt. Nur die nackten Wände blieben stehen. Des Kaisers Oheim, der Statthalter des Morgenlandes, eilte selbst nach Daphne und peinigte die Priester Apollos mit grauenvollen Martern, um von ihnen zu erfahren, ob durch ihre Nachlässigkeit oder der Christen Schuld der Brand entstanden sei. Er brachte nichts anderes heraus, als daß Feuer vom Himmel gefallen sei, und auch die Landleute der Umgegend bezeugten, daß sie den Blitz hätten herabfahren sehen.

Das ist der Herr, der auch die Gebeine seiner Heiligen nicht ungestraft antasten läßt.

Achatius.

(um 250 n. Chr.)

Was trogest du denn, du Tyrann, daß du kannst Schaden thun; so doch Gottes Güte noch täglich währet? (Ps. 54, 3.)

Achatius war Bischof von Antiochien; jedoch, wie es scheint, nicht von dem bekannten Antiochien, wo die Jünger des Herrn zuerst Christen genannt wurden, und die Blutzengen Ignatius und Babylas Bischöfe waren; sondern von dem weniger bekannten Antiochien, das in Phrygien lag. In der schweren Verfolgung unter dem Kaiser Decius, war er der ganzen Gegend ein schützender Schild. Als Martianus, der römische Consular, von ihm hörte, ließ er ihn vor sich bringen und sagte zu ihm: „Du lebest unter dem Schutze der römischen Gesetze; darum mußt du auch unsern Kaiser lieben.“ Achatius erwiderte: „Von wem wird der Kaiser wohl mehr geliebt, als von den Christen? Denn wir beten eifrig für ihn, daß er lange und in Gerechtigkeit und Frieden über die Völker herrsche; auch flehen wir für das Heil seiner Soldaten und aller Stände im Reiche!“ „Ich lobe das!“ sagte der Römer, „aber damit der Kaiser deinen Gehorsam erkenne, so bringe ihm mit uns die gebührenden Opfer.“ Achatius darauf: „Ich bete zu meinem Herrn, dem allein wahren und mächtigen, für das Heil des Königs. Aber ein Opfer kann er nicht fordern, und wir dürfen es nicht bringen.“ Martianus: „So sage mir, zu welchem Gotte betest du, damit auch wir ihm unsere Opfer darbringen?“ „Du wüßtest du, sagte der Christ, wer mein Gott ist! Das wäre dein Heil!“ Martianus: „So sage mir seinen Namen.“ „Achatius erwiderte: „Es ist der Gott Abrahams, der Gott Isaaks, der Gott Jakobs, der allerhöchste Herrscher, der über den Cherubin und Seraphim thront.“ Da ward Martian unwillig und sagte: „Was lässest du dich irre führen von den unsichtbaren Dingen? Bete unsere Götter an, die du siehest, den Apollo, der Hunger und Pest vertreibt, durch den die ganze Welt erhalten und regiert wird.“ Nun zeigte der Bischof dem Heiden aus den Geschichten, die die Heiden selbst über ihre Götter erzählten, wie schwach, ge-

brechlich, ohnmächtig diese wären, und wie sie sich sogar mit Leidenschaften und argen Sünden befleckten. „Und solchen Wesen,“ so schloß er, „sollte ich Opfer darbringen? Soll ich, um dieses irdische Leben zu erhalten, die anbeten, die nachzuahmen ich mich schämen müßte! die ich verachte, die ich anklage, die ich verabscheue, ja, die solche Thaten begangen haben, die nach euren eignen Gesetzen bestraft werden müssen!“ „Schweige!“ befahl jetzt der Consular, „und komme stracks mit mir zum Jupiter und zur Juno, damit wir ihnen darbringen, was ihnen gebührt!“ Da der Bischof sich weigerte, fuhr jener fort: „Opfere, oder du mußt sterben!“ Achatius antwortete unerschrocken: „Das können auch die Dalmatier, die in der Räuberfurst so wohl erfahren sind, die auf engen Wegen im Hinterhalt lauern und auf die Vorübergehenden Jagd machen, und die den Wanderer zwingen, entweder sein Geld oder das Leben zu lassen. Da fragt auch Keiner, was Recht ist, sondern nur, was er mit Gewalt erzwingen kann! So ist auch dein Urtheil; da du eine Ungerechtigkeit von mir forderst, und wenn ich sie nicht begehe, mit dem Tode drohst. Das öffentliche Recht bestraft die Hurer, Ehebrecher, Knabenschänder, Diebe, Uebelthäter, Todtschläger. Wenn ich aber nicht wegen solcher Verbrechen, sondern deswegen bestraft werden soll, daß ich den wahren Gott verehere, so werde ich nicht nach dem Gesetze, sondern nach der Willkür des Richters verurtheilt!“ Martian sagte kurz: „Ich habe den Auftrag, dich zu zwingen. Weigerst du dich, so kannst du der Strafe gewiß seyn!“ „Und mir,“ sagte der Christ, „ist geboten, daß ich meinen Gott nicht verläugne; denn er hat gesagt: „Wer mich vor den Menschen verläugnen wird, den werde ich auch verläugnen vor meinem himmlischen Vater!“ Dann fragte der Römer noch weiter nach Jesus Christus: und Achatius bekannte ihm frei, daß Jesus Christus der Sohn Gottes sey, geboren durch den heiligen Geist, und daß sein Wesen Wahrheit und Gnade sey. Darauf sagte ihm Martian: „Jetzt endlich ist es Zeit, daß du mit mir kommst und unsern Göttern opferst. Versammle auch das ganze Volk, das von deinem Winke abhängt.“ Achatius: „Diese Alle werden nicht nach meinem Winke, sondern nach Gottes Geboten geleitet. Wenn ich ihnen die Wahrheit predige, so sollen sie mich hören; wenn ich aber Unrechtes und Verderbliches von ihnen verlange, so mögen sie mich verachten!“ Martian: „Gieb mir vor Allem die Namen an!“ Achatius: „Ihre Name sind im Buche des

Himmels mit göttlicher Schrift aufgezeichnet. Wie können sterbliche Augen das sehen, was die unsichtbare und unvergängliche Kraft Gottes aufgezeichnet hat." Martian: „Wo sind die Gehülfen deiner magischen Kunst oder die Lehrer dieser hinterlistigen Betrügerei?" Der Christ sagte: „Wir haben Alles von Gott empfangen und danken es ihm. Aber die Secte der magischen Kunst verabscheuen wir." Martian: „Ihr seyd Magier; denn ihr habt eine, ich weiß nicht, was für neue Art von Religion eingeführt." Achatius: „Wir zerstören nur eure Götter, die ihr euch selbst gemacht habt, und beten den an, den nicht wir gebildet haben, sondern von dem wir gebildet worden sind; der uns als der Herr erschaffen, als Vater geliebt, und als der beste Wohlthäter dem ewigen Tode entrissen hat!" Martian: „Liefere mir die Namen aus; oder du wirst den Martern nicht entgehn!" Achatius: „Du verlangst nach vielen Namen? Hoffst du etwa, daß du Mehrere besiegen wirst, du, der du von mir allein überwunden bist? Wenn dir aber Namen am Herzen liegen, so wisse: Ich heiße Achatius. Ich habe zwei Genossen: Bisio, Bischof von Troja, und den Priester Menander. Thue nun, was dir gefällt!" Hierauf wurde Achatius in den Kerker geworfen, und der Bericht über das erzählte Verhör dem Kaiser Decius zugesandt, damit er das Endurtheil spräche. Der Kaiser, obwohl ein geschworener Feind des Christennamens, bewunderte dennoch die Weisheit und Standhaftigkeit des Achatius, und wurde davon so ergriffen, daß er ihm die Freiheit schenkte, und befahl, daß man ihn nicht weiter wegen seiner Religion beunruhigen sollte. Doch belohnte er auch den Martian, indem er ihn zum Oberfeldherrn in Bamptonien machte. —

Von der weitem Geschichte des Achatius ist uns nichts bekannt. Das glaubensmuthige Bekenntniß aber, von dem wir erzählt haben, fand statt am 29., oder nach andern Nachrichten am 30. März des Jahres 250. —



Pionius zu Smyrna,

(gest. 250 n. Chr.)

„Fürchte dich nicht vor der keinem, das du leiden wirst. Siehe, der Teufel wird Etliche von euch ins Gefängniß werfen, auf daß ihr versucht werdet. Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ (Off. Joh. 2, 10.)

Diese Worte mußte der gottbegeisterte Seher Johannes auf Befehl des Herrn der Gemeinde zu Smyrna schreiben, jener hochbegnadigten Stadt Kleinasien, welche gewürdigt war, so viele Jahre hindurch aus dem Munde des frommen Polykarpus, der den Liebesgeist seines Lehrers Johannes geerbt hatte, das Wort des Lebens zu vernehmen. Jetzt aber weidete ein Miethling diese Herde. Die Gemeinde mußte die Schmach erleben, daß ihr eigener Bischof, Gudämon, Jesum Christum verläugnete. Wohl war das Uergerniß groß, welches dadurch gegeben wurde, und viele Schwache wurden durch des Bischofs Vortritt gleichfalls zur Sünde des Abfalls versührt; bei Andern aber wirkte der Abscheu vor seiner That auch wiederum kräftigend auf ihren Glauben, Es gab ihrer nicht Wenige zu Smyrna, die die Ehre des Herrn vor seinen Lästerern retteten.

Unter ihnen leuchtet vor Allen Pionius, einer der dortigen Priester, hervor. Er war auf das Eifrigste bemüht, die wankende Gemeinde zu stärken und zur Treue im Glauben zu ermahnen. Von Polemon, dem Vorsteher eines Gözentempels, wurde er ergriffen, und mit dem Asklepiades und der Sabina unter ungeheurem Zudrange des Volkes auf den Marktplatz geführt. Hier ermahnte sie Polemon laut, dem kaiserlichen Befehle sich zu fügen, und durch Theilnahme am Gözendienste der Todesstrafe sich zu entziehen. Pionius wandte sich im Namen der Uebrigen an die versammelte Volksmenge: „Ihr Bürger von Smyrna, die ihr frohlocket über die Schönheit eurer Mauern, die ihr euch rühmet, daß in eurer schönen Stadt der Dichter Homer geberet ist, und ihr Juden, die ihr euch unter dieser Versammlung befindet, hört einige Worte von mir. Man sagt mir, daß ihr diejenigen verspottet, die freiwillig kommen, um zu opfern, oder die sich dessen nicht weigern, wenn sie dazu aufge-

fordert werden. Aber wahrlich, euer bewunderter Homer lehrt euch, daß es nicht erlaubt sey, über Todte zu jauchzen.“ Er zielte auf den geistlichen Tod derer, welche durch die Drohungen der Heiden zum Abfall sich hatten bewegen lassen. „Und ihr Juden,“ fährt er fort, „solltet dem Spruche Moses nachleben, der da sagt: „„Wenn du deines Bruders Egel oder Ochsen stiehst fallen auf dem Wege, so sollst du dich ihm nicht entziehen, sondern sollst ihm beistehen, ihm wieder auszuhelpfen.““ Auf gleiche Weise sagt auch Salomo: „„Treue dich nicht des Falles deines Feindes, und dein Herz sey nicht froh über seinem Unglück.““ Selbst wenn wir eure Feinde wären, solltet ihr nicht über uns frohlocken. Aber wen haben wir beleidigt? wen beschimpft?“ So redete er noch lange fort und schloß endlich: „Darum will ich lieber sterben und alle Strafen erdulden, ja unermessliche Marter leiden, bevor ich das, was ich gelernt, oder was ich selbst gelehrt habe, verlehre.“

Das Volk hatte ihm aufmerksam zugehört, und seine Worte machten solchen Eindruck, daß man ihm von allen Seiten zuredete, nachzugeben. „Glaube uns, Pionius, rief man ihm zu, wir halten dich für würdig zu leben, und es ist doch gut, zu leben und das Licht zu sehen.“ „Wohl ist es gut,“ erwiderte er, „zu leben und das Licht zu schauen, aber jenes Licht, nach welchem uns verlangt. Uns verlangt nach einem andern Lichte! Wir wollen nicht den Gaben Gottes entlaufen, als verachteten wir sie; aber wir verlassen sie gern, weil wir uns nach höhern Dingen sehnen.“ Die Umstehenden fuhren fort, mit Bitten in ihn zu dringen, und er, ihnen von einem zukünftigen Dasein zu sagen. „Es ist also unmöglich, dich zu überreden?“ sagte endlich Polemon. „Wollte Gott,“ antwortete Pionius, „daß ich dich überreden könnte, ein Christ zu werden.“ —

Der Götzenpriester stand jetzt von diesem Glaubenshelden ab, und wandte sich zur Sabina, die eine Schwester des Pionius war, mit der Frage: „Welchen Gott betest du an? — „Gott, den Allmächtigen, der alle Dinge erschaffen hat, und den wir durch sein Wort, Jesum Christum, erkannt haben.“ — „Und wen betest du an?“ sprach er darauf zu Asklepiades. — „Jesum Christum!“ antwortete dieser. „Wie, ist da noch ein anderer Gott?“ fragte Polemon. Und er antwortete: „Nein, es ist derselbe, den wir hier Alle bekennen.“

Nach diesem einstimmigen, freimüthigen Bekenntnisse wurden nun alle drei ins Gefängniß geführt. Die Volksmenge drängte

ihnen nach. Im Kerker fanden sie schon einige Märtyrer und vereinigten sich mit ihnen zum lauten Lobe Gottes. Viele Gläubige wollten dem Pionius Erquickungen bringen, er aber nahm sie nicht an, und sagte, daß er nichts mehr bedürfe. Die Gefangenwärter zürnten ihm deshalb, weil sie aus solchen Vergünstigungen mancherlei Gewinn zogen. Pionius entschädigte sie aus eigenen Mitteln für ihren vermeintlichen Verlust. Es kamen auch viele von den Christen zu ihm, die bereits verläugnet hatten, und beklagten unter Thränen ihren Abfall. Solchen redete Pionius auf das Liebreichste und Väterlichste zu, suchte auch diese Schwachen dem Herrn wiederum zu gewinnen, und war weit entfernt, sich seines Glaubens gegen sie zu überheben.

Nach einigen Tagen trat Polemon plötzlich wieder in den Kerker und rief mit drohender Stimme: „So eben hat euer Bischof geopfert, und die Obrigkeit befiehlt euch, sogleich in den Tempel zu kommen.“ Da Pionius wußte, daß vor der Ankunft des grade abwesenden Statthalters geschmäßig nichts gegen ihn und seine Gefährten unternommen werden dürfte, so weigerte er sich, zu folgen. Da warf man ihm einen Strick um den Hals, und schleppte ihn, nebst den Andern so hastig fort, daß man ihn fast erdrosselt hätte. Die muthigen Bekenner sollten noch zur rechten Zeit in den Tempel gebracht werden, um den Abfall ihres Bischofs mit eigenen Augen zu sehen. Und wirklich stand der unselige Eudämon noch am Altar, als Pionius eintrat. Die Hand, die den Gläubigen so oft den Kelch des Heils gespendet hatte, streute jetzt den Gözen Weihrauch. Solcher Anblick, meinte Polemon, würde seine Wirkung nicht verfehlen. Pionius ward auch sofort vor die Richter gestellt, und von einem derselben aufs Neue gefragt: „Welchen Gott betest du an?“ „Den,“ erwiderte er, „der Himmel und Erde gemacht hat.“ „Du meinst den, der gekreuzigt wurde?“ „Ich meine den, den Gott, der Vater, gesandt hat, um die Menschen selig zu machen.“ Die Richter sprachen leise unter einander: „Er muß gezwungen werden, zu sagen, was wir haben wollen.“ Pionius hörte es und sagte: „Erröthet, ihr Anbeter der falschen Götter; gehorchet euren eigenen Gesetzen; sie heißen euch nicht, uns Gewalt anzuthun, sondern bloß uns zu tödten.“ „Laß das eitle Rühmen!“ spottete einer der Richter. „Ist das deine Beredsamkeit?“ antwortete Pionius. „Hast du das in deinen Büchern gelesen? Wurde nicht Sokrates eben so von den Atheniensern behandelt? Nach deinem Urtheile ging er einer eitlen Ruhmsucht nach, weil er Weisheit und Tugend predigte.“

Diese Entgegnung traf. Die weltliche Gelehrsamkeit war mit ihren eigenen Waffen geschlagen. Der Mund des Spötters verstummte. Man wollte dem Pionius jetzt mit Gewalt Opferkränze auf das Haupt setzen; aber er zerriß sie, und warf sie vor den Altar. Laut riefen die Bekenner: „Wir sind Christen!“ Da man nun sah, daß sie nicht zum Abfall zu bringen waren, wurden sie unter dem Hohngeschrei und den Mißhandlungen des mitziehenden Pöbels ins Gefängniß zurückgebracht.

Kurze Zeit darauf kehrte der langerwartete Statthalter nach Smyrna zurück. Er verhörte sofort den Pionius und sprach über ihn, nachdem dieser abermals ein gutes Bekenntniß abgelegt, und auch große Marter standhaft ertragen hatte, folgendes Urtheil: „Wir verordnen, daß Pionius, ein Mann von gottlosem Sinn, der sich als einen Christen bekannt hat, durch das rächende Feuer verbrannt werde, damit die Menschen abgeschreckt, und die Götter versöhnt werden.“ Mit ruhigem Geiste, freudiger Miene, und festem Tritte ging der treue Glaubenszeuge dem Tode entgegen. Auf dem Scheiterhaufen ward er an einen Pfahl genagelt. Das Volk ward bewegt, und rief ihm zu: „Ändere deinen Sinn, und die Nägel werden dir wieder ausgezogen werden.“ „Wohl fühle ich die Nägel!“ sprach er; und nach einiger Zeit: „Möge das Volk überzeugt werden, daß eine Auferstehung der Todten zukünftig sey.“ Das Feuer ward angezündet. Pionius aber betete stille mit geschlossenen Augen. Bald öffnete er sie wieder, schaute mit fröhlichem Angesichte in die Gluth und sprach: „Amen! Herr, nimm meinen Geist auf!“ Und als er das gesagt hatte, entschlief er. Gott aber wollte seinen Zeugen noch in der Leiche verherrlichen. Als die Gluth eingesunken war, und man seinen Leib hervorzog, lag derselbe frisch und unverfehrt da. Das Angesicht glänzte in wunderbarer Anmuth, und lächelte Wonne. Die Heiden staunten, die Gläubigen aber wurden ob dieses Wunders mit hoher Freudigkeit erfüllt.



Die sieben Schläfer.

(gest. 251 n. Chr.)

„Gehe hin, mein Volk, in deine Kammer, und schließe die Thür nach dir zu; verbirge dich einen Augenblick, bis der Zorn vorübergehe.“ (Jes. 26, 20.)

Im Anfange des Jahres 251 hatte der Kaiser Decius in Ephesus einen heidnischen Tempel errichten und zugleich Befehl geben lassen, daß alle Einwohner dieser Stadt seinen Götzenbildern opfern sollten. Diesem Befehle versagten auf eine hochherzige Art sieben christliche Soldaten den Gehorsam. Ihre Namen sind: Maximilian, Malchus, Martinian, Dionys, Johannes, Serapion, Constantin. Der Kaiser wollte sie durch Bitten und Milde dahin bringen, seinem Willen zu gehorchen und dadurch ihr Leben zu erhalten. Er gab ihnen Bedenkzeit bis zu seiner Rückkehr von einer Reise. Allein in seiner Abwesenheit entflohen sie und verbargen sich in einer Höhle. Als der Kaiser, nachdem er zurückgekehrt war, ihre Flucht und zugleich ihren Aufenthaltsort erfuhr; gab er Befehl, den Eingang der Höhle zu vermauern, und die Sieben dem Hungertode Preis zu geben. Sie aber entschliefen daselbst im Herrn.

Aus dieser Geschichte ist später die Sage entstanden, die sieben Bekenner seyen durch Gottes Gnade in einen tiefen Schlaf versenkt worden, der länger als 200 Jahre gedauert habe. Unter Theodosius dem Jüngern, im Jahr 479, seyen sie wieder aufgewacht und aus ihrer Höhle hervorgegangen. Zwar damals sind sie noch nicht aufgewacht, aber es wird die Zeit kommen, in welcher Christus auch ihre Leiber auferwecken wird von den Todten, auf daß sie droben bei ihm ein ewiges, seliges Leben führen.



Die Christenverfolgungen bis zum Tode des Kaisers Valerian, (im Jahre 260.)

Der Tod des Kaisers Decius im Jahre 251 veranlaßte einen kurzen Stillstand in der eben geschilderten allgemeinen Christenverfolgung; aber schon unter seinem Nachfolger Gallus, der nur bis zum Jahre 253 regierte, brach sie aufs Neue aus. Der Kaiser Valerianus, der nach ihm den römischen Thron bestieg und bis 260 regierte, zeigte sich in den ersten Jahren seiner Regierung den Christen sehr günstig. Aber vom Jahre 257 an änderte er sein Verhalten und trat gleichfalls feindlich gegen die Christen auf. Anfangs war jedoch diese Verfolgung keine blutige. Den Christengemeinden sollten bloß ihre Hirten und Lehrer genommen werden. Der Kaiser sah jedoch bald ein, daß er durch diese Maßregel nichts ausrichtete. Die von ihren Gemeinden getrennten Bischöfe blieben mit denselben durch Briefe und hin- und herreisende Brüder in steter lebendiger Verbindung und sammelten noch obenein an den Orten ihrer Verbannung neue Gemeinden um sich. Er ging daher weiter und erließ im Jahre 258 viel schärfere Befehle. Die Bischöfe, Presbyter und Diakonen sollten, wenn sie nicht verleugneten, sofort mit dem Schwerte hingerichtet werden. Die Beamten und Würdenträger sollten mit dem Verluste ihrer Güter und Würden gestraft werden, und wenn sie dennoch Christen bleiben wollten, die gleiche Todesstrafe leiden. Die Frauen vom Stande sollten nach Einziehung ihrer Güter verbannt, und alle sonstigen christlichen Bekenner zur Strafarbeit auf den verschiedenen kaiserlichen Gütern verurtheilt werden.

So viel zum kurzen Vorbericht, ehe wir auch aus dieser Sturm- und Drangsalperiode der christlichen Kirche das Leben einiger der hervorragendsten Glaubenszeugen näher betrachten.

Alexander, der Köhler,

(gest. in der Zeit nach Kaiser Decius.)

„Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch her-
unter zu den Niedrigen.“ (Röm. 12, 16.)

Gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts hatte sich auch in der Stadt Comana in Pontus eine ansehnliche Christengemeine gebildet. Aber es fehlte der Herde noch an einem Hirten. Da wendeten sich die Gläubigen an den frommen Bischof von Neo-Cäsarea, Gregor, Thaumaturgus, oder der Wunderthäter genannt, den alle Bewohner jener Gegend wie einen Vater liebten und verehrten. Sie baten ihn, daß er ihre Wahl leiten und zugleich auch die äußern, für ihre Kirche nöthigen Einrichtungen treffen möchte. Gregor kam. Er berief die Gemeine zusammen und forderte sie auf, aus ihrer Mitte sich in seiner Gegenwart einen Vorsteher zu wählen. Die Reichsten und Vornehmsten aus der Gemeine traten zusammen, um sich über die Wahl zu bereden. Sie forschten nun unter sich nach einem Manne, der reich und von vornehmer Geburt wäre, und dazu glänzende Beredsamkeit besäße. Sie fanden denn auch Mehrere, die ihnen ganz geeignet schienen, und schlugen sie dem Gregor vor. Der aber, obwohl er selbst von namhaftem Herkommen und ein durch Gelehrsamkeit und Wissenschaft ausgezeichnete Mann war, schüttelte doch den Kopf über ihre Weise zu wählen. Er sagte auch den vornehmen Herren gradezu, sie möchten sich nur auch einmal in den niedern Ständen umsehen, und wenn sie hier einen würdigen Mann fänden, kein Bedenken tragen, auf ihn ihre Wahl zu richten. Diese Worte dünkten einen der allervornehmsten doch gar zu schmähsch, und er sagte im spottenden Tone: „Willst du an allen, die Ansehen haben, vorübergehen, und den Bischof recht von unten herauf holen, wohl an, so wähle Alexander, den Köhler!“

Gott der Herr, der die Winde zu seinen Boten und die Feuerflammen zu seinen Dienern macht, kann auch den Spott und Hohn eines hoffärtigen Menschenherzens dazu benutzen, sein Werk zu Stand und Wesen zu bringen. Gregor war auf diesen Namen aufmerksam geworden, und begehrte den verspotteten Köhler zu sehen. Voller Freuden lief einer der Anwesenden, um ihn

herbeizuholen. Alexander kam halbnackt, mit schlechten Kleidern umhüllt, an Händen und Gesicht die deutlichsten Spuren seines Gewerbes tragend. „Seht da den neuen Bischof!“ höhnte der, welcher seinen Namen zuerst genannt hatte, und die ganze Wahlversammlung brach in ein lautes Gelächter aus. Das machte aber unsern Gregor nicht irre. Ihm ahnte, daß des Herren Hand hier im Spiele sei. Er sah sich seinen Mann mit prüfenden Blicken an, und zog dann den Köhler zu stiller Besprechung beiseits. Da erfuhr er denn von ihm, daß Alexander von vornehmen Eltern geboren und früher sehr reich gewesen sey, daß er aber dem allen abgesagt habe, um Jesu in einem armen und unscheinbaren Leben nachzufolgen. „Wundere dich nicht,“ sagte der vermeintliche Köhler zu dem erstaunten Bischofe, „dieser Kohlenstaub, der mich entstellt, ist die Maske, die mich der Welt unkenntlich machen soll. Ich bin noch jung, und würde vor Menschaugen stattlich aussehen, wenn ich mich besser kleiden wollte. Ich fürchte aber die Versuchung und habe ihr entschlossen den Rücken gekehrt, damit sie mich nicht verlocke. Nun weist du, warum ich ein Köhler bin. Ich lebe zufrieden, nähre mich von meiner Hände Arbeit, und vermag noch Etlliches den armen Brüdern mitzutheilen.“

Gregor war betroffen. In Demuth beugte er sich vor dem unerforschlichen Rathschlusse des Herrn, der heute durch Spott und Hohn einen so edlen Schatz an's helle Sonnenlicht gebracht hatte. Alexander mußte auf seine Bitten sich vom Kohlenstaube reinigen und andere Kleider anlegen. Während dies geschah, schritt Gregor zur Gemeinde zurück, und hielt an die Versammelten eine eindringliche Rede über das wahre Wesen eines christlichen Bischofs und über die Pflichten der Gemeinde gegen ihren Hirten. Dann ließ er Alexander neben sich führen. Sein Aussehen war so verändert, daß man ihn fast nicht wieder erkannte. Gregor erzählte jetzt, wie dieser Köhler aus Demuth und sittlichem Ernste die Niedrigkeit erwählt und allen Spott über sich genommen habe. Hieran knüpfte er die Ermahnung, keinen Menschen hinfort nach seiner äußern Hülle zu beurtheilen. Die Spötter gingen beschämt in sich, und die ganze Versammlung wählte nun einstimmig Alexander, den Köhler, zum Bischofe. Gregor weihte ihn. Darauf hielt Alexander die übliche Antrittsrede. Er sprach mit einer solchen Eindringlichkeit und Kraft, mit solchem Ernste, solcher Tiefe und Gründlichkeit, daß er Aller Herzen hinriß.

Und diesen ersten Eindruck, den er auf die Gemeinde machte, mußte er stets ungeschwächt und lebendig zu erhalten. Er weidete die Heerde von Comana mit Kraft und großer Weisheit. Er war ein rechter Bischof und wurde für die ganze Gemeinde ein wahrhaftiger Segen. Gregor von Nyssa, Bruder Basiliius des Großen, der in seiner Lebensbeschreibung Gregors, des Wunderthäters, uns dies Alles berichtet hat, bezeugt in den anerkennendsten Ausdrücken die Hirtentreue des Alexander.

Und wie einst der angesehene und reiche Jüngling seinem Herrn in Armuth und Niedrigkeit nachgefolgt war, so wurde er jetzt als Bischof dessen Nachfolger im Gehorsam gegen Gott und in der Liebe zu seiner Heerde bis in den Tod. Er hat als Blutzeuge sein Leben in den Flammen des Scheiterhaufens geendet, wahrscheinlich am 11. August, denn an diesem Tage ist er im alten, römischen Märtyrerverzeichnisse aufgeführt. Das Jahr seines Todes ist jedoch nicht mit Gewißheit zu bestimmen. Es läßt sich nur mit Sicherheit annehmen, daß sein Märtyrertod erst nach des Kaiser Decius Regierung, also nach 251 erfolgt ist, und zwar weil seine Wahl zum Bischöfe im Jahre 248 oder 249 stattgefunden hat, die Art und Weise aber, wie Gregor von Nyssa über seine Amtsthätigkeit spricht, zu dem Schlusse berechtigt, daß er seiner Gemeinde mehrere Jahre hindurch vorgestanden hat.

Origenes von Alexandrien,

(gest. 254.)

„Dienet einander, ein Jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes. So Jemand redet, daß er es rede als Gottes Wort. So Jemand ein Amt hat, daß er es thue als aus dem Vermögen, das Gott darreicht, auf daß in allen Dingen Gott gepriesen werde durch Jesum Christum, welchem sey Ehre und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.“

(1. Petr. 4, 10 und 11.)

Origenes wurde zu Alexandrien im Jahre 185 geboren. Sein frommer Vater Leonidas machte ihn von Kindesbeinen

an mit dem Worte des Lebens vertraut. Er ließ seinen Sohn täglich ein Stück aus der heiligen Schrift auswendig lernen. Der Knabe hatte große Freude daran, und zeigte schon frühe einen tief forschenden Geist. Er that über das Gelernte oft so kühne und tiefe Fragen, daß sein Vater, um ihn nicht hochmüthig und vorwizig zu machen, ihm darüber Verweise gab. Im Stillen aber freute er sich der vielversprechenden Anlagen seines Kindes und dankte mit gerührtem Herzen Gott, daß er ihm einen solchen Sohn geschenkt hatte.

Die unter dem Kaiser Septimus Severus auch in Egypten wüthende Verfolgung gegen die Christen gab schon dem sechszehnjährigen Jünglinge Gelegenheit, seinen Glaubenseifer zu zeigen. Das Beispiel der Märtyrer riß ihn so hin, daß er sich freiwillig der heidnischen Obrigkeit stellen und dem Tode Preis geben wollte. Später freilich, als besonnener Mann, urtheilte er über solchen unzeitigen Eifer ganz anders. Er selbst sagt in einer seiner zahlreichen Schriften: „Eine Versuchung, die uns ohne unser Zuthun trifft, müssen wir muthig und getrost bestehen; verwegen ist es aber, wenn wir ihr ausweichen können, es nicht zu thun.“ — Damals aber riß ihn das Feuer der ersten Liebe zu solcher Verwegenheit hin. Als sein Vater ins Gefängniß geworfen wurde, besuchte er ihn täglich, und fühlte sich immer mehr gedrungen, mit ihm freiwillig in den Tod zu gehen. Die Mutter konnte seinem unbesonnenen Eifer nur dadurch Einhalt thun, daß sie ihm seine Kleider verbarg. Nun bat Origenes seinen Vater schriftlich, daß er nicht ermatten, oder sich um das Wohl der Seinigen Bekümmerniß machen möge. „Hüte dich,“ schrieb er ihm ins Gefängniß, „daß du nicht unfertwegen andern Sinnes werdest.“ Leonidas starb im Jahre 202 freudig und getrost den Märtyrertod. Er hinterließ, außer dem Origenes, sechs noch unerzogene Kinder. Da sein Vermögen eingezogen wurde, blieb die Wittve in traurigster Lage zurück. Origenes ward, obgleich noch so jung, der Versorger der ganzen Familie. Er fand Unterstützung und liebevolle Aufnahme bei einer reichen und angesehenen christlichen Frau in Alexandrien. Aus dieser Zeit ist uns ein eigenthümlicher Zug aus seinem Jugendleben aufbehalten, der ein Zeugniß von seiner Festigkeit in dem gibt, was er einmal als Glaubenswahrheit erkannt hatte. Seine Gönnerin ließ einen jener Irrlehrer, Gnostiker genannt, welche gewisse Grubeleien mit der einfachen Lehre des Christenthums vereinigen wollten und dadurch dieselbe entstellten, in ihrem

Hause Vorträge halten. Origenes sprach seinen Abscheu gegen die gnostischen Irrlehren freimüthig aus, und war durch keine Rücksicht auf seine Wohltäterin dazu zu bewegen, diesen Versammlungen beizuwohnen, weil er dann auch an den Gebeten des Gnostikers hätte theilnehmen und ihm dadurch seine Glaubensgemeinschaft beweisen müssen. Bald konnte er sich auch von jener Frau ganz unabhängig machen, da seine Kenntnisse ihn in den Stand setzten, durch Unterrichten sich selbst seinen Unterhalt zu erwerben.

Seine Kenntnisse und Geistesgaben, sein Eifer für die Sache des Evangeliums und sein reines, strenges Leben lenkten immer mehr Augen auf den hoffnungsvollen Jüngling, und weil damals in Alexandrien das Amt eines Katecheten oder Religionslehrers durch die Verfolgung erledigt war, wandten sich Viele, welche christlichen Unterricht suchten, an ihn, und Mancher ist durch den achtzehnjährigen Jüngling zum Christenthum geführt worden, welcher später als Märtyrer oder Kirchenlehrer als ein helles Licht in der Kirche leuchtete. Ueberhaupt zeichnete sich Origenes fort und fort durch eine große Anhänglichkeit an die Märtyrer aus. Er besuchte sie in ihren Gefängnissen, stieg in die ekelhaftesten Löcher hinab, wo sie gefesselt lagen, um sie zu stärken, geleitete sie zum Tode, und umarmte und küßte sie öffentlich, ohne im Geringsten auf seine eigene Gefahr dabei zu achten. Natürlich zog er sich bei solcher Wirksamkeit den heftigsten Haß der Heiden zu, und oft genug ist er nur wie durch ein Wunder aus ihren Händen errettet worden, wenn schon das Haus, in dem er sich befand, von seinen Feinden ganz umzingelt war. Einst ergriff ihn eine Schaar Heiden, legte ihm mit Gewalt die Kleidung eines Priesters des Gözen Serapis an, stellte ihn dann auf die Stufen, die zum Tempel führten, und gab ihm Palmenzweige in die Hand, daß er sie den Eintretenden nach üblicher Weise austheilen sollte. Origenes blieb stehen, sprach aber zu denen, welchen er die Palmenzweige darreichte, mit lauter Stimme: „Nehmet hin, aber nicht die Palme des Gözen, sondern die Palme Christi.“

Seine erfolgreiche Wirksamkeit im Religionsunterrichte machte den Bischof Demetrius von Alexandrien auf ihn aufmerksam, und bewog ihn, das Amt eines Katecheten an der alexandrinischen Kirche dem Jünglinge zu übertragen. Da aber mit diesem Amte damals noch keine Besoldung verbunden war, so verkaufte Origenes, um sich hinsichtlich seines Lebensunterhaltes von

Keinem abhängig zu machen, eine Sammlung von schönen Abschriften alter Schriftsteller, die er sich mit vieler Mühe angefertigt hatte. Er wirkte mit vielem Segen in seinem Amte, und fand an seinem Bischofe Demetrius anfangs eine bedeutende Stütze. Später änderte dieser jedoch aus einem nicht rühmlichen Grunde seine Gesinnung gegen ihn und brachte es sogar dahin, daß er von der ihm verliehenen Presbyterwürde entsetzt und daß ihm die Verwaltung des öffentlichen Lehramtes in der alexandrischen Kirche verboten wurde. Origenes hielt es zuletzt für gut, Alexandrien zu verlassen und zu seinen Freunden nach Cäsarea in Palästina sich zurück zu ziehen. Auch hier sammelte sich um ihn ein Kreis junger Männer, welche unter seinem Einflusse zu Kirchenlehrern sich bildeten, und auch seine schriftstellerischen Arbeiten setzte er hier mit Eifer fort.

Als während der Verfolgung unter Kaiser Maximian zwei seiner Freunde, Protoktetus und Ambrosius, im Gefängniß schmachteten und viel zu leiden hatten, richtete er an diese seine schöne Schrift über das Märtyrertum. Veranlaßt war dieselbe hauptsächlich dadurch, daß einige gnostische Irrlehrer mit vielen scheinbaren Gründen zu beweisen suchten, daß ein Christ, unbeschadet seiner Ueberzeugung, die ihm Keiner nehmen wolle, den Forderungen der Staatsgesetze hinsichtlich der äußerlichen Religion Genüge leisten könnte. „Lasset euch,“ sagt Origenes unter Andern in dieser Schrift, nachdem er jene Scheingründe auf das Kräftigste widerlegt hat, „voll Freudigkeit taufen mit der Taufe, von der Jesus sprach. Und Du, Ambrosius, der Du Weib und Kinder, Brüder und Schwestern hast, gedenke der Worte des Herrn: So Jemand zu mir kommt und hasset nicht Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, der kann nicht mein Jünger sein. Ihr Beide insgesammt aber seid eingedenk der Worte: So Jemand zu mir kommt und hasset nicht dazu sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger sein.“

Origenes hat eine überaus große Menge Schriften, unter diesen auch viele Erklärungen der heiligen Schrift, verfaßt. Noch im männlichen Alter lernte er das Hebräische, um das alte Testament gründlich studiren zu können. Wie er über das Studium der heiligen Schrift dachte, das zeigen folgende Worte in einem Briefe an seinen frühern Schüler Gregorius. „Du also, mein Sohn, studire vor Allem die heilige Schrift; aber laß es Dir ein ernstes Studium seyn, denn es bedarf eines sehr ernstes Studiums der Schrift, auf daß wir nicht etwas zu

voreilig von derselben aussagen oder urtheilen. Und wenn Du mit einem gläubigen und Gott wohlgefälligen Sinne die heilige Schrift studirst, so klopf an, wo Dir etwas in ihr verschlossen ist, und es wird Dir aufgethan werden von dem Thürhüter, von welchem Jesus Christus spricht Joh. 10, 3: „Demselbigen thut der Thürhüter auf.“ Suche mit unerschütterlichem Glauben an Gott den der großen Menge verborgenen Sinn der heiligen Schrift. Es sei Dir aber nicht genug, anzuklopfen und zu suchen, denn besonders nothwendig ist auch das Gebet um Verständniß der göttlichen Dinge, zu welchem uns ermahnend, der Heiland nicht allein gesagt hat: Klopfet an, und es wird euch aufgethan werden; und: suchet, so werdet ihr finden; sondern auch: bittet, so wird euch gegeben werden.“

Die große, ausgebreitete Wirksamkeit des Origenes als Schriftsteller und Kirchenlehrer während der langen Friedenszeit der Kirche würde von noch größerem Belang und reinerm Gewinn gewesen seyn, wenn er selbst den oben angeführten Worten allezeit getreu geblieben wäre, und nicht über die göttliche Wahrheit mehr hätte wissen wollen, als uns in der Bibel gegeben wird. So aber gerieth er auf mancherlei bedenkliche Abwege in seinen Lehrsätzen und auf fremdartige Deutungen bei seiner Schriftforschung. Doch hielt er fest an dem Glauben, daß Christus allein der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, und er bewies noch in den letzten Tagen seines dem Streben nach Wahrheit und Heiligung und dem Kampfe für die Sache des Herrn geweihten Lebens, daß er bereit war, seinem Glauben mit Freudigkeit Alles zum Opfer zu bringen.

Da die Wuth der Feinde des Christenthums während der Decischen Verfolgung besonders die Männer traf, welche durch ihre Aemter, ihr Vermögen oder ihre Wissenschaft und ihre Wirksamkeit für die Verkündigung des Glaubens unter den Christen ausgezeichnet waren; so mußte natürlich ein solcher Mann, wie Origenes, ein besonderes Ziel der Verfolgung werden. Er wurde nach standhaftem Bekenntnisse ins Gefängniß geworfen, und man suchte durch ausgesuchte und gesteigerte Martern die Schwäche seines Alters zu besiegen. Er wurde in einen eisernen Stuhl gezwängt, so daß seine Füße viele Tage lang übermäßig ausgedehnt blieben. Aber der Glaube, den er im Herzen trug, hielt das morsche Gefäß seines Leibes aufrecht, und gab ihm Kraft, alle Proben zu bestehen. Ja, trotz seiner eigenen Leiden schrieb er aus dem Gefängniße noch Briefe voll Trost und

Stärkung für Andere. Die Umstände, welche diese Verfolgung theils milderten, theils ganz stillten, verschafften endlich auch dem Origenes Freiheit und Ruhe. Doch trugen die von ihm erduldeten Leiden dazu bei, seinen Tod zu beschleunigen. Er starb im Jahre 254, im neun und sechszigsten seines Alters zu Tyrus.

Die Bischöfe von Rom Cornelius, Lucius, Stephanus, Sixtus, und der Diakon Laurentius.

(gest. zwischen 252 und 258.)

„Lasset uns halten an dem Bekenntniß der Hoffnung und nicht wanken; denn er ist treu, der sie verheißt hat.“

(Hebr. 10. 23.)

Mit dem Märtyrertode des Bischofs Fabian von Rom haben wir die Erzählung der grausamen Decischen Verfolgung begonnen. Eine ganze Reihe von Bischöfen waren nicht bloß seine Nachfolger im Amte, sondern auch im Leiden. Noch unter dem Kaiser Decius trat der Bischof Cornelius mit Lebensgefahr das wichtige Hirtenamt in der Hauptstadt des römischen Reiches an. Von doppelter Wichtigkeit war dies Amt, weil grade damals in der Gemeinde zu Rom eine große Spaltung statt fand. Die eine Partei, an deren Spitze der Presbyter Novatianus stand, behauptete, daß Niemand, der einmal durch grobe Sünden oder durch Verläugnung Christi abgefallen sey, wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden könnte, auch wenn er aufrichtige Buße gethan hätte, und daß jede Gemeinde, die hiergegen handele, keine reine, christliche Gemeinde sey. Die Andern dagegen, deren Haupt Cornelius war, nahm die Gefallenen, wenn sie aufrichtige Buße gethan hatten, wieder in ihre Gemeinschaft auf und handelte darin durchaus nach dem Geiste Christi. Die Gegenpartei richtete ihre Angriffe vorzüglich auf den Bischof Cornelius, weil er durch seine

Christliche Milde gegen Bussfertige ihren Bestrebungen vorzüglich im Wege stand, und erwählte den Novatian zum Gegenbischof. In diesen schwierigen Verhältnissen bewies Cornelius große Weisheit. Er fuhr nicht gleich mit Ungestüm durch, sondern berief nach Rom ein Concil von sechszig Bischöfen, welche ihm sämmtlich beistimmten. So wurde der Zwiespalt beigelegt und der drohende Riß beseitigt. — Auch in seinen Beziehungen zu den Heiden benahm sich Cornelius eben so weise, als standhaft. Der Bischof Cyprian gab ihm schon damals das schöne Zeugniß: „Er verdienet zu den Märtyrern gezählt zu werden!“ Denn es war einer der gefahrvollsten Posten, auf dem jener so standhaft aushielt. Stündlich mußte er die Henker und Gerichtsdienner des Wütherichs erwarten, welche Befehl hatten, ihn zu greifen. Die furchtbarsten Qualen und Martern, und zuletzt ein gräßlicher Tod standen ihm in Aussicht. Er aber harrete ruhig aus bei seiner Heerde. Doch Gott wollte, daß die Wuth des Kaisers Decius ohne Schaden an ihm vorübergehen sollte. Erst nach dessen Tode, im Jahre 251, als Gallus den Thron bestiegen hatte, und die Verfolgung fortsetzte, ward er ergriffen und nach Centumcellä, jetzt Civita Vecchia, verbannt. Hier erhielt er ein köstliches Trostschreiben von dem Bischof Cyprian aus Karthago, in welchem dieser unter andern sagt: „Wir haben, lieber Bruder, von den herrlichen Zeugnissen deines Glaubens gehört, und dein Bekenntniß hat ein Frohlocken in uns erweckt, als wenn wir selbst daran Theil genommen hätten. Zwar können die Streiter Christi sterben, aber eben darum sind sie unüberwindlich, weil sie den Tod nicht fürchten. Wir ermahnen unser Volk, so viel nur möglich ist, sich durch Wachen, Fasten und Beten auf den bevorstehenden Streit vorzubereiten. Das sind unsere himmlischen Waffen. Wir wollen in unserer Fürbitte an einander denken und nicht aufhören, für alle unsere Brüder zu beten.“ Bald sollte Cornelius im Streite für seinen Herrn die Siegespalme erringen. Er ward auf's Neue vor Gericht gestellt, auf das Grausamste gezeißelt und endlich am 14. September 252 enthauptet.

Lucius, der den christlichen Muth hatte, sein Nachfolger im Amte zu werden, wurde es auch bald in der Verbannung, und schon am 4. März des Jahres 253 im blutigen Märtyrertode. Ihm folgte der Bischof Stephanus, ein heftiger Eiferer für die vermeintlichen Vorrechte des römischen Bischofsstuhles, der am 2. August des Jahres 257, als das zu Anfang seiner

Regierung den Christen günstige Verfahren des Kaisers Valerian in tyrannische Härte und blutige Verfolgung umgeschlagen war, gleichfalls um seines Bekenntnisses willen eines gewaltsamen Todes starb. Schon im folgenden Jahre sollte die römische Gemeine abermals den Schmerz erleben, ihren Hirten durch die Grausamkeit der Feinde des Kreuzes zu verlieren. Der fromme Bischof Sixtus wurde, während der Kaiser im Feldzuge gegen die Perser von Rom abwesend war, von dem Statthalter desselben zum Kreuzestode verurtheilt. Mit dem Todesmuth, welchen nur der Glaube an den, der die Auferstehung und das Leben ist, gewähren kann, ging er am 6. August 258 seinem Kreuze entgegen, als wär es einem Freudenfeste, und pries mit seinem Blute den Herrn, der ihn mit dem seinigen erlöst hatte. So waren denn in Rom sieben Bischöfe nach einander, Pörtianus, Anteros, Fabian, Cornelius, Lucius, Stephanus und Sixtus Blutzeugen ihres himmlischen Herrn und Meisters geworden!

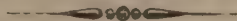
Drei Tage nach dem Kreuzestode des Bischofs Sixtus vollendete zu Rom ein anderer Märtyrer, dessen Name als der gefeiertsten einer unter allen christlichen Blutzeugen gepriesen wird, der heilige Laurentius. Unzählige Kirchen und Kapellen, so weit nur das Evangelium eine Herberge gefunden hat, sind seinem Andenken geweiht und führen noch heute seinen Namen. Die alten Legendensammlungen schreiben ihm einen Theil unerhörter Wunderwerke zu, das unbestrittene Wunder aber, welches ihn stets als einen der ersten Glaubenshelden aller Zeiten verherrlichen wird, ist die Glaubensthat seines, über die unerhörteste Grausamkeit triumphirenden Märtyrertodes.

Der edle Bischof Sixtus, den die lautere Gesinnung, die reichen Gemüthsgaben und die Reinheit und Jungfräulichkeit im ganzen Wesen des jungen Mannes besonders angezogen hatten, gesellte ihn schon frühe seinen Schülern bei. Als Sixtus Bischof von Rom wurde, finden wir den Laurentius im Amte des ersten seiner sieben Diaconen, und zwar war ihm neben der Bedienung des Altars vorzugsweise die Pflege der Armen in der Gemeine übertragen. Da hatte sein Eifer im Wohlthun den ersuchten Raum gefunden, und die Armen und Nothleidenden trugen den anspruchlosen und unermüdeten Friedensboten wie einen Engel Gottes auf den Händen. Sein Name gewann in immer weitem Kreise einen guten und erquicklichen Klang. Als sein theurer Bischof, der zugleich sein Lehrer und väterlicher

Freund war, ihm auf der blutigen Märtyrerbahn voranging, gab ihm Laurentius weinend das Geleite. Aber nicht Mitleid war es, was ihm diese Thränen entlockte, sondern aufrichtige Trauer, daß es ihm nicht vergönnt war, das schöne Loos seines Vaters im Herrn zu theilen. „Wohin gehst du ohne Sohn, mein Vater?“ rief er ihm zu. „Wohin eilst du, heiliger Priester, ohne Diaconus? Nie pflegtest du ohne Diener dein Opfer darzubringen? Bin ich denn deines Vertrauens verlustig geworden? Versage mir doch nicht die Gemeinschaft deines Blutes. Weihe dem Herrn den, den du unterwiesest und schreite in geziemendem Geleite zu deiner Krönung.“ Sirtus erwiderte ihm: „Nicht ich, mein Sohn, lasse dich hinter mir zurück. Größere Kämpfe sind dir aufbehalten, als mir, und sie gebühren dir! Uns Greisen wird die leichtere Probe zugebacht. Was begehrtst du die Gemeinschaft meiner Marter? Ich lasse dein volles Erbtheil dir zurück! Die schwächern Jünger schreiten vor dem Lehrer her, die stärkern folgen ihm, auf daß sie, der Leitung nicht mehr bedürftig, ohne Führer die Palme erringen. Meine nicht, bald folgst du nach. Nach dreien Tagen schon wirst du mir folgen!“

Die Erfüllung dieser Weissagung ließ nicht auf sich warten. Der Christushaß und der Golddurst des heidnischen Statthalters beschleunigten des Laurentius Ende. Dieser Heide glaubte nicht anders, als daß der Hut des frommen Diaconen ein unermesslicher Kirchenschatz anvertraut sein müsse, weil so viele Arme und Kranke durch ihn täglich gespeist und gepflegt wurden. Er ließ den Laurentius vor sich kommen und befahl ihm, unter harten Drohungen für den Fall der Weigerung, alles Gold und Silber, was er in Verwahrung habe, heraus zu geben. Laurentius erwiderte, die Kirche sey allerdings reich an Kostbarkeiten und Schätzen aller Art und er sey gerne bereit, ihm dieselben zu zeigen. Nur müsse er sich eine kurze Frist aussbitten, binnen welcher er das Verzeichniß seiner Kleinodien in Ordnung bringen wolle. Gierig ging der Statthalter auf dieses Anerbieten ein. Laurentius aber brachte alle Armen, Elende und Krüppel, die von der römischen Gemeinde unterhalten wurden, zusammen und stellte sie im Vorhofe der Kirche auf. Dann ließ er den Statthalter ersuchen, die Kleinodien der Kirche in Empfang zu nehmen. Mit den Worten: „Komm und siehe, der ganze Hof ist voll güldener Gefäße!“ trat er ihm entgegen. Der Heide, als er in seiner Geldgier also sich getäuscht sah, warf dem Laurentius wuthschraubende Blicke zu. „Was

mißfällt dir denn?" sagte dieser, „das Gold, nach dem du dürstest, ist nur schlechtes Metall und die Ursache so vieler Verbrechen. Das wahre Gold ist das Licht, dessen Kinder diese armen Leute sind. Das sind die Schätze unserer Kirche, und, indem er auf die Jungfrauen und Wittwen zeigte, „diese da sind unsere Perlen und Edelsteine.“ „Verspottest du mich!" rief der Heide im heftigsten Ingrimm, und befahl dem Laurentius auf der Stelle Christum abzuschwören. Als derselbe mit ruhiger Festigkeit versicherte, nichts in der Welt werde ihn dazu bewegen können, ließ er ihn zuerst bis aufs Blut geißeln. Dann aber rief er: „Ich weiß, ihr thut euch etwas darauf zu Gute, daß ihr den Tod verachtet. Wohlan, du sollst nicht auf einmal sterben.“ Und der Wüthrich ersann die furchtbarste Qual, die sich erdenken läßt. Er ließ einen eisernen Rost über ein mattes Feuer legen, und befahl den unerschrockenen Laurentius zu entkleiden und ihn auf diesem Roste langsam zu Tode zu martern. Wie er gesagt, so geschah es. Getrost, ja freudig in dem Herrn, streckte sich Laurentius auf das schauerliche Sterbelager. Die Liebe Christi in ihm konnte durch die Flamme nicht überwältigt werden. Das Feuer da draußen brannte matter, als dasjenige, das in seinem Innern glühte. Als die eine Seite seines Körpers schon eine große Brandwunde war, rief er heitern Blickes seinen Genfern zu: „Laßt mich umwenden, ich bin von dieser Seite genug gebraten!" Nachdem dies geschehen war, blickte er zum Himmel und betete für seine Gemeinde so lange, bis sich seine Seele der wunden Hülle entrunnen hatte. Das war am 10. August 258.



Nemesian und seine Gefährten,

(gest. um 254.)

„Wie hat er die Leute so lieb! Alle seine Heiligen sind in deiner Hand; sie werden sich setzen zu deinen Füßen und werden lernen von deinen Worten.“ 5. Mos. 33, 3.

Gleich im ersten Jahre der valerianischen Verfolgung zog der Statthalter der afrikanischen Provinz Numidien eine große Anzahl Christen vor seinen Richtersstuhl. Unter ihnen ragten

als Männer erprobten Glaubens besonders die Bischöfe Nemesian, Felix, Lucius, Vittäus, Polian, Victor, Zader, und Dativ hervor. Wir haben das, was wir von den nähern Umständen ihres Märtyrertums wissen einem Briefe des Bischofs Cyprian zu verdanken, von dessen reichgesegneter Wirksamkeit im Weinberge des Herrn der folgende Abschnitt ausführlich handelt. Der fromme Mann gibt den Zeugen Christi, die wir eben genannt haben, das schöne Zeugniß: „Ihr habt in der Kirche des Herrn allezeit den Glauben treulich bewahrt und euch unverrückt an die Gebote des Herrn gehalten. Ihr habt Unschuld mit Einfalt, Liebe mit Eintracht, Demuth mit Sittsamkeit verbunden. Eure Wachsamkeit stützte die Wankenden, euer Mitleid nährte die Armen, eure Standhaftigkeit war der Wahrheit Schutz und euer untadelicher Wandel hielt strenge Zucht aufrecht. Und nun, fährt er fort, damit nichts mangle, muntert ihr durch euer Bekenntniß und euere Leiden alle Brüder zum freudigen Zeugentode auf. Ihr geht selber mit Heldenmuthe voran, damit die Heerde dem Hirten folge, und alle gleiche Kronen vom Herrn erhalten.“

Die Eingezogenen hatten aber auch schwere Kämpfe zu bestehen. Als sie auf die Fragen des Statthalters standhaft ihren Herrn und Meister bekannten, wurden sie zuerst mit eisenbeschlagenen Stöcken gezeißelt und dann mit schweren Ketten gefesselt. Cyprian tröstet sie deshalb in seinem Briefe, den er, der selbst Verbannte, aus dem Städtchen Curubis an sie schrieb: „Man hat eure Füße mit Eisenringen belegt, gleich als könnte der Geist, wie der Leib, durch Bande bezwungen werden. Für Menschen, die sich Gott geheiligt haben, sind diese Fesseln Ehrenzeichen. Sie beschweren die Füße des Christen nicht zu seiner Unehre, sondern sie verherrlichen seine Krone. O der glücklich gebundenen Füße, die nicht der Schmied, sondern der Herr selbst lösen wird. O der glücklich gebundenen Füße, welche auf der Bahn des Heiles zum Paradiese fortreißen!“

Nachdem die Bekenner diese erste Marter erduldet hatten, wurden Einige sofort hingerichtet, Andere aber zu ausgesuchten Peinigungen aufgespart. Man warf sie in verpestete Kerker, wo sie täglich Geißelung und Schläge und den Spott und Hohn des wilden Volkes erdulden mußten. Hunger, Frost und Unreinigkeit des Kerkers zehrten wie Geier an ihrem Leben, so daß ihrer viele erlagen. Cyprian tröstet: „Eure Glieder sind aus Mangel an Bädern unrein und schmutzig; doch die äußere Unreinigkeit wird durch die Reinheit des Geistes ersetzt. Das Brod ist

sparsam und schlecht, doch der Mensch lebt nicht vom Brode allein, sondern von einem jeden Worte, das aus dem Munde Gottes geht. Ihr habt Mangel an Kleidungsstücken, wer aber Christum angezogen hat, der ist überflüssig geziert und vollkommen bekleidet."

In der decianischen Verfolgung hatten die gefangenen Christen doch noch die tröstliche Erlaubniß gehabt, in ihren Kerker die Besuche der Priester anzunehmen und das heilige Abendmahl zu genießen. Jetzt war ihnen auch dieser Trost genommen, und sie hatten ihren tiefen Schmerz darüber gegen Cyprian ausgedrückt. Der aber rief ihnen zu: „Die beste Gottesverehrung ist ein zerknirschter Geist und ein gedemüthigtes Herz und beides bringt ihr ja Tag und Nacht ohne Unterlaß Gott dar.“ Die, welche von den eingezogenen Christen den Qualen des Kerkers nicht erlegen waren, wurden zuletzt zu schwerer Arbeit in die Bergwerke geschickt. Hier wurde ihnen zum Hohne ein Theil des Haupthaars abgeschoren, damit man sie, wenn sie entfliehen sollten, gleich wieder erkennen könnte. Die Unglücklichen erhielten weder Obdach noch Kleidung. Am Tage mußten sie, den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, in den Steinbrüchen arbeiten, bis ihre Kraft verzehrt war. In der empfindlichen Kälte der Nacht erstarrten dann die mit dem Schweiß des Tages bedeckten Leiber. Die Meisten erlagen der Anstrengung und starben bald eines qualvollen Todes. Aber auch in die Bergwerke sandte Cyprian den Balsam seines Zuspruches. „Ihr habt zwar zur Pflege eures Körpers weder Bett noch Kissen," schreibt er, „aber Christus erquickt und erhält euch. Matt von der Arbeit streckt sich der Leib auf die bloße Erde hin, aber mit Christo so hingestreckt zu liegen, ist für den Christen keine Pein. Die Haare eures halbgeschorenen Hauptes ragen struppig empor; doch Christus ist das Haupt des Mannes, und alles was man um des Namens Christi willen erträgt, ist eine Zierde des Hauptes. Eure Gestalt, welche den Heiden so verächtlich und häßlich erscheint, wird sich in lichten Glanz verkehren, eure Marter, welche zeitlich und kurz ist, wird in eine herrliche und ewige Krone der Ehre sich verwandeln, wenn, wie der Apostel sagt, der Herr unseren verwerßlichen Leib seinem verklärten Leibe gleich machen wird."

Durch diese Trostwerte des frommen Bischofs wurden die Bekenner ungemein gestärkt. Sie dankten ihm in einem Gegenbriebe, in dem sie schreiben, daß er die Bitterkeit ihrer Leiden vermindert und sie gegen die Pestluft des Kerkers unempfindlich gemacht habe. So blieben sie denn auch getreu bis ans Ende.

Viele haben den Märtyrertod erduldet, über die weitem Schicksale, so wie über den endlichen Ausgang der andern, haben wir keine näheren Nachrichten. Doch das bezeuget Cyprian, daß aus ihrem Leiden und ihrem Tode ein neues Leben für die Kirche des Herrn in jenen Gegenden entsprossen ist, daß sogar Jungfrauen und Knaben, durch ihren Glaubensmuth gestärkt, ihre Nachfolger im treuen und muthigen Bekenntnisse geworden sind.

Tascius Cäcilius Cyprianus, Bischof zu Karthago, (gest. 258.)

„Wie ich endlich warte und hoffe, daß ich in keinerlei Stücke zu Schanden werde; sondern daß mit aller Freudigkeit, gleichwie sonst allezeit, also auch jetzt, Christus hochgepriesen werde an meinem Leibe, es sey durch Leben oder durch Tod. Denn Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn.“
(Philipp. 1, 20, 21.)

Die verderblichen Wirkungen, welche die lange Zeit der Ruhe vor der decischen Verfolgung auf die christliche Kirche im allgemeinen geäußert hatte, traten besonders stark in der äußerlich so blühenden Gemeinde zu Karthago hervor. Zwar war derselbe Geist, der an dieser Stätte in frühern Verfolgungen so viel ausgezeichnete Glaubenshelden zur Treue bis in den Tod gestärkt hatte, auch jetzt noch lebendig und kräftig, und wir haben ja auch schon in den vorstehenden Blättern von solchen Blutzegen zu Karthago während der Regierung des Kaisers Decius ausführlich Bericht gegeben; aber doch bot eine große Schaar christlicher Gemeindeglieder grade hier die traurige Erscheinung, daß sie in der Stunde der Versuchung abtrünnig wurden. Viele waren so zaghaft, daß sie bei der hereinbrechenden Verfolgung die Aufforderung zum Abfalle gar nicht einmal abwarteten, sondern sich auf die öffentlichen Plätze drängten, um den bösen Weichrauch zu streuen, oder zu den heidnischen Obrigkeiten gingen, um

den Sohn Gottes zu verläugnen. Viele indeß bereuten, nachdem die erste Bestürzung vorüber war, ihren Abfall und gaben später die herrlichsten Beweise von der Aufrichtigkeit ihrer Buße. Andere dagegen, die standhaft in dem Augenblicke der Gefahr Christum bekannt hatten, lieferten einen traurigen Beweis der Wahrheit, daß es leichter ist, Feuer und Schwert, als sich selbst zu überwinden. Sie machten sich der Gnade, durch welche sie waren gekräftigt worden, nachher wieder unwürdig, indem sie in vermessendem Stolze sich selbst den Sieg zuschrieben, und darum von Gott sich entfernten, zänkisch wurden, häufig sogar offenbaren Lastern sich ergaben, oder doch über die Andern sich erheben, gegen ihre Vorgesetzten sich auflehnten und Anordnungen trafen, die zu machen ihnen gar nicht zustand.

Eine Gemeinde, welche so schwierige und verwickelte Verhältnisse darbot, wie diese, bedurfte einer besonders weisen und kräftigen Leitung. Gottes Gnade gewährte ihr eine solche in der Person des Cyprian, der ein Jahr vor dem Ausbruch der decischen Verfolgung Bischof von Karthago wurde.

Tascius Cyprianus war um das Jahr 200 zu Karthago geboren. Er stammte aus einer angesehenen und reichen Familie und war im Besitze großer irdischer Güter. Mit reichen Anlagen begabt und geehrt von der Welt, wurde er ein berühmter Lehrer der Beredsamkeit. Aber im Heidenthum geboren und erzogen, lebte er nach den Meinungen seines Herzens, in Wohlleben und all den Genüssen, die heidnische Ueppigkeit und Bildung ihm darboten. Da erbarmte sich seiner der Herr, der sich in ihm ein auserwähltes Rüstzeug zur Verherrlichung seines Namens zubereiten wollte. Der Presbyter Cäcilius wurde ums Jahr 246 das Werkzeug zu seiner Bekehrung, die eben so schnell, als gründlich und entschieden statt fand. Aus Dankbarkeit nahm Cyprian von seinem Lehrer den Beinamen Cäcilius an. Er selbst gesteht, er habe in seinem unbefehrten Zustande es für unmöglich gehalten, daß ein Mensch von neuem geboren werden könne, und in der Verzweiflung, etwas Höheres und Besseres zu erlangen, habe er nur um so fester an seinen Lastern gehangen; aber nachdem das Licht von oben in seine Seele geschienen, und durch die Kraft des heiligen Geistes die neue Geburt in ihm wirklich geschehen sey, da sey ihm auf die wunderbarste Weise eröffnet worden, was ihm vorher verschlossen gewesen, und was ihm als unmöglich erschienen, das habe er als ausführbar und leicht erkannt. Er war so erfüllt von der Herrlichkeit

der Gnadengüter, die er empfangen, daß er einen großen Theil seiner irdischen Güter sogleich verkaufte, und den Erlös unter die Armen vertheilte. Er vertauschte die weltlichen Bücher, die er bisher studirt hatte, mit der heiligen Schrift, und bereitete sich mit Fleiß und Ernst zum Predigtamte vor. Er ließ sich nicht irre machen durch die Spottreden der Heiden, die ihn gekannt hatten und ihm nun vorwarfen, daß er seinen Geist grundlosen Erdichtungen unterworfen habe, und lebte nun eben so mäßig und enthaltsam, als er früher unmäßig sich den Freuden der Welt ergeben hatte. Die Wittwen, die Waisen, die Armen fanden an ihm beständig einen theilnehmenden Wohlthäter. Mit besonderer Treue nahm er sich der Frau und Kinder des Cäcilius an, der sie sterbend seiner Fürsorge anbefohlen hatte.

Durch seinen Eifer für die christliche Wahrheit und durch seinen ernstesten Wandel zeichnete er sich so aus, daß sich die Blicke der Gemeinde auf ihn richteten, als die Stelle eines Bischofs zu besetzen war. Er jedoch, mehr die schweren Pflichten dieses Amtes als seine Ehre ins Auge fassend, wollte dasselbe nicht gern annehmen. Die Christen aber versammelten sich bei seiner Wohnung und baten ihn so dringend, daß er den Ruf Gottes zu vernehmen glaubte. Schon zwei Jahre nach seiner Befehrung empfing er das Bischofsamt, und die Weisheit, Kraft und Treue, mit der er dasselbe verwaltete, beweisen hinlänglich seinen göttlichen Beruf dazu.

Skaum hatte Cyprian angefangen, durch Lehre und Beispiel seine durch die lange Ruhe erschlafte Gemeinde aus ihrem Schlummer zu wecken, als die Verfolgung über sie hereinbrach. Seine Wirksamkeit war zu ausgezeichnet, als daß er nicht das erste Augenmerk der Verfolger hätte sehn sollen, und noch ehe die strengen Maßregeln der Regierung in Vollzug gesetzt wurden, rief das heidnische Volk wiederholt bei den öffentlichen Schauspielen, man solle den Bischof den Löwen vormwerfen. Dieser war eben so weit entfernt von kleinmüthiger Furcht, als von schwärmerischer Ueberspanntheit. Er scheute den Tod nicht, aber er erwog bei sich, daß der Herr den Seinen befohlen hat, in eine andere Stadt zu fliehen, wenn sie in der einen verfolgt würden. (Matth. 10, 23.) Darum entzog er sich, als er sich nicht mehr sicher sah, den Händen seiner Verfolger, und brachte zwei Jahre in stiller Verborgenheit zu. Es ist ihm das von manchen als Feigheit ausgelegt worden. Seine spätere Handlungsweise rechtfertigt ihn aber glänzend gegen diesen Vorwurf.

Er selbst spricht sich über seine Flucht offen und mit voller Gewissensruhe aus. „Da die Märtyrerkrone von der Gnade Gottes kommt,“ schreibt er, „und nicht empfangen werden kann, wenn nicht die Stunde des Empfangens gekommen ist; so verläugnet der nicht, wer, treu in Christo verharrend, einstweilen sich zurückzieht, sondern er wartet der Zeit.“

Uebrigens war er an seinem Zufluchtsorte fortwährend für seine Gemeinde thätig, und konnte sich darauf berufen, daß er, obgleich dem Leibe nach abwesend, doch dem Geiste nach bei seiner Gemeinde stets gegenwärtig sey und sie durch Rath und That nach den Vorschriften des Herrn zu leiten suche. Er wachte darüber, daß Zucht und Ordnung unter den Brüdern erhalten, und vornehmlich daß für die Bedürfnisse der Armen, welche ihre gewöhnlichen Gewerbe zu treiben durch die Verfolgung gehindert waren, und für die Erquickung der Gefangenen auf alle Weise gesorgt wurde. Da, er war nie thätiger, als grade jetzt. Er hatte nicht bloß seine eigene, sondern auch fremde Gemeinen von seinem Aufenthaltsorte benachrichtigt, und wie er selbst unaufhörlich Abgeordnete mit Briefen und Verhaltensregeln überall hinsandte; so kamen solche auch wiederum von allen Seiten zu ihm, um seinen Rath zu erbitten und Worte des Trostes und der Ermahnung von ihm zu empfangen.

Dieselben Grundsätze christlicher Besonnenheit, welche ihn bewogen, der angeblichen Gefahr auszuweichen, leiteten ihn auch in seinen Ermahnungen an seine Gemeinde. Er forderte sie zwar entschieden zur christlichen Standhaftigkeit auf, warnte aber eben so entschieden vor allen schwärmerischen Uebertreibungen. So schrieb er den Geistlichen: „Ich bitte euch, es an eurer Klugheit und Sorgfalt zur Erhaltung der Ruhe nicht fehlen zu lassen. Wenn auch unsere Brüder nach ihrer Liebe begierig sind, die leidenden Bekenner in ihren Gefängnissen zu besuchen, so laßt doch dies nicht in zu großer Anzahl geschehen, daß dadurch nicht der Argwohn der Heiden erregt und uns der Zutritt ganz versagt werde. Wir möchten sonst, weil wir Alles haben wollen, Alles verlieren. Wir müssen uns, wie es Knechten Gottes geziemt, in die Zeit schicken, Frieden suchen und für das Beste der Gemeinde sorgen.“

Seine Gemeinde forderte er auf, diese Verfolgung als eine Mahnung zum Gebete zu betrachten. Er schreibt unter Andern: „Jeder von uns bete zu Gott, nicht allein für sich selbst, sondern für alle Brüder, wie der Herr uns beten gelehrt hat, der nicht

jeden Einzelnen für sich allein, sondern Alle gemeinschaftlich für Alle beten heißt. Wenn uns der Herr demüthig und ruhig, wenn er uns unter einander verbunden, wenn er uns durch die gegenwärtigen Leiden gebessert sehen wird, so wird er uns von den Verfolgungen des Feindes befreien."

Den innigsten, freudigsten Antheil nimmt er an dem Siege derer, die in der Verfolgung neu erfunden worden. Er rühmt, wie diese die Thränen der Kirche abwischen. „Christus selbst“, spricht er, „war gegenwärtig bei ihrem Kampfe, er belebte, er ermunterte und stärkte seine Streiter, denn er, der einst den Tod für uns besiegt, siegt allezeit in uns.“ Eben so ernstlich warnte er aber auch diejenigen, welche ihres Sieges sich überhoben. „Wer bis ans Ende beharret,“ ruft er ihnen zu, „der und nur der soll selig werden. Noch stehet euch die schwerste Prüfung bevor. Der Feind greift die Stärksten am liebsten an, damit er die Schmach räche, die ihm durch sie widerfahren ist. Diese müssen dem Herrn folgen, der nie demüthiger war, als in seinen Leiden, denn da war es, wo er seinen Jüngern die Füße wusch.“ Inniges Mitleiden bezeugt er mit denen, die der Versuchung unterlegen waren. „Ich habe Mitleid“, schreibt er, „mit allen Brüdern, die durch die Verfolgung gefallen sind; ihre Wunden thun mir schmerzlich wehe, sie brechen mir das Herz, aber die göttliche Gnade kann sie halten.“ Doch will er die Gefallenen nur mit großer Vorsicht wieder aufgenommen wissen. „Wir müssen uns“, sagt er, „nicht übereilen und unvorsichtig handeln, damit nicht durch zu schnelle Wiederaufnahme das Mißfallen Gottes noch mehr erregt werde. Man pflücke die Frucht nicht eher, als bis sie reif ist.“ Er hatte aber grade in dieser Beziehung viele Kämpfe zu bestehen, mußte sich aber auch in den schwierigsten Lagen mit christlicher Besonnenheit und Weisheit zu benehmen.

Als der Kaiser Decius nach kurzer, zweijähriger Regierung in einer Schlacht gegen die Gothen gefallen war, und die Heftigkeit der Verfolgung eine Zeitlang nachließ, kehrte Cyprian nach Karthago zurück. Er berief sofort, besonders um die Sache der abgefallenen Christen zu ordnen, eine Kirchenversammlung, auf welcher in dieser Beziehung heilsame Entscheidungen getroffen wurden. Durch seine Weisheit und Festigkeit wußte er auch mehrere Spaltungen zu beseitigen, die in seiner Abwesenheit entstanden waren. Bei Annäherung der neuen Verfolgung suchte er mit neuem Eifer seine Gemeinde zu stärken und erließ auch an

die benachbarten, afrikanischen Gemeinen Ermunterungsschreiben zu treuem Festhalten an dem Bekenntnisse der Wahrheit.

Die unter dem Kaiser Gallus ausgebrochene Verfolgung traf indeß vorzugsweise die Gemeinde zu Rom. Dagegen wurde die Stadt Karthago durch ein anderes schweres Unglück heimgesucht, welches zwar die Christen nicht allein traf, aber doch Cyprians ganze Thätigkeit in Anspruch nahm. Eine furchtbare Pest brach aus, welche täglich viele Menschen hinraffte. Die Heiden waren über die Massen bestürzt und vergaßen in der Verwirrung der Furcht die gemeinsten Pflichten der Menschlichkeit. Sie verließen aus Feigheit die Kranken und Sterbenden. Die Straßen waren voller Leichname, die niemand zu bestatten wagte. Nur die Habsucht siegte über die Todesfurcht, und suchte aus dem Unglücke Anderer Beute zu machen. Cyprians Heldenthum und seine unbegrenzte Liebe offenbarten sich in dieser schweren Zeit auf das glänzendste. Er ließ seine Gemeinde zusammen kommen und forderte sie auf, die Seuche als eine Prüfung anzusehen, ob es auch in ihrer Gemeinschaft mit der Bruderliebe recht bestellt sey. Daß sich aber nur die Christen unter einander Bruderliebe beweisen sollten, war ihm nicht genug. „Wenn wir nur den Unfern Gutes erweisen,“ sagte er, „thun wir nicht mehr als Zöllner und Heiden. Sind wir aber Kinder Gottes, der seine Sonne leuchten läßt und seinen Regen ergießt über Gerechte und Ungerechte, der seine Gaben und Segnungen nicht bloß über die Seinen, sondern auch über diejenigen, welche durch ihre Gesinnung fern von ihm sind, verbreitet; so müssen wir dies durch die That beweisen, indem wir vollkommen zu seyn trachten, wie unser himmlischer Vater, indem wir segnen, die uns fluchen, Gutes thun denen, die uns verfolgen.“ Und er redete nicht vergeblich. Ein heiliger Eifer der Liebe wurde durch seine Worte in der Gemeinde entflammt. Die Christen theilten sich in Klassen, um in der allgemeinen Noth erfolgreicher Hülfe leisten zu können. Die Wohlhabenden lieferten reichliche Geldbeiträge, die Armen gaben, was sie hatten, nämlich die Arbeit ihrer Hände. So fanden die Kranken, von den Ihrigen verlassen, in der christlichen Nächstenliebe Pflege und Trost. In kurzer Zeit waren die in den Straßen liegenden Leichname bestattet, und die Stadt war aus der Gefahr einer allgemeinen Verpestung gerettet. Mit Erstaunen sahen die Heiden die Wirkungen der Liebe Gottes in Christo Jesu, und hatten eine heil-

same Gelegenheit, dieselben mit ihrer eigenen Selbstsucht und Unmenschlichkeit zu vergleichen.

Noch bei einer andern Gelegenheit sehen wir das Licht der Liebe aus Gott in Cyprians Handlungsweise hell leuchten. Es reihete sich damals in Afrika ein Unglück an das andere. Auf die Verheerungen der Pest folgten die Schrecken des Krieges. Die Karthago nahe liegende Provinz Numidien ward durch einen unerwarteten Einfall barbarischer Völker verwüstet, und unter Andern wurden auch viele Christen in die Gefangenschaft abgeführt. Die numidischen Kirchen konnten das genügende Lösegeld für die Gefangenen nicht zusammen bringen, und wandten sich daher an die reichere Gemeinde zu Karthago. Cyprian brachte schnell eine Kollekte von nahe an fünftausend Thalern auf, und übersandte diese Summe den numidischen Bischöfen mit einem Begleitschreiben, welches die Empfindungen seines Herzens uns am besten zeigen mag. „Wer sollte nicht“, schreibt er ihnen, „in solchen Fällen den Schmerz seines Bruders wie seinen eigenen ansehen, da der Apostel Paulus sagt: „„So Ein Glied leidet, so leiden Alle Glieder mit.“““ Deshalb sehen auch wir die Gefangenschaft unserer Brüder wie unsere eigene an. Der Apostel sagt auch: „„Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seyd, und daß der Geist Gottes in euch wohnt?“““ Wie sollten wir da die Tempel Gottes in der Gefangenschaft lassen können?“ Endlich schließt er: „Wir wünschen zwar, daß unsere Brüder durch die Allmacht des Herrn in Zukunft vor dergleichen Gefahren bewahrt werden mögen. Wenn aber sich doch etwas der Art zutragen sollte, um die Liebe und den Glauben unserer Herzen zu erproben; so zögert ja nicht, uns dies durch einen Brief anzuzeigen, indem ihr überzeugt seyn könnt, daß alle eure Brüder hier darum beten, daß dergleichen nicht wieder geschehe, daß sie aber freudig und reichlich helfen werden, wenn es doch geschehen sollte.“

Während seiner bischöflichen Wirksamkeit wurde Cyprian in manche Streitigkeiten verwickelt, die in der christlichen Kirche entstanden. Bei denselben bewies er eine so musterhafte Mäßigung, daß er in Wahrheit den schönen Namen des „friedliebenden Bischofs“ verdiente, welchen Augustinus ihm später beilegte. Wir wollen, ohne uns auf eine umfassende Erzählung einzulassen, noch das Eine und Andere, was zur Charakteristik Cyprians dient, hervorheben.

Schon bei der Lebens- und Leidensgeschichte des römischen Bischofs Cornelius haben wir die damals in Rom eingetretene

Spaltung unter den dortigen Christen erwähnt. Der übertrieben strenge Presbyter Novatianus, als das Haupt der einen Partei, behauptete, daß die Kirche Keinen in ihre Gemeinschaft wieder aufnehmen könne, der durch die Verläugnung Christi die ihm in der Taufe zugesicherte Vergebung seiner Sünden wieder verscherzt habe. Auch Cyprian wurde zur Schlichtung dieser Streitigkeiten mit herbeigezogen und in der Art, wie er jene Grundsätze des Novatianus bekämpfte, spricht sich der ihn befeelende Geist christlicher Liebe und Zartheit in gar schöner Weise aus. „Am Tage des Gerichts“, sagt er, „wird es uns angerechnet werden, daß wir für das kranke Schaf keine Sorge getragen haben. Wenn der Herr die neun und neunzig gesunden Schafe verlassen, und das eine verirrtte aufgesucht, und, als er es gefunden, es selbst auf seinen Schultern hinweggetragen hat — wie wollen wir bestehen, wenn wir nicht allein die Gefallenen nicht aussuchen, sondern sie auch, wenn sie zu uns kommen, zurückstoßen. — Siehe, da liegt dein Bruder, von dem Widersacher in der Schlacht verwundet! Von der einen Seite sucht der Satan den zu tödten, welchen er verwundet hat; von der andern Seite ermahnet Christus, daß wir den durch ihn Erlöseten nicht ganz umklemmen lassen. Welchem dieser Beiden stehen wir bei, auf wessen Seite stehen wir? Fördern wir das Werk des Satans, daß er ihn tödte, und gehen wir vor dem halb todt daliegenden Bruder, wie der Priester und Levit im Evangelium, vorbei? Oder reißen wir, als Priester Gottes und Christi, dem nachfolgend, was Christus gelehrt und gethan hat, den Verwundeten aus dem Schlunde des Widersachers, um, nachdem wir Alles zu seiner Heilung gethan, den letzten Richterspruch über ihn Gott vorzubehalten?“ Ferner behauptete Novatian, da eines der wesentlichen Merkmale der wahren Kirche die Reinheit und Heiligkeit sey, so höre eine jede Kirche, welche solche, die den Taufbund durch grobe Sünden verlegt haben, in ihrer Mitte dulde, oder in dieselbe wieder aufnehme, eben dadurch auf, eine wahre christliche Kirche zu seyn. Hierauf erwidert Cyprian schön: „Obgleich Unkraut in der Kirche vorhanden zu seyn scheint, so darf dies doch keine Störung für unsern Glauben oder unsere Liebe seyn, daß wir deshalb, weil wir Unkraut in der Kirche sehen, selbst von der Kirche uns losreißen sollten. Wir müssen nur dahin arbeiten, daß wir zu dem Weizen gehören, auf daß, wenn der Weizen in die Scheuren des Herrn gesammelt wird, wir den Lohn unserer Arbeit empfangen mögen.“

Der Apostel spricht: „In einem großen Hause sind nicht allein goldene und silberne Gefäße, sondern auch hölzerne und irdene, und etliche zu Unehren, etliche aber zu Ehren.““ Laßt uns, so viel wir können, arbeiten, daß wir goldene oder silberne Gefäße sehen. Die irdenen Gefäße zu zerschmettern, ist übrigens dem Herrn allein gestattet, dem auch die eiserne Ruthe gegeben worden. Der Knecht kann nicht größer seyn, als sein Herr, und Keiner kann sich das zueignen, was der Vater seinem Sohne allein überlassen hat, daß er glauben sollte, die Wurfschaukel tragen zu können, um die Tenne zu seggen und zu reinigen, oder durch menschliches Urtheil alles Unkraut vom Weizen sondern zu können.“

Wie Cyprian hier gegen eine übertrieben strenge, so kämpfte er in anderen Fällen gegen eine leichtfertige Kirchenzucht. Er war in der Novatianischen Streitigkeit mit dem römischen Bischofe; wir finden aber auch Fälle, wo er gegen denselben zeugte. So trat er mit Kraft und Entschiedenheit gegen den Bischof Stephanus auf, der die Ueberlieferung der römischen Kirche als entscheidende und unwandelbare Norm allen übrigen Kirchen aufdrängen wollte, und der den kleinasiatischen und nordafrikanischen Gemeinden, welche das nicht anerkennen wollten, die Kirchengemeinschaft aufkündigte. Cyprian berief mehrmals Kirchenversammlungen, welche sich entschieden gegen diese Annahmen des römischen Bischofs erklärten, und nicht zugeben wollten, daß sich derselbe eigenmächtig zum Bischof über die Bischöfe machen wollte. Dem Stephanus, der sehr hochfahrend und anmaßend antwortete und auf das Ansehen der römischen Kirchenüberlieferung pochte, antwortete Cyprian in treffender Weise: „Weher ist denn jene Ueberlieferung? Ist sie aus den Worten des Herrn und aus der Autorität der Evangelien, oder aus den Lehren und aus den Briefen der Apostel abgeleitet? Die Gewohnheit, die sich bei einigen eingeschlichen, darf nicht verhindern, daß die Wahrheit vorherrsche und siege, denn die Gewohnheit ohne Wahrheit ist nur verjährter Irrthum.“ Sehr schön bemerkt er, daß es auch nicht unter der Würde des römischen Bischofs, so wenig, als unter der Würde irgend eines andern sey, wo er geirrt, sich belehren zu lassen: „Denn der Bischof muß nicht allein lehren, sondern auch lernen. Es lehrt auch derjenige besser, wer täglich zunimmt und das Bessere lernend, fertschreitet!“ Dennoch aber war schon Cyprian nicht mehr frei von der falschen Annahme,

die römische Kirche als den Stuhl Petri und den Vertretungspunkt der äußern kirchlichen Einheit zu betrachten.

Wir wissen, daß die römische Kirche später eine förmliche Kluft zwischen dem Laien- und Priesterstande gezogen hat, und dürfen es uns nicht verhehlen, daß sich schon beim Cyprian einige Anklänge jener Irrlehren finden, die hernachmals immer schroffer ausgebildet wurden, und die wir Evangelischen heute noch den Römisch-Katholischen gegenüber auf das Entschiedenste bestreiten.

Mit der im Jahre 257 unter der Regierung des Kaisers Valerian wieder ausbrechenden, besonders gegen die Lehrer der Kirche gerichteten Verfolgung, nahte Cyprians Ende. Im August genannten Jahres wurde er auf Befehl des Statthalters Paternus ergriffen und vor seinen Richterstuhl geführt. Der Statthalter hub an: „Die geheiligten Kaiser Valerianus und Gallianus haben mir geschrieben, daß alle Menschen die Götter anbeten müssen, welche die Römer anbeten, bei Strafe des Schwertes. Ich frage also: „Wer bist du?“ — „Ich bin Christ und Bischof,“ antwortete Cyprian freimüthig; „ich kenne keinen Gott, als den Einen und wahren, der Himmel und Erde und Meer und Alles, was darinnen ist, gemacht hat. Diesem Gott dienen wir Christen; zu diesem beten wir Tag und Nacht, für uns, für alle Menschen und auch für das Wohl des Kaisers.“ „Beharrst du bei diesem Vorsatze?“ fragte darauf der Statthalter. Cyprian erwiderte: „Ein guter Vorsatz, der aus der Erkenntniß Gottes hervorgebracht ist, kann nicht verändert werden.“ Der Statthalter kündigte ihm darauf, dem kaiserlichen Befehl zufolge, die Verbannung an, und erklärte ihm zugleich, jener Befehl beziehe sich nicht allein auf die Bischöfe, sondern auch auf die übrigen Geistlichen. „Ich verlange also von dir zu wissen, wer die Geistlichen sind, die in der Stadt wohnen.“ „Eure Gesetze,“ erwiderte Cyprian, „haben mit Recht die Angeberei verboten, daher darf ich sie nicht angeben; aber in den Ortschaften, denen sie vorstehen, wird man sie finden können.“ „Es handelt sich von diesem Orte,“ sagte der Statthalter, „heute stelle ich hier an diesem Orte die Untersuchung an.“ „Sie dürfen sich selbst nicht angeben,“ antwortete Cyprian, „die Zucht gestattet solches nicht. Läßest du sie aber auffuchen, so wird man sie finden.“ „Sie werden von mir gefunden werden!“ sagte der Statthalter, und fügte hinzu: „Die Kaiser haben auch eure Versammlungen verboten. Wer dies Gebot verlegt, wird

mit dem Tode bestraft.“ „Thue, was dir befohlen!“ sprach Cyprian, und ward entlassen.

Etwa vierzehn Tage nachher ward er auf Befehl des Statthalters nach Curubis, einer kleinen Meerstadt, in die Verbannung geführt. Das Städtchen lag eine starke Tagereise von Karthago in anmuthiger und gesunder Gegend. Cyprian konnte sich weniger der Einsamkeit hingeben, als er vielleicht gewünscht hatte. Viele Christen aus Karthago besuchten ihn und auch die Einwohner des Städtchens bezeugten ihm viel Liebe. Vor Allem lag ihm aber seine Gemeinde am Herzen, und er war für ihr geistiges und leibliches Wohl unausgesetzt thätig. Als er Nachricht erhielt, daß viele Geistliche und Laien aus seiner eigenen und den umliegenden Gemeinden nach mancherlei Mißhandlungen zur Arbeit in den Bergwerken verurtheilt waren, sandte er ihnen reichliche Unterstützungen aus seinem Einkommen und schrieb ihnen die rührenden Worte, welche wir im vorhergehenden Stück ausführlich mitgetheilt haben.

Auf solche und ähnliche Weise war Cyprian dreiviertel Jahre an seinem Verbannungsorte thätig gewesen, als er von dem neuen Statthalter die Erlaubniß erhielt, nach Karthago zurückzukehren. Mit neuem Eifer, aber mit der Ahnung seines baldigen Todes im Herzen, verwaltete er die Angelegenheiten der Kirche, und vertheilte, was er noch hatte, unter die Armen. Bald kamen auch Nachrichten von Rom, welche die letzten und stärksten Ausbrüche der Verfolgungswuth unter Kaiser Valerian verkündigten. Cyprian erwartete auf seinem stillen Landsitze bei Karthago ruhig den Tod. Als er aber hörte, daß er nach Utika abgeführt werden sollte, um von dem sich grade dort aufhaltenden Statthalter gerichtet zu werden, gab er den Bitten seiner Freunde nach, sich auf einige Zeit zu entfernen. Er wollte gerne als ein treuer Hirte im Angesichte seiner Heerde das letzte Zeugniß durch Wort und Leiden ablegen. Aus seinem Verstecke schrieb er den letzten Brief an seine Gemeinde: „Ich ließ mich deshalb überreden,“ sagt er, „einstweilen mich zurückziehen, weil es dem Bischöfe ziemt, an dem Orte, wo er der Gemeinde des Herrn vorsteht, den Herrn zu bekennen, damit die ganze Gemeinde durch das Bekenntniß ihres Hirten verherrlicht werde. Denn was der bekennende Bischof spricht, das redet er unter Leitung des göttlichen Geistes aus dem Munde Aller. Laßt mich in dieser verborgenen Abgeschiedenheit die Rückkehr des Statthalters nach Karthago erwarten, um von ihm zu vernehmen, was die Kaiser in Beziehung auf

die Laien und die Bischöfe unter den Christen verordnet haben, und um zu sprechen, was der Herr in jener Stunde mich sprechen lassen will. Ihr aber, meine theuersten Brüder, verhaltet euch ruhig, der Verschrift gemäß, welche ihr oft nach der Lehre des Herrn von mir vernommen habt. Keiner von euch bringe die Brüder in Unruhe, oder gebe sich selbst bei den Heiden an. Jeder muß nur dann reden, wenn er ergriffen worden; dann redet in jener Stunde der Herr in uns, der in uns wohnt."

Sobald Gyprian Nachricht von der Rückkunft des Statthalters erhalten hatte, kehrte er auf seinen Landsitz bei Karthago zurück. Er wurde hier oft von den angesehensten Männern besucht, welche nicht nur ihn baten, der Verfolgung auszuweichen, sondern auch geheime Zufluchtsstätten ihm anboten. Er aber wollte ruhig erwarten, was Gott über ihn beschlossen habe. Die Stunde seines Märtyrertodes war nahe. Ein Wagen hielt plötzlich an seinem Garten, in welchem zwei obrigkeitliche Personen saßen, die ihn fordern ließen. Er kam mit hohem Anstande und heitrer Miene. Sie nahmen ihn zwischen sich und fuhren mit ihm nach einem Landgute nahe bei Karthago, wo sich der Statthalter seiner schwächlichen Gesundheit wegen aufhielt. Dieser verschob das Verhör des Bischofs auf den folgenden Tag. Der vornehmste der beiden Männer, die ihn im Wagen abgeholt hatten, nahm ihn mit nach der Stadt und ließ ihn in seinem Hause übernachten. Sogleich verbreitete sich durch ganz Karthago das Gerücht, daß Gyprian in Verhaft sey, um verhört zu werden. Das Volk strömte zusammen, denn auch die Heiden ehrten seine Milde und mochten nicht vergessen haben, was er ihnen zur Zeit der Pest gethan hatte. Die Christen aber verbrachten die ganze Nacht vor dem Hause, worin ihr geliebter Hirt war, damit ihm wenigstens ohne ihr Wissen nichts widerfahren könnte. Auch der Herr des Hauses bewies sich freundlich gegen ihn, so daß er ihn an seiner Mahlzeit Theil nehmen ließ. Und selbst in diesen Augenblicken verläugnete der treue Hirte die Sorge für die ihm anvertraute Heerde nicht. Als er unter der Menge vor dem Hause auch viele Jungfrauen aus seiner Gemeinde erblickte, verordnete er, daß diese in Sicherheit gebracht würden, damit Anstand und gute Sitte nicht verletzt werden möchten.

Am andern Morgen wurde er, begleitet von einer großen Menge Christen und Heiden, zum Gericht geführt. Der Ort war ziemlich entfernt und da der Statthalter noch nicht erschienen war, führte man ihn unterdessen nach einem einsamen Platze.

Ermattet von Schweiß ließ er sich auf eine dort befindliche Bank nieder. Ein Soldat, der zwar vom Christenthume abgefallen war, bot ihm aus alter Liebe und Verehrung und um ein Andenken von dem Märtyrer zu erhalten, trockene Kleider an, um seine von Schweiß geneßten damit zu verwechseln. Aber Gyprian antwortete ihm: „Soll ich Beschwerden zuvor zu kommen suchen, die ich vielleicht heute schon nicht mehr empfinden werde?“

Inzwischen war der Statthalter angekommen, und der Bischof wurde ihm vorgeführt. Das Verhör begann. „Bist du Tascius Gyprianus?“ — „Ich bins.“ — „Bist du der, den die Christen ihren Bischof nennen?“ — „Ich bins.“ — „Unsere Kaiser befehlen dir, die Götter anzubeten.“ — „Das werde ich nicht thun.“ — „Bedenke, was du thust und verachte unsere Götter nicht!“ — „Meine Stärke und meine Sicherheit ist Christus, der Herr, dem ich ewig zu dienen begehre.“ — „Ich bedaure dich und möchte dir gerne helfen.“ — „Ich habe keinen Wunsch,“ antwortete Gyprian, „daß die Sache mit mir anders stehen sollte; ich bete meinen Gott an, und eile zu ihm mit aller Inbrunst meiner Seele, denn die Trübsal dieser Zeit ist nicht werth der Herrlichkeit, die an uns soll offenbart werden.“ — Der Statthalter besprach sich darauf kurze Zeit mit den Beisitzern des Gerichts, trat dann wieder hervor und redete den Bischof so an: „Du hast lange als ein Religionschänder gelebt, viele Menschen zu Theilnehmern deiner gottlosen Verschwörung gemacht, dich selbst feindselig gegen die römischen Götter und gegen die heiligen Geseze und die milden und geheiligten Fürsten erhoben. Da du nun Urheber dieser schändlichen Frevel bist, so sollst du denen, die du dir durch deine Bosheit zugesellt hast, zur Warnung dienen, dein Blut soll die Zucht aufrecht erhalten.“ Darauf ließ er den Todespruch vom Täflein ablesen. Tascius Gyprianus soll mit dem Schwerte gerichtet werden.“ „Gelobet sey Gott!“ antwortete Gyprian. Als er weggeführt wurde, folgte ihm eine Menge Volk nach und rief: „Wir wollen mit unserm heiligen Bischofe sterben!“

Ein Trupp Soldaten begleitete den Gefangenen, und die Hauptleute gingen ihm zur Seite. Sie führten ihn auf eine mit Bäumen besetzte Ebene. Das Gedränge des Volkes war so groß, daß manche auf die Bäume stiegen, um ihn zu sehen. Gyprian zog seine Oberkleider aus, kniete nieder und betete. Dann richtete er sich auf, entkleidete sich weiter und erwartete

stehend den Scharfrichter. Als dieser kam, hieß er seine Freunde, ihm fünf und zwanzig Goldstücke auszugeben. Viele Christen breiteten Tücher vor ihm aus, um das Blut des Märtyrers aufzufangen. Die Augen verband er sich selbst; zwei seiner Geistlichen banden ihm die Hände. Mit zitternden Händen enthauptete ihn der Scharfrichter. Solches geschah am vierzehnten September des Jahres 258. Die Christen trugen darauf seine Leiche bei Seite, um sie der Neugierde der Heiden zu entziehen, und bestatteten sie bei Nacht im Schein von Wachskerzen mit Gebet und Lobgesang.

Der Bischof Fructuosus und seine beiden Diakonen Augurius und Eulogius, (gest. 259.)

„In dem Allen überwinden wir weit, um deßwillen, der uns
geliebet hat.“ (Röm. 8, 37.)

Auch aus Spanien, dem Lande der Sehnsucht des Apostels Paulus, welchem er gegen das Ende seiner Laufbahn das Evangelium noch verkündigen durfte, haben wir aus dieser Zeit von Blutzeugen Jesu Christi zu berichten. Am 16. Januar des Jahres 259 saß an einem Sonntage der Bischof Fructuosus von Tarraco mit seinen beiden Diakonen Augurius und Eulogius auf seinem Zimmer, und redete mit ihnen von dem Ernste der schweren Zeit, und wie sie sich mit christlicher Bereitschaft in dieselbe zu schicken hätten. Da stürmten sechs Soldaten in seine Wohnung, um ihn als einen Christen vor den heidnischen Richter zu führen. Als der Bischof die Fußtritte seiner Verfolger hörte, trat er ihnen muthig entgegen. „Der Präses läßt dich mit deinen Diakonen vor sich fordern,“ redeten ihn die Soldaten an. Willig folgten alle Drei, und wurden sofort in den Kerker geworfen. Fructuosus betete ohne Unterlaß und taufte unerschrocken folgenden Tages im Kerker einen christlichen Bruder, Rogatianus mit Namen.

Sechs Tage währte ihre Haft, bis sie am Freitage vor den Präses Nemilianus geführt wurden. Als ihre Namen aufgerufen waren, sprach der Richter zum Bischof: „Hast du gehört, was die Kaiser befohlen haben?“ Fructuosus antwortete: „Ich weiß nicht, was sie befohlen haben. Ich aber bin ein Christ.“ Darauf der Richter: „Sie haben befohlen, unsere Götter zu verehren.“ Und der Christ: „Ich verehere den als einen Gott, der Himmel und Erde und Meer und Alles, was darinnen ist, erschaffen hat.“ Nemilian fragte: „Glaubst du nicht, daß Götter sind?“ Der Bischof erwiderte: „Nein!“ Da rief der Richter höhrend: „Du sollst es bald erfahren!“ Fructuosus blickte zum Himmel auf, und begann bei sich zu beten. Der Richter aber rief zornig: „Wer soll geehrt, gefürchtet und angebetet werden, wenn nicht unsere Götter und das Antlitz unserer Kaiser?“ Dann wendete er sich an Augurius mit den Worten: „Achte nicht darauf, was jener spricht.“ Der Diakon aber erwiderte: „Ich verehere denselben allmächtigen Gott, welchen der Bischof bekennt.“ Rasch drehte sich der Präses zu Fructuosus um und fragte: „Bist du Bischof?“ „Ich bin es?“ war die Antwort. „Du bist es gewesen!“ herrschte der Heide, und fällte das Urtheil, daß alle Drei lebendig verbrannt werden sollten.

Auf dem Wege zum Richtplatze trat der Lektor Augustulus an den ehrwürdigen Bischof heran, und bat ihn unter Thränen um die Erlaubniß, ihm die Schuhe lösen zu dürfen. Fructuosus erwiderte: „Laß das, mein Sohn, ich will sie mir schon selbst ausziehen.“ Und während er sich schon entkleidete, nähete ihm ein anderer Christ, Felix, und bat ihn: „Gedenke meiner!“ Der Bischof versicherte, daß er die ganze allgemeine, vom Aufgange bis zum Niedergange ausgebreitete Kirche auf seinem Herzen trage. Jetzt wurden den drei Märtyrern die Hände gebunden, die Schergen ergriffen sie und warfen sie in's Feuer. Als die Flammen die Bande ihrer Hände verzehrt hatten, hoben sie die freigewordenen Arme hoch empor, warfen sich auf die Kniee und beteten laut, in der gewissen Zuversicht der Auferstehung, bis sie alle zugleich ihre Seelen aushauchten. Das war am 21. Januar 259.



Der Knabe Cyrillus,

(gest. 260).

„Habt ihr nie gelesen: Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du Lob zugerichtet.“ (Matth. 21, 16.)

In gar wunderbarer Weise erfüllte sich dies Wort der Schrift in der Stadt Cäsarea in Cappadocien. Hier war das junge Herz eines Knaben, Namens Cyrillus, so von der Liebe Christi durchglüht worden, daß er dessen Namen beständig auf seinen Lippen trug. Weder Drohungen noch Schläge konnten ihn bewegen, von seinem lauten Bekenntnisse abzustehen. Einige heidnische Kinder von gleichem Alter verfolgten ihn auf den Straßen, sein eigener heidnischer Vater schalt und schlug ihn, und jagte ihn endlich aus seinem Hause fort. Das Kind ertrug Alles mit Geduld, ja mit Freudigkeit, und sagte, sein Vater entzöge ihm ein Geringses gegen das, was ihm sein himmlischer Vater böte. Das Gerücht von diesem Knaben kam bis vor den Statthalter. Der ließ ihn vor sich bringen und redete ihm freundlich zu: „Mein Kind, ich will dir verzeihen, und dein Vater soll dich wieder aufnehmen, wenn du vernünftig seyn und dein eigenes Bestes bedenken willst. Es steht bei dir, deines Vaters Erbe zu werden.“ Das Kind antwortete unerschrocken: „Ich leide gern; Gott wird mich annehmen. Ich bin nicht betrübt, daß ich aus dem Hause vertrieben worden bin, ich werde eine bessere Wohnung bekommen. Den Tod fürchte ich nicht, denn er führt mich zu einem bessern Leben.“ Jetzt suchte der Statthalter den Knaben durch Drohungen zu schrecken, aber gleichfalls vergeblich. Da gebot er endlich zornig, man möge ihn zur Hinrichtung führen. Inöheim aber hatte er den Befehl gegeben, man sollte den Knaben nur erschrecken und ihn dann zu ihm zurückbringen; denn er hoffte mit Bestimmtheit, daß der Anblick des Feuers die Entschlossenheit des Kindes besiegen würde. Doch Cyrillus blieb unerschüttert, und sah mit heitrem Blicke in die Flammen. Als er zurückgebracht war, fing der Richter aus Mitleiden seine Vorstellungen von Neuem an. Der Knabe antwortete: „Dein Feuer und Schwert thut mir nichts. Ich gehe zu einem bessern Hause, fertige mich geschwind ab, daß ich bald

dahin komme.“ Die Anwesenden weinten vor Mitleid. „Ihr solltet euch lieber freuen,“ sagte Cyrillus zu ihnen, „aber ihr wisset nichts von der Stadt, wohin ich gehe.“ Gott verkürzte dem Knaben die Freude nicht, nach welcher er sich sehnte. Der kurze Schmerz eines grausamen Todes führte ihn in die Arme dessen, der schon in den Tagen seines Fleisches die Kinder geherzt und gesegnet hat.

Aber nicht bloß durch Furcht vor Folterqual und Scheiterhaufen suchten die Feinde Christi die jugendlichen Herzen zur Verläugnung zu bewegen. Ihre ersfinderische Bosheit ersann noch ganz andere Versuchungen. Wir knüpfen an diese Erzählung die Geschichte eines Jünglings, dessen Standhaftigkeit vielen jungen Christen unserer Tage zum beschämenden Vorbilde gereichen mag. Der jugendliche Bekenner wurde auf Befehl des Richters in einen anmuthigen Garten geführt. Zwischen Rosen und Lilien war unter einem säuselnden Baume ein weiches Bett aufgeschlagen. Er wurde auf den Psühl gelegt, mit seidenen Bändern gebunden und dann allein gelassen. Bald nahete ihm ein Weib von großer Schönheit und in der üppigsten Kleidung. Die mußte nun alle ihre Buhlkünste erschöpfen, um seine Sinnlichkeit zu erregen. Aber sein Wille blieb stärker, als die unwillkürliche Lust, von der er sich ergriffen fühlte. Er gedachte des Wortes: „Es ist besser, daß eines deiner Glieder verderbe, als daß der ganze Leib in die Hölle geworfen werde,“ und um sein Fleisch durch selbstgegebenen Schmerz zu überwinden, biß er sich die Zunge ab und spie sie dem schamlosen Weibe ins Angesicht. Das ist ein Heldenthum, größer als die kühnste Todesverachtung. Hier lernet, ihr Jünglinge, der Versuchung widerstehen, und eure Leiber, als Tempel des heiligen Geistes, keusch zu bewahren.

Aber auch für die christlichen Jungfrauen bietet diese Zeit einen Spiegel dar, an dem sie ihr eigenes Herz prüfen mögen. Der heidnische Statthalter von Sizilien, Quintianus, der als ein großer Wüstling bekannt war, entbrannte in schnöder Lust gegen Agatha, eine Jungfrau aus vornehmem Stande, die durch Schönheit und Verstand gleich ausgezeichnet war. Agatha hielt es für gerathen, die Stadt zu verlassen, um den Nachstellungen des Wollüstlings zu entgehen. Ihr Zufluchtsort wurde jedoch ausgekundschaftet. Der Statthalter ließ sie ergreifen und nach Catanea bringen. Hier gab er sie in die Hände eines lieberlichen und ehelosen Weibes, das aus der Buhlerei ein Gewerbe machte. Er hoffte durch Hülfe dieser Buhlerin seine Lei-

denschaft mit größerer Bequemlichkeit befriedigen zu können. Aber alle ihre Künste scheiterten an der Standhaftigkeit der frommen Jungfrau. Als das Weib den Statthalter endlich von der Zwecklosigkeit aller ihrer Bemühungen benachrichtigte, verwandelte sich dessen Lüsternheit in Rache, und er beschloß den Umstand, daß Agatha eine Christin war, zur Befriedigung seiner Rachsucht zu benutzen. Er befahl sie zu geißeln, ließ sie mit glühenden Eisen brennen und ihren Leib mit spizigen Haken zerreißen. Agatha ertrug alle diese Marter mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit. Endlich ließ sie der Unmensch nackt auf glühende Kohlen, unter welche man Glasscherben gemischt hatte, werfen und dann ins Gefängniß zurückbringen. Der Herr erlöste die keusche Seele bald und half ihr auf zu seinem himmlischen Reiche. Drogen aber wird sie glänzen mit weißen Kleidern angethan und die Siegespalmen in ihren Händen.

Sapricius und Nicephorus,

(gest. 260).

„So Jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht.“ (2. Timoth. 2, 5.)

„Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe, und ließ meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht; so wäre mir's nichts nütze.“ (1. Corinth. 13, 3.)

Sapricius, ein Priester, und Nicephorus, ein Laie, beide in Antiochien, hatten lange Zeit in vertrauter Freundschaft miteinander gelebt. Einst aber entzweiten sie sich, und wurden einander so feind, daß ihre Liebe in den bittersten Haß umschlug. Sie grüßten einander nicht einmal mehr auf der Straße. geraume Zeit hatten sie durch ihre Feindschaft der Christengemeine schon Aergerniß gegeben, als Nicephorus zuerst in sich schlug, und von tiefer Reue durchdrungen, den Entschluß faßte, sich mit seinem ehemaligen Freunde wieder auszusöhnen. Zweimal schickte er vertraute Männer an den Sapricius, die ihn in seinem Namen um Verzeihung baten, aber vergebens. Da ging er selbst

zu ihm ins Haus, warf sich ihm zu Füßen und bat: „Vergieb mir, mein Vater, um des Herrn willen!“ Aber der Priester blieb unbeweglich.

Nicht lange darauf brach die Valerianische Verfolgung aus. Sapricius, als Priester, wurde ergriffen und vor den Statthalter geführt, der ihm, den Befehlen des Kaisers gemäß, zu opfern befahl. „Wir Christen“, antwortete Sapricius, „erkennen für unsern König Jesus Christum, welcher der wahre Gott und der Schöpfer Himmels und der Erde ist. Weg mit den Götzen, die uns weder Gutes noch Böses thun können!“ Der erzürnte Statthalter ließ ihn auf grauenvolle Weise martern; Sapricius aber rief ihm zu: „Ueber mein Fleisch hast du Gewalt, Grausamkeit an ihm zu üben; keine Gewalt aber über meine Seele, solche hat nur Jesus Christus, der sie erschaffen hat.“ Der Statthalter verurtheilte ihn zur Enthauptung, und freudig ging Sapricius zum Tode.

Da eilte ihm auf dem Wege zur Richtstätte Nicephorus athemlos entgegen, der so eben vernommen hatte, was mit jenem vorgegangen war. Er warf sich ihm zu Füßen und flehte: „Zeuge Christi, vergieb mir, daß ich dich beleidigt habe!“ Schweigend ging Sapricius vorüber. Nicephorus lief einen andern Weg, um ihm wieder zu begegnen, und flehte abermal: „Ich bitte dich, Zeuge Christi, gewähre mir Verzeihung! Vergieb mir, was ich als Mensch gegen dich gesündigt habe! Siehe, die Krone wird dir gegeben vom Herrn, den du nicht verläugnet, den du vor Vielen bekannt hast.“ Sapricius würdigte ihn nicht eines Wortes. Die Henker verlachten den Nicephorus und sagten: „Einen solchen Narren sahen wir noch nie! Dieser geht, um enthauptet zu werden, und du bittest ihn noch jetzt um Vergebung!“ „Ihr wisset nicht,“ erwiderte der Verhöhnnte, „was ich vom Bekenner Christi bitte, Gott weiß es!“ Indem waren sie auf der Richtstätte angekommen. „Ach!“ rief Nicephorus von Neuem dem Harktherzigen zu, „es steht ja geschrieben: Bittet, so wird euch gegeben!“ Aber auch das Wort Gottes, dessen Kraft ihm jetzt so nöthig war, machte keinen Eindruck auf den Unversöhnlichen. — Da zog der Herr seine Gnadenhand von ihm ab, die ihn bis jetzt zu so muthigem Bekenntnisse gestärkt hatte. „Wirf dich auf die Kniee, um enthauptet zu werden,“ riefen die Henker dem Sapricius zu. „Weshwegen?“ fragte dieser. „Weil du nicht hast opfern wollen, und weil du des Kaisers Befehl verachtetest wegen eines Menschen, der Christus heißt.“

Da antwortete er zitternd: „Hauet nicht zu; ich will thun nach des Kaisers Gebot und den Göttern opfern.“

Als Niciphorus dies vernahm, flehte er ihn an: „Sündige nicht, mein Bruder! Verläugne nicht Christum, unsern Herrn! Falle nicht ab von ihm! O, ich flehe dich an, du wollest die Krone nicht verlieren, die du durch so viele Marter gewonnen hast!“ Aber Sapricius achtete so wenig auf seine Ermahnung, als er auf sein Flehen um Vergebung geachtet hatte, und beharrte bei der Verläugnung. Da wendet sich Niciphorus zu den Henkern und spricht: „Ich bin ein Christ; ich glaube an den Namen unsers Herrn, den jener verläugnet hat; so tödtet denn mich!“ Weil sie aber ohne Geheiß ihn nicht hinrichten durften, lief einer von ihnen zum Statthalter und verkündigte, Sapricius habe versprochen, zu opfern, ein Anderer aber erklärt, daß er den Göttern nicht opfern und statt seiner sterben wolle. Da gab der Statthalter Befehl, und Niciphorus ward enthauptet.

Was aus dem unseligen Sapricius geworden, weiß man nicht. Möge die Lebensfrist, welche ihm sein schnöder Abfall gewährte, ihn zur Erkenntniß des Heiles und zur Ergreifung des ewigen Lebens geführt haben, welches er, mit dem bitteren Grolle im Herzen, weder durch sein standhaftes Bekenntniß, noch durch Marter und Tod würde errungen haben. „Wer an Einem sündigt, der ist das ganze Gesetz schuldig,“ und wer spricht: „Ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. Und dies Gebot haben wir von ihm, daß, wer Gott liebet, auch seinen Bruder liebe.“

Marinus, der Soldat,

(gest. 262, nach Andern 272).

„Durch den Glauben erwählte er viel lieber, mit dem Volke Gottes Ungemach zu leiden, denn die zeitliche Ergözung der Sünde zu haben.“ (Hebr. 11, 25.)

Mit dem Tode Kaiser Valerians im Jahre 259 trat wieder eine lange Zeit der Ruhe für die Kirche Christi ein.

Gallienus, der Sohn desselben, sonst zwar wegen seiner Grausamkeit, seines unverantwortlichen Leichtsinnes und seiner wilden Ausschweifungen von der Geschichte gebrandmarkt, mußte doch nach Gottes unerforschlichem Rathe das Werkzeug seyn, durch welches der Herr seine Friedensabsichten mit der Kirche ausdrückte. Mochte es wirklich eine Regung der Menschlichkeit, oder nur Haß gegen die vorige Regierung, oder überhaupt Gleichgültigkeit gegen jede Religion seyn, genug, der neue Kaiser hatte kaum den Thron bestiegen, als er einen Befehl erließ, welcher den Christen nicht nur freie Ausübung ihrer Religion gestattete, sondern auch zugleich verfügte, daß ihnen alle unter der vorigen Regierung genommenen Häuser und Grundstücke zurückgegeben wurden. So stand nun die christliche Kirche zum ersten Male als eine förmlich vom Staate anerkannte Religionsgesellschaft da. Die segensreichen Wirkungen dieses Befehles konnten aber nicht gleich überall sichtbar werden, weil sich im Morgenlande Macrianus als Kaiser aufgeworfen hatte, der die Verfolgungen gegen die Christen noch fortsetzen ließ. Während also die Christen im Abendlande schon Ruhe genossen, haben wir aus jenen Gegenden noch von einigen Märtyrern zu berichten.

Wir heben besonders den Marinus zu Cäsarea Stratonis in Palästina hervor. Er stammte aus einem ansehnlichen Geschlechte, hatte sich dem Kriegesdienste gewidmet und war eben daran, zum Hauptmann befördert zu werden. Schon sollte er aus den Händen seines Oberbefehlshabers den Nebenstab, welcher bei den Römern die Hauptmannswürde bezeichnete, erhalten, als ein anderer Krieger, welcher nach ihm die meisten Ansprüche auf eine solche Beförderung hatte, mit der Erklärung hervortrat, Marinus dürfe nach den alten Gesetzen gar keine militärische Würde bekleiden, weil er ein Christ sey, und als solcher sich weigere, den Göttern und dem Kaiser zu opfern. Der Statthalter Achäus verlangte darauf, Marinus sollte sich wegen dieser Anklage rechtfertigen; der aber bekannte freimüthig Jesum Christum. Aus Rücksicht auf seine Dienste gab man ihm drei Stunden Bedenkzeit, binnen welcher er sich entscheiden sollte, ob er Christ bleiben wolle, oder nicht. Theoteknus, der Bischof zu Cäsarea, erfuhr, was vorgefallen war, ging zum Marinus, nahm ihn bei der Hand, und führte ihn in die Kirche vor den Altar. Dann schob er den Kriegsrock desselben ein wenig zurück, deutete mit der einen Hand auf das Schwert, das Marinus an seiner Seite trug, mit der anderen auf das Buch der heiligen

Evangelien, welches auf dem Altare lag, und hieß ihn wählen zwischen Beiden. Ohne sich zu bedenken, griff Marinus mit seiner Rechten nach dem Buche. Da sprach der Bischof mit feierlich bewegter Stimme: „So halte denn, o Marinus! halte fest an diesem Buche, schöpfe Kraft aus ihm und dann geschehe dir nach deiner Wahl. Gehe hin in Frieden.“ Kaum war Marinus aus der Kirche getreten, als er vor den Statthalter gerufen und um seinen Entschluß befragt wurde. Mit Freudigkeit erklärte er, als Christ leben und sterben zu wollen, und wurde enthauptet. Bei seinem Tode war Asturius, ein angesehenener Senator, gegenwärtig. Mit dem Gewande seiner Würde angethan, trat er hinzu, hob die Leiche des Märtyrers empor, trug sie frei und öffentlich davon, und bestattete sie auf eine ehrenvolle, ja prächtige Weise. Wegen dieser Liebesthat wurde auch Asturius kurze Zeit darauf enthauptet.

Mamas,

(gest. um das Jahr 275).

„Euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott.“ (Col. 3, 3.)

Mamas gehört zu den Vielen, bei denen nicht bloß die innere Lebensführung in Christo uns verborgen geblieben ist, sondern auch die äußere. Wir wissen nur sehr Weniges von ihm, und das ist um so verwunderlicher, als die großen Kirchenväter Basilius und Gregorius von Nazianz, die kurze Zeit nach seinem Tode lebten, Beide seines Preises voll sind. Wir erfahren aber aus ihren Schriften nur, daß Mamas der Sohn eines armen Schäfers in Cappadocien gewesen ist, von Kind auf nach dem Reiche Gottes mit ganzer Seele getrachtet, und sich durch innige, tiefe Andacht ausgezeichnet hat. Dann berichten sie uns noch, daß er mit heiligster Freude die grausamsten Qualen erduldet, und, obgleich noch sehr jung, die Palme der Vollendung errungen hat.

Ein Mehreres wissen wir von seiner irdischen Wallfahrt nicht, und wir würden dies Wenige nicht in einem besondern Kapitel erzählt haben, wenn nicht auch in unserem evangelischen

Kalender dem M a m a s ein besonderer Erinnerungstag, der 2. September, zugeschrieben wäre. Der Grund dieser Auszeichnung ruht aber außer dem Lobe, das ihm von jenen beiden berühmten Kirchenvätern gespendet wird, noch besonders in einem wunderbaren Ereigniß, das sich viele Jahre nach seinem Tode auf seiner Grabstätte zugetragen hat. Kaiser Julian nämlich, der nachmals seinen Christenglauben abgeschworen hat, und in ohnmächtiger Wuth dem Namen Christi den Untergang bereiten wollte, verlebte mit Gallus, seinem Bruder, seine Kindheit zu Cäsarea. Beide Brüder beschloßen, über dem Grabe des Mamas einen christlichen Tempel zu erbauen, und zwar wollten sie das Werk unter sich theilen, so daß jeder eine Hälfte desselben übernehmen sollte. Sie wetteiferten in rüstiger Arbeit mit einander, aber während der Bau des Gallus rasch vorschritt, widersezte sich eine unsichtbare Hand dem Beginnen Julians. Wir finden diese unsichtbare Hand in dem Leben des unseligen Mannes noch öfter, wie sie gleichsam aus den Wolken herab in sein Thun eingreift. Bei der Geschichte der Zerstörung Jerusalems und bei der des Märtyrers Babylas haben wir schon davon berichtet. Ohne Zweifel war es die göttliche Gnade, welche dem Verblendeten nachging, um ihn zur Umkehr von seinem verderblichen Pfade zu bewegen. Gleich jenem Pharao von Egypten verstockte sich aber sein Herz immer mehr, je mehr Gott an ihm that, und er wandelte unaufhaltsam seinen dunkeln Weg. Schon in früher Jugend, beim Bau dieses Tempels, zeigte ihm Gott, der die Herzen und Nieren prüft, daß vor seinem heiligen Auge sein Opfer nur ein Sainsoffer sey. Lange konnte man nicht einmal die Fundamente legen, und endlich fand man das mit vieler Mühe aufgeführte Werk gänzlich zertrümmert, so daß es unmöglich war, es von Neuem zu beginnen. Gregor von Nazianz erzählt, es seyen ihm diese Thatfachen von Augenzeugen berichtet, so daß an ihrer Glaubwürdigkeit nicht gezweifelt werden könne.



Die drei Brüder Claudius, Asterius und Neon, nebst zwei Frauen,

(gest. am 23. August 285).

„Was plaget ihr doch meine Seele und peiniget mich mit Worten. Ich weiß, daß mein Erlöser lebet, und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken.“ (Hiob 19, 2 und 25.)

Unser Herr und Heiland hat nicht umsonst gesprochen: „Meinet ihr, daß ich hergekommen bin, Frieden zu bringen auf Erden? Ich sage, nein, sondern Zwietracht.“ Er hat's den Seinen vorher gesagt, daß der Vater wider den Sohn und der Sohn wider den Vater, die Schwieger wider die Schwur und die Schwur wider die Schwieger sein werden. So konnten sich denn auch die drei Brüder, Claudius, Asterius und Neon, die zu Anfang der Regierung Kaiser Domitians in der kleinasiatischen Stadt Negea lebten, nicht wundern, daß es ihnen nicht anders ging. Ihre eigene Schwiegermutter, eine eifrige Heidin, klagte sie als Verächter der römischen Götter vor Gericht an. Mit ihnen zugleich wurden zwei Frauen, Domnina und Theonilla, desselben Verbrechens beschuldigt. Alle fünf wurden bis zur Ankunft des Prokonsuls Lysias in den Kerker geworfen. Der Erwartete kam, und ließ sich von Euthalius, dem Kerkermeister, die gefangenen Christen vorführen.

Mit dem ältesten der Brüder, Claudius, begann das Verhör. „Wie heißt du?“ fragte Lysias. Er antwortete: „Claudius.“ Darauf Lysias: „Verderbe doch deine Jugend nicht durch solchen Wahnsinn! Opfere den Göttern nach des Kaisers Befehl.“ Claudius: „Mein Gott fordert solche Opfer nicht, sondern Almosen und einen rechtschaffenen Lebenswandel. Eure Götter sind unreine Teufel.“ Lysias zornig: „Peitscht ihn mit Ruthen, denn anders werde ich seine Hartheit nicht überwinden.“ Claudius: „Und wenn du mir auch noch schwerere Marter anthust, so schadest du mir doch nicht, wohl aber bereitest du deiner Seele ewige Pein.“ Lysias: „Unsere Herren, die Kaiser, haben geboten, daß ihr Christen den Göttern opfern sollt. Wenn ihr euch weigert, sollt ihr bestraft werden; wenn ihr aber nachgebet, sollt ihr Ehre und Geschenke erhalten.“ Claudius: „Die

Geschenke der Kaiser sind vergänglich, aber in Jesu Christo ist ewiges Heil." Hierauf wurde der Bekenner auf die Folter gespannt. Es wurden Kohlen unter seinen Füßen angezündet und von seinen Sohlen Stücke Fleisch abgerissen und dem Lysias gebracht. Als das nicht versing, wurde er mit spitzen Nägeln gepeinigt. Aber Claudius blieb standhaft und rief seinem Richter zu: „Mir kannst du durch deine Marter nicht schaden, deiner Seele aber hast du ein unauslöschliches Feuer bereitet.“ Da befahl Lysias im wilden Zorne: „Reiß mit den schärfsten Scherbenstücken seine Seiten auf und haltet brennende Fackeln unter die Wunden.“ Claudius aber rief mitten unter den furchtbaren Schmerzen: „Dein Feuer und deine Marter retten meine Seele, denn was ich für Gott leide, daran habe ich großen Gewinn, und am Tode für Christum einen reichen Schatz.“

Er wurde jetzt von der Folter herunter genommen, in den Kerker zurückgebracht, und dagegen sein Bruder Asterius auf die Marterbank gespannt. Der aber blieb standhaft, wie Claudius, und sprach unter seinen Qualen zum Statthalter: „Ich bin ein Bruder dessen, der dir so eben auf deine Fragen geantwortet hat. Wir sind eines Sinnes und eines Glaubens. Thue, was du vermagst. Den Leib hast du in deiner Gewalt, aber nicht die Seele.“ Lysias wollte es darauf ankommen lassen, ob diese Worte auch beim zweiten Wahrheit wären. Er ließ seine Füße mit eisernen Zangen zerquetschen, und als ihm das noch nicht besiegte, glühende Kohlen unter die wunden Stellen streuen und Rücken, Brust und Leib mit scharfen Geißeln aufreißen. Asterius aber sprach: „Du bist in allem blind. Zerreiße meinen ganzen Leib, daß kein Theil unversehrt bleibt, meiner Seele kannst du nichts anhaben.“

Jetzt ließ der Richter auch den Asterius zurückbringen, und Neon, den dritten Bruder vorführen. Bei dem versuchte er es erst wieder durch Ueberredung. „Mein Kind,“ sagte er, „opfere du doch den Göttern, damit du den Qualen entfliehst.“ Aber Neon wies den Versucher von sich und sagte, daß er ewig nur den allein wahren Gott verehren werde, der Himmel und Erde gemacht hat. Auf dies Bekenntniß ging des Richters flüchtiges Mitleid wieder in heftigen Zorn über, und er befahl, den Jüngling mit Ruthen zu zerfleischen und auf glühende Kohlen zu werfen. Neon aber erwiderte von seinem Schmerzenslager: „Ich werde nichts thun, als was zum Heile meiner Seele

dient.“ Lysias ging darauf in das Rächthaus und zog den Vorhang hinter sich zu. Nach einer Weile trat er wieder hervor, und verlas folgenden Urtheilspruch: „Weil die drei Brüder Claudius, Asterius und Neon die Götter lästern und nicht opfern wollen, so sollen sie vor der Vorhalle an's Kreuz genagelt und ihre Leiber den Vögeln zur Speise übergeben werden.“ Der Befehl wurde vollstreckt, und die drei Glaubenshelden durften Gott mit dem gleichen Tode preisen, als ihr Herr und Heiland.

Zum vierten wurde jetzt Domnina, oder Donnina, zum Verhöre geführt. Sie bekannte standhaft: „Damit ich nicht in das ewige Feuer falle, so bete ich Gott an und seinen Gesalbten, der Himmel und Erde und Alles, was darin ist, gemacht hat.“ Lysias gebot, ihr die Kleider herab zu reißen und die nackten Glieder zu geißeln. Die Henker vollzogen den Befehl mit unmenschlicher Härte. Domnina verschied unter ihren Streichen. „Werft ihren Leib in den Fluß, wo er am tiefsten ist!“ rief Lysias.

Jetzt war nur noch Theonilla übrig. Sie war schon seit drei und zwanzig Jahren Wittwe. Als auch sie den lebendigen Gott nicht verläugnen wollte, warfen sie die Henker zur Erde, banden ihre Füße und schlugen ihr ins Angesicht. Dann rissen sie auch ihr die Kleider herunter, hingen sie nackt bei den Haaren auf und zersfleischten ihren Leib durch Geißelhiebe. Als alle diese Qualen ihren Glaubensmuth nicht beugten, rief Lysias: „Scheret ihr mit einem scharfen Messer das Haupt fahl, umflechtet sie mit Dornen, spannt ihren Leib an vier Pfählen aus, geißelt Rücken, Brust und Leib aufs Neue, und werft sie dann auf glühende Kohlen!“ Die Schergen gehorchten, die Christin aber litt Alles geduldig um ihres Heilandes willen. Als die Henker sich noch an ihr zerarbeiteten, rief einer: „Herr, sie lebt schon nicht mehr!“ „Nehmt einen Sack,“ befahl der Römer, „steckt den Leichnam hinein, bindet ihn zu und werft ihn in's Meer.“

Euthalius, der Gefangenwärter, und Archelaus, der Henker, waren willige Werkzeuge solcher Grausamkeit des Lysias. Ihnen zur Schmach hat die Geschichte ihrer aller Namen aufbewahrt. Die vollendeten Märtyrer aber ruhen in des Vaters Schooße von aller Arbeit. Das Alles ist geschehen am 23. August des Jahres 285.

Die Christenverfolgung unter Kaiser Diocletian und seinen Mitregenten.

Wie wir im Eingang der Geschichte des Märtyrers Marinus bereits erwähnt haben, fanden die letztgeschilderten Christenverfolgungen nur noch vereinzelt und in den Morgenländern des römischen Reiches statt. Nach der Besiegung des Gegenkaisers Macrianus erlangten die Christen endlich im ganzen Reiche eine vollständige Ruhe, welche beinahe vierzig Jahre dauerte. Zwar hatten sie in dieser Zeit mancherlei Plagen mit den Heiden zugleich zu erdulden, nämlich die Leiden eines unaufhörlichen, innern Krieges in dem zerrütteten, römischen Reiche, häufige Ueberfälle von barbarischen Völkern, Theuerung und Pest — aber die christliche Religion war jetzt vom Staate anerkannt und ihre Befenner konnten in den Zeiten solcher Noth am besten den Beweis geben, daß wir um Christi willen in alle dem weit überwinden, konnten durch das Exempel ihres Glaubens, ihrer Liebe, ihrer Geduld die Heiden besser, als durch Worte, reizen, danach zu trachten, desselben Glaubens theilhaftig zu werden. Wir finden denn auch, daß sich in diesem Zeitraume das Christenthum mit ungewöhnlicher Schnelligkeit ausbreitete. Die Zahl der Christen wuchs unter allen Ständen. Die höchsten Staatsämter waren mit Christen besetzt. Selbst am kaiserlichen Hofe fand sich eine große Zahl von Gläubigen. Die Kirchen mußten überall erweitert werden, und an die Stellen der einfachen Versammlungshäuser traten in den größern Städten die prachtvollsten Gebäude. Durch gefangene Christen, welche die einfallenden fremden Völkerschaften mit hinweggeführt hatten, wurde der Name Christi bis weit über die Grenzen des römischen Reiches hinausgetragen. Auch in unserm lieben Deutschland wurde in solcher Weise um diese Zeit dem Evangelium Bahn gebrochen. Besonders am Rhein und der Donau hinauf feierte das Kreuz unter den daselbst wohnenden wilden Volksstämmen seine Siege.

Wäre nur der lebendige Glaube in demselben Maße gewachsen, als der äußere Umfang der Kirche zunahm. Aber leider wirkte die Zeit der Ruhe wieder eben so nachtheilig, als es

früher der Fall gewesen war. Nun es keinen Kampf mehr kostete, Christ zu sein und zu bleiben, drang viel unächtes Wesen, ja heidnisches Laster mit in die Kirche hinein. Anstatt den Glauben zu üben, stritt man sich um denselben. Die Kirchenzucht ließ immer mehr nach, und Ungerechtigkeit, Ehrgeiz und Habsucht nahmen überhand. Wir finden auch in dieser Zeit unter den Häuptern der Kirche keine Männer, die wie Cyprian hätten vor den Riß treten können.

In solcher Lage, die innern Schäden durch äußern Glanz übertüncht, befand sich die Kirche, als im Jahre 284 Kaiser Diocletian den römischen Thron bestieg. Er nahm bald darauf den Maximianus Herkulius zum Mitregenten an, und ernannte im Jahre 292 noch zwei seiner geprüftesten Feldherrn, Galerius und Constantius Chlorus, unter dem Titel der Cäsaren, zu Theilhabern der höchsten Gewalt. Die ersten Jahre der Regierung Diocletians gingen für die Christen ruhig vorüber, obgleich der Kaiser dem Christenthume nicht günstig gesinnt war. Es hielten ihn aber mancherlei Bedenken von einem entschiedenen feindlichen Auftreten gegen dasselbe ab. Die Christen bildeten doch nun einmal eine vom Staate gesetzmäßig anerkannte Religionsgesellschaft, da würde es viel Blutvergießen gekostet haben, um sie zu unterdrücken. Wie leicht konnte aber dadurch die öffentliche Ruhe gestört werden, die ohnedies im römischen Reiche nicht mehr von rechter Dauer sein wollte. Auch mochte dem Kaiser die bisherige Erfahrung gelehrt haben, daß alles frühere Blutvergießen nur immer zur weitem Verbreitung des Christenthums beigetragen habe. Diocletian wäre wohl auch in seinem Leben nicht über diese Bedenken hinweggekommen, wenn er nicht durch fremden Einfluß fast wider seinen Willen mit fortgerissen wäre.

Die Heiden, besonders die früher so einflußreichen Priester, sahen nämlich den gänzlichen Verfall ihrer Religion immer näher kommen, und glaubten einen entscheidenden Schlag zur Vernichtung des ihnen verhassten Glaubens thun zu müssen. Ein mächtiges Werkzeug hierzu bot sich ihnen in dem Schwiegersohne des Kaisers, dem Cäsar Galerius. Dieser war dem heidnischen Aberglauben blind ergeben, und wurde nun von den Priestern unaufhörlich gegen die Christen gereizt. Sie gaben vor, daß alle Opfer, welche er für den glücklichen Fortgang seiner Waffen anstellen ließ, nichts helfen könnten, so lange die christlichen Soldaten durch das Zeichen des Kreuzes, dessen sie sich zu be-

dienen pflegten, wenn die Heiden opferten, den Zorn der Götter erregten.

Galerius konnte indessen den vorsichtigen Diocletian lange nicht zu einer entscheidenden Maßregel bewegen. Die Priester schürten aber den heimlich glimmenden Brand in des Kaisers Herzen immer eifriger. Endlich gelang es mit ihrer Hülfe dem Galerius, vom Kaiser den Befehl auszuwirken, daß alle Soldaten an den heidnischen Opfern des Heeres Theil nehmen sollten. Viele Christen verließen sofort den Kriegsdienst, um ihren Glauben treu zu bleiben. Andre, die ihre Mißbilligung gegen jenen Befehl laut äußerten, und zwar beim Heere bleiben, aber die verlangten Opfer nicht verrichten wollten, wurden hingerichtet.

Mehrere Jahre hindurch erstreckte sich die Verfolgung fast nur auf die Soldaten. Zu einem weitem Verfahren hatte sich Diocletian nicht bestimmen lassen. Aber bestürzt durch des Galerius immer wiederholtes Andringen, willigte er endlich in den Ausbruch einer allgemeinen Verfolgung. In der Stadt Nikomedien, wo sich grade die beiden Kaiser befanden, sollte dieselbe beginnen. Der 22. Februar des Jahres 303, ein hoher heidnischer Festtag, wurde zum ersten Angriff bestimmt. Mit Tagesanbruch ward die prächtige Kirche der Christen erbrochen. Alle Bücher der heiligen Schrift, die man fand, wurden verbrannt. Die ganze Kirche wurde der Plünderung preis gegeben. Aus ihrem Palaste sahen die beiden Kaiser dem Zerstörungswerke zu. Diocletian sandte sogar seine kaiserliche Leibwache, die mit Beilen und eisernen Nerten ausgerüstet, das Gebäude dem Erdboden gleich machen mußte. Schon am folgenden Tage wurde in Nikomedien eine kaiserliche Verordnung des Inhalts angeschlagen: „Die gottesdienstlichen Versammlungen der Christen sollten verboten seyn, die christlichen Kirchen niedergerissen und alle Handschriften der Bibel verbrannt werden. Diejenigen Christen, welche Ehrenstellen und Würden besäßen, sollten dieselben verlieren, wenn sie nicht verläugneten; gegen alle ohne Unterschied des Standes sollte bei gerichtlichen Untersuchungen die Folter angewendet werden können. Christen von geringern Stande sollten die Freiheit verlieren. Von ihnen sollte keine Klage irgend einer Art angenommen werden, jede Klage gegen sie aber gültig seyn. Christliche Sklaven sollten, so lange sie Christen blieben, nie freigelassen werden können.

Diese Verordnung ging nun durchs ganze Reich, und mußte einen desto schrecklichern Eindruck machen, da sie in vielen Pro-

vinzen grade um die Zeit des Osterfestes, in manchen Gegenden grade am Osterfeste selbst bekannt gemacht wurde. Es war auf gänzliche Ausrottung des Christenthums abgesehen; das zeigte besonders der Befehl zur Vernichtung aller Handschriften der Bibel, und wäre es wirklich den Heiden gelungen, die Quelle zu verstopfen, aus der das Leben der Kirche immer von Neuem wieder hervorbricht; so wäre allerdings auch das Bestehen des Christenthums in Frage gestellt gewesen. Was vermag aber menschliche Klugheit und Macht gegen die Weisheit und Allmacht Gottes, der den Schatz seines Wortes der Menschheit noch erhalten wollte! Die Kaiser konnten ihren Haß gegen das Christenthum nicht einmal allen ihren Werkzeugen gleichmäßig einsößen. Die römischen Statthalter verhielten sich verschieden bei der Ausführung der kaiserlichen Verordnung. Manche verfuhrten dabei so lau, als sie ohne offenbare Verletzung des kaiserlichen Befehls nur irgend verfahren konnten. Freilich aber an den meisten Orten wurden die neuen Gesetze mit der äußersten Strenge vollzogen.

Was das Verhalten der Christen unter diesen Umständen betrifft, so traten jetzt die Gegensätze innerhalb der Kirche selbst scharf hervor. Es war das auch kaum anders zu erwarten. Die Einen, durch die Drohungen der Heiden bald geschreckt, lieferten die Handschriften der Bibel, die sie besaßen, sogleich aus. Sie wurden Traditoren, das heißt Ueberlieferer, genannt, und als solche von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Andere erklärten in blindem Eifer unaufgefordert, sie hätten allerdings Exemplare der heiligen Schriften, aber sie würden lieber sterben, als dieselben ausliefern, oder sie wiesen die ihnen von menschlich fühlenden Statthaltern dargebotenen Auskunftsmittel mit Verachtung zurück. Das Zurückweisen solcher Auskunftsmittel geschah jedoch nicht bei Allen aus Schwärmerei, um durchaus Märtyrer zu werden. Viele thaten es auch aus zarter Gewissenhaftigkeit, weil sie jede absichtliche Täuschung für unchristlich hielten, so daß es ihnen schon als eine stillschweigende Verläugnung erschien, wenn sie den Heiden andere Bücher auslieferten, von denen diese dann glaubten, daß es die heiligen Schriften wären. Solche Gesinnung ist hoch zu preisen. Wieder Andere hielten es für ihre Pflicht, zwar mit Taubeneinsicht dem Glauben treu zu bleiben, aber doch mit christlicher Klugheit sich in die Zeit zu schicken. Sie wandten alle mit dem Christenthum nicht freitende Vorsichtsmittel an, um ihr Leben und ihre Bibeln

zu erhalten. Kam es aber darauf an, so gingen sie auch freudig in den Tod.

Wie es gewöhnlich zu geschehen pflegte, nahm die Verfolgung stufenweise zu. Mehrere Umstände trugen dazu bei, die Wuth derselben schneller zu entflammen. Es brach plötzlich im kaiserlichen Palaste zu Nikomedien eine Feuersbrunst aus, und vierzehn Tage darauf eine zweite, deren Anstiftung man den verhassten Christen Schuld gab. Im Beiseyn des Kaisers wurde sogleich grausame Folter angewandt, um Geständnisse zu erpressen, aber vergebens. Man glaubte aber dennoch, was nicht erwiesen war; und da bald darauf in Armenien und Syrien Empörungen ausbrachen, so sollten auch daran die Christen wieder Schuld seyn. Es erschien ein kaiserlicher Befehl, wonach die Geistlichen, als die nächsten Urheber aller den Christen zugeschriebenen Verbrechen, verhaftet und in Fesseln gelegt werden sollten. Bald waren die Gefängnisse mit Geistlichen angefüllt. Ein neuer Befehl verordnete, daß diejenigen unter den Gefangenen, welche opferten, freigelassen, die andern aber auf alle Weise zum Opfern gezwungen werden sollten.

Endlich im Jahre 304 erschien das schärfste Edict, welches den grausamen Befehl in Betreff der Geistlichen auf alle Christen ohne Unterschied ausdehnte. In Städten und Dörfern wurde durch die Straßen ausgerufen, daß alle Männer, Weiber und Kinder sich in den Tempeln einfänden sollten. Hier wurde nach angefertigten Listen jeder Einzelne mit Namen aufgerufen und ausgeforscht. An den Stadthoren wurden alle Ein- und Auspassirenden genau ausgefragt, und solche, die man als Christen erkannte, gleich festgenommen. Furchtbare Grausamkeiten wurden verübt. Anthimus, dem Bischofe von Nikomedien, der enthauptet wurde, folgten große Schaaren von Märtyrern in dieser Stadt. Nicht nur einzeln, haufenweise wurden auf des Kaisers Wink die Christen niedergehauen, viele auf großen Scheiterhaufen verbrannt, andere gebunden auf Rähne geschleppt und dann in das Meer geworfen. In Egypten wurden Weiber an einem Beine hoch aufgehängt, andere zwischen zusammengezwängten Baumzweigen befestigt und durch deren Ausdehnung auseinander gerissen, ein grauenvoller Beweis der viehischen Reheit ihrer Peiniger. Zuweilen wurden auf einmal zehn, dann dreißig und sechzig, und einmal hundert Männer und Weiber mit ihren Kindern an einem Tage auf mannigfaltige Weise hingerichtet. Die Scharfrichter selbst ermüdeten darüber und ihre Werkzeuge wurden stumpf.

Einige wurden mit zurückgebogenen Händen an einer hölzernen Maschine befestigt und ihre Glieder auseinander gerengt. Die Folterknechte zerrissen ihnen den ganzen Leib mit eisernen Nägeln. Andere hängte man an der einen Hand auf und ließ alle ihre Gelenke auseinander zerren. Wieder Andere wurden in Ketten aufgehängt und zwar so, daß ihre Füße den Erdboden nicht berühren konnten, damit durch das Gewicht des Körpers sich die Ketten um so fester und schmerzhafter anschließen möchten, und diese Qual mußten sie beinahe den ganzen Tag ohne Unterbrechung aushalten. Wenn sie den Geist aufgegeben hatten, wurden sie auf der Erde umhergeschleift. „Es kümmere sich Niemand um sie,“ befahl der Statthalter, „sie sind nicht werth, wie Menschen behandelt zu werden.“ Eine ganze Stadt, die nur christliche Einwohner hatte, wurde von Soldaten umgeben, und, da alle Bewohner sich weigerten zu opfern, in Brand gesteckt.

Die aber waren noch glücklich, welche ein schneller Tod hinzugraffte. Die Heiden gönnten einen solchen den Christen nicht. Es gab Richter, welche die Zermarterten wieder heilen ließen, um neue Qualen an ihnen versuchen zu können. Nach einem Berichte sind allein in einem Monate an 17,000 Menschen um des Bekenntnisses willen getödtet worden.

Nachdem so viel Christenblut geflossen war, glaubten die grausamen Verfolger ihr Ziel erreicht zu haben. Schon triumphirten sie, schon wurde durch öffentliche Denkmäler und Inschriften die Vertilgung des christlichen Namens verkündigt, aber wenn vor Menschen Augen Alles verloren scheint, dann hebt die Hülfe Gottes erst an. Und schon bereitete er im Stillen den Triumph vor, den die christliche Kirche nun bald über die Heidenwelt feiern sollte.

Einer der vier damals regierenden Kaiser, Constantius Chlorus, der als Cäsar über Gallien, Britannien und Spanien herrschte, war von sanftem, menschenfreundlichem Charakter, zu Verfolgungen seiner Gemüthsart nach nicht geneigt. Dabei war er, obgleich selbst nicht Christ, doch ein Freund des Christenthums und seiner Befenner. Denjenigen seiner Umgebung, welche sich in ihrem Glauben als Christen treu erwiesen, bezeugte er besondere Achtung und besonderes Vertrauen, indem er zu sagen pflegte, daß, wer seinem Gotte nicht treu sey, noch weniger seinem Fürsten treu seyn werde. Nur zum Schein ließ er Kirchen niederreißen, um nicht ganz mit seinen Mitregenten zu zerfallen, sonst aber genossen die Christen, soweit seine Herrschaft reichte,

vollkommene Ruhe. Dadurch, daß der Kaiser Diokletian nebst seinem Mitregenten Maximianus Herkulius im Jahre 305 die Regierung niederlegte, wurde der Einfluß und das Herrschergebiet des Constantius bedeutend vergrößert. Dagegen aber trat in die Reihe der römischen Herrscher ein Mann ein, der in Rücksicht seines blinden heidnischen Aberglaubens und seiner Grausamkeit mit dem noch regierenden Galerius übereinstimmte — Cajus Galerius Valerius Maximinus. Derselbe erneuerte in dem Osten des römischen Reiches die Verfolgung und setzte sie bald mit mehr, bald mit weniger Grausamkeit fort bis zum Jahre 308, wo man endlich des Blutvergießens müde geworden zu seyn schien. Aber plötzlich wurden die Christen aus dieser vorübergehenden Ruhe durch einen neuen kaiserlichen Befehl aufgeschreckt, nach dem nicht nur alle freien Männer, Weiber und Sklaven opfern und von den Opferspeisen essen sollten, sondern sogar auch kleine Kinder. Alle Schwaaen auf dem Markte sollten mit dem Wasser oder Wein, welchen man bei den Opfern gebraucht hatte, begessen werden, um die Christen mit Gewalt in die Berührung mit Opferspeisen zu setzen. Es erfolgten neue Marter und neues Blutvergießen. Nach einer abermals eingetretenen Ruhezeit und einer abermals im Jahre 310 erneuerten Verfolgung, in welcher neun und dreißig Bekenner noch auf einmal enthauptet wurden, führte Gott endlich auf wunderbare Weise das lang ersehnte Ende so vielen Blutvergießens herbei.

Galerius, der Urheber der furchtbaren Verfolgung, ward von einer schweren, schmerzhaften Krankheit, der Folge seiner Ausschweifungen, ergriffen. Die Ströme des unschuldig vergossenen Christenblutes traten vor seine Seele. Es mochte dem vor dem Tode zitternden Sünder der Gedanke überkommen, daß der Gott der Christen doch ein mächtiges Wesen sey, dessen Zorn ihn gestraft habe und den er zu versöhnen suchen müsse. Mußte er's sich doch eingestehen, daß er durch alle blutige Maßregeln das Christenthum nicht habe unterdrücken können. Genug, er kam zur Besinnung und erließ im Jahre 311 plötzlich die merkwürdige Verordnung, welche diesen letzten blutigen Kampf der christlichen Kirche im römischen Reiche beendigte. Es wurde in derselben erklärt, daß die Kaiser, weil sie wahrgenommen, daß die meisten Christen, ungeachtet aller Versuche, sie zu der väterlichen Religion zurückzuführen, in ihrer Denkart verhardt wären, auch auf sie ihre gewohnte Gnade ausdehnen wollten; sie sollten wieder Christen seyn und ihre Versammlungen halten dür-

fen, sie müßten aber nach dieser ihnen gewährten Gnade zu ihrem Gott nun für das Wohl der Kaiser und des Staates beten, auf daß der Staat wohl erhalten bliebe, und sie ruhig in ihren Wohnsitzen leben könnten.

Wir, die wir unter einer christlichen Obrigkeit leben, können uns kaum denken, mit welcher Freude die bisher so hart bedrängten Christen diese kaiserliche Verordnung erfüllte. Der 126. Psalm ging an ihnen in buchstäbliche, herrliche Erfüllung. „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird; so werden wir seyn, wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Ruhmens seyn. Da wird man sagen unter den Heiden: Der Herr hat Großes an ihnen gethan. Der Herr hat Großes an uns gethan, daß sind wir fröhlich. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen, und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.“ Nun wurde nach langem Kampfe vom Siege gesungen in den Hütten der Gerechten. Aus den Kerfern, aus den Bergwerken, aus den entferntesten Orten der Verbannung kehrten die Christen in hellen Haufen zurück. Die Landstraßen ertönten von Lobliedern, in den Häusern wurden unter Freudenthränen Dankfeste gefeiert; denn froh und frei konnten die Gemeinen am Tage des Herrn in den neuerbauten Gotteshäusern nun ihren Herrn und Heiland loben.

Wir aber wollen nach dieser allgemeinen Schilderung der letzten Verfolgung jezt das Leben und Leiden einer langen Reihe christlicher Märtyrer aus dieser Zeit im Einzelnen betrachten.

I. Die Märtyrer der h. Bücher.

„Das Wort vom Kreuze ist eine Thorheit denen, die verloren werden; uns aber, die wir selig werden, ist es eine Gotteskraft.“ (1 Cor. 1, 18.)

Unter den Märtyrern der heiligen Bücher versteht man insgemein diejenigen treuen Zeugen ihres Herrn und Meisters, welche, als Kaiser Diokletian den Befehl ergehen ließ, alle Abschriften unserer heiligen Bücher aufzusuchen und zu verbrennen,

trotz der größten Martern und Qualen nicht dazu zu bewegen waren, das Wort Gottes, das sie theurer achteten, als ihr eigenes Leben, den Feinden des Kreuzes Christi auszuliefern; sondern es treu bis zum Tode den Ihrigen aufbewahrt haben. Die Kirche hat ihr Andenken in jenem allgemeinen Namen zusammengefaßt, und die Feier dieser Märtyrer mit Ausnahme des letzten auf den 2. Januar verlegt. Die hervorragendsten unter ihnen sind folgende:

Felix von Thibaris.

(gest. um's J. 303).

Magnilian, Stadtoberster zu Thibaris, ließ auf das oben erwähnte kaiserliche Edikt den Bischof Felix verhaften, und befahl ihm, die heiligen Bücher seiner Kirche auszuliefern. Der Bischof antwortete: „Hier ist mein Leib, verbrenne ihn! Aber die Bücher, in welchen die Reden und Thaten unseres Meisters und seiner Apostel niedergelegt sind, werde ich dir nicht überliefern, daß du sie verbrennest.“ Als er bei seiner Weigerung beharrte, sandte ihn Magnilian an den Prokonsul von Karthago, und dieser ihn an den Präseften Prätorio, der sich damals in Afrika befand. Der Letztere ließ im Zorn über des Felix Freimüthigkeit denselben mit schweren Ketten fesseln, und in ein enges, finsternes Gefängniß werfen. Neun Tage darauf ließ er ihn nach Italien einschiffen, um ihn dem Kaiser selbst vorzustellen. Auf dem Schiffe blieb Felix vier Tage lang ohne Speise und Trank im untersten Raume eingesperrt, bis man endlich zu Agrigent in Sizilien landete. Die Gläubigen auf dieser Insel empfingen den Bischof aller Orten mit hoher Ehrfurcht. Zu Venosa in Apulien wurden ihm seine Ketten abgenommen, aber nur um die Last derselben mit grausamen Folterqualen zu vertauschen, die ihn zum Geständniß bringen sollten, ob er in Besiz der heiligen Schriften sey. Er bekannte unerschrocken: „Ich habe sie, aber werde sie nie und nimmermehr in eure Räuberhände ausliefern.“ Der Präseft Prätorio mochte wohl einsehen, daß er an der Glaubenskraft dieses Christen zu Schanden werden würde, und um den Triumph seines Sieges nicht noch vergrößern zu helfen, befahl er, alle weitem Folterqualen einzustellen, und verurtheilte ihn zur Enthauptung. Als Felix auf dem Richtplatze angelangt

war, erhob er noch einmal seine Hände zum Himmel, dankte dem Herrn laut und freudig für alle Barmherzigkeit, die er ihm in den sechs und fünfzig Jahren seiner Wallfahrt habe widerfahren lassen, und empfing muthig den Todesstreich.

Timotheus und Maura.

(gest. um's J. 303).

Timotheus, ein Diakon, und Maura, seine junge Gattin, hatten erst vor einigen Wochen den Bund der Ehe mit einander geschlossen, als sie durch die Verfolgung getrennt wurden. Timotheus wurde vor den Statthalter von Thebais, Arrianus, gebracht, der alles ausbot, um ihn zur Annahme des Heidenthums zu bewegen. Als er sah, daß alle seine Mühe vergeblich war, befahl er ihm, die heiligen Bücher, welche er in Verwahrung habe, auszuliefern, damit sie verbrannt würden. Timotheus erwiderte: „Hätte ich Kinder, ich würde sie eher hergeben, um sie hinopfern zu lassen, als mich von Gottes Wort trennen.“ Den Statthalter brachte diese Antwort so auf, daß er befahl, ihm mit glühenden Eisen die Augen auszustechen. Mit grausamem Spotte sagte er: „Deine Bücher sollen dir zum wenigsten nichts mehr nützen. Du sollst nicht mehr sehen können, um sie zu lesen.“ Timotheus ertrug diese Marter mit solcher Standhaftigkeit, daß der Zorn des Statthalters zur völligen Wuth wurde. Er ließ ihn mit einem Gewicht am Halse und einem Knebel im Munde bei den Beinen aufhängen. Aber er konnte weder die Geduld, noch den Muth des Märtyrers erschüttern. Da vernahm er, Timotheus habe erst vor kurzem ein von ihm innigst geliebtes Weib genommen. Sofort ließ er Maura herbeiführen, und versprach ihr eine große Belohnung nebst dem Leben ihres Mannes, wenn sie diesen dahin bringen könne, daß er den Göttern opfere. Das schwache Weib, in zärtlicher Sorge um den theuren Gatten, übernahm den gottlosen Auftrag. Sie wurde zu ihm gebracht und bestürmte seine Standhaftigkeit mit der ganzen, versüßerischen Beredsamkeit der Liebe.

Dann zog man dem Timotheus den Knebel aus dem Munde, damit er antworten könne. Aber statt in die Bitten seiner Frau zu willigen, wie man erwartet hatte, tadelte er auf das ernstlichste ihre abgöttische Liebe, und erklärte seinen Entschluß, für den Glauben zu sterben. Maura wiederholte ihr ungestümes Zureden, und der zermarterte Gatte seine eindringlichen Ermahnungen. Die irdische und die himmlische Liebe kämpften mit einander, bis der Herr auch hier den Sieg errang. Maura kam zur Besinnung, und entschloß sich, dem Muth und der Treue ihres Gatten nachzufolgen. Auf seinen Rath und durch seine Ermahnung und Gottes Gnade gestärkt, ging sie zum Statthalter, und erklärte ihm, sie stimme mit ihrem Gatten überein, und wäre bereit, alles zu erdulden, um ihr Vergehen, daß sie denselben zur Abtrünnigkeit zu verleiten gesucht habe, wieder gut zu machen. Sie hielt Wort, und blieb auch unter den Qualen der Folter standhaft bei ihrem Entschluß. Endlich wurden beide nahe neben einander gekreuzigt.

Philippus von Heraklea und seine Gefährten, Severus und Hermes.

(gest. 304).

Der Bischof von Heraklea, Philippus, wollte nicht durch die Flucht dem Sturme der Versuchung ausweichen, sondern fuhr fort, sein Amt öffentlich zu verrichten. Als die Kirche zu Heraklea verschlossen wurde, sprach er zu dem dazu befehligten Offizier: „Das Verschließen der von Menschenhänden errichteten Gebäude kann die christliche Religion nicht vernichten, so lange die lebendigen Tempel des Herrn bleiben; denn der wahre Glaube wohnt nicht an den Stellen, wo Gott angebetet wird, sondern in den Herzen derer, die Gott verehren.“ Und als ihm nun der Eingang in die Kirche, wo er gewöhnlich predigte, verwehrt war, nahm er seinen Stand vor der Thüre, und ermahnte da das Volk zur Geduld, zur Standhaftigkeit und Gottseligkeit. Er wurde

verhaftet und vor den Statthalter Bassus geführt, der ihn heftig ausschalt und ihm befahl, alle Gefäße, die beim Gottesdienste gebraucht würden, und alle im Besitze der Kirche befindlichen heiligen Schriften herzubringen, sonst würde er durch die Folter dazu gezwungen werden.“ „Wenn du,“ antwortete der Bischof, „ein Vergnügen daran hast, uns leiden zu sehen; so sind wir auf das Schlimmste, das du uns anthun kannst, gefaßt. Dieser schwächliche Leib ist in deiner Gewalt; mache damit, was du willst. Die Gefäße, die du verlangst, sollen dir ausgehändigt werden; denn Gott wird nicht durch Gold und Silber, sondern durch die Furcht vor seiner Macht geehrt. Aber von den heiligen Büchern werde ich mich nicht trennen!“ Bassus befahl, den Bischof auf die Folter zu werfen, und Bücher und Kirchengeräthe mit Gewalt herbei zu holen. Die Heiden strömten nach der Kirche, deckten das Dach ab, mauerten die Thüren zu, verdarben die Gefäße und verbrannten alle Bücher, deren sie habhaft werden konnten. Philippus wurde auf den Marktplatz geschleppt, und ihm befohlen, den römischen Gottheiten überhaupt und einem sehr schönen Bildnisse des Hercules insbesondere zu eifern. Bei dieser Gelegenheit hielt er eine treffliche Rede über die wahre Natur der Gottheit, und schloß damit, daß sich aus dem, was er schon gesagt, ergebe, daß die Heiden das verehrten, auf dem man mit Recht herumtreten könne, und solche Dinge zu Göttern machten, welche die Vorsehung zu ihrem Dienste geschaffen habe. Unter neuen Mißhandlungen wurde er darauf in den Kerker geworfen.

Ein neuer Statthalter, Justin, kam nach Heraklea, der an Grausamkeit gegen die Christen, wo möglich, noch seinen Vorgänger übertraf. Philippus wurde aus dem Kerker hervorgezogen, bei den Beinen durch die Straßen geschleppt, schrecklich gezeißelt und dann vor Justin geführt. Dieser machte ihm heftige Vorwürfe über seine Hartnäckigkeit, daß er fortwährend den kaiserlichen Befehlen ungehorsam sey. Der Bischof erwiederte ihm, daß er kraft seines Amtes verpflichtet sey, den Himmel der Erde vorzuziehen, und Gott mehr zu gehorchen, als den Menschen. Er war von den erduldeten Mißhandlungen so erschöpft, daß die Christen ihn auf die Arme nahmen, und ins Gefängniß zurücktrugen. Bald wurden ihm in seinem Kerker noch zwei Leidensgenossen, Severus und Hermes, zugestellt. Die drei Bekenner mußten volle sieben Monate in dem gräßlichen Gefängnisse schmachten. Philippus wurde während dieser Zeit einmal so furchtbar gezeißelt, daß seine Eingeweide zu Tage lagen.

Endlich fällte der Statthalter das Urtheil, daß die drei Zeugen verbrannt werden sollten. Philippus mußte zur Richtstätte getragen werden, weil er wegen seiner vielen Wunden nicht mehr gehen konnte. Auch Hermes konnte nur, gestützt auf einen Stab, zum Richtplatze wanken. Hier stellten die Henker jeden von ihnen in eine Grube, und warfen beide bis an die Kniee mit Erde zu. Darauf wurde ein Scheiterhaufen um die Märtyrer gebaut und dieser angezündet. Ihr letzter Lebenshauch war ein lautes Lob Gottes. Da mußte Justin inne werden, daß es wahr sey, was ihm Philippus früher gesagt hatte: „Man kann uns peinigen, aber nicht bestegen.“ Nach drei Tagen erlangte auch Severus in gleicher Weise die Märtyrerkrone. Den Tod des Philippus sehen die alten Märtyrerverzeichnisse auf den 22. Oktober.

II. Die Märtyrer in Europa unter Diokletian.

Mauritius und seine Legion.

(gest. 286.)

„Da antwortete das Volk, und sprach: Das sey ferne von uns, daß wir den Herrn verlassen, und andern Göttern dienen.“

(Josua 24, 16.)

Bur Zeit, wo diese letzte und grausamste Christenverfolgung vorbereitet wurde, war im römischen Heere eine Legion, die aus lauter Christen bestand. Sie hieß die Legion der Thebäer, weil sie aus Thebais in Egypten stammte. Eine Legion aber zählte damals gegen 6000 bewaffnete Krieger. Wir wissen, daß sich die Verfolgung anfangs hauptsächlich nur auf die Christen im Heere erstreckte. Kaiser Maximianus befand sich im Jahre 286 in Gallien, und hatte die Thebäer aus dem fernen Morgenlande zu seiner Verstärkung nach Europa kommen lassen. Es

waren lauter tüchtige Soldaten, tapfern Muthes, aber noch tapferer an Glauben. Sie kämpften für ihren irdischen Herrn als unerschrockene Streiter, für Christum, als fromme Glaubenshelden, nach dem Gebote ihres Herrn und Meisters: „Gebet Gotte, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist!“ Grade diese Schaar wurde jetzt zur Zusammentreibung ihrer christlichen Brüder in Gallien bestimmt. Da erklärten sie stracks-
weg, sie würden um des Gewissens willen solchem unmenschlichen Befehle keinen Gehorsam leisten. Der Kaiser hielt sich grade in der Nähe auf, als ihm gemeldet wurde, daß die Legion der Thebäer in Ungehorsam gegen die höchsten Befehle in den Schluchten von Acannum stehen geblieben sey. Von Natur zum Jähzorn gereizt, gerieth er über diese Nachricht in Wuth, und gab Befehl, daß von der ganzen Legion jeder zehnte mit dem Schwerte erschlagen werden sollte.

Den Ort, wo die nun folgende Blutszene stattfand, haben wir auf der Landkarte an der Rhone, etwa 14 Meilen oberwärts, ehe sich dieser Fluß in den großen Genfer See ergießt, zu suchen. Der Zugang zu dem in einem tiefen Alpenthale liegenden Städtchen Acannum war rauh, schwierig und enge; denn die reißende Rhone läßt dem Wanderer in dieser Gegend nur einen schmalen Fußsteig längs der steilen Felsenhänge. Ist man aber durch die engen Schluchten hindurch, so öffnet sich plötzlich zwischen den Felsen ein Thal von nicht unbedeutender Breite. Hier war es, wo sich die Legion gelagert hatte, und ihr Schicksal erwartete. An kriegerischen Gehorsam gewöhnt, wurde des Kaisers blutiger Befehl pünktlich vollzogen. Als aber der zehnte Theil der Heldenschaar gefallen war, verharrten die Lebenden alle standhaft bei ihrer Weigerung. Maximian, in seiner Grausamkeit dem Tiger gleich, der, wenn er einmal Blut gekostet hat, nicht wieder satt werden kann, gebot, die widerspenstige Legion zum zweiten Male zu zehnten. Als der Befehl dazu in's Lager kam, wurde abermals jeder zehnte Mann durchs Loos ausgeschieden, und in treuem Gehorsam gegen den irdischen Kriegsherrn mit dem Schwerte erschlagen. Die Ueberbleibenden aber gelobten sich gegenseitig aufs neue, gegen Christum und ihre Brüder nicht zu kämpfen. Besonders gestärkt wurden sie durch das Beispiel ihres Hauptmanns Mauritius, der mit zwei unter ihm Befehligen, dem Ursuperius und dem Candidus, durch die Reihen seiner Krieger ging, und ihren Muth und Glauben so entflammte, daß sie beschloßen, den ihnen in

den Himmel vorangegangenen Gefährten, wenn es seyn müsse, sämmtlich nachzufolgen. Von ihrem Hauptmanne dazu aufgefordert, sandten sie an den Kaiser folgende Botschaft: „Wir sind keine Soldaten, o Kaiser, doch auch, was wir frei bekennen, Diener Gottes. Dir sind wir unsere Leiber, ihm unsere Seelen schuldig. Willst du uns nicht dazu zwingen, unsern Herrn und Schöpfer zu beleidigen, so wollen wir dir, wie bisher, auch ferner gehorchen; wo nicht, so sind wir Gott mehr Gehorsam schuldig als dir. Willst du Christen tödten, so mache uns zum Ziele deines Zornes!“

Als der immer noch vor Wuth glühende Kaiser diese Sprache vernahm, verzweifelte er, solche Standhaftigkeit brechen zu können, beschloß aber in seinem Grimme, die ganze Legion zusammenhauen zu lassen, zu welchem Zwecke er sie rings mit Kriegstruppen einschließen ließ. Die Thebäer setzten sich nicht zur Wehre, ob schon es ihnen wegen der Lage des Ortes sehr leicht gewesen wäre, sich zu vertheidigen. Sie gedachten des apostolischen Wortes: „Das ist Gnade, so jemand um des Gewissens willen zu Gott das Uebel verträgt, und leidet das Unrecht.“ Und so sind sie denn unter den Schwertstreichen ihrer Kampfgenossen gefallen, ohne Widerrede, ohne Sträuben; ja, sie legten ihre Waffen weg, und ließen sich, getreu ihrem himmlischen Vorbilde, würgen wie Schlachtschafe, die ihren Mund nicht aufthun gegen ihre Verfolger. Das Gedächtniß dieser Heldenschaar begehrt die Kirche am 22. September.

Mucius.

(gest. kurz vor 300).

„Ich habe gesagt zu dem Herrn: Du bist ja der Herr, ich muß um beinetwillen leiden.“ (Ps. 118, 2.)

Mucius, oder Mocius, war der Sohn des Euphratius und der Eustathia, die beide aus angesehenen Familien Roms stammten, zur Zeit der Geburt ihres Sohnes aber in Konstantinopel ansäßig waren. Er hatte sich frühe dem Dienste Jesu

Christi gewidmet, und wurde Hirte der Gemeinde zu Amphipolis, am Flusse Stryman in Macedonien. Entbrannt für das Heil der Seelen, eiferte Mucius hier unerschrockenen Muthes wider den Dienst der falschen Götter, und verkündigte ohne Ermüden die frohe Botschaft von Christo, dem Gottes- und Menschensohne. Da begingen einst die Heiden in Amphipolis ein prunkendes Fest zu Ehren ihres Gözen Dionysus, und benutzten diese Gelegenheit, um den ihnen verhassten Priester Mucius zu verderben. Sie klagten ihn vor dem Statthalter Laodicius an, daß er rastlos die Lehre des Gekreuzigten predige, und die Bürger der Stadt von der Verehrung der Götter abwendig mache. Sie wiesen zugleich darauf hin, daß, wenn diesem Streben nicht kräftig Einhalt gethan würde, bald die ganze Stadt sich dem Gekreuzigten ergeben und die Götter verhöhnen würde. Der Statthalter ließ den Mucius vor sich bringen, und bedeutete ihm, daß er nur dadurch sein Leben retten könne, wenn er den Göttern opfere. Der muthige Priester erwiderte: „Solches Leben, o Laodicius, ist der Tod in Christo!“ Da rief der Statthalter: „Hängt ihn auf, und zerfleischt ihn mit Krallen vom Haupte herab, bis die weißen Knochen bloß liegen, daß die Andern an seinem Beispiele lernen, den Göttern des großen Römerreiches Ehre zu erweisen.“ Solcher Befehl war den Heiden erwünscht, und sie zerfleischten den treuen Bekenner auf das Grausamste. Aber die Henkersknechte ermüdeten eher, als seine Geduld.

Nach einem Monate kam ein anderer Statthalter, Maximus mit Namen, nach Amphipolis. Dieser ließ den Mucius aufs neue schrecklich mißhandeln, und als auch dies seinem Leben kein Ende machte, ließ er ihn nach der Hauptstadt Constantinopel führen. Hier endlich wurde er, als er fort und fort Christum standhaft bekannte, mit dem Beile enthauptet.

Victor von Massilien.

(gest. 290 oder 303).

„Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“

(1 Cor. 15, 55.)

Victor war ein reicher Mann, aber ein demüthiger Bekenner Jesu Christi in Massilien, dem heutigen Marseille, im südlichen Frankreich. Als die Verfolgung auch hier ausbrach, benutzte er einen Theil der Nacht dazu, die Gedrückten zu besuchen, und die Schwachen zu trösten. Bei Tage konnte er wegen seiner eigenen Sicherheit dieses fromme Werk nicht wagen. Sein Vermögen verwendete er auf die Unterstützung armer, nothleidender Christen. Als sein stilles Schaffen ruchbar wurde, ergriff man ihn, und führte ihn vor zwei obrigkeitliche Beamte. Diese gaben ihm den Rath, sich wieder zum Heidenthume zu bekehren, damit er die Gnade des Fürsten wegen eines todtten Mannes, wie sie Christum nannten, nicht verscherze. Victor aber erwiderte, er ziele die Verdienste dieses todtten Mannes, der wirklich Gottes Sohn und aus dem Grabe erstanden sey, allen Gnadenbezeugungen vor, die er vom Kaiser erhalten könne. Er sey ein Streiter Christi, und werde dahin streben, daß der Posten, den er unter einem irdischen Fürsten bekleide, nie mit der Pflicht gegen den König des Himmels in Widerstreit komme. Wegen dieser Antwort wurde er mit Vorwürfen überhäuft; man wagte aber wegen seines Standes nicht, weiter gegen ihn vorzuschießen, sondern schickte ihn an den Kaiser, daß er von diesem sein Endurtheil empfangen. In Rom wurde ihm unter Androhung der härtesten Strafen geboten, den Göttern zu opfern. Als er sich weigerte, gab Kaiser Maximian Befehl, ihn zu schleifen. Während der muthige Streiter Christi mit gebundenen Armen und Füßen durch die ganze Stadt geschleppt wurde, ward er von dem wüthenden Pöbel auf die schändlichste Art mißhandelt. Der zerfleischte und blutende Victor wurde dann aufs neue vor den Richterstuhl geführt, und nochmals ermahnt, Christum zu verläugnen und die Götter anzubeten. Er beharrte unerschütterlich in seinem Glauben, und legte von neuem ein freimüthiges Bekenntniß ab. Nun wurde er auf die Folter gespannt. Der Mär-

tyrer hob seine Augen gen Himmel, und bat Gott um Geduld, hielt auch hierauf die Marter mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit aus, bis seine Henker ermüdeten, und die Richter ihn in den Kerker zurückbringen ließen. Während er hier gefangen lag, wurden drei Soldaten, die ihn bewachten, Namens Alexander, Felicianus und Longinus, befehrt. Die alten Akten berichten, daß dem Victor im Kerker ein Engel in wunderbarem Glanze erschienen sey, und ihn getröstet habe; ein Anblick, der seine Wächter so erschreckt und bewegt habe, daß sie selbst Christen geworden seyen. Alle drei blieben auch in ihrem Bekenntnisse standhaft, und wurden auf Befehl des Kaisers enthauptet.

Nach einiger Zeit wurde Victor von neuem auf die Folter gespannt, mit Keulen zerschlagen und nochmals ins Gefängniß zurückgebracht. Aber hier, wie bei einem dritten Verhöre, blieb der standhafte Märtyrer seinem Bekenntnisse treu. Da wird endlich ein Altar herbeigebracht, und ihm befohlen, sogleich auf demselben zu opfern. Er tritt vor, aber anstatt zu opfern, stößt er mit seinem Fuße den Altar und das Gößenbild um. Der Kaiser Maximian, der zugegen ist, wird hierüber so aufgebracht, daß er Befehl gibt, ihm den Fuß, womit er den Altar umgestoßen hat, abzuhaue. Es geschieht, und Victor wird hierauf verurtheilt, auf eine Mühle gethan und zwischen den Steinen derselben zermalm't zu werden. Auch dieser schreckliche Ausspruch wird vollzogen. Aber ein Theil des Räderwerks der Mühle zerbricht, und der Zermarterte muß schrecklich verstümmelt herausgenommen werden. Noch immer ist Lebensodem in ihm, und der Kaiser befiehlt, ihm das Haupt abzuschlagen, und den Leichnam ins Meer zu werfen. Nach den alten Akten rief gleich nach der Enthauptung eine Stimme vom Himmel: „Du hast gesiegt, seliger Victor, du hast gesiegt!“

Die Fluthen des Meeres spülten den Leichnam wieder ans Ufer. Hier wurde er von den Christen gefunden, und in einer Felsengrotte begraben.



Donatian und Rogatian.

(gest. zwischen 290 und 300.)

„Meinen Kelch sollt ihr trinken, und mit der Taufe, da ich mit getauft worden, sollt ihr getauft werden.“ (Matth. 20, 23.)

Edel von Geburt, aber noch edler durch Glauben und Liebe, war der Jüngling Donatian in der Stadt Nantes in Frankreich. Der alte Berichterstatter seines Leidens rühmt von ihm, daß er als Jüngling die Weisheit eines Greises besessen habe. „Er ließ sich,“ sagt er, „so von der Furcht des Herrn leiten, daß er mitten unter den Stürmen der Bosheit sich immer aufrecht erhielt. Mit den Waffen des göttlichen Wortes hat er furchtlos, als ein starker Held, dem Volke Gottes laut, wie eine Posaune, den herrlichsten Sieg verkündigt. Er hat das ihm anvertraute Pfand nicht nachlässig vergraben, damit ihn nicht die Schuld des faulen Knechtes im Evangelio treffe; sondern er war bemüht, als ein guter Ackermann, den Samen des Glaubens in die Herzen der Heiden auszusäen.“

Vor allen suchte Donatian seinen leiblichen Bruder Rogatian, der noch ein Heide war, dem Erzhirten der Seelen zuzuführen. Der Herr segnete seine Leibesarbeit am Herzen des Bruders, und Rogatian sehnte sich bereits nach der heiligen Taufe, als die Wetter der Verfolgung auch über Frankreich hereinbrachen. Vom Kaiser Diokletian erging der Befehl an den Statthalter von Gallien, daß alle Christen gezwungen werden sollten, den römischen Göttern zu opfern. Die Widerspenstigen sollten gestraft, die Willfährigen reich belohnt werden. Als die Nachricht von diesem Befehl nach Nantes gelangte, wollte Rogatian sich grade taufen lassen, aber der Priester war bereits geflohen. Statt mit Wasser, sollte der junge Christ mit Blut getauft werden.

Bald zog der römische Präses in Nantes ein. Schon am Stadthore trat ihm ein Bürger mit der Anklage entgegen, daß Donatian die Hauptursache sey, weshalb die römischen Götter in Nantes verachtet würden. Der Richter ließ denn auch sofort nach seiner Ankunft den Angeklagten vor sich fordern, und redete ihn mit den Worten an: „Wir haben vernommen, daß du nicht

nur hartnäckig dich weigerst, den Jupiter und Apollo anzubeten, welche uns doch das Leben verliehen, und es uns bis hierher erhalten haben: sondern daß du sie auch mit Lästerungen beschimpfst, und Mehrere verleitet hast, an die Gottheit eines Gekreuzigten zu glauben.“ Donatian erwiderte: „Du hast wahr geredet. Ich suche Alle, die in Irthum befangen sind, zur Verehrung dessen zu führen, dem es allein gebührt, daß alle Welt ihm diene!“ „Entweder,“ fiel ihm der Präses ungeduldig ins Wort, „mache deiner unnützen Predigt ein vernünftiges Ende, oder halte dich gefaßt, daß ich deinem Leben ein baldiges Ende machen werde.“ Unerschüttert sprach der Christ: „Deine Drohungen werden dich selbst treffen, und in den Fallstrick, den du mir legst, wirst du selbst hineingerathen. Du ziehst die Finsterniß dem Lichte vor, und siehst in deiner Finsterniß nicht das Licht der Gerechtigkeit Christi.“ Von Zorn entbrannt, befahl der Präses, den muthigen Bekenner der ausgesuchtesten Peinigung zu übergeben, und ihn dann in den Kerker zu werfen.

Inzwischen war auch Rogatian vor den Richterstuhl geführt worden. Den glaubte der Richter durch milde Worte, durch Schmeichelei und Versprechungen aller Art in seinem Glauben irre machen zu können. Aber Rogatian blieb eben so fest gegen die Versprechungen, als sein Bruder gegen die Drohungen des Heiden. Auch er wurde zuletzt auf die Folter gespannt, und dann zu seinem Bruder in den Kerker geworfen. Der alte Berichterstatter ruft an dieser Stelle aus: „So wurden an diesem Ort der Finsterniß die beiden Glaubenslichter aufgestellt, daß der Kerker mehr durch ihre Herrlichkeit erleuchtet ward, als er durch Schrecken die Märtyrer drückte.“

Rogatian war betrübt, daß er sterben sollte, ohne das Sakrament der heiligen Taufe empfangen zu haben. Als sein Bruder das bemerkte, betete er also: „Herr Jesu Christe, bei dem der aufrichtige Wille so viel gilt, als die That, laß auch bei deinem Diener Rogatian den reinen Glauben für die Taufe gelten, und wenn wir morgen sterben werden, so laß für ihn die Vergießung seines Blutes das Sakrament der Taufe seyn!“ Beide Brüder verbrachten die Nacht im eifrigen Gebete.

Am andern Morgen ließ der Statthalter das Brüderpaar im Beiseyn des ganzen Volkes vor sich fordern. Der alte Bericht sagt: „Da brachte man denn aus dem traurigen Kerker die Freude des Himmels, aus dürrer Boden die Frucht der Kirche, aus Dornensamen die Blume der Ehre, mit Ketten Gefesselte, aber im

Geiste Freie, die selbst durch die Marter in Christo noch stärker gemacht waren."

Als nun der Richter die beiden Brüder mit grausamer Todesstrafe bedrohte, sprachen sie, wie aus Einem Munde: „Wir sind bereit, um des Namens des Herrn Jesu willen Alles zu erdulden, was nur Zorn über uns verhängen mag. Wir wissen, daß unser Leben keinen Verlust erleidet, weil es dem zurückgegeben wird, von dem es seinen Ursprung genommen hat." Da gerieth der Statthalter wieder in heftigen Zorn und meinte, ob er wohl ihren Willen nicht brechen könnte, wollte er doch ihre Glieder zerbrechen. Er gab Befehl, daß Beide aufs neue gefoltert und dann enthauptet werden sollten. Der Henker nahm die beiden Märtyrer in Empfang. Er durchstach ihre Häupter mit einer Lanze, und schlug sie dann mit geschwungenem Schwerte ab.

So sind Donatian und Rogatian zur Herrlichkeit ihres Herrn und Meisters eingegangen. „Jener ward diesem die Ursach des Heiles," schließt der alte Bericht, „und dieser jenem ein Palmzweig des Lohnes. Durch überströmende Gnade und Hoffnung der Vergeltung gestärkt, wurden sie gewürdigt, dem ewigen Lohne dessen entgegen zu gehen, dem Ehre und Ruhm gebühret in alle Ewigkeit. Amen." Die alten Märtyrerverzeichnisse setzen den Tod dieser beiden Brüder auf den 24. Mai.

Eulalia.

(gest. um's J. 300).

„Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben." (Ap. Gesch. 4, 20.)

In Lusitanien, dem heutigen Portugal, lag die Stadt Augusta Emerita, welche jetzt Merida heißt. Hier lebte um das Jahr 300 die fromme Eulalia. Sie war eine der frommen Seelen, an welchen sich der Herr schon in ihrer zarten Jugend verherrlicht. Ihrem Alter nach konnte man kaum sagen, daß sie schon in die Jungfrauenjahre getreten sey, denn sie zählte erst elf Sommer. Ihr sinniger Ernst aber und die Tiefe ihrer Erkenntniß stellte sie ergrauten Christen gleich. Ihre Aeltern

waren gleichfalls Christen, und gehörten den ersten Familien des Landes an. Sie hatten ihre Tochter sorgfältig und in der Furcht Gottes erziehen lassen. Eulalia war denn auch aufgewachsen, wie eine Rose im Lenz. Ihr Wandel war still und eingezogen, ihr ganzes Wesen wundersam milde und sanft, rein und keusch im Denken und Handeln. Ob sie schon reich war, liebte sie doch weder Pracht noch Vergnügungen. Ihr Herz war von dem aufrichtigen Verlangen durchglüht, dem Herrn Christo sein Kreuz nachzutragen.

Als auch in Lusitanien die Beschlüsse des Kaisers Diokletian bekannt gemacht wurden, brachte die besorgte Mutter das geliebte Kind nach einem einsamen Ort auf das Land. Aber Gott hatte sich die junge Heldenseele erwählt zu einem Zeugnisse seiner Kraft vor seinen Feinden, und zu einem Vorbilde fröhlichen Glaubensmuthes für seine Bekenner. Der unwiderstehliche Drang ihres Herzens ließ die Jungfrau nicht Ruhe finden in der Verborgenheit ihres Versteckes. Gleich den Aposteln konnte sie es nicht lassen, zu zeugen von dem, der ihr ganzes Herz erfüllte. Eulalia entfloß in der Nacht, und kam mit Tagesanbruch wieder nach der Stadt zurück. Dacian, der römische Richter, hatte eben seinen Stuhl bestiegen, um die bereits eingezogenen Christen zu verurtheilen. Da trat das sonst so schüchterne Mädchen, getrieben von einem heiligen Feueereifer des Herrn, ohne Furcht und Zittern vor den Richter, und straste ihn mit eindringlichen Worten, daß er die Leute zum Abfall von der einzig wahren Religion zu verleiten suche.

Dacian ließ das kühne Mädchen festnehmen. Der ganze Auftritt mochte doch nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben seyn; denn er strebte Eulalien zu retten. Durch milde Worte, durch freundliches Zureden, durch die Erinnerung an ihre trauernden Aeltern suchte er sie zu gewinnen. Als seine Bemühungen ohne Erfolg blieben, mußten die Henkersknechte ihr alle die furchtbaren Marterwerkzeuge zeigen, und er bedeutete sie dann, sie solle frei ausgehen, wenn sie nur mit den Fingerspitzen ein wenig Salz und Weihrauch den Göttern streuen würde. Eulalia aber stieß das Gößenbild um, und trat den Opferruchen mit Füßen. Nun brach freilich auch die volle Wuth des Heiden aus. Zwei Henker mußten der Jungfrau die Kleider vom Leibe reißen, und ihre Brust und Seiten mit eisernen Krallen zerfleischen, bis die Gebeine bloß lagen. Aber die schwache Jungfrau blieb stark in der Kraft Gottes. Sie nannte ihre Wunden Siegeszeichen Jesu

Christi. Als der Richter diese unerschütterliche Freudigkeit sah, befahl er, auf ihren zerfleischten Leib brennende Bechfackeln zu legen. Kein Schmerzenslaut kam aus dem Munde der Märtyrerin; sie lobte und pries Gott mitten in der furchtbaren Qual. Da ergiff die Flamme ihre langen, in das Gesicht herabwallenden Locken, und die Jungfrau erstickte im Rauch und Qualm des sie umlobernden Feuers. Ihr Leichnam blieb auf dem Markte liegen, und wurde von dem in Menge herabfallenden Schnee bedeckt, bis ihn die Christen aufhoben, und auf ihrem Friedhofe bestatteten.

Christina.

(gest. um's J. 300).

„Was kann Dir die falsche Zunge thun, und was kann sie ausrichten?“ Psalm 120, 3.

Schon zur Zeit des Kirchenvaters Augustinus ist das Gedächtniß der Märtyrerin Christina am 24. Juli, als am Tage ihrer himmlischen Geburt, gefeiert worden. Ihr Leben und Leiden muß damals sehr bekannt gewesen seyn; weil Augustinus, der dieser Blutzuginn in seiner Auslegung des 121. Psalmes gedenkt, sich darauf beruft, daß die Gemeinde die Geschichte Christinen's kenne. Uns aber sind die näheren Umstände ihres Märtyrertodes verloren gegangen. Es gibt freilich noch alte Erzählungen darüber; aber diese sind geschichtlich nicht verbürgt genug. Darum können wir sie auch nicht mittheilen, und müssen bei dem stehen bleiben, was uns Augustinus über sie aufbewahrt hat. Wir erfahren aus seiner bereits angezogenen Schrift, daß sie eine gottselige Jungfrau aus adligem Geschlechte war, vornehm erzogen und im Besitze großer Reichthümer. Sie lebte in Tyro, einer Stadt in Etrurien, die ehemals auf einer Insel mitten im See Bolsena lag.

Augustinus sagt von ihr: „Alles das, nämlich Reichthum, Schönheit und vornehme Geburt,“ hielt sie für zeitlich und vergänglich, und unterwarf es alles ihrem einigem Haupte Jesu Christo. Da nun der Tyrann kam und ihr dieses Haupt rauben wollte, gab sie ihm alles Zeitliche, was unter diesem Haupte war,

willig hin. Das Haupt selbst aber hielt sie fest, und Christus umfasste sie von oben herab mit seiner rechten Hand. Der Herr schützte und beschirmte ihre rechte Hand, der Herr behütete und bewahrte sie. Was konnte nun der Tyrann dieser Jungfrau, obwohl sie dem Leibe nach sehr zart war, für Schaden thun? Wahr ist's, ihrem Geschlechte nach war sie nur ein schwaches und blödes Weib, und ihrem Stande nach war sie wohl sehr ungerüstet; denn sie hatte im vergangenen Leben noch keine Pein oder Marter ertragen. Aber was ist das alles, wenn man dagegen den gewaltigen Gotteschutz bedenken und erwägen will! Wie konnte der Tyrann eine solche gottselige und allerwege wohlbevahrte Jungfrau tödten oder erwürgen? Nun hat er sie zwar, wir ihr wohl wisset, endlich erwürget, allein bloß dem Leibe nach. Denn, wie David in diesem Psalme (dem 121.) spricht: „Der Herr behüte deine Seele!“ so ist auch die Seele Christinens sicher und unangetastet geblieben, obwohl ihr der Leib getödtet worden ist. Aber auch dieser nur auf kurze Zeit, denn am jüngsten Tage wird er wieder auferstehen und lebendig werden.“

So weit Augustinus. Wir aber wollen beim Andenken Christinas, wenn auch wir um des Namens Christi willen leiden müßten, uns zum Troste und zur Ermuthigung das Wort des 120. Psalms gesagt seyn lassen: „Was kann dir die falsche Zunge thun, und was kann sie ausrichten?“ Denn der Herr behütet unsere Seelen!

Sebastian.

(gest. um 303.)

„Mein Gott, hilf mir aus der Hand des Ungerechten und Tyrannen! Ich bin vor Vielen wie ein Wunder, aber du bist meine starke Zuversicht.“ (Ps. 71, 4. 7.)

Sebastian war zu Narbonne in Frankreich geboren, und erhielt in Mailand, von welcher Stadt seine Familie ursprünglich stammte, eine sorgfältige Erziehung. Frühe schon lernte er aber, daß Christum lieb haben, besser ist, als vieles Wissen, und wurde ein eifriger Jünger des Gekreuzigten. Im

Jahre 283 begab er sich nach Rom, um sich unter das kaiserliche Heer aufnehmen zu lassen. Sein Streben war aber bei diesem Schritte nicht etwa, sich Ruhm oder Schätze zu sammeln; seine Absicht ging vielmehr darauf, in dieser neuen Stellung den Bekennern und Blutzeugen Jesu Christi im Heere bei ihren Drangsalen Beistand zu leisten. Bald bot sich auch seinem Eifer die gewünschte Gelegenheit dar. Zwei Kriegsgenossen, Markus und Marcellianus, die ihres Glaubens wegen zum Tode verurtheilt waren, ließen sich durch die Thränen ihrer Verwandten und Freunde erweichen, und wurden wankend in ihrem Entschlusse. Sebastian eilte zu ihnen, und belebte durch seinen feurigen Zuspruch ihren schon gesunkenen Muth. Er redete mit solcher Eindringlichkeit, daß viele Ohrenzeugen, und unter diesen die Aeltern der beiden Verurtheilten, durch die Gewalt seiner Worte besiegt und zur Herde des großen Erzhirten hinzugethan wurden.

Inzwischen hatte Kaiser Diokletian den Maximianus Herkuliuss zum Mitregenten erhoben. Als dieser letztere nach Rom kam, faßte er zu dem Sebastian, dessen Religion er nicht kannte, wegen seiner Körperschönheit und seiner Mannestugenden eine besondere Zuneigung. Um ihn enger an seine Person zu fesseln, machte er ihn zum Hauptmann einer Abtheilung seiner kaiserlichen Leibwache. Sebastian hatte auf diesem ehrenvollen und einflußreichen Posten Gelegenheit genug, im Stillen für seinen Herrn zu wirken. Mit Schmerz aber mußte er sehen, wie das Feuer der Diokletianischen Verfolgung immer heftiger entbrannte. Viele hochbegnadigte Zeugen Christi aus seiner nächsten Bekanntschaft gingen ihm auf der blutigen Märtyrerbahn voran. Zoe, Nikostrat's Weib, wurde zuerst ergriffen, und an den Füßen über einem Feuer aufgehängt, in dessen Rauche sie erstickte. Ihr Gatte folgte ihr in wenigen Tagen. Tranquillia wurde vom Pöbel zu Tode gesteinigt. Claudius, Castor und Viktorin wurden dreimal auf die Folter gespannt, und dann ins Meer geworfen. Nach ihnen wurde Tiburtius enthauptet. Castulus ward nach den heftigsten Folterqualen lebendig in die Erde vergraben.

Diese und viele Andere hatte Sebastian sich voraneilen sehen, und seine Seele sehnte sich nach dem Augenblicke, wo er mit ihnen in der ewigen Himmelsheimath wieder vereinigt werden würde. Seine Sehnsucht wurde bald erfüllt. Maximian erfuhr, daß sein Günstling ein Christ sey. Voller Zorn ließ er ihn

vor sich bringen, und hielt ihm in heftiger Rede den vermeintlichen Undank vor, mit welchem er ihm alle seine Wohlthaten vergolten habe. Dann ließ er ihn den mauritanischen Bogenschützen übergeben, die ihn zur Zielscheibe ihrer Geschosse machen mußten. Von vielen Pfeilen durchbohrt, ließen ihn diese endlich für todt auf dem Plage liegen. Aber Gott wollte, ehe er die gerechte Seele in die ewigen Hütten aufnahm, daß sie noch einmal vor dem Wüthrich von der Macht dessen zeugen sollte, den er in blindem Haffe verfolgte. Irene, die hinterlassene Wittwe seines vor ihm hingeopferten Freundes Castulus, kam, um den Leichnam Sebastian's aufzuheben und zu bestatten. Sie fand noch Leben in ihm, und ließ ihn heimlich in ihr Haus tragen, wo er in kurzer Zeit von seinen Wunden wiederhergestellt wurde.

Seine christlichen Brüder riethen ihm jezt, sich vor der Wuth des Kaisers zu verbergen; aber Sebastian fühlte innerlich, daß er in besonderer Weise zu einem Herold Christi berufen sey. Kaum war er daher genesen, als er sich frei und öffentlich auf eine Treppe stellte, deren Stufen der Kaiser, wenn er in den Tempel ging, betreten mußte, und als Maximian genahet war, hielt er ihm mit Worten göttlicher Kraft den Frevel seiner Feindschaft gegen Christum vor. Er bezeugte ihm mit lauter Stimme, daß die Christen, um ihres himmlischen Königs willen, ihm, dem irdischen Könige, die unverbrüchlichste Treue bewiesen hätten, und unablässig für die Wohlfahrt seiner Regierung zu dem fleheten, dessen Namen er austilgen wolle. Der Kaiser war über solche freimüthige Sprache, wie er sie noch nie vernommen, erstaunt; aber als er in dem Sprecher denselben Sebastian wieder erkannte, den er längst todt glaubte, verwandelte sich sein Erstaunen in wilde Wuth. Er ließ den Christen vor seinen Augen greifen, in die Rennbahn führen, die an seinen Palast stieß, und ihn hier zu Tode geißeln. Dann wurde der zerfleischte Leib des Märtyrers in die große Kloake am Ende der Reitbahn geworfen, in welche aller Schamm und Unrath der Stadt Rom geschafft wurde. Wiederum war es ein Weib, eine christliche Matrone, Namens Lucina, die den Wuth hatte, seinen Leichnam aufzuheben. Sie ließ ihn heimlich aus der Kloake ziehen, und bestattete ihn an derselben Stelle, die man für die Grabstätte der Apostel Petrus und Paulus hielt. Das war am 20. Januar.



Soteris.

(gest. kurz nach 300.)

„Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ (2 Cor. 12, 9.)

Gott hat nicht gewollt, daß die Kunde des glorreichen Sieges der Jungfrau Soteris in ihrer Ausführlichkeit auf uns komme. Wir wissen nur, daß sie, eine Verwandte des gottseligen Bischofs Ambrosius, aus dem vornehmsten Stande stammte, und unter ihren Ahnen eine lange Reihe von Consuln, Statthaltern und anderen hohen Staatsbeamten zählte. Aber ihr höchster Ruhm war, daß Gott ihr Vater in Christo Jesu geworden war, und sie sehnte sich, daheim zu seyn bei Christo. Wie der Adler nur flüchtig die Erde berührt, alsbald aber den Staub von seinen Schwingen schüttelt, und der Sonne wieder aufsteigt, so schüttelte auch ihr Glaube den irdischen Staub, Gold, Ehre, Adel und Schönheit des Leibes von den Schwingen, und stieg freudig hinauf in das Land der Verklärung.

Als Kaiser Diokletian sein grausames Edikt gegen die Christen erließ, wurde auch Soteris eingezogen und vor den Richter geführt. Rohe Henkersknechte schlugen ihr mit Fäusten in das zarte Antlitz und gaben ihr unter wildem Spott und Hohn zahlreiche Backenstrieche. Sie aber gedachte, daß vor ihr Kriegsknechte ihrem Herrn und Meister ins Angesicht geschlagen und gespien hatten, und getreu seinem Vorbilde, ertrug sie die Mißhandlungen mit schweigender Geduld. Der Herr aber, dessen Leben auch ihr Leben war, und dessen Marter sie sich in ihren Martern getröstete, war in ihrer Schwachheit so mächtig, daß sie, als nun die Peinigungen begannen, die härtesten Folterqualen ertrug, ohne einen Seufzer auszustoßen, ohne eine Thräne fließen zu lassen. Selbst die harten Herzen der Richter staunten ob solcher Standhaftigkeit, und um den sie beschämenden Anblick der heldenmüthigen Dulderinn loszuwerden, verurtheilten sie dieselbe zur Enthauptung. Wie ein müder Pilger, dem sich nach langer Wanderschaft die Thüre des Vaterhauses öffnet, ging sie freudig dem Tode entgegen. Die alten Märtyrerverzeichnisse setzen denselben auf den 10. Februar.

Nikander und Marcianus,

(gest. 303.)

„Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi.“ (2 Tim. 2, 3.)

So wenig sich nach der gewöhnlichen Ansicht das Christenthum mit dem Kriegshandwerke zu vertragen scheint, begegnen wir doch zu jener Zeit gerade in diesem Stande vorzugsweise vielen treuen Bekennern, die sich als rechte Streiter Jesu Christi, des himmlischen Herzogs unserer Seelen, gelitten haben. Möge das glorreiche Beispiel der beiden Kriegsmänner, von denen wir jetzt berichten wollen, allen aufrichtigen Christenherzen, die sich noch fort und fort im Wehrstande finden, zur Stärkung und Nachäferung dienen!

Zwei römische Krieger, Nikander und Marcianus, wurden um ihres christlichen Bekenntnisses willen vor den Statthalter Maximus geführt. Wo es geschehen ist, geht aus den alten Handschriften nicht mit rechter Gewißheit hervor. In Europa jedenfalls, wahrscheinlich aber in Syrien oder Neapel. Beide bekannten mit großer Entschiedenheit den Sohn Gottes, und wiesen jede Zumuthung, zu eifern, von sich. Der Richter wünschte sie zu retten, und drang in Nikander, er möchte doch wenigstens zur Ehre der Götter Weihrauch streuen. „Wie kann“, antwortete dieser, „wie kann ein Christ Stein und Holz verehren, und den unsterblichen Gott verlassen, der alles aus nichts gemacht hat, den wir verehren, der auch mich und alle, die auf ihn hoffen, erhalten kann.“ Daria, Nikanders Weib, war bei diesem Verhöre zugegen, und in edler Selbstverläugnung ermunterte sie ihren Mann zur Standhaftigkeit. „Hüte dich,“ sprach sie, „zu thun, was man dich thun heißt. Unsern Herrn Jesum Christum wellest du nicht verläugnen. Schaue gen Himmel, so wirst du ihn sehen, dem du deine Treue und dein Gewissen aufbewahrest. Er selbst ist dein Helfer!“ — „Tollkopf von einem Weibe!“ rief ihr der Richter zu, der die Selbstverläugnung christlicher Liebe nicht begreifen konnte, „warum willst du, daß dein Mann sterbe?“ „Auf daß er lebe beim Herrn, und nimmer sterbe!“ antwortete das heldenmüthige Weib. „Es scheint, du willst deinen Mann gern los seyn; vielleicht um einen andern zu heirathen;“ spöttelte der Heide. „Wenn du das denkest, so tödte mich zuerst um des

Herrn willen, wofern die dir gegebenen Befehle es gestatten!" rief Daria in edler Entrüstung. „Ueber die Weiber“, erwiderte jener, „ist mir nichts befohlen; so werde ich zwar nicht thun, was du begehrt, aber in den Kerker sollst du!“ Sie wurde dahin abgeführt. Maximus drang nun heftiger in den Mann, und bot ihm Bedenkzeit an. Nikander entgegnete: „Ich begehre nichts als mein Heil!“ Der Statthalter, in der Meinung, er meine sein irdisches Heil, ward froh und rief laut: „Gott sey Dank!“ „Ja, Gott sey Dank!“ rief auch Nikander, und fuhr dann fort, Gott laut zu preisen und ihn zu bitten, daß er ihn von den Versuchungen dieser Welt befreien möge. Bald ward der Richter seines Irrthums inne; Nikander aber sprach zu dem Erzürrten: „Thue, was du willst, ich bin ein Christ!“

Nun wandte sich der Statthalter zum Marcianus. Dieser bezeugte, er habe gleiche Gesinnung mit dem Nikander, und den gleichen Entschluß. Maximus gewährte den beiden standhaften Bekennern noch zwanzig Tage Zeit zur Besinnung, entließ sie aber mit der Drohung, daß dann ihr Leben verwirkt sey, wenn sie bei ihrem Vorsatze beharren würden. Die Frist verstrich; aber ihre Standhaftigkeit blieb dieselbe. Mit Widerstreben sprach der Statthalter das Todesurtheil über sie aus. „Friede sey mit dir, du menschlicher Statthalter!“ riefen Beide wie aus einem Munde, lobten und priesen Gott und gingen getrost zur Richtstätte. Den Nikander begleiteten sein heldenmüthiges Weib, ihm ein hoher Trost auf seinem letzten Gange, sein Kind und mehrere Verwandte. Auch des Marcianus Weib folgte den Märtyrern, aber mit sehr verschiedener Gesinnung, denn sie war eine Heibinn. Sie zerriß ihr Kleid, wehklagte laut, wies auf ihr nun bald verwaistes Kind hin, und flehete ihren Mann an, er wolle sich sein erbarmen. Dieser ließ sich aber durch ihr Geschrei nicht von seinem Glauben abtrünnig machen. „Wie lange“, erwiderte er, „verfinstert dir Satan Verstand und Herz? Weiche von hinnen! laß mich mein Märtyrerthum für Gott vollenden!“ Zotikus, ein Gläubiger, hielt ihn bei der Hand und sprach ihm freudig zu, das Weib aber zog ihren Mann beim Gewande, als wollte sie ihn mit Gewalt zurückhalten. Da bat dieser den Zotikus, ihr doch zu wehren, daß sie nicht weiter folgte. Es geschah. Auf der Richtstätte rief jedoch Marcianus sein Weib noch einmal zu sich, küßte sie, und nahm mit den Worten Abschied von ihr: „Gehe nun zurück in Gottes Namen! Du kannst mich mein Märtyrerthum nicht feiern sehen, da der Böse dein

Herz beschlichen hat." Er küßte auch sein Kind und sprach: „Herr, allmächtiger Gott, walte über ihm!" Beide Märtyrer umarmten einander, und dann begab sich jeder an den Ort, wo er seinen Märtyrertod vollenden sollte. Da ward Marcianus gewahr, daß Nifanders Frau im Gedränge stand, und ihren Mann nicht erreichen konnte. Er eilte zu ihr hin und führte sie seinem Freunde zu. „Gott sey mit dir!" segnete dieser sein treues Weib. „Guter Herr," erwiderte sie, „sey gutes Muthes. Erweise dich wacker im Kampfe. Siehe, nun werde ich mich rühmen, eines Märtyrers Weib zu seyn. Sey gutes Muthes und opfere Gott dein Marterthum, auf daß du auch mich vom ewigen Tode rettest." Darauf verband der Scharfrichter beiden Märtyrern die Augen und enthauptete sie.

Euplius.

(gest. 304).

„Will mir jemand nachfolgen, der verläugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir.“ Matth. 16, 24.

Am 12. August des Jahres 304 hatte sich zu Catana in Sizilien der Statthalter Calvisian zu Gericht gesetzt. Hinter dem Richtstuhl war nach römischer Sitte ein Vorhang heruntergelassen, damit sich die Richter ungestört zurückziehen, berathschlagen und das Urtheil sprechen könnten. Calvisian befand sich noch hinter dem Vorhange, als Euplius in das Gerichtszimmer geführt wurde. Der Statthalter bestieg den Richtstuhl. Euplius trat vor ihn, das Evangelienbuch in der Hand. Zornig rief ihm Maximus, ein Freund des Statthalters, zu: „Wie kannst du es wagen, hier mit einem Buche zu erscheinen, das nach den Geboten der Kaiser ausgeliefert und verbrannt werden soll.“ Und Calvisian fragte: „Woher hast du diese Schriften? Bringst du sie mit aus deinem Hause?“ Euplius entgegnete: „Ach nein, ich habe kein Haus; ich hatte das Buch bei mir, als ich verhaftet wurde.“ Der Richter gebot ihm, etwas daraus zu lesen. Euplius schlug Matth. 5, 10 auf und las: „Eelig

sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr." Dann schlug er einige Blätter um, und las weiter Matth. 16, 24: „Will mir Jemand nachfolgen, der verläugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir.“ „Dies ist,“ fügte er dann hinzu, „das Gesetz, das mein Gott mir gegeben hat.“ „Durch wen?“ fragte der Römer. „Durch Jesum Christum, den Sohn des lebendigen Gottes!“ antwortete der Christ. Hierauf rief Calvisian: „Da Cuplius selbst gesteht, daß er ein Christ ist, so soll er den Schergen übergeben und auf die Folter gespannt werden.“ Sein Befehl wurde sofort auf das Grausamste vollzogen.

Nach einiger Zeit ließ der Richter mit der Peinigung inne halten, und dem Märtyrer ein Paar Stunden Ruhe gewähren. Aber nicht aus Mitleid! Die Schmerzen sollten in dieser Frist nur besser nachwirken, und den Leib des Märtyrers mürbe machen. Nach Verlauf derselben wurde er zum zweitenmale auf die Marterbank gespannt, und während der neuen heftigern Qualen wieder gefragt, ob er jetzt noch immer bei seiner ersten Meinung bleiben wolle. Cuplius antwortete: „Ich habe es schon bekannt, und bekenne es aufs Neue, daß ich ein Christ bin, und die heiligen Schriften lese. Wollte ich die ausliefern oder verläugnen, so würde ich Gott beleidigen. Darum will ich lieber sterben, als einen solchen Frevel begehen, denn auf meinen Tod wird ein glückseliges Leben folgen.“ Da befahl Calvisian die Qualen zu verdoppeln. Cuplius aber betete laut: „Ich danke dir, o Herr, daß du mich würdigst, um deines heiligen Namens willen zu leiden. Darum errette mich! Das ist's, warum ich dich anflehe.“ Calvisian rief ihm zu: „Entsage deiner Thorheit! Bete unsere Götter an, so will ich dich in Freiheit setzen!“ Aber der Christ entgegnete: „Ich bete Jesum Christum an, und verabscheue die Teufel. Ich bin ein Christ; so verdamme mich nun, wenn du willst, zu neuen Qualen. Mein Verlangen steht nach solchen Leiden, die ich für meinen Erlöser erdulde.“

Wieder ließ der ergrimimte Statthalter die erschöpften Schergen mit der Peinigung inne halten. Cuplius wurde auf seinen Befehl aus der Marterbank gespannt, und er schrie ihm noch einmal zu: „Bete unsere Götter an, du Bösewicht! Bete den Mars, den Apollo und den Aesculap an.“ Cuplius aber rief laut: „Ich bete den Vater, den Sohn und den heiligen Geist an; ich bete den dreieinigen Gott an, denn er ist der allein

wahre, und es giebt keinen andern Gott außer ihm.“ Da loberte der Zorn in Calvisian außs Neue auf, und er befahl, die Folter zum drittenmale anzuwenden, und zwar mit aller nur erdenklichen Grausamkeit. Euplius aber stärkte sich mit neuem Gebete. Unter den gräßlichsten Qualen rief er zu wiederholten Malen: „Ich danke dir, o mein Gott. Jesus stehe mir bei! denn um deines Namens willen leide ich diese Marter!“ Und als unter den furchtbaren Schmerzen seine Kräfte schon so sehr geschwunden waren, daß er nicht mehr laut sprechen konnte, bewegten sich immer noch leise die Lippen.

Nun endlich trat Calvisian hinter den Vorhang, um das Urtheil zu fällen. Nach einer Weile schritt er wieder hervor, und verlas folgende Sentenz: „Wir befehlen, daß Euplius, den wir überführt haben, daß er ein Christ ist, zur Strafe für seine Widerspenstigkeit gegen die Gesetze der Kaiser und gegen die Götter enthauptet werde!“ Hierauf wurde dem Märtyrer das Evangelienbuch an den Hals gebunden. Ein öffentlicher Ausrufer ging vor ihm her, und rief mit lauter Stimme: „Sehet hier Euplius, den Christen, und den Feind der Kaiser und der Götter!“ Auf seinem Gange zum Richtplatze rief der Verurtheilte den Herrn an: „Herr Jesu Christe, ich danke dir! Stärke nun auch, was du in mir gewirkt hast.“ Auf der Richtstätte selbst betete er noch lange mit gebogenen Knien, aber emporgerichtetem Herzen. Dann bot er zum Todesstreiche willig den Nacken dem Henker dar, und ging ein in die Wohnungen der Seligkeit.

Agnes.

(gest. 306).

Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.“ (Matth. 5, 8.)

In dem Blumenkranze aus dem Märtyrergarten Gottes, welchen dieses Buch den christlichen Lesern bietet, prangt die heilige Agnes als die weiße Lilie. Schon ihr Name deutet

darauf hin, denn Agnes heißt die Keusche, die Reine. Sie war aus einem edlen Geschlechte der Hauptstadt Rom entsprossen. Ihr zarter Bau, ihr liebliches Antlitz und die Reinheit ihres ganzen Wesens zog schon sehr frühe die Augen vornehmer Jünglinge aus den ersten Familien der Stadt auf sich, welche sich um ihre Gunst bewarben. Aber früher noch hatte sich ihre Liebe mit ganzem, ungetheilten Herzen dem hingegeben, der zwar in den Augen der Welt keine Gestalt noch Schöne hat, von dem aber die gläubige Seele mit voller Inbrunst spricht: „Du bist der schönste unter den Menschenkindern.“ Diesem ihrem himmlischen Bräutigam war ihr ganzes Leben geweiht, und ihrer heiligen Begeisterung, die nichts mehr wissen mochte, als nur Ihn allein, gelang es auch, viele ihrer Gefreundten und Gespielinnen für den Herrn Jesum zu gewinnen.

Der Sohn des Prätors Symphronius hatte die dreizehnjährige Jungfrau einst bei ihrem Heimgange nach der älterlichen Wohnung auf der Straße erblickt, und war in heftiger Liebe zu ihr entbrannt. Er warb um ihre Hand, bot ihr die köstlichsten Kleinodien, und stellte ihr das glänzendste Leben, was Reichthum, Ehre und alle weltlichen Freuden und Genüsse nur gewähren können, in Aussicht. Agnes aber wies alle seine Lockungen von sich, und erwiderte ihm: „Weiche von mir, du böser Verführer, der du mich gern in vielfältige, schwere Sünde und zuletzt in den ewigen Tod durch dein Begehren führen möchtest. Ja, weiche von mir, denn mich hat bereits ein Anderer lieb gewonnen, und mit dem Ringe seines Glaubens sich zu eigen gemacht, einer, der von Geschlecht und Ehre viel mächtiger ist, als du. Der hat meine rechte Hand und meinen Hals mit köstlichen Edelsteinen umhangen, und mein Angesicht gezeichnet, damit ich keinen Andern neben ihm lieb gewinnen soll. Ja, er hat mir alle seine unaussprechlichen Schätze gezeigt, und mir dieselben, wenn ich ihm nicht untreu werde, zum Eigenthum zugesagt. Darum kann ich neben ihm keinen Andern anschauen, vielweniger ihn annehmen, und den verlassen, welchem ich aus herzlichster, inbrünstiger Liebe vermählt bin. Sein Adel, seine Gewalt, sein Angesicht, seine Liebe übertrifft weit alles Andere, was auf der ganzen Erde mag gefunden werden.“

Der ungestüme Jüngling, dessen fleischlicher Sinn ihre Worte auf einen irdischen Bräutigam deutete, bekümmerte sich über diese Antwort so heftig, daß er krank wurde. Als sein Vater die Ursache seines Kummeres vernahm, entschloß er sich, selbst für ihn

um die Hand der Jungfrau anzuhalten. Der Stolz des Heiden mochte sich wohl besonders durch das verletzt fühlen, was ihm sein Sohn von der Macht und dem hohen Stande des vermeintlichen Nebenbuhlers erzählt hatte, und er rühmte daher gegen Agnes ganz besonders seine eigene hohe Stellung und wie gewaltig er im Regimente zu Rom säße. Agnes aber blieb dabei, daß sie ihrem ersten Bräutigam nicht untreu werden könnte. Nun wollte Symphronius wenigstens wissen, wer denn dieser unbekannte Bräutigam sey, dessen sich die Jungfrau so sehr erfreue, und jezt erst erfuhr er, was Agnes nie hatte verläugnen wollen, daß sie den Heiland ihrer Seele, den Herrn Jesum Christum, meine.

Nun änderte der stolze Prätor seine Rolle. Er verließ das Haus, und sandte sofort seine Trabanten ab, die Agnes ergreifen und vor seinen Richterstuhl führen mußten. Hier suchte er, aus Rücksicht auf seinen Sohn, zuerst durch Schmeichelworte und die loßendsten Versprechungen die Jungfrau zur Verläugnung zu bewegen, und wendete, als das nichts fruchtete, die härtesten Drohungen an, um durch Schreck und Angst seinen Zweck zu erreichen. Er ließ vor ihren Augen Feuer anzünden, und die Folterbank, eiserne Haken und andere Marterwerkzeuge herbeibringen. Aber der Gott der Stärke hatte in diesem schwachen Gefäße seine Wohnung aufgeschlagen. Von Henkern umringt, schaute die zarte, dreizehnjährige Jungfrau allen diesen Zurüstungen unerschüttert, ja heitern Blickes zu, und schien mit Freudigkeit den richterlichen Befehl zur Peinigung zu erwarten. Da mochte denn Symphronius ahnen, daß er mit all seinen Qualen und Martern an dem Heldensinn der jugendlichen Bekennerin zu scheitern werden würde. Schnell dachte er einen andern Plan aus, von dem er bessern Erfolg hoffte. Er erklärte der Jungfrau zuerst, wenn sie seinen Sohn noch länger verschmähe, so müsse sie eine Priesterin der Göttin Vesta werden. Agnes erwiderte, sie würde niemals einem stummen und tauben Gözen dienen, der ohne alles Leben und ohne alle Empfindung sey. Da stellte ihr Symphronius mit feierlicher Betonung und unter Berufung auf seine Amtswürde die Wahl, entweder Priesterin der Vesta zu werden, oder gewärtig zu seyn, in einem Hause der Unzucht der öffentlichen Entehrung Preis gegeben zu werden.

Mit dem Gleichmuth einer Seele, die sich in der Hut dessen wohl geborgen weiß, der uns in seine Hände gezeichnet hat, entgegnete ihm Agnes: „Wenn du den Herrn kenntest, dem ich

diene, würdest du solches mir nicht zumuthen! Jesus Christus ist ein Hort seiner Bräute. So verachte ich auch fröhlich deine Drohworte, und glaube fest, daß ich weder deinen Götzen opfern, noch meinen Leib Andern zur Schmach und zur Schande hingeben werde. Der Engel des Herrn ist bei mir, der wird auch meinen Leib behüten. Der Sohn des lebendigen Gottes ist mir eine starke Mauer, die Niemand umstoßen wird, auch mein Wächter, der nimmermehr schläft, und mein Beschirmer, dessen Schutz in Ewigkeit währt."

"So übergebe ich dich denn der öffentlichen Entehrung!" rief der Prätor voll Zorn, und gab Befehl, daß Agnes nackt ausgezogen und öffentlich in das Haus der Unzucht geführt würde. Aber der Jungfrau geschah dennoch, wie sie geglaubt hatte. Der allmächtige Gott schaffte, daß sie sich mit ihrem langen Haupthaar am ganzen Leibe genugsam bedecken konnte. Sie stand da, wie ein stilles Opferlamm, aber getrost in Gott. Der Glanz der Unschuld umfloß wie ein himmlisches Lichtgewand die Holdselige, daß auch auf der Straße die Menge still und ehrfurchtsvoll an ihr vorüberwogte, wie an einer Heiligen. Niemand warf ihr auch nur einen verletzenden Blick zu. Und als sie in das Haus der Schande gebracht war, erhielt sie, — wie? hat Niemand erfahren, — ein weißes Gewand, in das sie sich hüllte, und dann niederfiel und betete: „Herr Jesu Christe, ich sage dir ewig Lob und Dank, daß du mich Arme in die Zahl deiner Mägde aufgenommen, und nun auch mir solche Kleidung zugeschiedt hast."

Jetzt aber stürzte der wilde Sohn des Symphronius in das Haus, und obwohl er vor dem blendenden Glanz erschrad, der Agnes umgab, wollte er sich doch erfreuen, mit frevler Begier der Jungfräulichen zu nahen. Aber, noch ehe er ihren Leib berühren konnte, sank er, wie von einem jähen Blitzstrahl getroffen, für todt zu Boden. Seine Genossen waren ihm nachgedrungen, und als sie ihn auf der Erde liegen sahen, riefen sie entsezt aus: „Herbei, ihr Bürger, dies schändliche Weib hat durch ihre Zauberei des Prätors Sohn ums Leben gebracht!" Das Volk lief in Haufen zusammen, und es entstand ein großes Geschrei. Die Einen riefen, sie wäre eine Zauberinn; die Andern, sie sey fromm und unschuldig; wieder Andere, sie sei eine Gotteslästerinn. Auch Symphronius war herbei geeilt, und als er seinen Sohn entsezt vor sich liegen sah, rief er aus: „O du schändliches Weib, hast du dein Zauberkraft an meinem Sohne ausüben müssen?" Agnes erwiderte:

„Mein Gott, dem er nicht die Ehre geben wollte, hat ihn geschlagen.“ „Wohlan,“ rief der Prätor, „daran will ich sehen, daß du keine Zauberinn bist, wenn du durch dein Gebet meinen Sohn wieder erweckst.“ Da hieß die Jungfrau Alle hinausgehen, kniete nieder und betete. Und siehe, bald richtete sich der Jüngling auf, aber entsezt stürzte er hinaus und rief: „Es ist nur Ein Gott, der den Himmel und die Erde und das Meer erschaffen hat! Und diesen einigen, wahren Gott verehren die Christen; aber alle andern Götter sind eitel und vermögen nichts. Sie können weder sich selbst, noch Andern helfen.“

Statt jedoch vor der Macht des frommen Glaubens sich zu beugen, stieg die Wuth der Feinde des Kreuzes, jemehr sie sahen, daß sie an diesem schwachen Gefäße zu Schanden wurden. Die Gözenpriester rotteten sich zusammen, und schrien, man dürfe die Zauberinn und Gottesläugnerinn nicht länger leben lassen. „Hinweg mit ihr!“ brüllte der tobende Volkshaufen ihnen nach. Auf Symphronius hatte jedoch das ganze Ereigniß einen tiefen Eindruck gemacht; aber, ein anderer Pilatus, fürchtete er sich eben so sehr, die Gözenpriester, als den Gott der Christen zu beleidigen, und so übergab er den ganzen Prozeß seinem Stellvertreter Aspasius. Dieser befahl, man solle vor allem Volke ein großes Feuer anzünden, und die Jungfrau hinein werfen. Der Befehl wurde vollzogen, aber die Flammen loheten seitwärts von Agnes in die Höhe, und ergriffen sie nicht. Sie aber faltete ihre Hände, und betete laut: „O allmächtiger Gott, du ewiger Vater unseres Herrn Jesu Christi, ich sage dir Lob und Dank, daß du mich durch deinen eingeborenen Sohn aus den Händen der Gottlosen erlöset und vor aller Schande gnädiglich behütet hast. Dich bekenne ich mit Mund und Herzen; nach dir allein steht mein Verlangen!“

Als Aspasius sah, daß die Jungfrau vom Feuer unverfehrt blieb, schickte er einen Henker ab, welcher ihr ein Messer durch den Hals stieß. Das geschah im Jahre 306, wahrscheinlich am 21. Januar, an welchem Tage nämlich schon frühe ihr Gedächtniß gefeiert wurde. Ihre Aeltern hoben den Leichnam des geliebten Kindes lobpreisend auf, und begruben ihn auf einem ihrer Aecker an der Straße, die von Rom nach Numentum führte.

Agnes war ihnen mehr als Tochter gewesen; denn unter den vielen, denen die fromme Jungfrau in ihrem kurzen Leben ein Wegweiser zum Herrn geworden war, befanden sich auch die eigenen Aeltern. Die kirchliche Sage berichtet, daß diese nachmals

öfter ganze Nächte in stiller Trauer am Hügel der Verklärten gewacht haben, und hier eines lieblichen Gesichtes gewürdigt worden seyen. In golddurchwirkten Lichtgewändern schwebte vor ihren Augen eine Jungfrauen-schaar vom Himmel hernieder, und unter den leuchtenden Gestalten erblickten sie ihr theures Kind, ein weißes Lamm an ihrer Seite. Mit holden Worten tröstete Agnes die Trauernden, und erzählte ihnen, daß sie in den Wohnungen des Lichtes nun ewig mit dem vereinigt sey, den sie auf Erden mit ganzem Herzen geliebt habe. Von da an ist es kirchlicher Brauch geworden, die heilige Agnes mit einem Lamm an der Seite abzubilden. Viele Kirchen und Klöster sind ihrem Andenken geweiht worden. Nicht weit von ihrer Grabstätte wurde in Rom selbst die Kirche der heiligen Agnes erbaut, welche, nachdem sie im Jahre 626 von Grund aus erneuert worden, in dieser zweiten Gestalt bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben ist. In dieser Kirche werden am Gedenktage der Märtyrerinn alljährlich die Lämmer geweiht, aus deren Wolle die Pallien oder Amtsgewänder gewebt werden, welche die römisch-katholischen Erzbischöfe vom Papste erhalten.

Die Ausführlichkeit dieser Nachrichten über die heilige Agnes verdanken wir vornehmlich dem Ambrosius, der gegen das Ende desselben Jahrhunderts Erzbischof von Mailand war, und von dem das Märtyrerbuch an seinem Orte ein Mehreres erzählt. Derselbe hat in der 91. der von ihm uns aufbewahrt gebliebenen Predigten einen getreuen Bericht ihres Leidens und Todes uns hinterlassen, und wir schließen mit der Mahnung, die der fromme Mann an seine damaligen Zuhörer richtete: „Wir sollen uns alle von Herzen darüber freuen, sonderlich aber möge es zu großer Erbauung und Besserung aller Jungfrauen gereichen, was die gottselige Agnes um ihres Heilandes Jesu Christi willen erlitten hat!“

Alban.

(gest. 303, nach Andern 286).

„Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben läßet für seine Freunde.“ (Joh. 15, 13.)

Albanus ist der Erstling unter den Blutzeugen Englands. Er war einer der vornehmsten Bürger der Stadt Verulam. Diese steht jetzt nicht mehr; aber aus ihren Trümmern hat sich eine andere Stadt erhoben, die zum Gedächtniß dieses ersten Märtyrers des Landes bis auf den heutigen Tag Sanct Alban genannt wird.

Schon als Heide bemühte sich Alban aus allen Kräften, dem Geseze, welches Gott der Herr auch in der Heiden Gewissen geschrieben hat, nachzuwandeln. Er nahm sich der Armen und Elenden mit großer Liebe an, und seine Gebete und Almosen waren, wie die des Hauptmanns Cornelius, hinaufgekommen vor Gott. Er sandte ihm darum auch einen Petrus in's Haus. Als nämlich im Jahre 303 die Gebote des Kaisers Diokletian auch in England das Blut der Christen forderten, hatte sich ein Priester derselben, den einige Geschichtsschreiber Amphibalus nennen, zu Alban geflüchtet, und war von diesem mit Gastfreundschaft aufgenommen worden. Alban hörte in stiller Nacht die brünstigen Gebete des Knechtes Gottes, sie drangen ihm durchs Herz, und er bat den Fremdling, ihn in der Religion zu unterweisen, die solche Gebetskraft verleihe. Mit Freuden lehrte der dankbare Gast seinen edlen Wirth Jesum Christum, den Gekreuzigten, kennen, und der Zug des Vaters zum Sohne führte den suchenden Heiden bald zur vollen Glaubensfreudigkeit.

Inzwischen hatte sich das Gerücht verbreitet, daß ein Verkündiger der christlichen Religion sich in Albans Hause verborgen halte. Der Statthalter schickte alsobald einen Soldaten ab, um dem Flüchtling gefangen zu nehmen. Alban hörte davon. Schnell hüllte er den Friedensboten in sein eigenes Gewand, in welcher Verkleidung auch der Geistliche glücklich entkam. Er selbst aber zog das lange Kleid des Fremdlings an und ließ sich an dessen Statt vor den Statthalter führen. Dieser entdeckte bald, daß der, den er eigentlich suchte, entflohen war. Da ließ er seinen Zorn an Alban aus. Er forderte ihn auf, den Göttern zu

opfern, und, als Alban sich dessen standhaft weigerte, ließ er ihn auf das Grausamste foltern, und verurtheilte ihn dann zur Enthauptung.

Das Volk folgte in Menge dem Blutzegen zur Richtstätte, aber nicht in Haß und Wuth; denn es ehrte und liebte seinen väterlichen Wohltäter. Ja, der Scharfrichter selbst ward auf dem Wege so sehr in seinem Herzen von Gott getroffen, daß er sein Schwert weit von sich warf, dem Bekenner zu Füßen stürzte, und mit ihm, oder für ihn zu sterben verlangte. Sein Name war Heraklius, oder wie ihn Andere nennen, Araklius. Auf des Statthalters Befehl wurde ein zweiter Henker herbeigeholt, und dieser schlug beiden, dem Alban zuerst, das Haupt ab. Es war am 22. Juni des Jahres 303, oder, wie einige andere Geschichtsforscher annehmen, 286.

Aus dieser ersten Blutsaat auf englischem Boden sollte nach Gottes Rath eine reiche Ernte erwachsen. Auf viele von denen, die den Märtyrer auf seinem letzten Gange geleitet hatten, hatte sein Tod einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Sie fühlten in ihren Herzen einen Zug, dem sie nicht zu widerstehen wagten. Sie schlossen sich dem Priester an, durch den Alban zu Christo geführt war. Durch ihn wurden auch sie der Heerde des Erzhirten hinzu gefügt. Die Bewegung wuchs. Da aber die Christenverfolgung immer heftiger wurde, wanderten sie mit ihrem Hirten, etwa 1000 an der Zahl, in das Fürstenthum Wales aus. Hier empfingen sie das Wasserbad der heiligen Taufe, bald aber auch die Bluttaufe. Die Feindschaft der Welt gegen das Kreuz Christi ist in jedem Lande gleich groß. Der größte Theil der ganzen Schaar wurde von Gözendienern umgebracht. Amphibalus, der Verkündiger des Evangeliums, der ihre Seelen zum Leben geführt hatte, ging ihnen auch im Tode voran. Er wurde zu Rudbourn, drei Meilen von Verulam, der Todesstätte Albans, zu Tode gesteinigt.

Vincentius und Valerius.

(gest. 304.)

„Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil.“
(Ps. 73, 26.)

Vincentius war von Valerius, dem Bischof von Saragossa in Spanien, aufgezogen und zum Diakonus geweiht worden. Als die Verfolgung auch Spanien erreicht hatte, ließ der Statthalter von Tarragona, Dacianus, beide Bekenner ergreifen, in Fesseln legen und einsperren. Einige Zeit darauf verhörte er sie, und drohte ihnen mit dem Tode, wenn sie nicht ihren Grundsätzen entsagen würden. Der feurige Vincentius führte bei diesem Verhöre das Wort, und zeugte für seinen geistlichen Vater mit. Glühend vor Liebe zu seinem Herrn, versicherte er mit berebtem Munde, daß sie beide nimmermehr von ihrem Glauben weichen würden. Der Statthalter, erzürnt über seine Freimüthigkeit, gebot ihm zu schweigen, und bedeutete ihm, wenn er sich nicht augenblicklich entschlösse, den Göttern Weihrauch zu streuen, so müsse er als Opfer fallen. Vincentius bekräftigte von neuem sein Bekenntniß, und reizte dadurch den Statthalter zu solcher Wuth, daß er, während er über den Bischof Valerius nur das Urtheil der Verbannung sprach, den muthigen Bekenner den ausgesuchtesten Qualen Preis zu geben beschloß. Vincentius wurde auf die Folter gebracht. Seine Glieder wurden auseinander gerengt, sein ganzer Leib mit Haken zerfleischt. Als alle diese Marter seine Standhaftigkeit noch nicht erschütterten, ließ ihn Dacianus auf einen Rost legen, der an der oberen Seite mit Nägeln versehen war, die dem Märtyrer tief ins Fleisch gingen, und dann Feuer unter dem Roste anzünden. Und immer noch war seine wilde Grausamkeit nicht erschöpft. Während der Leib seines Opfers auf der untern Seite briet, ließ er ihn auf der obern mit glühenden Eisen versengen, und Salz in die Wunden streuen. In demselben Maße aber, wie bei dem unmenschlichen Richter die teuflische Besheit zu schaudererregender Höhe stieg, zeigte sich die Kraft dessen, der dem Tode die Macht genommen hat, in dem muthigen Bekenner immer staunenswerther. Christus wollte diesem Heiden beweisen, daß all sein Toben verge-

lich sey. Alle jene unerhörten Qualen tödteten den Vincentius nicht, und machten ihn auch keinen Augenblick in seinem Entschlusse wankend. Er mußte endlich ins Gefängniß zurückgeführt werden, aber nur zu neuer Qual. Denn Tacianus befahl, ihn in ein enges, dunkles Behältniß einzusperrn, dessen Boden mit Glasscherben und spizigen Steinen bedeckt war, und ihn hier verhungern zu lassen. Bei strenger Strafe sollte ihm Niemand auch nur Einen Bissen Nahrung reichen. So vergingen mehrere Tage. Als die Kerkermeister ihn längst verhungert glaubten, öffneten sie endlich die Thür der Stätte seiner Qual; aber statt einen Leichnam zu finden, wie sie erwartet hatten, erblickten sie den Vincentius auf seinen Knien liegend, im brünstigen Gebete. Seine Wunden waren geheilt, der Körper zwar matt, aber doch leidlich gesund. Dieser Anblick, so wie seine wunderbare Erhaltung und Wiederherstellung, machten einen solchen Eindruck auf die harten Herzen seiner Hüter, daß sie gleichfalls auf die Kniee sanken, und sich zu Christo bekehrten.

Und der Statthalter? — — Es ist gräßlich, wenn das Herz dem Gerichte der Verstockung anheim gefallen ist! Man sollte es für unmöglich halten, daß ein Mensch, solchen Beweisungen der Kraft Gottes gegenüber, seinen Sinn verhärten und in der Feindschaft gegen diesen Gott beharren kann. Gottes Gnade war dem Statthalter in dieser wunderbaren Erhaltung eben so nahe getreten, als den Schergen seiner rohen Gewalt; was aber diesen zum Leben gereichte, das war jenem nur ein Anlaß zu erneuerter Wuth. Er ersann neue, noch gräßlichere Qualen, denen der Märtyrer nun durchaus erliegen sollte, und zu welchen er besondere Marterwerkzeuge anfertigen ließ. Ehe dieselben aber fertig werden konnten; nahm Gott den Vincentius zu sich, dessen thatenreiches Leben in der Befehrung jener Kerkermeister sein letztes Ziel erreicht hatte. Er starb mit der vollen Heiterkeit eines, seines Gnadenstandes sich bewußten Herzens und mit solcher Seelenruhe, daß es schien, als wenn er nur in einen leichten Schlummer sänke. Der Todestag des Vincentius ist nach alter Ueberlieferung der 22. Januar des Jahres 304.

Quirinus, Bischof von Siscia.

(gest. 204).

„Liebe ist stark wie der Tod, daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch die Ströme sie ersäufen.“
(Hohel. 8, 6. 7.)

Auch in die wilden Gegenden Pannoniens, des heutigen Ungarlandes, war das Christenthum bereits gedrungen, freilich aber auch die Verfolgungswuth der römischen Gewalthaber. In der Stadt Siscia weidete die Heerde des Herrn der fromme Bischof Quirinus. Er sollte, wie ja damals die treuen Hirten in fast allen Gegenden des weiten römischen Reiches, dazu gezwungen werden, den Göttern zu opfern. Der Richter Maximus ließ ihn, als er sich weigerte, zuerst geißeln, und dann auf die Folter werfen. Während sich der Bischof unter den Händen des Henkers befand, drang der Richter fortwährend in ihn, daß er opfern solle, indem er sich zugleich erbot, ihn zum Priester des Gottes Jupiter zu machen. Quirinus erwiderte: „Ich habe schon ein Priesteramt und diene dem wahren Gott! Meine Qualen fühle ich kaum und bin bereit, noch größere zu erdulden, damit mein Beispiel denen, die Gott meiner Obhut anvertraut hat, den Weg zum Leben zeige, das wir begehren. Maximus ließ ihn in's Gefängniß zurückführen, und ihn, wie einen gemeinen Missethäter, mit Ketten fesseln. Auch in diesem hilflosen Zustande blieb der Bischof seinem hohen Berufe treu, Seelen für Christum zu gewinnen. Der Schließer seines Kerkers war die liebliche Frucht seines frommen Eifers. Wie jener Kerkermeister zu Philippi dem Paulus, fiel der zu Siscia dem Quirinus zu Füßen und sprach: „Bitte den Herrn für mich! denn ich glaube, daß es keinen andern Gott giebt, außer dem, den du anbetest.“

Nach einiger Zeit sandte Maximus seinen Gefangenen an den Statthalter von Pannonien, Amantius. Dieser ließ ihn, zwar nicht im priesterlichen Schmucke, aber im Schmucke seines Märtyrerkthums, mit Ketten belastet, durch die vornehmsten Städte längs der Donau führen, um ihn dem Gespötte des Volkes Preis zu geben. Quirinus aber achtete der Schmach

und Schande nicht, sondern fuhr fort, das Wort der Wahrheit zu verkündigen, und seinem Glauben standhaft treu zu bleiben. Es hieß auch von ihm: „Ich kann es ja nicht lassen, daß ich nicht reden sollte.“ Ap. 4, 20. Endlich hängte man ihm einen Stein um den Hals, und warf ihn in die Donau. Trotz des Steines aber sank er nicht gleich unter, sondern schwamm noch eine Zeitlang auf dem Wasser. Und auch jetzt noch konnte er's nicht lassen, von dem zu zeugen, des Name sein ganzes Herz erfüllte. Er ermahnnte das umstehende Volk und betete laut. Sein Leichnam wurde nachher von einigen Christen aus dem Wasser gezogen und in der Stille beerdigt.

Afra und ihre Gefährten.

(gest. 303, nach andern 304).

„Durch den Glauben ward die Hure Rahab nicht verloren mit den Ungläubigen, da sie die Kundschafter freundlich aufnahm.“ (Hbr. 11, 31.)

Wir schließen die Reihe der europäischen Märtyrer aus der Zeit der diokletianischen Verfolgung mit drei Blutzengen, die uns darum näher angehen, als alle Uebrigen, weil sie die Erstlinge in unserm deutschen Vaterlande sind. Grade in Deutschland konnte das Christenthum nur langsam Fortschritte machen; denn der größte Theil unseres Vaterlandes bestand damals noch aus Walddickicht und unwirthbaren Strecken, und unsere tapfern, heidnischen Vorfahren waren stolz auf ihre Freiheit, und widerstrebten jedem auswärtigen Einflusse mit aller Kraft eines natürlichen Heldensinnes. Nur längs der Ufer der beiden Hauptflüsse Rhein und Donau sproßten einige Keime des Christenthums, und der Streit um den Dienst des wahren Gottes und den der römischen Götterwelt wiederholte sich nun auch auf deutschem Grund und Boden.

Wie es Gott gefallen hat, den Schächer am Kreuze zum Erstlinge der in dem Herrn Entschlafenen zu machen, zum Zeugniß, daß all unser Ruhm eitel, all unsere Gerechtigkeit wie

ein unflätiges Kleid ist, und daß wir allein aus Gnaden, ohne Verdienst der Werke gerecht werden, so tritt uns auch unter den deutschen Blutzegen zuerst ein schwaches Weib, ein Magdalenenherz, eine große Sünderinn entgegen, eine Arbeiterinn der elsten Stunde, in deren wunderbaren Befehrung und muthigem Märtyrertode wir die Kraft unseres theuren Christenglaubens preisen sollen. In der Stadt Augsburg lebte zu jener Zeit ein Weib, Namens Afra, das sich, als Heidin, dem Dienste der unkeuschen Göttinn Venus ergeben hatte. Unzucht war also Afras Gewerbe. Der Herr aber, der zu den selbstgerechten Pharisäern gesprochen hat: „Die Zöllner und Huren mögen wohl eher ins Himmelreich kommen, denn ihr,“ erbarmte sich auch über ihr im tiefsten Schlamm der Sünde versunkenes Herz. Sein wunderbarer Rath führte eines Abends den Bischof Marzissus und den Diakon Felix, die beide aus Spanien nach Deutschland geflohen waren, in ihr Haus.

Afra wählte, die Fremden sehen zu ihr, als zu einer Buhlerin gekommen, und nahm sie daher sehr gastlich auf. Als nun die Abendmahlzeit bereitet war, begannen Marzissus und Felix ein inbrünstiges Gebet, ehe sie sich zu Tische setzten. Afra stand verwundert, aber, wie einst Paulus vor Damaskus, wurde sie plötzlich von der Gnade Gottes überwältigt. Sie warf sich dem Bischofe zu Füßen, und bekannte ihm unter heißen Neuethränen, das sie das verworfenste Weib in der ganzen Stadt sey. Marzissus sagte ihr, darum eben sey Jesus Christus in die Welt gekommen, die Sünder selig zu machen. „Ach!“ rief Afra schluchzend, „meiner Sünden sind mehr, als Haare auf dem Haupte, wie kann ich von ihnen befreit werden?“ Marzissus entgegnete: „Glaube an den Herrn Jesus Christum, und lasse dich auf seinen Namen taufen, so wirst du die Seligkeit ererben!“

Solche gnadenreiche Verheißungen erfüllten Afras Herz mit nie gefühlter Freude. Sie rief ihre drei Mägde Digna, Eunomia und Eutropia herein, und erzählte ihnen die frohe Botschaft von der Vergebung der Sünden. „Wir waren,“ riefen die Mägde, „deine Genossen in der Schande, so wollen wir dir auch zur Vergebung der Schuld folgen!“ Die ganze Nacht brachten alle im Gesange und Gebete zu.

Am folgenden Morgen war es Afras erste Sorge, zu ihrer Mutter Hilaria zu eilen, und ihr freudebebend alles zu erzählen, was vorgefallen war. Sie flehte sie an, die Boten Jesu Christi

zu sich kommen zu lassen. Auch die Mutter fühlte bei diesen Worten den Zug des Vaters zum Sohne, und als Marzissus und Felix zu ihr eintraten, warf sie sich auf die Kniee, und flehte auch für sich um Vergebung ihrer Schuld. Da sprach Marzissus: „Eelig bist du, die du geglaubt und dich nach der Wahrheit gesehnt hast, noch ehe du das Wort der Wahrheit hörtest.“ Mutter und Tochter, sammt den Mägden, ließen sich nun vom Bischof im christlichen Glauben unterweisen. Sieben Tage brachten sie unter Fasten und Gebet zu, am achten wurden sie durch die heilige Taufe der Kirche Jesu Christi einverleibt.

Es währte nicht lange, da war es in ganz Augsburg bekannt, daß Afra, die einst feile Dirne, dem Wögendienste entsagt habe, und eine Christinn geworden sey. Als bald wurde sie verhaftet, und vor Gajus, den römischen Richter geführt. „Was ficht dich an?“ sprach dieser zu ihr. „Opfere den Göttern! denn es ist besser zu leben, als unter Qualen zu sterben!“ Afra entgegnete: „Ich war eine große Sünderinn, bevor ich Gott kannte. Aber jetzt will ich durch Abfall nicht neue Laster zu den alten häufen.“ Gajus darauf: „Gehe in den Tempel und opfere!“ Afra: „Mein Tempel ist Jesus Christus, den ich immer vor Augen habe. Ihm bekenne ich meine Sünden, und weil ich unwürdig bin, ihm ein Opfer darzubringen, so will ich mich zur Ehre seines Namens selbst hinpferen.“ „Ich weiß,“ warf ihr Gajus ein, „daß du eine Buhlerin bist. Wie kannst du da Anspruch auf die Freundschaft des Christengottes machen?“ Afra erwiderte: „Unser Herr Jesus hat gesagt, er sey vom Himmel gekommen, um die Sünder zu erretten. Er hat gestattet, daß einst eine Sünderinn, wie ich bin, seine Füße mit ihren Thränen nepte, und hat ihr alle ihre Sünden vergeben. Ja, Jesus hat die Sünder nicht von sich gestoßen, sondern er redete mit ihnen, und aß an ihrem Tische.“ Gajus: „Opfere, Weib, so werden viele Buhler zu dir kommen, und dich reich machen.“ Afra: „Ich habe für ewig solchem schändlichen Gewinne entsagt!“ Gajus: „Euer Christus wird eben kein Verlangen nach dir tragen. Umsonst hältst du ihn für deinen Gott, denn eine Buhlerin kann nie eine Christinn genannt werden.“ Afra: „Wohl verdiene ich nicht den Namen einer Christinn; aber dennoch hat Christus, unser Herr und Meister, aus lauter Gnade mich unter die Zahl seiner Gläubigen aufgenommen.“ Gajus: „Wenn du den Göttern opferst, so werde ich dich retten!“ Afra: „Mein Retter ist Jesus, der dem Schächer am Kreuze das

Paradies versprach." Da wurde der Richter zornig und rief: „Opfere, oder ich werde dich foltern und dann lebendig verbrennen lassen." Alfra entgegnete mit Festigkeit: „Möge dieser, durch so viele Sünden besleckte Leib tausend Qualen erleiden, er hat sie verdient! Meine Seele aber wird rein bleiben." Da sprach Gajus das Urtheil: „Wir befehlen, daß die Buhlerin Alfra, die sich eine Christinn nennt, lebendig verbrannt werde; denn sie hat sich geweigert, den Göttern zu opfern."

Die Henker ergriffen die Verurtheilte, und führten sie auf eine Insel im Flusse Lech, unterhalb Augsburg. Hier zogen sie ihr die Kleider aus, und banden sie an einen Pfahl. Dann umgaben sie den Pfahl mit Bündeln von dürren Dornen, und zündeten diese an. Alfra richtete ihre Augen gen Himmel und betete: „Herr Jesus Christus, der du auf diese Erde gekommen bist, nicht um die Gerechten, sondern um die Sünder zur Buße zu rufen, o nimm diese meine Leiden gnädig an, der du am Kreuze als Sühnepfer für die Welt dich hingegeben hast, der du, obgleich unschuldig, doch für die Sünder gestorben bist!" Der Rauch der Flamme erstickte ihre Stimme, und sie gab unter diesen Worten ihren Geist auf. Ihr Leib war unversehrt geblieben. Die Mutter und ihre Dienerinnen holten ihn in der folgenden Nacht vom Richtplatze, und begruben ihn in ihrer Familiengruft.

Gajus hatte davon gehört. Er schickte seine Ehergen ab, welche die Hilaria und die drei Mägde entweder zum Opfern zwingen, oder tödten sollten. Als die Frauen standhaft bei ihrem Bekenntnisse blieben, wurden sie von den Kriegsknechten ergriffen, und in Alfras Gruft gesperrt. Dann legten sie Reisig vor den Eingang derselben, und zündeten es an. So starben auch diese den gleichen Tod der Erstickung, wie ihre selige Vorgängerinn. Der Todestag Alfras ist der 7. August; über das Jahr ihres Märtyrertodes schwanken die Angaben zwischen 303 und 304.



Victorin.

(gest. um's J. 304).

„Christum lieb haben, ist besser, denn alles Wissen.“

(Eph. 3, 19.)

Unter den ersten, deren Zeugenblut als Glaubenssaat den deutschen Boden tränkte, tritt uns in Petau, einer Stadt im damaligen Oberpannonien, der heutigen Steiermark, der Bischof Victorinus entgegen. Leider wissen wir nur sehr wenig aus dem Leben dieses Märtyrers. Er hatte anfangs die Wissenschaften zum Ziele seines Lebens gewählt, und war Lehrer der Beredsamkeit geworden. Als aber die Gnade Gottes auch sein Herz gefunden hatte, erkannte er, daß Christum lieb haben besser sey, als vieles Wissen, und widmete die Gaben, die Gott in seinen Geist gelegt hatte, ganz der Ehre des Herrn. Er wurde zum Bischof der Gemeinde zu Petau geweiht, und hat als solcher auch viele Bücher in lateinischer Sprache geschrieben.

Der alte Kirchenlehrer Hieronymus, der hundert Jahre später lebte, gedenkt des Victorins in rühmlichster Weise, und nennt ihn sogar eine Säule der Kirche. Er rühmt von seinen Schriften, daß man in ihnen einen tiefen Sinn fände. Leider sind aber die Schriften dieses gotterleuchteten Mannes verloren gegangen. Wir wissen nur noch, daß Victorin um das Jahr 304 sein Bekenntniß mit einem standhaften Märtyrertode besiegelt hat. Sein Gedächtnistag wird am 2. November gefeiert.

Florian.

(gest. um's J. 304).

„Ich bin bereit, nicht allein mich binden zu lassen, sondern auch zu sterben, um des Namens willen des Herrn Jesu.“

(Ap. 21, 13.)

Florian war zu Zeiselmaur, im heutigen Niederösterreich, geboren und von Kind auf im Christenthume erzogen worden. Später nahm er Kriegsdienste im kaiserlichen Heere. Als die Befehle des römischen Kaisers gegen das Christenthum auch in Lorch, der Hauptstadt der römischen Provinz Noricum, dem jetzigen Oestreich, bekannt gemacht wurden, entflohen viele Christen der drohenden Verfolgung, und verbargen sich an unzugänglichen Orten, meist in den Schluchten der Gebirge. Florian war grade von Lorch abwesend, als er die strengen, kaiserlichen Befehle und mit ihnen zugleich vernahm, daß der Statthalter Aquilin schon an vierzig Bekenner dem Tode überantwortet habe. Zu fliehen verbot ihm seine Kriegspflicht, sein freudiger Muth aber trieb ihn der Gefahr unerschrocken entgegen. Sofort brach er auf, um nach Lorch zurückzukehren. Unterwegs stieß er auf eine Schaar Kriegsknechte, die auf Aquilins Befehl den entflohenen Christen nachsetzten. Da rief er seinen Waffengenossen zu: „Was mühet ihr euch ab, Christen zu finden? Seht, hier steht ein Christ vor euch!“

Die Soldaten ergriffen ihn und führten ihn vor den Statthalter. Aquilin redete ihm freundlich zu: „Komm und opfere den Göttern! Auch deine Waffenbrüder haben es gethan; dann wirst du leben mit uns.“ Florian erwiderte mit entschiedenem Tone: „Das werde ich niemals thun.“ Da ergrimte der Statthalter, und drohte ihm mit den heftigsten Martern. Florian schwieg, hob dann seine Augen gen Himmel und betete freudig: „Mein Gott und mein Herr! Auf dich habe ich gehofft, für dich streite ich, deine allmächtige Hand schütze mich! Hochgelobet sey dein Name im Himmel und auf Erden! Herr, Herr, gib mir Kraft zu leiden, stelle mich in die Zahl derer, welche vor mir deinen Namen bekannt haben! Stärke mich, auf daß

ich dich loben und preisen könne, dich den Hochgelobten von Ewigkeit zu Ewigkeit!" Aquilin rief ihm entrüstet zu: „Welchen Unsinn schwagest du da her, und höhnst damit die Befehle unserer Kaiser?" Florian entgegnete: „Als ich die irdischen Waffen trug, diente ich stets im Stillen meinem Gott. Du hast jetzt zwar Gewalt über meinen Körper, aber über meine Seele vermagst du nichts; denn sie steht in Gottes Hand.“

Jetzt wurde auf Aquilins Befehl der muthige Bekenner entkleidet, und mit der schweren, römischen Geißel, deren Enden mit eisernen Kugeln versehen waren, geschlagen. Während der Geißlung sprach er: „Wisse, daß ich deine Marter nicht fürchte! Laß einen Scheiterhaufen anzünden, und im Namen Jesu Christi will ich ihn freudig besteigen!" Da ließ der Statthalter die Geißelschläge verdoppeln, aber Florian blieb fröhlich und getrost, selbst als man ihm mit spitzigen Eisenstangen das Fleisch von den Schultern riß. Aquilin mußte sich von ihm abwenden, und sprach das kurze Endurtheil: „Werfet ihn in die Ens!" An den Ufern dieses Flusses lag nämlich Lorch. Die Kriegsknechte führten den freudigen Helden auf die Ensbrücke. Hier ließen sie ihm noch Zeit, in einem lauten Dankgebete dem Herrn seine Seele zu empfehlen, banden ihm dann einen Stein um den Hals und stürzten ihn von der Brücke hinab in den Fluß. Das ist geschehen am 4. Mai des Jahres 304.

III. Märtyrer unter Diokletian in Afrika.

Marcellus und Cassianus.

(gest. 298.)

„Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen.“
(Ap. 5, 29.)

Die Diokletianische Verfolgung begann, wie wir bereits erzählt haben, bei den Brüdern, die im Heere dienten. Es war

Befehl gegeben, daß alle Soldaten an den heidnischen Opfern, die das Heer zu bringen pflegte, Theil nehmen sollten. Viele Christen legten in Folge dieses Befehles ihre militairischen Würden nieder, und verließen den Kriegsdienst, um ihrem Glauben treu bleiben zu können. Andere blieben zwar beim Heere, wagten es aber, ihre Mißbilligung jenes Befehles laut zu äußern, und demselben den Gehorsam zu versagen. Sie mußten ihre Kühnheit mit dem Tode büßen.

Unter diesen letzteren befand sich auch Marcellus, ein Hauptmann im afrikanischen Heere. Bei einem Feste zu Ehren des Kaisers, das auf heidnische Weise mit Opfern und Schmausereien begangen wurde, sprang er plötzlich von der Soldatentafel auf, und rief, indem er Hauptmannsstab, Gürtel und Waffen hinwarf: „Von diesem Augenblicke an höre ich auf, Soldat zu seyn. Ich verachte es, eure hölzernen und steinernen Götter, welche stumme und taube Götzen sind, anzubeten. Wenn das der Soldatenstand mit sich bringt, daß man den Göttern und Kaisern opfern soll, so werfe ich Stab und Gürtel hin, und entsage den Fahnen.“

Der kühne Sprecher wurde sogleich ergriffen, und vor den Präses Fortunatus geführt. Dieser sandte ihn zu Aurelius, oder Aurikolanus, dem Obersten der kaiserlichen Leibwache. „Welcher Wahnsinn hat dich ergriffen, daß du deine Militairzeichen fortwirfst?“ redete ihn dieser an. Marcellus erwiderte: „Es ist kein Wahnsinn in denen, die Gott fürchten.“ Der Oberst fragte noch einmal: „Hast du deine Waffen weggeworfen?“ Und der Christ antwortete: „Ich habe sie weggeworfen; denn es geziemt sich nicht, daß ein Christ, der Christo dem Herren dient, heidnischen Göttern opfere.“ Da sprach Aurikolanus das Urtheil, daß Marcellus enthauptet werden solle.

Bis hierher hatte Cassianus, der Militair-Gerichtsschreiber des Aurikolanus, seinem Amte gemäß, alle Fragen und Antworten des Verhöres getreulich niedergeschrieben. Jetzt aber warf er Schreibzeug und Schriften auf die Erde, und bezeugte mit kühnen Worten seinen Abscheu über das Verfahren Aurikolans. Das ganze Gericht erschrak; nur aus den Blicken des Marcellus leuchtete eine selige Freude. Der Oberst sprang wüthend von seinem Stuhle auf, und fragte den Schreiber, warum er die Schriften mit solcher Verachtung weggeworfen habe? Cassianus antwortete: „Weil das gefällte Urtheil ein ungerechtes

ist!" Da ließ Atrikolan den kühnen Schreiber, um nicht noch mehr von ihm gestraft zu werden, in den Kerker führen.

Nest wurde Marcellus den Händen des Henkers übergeben. „Gott lasse es dir wohlgerhehn!" sagte er zu seinem Richter, schritt ruhig von dannen, und empfing freudig und getrost den Todesstreich.

Ueber einen Monat mußte Cassianus unverhört in seinem Kerker schmachten. Endlich am 3. Dezember 298 wurde er vor Gericht gezogen. Sein Verhör fand an demselben Orte statt, wo vor einiger Zeit Marcellus zum Tode verurtheilt worden war. Sein Urtheil sollte auch dasselbe seyn. Die Bosheit der Feinde des Herrn war zu Anfang der Verfolgung noch weniger erfinderisch in Todesmarten, als später. Wie sein Vorgänger bot er willig und getrost den Nacken dem tödtlichen Streiche dar.

Saturnin und Dativ, nebst ihren Genossen.

(gest. 303.)

„Lasset uns unter einander selbst wahrnehmen, mit Reizen zur Liebe und guten Werken; und nicht verlassen unsere Versammlung, wie etliche pflegen; sondern uns unter einander ermahnen, und das so viel mehr, so viel ihr sehet, daß sich der Tag naht.“ (Hebr. 10, 24. 25.)

„Lasset uns nicht verlassen unsere Versammlung!“ Dies Wort des Apostels dünkt uns die beste Inschrift auf den Grabhügel einer ganzen Schaar gläubiger Christen, die die Treue zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen in den bitteren Tod gebracht hat; eine Inschrift, von der wir nur wünschen möchten, daß ihre Flammenzüge die heutige Christenheit aus der Laueheit aufrütteln könnten, mit der unter uns der Tag des Herrn gefeiert wird. Ist doch so weit gekommen, daß, wenn ein Paulus jene Worte an eine Christengemeine unserer Tage richten wollte, er nicht hinzufügen könnte: „wie etliche pflegen,“ sondern sprechen müßte: „wie die

meisten thun!" Wie beschämt uns da das Beispiel der frommen Schaar, von welcher wir jetzt berichten wollen! Unter den grausamsten Folterqualen erwiderten sie freudig ihren Beinigern auf die Frage, warum sie es gewagt hätten, den kaiserlichen Geboten zuwider ihre Versammlungen zu halten: „Es ist darum geschehen, weil die Feier des Sonntags für uns eine unerläßliche Pflicht ist. Wer diese Pflicht übertritt, begeht eine Sünde. Wir erfüllen sie, so viel es uns nur immer möglich ist. Niemals fehlen wir in der Versammlung. Wir halten Gottes Gebote, sollte uns unsere Treue auch das Leben kosten!" O Christenmensch, der du diese Blätter liest, laß diese Sprache dein Herz durchdringen, und gehe hin, und folge diesem Vorbilde nach!

In Nordafrika war Abitine, eine Landstadt in der Provinz Numidien, einer der Hauptschauplätze der Verfolgung. Fundan, der Bischof der abitinischen Gemeinde, hatte die Ehre seines Herrn vor den Heiden in den Koth getreten. Voll Feigheit in der Stunde der Versuchung, hatte er die heiligen Schriften ausgeliefert. Aber der Himmel selbst bekannte sich zu dem Worte, daß vom Himmel herab ausgegeben ist. Als Fundan, der Verläugner des Herrn, die heiligen Urkunden ins Feuer warf, ergoß sich plötzlich, obgleich der Himmel vorher heiter war, ein starker Regen, der die Flammen auslöschte, und dann in einen so heftigen Hagel überging, daß alle Felder der Umgegend verheert wurden. Möge Fundan durch diese Bezeugung dessen, der alle Schrift eingegeben hat, zur heilsamen Umkehr sich haben bringen lassen!

Inzwischen war seine Heerde doch nicht verwaist. Gott hatte ihr einen andern treuen Hirten erweckt. Saturnin, ein Priester dieser Stadt, trat vor den Kij. Mit doppelter Treue weidete er jetzt die ihm anvertraute Schaar. Die Kirche war geschlossen; da hielt er den Gottesdienst hin und her in den Häusern. Eines Sonntags geschah es in dem Hause des Oktavius Felix, als die ganze kleine, ihrem Herrn treu gebliebene Gemeinde von Soldaten aufgehoben wurde. Neun und vierzig Bekenner beiderlei Geschlechts wurden gefangen fortgeführt. Die vornehmsten unter ihnen waren: Saturninus mit seinen vier Kindern und der Senator Dativ. Außer diesen nennen wir noch den Ampelius, den Rogatian und die Viktoria mit Namen. Dativ, die Zierde des Rathes von Abitine, schritt an der Spitze der frommen Schaar. Saturnin, von seiner Gott geheiligten Familie umgeben, wandelte an seiner Seite; die übrigen folgten schweigend. Vor den Richtern bekannten alle ihren Herrn Jesum Christum

mit einer solchen Unerfroffenheit, daß selbst die Heiden ihren Muth bewundern mußten. Sie wurden gefesselt, und nach Karthago geführt, wo der Statthalter der Provinz sich aufhielt. Freudig, um des Namens des Herrn Jesu willen in Banden zu seyn, zogen sie ihre Strafe, und ergossen ihre Herzen in lauten Lobliedern, die sie unaufhörlich auf dem Wege sangen.

In Karthago angekommen, begann Anulin, der Statthalter, alsbald das Verhör. Dativ mußte zuerst vortreten, und wurde gefragt, wess Standes er sey, und ob er der Versammlung der Christen beigewohnt habe. „Ich bin ein Christ,“ erwiderte er, „und habe der Versammlung beigewohnt.“ Mit gleicher Entschiedenheit antworteten die Uebrigen. Dativ und die meisten seiner Gefährten wurden auf die Folter gespannt, um sie zur Verläugnung zu bewegen. Ihre Leiber wurden mit eisernen Krallen zerfleischt, aber sie ertrugen alle Marter mit unüberwindlicher Geduld. Der Unterschied des Geschlechts ließ keinen Unterschied des Muthes wahrnehmen. Unter den furchtbarsten Qualen riefen sie nur Gott an, aber nicht das Mitleid ihrer Henker. Einer schrie auf: „Ihr sündigt, Unglückliche, denn ihr zerfleischt Unschuldige! Gott, erbarme dich! Gib Kraft, für deinen Namen zu leiden! Befreie deine Knechte aus der Gefangenschaft dieser Welt! Ich danke dir, du Gott des Reiches. Es erscheint das ewige Reich, das unvergängliche Reich! Herr Christus, wir sind dein, wir dienen dir, du bist unsere Hoffnung!“ Der Statthalter, da er ihn so leiden sah, wendete sich zu ihm mit den Worten: „Du hättest das kaiserliche Gesetz beobachten sollen!“ Aber mit freudigem Muth, durch seine Anrufung neu gestärkt, obgleich bei schwachem, bis zum Tod erschöpftem Leibe, antwortete ihm der Märtyrer: „Ich achte nur das Gesetz Gottes, das ich gelernt habe. Für dies Gesetz will ich sterben.“ Ein anderer Märtyrer, als seine Qual immer höher stieg, betete: „Hilf, o Christus, ich bitte dich! Habe Erbarmen, erhalte meine Seele, bewahre meinen Geist, daß ich nicht zu Schanden werde! O, gib mir Kraft zu leiden!“

Zu Oktavius Felix, in dessen Hause die Versammlung gehalten war, sagte der Statthalter: „Du hättest sie nicht aufnehmen sollen.“ Er erwiderte unter den heftigsten Martern: „Ich konnte nicht anders, als meine Brüder aufnehmen.“ Anulin darauf: „Aber der kaiserliche Befehl mußte dir doch mehr seyn!“ Und Felix: „Gott ist mehr, als der Kaiser.“ Anulin: Hast du denn heilige Schriften in deinem Hause?“ Der Leidende: „Ich habe solche, aber in meinem Herzen.“

Vor allen mächtig durch die Gnade Gottes bewährte sich auch Viktoria, eine Jungfrau von edler Geburt, die sich Christo auf ewig angelobt hatte. Ihr Bruder, der eifrige Heide Fortunatianus, war selbst nach Karthago gekommen, um seine Schwester zur Verläugnung zu bewegen, und ihr die Freiheit zu verschaffen. Er und der Statthalter beten alles auf, um sie abtrünnig zu machen. Sie aber erklärte standhaft: „Ich bin eine Christinn!“ Ihr Bruder wollte vorgeben, sie sei ihrer Sinne nicht mächtig; Viktoria aber erwiderte: „Das ist mein Sinn, und den habe ich nie verändert.“ Als der Statthalter sie dennoch fragte: „Willst du mit deinem Bruder gehen?“ entgegnete sie: „Nein, denn ich bin eine Christinn, und die sind meine Brüder, welche Gottes Gebote halten!“

Den Knaben Hilarianus, Saturnius jüngsten Sohn, meinte Anulin durch seine Drohung leicht schrecken zu können; aber auch in dem Kinde zeigte sich die Kraft Gottes mächtig. Es antwortet: „Thut was ihr wollt, ich bin ein Christ!“ „So werde ich dir Nase und Ohren abschneiden lassen,“ sagte der Statthalter. „Thue das,“ versetzte der Knabe, „aber ich bleibe doch ein Christ.“ Da ließ ihn Anulin voll Aerger in das Gefängniß abführen, Hilarianus aber sagte: „Herr, ich danke dir!“

Die meisten dieser heldenmüthigen Bekenner Jesu Christi starben im Gefängnisse, in Folge der erlittenen Martern. Ueber die andern sprach bald darauf der Statthalter das Todesurtheil. Ihr Gedächtniß wird am 11. Februar gefeiert.

Crispina.

(gest. 304.)

„Und wer verläßt Häuser, oder Brüder, oder Kinder, oder Acker, um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen, und das ewige Leben ererben. (Matth. 19, 29.)“

Der Statthalter Anulin, den wir als eifrigen Christenverfolger schon im vorstehenden Abschnitte kennen gelernt haben, hielt sich grade in der Stadt Thebeste auf, als mit mehreren andern auch Crispina, ein Weib aus sehr edlem Geschlechte und

die Mutter mehrerer Kinder, vor ihn geführt wurde. Diese standhafte Bekennerin stammte aus der Stadt Thagara, und war im Besiz großer Reichthümer. Ihre Schätze waren ihr aber nicht zu einem Stricke geworden, der ihr Herz gefesselt hielt; vielmehr gab sie um des Herrn willen freudig alles hin, was das Leben sonst angenehm macht. Selbst die Thränen ihrer geliebten Kinder erschütterten ihren Vorsatz nicht; denn sie hatte in der Kraft Gottes über die Liebe ihres mütterlichen Herzens gesiegt, als es galt, ihren Herrn und Meister zu bekennen, und solches Bekenntniß mit ihrem Blute zu besiegeln.

: „Gehorche des Kaisers Befehle,“ redete sie Anulin an, „und opfere den Göttern.“ Crispina erwiderte: „Ich habe noch niemals einem Andern geopfert, und werde auch niemals einem Andern opfern, als dem einzigen wahren Gott, und unserm Herrn Jesu Christo, seinem Sohne, der für uns gelitten hat und gestorben ist.“ Der Statthalter drohte ihr mit der Strenge des Gesetzes, und verlangte von ihr nur, daß sie irgend ein Zeichen der Verehrung gegen die Götter des Römerreiches geben solle. Doch sie entgegnete: „Es kann keine wahre Verehrung stattfinden, wo Zwang gebraucht wird,“ und als Anulin seine Drohungen wiederholte: „Vor deinen Beinigungen fürchte ich mich nicht. Würde ich aber jemals den Gott des Himmels und der Erde verachten, so machte ich mich der Gotteslästerung schuldig, und würde am jüngsten Gerichte gestraft werden.“ Da gab der Statthalter Befehl, daß ihr zur Strafe für diese Beleidigung der Götter das lange, schöne Haupthaar abgeschoren werde, und er ließ sie sodann dem öffentlichen Hohne des Volkes Preis geben. Die Christin aber sprach das muthige Wort: „Habe ich deine Götter beleidigt, wohl an, so mögen sie selbst reden!“ Immer mehr gerieth Anulin in Zorn, und kündigte ihr den Tod an für ihre Widerspenstigkeit. Crispina aber erbehte nicht vor dem Toben des Heiden, sondern sprach still, aber fest: „Mein Gott ist mit mir; er wird mich vor der Sünde bewahren, daß ich niemals in den Meineid willige, den du von mir forderst.“ Als sie dies letzte Bekenntniß ausgesprochen, brach der Richter die Verhandlung ab, ließ das ganze Verhör verlesen, und verurtheilte die Bekennerin zur Enthauptung. Am 5. Dezember des Jahres 304 ist das Bluturtheil an der Märtyrerin vollzogen worden.

Katharina aus Alexandrien.

„Unsere Seele ist entronnen, wie ein Vogel dem Strick des Voglers, der Strick ist zerrissen, und wir sind los.“ (Ps. 124, 7.)

Die genaueren Umstände des Lebens und Leidens dieser Märtyrerin sind nicht bis auf unsere Zeit gekommen. Wir wissen nur, daß die Jungfrau Katharina von hohen, vielleicht gar von königlichen Ahnen abstammte, und eine seltene Geistesbildung besaß. Alexandrien, die Hauptstadt Egyptens, ist der Schauplatz ihres Märtyrerthums. Hier hat sie die Bedeutung ihres Namens, (Katharina heißt zu deutsch: „Keine,“) siegreich zur Wahrheit gemacht, gegenüber den Nachstellungen des Tyrannen Maximin, Diokletians Mitregenten. Wohl aus Rache darüber ließ sie dieser später als Christin zum Tode verurtheilen, darauf deutet die ausgesuchte Marter, die für sie in Bereitschaft gehalten war. Sie wurde auf eine Maschine gebunden, deren mit scharfen Nägeln besetzte Räder ihren Leib zerfleischen sollten. Als ihre Henker aber diese Maschine in Bewegung setzen wollten, zerissen die Stricke, und der von dieser furchtbaren Qual befreiten Jungfrau wurde das Haupt abgeschlagen. So weiß Gott die Qualen der Seinen zur rechten Zeit zu verkürzen, und ihren Seelen auszuheilen zu seinem himmlischen Reiche. Das Todesjahr der Katharina kann nicht genau bestimmt werden, die Kirche aber feiert das Gedächtniß ihres Namens am 25. November.

Theodora und Didymus.

(gest. 304.)

„Ich bin gewiß, daß er mir kann meine Beilage bewahren bis an jenen Tag.“ (2 Tim. 1, 12.)

Die Heiden, denen in ihrer Feindschaft gegen das Kreuz Christi jedes Mittel gerecht war, um dessen Befenner zur Verläugnung zu bringen, versuchten christliche Jungfrauen häufig durch

die Drohung zu schrecken, ihre keuschen Leiber der wilden Lust schamloser Wüstlinge Preis zu geben. Viele der so bedrohten nahmen sich, um solcher Schande zu entgehen, selbst das Leben. So stürzte sich Pelagia, eine Jungfrau von 15 Jahren, als sie sich plötzlich von mehreren Soldaten überfallen sah, von der Zinne des Hauses herab und gab sogleich ihren Geist auf. Größer aber war das Gottvertrauen der Jungfrau, von welcher wir jetzt zu berichten haben, die dem Herrn nicht vorgreifen wollte, sondern fest auf seine Hülfe harrte, wie schwer auch ihr Glaube geprüft wurde.

Theodora war die Tochter vornehmer Eltern aus Alexandrien und wurde um ihres Glaubens willen vor den Statthalter Eustratius Prokulus geführt. „Wes Standes bist du?“ rebete sie dieser an. „Eine Christin,“ erwiderte die Jungfrau. „Bist du eine Freie, oder Magd?“ fragte der Richter weiter. Sie antwortete: „Ich bin eine Christin! Christus hat mich frei gemacht. Dem Fleische nach bin ich von freien Eltern.“ Vergessens suchte der Statthalter ihre Standhaftigkeit zu erschüttern, und endlich bedrohte er sie, falls sie sich länger weigere, sie in ein Haus der Unzucht führen zu lassen. „Du weißt ja wohl,“ erwiderte darauf Theodora, „daß Gott auf den Willen schaut. Was durch Zwang geschieht, ist Gewalt, und nicht Unzucht dem, der da leidet.“ „Da ich weiß, daß du eine Freie bist, und auch deiner Schönheit wegen dich verschonen möchte, so habe ich Mitleid mit dir,“ sagte der Richter und drang ferner in sie. Sie antwortete aber in gleichem Sinne, wie zuvor. Jede Gewalt, die er an ihr möchte ausüben lassen, könne ihren Willen nicht beflecken, so wenig, als wenn er ihr Hand oder Fuß abschneiden, oder den ganzen Leib zerstören ließe. Sie wolle in Gott verbleiben. Wieder sprach der Richter dann von ihrem freien Stande und ihrer edlen Geburt, welche sie doch nicht durch Schmach beflecken solle. „Ich bekenne,“ erwiderte sie, „Christum für meinen Herrn, der mir Freiheit und Ansehn gab, und der wohl weiß, wie er seine Taube bewahren kann.“ Jetzt drohete er ihr mit der Folter. „Du hast Gewalt über meinen Leib,“ sprach sie, „Gott aber über meine Seele.“ Da ließ Eustratius der edlen Jungfrau Backenstreiche geben. „Bei meinem Gott,“ rief sie laut, „ich opfere nicht, ich bete die Götter nicht an; der Herr ist mein Helfer!“

Der Richter gab ihr noch drei Tage Bedenkzeit. Wie sie diese Frist mit Gebet und Flehen zu dem Helfer aus aller Noth ausgekauft hat, sehen wir schon aus der Entschlossenheit, mit der

sie nach Verlauf derselben dem Richter entgegentrat, als dieser seine Drohung öffentlicher Entehrung wiederholte. „Mein Herr Christus weiß wohl,“ sagte sie, „wie er seine Magd gleich als ein Lamm bewahren werde. Gott, der ins Verborgene schauet, der alles weiß, ehe es geschiehet, der ohne Flecken mich bis auf den heutigen Tag bewahret hat, der wird auch ferner mich bewahren vor unreinen und frevelnden Menschen, die bereit sind, seine Magd zu Schanden zu machen.“ Das Herz des Richters blieb aber hart; er ließ die keusche Jungfrau wirklich in ein Haus der Unzucht führen. Siegreich bestand sie diese schwerste Probe ihres Glaubens. In brünstigem Gebete übergab sie sich willenlos den Händen des Herrn, und harrete noch auf die Rettung, als vor Menschaugen jeder Ausweg verborgen schien. Und der, der Weg hat allerwegen, ließ ihr gläubiges Harten nicht zu Schanden werden.

Vor dem berühmten Hause trieb sich allerlei müßiges Volk umher, und wartete, wer zuerst zu der Preis gegebenen Jungfrau eintreten würde. Da schritt ein Mann hinein im Soldatengewande. Schüchtern floh die Erschrockene in eine Ecke der Kammer. Der Eingetretene aber redete freundlich ihr zu: „Fürchte nichts, Schwester; von außen ein Wolf, bin ich inwendig ein Lamm. Im Geiste dein Bruder, bin ich gekommen, dich zu befreien, zu retten das Eigenthum meines Gottes, dich, seine Magd, seine Taube. Tauschen wir das Gewand, dann gehe hinaus!“ Sie wechselten die Kleider, und Theodora eilte hinaus mit tief eingedrücktem Hute und entrann. Nach einer Stunde trat ein Anderer in die Kammer, geführt von wilder Lust. Wie besürzt war er, als er gewahr wurde, daß ein Mann statt des Mädchens da war! Didymus, so hieß der Retter Theodoras, erzählte, was er gethan und wie er die Jungfrau befreit hätte.

Er wurde vor den Statthalter geführt. Eustratius fragte: „Wo ist Theodora?“ Didymus erwiderte: „Ich weiß nicht, wo sie ist; wohl aber weiß ich, daß sie eine Magd Gottes ist. Gott hat an ihr gethan nach ihrem Glauben, wie auch du selbst es weißt.“ Nach diesem Bekenntniß wurde Didymus zweimal auf die Folter gespannt, zur Enthauptung verurtheilt und nach dem Richtplatze abgeführt. Als Theodora diesen Ausgang vernahm, ließ sie sich in ihrem Verstecke nicht halten, sondern eilte herbei und rief ihrem Retter zu: „Zum Bürgen der Keuschheit habe ich dich angenommen, nicht zum Bürgen des Lebens. Ich bin nicht geflohen, um dem Tode zu entgehen, son-

bern um nicht geschändet zu werden. Meine Flucht ist die Ursache deines Todes. Diese Schuld will ich abtragen." Sie sprach, wurde ergriffen und mit Didymus zugleich enthauptet.

IV. Märtyrer unter Diokletian in Asien.

Die sieben Märtyrer zu Samosata,
Hipparchus, Philotheus, Jakob,
Paragrus, Sabidus, Roman und
Zollian.

(gest. 297).

„Schämen müssen sich alle, die den Bildern dienen und sich
der Götzen rühmen.“ (Ps. 97, 7.)

Im Monat April des Jahres 297 durchtönte festlicher Reigen und heller Posaunenschall die Straßen von Samosata, der an den Ufern des Euphrat gelegenen Hauptstadt von Syria commagene. Der Duft des Weihrauchs und der verbrannten Opferthiere stieg in dicken Wolken zum Himmel auf, und das Volk umtanzte im heidnischen Jubel die Altäre der Götter. Es wurde an diesem Tage ein seltenes Fest gefeiert. Kaiser Maximian war siegreich und ruhmgekrönt aus dem schweren Perserkriege zurückgekehrt und brachte nun der Glücksgöttin seine Huldigungen und Opfer dar. Das ganze Volk nahm frohlockend Theil.

Nur Hipparchus und Philotheus, zwei Männer von altem Adel und hoher Stellung im Dienste des Kaisers, hielten sich fern von dem tobenden Schwarme und brachten das Opfer ihres Gebetes in einsamer Kammer einem andern Herrn dar. Sie hatten schon seit längerer Zeit ihre Seelen Christo, dem gu-

ten Hirten, zu eigen gegeben. An der Morgenseite ihrer stillen Gebetsstätte, nach Sonnenaufgang zu, war das Zeichen dessen, der das Licht der Welt ist, ein Kreuz, aufgestellt. Vor diesem knieten sie eben im brünstigen Gebete, als um 3 Uhr Nachmittags ihre fünf jüngern Freunde, Jakob, Paragrus, Habidus, Roman und Pollian, die noch Heiden waren, zu ihnen eintraten. „Ihr seyd traurigen Angesichtes,“ riefen sie verwundert, „und habt euch hier verborgen, während der Kaiser und alles Volk den Göttern mit Frohlocken Opfer bringen?“ Die beiden Christen erwiderten: „Wir beten den wahren Gott, den Schöpfer Himmels und der Erden an.“ „Wie,“ sagte Jakob verwundert, „ist denn dieses Kreuz der Schöpfer der Welt? denn ich sehe, daß ihr es anbetet.“ „Nein, nein!“ erwiderte Hipparchus, „das sey ferne! Wir beten den an, der am Kreuze gestorben ist. Er ist Gottes Sohn und selbst wahrhaftiger Gott, und durch ihn hat der Vater alles, was da ist, aus dem Nichts hervergeufen. Auf seinen und des Vaters und des heiligen Geistes Namen sind wir schon seit drei Jahren getauft, und seit dieser Zeit haben wir oftmals den Leib und das Blut unseres Herrn Jesu genossen. Darum liegen wir in dieser verborgenen Kammer auf unseren Knien und beten ihn an.“

Den fünf Jünglingen drangen diese Worte tief in die Herzen. Sie fühlten sich von einer unbekannten Macht ergriffen, die sie nicht wieder losließ. Sie begehrten noch mehr von diesem Gekreuzigten zu hören, und je länger die beiden Christen sprachen, um so feuriger entbrannten ihre Herzen. Bald verlangten auch sie nach der heiligen Taufe. Hipparchus führte sie einem christlichen Priester, der eben in's Zimmer trat, zu. Der unterwies die Heilsbegierigen ferner, und fragte sie endlich, ob sie bereit seyen, alle Leiden und Trübsale geduldig zu ertragen, allein aus Liebe zu dem, der zuerst für uns gelitten hat. „Nichts soll uns trennen von der Liebe Gottes!“ riefen die Jünglinge. Da kniete der Priester nieder, und betete mit ihnen. Nach einer Stunde inbrünstigen Flehens stand er auf, und segnete sie mit den Worten: „Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi sey mit euch!“ Dann legten die fünf ihr Glaubensbekenntniß ab, und entsagten feierlich dem Götzendienste. Nun wurden sie von dem Priester getauft, und endlich mit dem Leibe und Blute des Herrn zum ewigen Leben gespeist.

Am dritten Tage des heidnischen Festes fragte Kaiser Maximian, ob auch alle Bewohner der Stadt den Göttern

geopfert hätten? Man erwiderte ihm, daß die beiden hohen Staatsbeamten Hipparchus und Philotheus schon seit drei Jahren nicht mehr bei den öffentlichen Opfern erschienen seyen. Sofort ließ sie der Kaiser vor sich fordern. Seine Trabanten fanden die sieben Freunde zum Gebete versammelt, ergriffen aber zunächst nur die beiden Genannten. „Warum“, herrschte sie der Kaiser an, „habt ihr meinem Befehle getrozt und die unsterblichen Götter verachtet?“ Hipparch erwiderte freimüthig: „Ich schäme mich, daß du hölzernen und steinernen Bildern den Namen von unsterblichen Göttern giebst.“ Da wurde Maximian zornig, und befahl dem Henker, dem Greise mit der schweren Geißel, an deren Enden Kugeln befestigt waren, fünfzig Streiche auf den Rücken zu geben, und ihn dann in den Kerker zu werfen. Darauf wendete er sich an den Philotheus, und versprach ihm mit gewinnenden Worten die Prätorswürde, wenn er opfern wollte. Aber Philotheus entgegnete: „Ich begehre keine andere Ehre, als Schmach und Leiden um des Namens Jesu willen.“ Er wurde gleichfalls auf des Kaisers Befehl in den Kerker geworfen, doch in einen andern, als sein Freund Hipparch.

Jetzt wurden auch die fünf Jünglinge herbeigeführt. Der Kaiser sah sie an und sagte, sie möchten doch ihr blühendes Alter bedenken, und ihr Leben nicht muthwillig auf's Spiel setzen. Sie erwiderten: „Jesum Christum ziehen wir diesem Leben vor. Von seines Vaters Liebe soll uns keine Macht abwenden!“ Der Kaiser erschöpfte sich in Versprechungen, und als diese nichts fruchteten, drohete er ihnen mit den schrecklichsten Martern; aber die muthigen Bekenner riefen: „Wir fürchten deine Qualen nicht!“ Sie wurden mit Ketten gebunden, und gleichfalls in abgesonderte Gefängnisse geworfen.

Als die Tage des Festes vorüber waren, ließ Maximian vor den Thoren der Stadt auf einer Wiese am Euphrat ein großes Zelt von Tapeten, und in demselben seinen Richterstuhl aufschlagen. Dann wurden auf seinen Befehl die Gefangenen zum feierlichen Verhöre herbeigeführt. Voran schritten Hipparch und Philotheus, mit schweren Ketten belastet; dann folgten die fünf andern, denen die Hände auf dem Rücken gefesselt waren. „Wollt ihr opfern?“ fragte der Kaiser. „Nein!“ war die einmüthige Antwort. Da wurden alle sieben auf die Folter gebracht. Jeder erhielt auf den Nacken zwanzig Streiche mit der schweren römischen Geißel. Dann wurde ihnen Brust

und Leib mit Döhsensehnen zerschlagen, und endlich wurden sie alle in ihre Gefängnisse zurückgeführt.

Hier mußten sie bei der härtesten Behandlung über zwei Monate, vom 15. April bis zum 21. Juni, schmachten, ehe es dem Kaiser gefiel, sie zum andern Male zu verhören. Er wollte ihre Standhaftigkeit brechen. Als er sie endlich wieder vor sich bringen ließ, erkannte man sie fast nicht mehr, so sehr war ihre Gestalt verfallen. Sie sahen aus wie Leichen. „Opfert!“ rief ihnen der Kaiser entgegen, „und ich will euch in meinen Palast führen lassen.“ Die Sieben antworteten, wie aus Einem Munde: „Wir weichen keinen Schritt von der Bahn, die wir in der Kraft Christi betreten haben.“ „Bösewichter!“ schrie der Kaiser, „ihr suchet den Tod! Wohlan, er soll euch zu Theil werden. Zieheth ihnen Stricke durch den Mund, und kreuziget sie!“ Sie wurden sofort nach dem Richtplatze abgeführt.

Eine große Menge Volkes folgte ihnen weinend nach, denn die Verurtheilten waren die Stützen der Stadt, die Pfleger der Armen. Einige Magistratspersonen wagten es, beim Kaiser eine Fürbitte einzulegen. Maximian gebot, daß die Vollstreckung des Urtheils aufgeschoben werde. Nun schritten die Fürbitter zu den Sieben, ihren frühern Amtsgenossen, nahmen ihnen die Stricke aus dem Munde, und baten sie weinend: „Seid unsere Fürsprecher bei Gott, für welchen ihr sterben werdet. Bittet, daß er über uns und über diese Stadt seine Gnade ausschütte!“ Die Blutzeugen flehten für sie zu Gott, redeten dann noch zu dem versammelten Volk, und ertheilten ihm den Segen.

Der Kaiser ließ die Märtyrer noch einmal vor sich fordern, ob sie vielleicht nun zum Nachgeben sich entschlossen hätten. Dem Stadthore gegenüber waren die Kreuze bereits aufgerichtet. Maximian zeigte auf sie hin, und ermahnte die Christen zum letzten Male, den Göttern zu opfern. Da legte der alte Hipparch die Hand auf sein kahles Haupt, und sagte im feierlichen Tone: „So wie es nach dem Laufe der Natur unmöglich ist, daß mein Haupt auf's Neue mit Haaren bedeckt werde, so ist es auch unmöglich, daß ich meinen Sinn ändern, und dir gehorchen kann!“ Da loderte Maximians Zorn zur vollen Wuth empor. Er befahl, dem Alten ein Ziegenfell auf den Schädel zu nageln und rief ihm dann mit gräßlichem Hohne zu: „Jetzt ist ja dein Kahlkopf mit Haaren bedeckt; so opfere denn, wie du versprochen hast!“

Nun begannen die Henker ihre blutige Arbeit. Alle sieben

wurden an die bereitstehenden Kreuze genagelt. Hipparch, der Greis, verschied schon nach kurzer Zeit. Jakob, Roman und Kollian waren am folgenden Tage noch am Leben, und wurden am Kreuze von den Henkern erstochen. Philotheus aber, Habidus und Paragrus wurden noch lebend von den Kreuzen genommen. Der Kaiser befahl, daß ihnen eiserne Nägel durchs Haupt geschlagen würden. Es geschah. Das Gehirn rann den Blutzeugen über das Gesicht herab. Ihre Leichname sollten in den Euphrat geworfen werden. Aber Bassus, ein reicher Christ, kaufte von den Henkern für 700 Denare die irdischen Ueberreste der glorreichen Streiter Christi, und bestattete sie, ein anderer Nikodemus, auf seinem Landgute.

Alle diese Nachrichten sind der Erzählung eines Augenzeugen entnommen, der mit unter dem Volke gestanden hat, als die Märtyrer auf ihrem Gange zur Richtstätte demselben den Segen ertheilten. Die Kirche aber feiert das Gedächtniß der sieben Märtyrer von Samosata am 9. Dezember.

Georg.

(gest. 303.)

„Auf Löwen und Ottern wirst du gehen; und treten auf den jungen Löwen und Drachen.“ (Ps. 91, 13.)

Das Andenken an die Blut- und Drangsalperiode der Kirche, an den großen Kampf des Christenthums mit der Macht der Heidenwelt, ist fast ganz erloschen in dem Bewußtseyn unseres Volkes. Die meisten der hochbegnadigten Märtyrer kennt es nicht einmal mehr dem Namen nach. Nur einzelne Heldegestalten tauchen aus jener großen Zeit auf, deren Kampf und Sieg in dunklen Bildern noch heute im Volke lebt. Es scheint aber recht auffallend, daß von dem Leben und Leiden grade dieser Gotteskämpfer die wenigsten zuverlässigen Nachrichten auf uns gekommen sind. Schon bei der Geschichte des großen Christophs mußten wir diese Bemerkung machen. Eben so finden wir's beim heiligen Georg. Das Bild des Ritters hoch zu Roß, dessen Hufen auf den Lindwurm treten, den er mit seiner Lanze erlegt hat, ist ein allgemein bekanntes. Freilich

denkt ein großer Theil des Volkes dabei an ein wirkliches Unge-
thüm, das des Ritters tapfere Hand besiegt hat, und weiß nicht,
daß das Bild nur geistig zu deuten ist, daß der Lindwurm den
Teufel, die alte Schlange, vorstellt, welchen Georgs Glauben
überwunden hat. Aber auch die Gelehrten wissen nur wenig von
diesem tapfern Streiter Jesu Christi zu erzählen. Möge uns die-
ser Umstand das große Thema predigen: „Euer Leben ist ver-
borgen mit Christo in Gott,“ damit auch wir nicht danach trachten,
daß unsere Werke von den Leuten gesehen werden, sondern uns
freuen, wenn nur unsere Namen im Himmel angeschrieben sind.

Georg stammte aus einer edlen Familie in Cappadocien,
und trat schon als Jüngling in römische Kriegsdienste. Er zeich-
nete sich durch seine Tapferkeit so aus, daß er vom Kaiser Dio-
kletian sehr geschätzt, und zu hohen Ehrenstellen erhoben wurde.
Georg diente aber mit gleicher Treue noch einem andern Herrn,
und als nun sein Kaiser diesem, welcher kein anderer war, als
der lebendige Gott mit Jesu Christo seinem Sohne, den Krieg
erklärt hatte, da legte unser Ritter seine weltliche Würde nieder,
und beklagte sich beim Kaiser freimüthig über die Grausamkeit
seiner Beschlüsse. Die Antwort geschah nicht mit Feder und Dinte.
Diokletian konnte keinen Widerspruch ertragen, und mit seiner
Freundschaft für Georg war's nun rein aus. Er ließ ihn so-
gleich verhaften, und in den Kerker werfen. Vergebens versuchte
man zuerst durch große Versprechungen, dann durch die härtesten
Folterqualen seine Standhaftigkeit zu erschüttern. Da mußte
denn sein Haupt fallen. Am 23. April des Jahres 303 wurde
er zum Stadthore hinausgeführt, und enthauptet.

Die ganze alte Kirche hat den heiligen Georg aller Orten
als einen der hochbegnadigsten Knechte Jesu Christi auf Erden
gepriesen. Vor allen ist er den christlichen Herzen im Kriegs-
stande zum Muster und Vorbilde geworden. Wir können also
gewiß seyn, daß er durch sein Leben und Leiden ein besonders
herrliches Beispiel christlichen Glaubensmuthes abgelegt hat, und
mit dankbarer Liebe wollen auch wir uns seiner erinnern, so oft
uns das Bild des Ritters mit dem Lindwurm vor Augen tritt,
und mit Ernst und Eifer danach streben, daß wir gleich ihm in
der Kraft Gottes die alte Schlange unter unsere Füße treten.

Theodotus und die sieben Jungfrauen.

(gest. 303.)

„Diese sind es, die gekommen sind aus großer Trübsal, und haben ihre Kleider gewaschen, und haben ihre Kleider helle gemacht im Blut des Lammes.“ (Off. Joh. 7. 14.)

Wir finden unter den christlichen Märtyrern die verschiedenen Stände und Lebenskreise der Menschen alle vertreten. Von Hohen und Niedrigen, Armen und Reichen, Männern und Weibern, Greisen und Kindern, Gelehrten und Ungelehrten haben wir bereits berichtet. Möge jeder Stand darin eine Aufmunterung finden, dem Glauben seiner Vorbilder nachzufolgen. So laßt euch denn die nachfolgende Geschichte recht zu Herzen geredet seyn, ihr christlichen Weinändler und Schenkwirthe. Ach wollte Gott, wir hätten in unseren Christenlanden viele solcher Schenken, wie die des Theodots, und in recht vielen Weinstuben wären die Neben so lieblich und mit Salz gewürzt, als in der zu Ancyra.

Ancyra aber war die Hauptstadt der römischen Provinz Galatien, und der Geburtsort des Theodotus, von dessen herrlichem Märtyrerkthum wir jetzt berichten wollen. Schon als Knaben führte ihn eine fromme Jungfrau, Tekusa mit Namen, dem Heilande zu. Als der Jüngling zum Manne gereift war, trat er in den Ehestand, und richtete eine Gastwirthschaft nebst Weinverkauf ein. Auch in diesem Stande, der ja für einen Christen seine besonderen Gefahren mit sich führt, wußte er in der Furcht des Herrn und in christlicher Einsicht die Ehre Gottes zu mehren auf Erden. Die Güter dieser Welt achtete er geringe in seinen Augen. Was er verdiente, das reichte er dem Herrn wieder dar, als ein treuer Helfer und Pfleger der Armen. Ja, mehr noch, er brachte durch den Ernst und die Liebe seines Wandels und seines Bekenntnisses auch viele Sünder zur Buße. Zur Zeit der Anfechtung goß er in manches betrübte und schwankende Herz den Wein göttlicher Stärke. Als ein Feind alles weichen und müßigen Lebens pflegte er oft zu sagen: „Der Müßiggang entkräftet die Streiter Jesu Christi, und ein Mensch,

dessen Herz noch an den Vergnügungen dieser Welt hängt, kann sich nicht darnach sehnen, sein Christenbekenntniß, wenn es seyn muß, mit dem Tode zu besiegeln."

Statthalter der Provinz Galatien war zur Zeit der Diokletianischen Verfolgung Theoktenos, ein grausamer Mensch, der dem Kaiser versprochen hatte, wenigstens aus der ihm untergebenen Provinz den christlichen Namen ganz zu vertilgen. Kaum waren daher zu Ancyra die kaiserlichen Befehle bekannt geworden, als viele Gläubige aus Furcht vor dem Statthalter die Flucht ergriffen, und sich in Einöden und Bergschluchten verbargen. Die Heiden aber feierten Freudenfeste, stürmten in die Häuser der Geflüchteten, und schleppten fort, was ihnen gefiel. Christen, die sich öffentlich zeigten, mußten zwischen dem Märtyrertode und der Verläugnung des Glaubens wählen. Die Angesehensten beraubte man ihrer Güter, und warf sie dann in Bande und Kerker. Ihre Weiber und Töchter wurden durch die Straßen geschleift, und selbst der kleinsten Kinder nicht geschont, deren ganzes Verbrechen war, von christlichen Aeltern geboren zu seyn.

Während die Verfolgung so in der Stadt Ancyra wüthete, suchte Theodot, so viel er konnte, den Bekennern im Gefängnisse beizustehen, und begrub die Leichname der Märtyrer, obgleich es bei Todesstrafe verboten war, ihnen diesen letzten Dienst zu erweisen. Auch hatte der Statthalter befohlen, alle Lebensmittel, bevor sie feilgeboten würden, den Götzen zu opfern, um dadurch die Christen zu nöthigen, entweder Hungers zu sterben, oder am Götzendienste Theil zu nehmen. Theodot aber hatte sich mit einem großen Vorrath von Getreide und Wein versehen, der durch solche Opfer nicht verunreinigt war. Diese Lebensbedürfnisse verkaufte er jetzt um den Preis, für welchen er sie gekauft hatte. So war durch sein, von den Gesetzen geschütztes Gewerbe, die Weinschenke Theodots zu einer Zufluchtsstätte für die Christen geworden. Sein Haus war jetzt ein Ort des Gebetes. Zugleich fanden Kranke hier die nöthige Verpflegung, und Fremdlinge eine sichere Aufnahme.

Während Theodot sich einst auf kurze Zeit von Ancyra entfernt hatte, waren außer mehreren Andern auch sieben Jungfrauen eingezogen worden; unter ihnen Tekusa, das einstige Werkzeug seiner Befehrung. Mit Schmerzen vernahm er bei seiner Rückkunft, welchen schweren Glaubensprüfungen diese des Statthalters Grausamkeit unterworfen hatte. Als nämlich seine

Drohungen erfolglos geblieben waren, hatte er alle sieben jungen Wüstlingen zur Entehrung übergeben. Die Jungfrauen hatten zu ihrer Vertheidigung nichts als Bitten und Thränen, doch Gott gab diesen Waffen Kraft, daß jene Buben sich scheu von ihnen zurückzogen. Da ersann der Heide ein anderes Mittel, um ihre Standhaftigkeit zu brechen. Er ernannte alle sieben zu Priesterinnen der Göttinnen Minerva und Diana. Als darauf der Tag der Feier jener Götzen kam, wurden deren Bilder, jedes in einem besonderen Wagen, zu einem Teiche gebracht, und hier gewaschen. Dann wurden auch die sieben Jungfrauen in offene Wagen gesetzt, und zum Teiche geführt, um da auf dieselbe Weise gewaschen zu werden. Sie wurden mit Gewalt entkleidet, und so völlig entblößt dem Muthwillen des schamlosen Pöbels ausgesetzt. Endlich wurde der Zug geordnet, und setzte sich nach dem Tempel in Bewegung. Vorauf die sieben Jungfrauen, hinter ihnen die Wagen, welche die Götzenbilder führten, dann eine große Menge Volk. Theodotus selbst, von seiner Wache umgeben, beschloß den Zug.

Während der Prozession lag Theodotus auf seinen Knien, und betete unablässig, daß Gott die Befennerinnen siegreich aus allen Prüfungen möge hervorgehen lassen. Mit vielen andern Christen erwartete er den Ausgang in einem, der Patriarchenkirche nahe gelegenen Hause. Alle verharrten knieend in demüthigem Gebete von Tagesanbruch an bis Mittag, wo ihnen endlich die Nachricht wurde, daß alle sieben im Teiche ertränkt worden seyen. Da ward Theodotus voller Freude, hob mit thränenden Augen seine Hände zum Himmel, und dankte dem Herrn mit lauter Stimme, daß er sein Gebet erhört, und die Schwestern so bald vollendet habe. Später wurde ihm von einem Augenzeugen erzählt, daß die Jungfrauen die Schmeicheleien, wie die Versprechungen des Statthalters standhaft verschmäht, und mit heiliger Entrüstung die alten Priesterinnen der Diana und Minerva von sich gestoßen hätten, als diese ihnen eine Krone und ein weißes Kleid, die Zeichen des ihnen übertragenen Amtes, dargeboten. Da habe der Statthalter zornig befohlen, ihnen große Steine an den Hals zu binden, und sie im Teiche zu ertränken. Die Namen dieser sieben Jungfrauen sind: Tekusa, Alexandria, Claudia, Euphrasia, Matrona, Zulitta und Phaine.

In der Nacht nahm Theodot unter großen Gefahren die von den Heiden bewachten Leichname der Jungfrauen, und

bestattete sie. Sobald dies in der Stadt bekannt wurde, ward jeder Christ, dessen man habhaft werden konnte, verhaftet und auf die Folter gespannt, um ihn zum Geständniß des Thäters zu bringen. Als Theodot erfuhr, daß schon eine große Anzahl ergriffen sey, wollte er sich selbst ausliefern, und die That eingestehen; allein die Brüder gaben es nicht zu. Ein Christ, Polychronius, wagte sich, als Bauer verkleidet, auf den öffentlichen Platz, um genaue Kunde von dem einzuziehen, was vorging. Trotz seiner Verkleidung jedoch erkannte man ihn. Er wurde vor den Statthalter geführt, der ihn sogleich auf die Folter spannen ließ. Anfangs litt er mit Geduld; doch die gesteigerte Marter und die Drohung des Todes überwältigten ihn. Er gestand, Theodot habe die sieben Leichname begraben, und zeigte auch den Ort an, wo er sie bestattet hatte. Der Statthalter gab auf der Stelle Befehl, daß man sie ausgraben und verbrennen solle.

Als Theodotus dies alles erfuhr, sah er wohl, daß seine Stunde gekommen war. Er sagte den Brüdern Lebewohl, begehrt von ihnen den Beistand ihres Gebetes, und dachte an nichts mehr, als sich zum letzten Kampfe vorzubereiten. Freiwillig lieferte er sich in die Hände seiner Peiniger. Unererschrocken stand er vor dem Richtersthule und blickte lächelnd auf das Feuer, die Räder, die Folterbank und die andern Marterwerkzeuge, die man in Bereitschaft hatte. Theoktenos ermahnte ihn unter großen Versprechungen, dem Dienste Christi abzusagen. Freudig aber bekannte er sich zu seinem Herrn und Meister, und nannte die Götzen der Heiden schändliche Sünder. Da geriethen die Priesterinnen der Diana und Minerva in solche Raserei, daß sie sich die Haare ausrauten, die Kleider zerrissen, und die Kronen, die sie auf dem Kopfe trugen, mit Füßen zertraten. Man hörte bald nichts mehr, als ein verworrenes Geschrei des Böbels, der Rache an den Feinden seiner Götter forderte.

Theodot wurde auf die Folter gespannt. Jeder der anwesenden Heiden drängte sich herbei, ihn peinigen zu helfen, um seinen Eifer für die Götter zu beweisen. Mehrere Schergen, die sich wechselseitig ablösten, zerrissen ihm den Leib mit eisernen Krallen. Dann gossen sie Weinessig in seine Wunden, und brannten sie mit Fackeln aus. Als dies noch nichts fruchtete, zerschlugen sie ihm erst die Zähne, dann die Kinnladen mit Steinen. Aber die Schergen waren erschöpft, während Theodot unempfindlich gegen den Schmerz zu seyn schien. Der Statthalter

ließ ihn daher ins Gefängniß bringen, und zu neuen Qualen aufbewahren. Als der Märtyrer über den Platz ging, zeigte er seinen ganz zersfleischten Leib, als einen Beweis der Macht Jesu Christi und der Kraft, die er den Seinen mittheilt, wess Standes sie auch seyn mögen.

Fünf Tage nachher ließ ihn der Statthalter wieder vor sich führen. Er ließ ihn von Neuem auf die Folter spannen und alle seine Wunden öffnen. Theodot gab keinen Schmerzenslaut von sich. Theoktenos befahl, den Boden mit glühenden Ziegelsteinen zu bedecken und den Märtyrer darauf zu werfen. Es fruchtete nichts. Da ermüdete der Heide und ließ ihn zur Enthauptung abführen, mit dem beigefügten Befehl, seinen Leib zu verbrennen, damit ihm die Christen keine Grabstätte geben könnten.

Als Theodot nun endlich das Ziel seines Leidens, den Ort seiner Hinrichtung erreicht hatte, dankte er in einem brünstigen Gebete seinem Heilande, daß er ihn durch seine Gnade mitten in den Qualen aufrecht erhalten habe. Zugleich flehte er zu ihm, daß er der Verfolgung ein Ende machen, sich seiner hartgebrückten Kirche erbarmen und ihr endlich den Frieden geben möge. Dann wendete er sich zu den Christen, die ihn begleiteten und sprach: „Weinet nicht über meinen Tod, sondern preiset vielmehr den Herrn, der mich zu einer glücklichen Vollendung meiner Laufbahn geführt und mir den Sieg über den Feind verliehen hat.“ Das waren seine letzten Worte. Mit Freuden empfing er den Todesstreich; und seine Seele zog ein in das himmlische Jerusalem, nach dem er sein Leben lang gepilgert war.

Julitta von Cäsarea.

(gest. 303.)

„Ich rufe, und ist kein Recht da.“ Hiob 19, 7.

Julitta aus Cäsarea in Cappadocien war eine vornehme Frau von ausgezeichneten Geistesgaben. Sie hatte einen

Prozeß mit einem der vornehmsten Männer in Cäsarea, der sich auf ungerechte Weise in Besitz eines großen Theils ihres Vermögens gesetzt, den Richter bestochen und Leute gedungen hatte, die schwören sollten, daß die streitigen Güter sein Eigenthum seyen. Julitta verließ sich auf die Gerechtigkeit ihrer Sache, und glaubte, sie brauche weiter nichts, als der Obrigkeit eine aufrichtige Erzählung ihrer Ansprüche mitzutheilen. Als aber die Sache entschieden werden sollte, erklärte der Verklagte, statt seine Ansprüche zu beweisen, sein Gewissen erlaube ihm nicht, mit einer Person, die einer vom Geseze verbotenen Religion anhänge, sich in einen Rechtshandel einzulassen. Er könne daher in seiner Vertheidigung nicht fortfahren, wenn die Klägerin nicht dem Christenthume entsage.

Der bestochene Richter unterstützte diesen Antrag und erklärte, daß das, was er verlange, den Reichsgesetzen gemäß sey. Er gab alsdann Befehl, einen Altar herbei zu bringen, Feuer darauf zu thun, Weihrauch herzurichten, und sagte hierauf den Parteien, daß, wenn sie irgend eine Wohlthat der Geseze erwarteten, beide den Göttern opfern müßten.

Der unrechtmäßige Besitzer that sogleich nach des Richters Begehren; Julitta aber bewies, daß ihr Glaube ihr viel theurer war, als Hab und Gut, ja als ihr Leben selbst. Sie sprach: „Man raube mir das Leben und entreiße mir alle meine Güter; aber eher soll von meinem Körper nichts mehr übrig seyn, bevor aus meinem Munde nur ein Wort gegen Gott, meinen Schöpfer, kommen soll.“ Sie wurde wegen dieses Bekenntnisses zum Feuer-tode verurtheilt. Freudig hörte sie ihr Todesurtheil an, und stärkte sogar noch durch ihren Zuspruch die umstehenden Brüder in ihrem Glauben. Die Heiden aber konnten nicht begreifen, wie eine Frau ihres Alters, Ranges und Ansehens für einen gekreuzigten Juden dies alles hinzugeben im Stande seyn könne. Julitta jedoch bestieg getrost den Scheiterhaufen, um in jenem Leben hundertfältig wieder zu nehmen, was sie in diesem um des Herrn willen verlassen hatte.

Der alte Kirchenvater Basilius erzählt, an dem Orte, wo ihr Leichnam bestattet wurde, sey bald darauf ein Quell köstlichen Wassers hervorgebrochen. So habe diese Märtyrerin, gleich einer sorglichen Mutter, noch nach ihrem Tode alle Bewohner der Stadt erquidt. An diese Mittheilung knüpft er dann die Ermahnung: „Ihr Männer aber weicht den Weibern nicht

in Vertheidigung des Glaubens. Lernet aus dem Beispiele der heiligen Julitta, daß uns die Schwäche unserer Natur kein Hinderniß ist, Thaten christlichen Muthes zu vollbringen."

Julitta von Iconium.

(gest. 304.)

„Siehe, hier bin ich und die Kinder, die mir der Herr gegeben hat.“ (Jes. 8, 18.)

Schon im folgenden Jahre vollendete eine andere Julitta, eine Lykaonierin von königlicher Abkunft, die eben genannte nicht bloß übertreffend an hohem Stande, sondern auch in der Erduldung größerer Marter, als jener von Gott beschieden waren. Als der Befehl, den Göttern zu opfern, in Iconium, ihrer Vaterstadt, bekannt gemacht wurde, entfernte sie sich aus derselben, um nicht einem selbst erwählten Märtyrerthum entgegen zu gehen. Von allen ihren Schätzen nahm sie nur ihr drei Jahre altes Söhnchen, Cyricus, und zwei treue weibliche Diensboten mit sich. In Tarsus aber wurde sie ergriffen, nach Iconium zurück gebracht und vor den Statthalter Alexander geführt. Sie gestand freimüthig, daß sie eine Christin sey. Wegen dieses Bekenntnisses wurde sie auf die Folter gebracht, ertrug aber alle Qualen mit großer Geduld. Nur das Kind weinte bitterlich, als es seine Mutter so leiden sah, und wollte durchaus zu ihr hin. Selbst das harte Herz des Statthalters wurde von diesen Thränen gerührt, und da ihn die besondere Schönheit des Knaben anzog, nahm er ihn auf seinen Schooß, und suchte ihn zu beruhigen. Das Kind aber weinte immer heftiger, rief seine Mutter unaufhörlich mit Namen, und als es doch nicht zu ihr gebracht wurde, fing es plötzlich an, ihre Worte nachzuahmen und rief laut: „Ich bin ein Christ! Ich bin ein Christ!“ Dieser rührende Ausdruck kindlicher Unschuld, der ein Felsenherz hätte erweichen sollen, verwandelte aber des Statthalters Mitleid in plötzliche Wuth. Er schleuderte den Knaben so wüthend zur Erde, daß sein Gehirn auf dem Boden umherspritzte.

Die standhafte Mutter hatte diese gräßliche That von ihrem Schmerzenslager mit ansehen müssen. Aber so sehr auch ihr Mutterherz blutete, dankte sie doch Gott mit lauter Stimme, daß ihr Kind ihr vorausgegangen sey, und sie wegen seines künftigen Schicksals nicht mehr besorgt zu seyn brauche. Um ihre Qualen zu vermehren, ließ der wilde Statthalter siedendes Pech auf ihre Füße gießen, und ihre Seite mit spizigen Haken zerreißen. Endlich verurtheilte er sie zur Enthauptung. Sie wurde an den Ort geführt, wo man die Verbrecher zu begraben pflegte. Hier fiel sie auf ihre Kniee und betete: „Ich danke dir, o mein Gott, daß du meinen Sohn zuerst in dein Reich versetzt hast. Würdige nun auch deine Magd, so unwürdig sie dessen ist, daß sie dort aufgenommen werde! Führe mich, wie die klugen Jungfrauen, in die hochzeitliche Kammer ein!“ Als sie dies gesprochen, schlug ihr der Henker das Haupt ab. Das war am 15. Juli.



Romanus, Alphäus u. Zachäus.

(gest. 304.)

„Darum ist mein Herz fröhlich, und meine Zunge freuet sich, denn auch mein Fleisch wird ruhen in der Hoffnung.“

(Ap. 2, 26.)

An vielen Orten war die Anzahl der bis in den Tod getreuen Christen so groß, daß selbst die heidnischen Obrigkeiten in Schrecken darüber geriethen, und es nicht wagten, die kaiserlichen Gesetze mit ganzer Strenge durchzuführen. Sie fühlten, daß durch bloße Hinrichtungen der Name Jesu nicht ausgetilgt werden könnte, daß vielmehr aus dem Tode der Christen neues Leben entkeimte. Darum war es ihnen denn häufig auch weit willkommener, wenn sie einen Bekenner zum Opfern bringen konnten, als daß sie ihn zum Tode verurtheilen sollten. Mit der Noth und Gefahr der Kirche wuchs aber auch die Kraft derselben. Der Geist Gottes regte sich mächtiger, als je. Das Beispiel so vieler Glaubenshelden predigte gewaltig. Der Abtrünnigen und Verläugner wurden immer weniger. Da kam's denn an vielen

Orten dahin, daß die Heiden auf alle mögliche Weise die als Abtrünnige darzustellen suchten, um sie dann frei zu lassen, die doch nicht einmal mit den Fingerspitzen das Götzenopfer angerührt hatten.

So erzählt Eusebius über den Verlauf der Verfolgung zu Cäsarea in Palästina: „Etliche fasten einen Christen bei den Armen, zerrten ihn zum Opfertische hin, warfen ihm das abscheuliche, gottlose Opfer auf die Hand, und entließen ihn dann, gleich als ob er geopfert hätte. Ein anderer war zwar nicht dazu zu bewegen gewesen, mit der äußersten Fingerspitze den Weihrauch zu berühren, doch wurde er in der Stille entlassen, weil einige Heiden hinterher behaupteten, er habe es gethan. Wieder ein anderer wurde halb todt ergriffen, in die Höhe gehoben, dann für todt hingeworfen, und nun von seinen Banden gelöst, und unter diejenigen gezählt, die geopfert hatten. Noch einem andern, der mit lauter Stimme betheuerte, daß er nie einstimmen werde, zu opfern, schlug man mit Fäusten auf den Mund, zwang ihn so zum Schweigen, und stieß ihn dann mit Gewalt hinaus, als ob er doch geopfert hätte. So sehr war ihnen darum zu thun, daß auch nur zum Scheine ihre Befehle erfüllt würden.“

Freilich wüthete daneben die Verfolgung doch mit allen Gräueln fort, denn die Christen wollten ja, wie wir gesehen haben, auch allen bösen Schein meiden. So hat denn auch die Stadt Cäsarea ihre Blutzegen in damaliger Zeit, deren Leiden uns derselbe Eusebius näher beschrieben hat. Zu ihnen gehören die drei Männer, deren Namen die Ueberschrift dieses Abschnittes bilden. Als Alphäus und Zachäus durch nichts zu bewegen waren, ihren Herrn Christum zu verläugnen, wurden sie mit den schwersten Ketten belastet, mit scharfen Geißeln und Krallen zerfleischt, und sonst noch auf das Grausamste gepeinigt. Aber ihr Glaubensmuth blieb unerlöschlich. Da spannten die wilden Heiden ihre Füße 24 Stunden lang in den Folterstock, eine furchtbare Maschine, durch welche der Körper des Gefolterten mit Gewalt in die Länge gezogen wurde. Die Wuth der Beiniger trieb diese teuflische Qual bis zur äußersten Höhe, so daß ihre Schlachtopfer fast mitten auseinander gerissen wurden. Dennoch hörten die Bekenner nicht auf, den einen Gott und König und Herrn, Jesum Christum, mit lauter Stimme zu bekennen. Endlich, als man des Quälens müde geworden war, wurden sie mit dem Schwerte enthauptet. Das geschah am 17. November 304.

Zu derselben Zeit litt, und an demselben Tage vollendete zu Antiochien ein anderer Christ aus Cäsarea, Romanus mit Namen, bisher Exorcist und Diakon der letztgenannten Gemeinde. Als aber die Kirchen der Stadt Cäsarea zerstört worden waren, war er nach Antiochien gegangen. Hier hatte er es anders, als in seiner Vaterstadt gefunden. Er sah viele Männer, Weiber und Kinder den Gözentempeln zufliehen, um zu opfern. Solchen Anblick konnte er nicht ertragen. Von heiligem Eifer getrieben, trat er hinzu, und strafte die Abtrünnigen mit ernstern Worten. Sofort wurde er von den Heiden ergriffen, vor Gericht geführt, und als er standhaft bei seinem Bekenntnisse blieb, zum Feuer-tode verurtheilt. Mit fröhlichem Angesichte ließ er sich zum Tode abführen. Er wurde an einen Pfahl gebunden, und rings um ihn her Holz und dürres Gesträuch angehäuft. Da sollte der Märtyrer nach Gottes Rath erst noch eine schwerere Glaubensprobe überstehen. Gottes Kraft wollte sich an ihm noch viel überschwenglicher erweisen.

Kaiser Diokletian war grade zu jener Zeit in Antiochien anwesend. Er hatte von Romanus gehört, und ihm erschien seine Strafe zu gelinde. Er befahl, daß er vor ihn geführt werde. Der Märtyrer wurde von seinem Pfahle wieder los gebunden, und vor den Kaiser gebracht. Doch auch diesem Mächtigsten der Erde gegenüber, beharrte er unerschütterlich bei seinem Bekenntnisse. Da gebot der zornige Fürst, daß ihm die Zunge ausgeschnitten werde. Romanus hörte den grausamen Befehl, aber er erzitterte nicht, ja als ein rechter Gottesheld streckte er die Zunge freiwillig heraus, und bot sie dem Henker zum Abschneiden dar. Doch als nun des Kaisers Befehl vollzogen war, siehe, da verherrlichte sich Gott an seinem Knechte in wunderbarer Weise. Wie der Mensch nicht vom Brote allein lebt, sondern der Herr ihn auch durch jegliches Wort aus seinem Munde erhalten kann; so zeigte derselbe Gott an Romanus, daß er seine Zeugen auch reden lassen kann ohne Zunge. Denn der, dem um seines Bekenntnisses willen die Zunge ausgeschnitten war, verlor gleichwohl den Gebrauch der Sprache nicht, sondern fuhr rastlos fort, mit lauter Stimme seinen Herrn zu bekennen, die Brüder zu trösten und zu ermahnen, und sie auf den allein wahren Gott hin zu weisen. Auch dankte er mit inbrünstigem Flehen dem Allerbarmen, daß er so große Wunderdinge an ihm gethan habe. Das Volk staunte, und viele wurden tief erschüttert.

Da ließ der erbitterte Kaiser den Hochbegnadigten in den Kerker zurückführen, damit durch sein Zeugniß nicht etwa noch mehr Heiden zu Christo geführt würden. In der Verborgenheit des Kerkers wurden nun die grausamsten Peinigungen unablässig fortgesetzt. Insbesondere suchte man durch den schon beschriebenen Marterstock seine Standhaftigkeit zu erschüttern. Sein Leib wurde in so schauerlicher Weise ausgedehnt, daß er auseinander zu reißen drohte. Aber der Herr, dessen Ehre es ja hier galt, fuhr fort, sein schwaches, leidendes Kind in der wunderbarsten Weise zu stärken. Als die Henker sahen, daß an Romanus all ihre gräßliche Kunst zu Schanden wurde, erdrosselten sie ihn endlich mit einem Strange, während er noch auf dem Stocke ausgespannt war.

Ob zwar sein Todestag, wie der des Alphäus und des Zachäus, der 17. November war, hat doch die Kirche, sowohl die des Abend- als die des Morgenlandes, von je her das Gedächtniß dieser drei Märtyrer den 18. November gefeiert.

Appianus u. sein Bruder Medesius.

(gest. 305.)

Appianus wurde zu Pagaß, einer nicht unbedeutenden Stadt Lyciens, von sehr reichen Aeltern geboren. Als Jüngling ging er nach Berytus, um hier die berühmte Rechtsschule zu besuchen. Er überwand die Begierlichkeiten der Jugend, und lebte in strenger Sittlichkeit, ehrbar, nüchtern und fromm. Als er von Berytus wieder in die Heimath zurückkehrte, hatte sein Vater den ersten Rang der Stadt erhalten. Doch Appian konnte es nicht lange in der Vaterstadt aushalten; denn sein Vater und seine Verwandten lebten nicht nach dem göttlichen Gesetze. Alle Weltehre und sinnliche Vergnügungen verachtend, entfloh Appian heimlich aus dem Hause, ohne sich um das zu seinem täglichen Unterhalte Nothwendige zu kümmern, weil er seine Hoffnung und sein Vertrauen auf Gott setzte. „Gleichsam vom h. Geiste geleit-

„tet,“ sagt Eusebius, der uns dieses Alles berichtet hat, „kam er geradewegs nach Cäsarea, wo seiner die Märtyrerkrone wartete. Als er hier mit uns lebte, und sich, so viel es in der kurzen Zeit möglich war, aus dem Lesen der h. Schrift Früchte gesammelt hatte; ward er endlich durch einen Tod verherrlicht, den man unmöglich ohne Bewunderung sehen konnte. Wer aber auch nur davon erzählen hört, muß in dem Jünglinge sein Vertrauen, seine Geistesfreiheit, seine Standhaftigkeit, vor allem aber die Kühnheit seines Entschlusses bewundern.“

Es wurden nämlich in jener Zeit von Maximinus, Diocletians Mitregenten, die Christen in Cäsarea hart verfolgt. Jeder Hausvater der ganzen Stadt wurde durch einen eigens dazu bestellten Herold einzeln und bei Namen zu den Gözentempeln gerufen, damit er entweder opferte, oder stirbe. Da wurden Viele schwach und verläugneten. Unter Andern war auch ein gewisser Urbanus, der sich durch Furcht vor dem Tode erschrecken ließ. Er trat vor den Altar, und stand eben im Begriff, den Götzen zu opfern. Da drängte sich plötzlich der junge Appian durch die Menge des Volks, selbst durch die ganze Geherte Soldaten, die um den Präfes herum standen, ergriff mit entschlossenem Muth Urbanus Rechte, zwang ihn, auf der Stelle vom Opfer abzulassen, und fing darauf an, ihn mit strengem Ernste zu ermahnen, daß er von diesem Irrthume zurückkehrte; denn es sey höchst unvernünftig, daß Menschen den einen, wahren Gott verlassen, und dafür Bildern und Götzen Opfer brächten. „Er hatte,“ erzählt Eusebius, „Niemandem etwas von seinem kühnen Vorhaben gesagt, auch nicht einmal uns, die wir mit ihm in demselben Hause wohnten.“ „Alles das aber that der starkmüthige Jüngling gewiß nur durch eine göttliche Kraft, die ihn dazu antrieb, um nämlich durch diese That Allen laut zu bezeugen, daß wahre Christen so wenig von ihrem Glauben abgebracht werden können, daß sie vielmehr erhaben über Drohungen und Marter, nur um desto freier reden, und die Wahrheit mit edlem und unerschrockenem Muth verkündigen!“

Als bald ward Appian ergriffen, mit Schlägen überhäuft, und dann in den Kerker geworfen. Seine Füße wurden in die Folterbank gespannt. In dieser Lage blieb er eine ganze Nacht, und einen ganzen Tag; dann ward er dem Richter vorgeführt. Dieser drängte ihn mit Ungestüm, den Göttern zu opfern. „Da hat,“ sagte Eusebius, „Appian die ganze, unbefiegbare Standhaftigkeit seines Gemüthes bei allen Drangsalen und den schreck-

lichsten Martern geoffenbart. Seine Seiten wurden nicht Einmal, sondern wiederholt, und oft bis auf die Beine und Eingeweide zerschlungen, sein Mund und Scheitel mit Bleigeißeln vielmal zerschlagen, und sein Angesicht dadurch so entstellt, daß Keiner, der ihn auch noch so gut kannte, dasselbe wieder erkennen konnte. Weil er aber auch auf solche Schmerzen nicht nachgab, so tränk-ten die Henker auf Befehl des Präses eine Leinwand mit Del, legten dieselbe unter seine Füße, und machten darunter ein Feuer an. Was der selige Märtyrer dabei für Schmerzen empfand, läßt sich wohl, wie ich glaube, mit Worten gar nicht beschreiben. Schon hatte das Feuer das Fleisch verzehrt, und drang bis auf's Gebein, so daß alle Feuchtigkeit seines Körpers, wie geschmolzenes Wachs, tropfenweise herabfloß. Doch auch in diesen Martern siegreich, wurde er, wiewohl seine Feinde sich schon für überwunden erkannten, wieder mit Ketten gebunden. Am dritten Tage darauf ward er nochmals dem Richter vorgestellt, und als er, obgleich schon halb todt, noch immer standhaft seinen Glauben bekannte, wurde er in die Tiefe des Meeres versenkt."

„Was aber darauf geschehen ist," fährt Eusebius weiter fort, „wird wohl, wenn ich's erzähle, denen, die es nicht selbst mit Augen gesehen haben, unglaublich scheinen. Doch, obschon ich voraussehe, daß man mir nicht glauben wird, ist es mir nicht möglich, diese Begebenheit dem Andenken der Nachkommen zu entziehen, da ja fast alle Einwohner Cäsarea's Zeugen dieses Wunders gewesen sind, und Menschen jeden Alters bei dem wunderbaren Schauspiel gegenwärtig waren. Nachdem nämlich dieser heilige und selige Jüngling mitten im Meere in einen tiefen Abgrund versenkt war, erschütterte plötzlich eine solche Bewegung und ein solches Getöse nicht nur das Meer, sondern auch die Luft, daß die ganze Erde, und insbesondere die Stadt Cäsarea, von diesem Beben geschüttelt wurde. In demselben Augenblicke aber, als diese plötzliche und wunderbare Erderschütterung entstand, ward auch der Leib des Märtyrers von den Meeresfluthen, die ihn nicht behalten konnten, vor die Thore der Stadt ausgeworfen." Das war am 2. April 303, als Appianus sein zwanzigstes Jahr noch nicht vollendet hatte.

Kurze Zeit nach Appian zeugte auch Aedesius, des Erstern Bruder, nicht nur dem Fleische, sondern auch dem Geiste nach, mit seinem Leben für Christum. Er hatte sich früher auf die Weltweisheit geworfen, war aber dann von Pamphilus, dessen Märtyrertod auch an seiner Stelle beschrieben ist, in die

göttliche Weisheit eingeweiht worden. Er legte zu wiederholten Malen vor der heidnischen Obrigkeit ein gutes Bekenntniß von seinem Herrn und Meister ab, und wurde in den Kerker geworfen. Er trug lange die Banden und Leiden der Gefangenschaft, bis er endlich verurtheilt wurde, in den Bergwerken von Palästina hinzuschmachten. Er wurde jedoch nach einiger Zeit in Freiheit gesetzt, und ging nach Alexandrien. Hier war Hierocles Präsekt, ein äußerst grausamer und wilder Mensch. Nedesium sah mit blutendem Herzen, wie Hierocles ehrwürdige Männer auf das Schimpflichste behandelte, Frauen von untadelhafter Sittenreinheit, ja selbst Gott geweihte Jungfrauen durch Kuppler allen Arten von Schändlichkeiten Preis gab. Nedesium, vom Geiste Gottes ergriffen, trat furchtlos vor den Präsekten, und verwies ihm seine Grausamkeit, mit der er die Christen behandelte, besonders aber, daß er keusche Jungfrauen der Schande überlieferte. Hierocles konnte solche freimüthige Worte nicht ertragen. Nedesium ward auf seinen Befehl ergriffen, und auf die Folter gelegt. Als der Christ trotz der größten Schmerzen standhaft blieb, wurde er endlich ins Meer gestürzt, und ist so auf dieselbe Weise gestorben, wie sein glaubensfroher Bruder Appian. Der Todestag des Nedesium ist wahrscheinlich der 8. April, weil das alte, römische Märtyrerverzeichniß seinen Gedächtnistag auf diesen Tag angesetzt hat.

Gordius, Hauptmann zu Cäsarea.

(gest. 306.)

„Der Herr sprach zu ihm: Gehe hin!“ „Dieser ist mir ein ausgewähltes Rüstzeug, daß er meinen Namen trage vor den Heiden.“ (Ap. 9, 15.)

Welcher Leser kennt nicht die köstliche Geschichte vom Hauptmann Cornelius zu Cäsarea? Es müßte gar ein Mensch seyn, der nicht einmal an den hohen Festtagen zur Kirche kommt, denn Ostern und Pfingsten verkündigen ja die Festepisteln von diesem Erstlinge, der aus den Heiden zur Gemeine Gottes hinzugehan wurde. Wie es aber zwei Städte giebt, die Cäsarea

heissen, die eine am mittelländischen Meere im Stamme *Manasse* gelegen, die andere in *Cappadocien*, so hat auch jede ihren Hauptmann aufzuweisen, aus der Schaar, die da heist die welsche, der gottselig und gottesfürchtig war. Der im *cappadocischen* *Cäsarea* hieß *Gordius*.

Der Hauptmann *Gordius* war ein Stadtkind aus *Cäsarea*, hatte sich frühe in den Kriegsdienst begeben, und war im kaiserlichen Heere bis zu jener Würde emporgestiegen. Neben seinem irdischen Kriegsheere diente er aber mit gleicher Treue dem himmlischen Herzog unserer Seligkeit. Er war von großer Klugheit und seltener Leibesstärke, und wurde für einen der trefflichsten Kriegsmänner gehalten. Als die grausame *diocletianische* Verfolgung auch in seiner Vaterstadt ausbrach, und *Gordius* all das Elend und den Jammer mit ansehen mußte, verließ er Hab und Gut, Freunde und Verwandte, Ehre und Ansehen, und ging in einen öden, wüsten Wald. „Er gedachte,“ sagt *Basilius* der Große, der uns sein Leben und Leiden beschrieben hat, „es wäre besser für ihn, wenn er sich in den Höhlen der wilden Thiere aufhielte, als unter den Menschen bliebe, wo er eine so entseßliche Abgötterei mit ansehen mußte.“ Hier in der Einsamkeit, fern von dem Geräusche der Stadt mit ihren Käufern und Verkäufern, Schwägern und Verläumdern und all dem Getreibe von Hochmuth, Ehrgeiz und Lüge, vertiefte er sich, mit eifriger Besserung seines ganzen Lebens, in eine ernste Betrachtung des ewigen Gottes. Und *Basilius* erzählt von ihm, daß er durch den rechten Lehrmeister, den heiligen Geist, unterwiesen, zum Verständniß vieler Geheimnisse des Glaubens gelangt sey, die man von Menschen nimmermehr erlernen könne, ja daß er den Herrn selbst gesehen habe.

So wurde er in der stillen Einöde des Waldes zu einem rechten Held und Streiter unseres Herrn *Jesu Christi*, zu einem auserwählten Rüstzeuge, zubereitet. Als aber dieser Liebesrath Gottes an seinem Herzen erfüllt war, da erwachte auch in seinem Innern ein heißer Drang, der ihn nicht länger in seiner Verborgenheit bleiben ließ. Er beschloß, wieder unter das abgöttische Volk zu treten, und vor ihm laut von *Jesu Christo* zu zeugen. Durch Wachen und Beten, durch Fasten und Betrachten des göttlichen Wortes bereitete er sich zu seinem Kampfe vor. Er harrete mit der Ausführung seines Vorhabens bis zu dem Tage, an welchem in *Cäsarea* zu Ehren des Gottes *Mars* feierliche Kospiziele gehalten wurden. Zu diesen Spielen pflegte sich das

ganze Volk zu versammeln. Selbst die Juden nahmen Theil, sa mitten unter den Heiden saßen auch viele Christen. Die Knechte feierten an diesem Tage von ihrer Arbeit, die Knaben liefen aus den Schulen, und was die Stadt an unehlichen und lieberlichen Weibspersonen hatte, das konnte man hier auch vereinigt finden.

Der Tag des Festes erschien. Die Volksmenge war versammelt, und harrete auf dem öffentlichen Plage ungeduldig des Beginnes der Spiele. Da stieg plötzlich, wie Held Gottes, Gordius von dem nahen Berge hernieder, und stellte sich mit unerschrockenem Angesichte mitten auf den Platz. Er hatte sich auf seinem Gange fortwährend durch den Spruch des Propheten Habakuk gestärkt: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben.“ Das Volk staunte. Niemand kannte anfangs den seltsamen Fremdling, denn das Aussehen des Gordius hatte sich durch den langen Aufenthalt in der Wüste völlig verändert. Seine Kleider waren zerrissen, Bart und Haupthaar hingen verworren herab, seine ganze Gestalt war abgezehrt und gebeugt. Bei alledem lag aber in seiner ganzen Erscheinung etwas Ehrfurcht gebietendes. Die Hoheit seiner Gesinnung, der Friede seines Herzens, und der Heldenmuth seiner Seele, leuchtete durch die zerlumppte Umhüllung. Ueber der Schulter hing ihm eine Tasche, in der Hand trug er einen Stab, und als er nun so da stand, rief er mit starker Stimme das Wort des Herrn: „Ich bin gefunden worden von denen, die mich nicht suchten, und bin erschienen denen, die nicht nach mir fragten!“

Jetzt erkannte man in der verwilderten Gestalt den einst so herrlichen Hauptmann. Die Juden und Heiden fingen an zu murren, die Christen freuten sich seines Zeugnisses. Aber Niemand achtete mehr weder der Kasse, noch der Wagen und Wagenlenker. Ein Herold brachte endlich das aufgeregte Volk zur Ruhe. Gordius aber wurde vor den Richter geführt. Hier erzählte er seine ganze Geschichte, und sagte dann: „Darum, o Richter, bin ich wiedergekommen, damit ich vor aller Welt bezeuge, daß ich nach den grausamen Mandaten, die du hast ausgehen lassen, nicht frage. Dagegen aber bekenne ich öffentlich, daß allein der Herr Jesus Christus meine einzige Hoffnung, mein einiger Schutz und Schirm ist.“ Zornig rief der Richter: „Wo sind die Henker? Wo die Ruthen und Geißeln? Sein Leib soll mit dem Rade zerstoßen werden! Man spanne ihn auf die Folter!“ Gordius erwiderte ihm gelassen: „Ich achte es für meinen größten Gewinn, wenn ich um meines Herrn Christi

willen Marter und Tod leiden soll.“ Immer höher stieg des Richters Zorn; Gordius aber richtete seine Augen zum Himmel, und sang mit freudiger Stimme viele tröstliche Verse aus den Psalmen Davids, wie: „Der Herr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht! Was können mir Menschen thun!“ und: „Ich fürchte kein Unglück, o Gott, denn du bist bei mir!“ Dann sagte er noch: „Kreuz, Leiden und Widerwärtigkeit, so man das alles um Gottes willen leidet, bringt gewiß mit sich ewige Freude und Seligkeit. Haben wir in Banden und Gefängniß gelegen, so werden wir uns an jenem Tage ihrer freuen. Hat man uns hier verklagt, ja auch endlich unbilliger Weise zum Tode verurtheilt, so werden wir dert ewige Glorie und Herrlichkeit erlangen, beides vor Gott und seinen lieben Engeln. Darum sind mir alle Drohungen nur ein seliger Gottesname, von dem ich Unsterblichkeit und ewige Seligkeit ernten werde.“

Als der Richter sah, daß seine Drohungen so wenig ihren Zweck erreichten, versuchte er durch Freundlichkeit und Milde den Christen zum Abfall zu bewegen. Er versprach ihm mit glatten Worten seine Freundschaft und des Kaisers Gunst. Gordius entgegnete ihm lächelnd: „Kannst du mir etwas Zeitliches geben, das besser ist, als das zukünftige, ewige, selige Leben?“ Nun aber gerieth der Richter vollends in Wuth, zog ganz außer sich das Schwert aus der Scheide, und befahl dem Henker, das Todesurtheil an Gordius zu vollstrecken.

Inzwischen war eine zahllose Menschenmenge auf dem Richtplatze zusammen geströmt. Niemand hatte Lust, den Rosspielen zuzusehen. Die ganze Stadt war wie ausgestorben. Jeder wollte sehen, was es mit Gordius für ein Ende nähme. Kein Handwerksmann blieb in seiner Werkstatt, kein Knecht bei seiner Arbeit. Auch die Weiber und Jungfrauen, edle und unedle, selbst solche, die bisher nie auf die Gasse gekommen waren, eilten herzu, und ließen ihre Häuser offen und unbewacht stehen. Sogar die alten und kranken Personen mochten nicht daheim bleiben.

Mitten in diesem Menschengedränge standen nun die Freunde und Verwandte des Gordius um ihn herum, umarmten und küßten ihn, und baten ihn mit Thränen in den Augen, er möge doch nicht muthwillig in das Feuer laufen, und seine jungen Jahre des fröhlichen Sonnenlichts berauben. Andere meinten: „er könne ja wohl in seinem Herzen den Herrn Christum behalten, während er ihn mit dem Munde verläugne; denn Gott sehe ja

nicht auf die Worte, sondern auf das Herz. So könne er Gott und dem Richter genug thun." Aber Gordius blieb wie ein Felsen mitten im ungestümen Meere, und ließ sich durch alle Bestürmungen seiner Verwandten nicht einen Augenblick irremachen. Als er sie darauf immer heftiger weinen sah, sprach er mit seinem Herrn und Meister: „Weinet nicht über mich, sondern weinet über diese Feinde Gottes, die ohne Unterlaß fromme Christen verfolgen. Ueber die, sage ich, möget ihr weinen, die uns um unseres Glaubens willen verbrennen, sich aber selbst damit am jüngsten Tage das höllische Feuer anzünden. Lasset mich zufrieden, denn ich bin aller Wege willig und bereit, alles Ungemach, ja tausend Tode, wenn es möglich wäre, um des Namens meines Herrn Jesu willen zu leiden.“ Und zu denen, die ihn überreden wollten, Christum mit der Zunge zu verläugnen, sagte er: „Meine Zunge, die mir mein Herr Jesus Christus aus Gnaden gegeben hat, soll nimmermehr dahin gebracht werden, daß sie ihren Schöpfer verläugnet; denn „mit dem Herzen,“ spricht der Apostel Paulus, „glaubet man zur Gerechtigkeit, aber mit dem Munde geschieht das Bekenntniß zum Heil und zum ewigen Leben.“ Sollte ich nun meinen Gott verläugnen, dem ich von meiner Jugend an gedient habe, so würden mir weder Sonne noch Sterne leuchten, ja ich glaube, das Erdreich müßte unter mir brechen!“ Weiter sagte er noch zu seinen Verwandten: „Ihr rathet mir, daß ich meinem Leben auf Erden einige Tage zusehen möge, dagegen aber das ewige Leben verliere. Ihr rathet mir, daß ich die zeitliche Pein und Marter fliehen, mich aber der seligen Gemeinschaft des ewigen Vaterlandes berauben soll. Weil wir aber auf Erden keine bleibende Statt haben, sondern dermal einst von hinnen scheiden müssen, so rathe ich euch, schonet doch nicht allzusehr eures zeitlichen Lebens, welches ihr ja doch bald verlassen müßet.“

Während Gordius diese und noch viele andere tröstliche und ermahnende Worte zu seinen Verwandten gesprochen hatte, war von den Henkern das Feuer zugerichtet worden, in welchem der Märtyrer sein irdisches Leben enden sollte. Gordius trat männlich und unerschrocken mit einem wohlvorbereiteten Herzen herzu. Sein Angesicht drückte keine Furcht aus, sondern strahlte von inniger Freude, gleich als wenn er schon in die Hände der lieben Engel, und nicht erst in die der Henker und Schergen gefallen wäre. So reich getröstet blieb er bis zu seinem letzten Athemzuge. Das ganze Volk fing aber dermaßen an zu schreien

und zu rufen, daß man dergleichen nie mehr gehört hat. Das geschah am 3. Januar, wahrscheinlich des Jahres 306.

Alles, was wir hier erzählt haben, ist einer Rede entnommen, die Basilius der Große am Gedächtnistage des Märtyrers vor seiner Gemeinde gehalten hat. Basilius aber hat alles von Augenzeugen gehört, von denen etliche noch lebten, als er diese Rede hielt. „Diese Geschichte,“ schließt er, „soll in Ewigkeit nicht vergessen werden, sondern wie wir, je mehr wir die Sonne betrachten, je mehr sie bewundern, so soll auch das Gedächtniß dieses Mannes, je länger es währt, um so frischer in unsern Herzen werden. Denn des Gerechten soll nimmermehr vergessen werden, weder zeitlich, so lange die Erde stehen wird, noch im Himmel, denn da wird sein gedenken der gerechte und höchste Richter, der Herr Jesus Christus, welchem sey Gloria, Ehre und alle Macht, von nun an bis in Ewigkeit! Amen!“

Bonifacius und Aglaë.

(gest. 307.)

„Weder die Hurer, noch die Abgöttischen, noch die Ehebrecher, noch die Trunkenbolde, noch die Lasterer, werden das Reich Gottes ererben. Und solche sind euer etliche gewesen: aber ihr seyd abgewaschen, ihr seyd geheiligt, ihr seyd gerecht geworden durch den Namen des Herrn Jesu, und durch den Geist unferees Gottes.“ (1 Cor. 6, 9—11.)

Bur Zeit des Kaisers Diokletian lebte in Rom ein Weib, Aglaë mit Namen, das in allen Stücken, die das Leben angenehm machen, wohl nur wenige seines gleichen im ganzen römischen Reiche hatte. Aglaë war nicht bloß jung, schön, und von vornehmer Geburt, sondern besaß auch so unerschöpfliche Reichthümer, daß sie die öffentlichen Spiele, welche in Rom jährlich gefeiert wurden, und an denen das ganze Volk Theil nahm, dreimal auf ihre Kosten geben konnte. Das wäre wohl am Ende dem Kaiser selbst zu viel geworden. Aglaë konnte aber mit dem Gelde nur so um sich werfen. Sie hatte allein drei und siebenzig

Haushofmeister, oder Procuratoren, wie sie damals gehelßen wurden, welche ihre zahlreichen Güter verwalteten. Bei alle diesem äußern Glanze und Reichthum sah es aber in ihrem Innern gar trübselig aus. Der verborgene Mensch ihres Herzens war nicht köstlich vor Gott. Sie lebte in heidnischen Sünden und Schanden, und dachte nicht an ihr ewiges Seelenheil. Ueber ihre ganze Dienerschaft, so wie über all' ihr Hab und Gut, hatte sie einen Oberprocurator gesetzt, der hieß Bonifacius. Mit dem lebte sie in öffentlicher Unzucht toll in den Tag hinein, und Bonifacius ließ sich ein solches Leben wohl behagen. Im Fressen und Saufen, im Schlemmen und Prassen suchte er seines gleichen. Die erste Hälfte unserer Ueberschrift giebt ein Bild, das war ihm wie aus den Augen geschnitten. Bei alledem hatten die beiden Leute doch auch ihre natürlichen guten Seiten. Sie waren gastfrei, freigebig und mitleidig. Mancher arme Fremdling hatte bei ihnen Aufnahme und freundliche Bewirthung gefunden, mancher Sorgenstein ward durch sie von bekümmerten Herzen heruntergewälzt. Nun liegt in dem allen zwar kein Verdienst vor Gott, denn sie handelten ja nur aus natürlichem Triebe, und nicht aus Liebe zu Gott, aber doch mochten sie sich durch ihre Mildthätigkeit gegen die Armen manchen Beter für sich erworben haben, oder sie hatten wohl einmal, wie Hebräer am 13ten steht, bei ihrer Gastfreiheit ohne ihr Wissen Einen beherbergt, der nun vor Gottes Thron ihr Engel geworden war.

Genug, nachdem sie es viele Jahre in Unzucht und Saus und Braus getrieben hatten, fing's in ihren Herzen plötzlich an, anders zu werden. Gottes Gnade arbeitete sichtlich an denselben. Bei der Aglaë kam's am ersten zum Durchbruch. Sie war aber noch ein Kind am Verständniß, und wollte das neue Leben noch immer von außen herzubringen, statt daß es von innen heraus kommen muß. Sie dachte, daß Todtengebeine frommer Märtyrer ihr zum neuen Leben helfen könnten. In Rom hatte damals die Verfolgung nachgelassen, während sie in den östlichen Provinzen des Reiches auf das furchtbarste wüthete. Da rief sie denn einst den Bonifacius, den sie, seitdem sie die Sündlichkeit ihres bisherigen Umgangs erkannt hatte, zum Gemahl genommen hatte, zu sich heran, und sagte ihm: „Du weißt, in welchen Abgrund des Lasters wir uns versenkt hatten, ohne zu bedenken, daß wir vor Gott erscheinen müssen, um ihm Rechenschaft von unserem Thun zu geben. Ich habe gehört, daß die Diener Jesu Christi im Morgenlande den Teufel überwinden, indem sie lieber ihre

Leiber den bittersten Todesqualen hingeben, als Christum verläugnen. Gehe denn hin, und hole uns die Gebeine von einigen dieser Gotteskämpfer, damit wir ihr Andenken ehren!" Bonifacius gab ihren Worten Beifall. Er fühlte auch längst, daß bei ihm alles anders werden müsse, und war sogleich zur Reise bereit. Im Vorgefühl dessen aber, was ihm bevorstand, sagte er zu seiner Gattinn: „Wenn ich Leiber der Märtyrer erhalten kann, so will ich sie mitbringen; wenn aber mein eigener Leib kommt, so nimm ihn wie einen Märtyrer auf.“

Während seiner Reise schritt die Befehrung des Bonifacius mächtig vorwärts. Unter bitteren Reue Thränen und im brünstigen Gebete erlangte er die Gewißheit der Vergebung seiner Sünden vor Gott. Er lenkte seine Schritte nach Tarsus, der Hauptstadt Cilien, wo Simplicius, ein harter, grausamer Mann, Statthalter war. Als er bei seiner Ankunft erfuhr, daß der Gefürchtete eben zu Gericht saß, begab er sich sofort auf den Richtplatz. Hier hatte er einen grauenvollen Anblick. Eine ganze Märtyrerschaa, ihre Zahl belief sich auf zwanzig, wurde so eben auf das gräßlichste gemartert. Der eine war bei den Füßen aufgehängt, und Feuer unter seinem Haupte angezündet, ein anderer wurde von den Henkern mit einer Säge durchschnitten, einem dritten waren die Hände abgehauen. Wieder ein anderer war zwischen zwei weit von einander entfernte Pfähle ausgespannt, neben ihm lag ein finstern auf der Erde, mit einem Pfahl durch die Kehle angespießt. Alle nur erdenklichen Qualen wurden gegen die standhaften Bekenner angewendet; aber während selbst die an solche Schauspiele gewöhnten Zuschauer von Entsetzen ergriffen wurden, erduldeten die Blutzengen mit unerschütterlicher Seelenruhe die furchtbaren Peinigungen. Bonifacius aber, von Bewunderung ergriffen über solchen Heldenmuth, trat zu den Märtyrern, umarmte sie, und rief aus: „Groß ist der Christen Gott! Bittet für mich, ihr Knechte Jesu, daß ich mit euch vereinigt, auch gegen den Teufel kämpfe!“

Dies kühne Wort entflammte, wie kaum anders zu erwarten war, den vollen Zorn des Statthalters. „Wer bist du?“ herrschte er den Fremdling an. „Ich bin ein Christ!“ war die Antwort. Da befahl Simplicius in grausamer Wuth, Schilfrohre zu spitzen, und diese dem Tollkühnen unter die Nägel zu stoßen. Dann ließ er ihn ins Gefängniß werfen, um erst abzuwarten, wie dieser Willkommen an dem Fremdling versangen würde. Schon folgenden Tages setzte er sich aufs Neue zu Gericht, und

ließ den Bonifacius wieder vorsehren. Als dieser standhaft bei seinem Bekenntnisse beharrte, befahl er, ihm geschmolzenes Blei in den Mund zu gießen, und endlich seinen ganzen Leib in siedendes Pech zu tauchen, aber sogleich wieder herauszuziehen, denn er wollte nicht schnell tödten, sondern langsam zu Tode martern. Des Bonifacius Glaube hielt alle diese Feuerproben aus. Die Kraft Gottes bezeugte sich in ihm wunderbar mächtig. Der Statthalter konnte mit aller seiner Grausamkeit nichts ausrichten, und verdamnte ihn endlich zur Enthauptung. Bonifacius vernahm sein Urtheil, kniete freudig nieder, betete zum Herrn um Vergebung aller seiner Sünden und um die Bekehrung seiner Verfolger, und bot dann willig seinen Henkern den Nacken zum Todesstreiche dar.

Seine Begleiter hoben den Leichnam auf, trugen ihn nach ihrem Schiffe, und brachten ihn zur Anglax zurück. Da hatte diese nun die Gebeine eines Blutzengen Jesu Christi, nach denen sie beehrte. Sie ließ die Leiche ihres theuren Gemahls in italischer Erde beisetzen, und lebte von nun an in stiller Zurückgezogenheit, ihren Vater im Himmel für seine unaussprechliche Barmherzigkeit preisend, daß er aus ihr und dem Bonifacius, den beiden verlorenen Kindern, Kinder des ewigen Lebens gemacht hatte. Noch fünfzehn Jahre legte Gott ihrem irdischen Leben zu, dann holte er sie in Frieden heim. Ihr Leib wurde neben den sterblichen Ueberresten ihres Mannes beigesetzt.

Theodosia.

(gest. 308.)

„Er wird sich unserer erbarmen, und alle unsere Sünden in die Tiefe des Meeres werfen.“ (Mich. 7, 19.)

Theodosia war eine fromme Jungfrau aus der Stadt Tyrus in Phönizien, von Kind auf im christlichen Glauben erzogen, und mit ganzem Herzen ihrem Herrn und Heilande zugethan. In ihrem achtzehnten Lebensjahre hielt sie sich in der

Stadt Cäsarea, im gelobten Lande, auf, wo damals der grausame Statthalter Urbanus die Christenverfolgung auf das eifrigste betrieb. Er hatte bei sich beschlossen, den christlichen Namen in Palästina völlig zu vertilgen. Viele Christen wurden ergriffen, und von ihm zu Tode gemartert. In der zarten Jungfrau Theodosia wohnte ein heldenmüthiger Geist. Sie ließ sich durch keine Furcht abhalten, den gemarterten Brüdern zu nahen, theils um durch deren freudiges Bekenntniß ihren eigenen Glauben zu stärken, theils um in der Gnade und Kraft Gottes, die sie erfüllte, den Märtyrern auf ihrem schweren Gange Trost zu bringen. Diese Aufopferung hielten die Wachen für ein Verbrechen, und führten die Jungfrau vor den Landpfleger. Ihren Heldenmuth, den sie beim Verhöre und bei der darauf folgenden Peinigung bewies, sah der wilde Urbanus für eine Verhöhnung seiner richterlichen Gewalt an, und befahl, daß die Martern immer mehr gesteigert würden. Die Schergen rissen ihr mit eisernen Krallen die Hüften auf, und schnitten ihr dann mit teuflischer Lust die Brüste aus. Die schwache Jungfrau aber ertrug diese gräßliche Qual, ohne daß eine Klage, oder auch nur ein Seufzer über ihre Lippen ging. Ihr Antlitz strahlte vielmehr voll Heiterkeit und himmlischen Friedens, und sie sprach zu ihrem Richter: „Deine Grausamkeit führt mich zur ewigen Glückseligkeit. Gott aber danke ich aus vollem Herzen, daß er mich einer solchen Gnade gewürdigt hat.“

Als Urbanus sah, daß die Jungfrau trotz ihrer furchtbaren Wunden noch immer nicht starb, ließ er sie in's Meer stürzen. Unter den Leibern der Gerechten, die einst am Tage des Gerichtes das Meer herausgeben wird, wird auch ihr Leib seyn; ihre gläubige Seele hatte sich aber schon vorher in das Meer der Gnade und Barmherzigkeit Gottes versenkt, wo sie unter allen Qualen wohlgeborgen und in Frieden ruhte.

Der Presbyter Pamphilus zu Cäsarea.

(gest. 303.)

„Und (Apollon) erwies öffentlich durch die Schrift, daß Jesus der Christ sey. (Ap. Gesch. 18, 28.)“

Der Presbyter Pamphilus zu Cäsarea in Palästina war ein durch seinen Eifer für Frömmigkeit und Wissenschaft ausgezeichnete Mann. Er legte zu Cäsarea eine Sammlung kirchlicher Schriften an, die zur Beförderung wissenschaftlicher Studien im Verlauf des ganzen vierten Jahrhunderts viel beigetragen hat. Jeder Freund der Wissenschaft, und insbesondere jeder, dem es um ein gründliches Studium der Bibel zu thun war, fand bei ihm Unterstützung. Mit besonderm Fleiße suchte er die Abschriften der Bibel zu vervielfältigen, zu verbreiten und zu berichtigen. Er lieferte mit Hülfe des Eusebius eine sorgfältige Abschrift des alten Testaments. Desgleichen schrieb er mit eigener Hand den größten Theil der Werke des von ihm hochgeschätzten Origenes ab. Viele Bibeln verschenkte er, sogar an Frauen, wenn er nur fand, daß christlicher Sinn sich mit dem Lesen derselben eifrig beschäftigte. Er stiftete eine theologische Schule, in welcher besonders das Studium der Schrift eifrig getrieben wurde. Aus derselben ging wahrscheinlich der gelehrte Eusebius hervor, der dem Pamphilus sehr viel verdankte, und ihn als seinen väterlichen Freund betrachtete.

So wirkte er mit besonderem Segen für die Kirche des Herrn, bis die Diokletianische Verfolgung auch in Palästina ausbrach. Da wurde er mit vielen andern Christen vor den Statthalter Urbanus gebracht. Dieser gab sich große Mühe, ihn zur Annahme des Heidenthums zu bewegen; als er aber sah, daß alle seine Versprechungen vergeblich waren, ließ er ihn auf die Folter bringen, auf mancherlei Weise peinigen, und endlich ins Gefängniß werfen.

Bald darauf fiel Urbanus beim Kaiser in Ungnade, und wurde auf dessen Befehl enthauptet. Der neue Statthalter war aber ein eben so großer Feind des Christenthums, als sein Vor-

gänger. Unter ihm starb Pampphilus den Märtyrertod, nachdem er noch im Kerker gemeinschaftlich mit seinem Schüler Eusebius ein Werk zur Vertheidigung des Origenes geschrieben hatte. Er wurde am 16. Februar 309 enthauptet.

Einen schönen Beweis von dem Einflusse seines Wirkens auf seine Umgebung gibt sein Slave Porphyrus, ein achtzehnjähriger Jüngling, den er mit der Liebe eines Vaters erzogen. Er hatte für seine Ausbildung auf alle Weise gesorgt, und eine glühende Liebe zu dem Erlöser in ihm angefacht. Als Porphyrus das Todesurtheil über seinen geliebten Herrn aussprechen hörte, bat er um die Erlaubniß, demselben die letzte Liebe erweisen zu dürfen, nämlich seinen Leib nach Vollziehung des Urtheils zu bestatten. Schon diese Bitte erregte die Wuth des fanatischen Statthalters. Und da er nun standhaft bekannte, daß er ein Christ sey, und sich zu opfern weigerte, wurde er auf das grausamste gemartert, und endlich, schon ganz zerfleischt, zum Scheiterhaufen geführt. Standhaft ertrug er alles, nachdem er, als das Feuer ihn zuerst berührte, Jesum, den Sohn Gottes, um Hülfe angerufen hatte. Er starb mit seinem Herrn an demselben Tage.

Petrus Balsamus.

(gest. 311).

„Ich will den heilsamen Kelch nehmen, und des Herrn Namen predigen.“ (Ps. 116, 13.)

Auch Petrus Balsamus ist, wie die beiden vor ihm geschilderten Märtyrer, ein Blutzuge Jesu Christi in dem Lande, welches der menschgewordene Sohn Gottes zur Stätte seines Leidens und seines Todes gemacht hat. Im Jahre 311 wurde er vor den damaligen Statthalter von Palästina, Severus, geführt. Sein Verhör ist uns vollständig aufbehalten worden. Er wurde zuerst nach seinem Namen gefragt, worauf er erwiderte: „Mein Geburtsname ist Balsamus, und in der Taufe nannte man mich Petrus.“ Darauf Severus: „Was treibst du

für ein Gewerbe?" Petrus: „Kann ich wohl etwas ehrenvol-
leres treiben, als Christ seyn?" Severus: „Kennst du den
Befehl des Kaisers?" Petrus: „Ich kenne die Befehle meines
Gottes, des höchsten Gebieters der Welt." Severus: „Du
sollst bald erfahren, daß die gnädigen Kaiser ein Gesetz gegeben
haben, kraft dessen alle Christen den Göttern opfern, oder des
Todes sterben müssen." Petrus: „Und du wirst einst erfah-
ren, daß es ein Gebot des ewigen Königs giebt, welches spricht:
wer den Teufeln opfert, soll vertilgt werden. Welches von bei-
den, glaubst du, soll ich vorziehen, — durch deine Hand sterben,
oder durch den König der Könige zur ewigen Pein verdammt
werden?" Severus: „Habe Mitleid mit dir selbst, und opfere!"
Petrus: „Nur dann, wenn ich nicht opfere, habe ich wahres
Mitleiden mit mir selbst." Severus: „Ich gebe dir Zeit, dich
zu bedenken, damit du dein Leben rettdest." Petrus: „Meine
Gesinnung werde ich nicht ändern; darum thue gleich, was du
in der Folge thun müßtest, und vollende das Werk, welches der
Teufel, euer Vater, angefangen hat."

Nach diesen Worten ließ ihn Severus auf die Folter
spannen. Er wurde dabei an den Füßen aufgehängt, und als
er so in der Luft schwebte, sagte der Statthalter spottend zu
ihm: „Nun, Petrus, was sagst du dazu? wirst du bald
opfern?" Petrus antwortete: „Zerreiße mich noch mit eisernen
Krallen, aber rede mir fortan nicht weiter zu, dem Teufel zu
opfern! Hab' ich dir nicht schon gesagt, daß ich nur Gott allein
opfere, um deß willen ich auch leide?" Da befahl Severus
die Martern zu verdoppeln. Petrus klagte nicht, sondern sang
mit lauter Stimme die beiden Verse des königlichen Propheten:
„Eins bitte ich vom Herrn, das hätt' ich gerne, daß ich im
Hause des Herrn bleiben möchte mein Leben lang" (Psalm 27, 4),
und: „Ich will den heilsamen Kelch nehmen, und des Herrn
Namen predigen!" (Psalm 16, 13.) Als Severus dies hörte,
ward er so von Wuth entbrannt, daß er neue Schergen herbei-
kommen ließ, damit sie die ersten, welche schon ermüdet waren,
ablösen sollten. Sogar die Zuschauer schrien jetzt laut auf, als
sie von allen Seiten das Blut des Märtyrers herabströmen sahen,
und riefen ihm zu: „Gehorche den Kaisern, opfere, und befreie
dich von diesen schrecklichen Qualen!" Petrus entgegnete: „Was
nennt ihr Qualen? Ich fühle keinen Schmerz; ich weiß aber,
daß, wenn ich meinem Gotte die Treue breche, ich wahrhafte
Qualen zu erwarten habe." Noch einmal ermahnte ihn der

Richter: „Opfere doch, Balsamus, oder du wirst es bereuen.“
 Petrus: „Ich opfere nicht, und werde es auch nicht bereuen.“
 Severus: „Ich spreche das Todesurtheil!“ Petrus: „Das ist es, was ich wünsche.“ Hierauf wurde der Urtheilsspruch in folgenden Worten verlesen: „Weil Petrus Balsamus sich geweigert hat, dem Gesetze der unüberwindlichen Kaiser zu gehorchen, und weil er dagegen hartnäckig das Gesetz des Gekreuzigten vertheidigt hat; so verordnen wir, daß er an's Kreuz geschlagen werden soll!“ Am 3. Januar des Jahres 311 ist dies Urtheil an dem Märtyrer vollstreckt worden, der bis zum letzten Athemzuge seinem muthigen Bekenntnisse treu blieb.

Euphemia.

(gest. 311.)

„Setze mich wie ein Siegel auf dein Herz, und wie ein Siegel auf deinen Arm! Denn Liebe ist stark wie der Tod.“

(Hohel. 8, 6.)

Die Märtyrerin Euphemia, deren Gedächtniß die Kirche am 16. September feiert, war eine fromme Jungfrau, die in stiller Einsamkeit in der Stadt Chalcedon lebte. Die Liebe Gottes war ausgegossen in ihr Herz, und in dieser Liebe immer völliger zu werden, war das einzige Ziel ihrer Sehnsucht. Gegen das Ende der großen Christenverfolgung, welche wir in den vorstehenden Blättern geschildert haben, wurde auch Euphemia verhaftet, vor Gericht gestellt, und auf Befehl des Stadtpräsidenten Priscus mit roher Grausamkeit gepeinigt. Ein Scherge bog ihr den Kopf mit Gewalt hinterwärts, und ein anderer schlug ihr die Zähne ein, so daß ihr Gesicht, ihre Haare und ihre Kleider von dem aus dem Munde strömenden Blute ganz überdeckt wurden. Nachdem sie noch verschiedene andere barbarische Mißhandlungen mit standhafter Geduld ertragen hatte, wurde sie in den Kerker zurückgeführt. Im gläubigen Gebete fand sie Frieden und Freudigkeit in Gott, so daß sie getrost neuen Martern entgegen sah. Sie wurde zuletzt zum Feuertode verurtheilt, und bestieg den Scheiterhaufen mit einem Muth und einer tiefinner-

lichen Geistesruhe, die lebendiger und kräftiger als alle Worte bezeugten, daß die Liebe Christi in ihrem Herzen mächtig genug erglühete, um die augenblickliche, irdische Feuersgluth um selbstwillen mit Freuden zu ertragen.

Die vierzig Märtyrer von Sebaste.

(gest. 320.)

„Du hast auch wenige Namen zu Sarden, die nicht ihre Kleider besudelt haben; und sie werden mit mir wandeln in weißen Kleidern, denn sie sind es werth. Wer überwindet, der soll mit weißen Kleidern angelegt werden, und ich werde seinen Namen nicht austilgen aus dem Buche des Lebens, und ich will seinen Namen bekennen vor meinem Vater und vor seinen Engeln.“ (Off. Joh. 3, 4. 5.)

Die Verfolgungswuth hatte ausgetobt, und die Bekenner Christi in allen Provinzen des weiten römischen Reiches dankten dem Herrn mit Freudenthränen für den glorreichen Sieg, den er seiner Kirche gegeben. Dennoch haben wir fast zehn Jahre nach dem Erlasse des von uns schon erwähnten galerianischen Duldsediktes noch eine eben so grausame als glorreiche Märtyrergeschichte zu berichten. Aus der geschichtlichen Uebersicht der nun folgenden Zeit, die wir am Schlusse dieses Berichtes geben, wird der Leser ersehen, daß es zwischen den beiden Kaisern Konstantinus und Licinus, von denen der erste im Abend-, der andere im Morgenlande herrschte, noch einmal zum gewaltigen Entscheidungskampfe zwischen Christenthum und Heidenthum gekommen ist. In die Zeit nun, wo Licinus, um dadurch zur Alleinherrschaft zu gelangen, plötzlich entschieden wieder Partei für das Heidenthum nahm, fällt das Märtyrertum der 40 Bekenner, von welchen der gegenwärtige Abschnitt handelt.

Die zwölfte Legion des römischen Reichsheeres, welche die blühende genannt wurde, hatte gegen das Jahr 320 ihren Standort zu Sebaste in Armenien. Eysias war Feldherr der Truppen, und Agricola Statthalter der Provinz. Der letztere

ließ den neuen Befehl des Kaisers Vicinus bekannt machen, nach welchem jeder im Dienste befindliche Soldat wieder gezwungen werden sollte, den Göttern zu opfern. Sofort traten vierzig Christen aus den Reihen hervor, bekannten ihren Glauben an Christum, und betheuerten, daß keine Macht der Erde sie zu dessen Verläugnung bewegen werde. Der Richter nahm in der Hoffnung, sie zu gewinnen, anfangs seine Zuflucht zu glatten Worten der Ueberredung. „Eure Halsstarrigkeit,“ sprach er, „wird euch zur ewigen Schmach gereichen; unterwerft ihr euch aber dem Willen des Fürsten, so wird's euch wohl belohnt werden!“ Doch, als er sah, daß seine Versprechungen nichts fruchteten, fing Agrikola an zu drohen. Die Christen aber erwiederten standhaft: „Deine Versprechungen reizen uns nicht, und deine Drohungen schrecken uns nicht. Du hast nur Gewalt über unsere Leiber, die wir zu verachten gelernt haben; unsere Seelen sind keiner körperlichen Gewalt unterthan.“ Der Statthalter ward zornig, denn einer solchen Antwort hatte er sich nicht versehen. Er ließ die Widerspenstigen mit Ruthen peitschen, und ihre Seiten mit eisernen Krallen zerfleischen. Dann wurden sie in Ketten geschlagen, und in den Kerker geworfen. Einige Tage nachher kam Lysias, der Feldherr, von Cäsarea nach Sebaste. Auf ihn hatte der Statthalter gehofft; aber auch alle Anstrengungen des Feldherrn scheiterten an der Festigkeit der treuen Befenner. Da gerieth Agrikola vor Wuth schier von Sinnen, bis er endlich eine langsame, schreckliche Todesart erdacht hatte, zu welcher er alle vierzig verdamnte.

Es war damals gerade Winter, der in Armenien häufig ziemlich streng ist, und zu jener Zeit durch einen anhaltenden Nordwind den Leuten fast unerträglich wurde. Ein großer Teich an der Stadtmauer war fest zugefroren. Hierher ließ Agrikola die christlichen Soldaten bringen, und sie während der Nacht ganz nackt ausstellen. Um aber durch die Leichtigkeit der Rettung die Versuchung zu steigern, war in einer kleinen Entfernung vom Teiche ein warmes Bad zubereitet, in welchem diejenigen, welche den Göttern opfern würden, sogleich sich erwärmen konnten. Drei Tage und Nächte duldeten die Märtyrer diese furchtbare Qual, bis ein Glied nach dem andern abfror. Nur einer von den vierzig ließ sich von den heidnischen Wächtern überreden, verließ plötzlich seinen Posten als feigherziger Ueberläufer, und sprang in das warme Bad. Gott aber ließ ihn die Frucht seines Abfalls nicht schmecken, denn kaum war er in's Bad ge-

sprungen, so gab er seinen Geist auf. Seine Gefährten waren tief betrübt über den Fall ihres Bruders. Doch ihre Zahl sollte bald wieder voll werden. Einem der Wächter war der freudige Heldenmuth der Bekenner zu Herzen gegangen, und er sah jetzt im Geiste eine wunderbare Erscheinung. Himmlische Geister schwebten herab, und vertheilten im Namen ihres Königs herrliche Belohnungen unter die Gottesstreiter. Nur einer ging leer aus, und zwar eben der, welcher kurz darauf seinen Glauben verläugnete. Dies Gesicht ergriff den Wächter so mächtig, daß er, als jener abfiel, sofort seine Kleider abwarf, und sich mit den Worten zu den neun und dreißig Märtyrern gesellte: „Ich bin ein Christ, gleichwie sie.“

Als der vierte Tag angebrochen war, gab Agrikola Befehl, die Erfrorenen auf Karren zu laden, und in's Feuer zu werfen. Sie hatten alle bereits ausgerungen, oder waren doch dem Tode nahe, mit Ausnahme des jüngsten, Meliton mit Namen, der noch in voller Lebenskraft dastand. Die Schergen wollten ihn daher zurücklassen, in der Hoffnung, daß er sich noch eines bessern besinnen werde. Allein seine Mutter, die dabei stand, wollte von solchem Mitleiden nichts wissen. Sie war eine Wittve, zwar von niederem Stande, aber reich in Gott und groß im Glauben. Sie ermahnte ihren Sohn zur Standhaftigkeit, nahm ihn selbst in ihre Arme, und legte ihn zu den übrigen Märtyrern auf den Karren. Dann sprach sie: „Wohlan, mein Sohn, vollende diese glückliche Reise mit deinen Gefährten, damit du nicht als der letzte vor Gott erscheinst!“ Sie sprach diese Worte wohl mit bewegter Stimme, aber ohne Thränen in den Augen, und begleitete dann mit freudigem Angesichte den Karren bis zum Scheiterhaufen.

Nachdem die Leiber der 40 Märtyrer verbrannt waren, wurde auf besondern Befehl des Statthalters ihre Asche in einen Fluß gestreut, damit sie niemals wieder auferstehen könnten. Als ob die Wellen eines Flusses der Allmacht des Herrn entlaufen könnten, und als ob die Auferstehung des Leibes aus einem Häuflein verwester Asche nicht eben so wunderbar wäre, als aus einem Häuflein verbrannter! O die blinden Thoren!

Letzter Kampf und endlicher Sieg des Christenthums unter Konstantinus.

Die christliche Kirche war aus dem blutigen Kampfe der Diokletianischen Verfolgung siegreich hervorgegangen. Der Urheber der Verfolgung, der Kaiser Galerius, hatte zuletzt selbst anerkennen müssen, daß durch Feuer und Schwert die Macht der Ueberzeugung sich nicht besiegen läßt. Noch war aber Maximinus, der heftigste Feind des Christenthums und seiner Bekenner, einer der damaligen Regenten des römischen Reiches. Er wollte nun zwar nicht der einzige unter diesen seyn, der gegen das von dem ältesten Kaiser erlassene Edikt sich auflehnte, aber er ließ dasselbe nicht, wie in den übrigen Theilen des Reiches geschah, in den Provinzen seiner Herrschaft öffentlich anschlagen, sondern gebot nur seinem ersten Staatsbeamten, Sabinus, den Provinzialbehörden zu melden, daß es des Kaisers Wille sey, die Christen nicht fernerhin zu beunruhigen. Sabinus erließ darauf ein Schreiben, welches seinem Inhalte nach mit dem Erlasse des Galerius übereinstimmte. Je heftiger und langandauernder aber in den, dem Maximinus unterworfenen Landestheilen die Verfolgung gewesen war, um so lauter äußerte sich auch hier die Freude der Christen, um so größer waren die Anstrengungen, die Gotteshäuser aus Schutt und Asche überall wieder aufzurichten.

Die Kraft und Frische, mit welcher die christliche Kirche in kurzer Zeit aus allen Verfolgungen in verjüngter Herrlichkeit hervorging, die große Zahl der an ihren Gottesdiensten nun frei und öffentlich Theilnehmenden, entflammte bald den Haß und die Bosheit der Heiden aufs Neue. An Maximinus, der den blinden Eifer für die alte Gößenverehrung und den Haß gegen das Christenthum noch immer im Herzen trug, fanden sie den erwünschten Stützpunkt. Zwar konnte er bei der gegenwärtigen Lage der Dinge nicht wagen, mit neuen, blutigen Befehlen gegen das Christenthum vorzugehen, aber dafür suchte er auf alle Weise den verblichenen Glanz des Heidenthums wieder zu heben. Er gab den Eiferern für dasselbe neue Macht und neues Ansehen besonders dadurch, daß er Schmähschriften gegen das Christen-

thum bekannt machen ließ, in welchen die Person unseres Heilandes auf das schamloseste verdächtigt, dagegen darauf hingewiesen wurde, daß, seitdem das Volk zur Verehrung der Götter zurückgekehrt sey, diese das Land vor allen Unglücksfällen bewahrt hätten. Solche List hätte wohl nachtheiliger gewirkt, als offene Gewalt; aber der Herr machte diese eiteln Prahlereien von der Macht der falschen Götter zu Schanden, indem er gerade jetzt das Land mit furchtbaren Plagen heimsuchte. Zu den Leiden einer anhaltenden Hungersnoth und verheerenden Pest gesellten sich die Schrecken eines unerwarteten Krieges. Da hatten die Christen Gelegenheit, feurige Kohlen auf das Haupt ihrer Verfolger zu sammeln. Sie konnten kräftiger, als durch Worte, die Herrlichkeit ihres Glaubens gegen die Beschuldigungen des Heidenthumes durch die That vertheidigen. Während die Heiden in der allgemeinen Bedrängniß selbst ihre nächsten Verwandten vergaßen, war die uneigennützig Liebe der Christen nimmer müde, die Kranken zu pflegen, die Todten zu begraben, den Armen Brod zu vertheilen, und Hülfe zu leisten, wo sie nur immer konnte. Dies stille Walten konnte nicht verfehlen, eine günstigere Stimmung für sie hervorzubringen. Ja, es geschah, daß Heiden sogar den Gott der Christen priesen, und seine Befenner die einzigen wahrhaft Frommen und Gottesfürchtigen nannten.

Doch es giebt eine Verstocktheit des Herzens, die sich auch durch Thatfachen nicht überwinden läßt, und obgleich keine neue blutige Edikte erlassen wurden, kamen doch die einmal aufgestachelten Leidenschaften hier und da zum Ausbruch, so daß an solchen Orten immer noch das Blut einzelner Märtyrer floß. Indessen wollte sich Gott bald auf noch entscheidendere Weise der Seinen annehmen. Vom Abendlande aus bereiteten sich die Begebenheiten vor, durch welche die ganze christliche Kirche in ein völlig anderes Verhältniß zur Staatsgewalt im römischen Reiche gesetzt wurde.

Constantinus, Sohn des Constantius Chlorus, war der Mann, in welchem Gott seiner Kirche einen starken Helfer erwecken wollte. Schon sein Vater war, wie wir früher berichteten, dem christlichen Glauben zugeneigt, seine fromme Mutter, Helena, erscheint späterhin als eine nach Maßgabe ihrer religiösen Erkenntniß eifrige Christinn. Als Constantius im Jahre 306 gestorben war, wurde Constantinus von den Soldaten in Britannien als Nachfolger seines Vaters zum Kaiser ausgerufen. Er verordnete sogleich beim Antritt seiner

Regierung, daß niemand die Christen verfolgen oder beleidigen sollte. Nach dem Tode des Kaisers Galerius im Jahre 311, und nach Befiegung des Alexander, der sich in Afrika zum Regenten aufgeworfen hatte, waren wieder nur vier Kaiser, wie es Diokletians Anordnung wollte, nämlich Konstantinus, Licinus, Maximinus und Maxentius; aber die Erhaltung des Friedens war unter ihnen nicht zu hoffen. Zuerst verfeindeten sich Konstantin und Maxentius. Es kam zwischen ihnen zum Kriege. Da standen sich Christenthum und Heidenthum gegenüber. Maxentius war dem heidnischen Aberglauben ergeben, und hatte der Kirche des Herrn den Untergang geschworen. Konstantin war zwar noch nicht zur vollen Erkenntniß der christlichen Wahrheit gelangt; aber, als er in dieser entscheidenden Lage wohl fühlte, daß er eines höhern Beistandes bedürftig war, da wollte er sich doch lieber zum Gotte der Christen, als zu den stummen heidnischen Götzen wenden. Er begehrte aber einen recht sichtbaren Beweis des Daseins dieses Gottes, und betete und flehte mit großem Drang seiner Seele darum. Und Gott ließ ihn nicht ohne Antwort. Nach der Erzählung des Kirchenvaters Eusebius, eines Zeitgenossen und vertrauten Rathgebers des Kaisers Konstantin, erblickten er und sein ganzes Heer, als sie an einem Nachmittage auf dem Zuge begriffen waren, das Zeichen des Kreuzes leuchtend über den Himmel ausgebreitet, und darüber die Inschrift: „Durch dieses siege!“ Der Kaiser staunte bei diesem Anblick. In der Nacht aber erschien ihm Christus im Traume mit dem Kreuze, und befahl ihm, dieses Sinnbild zu seinem Kriegspannier zu machen. Der Kaiser gehorchte, und gab seinem Heere eine prächtige Fahne mit dem Zeichen des Kreuzes und den Namenszuge Christi. Bald darauf geschah die entscheidende Schlacht, nur zwei Meilen von Rom (27. Okt. 312), und sie endete mit einem vollständigen Siege Konstantins. Nun erklärte er sich öffentlich und ohne Vorbehalt für das Christenthum, und ließ nach dem Siege seine Bildsäule auf dem Forum zu Rom mit einer Fahne in der rechten Hand in der Gestalt eines Kreuzes darstellen, und die Inschrift darunter setzen: „Durch dieses heilbringende Zeichen, das wahre Zeichen des Muthes, habe ich eure Stadt vom Joche des Tyrannen befreit.“ Gemeinschaftlich mit Licinus erließ er ein Gesetz, welches allen Religionsparteien gleiche Duldung zusicherte, und im folgenden Jahre ein zweites, das jedem ohne Ausnahme gestattete, sich zum Christenthum zu bekennen, Diese

Gesetze erhielten nach der bald darauf erfolgenden Besiegung des Maximinus im ganzen römischen Reiche Geltung.

Nun waren Konstantin und Licinus die beiden allein noch übrig gebliebenen Herrscher, von denen der erstere dem Westen, der andere dem Osten gebot. Aber die Eintracht unter ihnen war nicht von langer Dauer. Es brach Krieg zwischen ihnen aus. Nach zwei Schlachten kam es zu einem Vertrage, und es folgte nun ein neunjähriger Frieden. Aber Licinus, durch seine Verbindung mit Konstantin zwar zur Theilnahme an den günstigen Verfahren gegen die Christen bewogen, war doch dem wahren Gotte nicht von Herzen ergeben. Bald fing er an, sich feindselig gegen seine Bekenner zu beweisen, und sie zu bedrücken. Im Jahre 323 kam es zum zweiten Kriege zwischen ihm und Konstantin. Beide Kaiser stritten sich um die Oberherrschaft über das gesammte römische Reich. Auf der Seite des einen standen alle christlichen, auf der des andern alle heidnischen Kräfte, und aller Augen waren voller gespannter Erwartung auf den Ausgang des großen Kampfes gerichtet. Ehe Licinus in den Krieg zog, führte er die Häupter seiner Leibwache und die Vornehmsten seines Hofes in einen den Göttern geweihten Hain, in welchem ihre Bildsäulen hinter brennenden Wachskerzen standen. Und nachdem er den Göttern geopfert hatte, sprach er: „Hier stehen die Büsten der Götter, deren Verehrung wir von unsern Vätern empfangen haben. Unser Widersacher aber, von den vaterländischen Heiligthümern frevelnd abgefallen, verehrt einen fremden Gott, der, ich weiß nicht, woher gekommen ist, und er beschimpft sein Heer durch dessen schmachvolles Zeichen. Darauf sein Vertrauen setzend, führt er den Krieg nicht sowohl mit uns, als mit den Göttern, von denen er abgefallen ist. Der Ausgang dieses Krieges muß zwischen seinem Gott und unsern Göttern entscheiden. Wenn der Fremde, den wir jetzt verspotten, siegreich erscheint, so müssen auch wir ihn anerkennen und verehren, und wir müssen uns lossagen von den Göttern, denen wir umsonst die Lichter anzünden. Wenn aber unsere Götter siegen, wie wir nicht zweifeln, so wenden wir uns nach diesem Siege zum Kriege gegen ihre Feinde.“ Konstantin hingegen vertraute auf die Macht des Gottes, dessen Zeichen sein Heer begleitete. Der letzte Entscheidungskampf geschah am 18. September 323, in der Nähe von Chalcedon, und er endete mit der gänzlichen Niederlage des Licinus. Konstantin wurde noch in demselben Jahre (323), nachdem er alle seine Gegner besiegt hatte, zum Allein-

herrscher des ganzen römischen Reiches ausgerufen. Die christliche Kirche fand an ihm den mächtigsten Beschützer, und ward von ihm mit Glanz und Ehre bekleidet. Von nun an hatte sie andere Versuchungen zu bekämpfen, als bisher, die nämlich, welche ihr aus dem äußeren Glücke, aus dem Ruhme und der Herrschaft, zu welcher sie nach so vielen Kämpfen gelangt war, entgegentraten.

Das erste allgemeine Concil zu Nicaea. (im Jahr 325.)

„Da sich nun ein Aufruhr erhob, und Paulus und Barnabas nicht einen geringen Zank mit ihnen hatten; ordneten sie, daß Paulus und Barnabas, und etliche andere aus ihnen hinaufzögen gen Jerusalem zu den Aposteln und Ältesten, um dieser Frage willen.“ (Ap. Gesch. 15, 2.)

Der römische Kaiser Konstantinus, von der dankbaren Kirche der Große genannt, ergriff, seit er durch den wunderbaren Beistand des Christengottes zur Alleinherrschaft über das weite römische Reich gelangt war, die kräftigsten Maßregeln, um der Kirche des Herrn ein anderer David und Salomo zu werden. Er ließ es seine angelegentlichste Sorge seyn, das Wort Gottes nach allen Seiten hin zu verbreiten, versah die neugestifteten Gemeinen mit reichlich besoldeten Lehrern, erbaute die prachtvollsten Kirchen, schärfte die Heilighaltung des Sonntags durch besondere Geseze ein, und ging seinem Volke überall mit dem besten Beispiele voran, indem er selbst fleißig in der Schrift forschte, in seinem kaiserlichen Palaste Hausandachten hielt, ja sogar in eigener Person öffentlich mit christlichen Lehrvorträgen auftrat. Freilich hatte der große Mann auch seine großen Schattenseiten. Er wollte dem Christenthume durch äußere Mittel aufhelfen, und vergaß, daß es von innen herauswachsen muß. Dabei kam er vor aller äußerlichen Thätigkeit für das Reich Gottes zu keiner recht gründlichen Erfahrung von der Kraft der Gottseligkeit an dem eigenen Herzen. Endlich der weltliche Glanz,

der ihn umgab, die Schmeicheleien, welche er täglich hören mußte, und die ungeheure Macht, die er besaß, das alles war nur zu sehr geeignet, seine natürliche Neigung zur Herrschsucht zu nähren, und ihn zu mancherlei Ungerechtigkeiten hinzureißen. Wir jedoch wollen ihn nicht richten, sondern sind es im Gegentheil seinem Andenken schuldig, die Gnade zu preisen, welche Gott durch seinen Arm der Kirche erwiesen hat.

Um das Jahr 320 hatte Konstantin das Christenthum zur Staatsreligion erhoben. Die Kirche Christi hatte nun nicht bloß äußern Frieden, sondern auch irdischen Wohlstandes die Fülle. Aber das Israel des neuen Bundes zeigte sich wenig anders, als das Volk Gottes im alten Bunde. Es hatte die Jahre der Knechtschaft bald vergessen, und wie geschrieben steht 5 Mose 32: „Da es fett und satt ward, fing es an, den Fels seines Heiles geringe zu achten.“ Statt des Herrn wunderbare Gnade zu preisen, und ihm in Demuth und Herzensseinsalt zu dienen, strebte man die göttlichen Geheimnisse dem Urtheile des grübelnden Verstandes zu unterwerfen. Freilich wohl drängte die Christen auch die Gewalt der Umstände aus der Einsalt des Glaubens heraus. Den scharfsinnigen Spitzfindigkeiten der heidnischen Weltweisen gegenüber, mußten sie danach streben, bereit zu seyn zur Verantwortung gegen jedermann, der Grund forderte der Hoffnung, die in ihnen war. Leider nur mischte sich in dies Streben, die Geheimnisse des Rathschlusses Gottes begreiflicher zu machen und zu vertheidigen, bald viel unlauteres Wesen. Es traten Lehrer auf, die nicht von Gott gelehrt waren, sondern die ihre eigenen Menschenfündlein zu Markte brachten. Und oft genug wußten sich solche Irrlehrer mit einem großen Schein gottseligen Wesens zu umgeben. Der bedeutendste unter ihnen in damaliger Zeit war Arius, ein Presbyter an der Kirche zu Alexandrien.

Schon längere Zeit vorher waren innerhalb der Kirche einzelne Bestrebungen laut geworden, über die Person Christi niedrige, oder doch wenigstens zweideutige Begriffe zu verbreiten. Jetzt aber geschah durch Arius in bisher unerhörter Kühnheit ein offener Angriff auf die ewige Gottheit des Eingeborenen vom Vater, Jesu Christi. Und dieser Angriff wurde mit großer Gewandtheit und Hartnäckigkeit geführt. Es galt von Arius, was einmal ein berühmter alter Schriftsteller von einem andern Irrlehrer gesagt hat: „Hätte dieser Mann nicht einige scheinbare Tugenden gehabt, so wäre es ihm nicht möglich gewesen, ein so

furchtbarer Feind zu werden.“ Arius besaß einen scharfen Verstand, und überhaupt große Fähigkeiten des Geistes. Seine Person war ansehnlich und ehrwürdig, seine Lebensweise einfach und unbescholten, ja fast mönchisch streng, dabei aber sein Umgang angenehm und gewinnend. In allen Gesetzen des menschlichen Denkens und in jeder Art damaliger Gelehrsamkeit war er wohlbewandert. Er lehrte und behauptete nun öffentlich, daß Jesus Christus nicht ewiger Gott, nicht mit dem Vater gleiches Wesens, sondern daß er ebenfalls nur ein Geschöpf, und daher auch, wie andere Geschöpfe, veränderlich, ja des Bösen fähig sey. Dabei gab er jedoch zu, daß Christus, wenn auch ein Geschöpf, doch das allerhöchste Geschöpf wäre. Er sey nur nicht von Ewigkeit her dagewesen, sondern erst zum Lohne für seine rühmlich bestandene Prüfung habe ihn Gott mit göttlicher Würde bekleidet. Er sey also ein gewordenener Gott, und in so fern verdiene er auch göttliche Verehrung.

Ihr seht, liebe Leser, daß nichts Neues unter der Sonne geschieht. Ist's doch, als hörte man die Lichtfreunde unserer Tage reden! Derselbe Streit über die Gottheit Christi, mit welchem sie die Christenheit so vielfach bewegt haben, er ist schon vor 1500 Jahren dagewesen, und dieselben Irrlehren sind schon damals mit den gleichen Scheingründen und der gleichen menschlichen Verschlagenheit verfochten worden. Ja, die frechste Freigeisterei unserer Zeit ist uralt, denn schon der König David spricht in seinen Psalmen: „Die Thoren sprechen in ihren Herzen, es ist kein Gott!“ Arius raubte dem Herrn Christo seine Ehre, wollte von seiner ewigen, herrlichen Gottesmacht nichts wissen, aber, wie es heute noch von den Irrgeistern geschieht, stützte er seine Lehre so geschickt zu, daß viele einfältige Herzen meinten, sie sey der Kirchenlehre gar nicht zuwider. Er sprach ja auch von einem Sohne Gottes, aber freilich in ganz anderer Weise, als ihn die Kirche des Herrn bekennt, und er bedachte nicht, daß er sein allervornehmstes Geschöpf Gottes, diesen Christus, wie er ihn lehrte, zu einem gemeinen Lügner stempelte; denn, ist Christus nicht wahrhaftig Gott, wie hat er dann von sich selbst sprechen können: „Wer mich siehet, der siehet den Vater!“ (Joh. 14, 9.) — „Daß sie alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren.“ (Joh. 5, 23.) Gott gebe nur auch in unsern Tagen seiner Kirche einen solchen Glaubensmuth und Zeugeneifer, wie er uns auf dem ersten großen Kirchencconcile zu Nicæa entgegentritt!

Vom Scheine getäuscht, waren auch aus dem Priesterstande viele den Lehrsätzen des Arius beigetreten, und Männer von Talent und großer Beredsamkeit suchten sie zu vertheidigen. Arius selbst predigte nicht nur fleißig, sondern dichtete auch Volkslieder für Schiffer, Müller und andere wandernde Klassen des Volkes, durch welche er seine Irrlehren immer weiter zu verbreiten strebte. Es gelang ihm nur zu gut in allen Schichten der Gesellschaft. Besonders auch unter dem niedern Volke gewann er einen großen Anhang. Ja sogar viele Frauen, und selbst solche, die sich Christo zu Ehren, der Jungfrauschaft geweiht hatten, erklärten sich, vom Scheine seines gottseligen Wesens bestochen, offen für ihn. Es ist wirklich buchstäblich, als wollte man eine Geschichte der Lichtfreunde unserer Tage schreiben.

Lange hatte die Kirche dazu geschwiegen, daß ihre alte evangelische Lehre so fest untergraben wurde. Endlich erhob sich Alexander, der Bischof von Alexandrien, um wider den Grundirrthum des Arius sein Zeugenwort einzulegen. Er trat erst mit Güte und gelinden Maßregeln auf; als aber diese nichts fruchteten, berief er eine Synode von Bischöfen nach Alexandrien. Diese verwarfen die Lehre des Arius, entsetzten ihn seines Amtes, und schlossen ihn mit neun seiner vornehmsten Anhänger von der Kirchengemeinschaft aus. Der Entsetzte fügte sich aber nicht so willig. Er war nicht bloß der Beistimmung mehrerer angesehenen Kirchenlehrer gewiß, sondern hatte auch noch viele einflußreiche Personen am kaiserlichen Hofe für sich zu gewinnen gewußt. So thaten nun die Rechtgläubigen, wie die Irrlehrer, was nur in ihren Kräften stand, um ihre Aussprüche geltend zu machen. Viele aber theiligten sich an diesem Streite nicht aus Gewissensdrange, sondern aus todtter Nachahmung, aus Vorurtheil, oder sonstigen schlechten Bewegungsgründen, und so wurde die christliche Welt bald ein Schauplatz der Erbitterung, gegenseitiger Verdächtigung und Feindseligkeit. Mit Frohlocken schauten es die Heiden, und spotteten auf ihren Theatern über die Streitigkeiten der Christen.

Kaiser Konstantin sah mit Betrübniß den großen Riß, der durch die Kirche ging, und wünschte aufrichtig, das wachsende Zermürbniß beizulegen. Wie ihm aber selbst ein tieferes Verständnis über das Wesen des Christenthums abging, so begriff er auch die volle Wichtigkeit dieses Streites nicht, und wollte ihn anfangs durch Vermittelung und gegenseitiges Nachgeben zu schlichten suchen. Es gelang ihm dies jedoch natürlich nicht;

denn zwischen Wahrheit und Lüge giebt es keine Vermittelung. Als nun der Kaiser sah, daß der Kampf immer allgemeiner, und der Kirchenfrieden immer ernstlicher bedroht wurde, berief er im Jahre 325 eine allgemeine Synode der ganzen Christenheit nach der Stadt Nicæa in Bithynien, welches eine Provinz Kleinasien ist.

Diese so berühmt gewordene erste allgemeine Kirchenversammlung war gleich ausgezeichnet und ehrwürdig, durch die Zahl der Männer, die erschienen waren, als durch den Geist, welcher in ihnen lebte. Auf die Einladung des Kaisers waren die christlichen Bischöfe aus allen Theilen der christlichen Welt zusammengekommen. Gegen 300 Bischöfe hatten sich versammelt, und zu diesen Häuptern der Kirche gesellte sich noch eine gleiche Zahl ausgezeichneten Presbyter, so daß die Gesamtzahl sich auf etwa 600 belief. Unter diesen zu Nicæa versammelten Vätern fanden sich nicht wenige, die die Maalzeichen unseres Herrn Jesu Christi an ihren Leibern trugen. Da war, um nur einige zu nennen, der greise Hosias, Bischof von Cordoba in Spanien, der sich in den schwersten Verfolgungen durch Glaubensmuth und Standhaftigkeit ausgezeichnet hatte; ferner der ehrwürdige Nicolaus von Myra, der Jahre lang in Banden und Martern dem Herrn treu geblieben war; sodann Paulus, Bischof von Neu-Cæsarea am Euphrat, der seine durch glühende Eisen verstümmelten Hände im Gebete zum Herrn erhob; ingleichen der hochbetagte Paphnutius aus Niederaegypten, dem um seines Bekenntnisses willen das eine Auge ausgerissen war, welchen der Kaiser, so oft er den ehrwürdigen Bischof zu sich bat, auf die leere Augenhöhle zu küssen pflegte; wie auch Maximus, der getreue Hirt der Gemeinde zu Jerusalem, der gleichfalls sein rechtes Auge für den Herrn Christum hingegeben hatte, und dem der linke Fuß noch außerdem verstümmelt war, — und außer diesen noch viele andere, die gleiche oder ähnliche Maalzeichen der Treue für ihren Herrn trugen, so daß in Wahrheit zu Nicæa eine ganze Wolke von Glaubenszeugen versammelt war, um über den großen Streit in der Kraft des heiligen Geistes zu entscheiden.

Wir müssen hier, um unseres theuern evangelischen Bekenntnisses willen, eine kurze Zwischenbemerkung machen, und zwar gegen die Anmaßung der römischen Kirche, welche bekanntlich behauptet, daß allein dem Papste zu Rom, als dem Oberhaupte der ganzen Kirche, von den ältesten Zeiten her das

Recht zustehe, allgemeine Concile zu berufen, und auf denselben den Vorsitz zu führen. Diese erste große Kirchenversammlung zu Nicäa aber ist nicht vom römischen Bischofe zusammenberufen, sondern, wie der Kirchengeschichtsschreiber Eusebius, ein Zeuge jener Zeit, ausdrücklich berichtet, hat der Kaiser Konstantin selbst das Concil ausgeschrieben, und die Bischöfe aller Länder durch besondere Ehrenbriefe eingeladen. Auch den Vorsitz in dieser Versammlung hat keineswegs der römische Bischof geführt, denn der war nicht einmal selbst gegenwärtig, sondern hatte sich durch zwei seiner Presbyter vertreten lassen. Vielmehr nahm der Kaiser selbst den obersten Sitz ein, und außerdem war neben ihm vorsitzender Bischof jener alte, ehrwürdige Hosias aus Cordoba in Spanien. So viel zum Zeugnisse, daß die Kirche noch im vierten Jahrhundert weit davon entfernt war, den römischen Bischof als ihr Oberhaupt anzuerkennen.

Am 19. Junius des genannten Jahres 325 wurde die hochwichtige Versammlung feierlich eröffnet. Unter den Männern, welche hier im Geiste und in der Kraft des Herrn für die Gottheit unseres Heilandes Jesu Christi ihre Stimme erhoben haben, ragen besonders Alexander, Bischof von Alexandrien, und Athanasius, dessen Presbyter und Archidiacon, hervor. Von des letztern Leben und Leiden, so wie besonders auch von seinem Wirken im arianischen Streite, ist an seiner Stelle ausführlich berichtet, so daß wir uns hier darauf beschränken können, bloß den Ausgang des Conciles zu erzählen. Es fand sich zwar eine Partei, die den Streit vermitteln, und das Bekenntniß der Kirche in allgemeinere Ausdrücke fassen wollte; aber die Mehrzahl der Väter sah ein, daß damit nichts gewonnen sey, weil dann die Arianer in solche Ausdrücke ihre Meinung hineindeutelten. Es ging eben damals gerade, wie heutigen Tages. Viele, die das Brod der Kirche essen, wollen nicht offen mit ihrer Lehre brechen, gebrauchen also die biblischen Ausdrücke, aber legen ihren eigenen Sinn hinein, treiben mit Gottes Wort unwürdiges Spiel, und täuschen so alle Welt. Das wollten die Väter zu Nicäa verhindern, und der Posaunenstoß, den sie in die Christenheit hinein erschallen ließen, war kein undeutlicher Hall. Sie bekannten frei was ihres Glaubens Grund war. Die meisten von denen, welche als Vermittler aufgetreten waren, gaben der Kraft ihres Zeugnisses nach, und unterschrieben das aufgestellte Bekenntniß. Nur Arius selbst und zwei seiner entschiedensten Anhänger verweigerten die Unterschrift. Sie wurden ihrer Aemter entsezt, als

Irrlehrer von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, und des Landes verwiesen.

So war denn die Lehre des Arians von den Vertretern der ganzen Christenheit öffentlich und feierlich verworfen. Das Zeugniß aber, was diese ehrwürdige Versammlung von der wahren und ewigen Gottheit Jesu Christi abgelegt hat, wird das nicaenische Glaubensbekenntniß genannt, und wird heute noch von allen christlichen Kirchen auf dem ganzen Erdboden anerkannt. In demselben heißt es in einer Weise, die kein Rütteln und Deuteln zuläßt: „Wir glauben an einen einigen, allmächtigen Gott, den Vater, Schöpfer Himmels und der Erden, alles, das sichtbar und unsichtbar ist. Und an einen einigen Herrn Jesum Christum, Gottes einigen Sohn, der vom Vater geboren ist vor der ganzen Welt, Gott von Gott, Licht von Licht, wahrhaftigen Gott vom wahrhaftigen Gott, geboren, nicht geschaffen, mit dem Vater in einerlei Wesen, durch welchen alles geschaffen ist; welcher um uns Menschen und um unserer Seligkeit willen vom Himmel gekommen ist, und leibhaftig worden durch den heiligen Geist von der Jungfrau Maria, und Mensch worden, auch für uns gekreuzigt unter Pontio Pilato,“ und so weiter. Zuletzt aber schließen die Väter zu Nicaea: „Welche aber sagen, daß es eine Zeit gab, wo der Sohn nicht war, und daß er vor seiner Geburt nicht war, und welche vorgeben, daß er aus dem Nichtseyenden geschaffen ist, oder aus einer andern Substanz, oder einem andern Wesen, ingleichen, daß der Sohn Gottes geschaffen und wandelbar, oder veränderlich sey: den verdammt die allgemeine Kirche.“

Das ist der Glaube an die ewige Gottheit Jesu Christi, unseres menschengewordenen Mittlers, wie ihn unsere Väter uns erstritten haben. Wir aber thun wohl, wenn wir ihrem Glauben nachfolgen, und dies ehrwürdige Schriftstück in der Kraft Gottes gegen alle die vertheidigen, welche, wie damals Arianus und seine Genossen thaten, unserm Heilande seine Ehre rauben wollen, und, indem sie seine ewige Gottheit läugnen, sich und ihre Anhänger um den einigen Trost im Leben und Sterben bringen, daß wir durch Gott selbst mit Gott versöhnt sind.

Naphnutius.

(gest. um 325.)

„Haben wir nicht Macht, zu essen und zu trinken? Haben wir nicht auch Macht, eine Schwester zum Weibe mit umher zu führen, wie die andern Apostel, und des Herrn Brüder und Kephäs?“ (1 Cor. 9, 4. 5.)

zur Zeit, da die erste allgemeine Kirchenversammlung zu Nicaea abgehalten wurde, fing in der Christenheit an in Vergessenheit zu kommen, was ersten Petri am zweiten geschrieben steht. Man bedachte nicht, daß der Apostel die Gläubigen allzumal das königliche Priesterthum nennt, und das Volk des Eigenthums, welches verkündigen soll die Tugenden des, der uns berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht; sondern fing mehr und mehr an, einen Unterschied zwischen Priestern und Laien zu machen, indem man nur die eigentlichen Geistlichen, die Diener am Worte, für Priester gelten lassen wollte, und diesem besondern Priesterstande nun auch eine besondere Macht beilegte. Die Priester sollten die Mittler zwischen den Menschen und unserm einigen Mittler Jesu Christo seyn, sollten die alleinigen Kanäle bilden, durch welche die Gnadenströme des heiligen Geistes den Laien zufließen könnten. Von diesem Grundirrtume aus entwickelte sich weiter die falsche Ansicht, daß der Priester nun auch in seinem ganzen Leben über den Laien erhaben seyn, und deshalb von allen Familienbanden sich frei erhalten müsse. Wir wissen, daß die römisch-katholische Kirche diese Ansicht immer schärfer durchgeführt hat, und heute noch ihren Priestern verbietet, ehelich zu werden, trotzdem daß aus dem Wort Gottes klar hervorgeht, daß die Apostel des Herrn, und unter ihnen auch Petrus, auf den sich die römischen Päpste doch so besonders berufen, selbst ehelich gewesen sind, (Matth. 8, 14. 1 Cor. 9, 5.) und trotzdem daß der Apostel Paulus 1 Tim. 4, 3. unter die Kennzeichen derer, die von dem Glauben abtreten, und Lehren der Teufel anhängen, dasjenige mit zählt, daß sie die Ehe verbieten werden. Die evangelische Kirche hat nun zwar diesen Irrthum zurückgewiesen, und nicht bloß dem heiligen Ehestand seine Ehre wieder gegeben, und die Schriftwidrigkeit jener verkehrten Menschenfahrungen nachgewiesen,

sondern auch die künstlich zwischen Priestern und Laien befestigte Kluft mit dem lautern Worte Gottes wieder ausgefüllt. Doch aber müssen wir leider gestehen, daß in der evangelischen Christenheit unserer Tage nicht sehr viel von dem allgemeinen Priesterthume zu bliden ist. Die Häuser sind nicht häufig, in denen dem Herrn Christo ein Hausaltar ausgerichtet ist, an welchem der Hausvater seines Priesteramtes pfllegt. Gott wolle es bessern, und möge durch seine Gnade auch dieses Märtyrerbuch dazu dienen lassen, daß das Wort vom königlichen Priesterthum in der evangelischen Christenwelt immer mehr wieder zu einer Wahrheit werde! Doch kehren wir wieder zur damaligen Zeit zurück!

Jene irrige Ansicht, deren Schriftwiderigkeit wir eben nachgewiesen haben, konnte nicht auf einmal in der Kirche des Herrn zur Geltung kommen. Der rechte christliche Geist leistete noch manchen Widerstand. Eine Kirchenversammlung zu Elvira in Spanien hatte zuerst, schon im Jahre 305, ein Gesetz aufgestellt, nach welchem die Geistlichen der drei ersten Grade, nämlich die Bischöfe, die Presbyter und Diakonen, sich der Ehe enthalten, oder abgesetzt werden sollten. Männer von derselben Geistesrichtung, wie die zu Elvira versammelten, wollten nun dieses Gesetz in Nicæa zu einem allgemeinen Kirchengesetze erheben wissen. Da trat derselbe alte, ehrwürdige Bischof Paphnutius, von dem wir schon im vorigen Abschnitte erzählt haben, daß er die Maalzeichen des Herrn Jesu an seinem Leibe trug, gegen solches Verlangen auf. Sein Zeugniß war um so kräftiger, als er selbst von seiner Jugend auf ein strenges und enthaltsames Leben geführt hatte. Mit Entschiedenheit erklärte er, daß auch die Ehe ein heiliger Stand sey, wie ja auch der Apostel Paulus sage, und daß die Geistlichen, welche sich in diesem Stande befänden, gar wohl ein christliches Leben führen könnten. Man dürfe den Menschen kein Joch auflegen, was die Schwäche der menschlichen Natur nicht zu tragen vermöge, und man möge sich wohl vorsehen, daß man durch zu große Strenge der Kirche nicht schade.

Leider drang er mit seiner Ansicht nicht durch. Auch war wohl Paphnutius, obchon er die Nachtheile und das Un-
evangelische einer solchen allgemeinen, gesetzlichen Verpflichtung erkannte, bereits zu sehr vom Geiste seiner Zeit beherrscht, als daß er seine Ansicht mit vollster Entschiedenheit, und allen ihren Folgerungen hätte durchführen können. So begnügte denn auch

er sich mit dem Beschlusse, daß die Geistlichen, welche bei Antritt ihres Amtes bereits in der Ehe lebten, in diesem Stande ein heiliges Leben fortführen sollten, daß aber allen noch unverehelichten Priestern der drei ersten Grade die Ehe untersagt bleiben sollte.

Numia, die Slavinn.

(um's J. 330.)

„Von dem Herrn ist es geschehen, und ist wunderbar vor unsern Augen.“ (Matth. 21, 42.)

Im Reiche der Natur geschehen die mannichsachsten Wunder. Wer hat nicht schon in den unzugänglichen Felsenpalten schroffer Abhänge mit verwunderten Blicken das frische Pflanzengrün, oder die dichten Gipfel stämmiger Bäume geschaut, und sich sinnend gefragt, wie der Same dahin gekommen seyn mag? Ja, mehr noch, einige winzige Körnlein, durch einen vom Sturme verschlagenen Vogel auf eine öde Insel getragen, haben hier oft in wenigen Jahren ein ganz neues Pflanzenleben hervorgebracht. Auch im Reiche der Gnade finden wir ähnliches, und wollen jetzt eben die liebliche Geschichte berichten, wie durch eine aus ihrer Heimath verschleuderte Taube des Herrn das Samenkorn des göttlichen Wortes in ein wildes, ödes Land getragen ist, und hier, unter einem rohen, heidnischen Volksstamme, gar liebliche Frucht gebracht hat.

Unter der Regierung des Kaisers Constantin war eine fromme Jungfrau, Namens Numia, bei einem Einfalle der kriegerischen Sberier, die ihre Wohnsitze im heutigen Georgien hatten, als Gefangene mit fortgeschafft worden. Sie mußte zwar bei einem der Eingebornen als Slavinn dienen, erwarb sich aber bald durch ihren stillen, gottseligen Wandel in hohem Maße das Vertrauen der Heiden. Nun führte es Gott, daß ein Kind schwer erkrankte, und nach der Sitte jenes Volkes von einem Hauie zum andern getragen wurde, damit jeder, der etwa ein Heilmittel gegen die Krankheit wüßte, es angeben sollte. Doch keiner konnte helfen. So kam das todtkranke Kind endlich auch

zur Numia. Die demüthige Christinn sagte, sie selbst wisse freilich kein Mittel, aber ihr Herr und Heiland Jesus Christus könne dem Kinde auch dann noch helfen, wenn vor Menschen-
 augen alle Hülfe bereits zu Ende sey. Sie kniete darauf nieder, und rief den großen Arzt unserer Seelen mit brünstigem Flehen an. Und der Herr bekannte sich zum Gebete seiner Magd. Das Kind genas. Der Vorfall machte großes Aufsehen, und die Nachricht davon kam bis zu den Ohren der Königin. Doch aber wäre, wie so manches Wunder der Gnade, auch dieses wohl bald wieder vergessen worden, wenn Gottes Rath nicht kurz darauf die Königin gleichfalls in eine schwere Krankheit hätte fallen lassen. Da gedachte diese der Numia. Sie sandte zu ihr mit dem Begehren um Heilung. Die Christinn erschrak. Es fiel ihr gar nicht ein, sich für eine Wunderthäterinn auszugeben. Sie ging nicht, sondern lehnte in demüthiger Antwort den Ruf ab. Da ließ sich die franke Königin zu ihr hintragen. Nun glaubte Numia den Finger Gottes zu erkennen, und mochte nicht länger widerstreben. Sie wies die Leidende von ihrer Person ab auf den rechten Helfer hin, betete mit ihr, und hatte die Freude, daß der Herr sich abermal zu ihrem Flehen bekannte. Auch die Königin wurde wieder hergestellt.

Hatte nun schon die erste Heilung Aufsehen erregt, wie vielmehr diese. Der dankbare König wollte der Sklavinn reiche Geschenke übersenden, aber die Königin, deren Herz von der Hand des Herrn mit angerührt war, sagte ihm, daß die Christinn alle irdischen Güter verschmähe, und daß ihr höchster Lohn der seyn würde, wenn das Volk sich mit ihr zum Christengotte bekehre. Aber solche Speise war noch zu stark für den heidnischen Sinn des Königs, der am eigenen Herzen noch nicht die Kraft des Glaubens erfahren hatte. Jene Worte schienen in den Wind geredet. Doch unser Gott ist langmüthig, und von großer Gnade und Treue. Kāme es auf unser eigenes Herz an, so würde kein Menschenkind selig. Wohl aber weiß die suchende Liebe des Herrn ein armes Sünderherz zu finden. Nicht lange darauf überraschte den König auf der Jagd ein finsternes Nebelwetter, während er sich eben von seinem Gefolge verloren hatte. Rathlos irrte er umher, und wußte bald nirgends mehr einen Ausweg zu finden. Da klopfte der Herr in der Stille des Waldes auf's neue an sein Herz. Er erinnerte sich plötzlich alles dessen, was ihm von der Allmacht und Güte des Christengottes erzählt war, und getrieben von einem innern Drange, rief er diesen Gott an.

und gelobte, sich ganz seinem Dienste zu weihen, wenn er sich ihm offenbaren, und ihn den rechten Ausweg finden lassen würde. Als bald klärte sich das Wetter auf, und, wie von unsichtbarer Hand geleitet, kam der König glücklich zu den Seinen zurück.

Jetzt sah es in seinem Herzen ganz anders aus. Nun war der harte Boden gelockert. Er ließ Numia rufen, und ihre Worte fielen wie ein erfrischender Thau auf dürres Land. Er bekehrte sich nicht nur von Herzen, sondern blieb auch seinem ausgesprochenen Gelübde treu, und durchzog nun als Missionar sein Land. Er selbst unterrichtete die Männer, die Königin die Frauen des iberischen Volkes. Später ließ er Prediger des Evangeliums aus dem römischen Reiche kommen, die hier mit vielem Segen arbeiteten. So ist das Christenthum unter diesem Volke gepflanzt worden, und die Kirche dieses Landes hat sich, freilich mit manchem Aberglauben vermischt, wie durch ein Wunder Gottes, bis auf den heutigen Tag erhalten, während die Stürme der nachfolgenden Zeit und das Gericht des Herrn, uns zum warnenden Beispiel, allen ihren einst so blühenden Nachbarkirchen den Untergang gebracht haben. Das Erzählte hat sich in den Jahren zwischen 320 und 330 nach Christo Geburt ereignet, und das Gedächtniß der Numia feiert die Kirche am 15. Dezember.

Gregorius der Erleuchter.

(gest. um 320 od. 330.)

„Meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht, zu erleuchten die Heiden.“ (Luc. 2, 30–32.)

Was Numia den Iberiern, war Gregorius seinem Vaterlande Armenien, nämlich das erste und vornehmste Werkzeug der Bekehrung zum hellen Lichte des Evangeliums. Er war von hoher Abkunft, denn er stammte aus dem parthischen Königshause der Arsaciden. Seine Erziehung erhielt er in der Stadt Cäsarea in Cappadocien, wohin er schon in früher Jugend

gebracht war. Hier nahm er mit Ernst und Eifer die Unterweisung im Christenthum an, die ihm dargereicht wurde, und als er auf sein Verlangen die heilige Taufe empfing, war sein Bekenntniß kein bloßes Lippenwerk, sondern er hatte sich von Herzen zu dem Hirten und Bischof unserer Seelen bekehrt. Seine Liebe zu Gott war so brünstig und lauter, daß er nur für ihn allein noch leben und wirken mochte. Zu dieser Liebe, die ja niemals ohne gleiche Liebe zu den Brüdern ist, gesellte sich nun in seinem Herzen das glühende Verlangen, seinen noch in tiefer Nacht des Heidenthums befangenen Landsleuten das Wort vom Kreuze zu predigen. Tag und Nacht lag er im heißen Flehen vor seinem Gotte, um sich Kraft und Segen von oben zu dem schweren Werke zu erbitten. Und als er in seinem Herzen des Beistandes von Gott gewiß geworden war, da machte er sich ungesäumt nach seinem Vaterlande Armenien auf.

Wohl war's ein schweres Werk, zu welchem er sich bereitet hatte, und es gehörte das ganze unerschütterliche Vertrauen des Gregorius dazu, um nicht matt zu werden, oder ganz zu verzagen. Die Bewohner Armeniens waren eifrige Feueranbeter, und ihr König Tiridates zeigte sich dem Christenthume am feindlichsten. Da hatte der Friedensbote in seinem apostolischen Wirken viel zu dulden, am meisten von dem feindseligen Könige selbst. Doch die rechte Liebe ist stark, daß auch alle Wasser der Trübsal sie nicht auszulöschen vermögen. Gregor verstummte nicht, sondern je höher die Drangsale stiegen, mit um so größerer Freudigkeit predigte er Christum, den Gefreuzigten. Er wußte aufs allergewisseste, daß sein Gott mit ihm war. Und endlich wurde die Liebe, die ihn beseelte, auch diesen Feueranbetern zu stark. Das Feuer, welches anzuzünden der Sohn Gottes gekommen ist, erwies sich mächtiger, als das Feuer, welchem Jene göttliche Verehrung erwiesen. Eine allgemeine Bewegung entstand, und nahm überhand, ein wahrhaftiges Feuer vom Herrn, das nicht mehr zu löschen war. Fast das ganze Volk ließ sich durch Gregor zu Jesu Christo führen und auch der König konnte nicht länger widerstehen, und stellte sich unter das Pannier des Gefreuzigten. Dem Manne aber, der in seinem Vaterlande in der Kraft dessen, der mit Feuer taufte, das helle Licht des Evangeliums angezündet, hat die Geschichte mit Recht den ehrenden Zunamen gegeben: der Erleuchter.

Die junge Kirche im Lande der ehemaligen Feueranbeter sollte bald eine starke Feuerprobe bestehen. Zu der Zeit, wo

Christus, der Herr, in Armenien einen so herrlichen Sieg feierte, war der heftige Christusfeind, Maximin, Cäsar des Morgenlandes. Die Nachricht, daß das ihm verhasste Christenthum in Armenien so große Fortschritte mache, war ihm Grund genug, das Land mit Waffengewalt anzugreifen. Aber der Herr stärkte den Arm des Königs Tiridates gegen den unversöhnlichen Feind seines Kreuzes also, daß der mächtige Cäsar zurückgeschlagen wurde, und beschämt von seinem Vorhaben abstecken mußte. Dieser Krieg ist der erste eigentliche Religionskrieg, von dem uns die Geschichte Meldung gibt.

Nachdem nun Ruhe und Frieden im Lande wieder hergestellt waren, wurde Gregorius vom Bischof Leontius in Cäsarea zum Bischof Armeniens geweiht. Tiridates selbst hatte ihn nach dieser Stadt gesendet, um von Leontius Händen die bischöfliche Salbung zu empfangen. Als er darauf nach seinem Vaterlande zurückgekehrt war, setzte er mit neuem Eifer seine apostolische Thätigkeit fort. Er trug die Leuchte des Evangeliums noch zu mehreren andern rohen Völkerschaften am kaspischen Meere, ja drang bis an den Kaukasus vor. Moses von Chorena, ein armenischer Geschichtsschreiber, berichtet, daß sich Gregorius zuletzt nach einem einsamen Orte in Oberarmenien zurückgezogen habe, und hier bald darauf, zur Zeit, wo Kaiser Constantin sich auch das ganze Morgenland unterworfen hatte, sanft im Herrn entschlafen sey, um nach seinem thatenreichen Leben droben in seinem wahrhaftigen Vaterlande noch viel herrlicher zu leuchten, als er schon in seinem irdischen Vaterlande geleuchtet hat.



Simeon, Bischof von Seleucia, und seine Gefährten Guchsciatazades und Phusik.

(gest. 341.)

„Lasset uns halten an dem Bekenntniß der Hoffnung, und nicht wanken, denn er ist treu, der sie verheißten hat.“

(Ebr. 10, 23.)

Auch in Persien finden wir schon frühe eine große Schaar derer, die ihre Kniee beugten im Namen des Herrn Jesu. Welcher menschlichen Werkzeuge sich Christus zur Stiftung dieser zahlreichen und blühenden Gemeinden bedient hat, darüber fehlen uns jedoch sichere und zuverlässige Nachrichten. Wir wissen nur das Eine mit Bestimmtheit, daß in diesem Lande, welches leider schon längst wieder in die öde heidnische und muhammedanische Finsterniß zurückgesunken ist, einst eine mächtige Zeugenwolke treuer Bekenner sich befand, die den Glauben an ihren Heiland mit ihrem Blute besiegelt haben. Davon eben geben die folgenden Geschichten ein herrliches Zeugniß.

Zu Anfang des vierten Jahrhunderts regierte in Persien Sapores, oder Schapur der zweite. Dieser König hat seinen Namen in das Buch der Geschichte mit unzähligen Strömen Christenblutes geschrieben. Theils aus eigener Abneigung gegen den Christenglauben, vornehmlich aber aus wildem Hasse gegen den Erbfeind Persiens, das Römerreich, in welchem, wie wir wissen, um jene Zeit das Christenthum zur Staatsreligion erhoben war, hat er sein ganzes Leben hindurch die Jünger Jesu verfolgt. Er erregte drei blutige Verfolgungen, im achtzehnten, dreißigsten und ein und dreißigsten Jahre seiner Regierung. Die letzte, welche die längste und heftigste war, führt in der Geschichte die Bezeichnung: „Die große Verfolgung.“ Die Zahl nur allein der Märtyrer, die uns genannt werden, beläuft sich auf 16,000. Der ungenannten Blutzeugen sind aber noch so viele gewesen, daß es unmöglich gewesen ist, ihre Anzahl zu bestimmen, so viele und genaue Untersuchungen auch die Christen in Persien und Syrien darüber angestellt haben. Aus dieser Zeugenwolke ragen besonders die in der Ueberschrift genannten, heldenmüthigen Bekenner Jesu Christi hervor.

Simeon war eines Walkers Sohn. Seine Gestalt zeichnete ihn vor Vielen durch Schönheit und Kraft aus. Sein Angesicht war würdevoll, doch nicht streng und herrisch. Wer ihn sah, fühlte sich von Ehrerbietung durchdrungen, selbst seine Feinde. Im Jahre 314 wurde er von Papas, dem Bischofe von Se-lencia und Ktesiphon, zum Gehülfsen im geistlichen Amte gewählt; nach Papas Tode ward er selbst Bischof.

Im 31sten Jahre seiner Regierung, oder nach unserer Zeitrechnung im Jahre 340 nach Christo, ließ König Schapur in seinem ganzen Reiche eine Verordnung bekannt machen, welche die Christen mit ungeheuren Abgaben belastete, und dazu bei Strafe der Sklaverei das Bekenntniß Jesu Christi verbot. Da schrieb Simeon, der Bischof, mit jener edlen Freisinnigkeit, welche nur der Geist Christi geben kann, an den grausamen König. Als er wegen dieses Schrittes noch heftiger bedroht wurde, antwortete er: „Da Jesus Christus sich freiwillig für die Welt in den Tod gegeben hat, wie sollte ich fürchten, mein Leben für das Volk hinzugeben, für dessen Heil zu arbeiten ich berufen bin? Kann ich ohne Frevel nicht leben, so will ich keine Vermehrung meiner Tage! Denn so feige bin ich nicht, daß ich fürchten sollte, in die Fußstapfen meines Heilandes zu treten. Durch seine Gnade fühl' ich Kraft in mir, Theil zu nehmen an seinem Opfer. Und auch mein Volk wird wissen, für den Glauben zu sterben, in welchem es Heil gefunden hat.“

Als der König diese Antwort gelesen hatte, wurde er sehr zornig, und gab den grausamen Befehl, die Priester und Diakonen der Christen ohne Weiteres hinzurichten, die Kirchen zu zerstören, und das Kirchengeräth durch unheiligen Gebrauch zu entweihen. „Den Simeon aber,“ fügte er hinzu, „diesen Simeon, der den Gott des römischen Kaisers anbetet, und den meinigen verachtet, den führe man herbei, daß er von mir selbst verurtheilt werde.“ Es geschah. Simeon ward ergriffen, und mit zwei Priestern seiner Kirche, Abdhaikla und Hananias, zum Könige gebracht, der damals in den östlichen Provinzen seines Reiches sich aufhielt. Als die drei vor dem gefürchteten Schapur standen, wurden sie von den persischen Zauberern und Magiern des Einverständnisses mit den Reichsfeinden, den Römern, angeklagt, und des Hochverraths und des Todes schuldig erklärt. Simeon aber erwiederte ihnen unerschrocken: „Ihr Schwärze, ist's nicht genug, daß ihr dieses Königreich verderbet habet, wollt ihr uns noch eurer Frevel zeihen?“ Jetzt wendete

sich Schapur selbst an den standhaften Bischof, aber mit mildem Blicke und freundlicherem Wort, als der Bekenner erwartete. „Glaube mir, Simeon,“ sprach er, „ich meine es gut mit dir! Bete die Sonne an, das wird dir und deinem Volke frommen!“ Simeon entgegnete: „Wie sollte ich die Sonne anbeten, da ich dich nicht anbete, der du doch edlerer Natur bist, als die Sonne? Wir erkennen nur Einen Herrn, Jesum Christum, den Gekreuzigten!“ „Wenn du noch,“ warf der König ein, „einen lebendigen Gott anbetetest, so wollt' ich deine Thorheit entschuldigen; aber einen Menschen, der an einem verfluchten Holze gestorben ist! Besinne dich! bete die Sonne an, deren Gottheit Alles huldigt! Thust du es, so verheiß ich dir Ehre, Reichthum und die höchsten Würden in meinem Reiche!“ Doch Simeon antwortete: „Du hast keinen wahren Begriff von Jesu Christo. Er ist der Schöpfer der Menschen und der Herr der Sonne, die bei seinem Tode sich verhüllte, um ihre Trauer zu bezeugen. Herrlich entschwang er sich dem Grabe, stieg aus eigener Kraft in den Himmel, und sitzt nun zur Rechten Gottes! Die Ehren, welche du mir verheißest, reizen mich nicht; denn die Ehren, welche mir mein Gott bereitet, sind edlerer Natur!“ Der König: „So schöne doch deines Lebens und des Lebens zahlloser Menschen, die mit dir zu Grunde gehen werden, wenn du in deiner Halsstarrigkeit beharrest.“ Simeon erwiederte unerschrocken, aber mit mildem Tone: „Wenn du solchen Frevel beghest, wirst du einst dessen Größe fühlen, und an jenem Schreckenstage, an dem der höchste Richter strenge Rechenschaft von allen deinen Thaten fordern wird, gerechte Strafe leiden. Was aber mich angeht, so überlasse ich dir mit Freuden die Ueberreste dieses armseligen Lebens!“ Darauf der König: „Je nun! so stürze in's Verderben! Zwar deine Anhänger dauern mich; doch die Strafe, welche mit Strenge an dir vollzogen werden soll, wird sie von ihrer Thorheit heilen!“ Aber Simeon kannte die ihm anvertraute Heerde, und es ist ein schönes Zeugniß ihres einmüthigen Glaubens, daß er dem Könige mit voller Zuversicht erwiedern konnte: „Versuche es, damit du lernest, daß Christen das ewige Leben dem zeitlichen nicht aufopfern. Und gäbest du ihnen auch gleich dein Diadem, sie werden es nicht eintauschen gegen den unsterblichen Namen, den ihr Herr und Meister ihnen gegeben hat!“ Jetzt drohete Schapur: „Weigerst du dich, mich und die Sonne in Gegenwart der Gewaltigen meines Reiches fußfällig anzubeten, so werde ich dir morgen dein

schönes Angesicht und die Wohlgestalt deines Leibes mit Geißelhieben verunstalten lassen!" Simeon antwortete: „Meinen Leib magst du verunstalten, das acht' ich nicht; denn ich weiß, daß der, welcher ihn mir gab, ihn dereinst schöner wieder herstellen wird!" Nun endlich gab der König die Hoffnung auf, die Standhaftigkeit des Christen zu erschüttern; er ließ ihn abführen, und die Nacht hindurch in einem engen Kerker verwahren. Am folgenden Tage sollte er noch einmal vernommen werden.

Am Thore des königlichen Palastes stand Gushciatazades oder Ustjazanes, der Oberkämmerer des Königs und der erste unter den Großen des Hofes. Bei allem äußern Glanze hatte der Mann aber doch ein Brandmal im Gewissen. Er hatte sich früher zu Christo bekannt, aber um die Gunst des Königs nicht zu verlieren, seit einiger Zeit die Sonne wieder angebetet. Als er nun jetzt den Bischof, in der vollen Glorie eines zum freudigen Märtyrertode bereiten Christen, heitern Blickes an sich vorüber in den Kerker wandeln sah, überwältigte ihn dieser Anblick so sehr, daß er in seine Kniee stürzte, um den Streiter des Herrn zu begrüßen. Der aber wendete seinen Blick von ihm ab, nicht aus hochmüthiger Selbstüberhebung, sondern um das Herz des Oberkämmerers noch tiefer zu spalten. Gushciatazades brach in Thränen aus, und rief: „Ich Unseliger! fühle ich solchen Schmerz, wenn sich Simeon von mir wendet, wie werde ich dann bestehen vor dem Zorne Gottes, wenn Christus sich von mir abwendet, den ich verläugnet habe!" In diesen Reuegedanken schritt er eilend nach seinem Hause, legte sein Feierkleid ab, hüllte sich in ein schwarzes Trauergewand, und kehrte dann nach dem Palaste des Königs zurück.

Als Schapur erfuhr, was vorgegangen war, ließ er seinen Kämmerer vor sich kommen. „Hat ein böser Geist sich deiner bemächtigt?" hob er an. „Nicht so, mein König!" erwiderte der Kämmerer. „Wer hat stärkere Ursache zu trauern, als ich. Denn ich habe an Gott gesündigt, weil ich um deinetwillen die Sonne angebetet habe!" „Das betrübet dich?" fuhr der König zornig auf. „O, ich werde dich zurechtweisen, wenn du nicht auf der Stelle dir solche Gedanken aus dem Sinne schlägst." Der Kämmerer: „Ich rufe den Herrn Himmels und der Erde zum Zeugen an, daß ich dir hierin nicht mehr gehorsam seyn, und nicht wieder einen Frevel begehen werde, den ich in bitterm Schmerzen nun bereue. Ich bin ein Christ, mein König, und erkläre dir, daß ich von heute an, um Menschen zu gefallen, nie wieder

treulos gegen Gott handeln werde!" Da ergrimmete der König heftig in seinem Geiste, und befahl, den standhaften Bekenner auf das Grausamste zu foltern. Aber die Gewaltigen seines Hofes, sey es, daß sie Mitleid mit dem Manne fühlten, oder daß sie seinen Widerruf gar nicht wünschten, um ihn desto sicherer aus dem Wege zu räumen, bewirkten von Schapur den Befehl, daß der Oberkämmerer sofort sollte hingerichtet werden.

Als Guhsciatagades dies Urtheil vernahm, ließ er den König bitten, er möchte dem Volke den Grund seiner Hinrichtung öffentlich bekannt machen lassen, daß er nämlich Christum nicht habe verläugnen wollen. Er erbat sich diese Gunst, wie wir leicht errathen, um das Aergerniß wieder auszutilgen, welches er durch seinen Abfall gegeben hatte. Schapur aber meinte, daß, wenn der höchstgestellte Staatsbeamte bloß wegen seines christlichen Bekenntnisses hingerichtet werde, so müsse das Andere am wirksamsten von solchem Bekenntnisse abschrecken, und gewährte darum die Bitte. Er hatte keine Ahnung von dem wahren Wesen des Christenglaubens, und von der Kraft des für denselben vergossenen Zeugenblutes; sonst hätte er's wohl nicht gethan. Es war gerade am grünen Donnerstage, als der greise Kämmerer sein Haupt auf den Block legte.

Als Simeon im Kerker den Märtyrertod des Guhsciatagades erfuhr, pries er Gott mit lauter Stimme, und flehte ihn um gleiche Gnade. „O des glücklichen Tages," rief er mit zum Himmel erhobenen Händen, „an dem ich für Christus sterben werde! Er wird mich erlösen von den Gefahren und Armseligkeiten dieses Lebens, er wird meine Thränen abtrocknen, und mir die Gnadenkrone geben, nach welcher ich schon so lange Zeit mit Inbrunst geseufzt habe!" Die beiden Priester Abdhaila und Hananias, welche mit ihm eingekerkert waren, sahen mit Bewunderung sein strahlendes, von der Liebe Gottes verklärtes Angesicht. Die Nacht vom grünen Donnerstag auf den Charfreitag verbrachte er im brünstigen Gebete. „Mein Jesus," flehte er, „erhöre mich, so unwürdig ich auch deiner Erbarmung bin! Laß mich den Todeskelch am Tage deines Leidens trinken, daß man wisse, daß Simeon seinen Herrn gehorsam gewesen ist, und ihm auch das Leben geopfert hat!"

Und der, der zur Rechten Gottes sitzt, hörte das Rufen seines Knechtes. Als der stille Freitag angebrochen war, wurde er auf's neue vor den König geführt. Schapur rief ihn an: „Willst du meine Güte dir zu Nuzze machen, oder beharrst du in deiner

Raserei, welche den Tod einem ehrenvollen Leben vorzieht? Bete die Sonne an! Nur ein einzigesmal bete sie an, und deine Freiheit ist dir für immer geschenkt!" Simeon erwiderte entschlossen: „Da sey Gott für, daß ich solche Sünde wider meinen Gott thun, und meinen Brüdern solches Aergerniß geben sollte!" Nun sprach der König das Urtheil der Enthauptung über ihn. „Seht," fügte er zu seiner Umgebung gewendet hinzu, „die Thierheit des Mannes, der lieber sterben, als seinen Meinungen entsagen will!" Mit Simeon zugleich wurden 100 andere Christen dem Henker zur Enthauptung übergeben. Fünf unter ihnen waren Bischöfe, einige andere Presbyter und Diakonen, die übrigen von geringern geistlichen Ordnungen, aber alle waren dieses Standes, weil bis jetzt nur die Geistlichen mit dem Tode bestraft wurden. Der Ueberrichter sprach zu der Zeugenschaft: „Betet die Sonne an, und ihr seyd gerettet!" Einstimmig aber erwiderten die Christen: „Deine Martern werden wir in der Kraft Gottes erdulden, aber vom wahren und lebendigen Gotte werden wir nicht abfallen!" Nun begannen die Henker ihre blutige Arbeit. Simeon wurde bis zuletzt aufgespart. Er sollte mit seinen Augen sehen, wie die Andern seiner Gefährten durchhauen wurden; denn die Heiden hofften noch, daß der Anblick dieser Ströme rauchenden Blutes ihn erschüttern werde. Simeon pries auch dafür Gott. Er konnte nun, als ein rechter Hirte der Heerde Christi, seine Brüder zum freudigen Bekenntnisse ihres Glaubens ermuntern, und sie trösten mit der Hoffnung der herrlichen Auferstehung, in welcher sie dem eingebornen Sohne vom Vater, voller Gnade und Wahrheit, gleich sehn würden.

Als die Henker an Hananias kamen, und ihn schon entkleidet hatten, überfiel diesen Zeugen Christi ein unwillkürlicher Schauer. Hat doch Gott der Herr selbst einen Schauer vor dem Tode in jedes lebendige Herz gelegt! Das sah Phusik, ein Mann, der seit kurzem als Ueberaufseher der königlichen Arbeiter angestellt war. „Hananias!" rief er mit lauter und fester Stimme, „Hananias, schließe die Augen! — Noch ein Augenblick, — und du schauest das göttliche Licht Jesu Christi!" Und Hananias, durch diesen Zuruf gestärkt, schloß freudig seine Augen für diese Welt, um im Lichte Gottes ewig das Licht zu schauen. Endlich war niemand mehr übrig, als allein Simeon, der Bischof. Er sprach kein Wort mehr, legte still sein Haupt auf den Block, und ein Hieb des Henkers, — da

war auch er in sein ewiges Vaterland entrückt, wo er nun, der die irdische Sonne anzubeten sich weigerte, ewig die wahrhaftige Lebenssonne, Jesum Christum, anbetet.

Als die Hinrichtung beendet war, ergriffen die Schergen auch den Phusik, der jene Worte ausgerufen hatte, und führten ihn vor den König. Der warf ihm heftig die Undankbarkeit vor, mit der er seine Wohlthaten erwidert habe. „Mein König,“ erwiderte der Christ, „ich entsage den Ehren, die du mir verliehen hast; sie erfüllen mein Herz mit Unruhe. Eine Gnade noch wollest du mir gewähren, das soll die letzte seyn, um die ich dich bitte. Geselle mich denen zu, von deren Tode ich Zeuge war; denn nichts ist seliger, als ein solcher Tod!“ „Bist du bei Sinnen,“ rief Schapur, „daß du solchen Tod deinen Würden vorziehest?“ Wie konnte auch der Heide verstehen, was in des Christen Brust vorging! „Wohl bin ich bei Sinnen, mein König,“ sprach Phusik; „aber ich bin ein Christ, und habe eine feste Zuversicht auf Gottes Verheißungen, und darum ziehe ich den Tod allen Ehren vor, die du mir geben kannst!“

Schapur ward wüthend. Das vergossene Blut steigerte seine Grausamkeit. Er verurtheilte seinen Oberaufseher zu einem gräßlichen Tode. Die Henker mußten ihm erst die Zunge ausreißen, und dann langsam den Hals durchschneiden. Unter unerhörter Qual verschieb der Glaubensheld, um dort am Throne des Lammes wieder zu erwachen. Phusik hatte eine Tochter, eine fromme Jungfrau, auch diese wurde herbeigeschleppt, und gleichfalls enthauptet.

Alles dies ist geschehen am Charfreitage im Jahre des Heiles 341. Der Bischof Maruthos hat die Ueberbleibsel Simeons und seiner Heerde gesammelt und bestattet, und in chaldäischer Sprache die Geschichte dieser Glaubenshelden der Nachwelt aufbewahrt.



Azades und Tharba, nebst ihren Gefährtinnen.

(gest. 341.)

„Das ist je gewißlich war: sterben wir mit, so werden wir mit leben; dulden wir, so werden wir mit herrschen; verleugnen wir; so wird er uns auch verläugnen.“ (2 Tim. 2, 11. 12.)

Noch an demselben Tage, an welchem Simeon mit seiner Heldenschaar aus dem Tode einen Triumph gemacht hatte, ließ der blutdürstige König Schapur, durch die Standhaftigkeit der Christen zu immer wilderer Wuth gereizt, eine neue, noch schärfere Verordnung wider die Bekenner des Kreuzes in alle Provinzen seines Reiches ausgehen. Die Marterwerkzeuge sollten vervielfältigt werden. Blinder Thor, der wider Gott streiten wollte! In demselben Maße, als sich die Qualen mehrten, mehrte sich auch der Glaubensmuth der Christen. Bischof Maruthos, der Verkündiger der großen Thaten Gottes in Persien, erzählt, von der sechsten Charfreitagsstunde bis zum weißen Sonntage, (bekanntlich der Sonntag nach Ostern,) habe man nicht aufgehört, die Christen niederzumeßeln. Aber, fügt er hinzu, das Kreuz sproßte vom Blute um so freudiger, und die heilige Liebe der todüberwindenden Glaubensschaar zeugte ein neues, geistiges Geschlecht, das würdig ist, ihnen nachzufolgen.

Die Statthalter der verschiedenen Provinzen kamen den Befehlen des grausamen Ediktes pünktlich nach. Massenweise wurden die Bekenner Christi in die Kerker geworfen, und, wenn sie unter den Folterqualen standhaft blieben, hingerichtet. Da geschah es, daß der blinden Wuth der Heiden auch Azades, einer der höchsten Staatsbeamten, der zugleich vom Könige ganz besonders geliebt wurde, zum Opfer fiel. Durch keine Drohungen war er zur Verläugnung zu bewegen gewesen, und so raffte ihn das Edikt des Königs mit hinweg. Schapur aber wurde von diesem Vergange so ergriffen, daß er eine neue Verordnung erließ, nach welcher sich die Verfolgung nur noch auf die Bischöfe, Presbyter, Diakonen, überhaupt auf den Stand der Geistlichen erstrecken sollte. So hat der Tod des Azades das zeitliche Leben vieler seiner Glaubensbrüder noch gestiftet. Ehe jedoch dem Wüthen der Feinde dieser Einhalt geschah, hatte sich bereits ein

breiter Strom von Christenblut durch ganz Persien ergossen. Eine unzählbare Menge von Blutzengen jedes Geschlechts, Alters und Standes, deren Namen unbekannt geblieben sind, und nur in dem Buche des Lebens verzeichnet stehen, war für ihren Herrn und Meister willig in den Tod gegangen.

Um diese Zeit fiel die Königin in eine schwere Krankheit. Von jüdischen Ohrenbläsern, die ihr ganzes Vertrauen besaßen, ließ sie sich einreden, ihre Krankheit rühre von den Zaubereien der Schwester des Bischofs Simeon her, welche in solcher Weise ihren Bruder rächen wolle. Die Juden spielen überhaupt in diesen Verfolgungen eine traurige Rolle. Sie hatten sich in Persien zahlreich eingenistet, und sich auch am Hofe großen Einfluß zu verschaffen gewußt. Den benutzten sie nun in aller Weise zur Ausrottung des ihnen so verhassten Glaubens an den Gekreuzigten. Wir wissen ja bereits, daß den König Schapur nicht so wohl Eifer für seine väterliche Religion, als Haß gegen seine Todfeinde, die Römer, zur Christenverfolgung trieb. Dieser Umstand gab den Juden eine furchtbare Waffe in die Hand. Sie suchten diesen Haß immer mehr zu nähren, und dadurch zum Verderben der Christen auszubenten, daß sie diese des heimlichen Einverständnisses mit den Römern beschuldigten. Auch bei dem Tode des Simeons und seiner Gefährten war ihre frevelnde Hand im Spiele gewesen. Jetzt sollte dessen Schwester, die Jungfrau Tharba, ihrem wilden Haße zum Opfer fallen. Sie wurde mit einer zweiten Schwester Simeons, die eine Wittve war, und mit ihrer frommen Magd verhaftet, und vor den Richter geführt. Hier widerlegte Tharba mit der freimüthigen Unererschrockenheit ihres Bruders die schwere Anklage, daß sie die Königin durch Zauberei auf's Krankenlager geworfen habe. „Zauberei,“ rief sie, „ist dem göttlichen Gesetze zuwider. Auch ist uns jede Rache verboten. Und warum sollten wir auch den Tod unseres Bruders rächen, da er für dies vergängliche Leben eine ewige Glückseligkeit eingetauscht hat?“ Nach ihrem Verhöre wurden alle drei in den Kerker zurückgeführt.

Tharba war gleich ihrem Bruder von seltener Leibes-schönheit. Ihr Anblick entflamnte die Lust eines der Richter. Er schickte zu ihr in den Kerker, und ließ ihr sagen, er werde von der Königin ihre Begnadigung erwirken, wenn sie darin willigen wolle, sein Weib zu werden. Tharba ließ ihm entgegen: „Ich bin eine Braut Christi! Ihm habe ich mich zu eigen gegeben. Den Tod fürchte ich nicht, denn er ist der Tag

meiner Hochzeit mit dem himmlischen Bräutigam, und er vereinigt mich mit meinem Bruder im Schooß der ewigen Ruhe.“ Nun wurde das Todesurtheil über die drei Bekennerinnen ausgesprochen. Vorher jedoch ließ ihnen der König noch einmal öffentlich die Freiheit anbieten, wenn sie der Sonne opfern wollten. Die Christinnen erwiederten kurz und entschieden: „Einem Geschöpfe werden wir niemals göttliche Ehre erweisen!“ Darüber brach die Wuth der umstehenden heidnischen Magier und Sterndeuter aus. Sie schrieten wild durcheinander: „Zum Tode mit ihnen! denn sie haben unsere Königin bezaubert.“

Den Magiern überließ es der König auch, die Todesmarter der Verurtheilten zu bestimmen. Sie befahlen nach kurzer Berathung, die Leiber der Christinnen mitten durchzusägen, indem sie vorgaben, daß die Königin wieder gesund werden würde, wenn sie zwischen diesen Leibern durch gehen könnte. Angesichts dieser gräßlichen Todesart, machte jener Richter der *Tharba* noch einmal seinen Vorschlag. Er meinte, daß seine Worte jetzt bessern Eingang finden würden. Aber die Jungfrau antwortete unwillig: „Unverschämter, wie lange wirst du noch mit solchen Gedanken umgehen? Muthig sterben, ist für mich wahres Leben. Ein durch Schande und Abfall erkauftes Leben ist tausendmal schwerer zu tragen, als der Tod!“ Jetzt wendete sich auch der Richter von ihr ab, und die drei wurden an den Ort ihrer Marter geführt. Nachdem sie an je zwei und zwei Pfosten festgebunden waren, begann die schauerliche Arbeit des Durchsägens. Als die Märtyrerinnen vollendet hatten, ließen die Magier jede Hälfte der Leichname noch in sechs Theile zerschneiden, und diese Stücke an zwei Reihen Pfählen aufhängen, zwischen denen dann die kranke Königin hindurch geführt wurde. Ob sie genesen ist von ihrer Krankheit, wissen wir nicht. Das aber wissen wir, daß wirklich vom Tode genesen sind die Seelen derer, die ihr Leben nicht lieb gehabt haben bis in den Tod, sondern es willig um des Herrn willen hingegeben.

Sadoth und seine 128 Gefährten.

(gest. 342.)

„Wenn Menschen wider dich wüthen, so legst du Ehre ein; und wenn sie noch mehr wüthen, bist du auch noch gerüftet.“
(Psalm 76, 11.)

Drei Monate, nachdem Simeon, der Bischof von Aethiophon und Seleucia, vollendet hatte, wurde Sadoth Bischof an seiner Statt. Sadoth hieß mit seinem eigentlichen und vollständigen Namen Schiadastes, das ist: „Freund des Königs.“ Und ein wahrhaftiger Freund des Königs aller Könige ist dieser Schiadastes auch gewesen, wenn gleich sein irdischer König nur Marter und Blut für ihn hatte. Der bischöfliche Sitz, auf den Sadoth erhoben worden, war der bedeutendste in ganz Persien, aber auch eben darum am meisten dem Zorne Schapur's ausgesetzt, der, wie wir wissen, nach Simeon's Hinzunahme, verschärfte Edikte zur Verfolgung der Christen hatte ausgehen lassen. Sadoth verbarg sich mit einem Theile seiner Geistlichkeit vor den Verfolgern, nicht, weil er den Tod fürchtete, sondern um zu harren, was Gott ihm in dieser schwierigen Zeit durch seinen Geist kund thun werde. Da geschah es, daß er in seinem stillen Verstecke, im Traume einer Erscheinung gewürdigt ward. Er berief alsbald seine Presbyter und Diakonen, und erzählte ihnen: „Ich sah im Traume eine lichtumstrahlte Leiter, die bis an den Himmel reichte. Simeon stand von Glanz umgeben oben. Da er mich unten erblickte, rief er mit holdseligem Angesichte: „„Steige herauf, Sadoth, steige herauf, und fürchte dich nicht! Ich bin gestern heraufgestiegen, heute ist die Reihe an dir.“““ Diese Erscheinung verkündigt mir, daß ich in diesem Jahre den Tod leiden werde, wie ihn mein Vorgänger im vergangenen Jahre erduldet hat.“ Maruthos, der uns diese Geschichte überliefert hat, setzt hier hinzu: „Ein Mensch, welcher sich vom Geiste Gottes leiten läßt, fürchtet den Tod nicht; denn er liebt Gott, und mit sehnstüchtigem Verlangen eilet er zu ihm hin.“

Sadoth kehrte zu seiner Gemeinde zurück, getrost der Stunde seines Herrn harrend. Und als nun bald darauf, im zweiten

Jahre der großen Verfolgung, König Schapur nach Seleucia kam, da wurde auch wirklich der fromme Bischof mit vielen seiner Geistlichen, auch Mönchen und Nonnen, deren es in Persien schon gab, zusammen 128 an der Zahl, in Gewahrsam genommen. Fünf Monate mußten diese Leidensgefährten im Kerker ausharren, und dabei Martern erdulden, die fast unglaublich sind. Dreimal sind sie während dieser Zeit herausgeführt, und unmenschlich gefoltert worden. Ihre Beine wurden so fest mit Stricken gebunden, daß ihre Knochen aus den Gelenken wichen. Einmal riefen ihnen mitten unter ihren Qualen die Henker zu: „Betet die Sonne an, gehorchet dem Könige, und euer Leben ist gerettet!“ Aber Sadoth erwiderte im Namen aller: „Wir flehen zu dem einzig wahren und lebendigen Gott, der Himmel und Erde gemacht hat. Unser Leben könnt ihr uns wohl nehmen, aber unsern Glauben geben wir nicht hin!“ Da droheten die Henker auf's Neue: „Wenn ihr nicht schnell gehorchet, müsset ihr augenblicklich sterben!“ Die Heldenschaar aber rief wie aus Einem Munde: „Wir werden nimmermehr sterben, sondern wir werden leben, und ewig mit Gott dem Vater und seinem Sohne, Jesus Christus, herrschen.“

Endlich wurden sie zum Tode verurtheilt. Als sie ihr Urtheil vernommen hatten, dankten sie Gott mit einmüthigem Herzen, und sprachen sich wechselseitig Trost und Muth zu, glaubensstark bis auf den letzten Athemzug auszuhalten. Zu zwei und zwei wurden sie zusammengebunden, und zu den Thoren der Stadt hinausgeführt. Unter Lobgesängen und Dankliedern erreichte die geweihte Schaar ihre Todesstätte. Hier erhoben sich ihre Stimmen noch lauter zum Preise Gottes. Dann flehten sie einmüthig um seinen Gnadenbeistand, muthig zu bleiben, bis sie Alle die Friedenskrone erstritten hätten. Und bis der letzte der 128 den letzten Athemzug ausgehaucht hatte, verstummten diese Gebete, diese Lobgesänge, nicht. — Sadoth allein war übrig geblieben, und wurde in Banden nach der Provinz Bethusa geschleppt. Der König mochte noch immer hoffen, seine Standhaftigkeit zu brechen. Als er von der Vergeblichkeit seines Bemühens sich überzeugen mußte, ließ er kurze Zeit darauf auch den Bischof enthaupten. Mit Freuden ging der treue Knecht in den Tod, um in der ewigen Himmelsheimath seine Glaubensbrüder wieder zu finden, die im Tode von ihm getrennt waren.

Milles, Ambrosinus und Sina.

(gest. 342.)

„Strafe die Widerspenstigen: ob ihnen Gott dermaleinst Buße gäbe, die Wahrheit zu erkennen.“ (2 Tim. 2, 25.)

Unter den Heldengestalten der persischen Märtyrer tritt uns der Bischof Milles von Susa, als ein vornehmlich mit dem Strafamt des heiligen Geistes betrautes, auserwähltes Rüstzeug, entgegen. Im Geist und in der Kraft eines Elias ist er umhergezogen, Christen und Heiden das nahende Gericht zu verkündigen, und mehr als einmal ist seinem prophetischen Worte die Erfüllung auf dem Fuße gefolgt. Das, was uns die Geschichte von ihm aufbewahrt hat, reicht weiter zurück, als das von seinen Vorgängern Erzählte. Sein Märtyrerthum aber fällt erst in das Jahr 342.

Milles war in der persischen Landschaft der Razithäer geboren, und ist am königlichen Hofe erzogen worden. Späterhin wurde er mit einer hohen Stelle im Kriegsheere betraut. Als ihm aber das Evangelium von Jesu Christo verkündigt ward, entschloß er sich, den Dienst seines irdischen Kriegsherrn zu verlassen, und, als ein rechter Streiter Gottes, die Kriege des Gekreuzigten zu führen. Er legte seine hohe Ehrenstelle nieder, ließ sich auf den Namen des Dreieinigen taufen, und zog sich nach Susiana zurück. Hier bekehrte er durch Wort und Wandel viele Ungläubige zu Christo, und, um dieser aufkeimenden Gemeinde desto segensreicher dienen zu können, ließ er sich die geistlichen Weihen ertheilen. Kaum hatte er diese erhalten, als er zum Bischof von Susa erwählt wurde. Gadiabes, Bischof zu Papeta, der später auch sein Blut für seinen Glauben vergossen hat, weichte ihn durch Auslegung seiner Hände.

Von nun an arbeitete Milles mit doppeltem Eifer im Weinberg des Herrn. Der Herr des Weinbergs aber wollte nicht, daß er jezt schon Früchte seiner Arbeit sähe. Er stand in Susa, wie auf einem verlorenen Posten, ward sogar häufig von den Heiden mißhandelt, die ihm vielfache Schmach zufügten, ihn grausam schlugen, und nicht selten an den Haaren durch die Gassen der Stadt schleiften. Susa ist eine uralte Stadt, in

der die alten persischen Könige seit Cyrus, der in der Bibel Kores genannt wird, im Winter ihr Hoflager zu halten pflegten. Alexander der Große, König von Macedonien, zerstörte 330 Jahre vor Christi Geburt die prächtige Stadt. Doch zu der Zeit, von der wir erzählen, hatte sie sich aus den Trümmern zu neuer Blüthe erhoben. Man sah zu jener Zeit noch den alten berühmten Königspalast, der viele Jahrhunderte vorher erbaut war, und eines der größten und prachtvollsten Gebäude der Welt gewesen ist. Der fleißige Bibelleser kennt dies Königsschloß wohl. Es ist dasselbe, in welchem einst Xhasveros, der da König war von Indien an bis an die Mähren, über hundert und sieben und zwanzig Länder, hundert und achtzig Tage lang banquettierte, um die köstliche Pracht seiner Majestät sehen zu lassen, wie das alles im Buche Esther zu lesen ist. Dieses Schloß stand damals noch, und die Stadt hatte die Zeit ihrer Heimsuchung längst vergessen; denn mit dem neuen Wohlstande hatte auch eine neue schreckliche Sittenlosigkeit überhand genommen. Es gab in Susa überhaupt nur wenige Christen; allein auch diese wenigen waren kein Salz der Erde, und unterschieden sich sehr von den treuen Bekennern im übrigen Persien. Sie achteten nicht des Vorbildes, das uns Christus gegeben hat; sondern ließen sich in den Wirbel des allgemeinen Sündenstromes mit hinein reißen. Milles predigte seiner Heerde und den Bewohnern von ganz Susa mit ernster Stimme das Wort von der Buße; aber mit hörenden Ohren hörten sie nicht. Da verließ er die abgöttische Stadt. An den Thoren jedoch blieb er eine Weile stehen; der Geist des Herrn kam über ihn, er kehrte wieder um, und verkündete dem sündigen Geschlechte das herannahende Strafgericht Gottes.

Drei Monden waren noch nicht verflossen, seit dem sein Prophetenwort an den harten Herzen verhallt war, da sandte König Schapur ein großes Kriegsheer und dreihundert Elephanten gegen Susa; denn ihre Einwohner hatten sich wider ihn empört. Sein Feldherr nahm die Stadt ein, ließ alle Bewohner derselben niederhauen, die öffentlichen Gebäude, wie die Wohnhäuser, schleifen, und dann den Pflug über die aufrührerische Stadt ziehen, alles, wie es ihm von Schapur strenge befohlen war. Später jedoch hat sich Susa abermals aus ihren Trümmern erhoben.

Milles machte inzwischen eine Reise nach Jerusalem und Aegypten. Als ein rechter Jünger dessen, der nicht hatte, da er sein Haupt hinlegte, trug er nichts bei sich, als sein

Evangelienbuch. Auf der Rückreise besuchte er zu Seleucia und Atesiphon den Bischof Papas, den Vorgänger des Märtyrers Simeon. Dieser Papas war ein hochmüthiger Mann. Er hatte eine Spaltung in seiner Gemeinde veranlaßt, und seine Geistlichkeit durch Uebermuth und Trotz sich abwendig gemacht. Da trat Milles mit dem Freimuth eines Elias vor ihn hin, und sprach: „Warum verachtest du deine Amtsgenossen? Hast du die Vorschrift unsers Herrn und Meisters vergessen: „Der Größte unter euch sey wie der Geringste, und der Oberste, wie ein Diener?“ „Ther,“ fuhr ihn Papas zernig an, „du willst mich unterrichten, als wüßte ich nicht, was meine Pflicht ist!“ Ernst zog Milles unter seinem Mantel das Evangelienbuch hervor, legte es vor Papas hin, und sprach dann: „Wenn du erröthest, von mir dich an deine Pflicht mahnen zu lassen, der ich ein sterblicher Sünder bin, gleich wie auch du; so lerne sie wenigstens aus diesem heiligen Evangelium!“ Da ward Papas wüthend, schlug auf das Buch und rief: „Sprich Evangelium! so sprich doch!“ Milles war sehr erschrocken über diese gottlose Rede, nahm das Buch, drückte es ehrerbietig an seine Lippen, richtete sich dann hoch auf, und sprach zu Papas: „Weil du das Wort des Lebens geschmäht hast, so wird dich der Engel des Herrn schlagen. Die Hälfte deines Leibes wird hinsiechen; doch sollst du noch nicht sterben, sondern leben als ein warnendes Beispiel der göttlichen Gerechtigkeit!“ Als bald wurde die eine Seite des Papas vom Schlagflusse getroffen, so daß er zur Erde nieder stürzte. Das geschah im Jahre 314. Papas nahm nun den Simeon zum Amtsgehülfen, wie wir schon in dessen Geschichte erzählt haben.

Milles aber zog von dannen in das Land Maisan oder Mesena, welches am Euphrat liegt, und wohnte hier einige Zeit bei einem Einsiedler. Von da kehrte er zu neuem Wirken in seine Heimath, die Landschaft der Nazithäer, zurück, und hatte nun auch die Freude, viele durch ihn bekehrte Heiden taufen zu können. Als aber im Jahre 341 die Blutbefehle König Schapurs durchs ganze Land gingen, wurde er von Hormisdas Euphrizias, dem Statthalter, ins Gefängniß geworfen, mit ihm der Presbyter Ambrosius und der Diakon Sina. Zweimal sind diese drei gegeißelt, und durch mancherlei Marterwerkzeuge gepeinigt worden, um sie zur Anbetung der Sonne zu bewegen. Allein in der Kraft des Herrn blieben sie unbesiegbare, und priesen in lauten Lobgesängen Gott bei Tag und Nacht in ihrem Kerker.

Zur Zeit, als Milies im Kerker schmachtete, ließ Hormisdas gerade Vorbereitungen zu einer großen Jagd machen. Am Vorabende des zu der Festlichkeit bestimmten Tages ließ er den Bischof wiederum vor sich führen, und drohete, wenn er nicht widerrufen würde, ihn wie das Wild in den Wäldern tödten zu lassen, auf das morgen Jagd gemacht werde. Milies lehnte das Verlangen mit Entschiedenheit ab. Plötzlich versetzte ihm Hormisdas einen Dolchstich in die eine Seite, und Marses, des Statthalters Bruder, durchbohrte in demselben Augenblicke die andere Seite der Märtyrers, so daß er gleich darauf verschied. Ambrosius und Sina wurden auf zwei Berge geführt, die einander gegenüber lagen, und hier beide, der eine vor den Augen des andern, von Soldaten zu Tode gesteinigt.

Am folgenden Tage fand wirklich die große Jagd statt, zugleich ein Strafgericht des großen Gettes. Hormisdas und Marses, die beiden Brüder, durchbohrten in der eifrigen Verfolgung eines Hirsches sich gegenseitig mit ihren Lanzen. Ihre Leichen blieben unbegraben liegen, eine Beute für die Vögel und wilden Thiere. Die Kirche feiert das Gedächtniß der Märtyrer an ihrem Todestage, den 13. November.

Daniel und Verda.

(gest. 344.)

„Ich harrete des Herrn, und er neigte sich zu mir und hörte mein Schreien, und zog mich aus der grausamen Grube, und stellte meine Füße auf einen Fels, daß ich gewiß treten kann.“

(Ps. 40. 2. 3.)

Wir schließen die Reihe der persischen Märtyrer mit den beiden in der Ueberschrift genannten, dem Priester Daniel und der Jungfrau Verda. Verda bedeutet in unserer Sprache: die Rose, und die keusche Magd ist auch unter den Dornen der damaligen blutigen Verfolgung als eine rechte Rose voll Glanz und Duft erblüht. Zwei Jahre waren vergangen, seitdem

der Glaubensheld Milles die Märtyrerkrone erstritten hatte, als auch diese beiden Bekenner des Herrn auf Befehl des neuen Statthalters der Provinz Nachizaea in den Kerker geworfen wurden. Drei Monate haben sie hier, von grausamen Henkern auf das unmenschlichste gequält, geschmachtet. Auch in Persien war, wie wir dies bei den römischen Verfolgungen schon gefunden haben, die Bosheit der Feinde Christi je länger, je erfinderischer in neuen Martern geworden. Der persische Statthalter gab jetzt keinem römischen in ausgesuchter Grausamkeit etwas nach. So wird uns von ihm berichtet, daß er den Daniel und der Berda die Füße habe durchstechen, und dann, während das warme Blut noch herunter rann, beide in eiskaltes Wasser werfen lassen. Und das ließ er in fünf aufeinander folgenden Tagen fünfmal wiederholen. Doch der Herr hat uns ja auch schon an frühern Beispielen gezeigt, daß, je größer die Qual, um so stärker auch seine Kraft wird, die in den Schwachen mächtig ist. Er hatte die Füße seiner Bekenner auf einen Felsen gestellt, daß sie auch unter der furchtbaren Pein gewisse Tritte thun konnten, und nicht strauchelten. Darum wurde auch der Statthalter mit aller seiner Grausamkeit an ihnen zu schanden. Als er endlich inne ward, daß ihre Standhaftigkeit unerschütterlich sey, verurtheilte er beide zur Enthauptung, der in Persien gewöhnlichen Art der Hinrichtung. Am 21. Februar des Jahres 344 ist dies Urtheil an Daniel und Berda vollzogen worden, und die Kirche feiert ihr Gedächtniß an demselben Tage, als dem Tage ihrer Geburt zum neuen Leben in der seligen Ewigkeit.

Frumentius.

(gest. 340.)

„Nochrenland wird seine Hände ausstrecken zu Gott.“
(Ps. 68, 32.)

Die vorstehenden Geschichten, von Numa der Sklavinn an, berichten von neuen Siegen des Kreuzes in drei Ländern Asiens, welche nicht zur römischen Weltherrschaft gehörten. Auch über

Georgien, Armenien und dem großen Reiche der Perser war also die Herrlichkeit des Herrn aufgegangen.

Schicken wir uns nun an, indem wir den Blick auf Afrika werfen, auch hier tiefer in das Innere dieses Landes einzudringen, als es in der Geschichte der Ausbreitung des Christenthums uns bisher vergönnt war. Unser Weg führt uns gerade ins Mohrenland hinein. Das ist das Land der Nachkommen des erstgeborenen Sohnes des Ham, auf welchen heute noch der Fluch ruht, der ihren unglückseligen Veltervater getroffen, da Noah das Wort über ihn sprach: „Er sey ein Knecht aller Knechte unter seinen Brüdern!“ (1. Mos. 9, 25.) Noch heute verkaufen sich, zur Ehre des untrüglichen Gotteswortes und zur Schande der Menschen, um schnöden Sündenlohn unsere schwarzen Brüder in Afrika gegenseitig in die Sklaverei, und noch lange nicht alle Nachkommen Sems und Japhets haben das Schändliche jenes Menschenhandels erkannt, daß sie ihre Hände rein von demselben halten sollten. Aber nicht hält sich mit der Sünde, wie mit der Gnade. Die Gnade Gottes macht keinen Unterschied. Alle Menschen sind Sünder, und jedes Sünderherz, das sich nach Erlösung sehnt, ist dem großen Sünderfreunde willkommen. So nimmt denn auch in lieblicher Weise die kirchliche Sage an, daß schon unter den Weisen aus fernen Landen, die als die Stellvertreter der ganzen Heidenwelt an der Krippe Christi erschienen, der eine ein Fürst des Mohrenlandes gewesen sey. Viele Leser haben wohl schon sinnend vor einem Bilde gestanden, das die Anbetung dieser Weisen darstellt, und sind unter den fremdländischen Gestalten des Mohren gewahr geworden, der die Schätze seines heißen Landes dem Christuskinde darbietet. Stehen wir aber bei diesem anbetenden Mohren doch immer nur auf dem Boden einer kirchlichen Sage, so gibt uns dafür die heil. Schrift einen deutlichere Fingerzeig auf die Weissagung, daß auch Mohrenland seine Hände ausstrecken soll zu Gott. Schon in den frühesten, neutestamentlichen Zeiten fällt ein heller Lichtstrahl auf dies geistig finstere Land und seine dunklen Bewohner. Im achten Kapitel der Apostelgeschichte wird uns die überaus liebliche Geschichte der Bekehrung eines Kämmerers und Gewaltigen der Königin Candace in Mohrenland berichtet.

Aber es ist diese Geschichte eben auch nur ein flüchtiger Lichtstrahl, dessen Bahn weiter zu verfolgen, uns nach Gottes Rath nicht vergönnt ist. Der Kämmerer zog seine Straße fröhlich, schließt der apostolische Bericht, — und dann liegt wieder

Jahrhunderte lang tiefes Dunkel auf dem Lande, und wir wissen nicht, welche Frucht der Same des göttlichen Wortes, den jener Kämmerer mit sich genommen, gebracht hat, sondern können uns nur an die Verheißung des Herrn halten, daß sein Wort nicht wieder leer zu ihm zurückkommen soll. Mit um so größerer Freude werden daher die Leser jetzt dem Märtyrerbuche nach jenem Lande folgen. Denn um diese Zeit, also fast 300 Jahre nachdem der Kämmerer auf der Straße, die da die wüste heißt, den hellen Lichtstreifen gezogen hat, fällt die Gründung der christlichen Kirche unter den Abyssiniern, einer Kirche, die sich mit den unter Heiden und Muhammedanern in diesem Lande bis auf den heutigen Tag als die herrschende erhalten hat, und die vielleicht von der göttlichen Vorsehung zu einem Werkzeuge des Heiles für den ganzen Welttheil Afrika bestimmt ist. Abyssinien aber, oder Aethiopien, wie es auch genannt wird, ist das eigentliche biblische Mohrenland.

Auch hier nahm das große Werk der Befehrung einen gar unscheinbaren Anfang. Meropius, ein griechischer Gelehrter aus der Stadt Tyrus, hatte zu Schiff unter der Regierung Kaiser Konstantins eine wissenschaftliche Entdeckungsreise nach den fernen Ländern Afrikas unternommen. Schon war er auf der Rückreise begriffen, als er an der Küste von Abyssinien zu landen beschloß, um frisches Wasser einzunehmen. Er sollte dessen nicht ferner bedürfen. Von den kriegerischen Eingeborenen überfallen, wurde er mit seiner ganzen Mannschaft ermordet. Nur zwei Jünglinge seiner Begleitung, Frumentius und Aedesius, ließ man aus Mitleid mit ihrem zarten Alter am Leben. Diese beiden, besonders den Frumentius, hatte sich Gott ausgesehen, Christenrache zu nehmen für den an ihren Gefährten begangenen Frevel. Der Christen Rache aber ruht in dem Worte des Herrn: Liebet eure Feinde! Beide Jünglinge wurden an den Hof des Fürsten der Abyssinier gebracht, und wußten sich durch ihr einnehmendes Betragen bald allgemein beliebt zu machen. Aedesius wurde zum königlichen Mundschenken, der durch seinen Verstand ausgezeichnete Frumentius, zum Schreiber und Rechnungsführer ernannt. Bald sollte ihr Einfluß noch höher steigen. Nach dem Tode des Fürsten wurde beiden Freunden die Erziehung des von ihm hinterlassenen Prinzen Aizanes übertragen, und Frumentius übernahm zugleich das wichtige Amt eines Regierungsverwesers. Er benutzte schon jetzt seinen Einfluß, um für das Christenthum zu wirken. Er zog Erkundigungen

ein über die zuweilen auch nach Aethiopien kommenden römischen Kaufleute, unterstützte diese in der Gründung einer christlichen Kirche, und hielt in Gemeinschaft mit ihnen christlichen Gottesdienst. Da aber schien's, als ob das kaum angefangene Werk schon seinem Untergange nahe sey. Frumentius und Aedesius erhielten nämlich, in Anerkennung ihrer treuen Dienste, ihre Freiheit, und kehrten nach ihrem Vaterlande zurück. Aedesius begab sich nach Thyrs, und wurde dort Presbyter. Hier hat ihn der christliche Geschichtsschreiber Rufinus kennen gelernt, und aus seinem eigenen Munde die Erzählung ihrer wunderbaren Schicksale vernommen.

Frumentius aber konnte in seinem Herzen die armen Abyssinier nicht los werden. Es war ihm immer, als ob ihn etwas mit Gewalt nach dem Lande zurückzöge, in welchem er einen so großen Theil seiner Jugend verlebte, und zu den Leuten, unter denen er so manches Gute genossen hatte. Er dachte daran, daß er doch noch nicht genug gethan habe, um ihnen dafür das höchste Gut der Menschheit, das Evangelium, welches ihn selbst so selig machte, zu bringen. Von solchen Gedanken bekümmert, reiste er nach Alexandrien, wo der große Athanasius, dies helle Licht der Kirche, eben Bischof geworden war. (326.) Vor dem Manne schüttete er sein ganzes Herz aus. Athanasius ging sogleich mit eifriger Theilnahme auf den Plan des Frumentius ein, fand aber keinen, der zur Ausführung desselben tüchtiger seyn konnte, als Frumentius selbst, und weihte diesen deshalb auch sogleich zum Bischof von Auxuma, welches die Hauptstadt der Abyssinier und eine berühmte Handelsstadt war. Frumentius kehrte nun mit Freuden nach seinem zweiten Vaterlande zurück, und wirkte daselbst in der Kraft Gottes mit dem glücklichsten Erfolge. Er hat viele christliche Gemeinen gestiftet, auch die heilige Schrift in die Landessprache übersetzt.

Die große Schwierigkeit, welche es bei den damaligen Verbindungsmittein machte, nach Aethiopien zu gelangen, sollte nach Gottes Rath für die neuentstandene Kirche bald von einem besondern Segen seyn. Für die Kirchen der römischen Lande brach nämlich unter dem Nachfolger Konstantins eine gar trübe Zeit herein. Der neue römische Herrscher war ein eifriger Anhänger der arianischen Irrlehren, und suchte denselben mit Gewalt überall Eingang zu verschaffen. Wir kommen in den folgenden Geschichten noch viel ausführlicher auf diese schwere

Zeit der Noth zu sprechen. Jetzt sollte auch die junge abbyssinische Pflanzung mit dem Gifte jener Irrlehre verderbet werden. Der Kaiser gab strengen Befehl, den Frumentius abzusetzen, und ihm einen arianischen Nachfolger zu geben. Aber er hatte es nicht in seiner Gewalt, diesen Befehl geltend zu machen; denn ein Kriegsheer nach dem fernen Lande zu bringen, ging damals nicht wohl an. So blieb Frumentius Bischof der Abbyssinier, und weidete die ihm anvertraute Heerde Christi fort und fort mit der lautern Milch der evangelischen Wahrheit. Das Wort des Herrn befestigte sich denn auch in diesem Lande so, daß schon im sechsten Jahrhundert die abbyssinischen Christen als Beschützer ihrer im benachbarten Arabien von den Juden grausam verfolgten Glaubensbrüder auftreten, und die jüdische Oberherrschaft vernichten konnten.

Wie Frumentius gestorben ist, wissen wir nicht, ja nicht einmal genau, zu welcher Zeit ihn der Herr vom thätigen Wirken in seinem Weinberge abgerufen hat. Aber ein Gedächtniß seines Namens hat er ihm, wie schon erwähnt, bis auf den heutigen Tag gestiftet. Wenn man durch die großen Sandwüsten Afrika's reist, in denen man viele Tage lang nichts als Sand und Himmel sieht, so wird das Auge oft wunderbar durch den Anblick einer sogenannten Oase überrascht. Das sind nämlich kleine Flecken fruchtbaren Landes, die wie Inseln mitten in dem unermesslichen Sandmeere liegen, auf denen der kräftigste Pflanzenwuchs sich entfaltet, frische Quellen klares Wasser, und dichte Bäume kühlen Schatten dem fast verschmachteten Wanderer bieten. Sie stehen da, wie ein Zeugniß Gottes, daß der Odem des Herrn auch die Wüste lustig machen, und Wasserströme in der Einöde geben kann. Eine solche Oase aber, mitten in der großen Menschenwüste der afrikanischen Bevölkerung, ist die Kirche Abbyssiniens, bei all ihren vielen Mängeln und Gebrechen, bis auf den heutigen Tag geblieben.



Nikolaus, Bischof von Myra.

(gest. 342.)

„Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht!
denn solcher ist das Reich Gottes.“ (Marc. 10, 14.)

In Lycien, jener Provinz Asiens, welcher schon der Apostel Paulus das Evangelium verkündigte, hatte das Christenthum seitdem ununterbrechen fortgeblüht. Auch die Stadt Patara, in der Nikolaus das Licht dieser Welt erblickte, hatte eine glau-
benstreue Gemeinde. Seine Aeltern, selbst eifrige Christen, gaben dem Knaben eine sorgfältige Erziehung, und suchten besonders durch Wort und Beispiel, unter Wachen und Beten, Liebe zu dem großen Kinderfreunde in sein junges Herz zu pflanzen. Und Gott ließ sie an dem Nikolaus große Freude erleben. Er reifte zum Jünglinge heran als ein Muster von Herzensreinheit und Andacht. Sein Geist hatte sich wunderbar schnell entwickelt, und in allen Wissenschaften jener Zeit glänzende Fortschritte gemacht. Jetzt nun sollte er sich nach dem Willen der Aeltern seinen künftigen Lebensberuf selbst wählen. Da sprach er: „Ich habe mich dem Dienste des Herrn geweiht. Sein Evangelium ist meine Freude. Laßt mich dasselbe allen Völkern verkündigen!“ Die Aeltern freuten sich hoch über solche Wahl, und, da der junge Mann mit Kenntnissen reichlich ausgerüstet war, wurde er auch bald im Weinberge des Herrn angestellt. Aber, ob er nun wohl durch diese Stellung unabhängig geworden war, blieb er doch in treuer Liebe, in Gehorsam und Ehrfurcht seinen Aeltern bis zu ihrem Tode unterthan. Das offenbarte sich besonders, als der Herr ihm Vater und Mutter zugleich auf's Sterbelager warf. Es richtete damals in Lycien die Pest große Verheerungen an, und auch die Aeltern unseres Nikolaus wurden von der bösen Seuche ergriffen. Tag und Nacht wach der Sohn nicht von ihrem Bette, und sorgte auf das eifrigste sowohl für die Pflege Leibes, als der Seelen. In brünstigem Gebete empfahl er sie der Gnade unseres Herrn und Heilandes, und der stärkte ihn denn auch reichlich, als sie nun beide abschieden, also daß er mit getrostem Herzen sprechen konnte: „Ich werde sie wieder sehen in den Wohnungen des Friedens, die Jesus allen denen bereitet hat, die ihn lieb haben.“

Seine Aeltern hatten dem Nikolaus ein großes Vermögen hinterlassen. Er aber achtete die irdischen Güter gar wenig. Sie hatten in seinen Augen nur dadurch Werth, daß er sie zur Hülfe bedrängter Brüder verwenden konnte. Seine Hände und sein Herz waren allen Nothleidenden stets geöffnet. Er ging umher in den Häusern der Stadt, und forschte, wo Hülfe noth that. Aus dieser Zeit seines Lebens wird uns eine gar liebliche Geschichte von ihm berichtet. Er hört einmal von einem Mann erzählen, der in bitterster Armuth in der Stadt lebe. Derselbe, hieß es, stamme zwar aus edler Familie, sey aber durch mancherlei Unglücksfälle, zum Theil auch durch eigene Schuld, so heruntergekommen, daß er nun mit seiner Familie im buchstäblichen Sinne am Verhungern stände. Da habe er denn, weil er sich des Bettelns schäme, in der Verzweiflung den schrecklichen Entschluß gefaßt, wenn ihm nicht bald Hülfe werde, die Unschuld seiner drei wohlerzogenen Töchter für Geld dem Laster preis zu geben. Nikolaus war tief erschüttert. Er fragt hastig nach der Wohnung des armen Mannes, und seufzt in seinem Herzen zu Gott: „Herr, laß mich nur noch zur rechten Zeit mit Hülfe nahen!“ Sobald die Nacht herein gebrochen ist, nimmt er einen Beutel voll Geld, hüllt sich in seinen Mantel, und eilt durch die Straßen. Bald steht er in einer engen, menschenleeren Gasse vor dem ärmlichen Hause. Das Fenster ist geöffnet, und ein schwacher Lampenschein dämmert aus der Kammer. Der Vater sitzt im dumpfen Hinbrüten, die Töchter aber knien und beten. Husch! wirft Nikolaus seinen Beutel durch das Fenster, und eilt dann, so schnell er kann, durch Nacht und Finsterniß davon. Die drinnen hören einen dumpfen Fall hinter sich, erschrecken, springen auf, und ein Beutel mit Geld liegt zu ihren Füßen. Wie sie ihn näher beschen, klebt ein Zettel daran mit den Worten: „Zur Versorgung der ältesten Tochter.“ Das Staunen und die Freude in der armen Hütte waren groß. Die dumpfe Schwermuth des Vaters war gebrochen, und er und die Töchter knieten nieder, beteten laut, und dankten mit Inbrunst Gott und ihrem unbekannten Wohlthäter. Nikolaus sah von alledem zwar nichts, aber doch merkte er, daß es um die bekümmerten Herzen ganz anders stand, als er am folgenden Abend in der Dunkelheit wiederum am Fenster auf der Lauer stand. Und, ehe sich's die drinnen versehen konnten, plumpste ein zweiter Beutel vor ihnen nieder, auf dessen Zettel diesmal geschrieben stand: „Der zweitgeborenen Tochter!“ Der Vater war

schnell hinausgefahren, aber draußen war's Nacht und alles menschenleer. „Ich muß den Retter eurer Unschuld kennen lernen!“, rief er, als er wieder hereintrat, seinen hocherfreuten Töchtern zu. „Gewiß wird er sich noch einmal zeigen, und auch mein drittes, liebes Kind nicht vergessen.“ Die dritte Nacht brach herein. Die Mädchen knieten zum Abendgebete nieder, der Vater aber stellt sich hinter die Thür. Bald hört er leise Fußtritte, und richtig fällt bald darauf der dritte Geldsack in die Kammer. Nun springt er hinaus, und hinter dem enteilenden Wohlthäter her. Er erreichte ihn, und erkennt den jungen Nikolaus. Thränen ersticken die Worte seines Dankes, und er wirft sich ihm zu Füßen. Nikolaus aber hebt ihn auf, und spricht: „Danke Gott, der es also gefügt hat, daß ich noch zur rechten Zeit gekommen bin! Gehe nun hin, und versorge deine Töchter in Zucht und Ehrbarkeit vor Gott und den Menschen, — verschweige aber, was sich mit ihnen ereignet hat!“ Aber das war ein hartes Gebot für ein dankbares Herz. Der Vater konnte seine Freude und sein Glück nicht allein tragen, und erzählte doch, was sich ereignet hatte, und wie ihm Nikolaus als ein Engel Gottes in der tiefsten Noth erschienen sey.

Wir mögen uns denken, daß solche und ähnliche Züge seines Edelmuthes dem jungen Manne die Liebe des ganzen Volkes erwarben. Sein bescheidener Sinn aber wollte sich den Lobreden, die ihm von allen Seiten gespendet wurden, entziehen, damit sein Herz nicht von Eitelkeit ergriffen werden möchte. So entfloß er dem Geräusche der Stadt, und verbarg sich fern von der Welt in stiller Einsamkeit, um hier in ungestörtem Seelenfrieden ein göttliches Leben zu führen. Allein Gott, der ihn mit Glaubensmuth und den Schätzen wahrer Weisheit ausgerüstet hatte, begehrte seinen Dienst in anderer Weise. Einst als Nikolaus mit großer Innigkeit den Herrn anrief, war's ihm, als hörte er eine Stimme in seinem Innern sprechen: „Nikolaus, hier ist nicht der Acker, auf dem du die Früchte bringen kannst, die ich von dir erwarte!“ Da verließ er, der sich ja nur vom Geiste Gottes leiten lassen wollte, willig seine selbsterwählte Verborgenheit wieder. Er wollte nach Patara zurückkehren, hörte aber unterwegs, daß der Bischof von Myra, der Hauptstadt Lyciens, gestorben sey. Da eilte er nach Myra, um am Grabe des Bischofs die Gemeinde zu trösten, und Gott für den Segen seiner Wirksamkeit zu danken. Es war der Herr, der seine Schritte hierher lenkte; denn kaum war er in die Kirche zu

Myra getreten, so wurde er auch von der ganzen Gemeinde mit Jubel als ihr Bischof begrüßt. Aller Wahl war auf ihn gefallen.

Die Christen zu Myra hätten auch gar keine passendere Wahl treffen können. Denn jung und kräftig, wie Nikolaus war, besaß er doch das gereifte Urtheil eines geprüften Alten. Tag und Nacht war er nun bemüht, das Heil seiner Herde zu fördern, ohne Rücksicht auf Person und Stand, ohne Unterschied zwischen Hohen und Niedern. Seine liebste Beschäftigung aber, und die Freude seines thatenreichen Lebens war es von jetzt an, die Kinder zur Gottseligkeit zu führen, und sie in der Erkenntniß des Evangeliums zu unterrichten. Das ist wohl ein süßes Amt für die, welche sich jenen Geist der Kindlichkeit, der Einfalt und Unschuld bewahrt und erbetet haben, den Jesus von uns fordert, wenn er spricht: „Wenn ihr nicht werdet, wie die Kinder, so könnt ihr nicht ins Himmelreich eingehen.“

Weil nun Nikolaus gar viele solcher Kleinen von der argen Welt errettet, und zu Jesu Christo, dem großen Kinderfreunde, geführt hat, auch weil er selbst als Kind das Muster eines rechten Christenkindes gewesen, und sein ganzes Leben lang ein demüthig und einfältig Kind geblieben ist, darum wurde er von der ganzen spätern Kirche, und wird noch von der römischen Kirche als Schutzpatron der Kinder verehrt, und obwohl uns, nach unserm theuern evangelischen Bekenntnisse, die Anrufung eines Heiligen nicht ziemt, wir auch wissen, daß unser Herr und Heiland selbst mit Wohlgefallen auf die Kindlein blickt, und ihnen Engel zum Schutze beigegeben hat, wie er spricht: „Ihre Engel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel!“, so wollen wir doch gern dem frommen Nikolaus seine Ehre geben, und, obschon wir seinen Namen nicht anrufen, doch glauben, daß der, welcher hier auf Erden mit so treuer Liebe die Lämmer Christi geweidet hat, auch dort vor dem Throne des Erzhirten nicht aufhören wird, zu stehen: „Herr, Herr, lasse die Kindlein zu dir kommen!“

Sanftmuth und Demuth war zwar des Nikolaus innerster Lebenskern; er hat aber der Welt zugleich Zeugniß gegeben, daß gerade in dem demüthigsten Herzen der größte Heldengeist wohnt. Denn, als die beiden Kaiser Diokletian und Maximian ihr strenges Gebot, daß alles Volk den römischen Götzen opfern sollte, im ganzen Morgenlande bekannt machen ließen, da wanderte Nikolaus trotz aller Drohungen der Heiden unerschrocken

umher, das Heidenthum zu bekämpfen, und die Gläubigen zur Standhaftigkeit zu ermuntern. Menschenfurcht war ihm unbekannt. Auf Befehl des Statthalters zu Lycien wurde er in den Kerker geworfen; er aber trug seine Ketten und die Leiden des Kerkers mit Freuden, und dankte Gott, daß er ihn gewürdigt habe, um seines Namens willen zu leiden. In seinem Gefängniß lagen außer ihm noch viele andere Christen; diesen verkündigte er vom frühen Morgen bis spät in die Nacht das Wort des Lebens, tröstete sie in ihren Leiden, und ermunterte sie, sich Gott zu ergeben und auszuharren, wenn auch ein martervoller Tod nach Gottes Rathschluß das Ende ihrer Plagen seyn sollte.

Lange hat Nikolaus im Gefängniß geschmachtet, und willig und mit Freuden hätte er auch sein Leben zum Opfer gebracht, doch war es im Rathe des Herrn anders über ihn beschlossen. Er lag noch in Banden, als Konstantin der Große sich öffentlich zum Christenthume bekannte. Da erhielt auch er seine Freiheit wieder. Mit Jubel und Frohlocken wurde er von seiner Gemeinde Empfangen, und arbeitete nun mit dem alten, ungeschwächten Eifer im Weinberge des Herrn fort. Sein Wandel entsprach seinen Lehren, und alle frommen Herzen hingen ihm an; die gottlosen aber erzitterten vor ihm. Im stillen, unermüdlchen Dienste des Herrn bleichten seine Haare, und der Greis sah mit Sehnsucht der Stunde seines Heimganges entgegen. Sie nahete im Jahre 342, schneller, als es nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur hätte erwartet werden können. Er fiel in eine schwere Krankheit, in Folge welcher der Herr seinen treuen Knecht aus dieser Zeitlichkeit abforderte. Seine letzten Worte waren: „Herr, auf dich hat meine Seele gehofft! Nimm sie auf in deine Hände!“

Juventinus und Maximinus.

(gest. 363.)

„Fürchtet euch aber vor ihrem Trogen nicht, und erschreckt nicht.“ (1 Petr. 3, 14.)

Die Kirche des Herrn, als ihr nach der langen Zeit der Noth die Sonne weltlichen Glückes in so hellem Glanze schien,

hatte gar bald die ernste Mahnung vergessen: „Verlasset euch nicht auf Fürsten!“ und sah dankbarer zu ihren irdischen Schützern, als zu dem empor, der allein die Quelle alles Segens ist. Da stellte ihr Gott der Herr plötzlich die Unverlässlichkeit alles menschlichen Schutzes auf das nachdrücklichste, und unter den bittersten Schmerzen vor Augen. Kaiser Julian, der zweite Herrscher seit Konstantin dem Großen, war das Werkzeug, dessen er sich dazu bediente. Wir haben auf diesen Mann schon einige Male im Verlauf der Geschichte dieses Buches hingewiesen. Der fleißige Leser wird wissen, an welchen Stellen. Julian war zwar als Kind getauft worden, fiel aber später vom Glauben ab, und trat offen für das Heidenthum in die Schranken. Die Geschichte hat ihm den Zunamen Apostata, das heißt: der Abtrünnige, gegeben; aber leider trifft die Kirche selbst ein Theil der Schuld seines Abfalles. Denn sie selbst war abtrünnig geworden in der Zeit ihres Glückes, und hatte sich den Abtrünnigen großgezogen mit todtem Buchstabendienste, statt ihn zu nähren mit der lautern Milch des Evangeliums in der lebendigmachenden Kraft des Glaubens. Das sey gesagt, nicht zur Entschuldigung Julians, sondern zum Verständniß des Strafgerichtes, welches über die Kirche hereinbrach.

Es geschieht oft bei Sterbenden, daß das Lebenslicht noch einmal auflodert, ehe es ganz erlöscht. So geschah es mit dem Heidenthume unter Julians Regierung. Der alte Feind hatte sich in diesem Kaiser ein auserwähltes Rüstzeug zubereitet. Eines solchen bedurfte er auch, wenn er mit einiger Aussicht auf Erfolg gegen den mächtigen Baum des Kreuzes Christi ankämpfen wollte. Julian war in jeder Beziehung ein außerordentlicher Mann. Eben so gewandt als gelehrt, so tapfer als beharrlich, war er voll großer Gedanken, und dabei in hohem Grade mäßig und keusch, im allgemeinen gerecht, edel und großmüthig, und so thätig, daß seine Rätthe und Schreiber sich ablösen mußten, wenn er mit ihnen arbeitete. Ein starker Mann, mit der höchsten irdischen Macht bekleidet, trat jetzt mit aller Kraft seiner Seele zum Kampf gegen das Christenthum auf. Was er schon lange heimlich in seinem Herzen getragen hatte, weil er es unter seinem Vorgänger nicht laut werden lassen durfte, das legte er nun offen an den Tag: Feindschaft gegen den Gekreuzigten, Feindschaft bis zum letzten Athemzuge.

Sein natürlicher Edelmutb erlaubte ihm nicht, rohe Gewalt zu gebrauchen; seine Klugheit ließ ihn aus der früheren Geschichte

erkennen, wie wenig durch Blutvergießen ausgerichtet werde. So verhiess er zwar den Christen öffentliche Duldung, suchte aber auf andere, wirksamere Weise mit versteckten, geistigen Waffen den verhassten Glauben zu überwinden. Er umgab das Heidenthum mit neuem trügerischen und erborgten Glanze, während er auf alle Weise den Christenglauben in die möglichste Verachtung zu bringen trachtete. Heidnische Tempel wurden neu errichtet, oder doch mit neuer Pracht ausgestattet; der Kaiser selbst zeigte den größten Eifer im Dienste der Götter, und vorzüglich suchte er die Würde der heidnischen Priester durch wissenschaftliche Ausbildung, und strengen Lebenswandel zu heben. Er richtete heidnische Schulen ein, Armenhäuser, Spitäler und Herbergen für Fremde, lauter Einrichtungen von den Christen entlehnt, und daher um so listigere Kunstgriffe des Teufels. Um das Christenthum dagegen herabzuwürdigen, begünstigte er alle Spaltungen unter seinen Bekennern, und nährte gesessentlich ihre Streitigkeiten. Er untersagte den Christen sowohl das Lehren als das Lernen der Wissenschaften, theils weil er meinte, ein um so leichteres Spiel mit ihnen zu haben, je mehr sie in Unwissenheit versanken, theils weil er fürchtete, daß ihnen durch die Wissenschaft immer neue Waffen gegen das Heidenthum in die Hände gegeben würden. Er schloß ferner die Christen von allen öffentlichen Staatsämtern aus, und sparte, um sie zum Abfall zu bewegen, weder Geld, noch Ehrenstellen, noch andere Mittel. Eins der erfolgreichsten schien ihm der Spott. Unfern Herrn nannte er nicht anders, als den Galiläer, und befahl, daß seine Bekenner ebenso genannt würden. Beschwerten sich diese über ungerechte Behandlung, so verwies er sie höhrend darauf, daß ja Christus die selig preise, welche Unrecht litten. Oder aber, er riß ihre Schätze an sich, und spottete dazu, er mache die Christen nur darum hier arm, damit sie im Himmel desto reicher würden. Es konnte jedoch nicht fehlen, daß bei seiner Feindschaft gegen den Sohn Gottes, und dem Kampf, in den er sich eingelassen hatte, seine sonstigen guten Eigenschaften immer mehr zurücktraten, so daß er oft grausam und ungerecht wurde, und gegen seine Vorsätze dennoch seine Hände mit Christenblut besudelte. Wir theilen den Kampf und Sieg einiger Blutzegen unter seiner kurzen Regierung mit.

Während seiner Anwesenheit in Antiochien hatte er alle Brunnen der Stadt und alle zum Verkauf ausgebotenen Lebensmittel durch Gößenopfer verunreinigen lassen, um durch diese List

alle Christen daselbst des Gözendienstes theilhaftig zu machen. Nun dienten unter seiner Leibwache zwei christliche Hauptleute, Juventin und Maximin mit Namen, die zugleich Julians Waffenträger waren. Während die andern Christen in der Stille seufzten, sprachen diese beiden muthigen Streiter ihre Entrüstung über diese Maßregel frei aus. So hatten sie bei einer Mahlzeit sich geäußert: „Wer möchte noch länger leben, und das Licht der Sonne schauen, wenn die heiligen Gebote Gottes so mit Füßen getreten werden, und der allmächtige Herr so schändlich verachtet und verspottet wird! Alles ist erfüllt mit dem Geschnacke des unreinen Gözenopfers. Ach Gott!, wenn's bei deinen Feinden stünde, wir dürften auch keine Luft mehr einathmen, die rein und lauter wäre!“

Einer von denen, die mit zu Tische gegessen hatten, spielte den Judas, ging und hinterbrachte diese Rede dem Kaiser. Der ließ die beiden Kriegsmänner sogleich vor sich fordern, und fragte scharf, was sie während der Mahlzeit gesprochen hätten. Mit kühnem Freimuth erwiderten sie: „O Kaiser, weil wir in wahrer Gottesfurcht aufgezogen sind, so haben wir uns auf's höchste beklagt, daß nunmehr alle Dinge mit Abgötterei erfüllt sind. Darüber haben wir uns in unsern Häusern beklagt, und beklagen uns auch deshalb jetzt vor dir selbst, haben auch sonst nichts in deiner ganzen Regierung, was uns bekümmerte.“ Als der Kaiser diese Worte vernommen hatte, befahl er, daß alle ihre Güter eingezogen, und sie selbst nackt in den Kerker geworfen würden. Sie aber blieben fröhlich, und riefen: „Was bedürfen wir weiter unseres Geldes und unserer köstlichen Kleidung? Und sollten wir zuletzt auch noch unser Fleisch und Blut um des Herrn willen dahingeben, so wollen wir es freiwillig und gern thun.“

So lagen denn nun die beiden Waffenträger des Kaisers nackt im finstern Kerker. Aber dieser Kerker wurde zu einem Tempel des Herrn, während alle christlichen Kirchen Antiochiens, so lange der Kaiser anwesend war, verschlossen bleiben mußten. Obgleich es nämlich strenge verboten war, die Gefangenen in ihrer Haft zu besuchen, und mit ihnen zu reden, kehrten sich doch viele treue Befenner Christi in der Stadt nicht an solches Gebot, und kamen fleißig zu ihnen. Sie fürchteten Gott mehr, als die Menschen, und fragten nichts nach ihrem zeitlichen Leben, wie denn auch manche von ihnen darüber Märtyrer geworden sind. Sie blieben Tag und Nacht bei den Gefangenen im Kerker,

beteten mit ihnen und sangen Psalmen, und geistliche; liebliche Lieder. Als der Kaiser hiervon hörte, wurde er sehr zornig. Zuerst jedoch versuchte er durch List und Schmeichelei die beiden Christen zum Falle zu bringen. Er sandte Boten zu ihnen, die ihnen nicht nur die Befreiung aus dem Kerker, sondern auch Ehre und Ruhm anbieten mußten, wenn sie sich des Kaisers Willen fügen würden. Besonders wiesen die Boten darauf hin, daß ja schon so viele ihres Standes das Gleiche gethan, und den Göttern geopfert hätten. Doch die treuen Bekenner erwiederten: „Eben darum wollen wir jetzt beständig bleiben, und, bei dem Falle so vieler unserer Gefährten, uns selbst Gott dem Vater zu einem wohlgefälligen Geruche opfern.“ Sie selbst aber trösteten und ermahnten sich unter einander, und sprachen: „Wenn wir schon jetzt dem Tode entflöhen, müßten wir ja doch einmal sterben, und es ist tausendmal besser, wenn wir um unser's ewig'n Königs willen den Tod erleiden, als im Kampfe für den gottlosen Kaiser Julian.“

Solche und viele andere fromme Reden, die uns noch aufbewahrt sind, wurden nun dem Kaiser ebenfalls hinterbracht. Der aber ließ seinen Zorn immer noch nicht zum Ausbruche kommen, sondern fuhr fort, durch neue Versprechungen die treuen Herzen zur Verläugnung zu reizen. Doch alle seine Bemühungen blieben vergeblich; ja die muthigen Bekenner wurden in der langen, abmattenden Kerkerhaft nur immer fröhlicher und standhafter, so daß nicht wenige Christen, durch solchen Glauben gestärkt, ihrem Beispiel nachfolgten. Da brach denn endlich der Grimm des unbefehrten Herzens hervor, und der Kaiser gab Befehl, daß sie mitten in der Nacht enthauptet werden sollten. Das geschah am 25. Januar des Jahres 363. Der alte Berichtserstatter ihres Leidens schließt seine Erzählung: „Ihre abgeschlagenen Häupter waren dem Teufel erschrecklicher, als zuvor, da sie noch reden konnten. Denn das Blut der Heiligen hat auch seine rufende Stimme, die man freilich mit fleischlichen Ohren nicht hören kann, die aber das Gewissen derer durchdringet, die es vergossen haben.“

Und noch in demselben Jahre erreichte den Julian das Gericht Gottes. Der Herr selbst trat in's Mittel, und sprach zu seinem schäumenden Reinde: „Bis hierher sollst du kommen, und nicht weiter!“ Noch nicht volle zwei Jahre hat die Negierung des Abtrünnigen gedauert. Er wollte in seinen stolzen Gedanken den ganzen Erdfreis sich unterthan machen. So rüstete

er sich mit großer Macht, unter Anrufung seiner Götter durch unendliche Opfer, zu einem Feldzuge gegen die Perser. Da traf ihn gleich im Anfange des Krieges in einem unbedeutenden Scharmügel eine persische Lanze tödtlich. Als er das Herannahen seines Todes fühlte, füllte er seine Hand mit dem hervorquellenden Blute, spritzte dasselbe zum Himmel, und schrie: „Du hast gesiegt, Galiläer, du hast gesiegt.“ Zur selben Zeit, wird erzählt, hat in Antiochien ein berühmter heidnischer Gelehrter, trozend auf die Macht des Kaisers, spöttisch einen Christen, gefragt: „Was macht der Sohn des Zimmermanns?“ Und der Christ erwiderte ernst: „Der Schöpfer der Welt, den du des Zimmermanns Sohn nennst, macht eben einen Carg.“ Wenige Tage darauf kam die Nachricht von Julians Tode nach Antiochien. Wer Ehren hat, zu hören, der höre!

Markus von Arethusa.

(gest. um 370).

„Wer überwindet, — dem will ich Macht geben über die Heiden.“
(Off. Joh. 2, 26.)

In recht wunderbarer Weise ist die Verheißung dieses Bibelwortes an dem Bischof Markus von Arethusa in Erfüllung gegangen. Er wurde von den Heiden auf's grimmigste gehaßt, weil er unter Kaiser Konstantius viele Seelen zu Christo geführt, einen Göztempel hatte schleifen, und auf seinen Trümmern eine christliche Kirche erbauen lassen. So lange aber der christliche Herrscher regierte, mußten des Markus Feinde ihren Grimm in sich fressen. Um so wilder brach er hervor, als Julian, der Abtrünnige, zur Regierung kam. Dieser Kaiser hatte den Befehl gegeben, daß die Christen alle unter seinen beiden Vorgängern zerstörten heidnischen Tempel auf eigene Kosten wieder aufbauen sollten. Das gab den Heiden überall erwünschten Anlaß zur Gewaltthätigkeit. Bauend auf die Günst des Kaisers, fielen sie auch zu Arethusa mit wilder Wuth über die Christen her.

Nach dem Worte des Herrn: „Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, fliehet in eine andere!“ wollte anfangs Markus sich durch die Flucht seinen Verfolgern entziehen. Als

er jedoch erfuhr, daß statt seiner etliche andere seiner Gemeindeglieder ergriffen waren, überlieferte er sich freiwillig den Händen seiner Feinde. Diese schleiften in ihrer Wuth den greisen Bischof an seinen grauen Haaren durch alle Gassen der Stadt, und fingen dann an, alle nur erdenklichen Bosheiten an ihm auszuüben. Sie rissen ihm die Kleider ab, peitschten ihn am ganzen Leibe, und warfen ihn dann in eine faule Kothlache. Bald zogen sie ihn wieder hervor, und riefen einen Troß muthwilliger Buben zusammen, die den wunden Leib mit ihren Schreibstiften zerstechen mußten. Als endlich auch die nichtswürdigen Buben ihres Muthwillens überdrüssig geworden waren, banden seine Peiniger dem Greise die Füße mit harten Seilen zusammen. Sie schnürten die Stricke so fest, daß sie durch's Fleisch schnitten, und bis auf die Knochen drangen. Damit noch nicht zufrieden, schnitten sie ihm die Ohren ab, und trieben dann mit dem Gefnebelsten ein höhnisches Spiel, indem sie ihn sich gegenseitig wie einen Spielball zuwarfen. Aber das alles stillte ihre Wuth noch immer nicht. Zuletzt fiel einer auf ein teuflisches Peinigungsmittel. Man bestrich den nackten Leib des Markus mit Honig, steckte ihn dann in einen großen Gitterkäfig, und hing diesen in der größten Mittagshize in die brennenden Strahlen der Sonne. Mücken, und Wespen, durch den Geruch des Honigs angelockt, sollten mit ihren in jenem Lande unerträglich schmerzhaften Stichen den armen Greis zu Tode peinigen.

Markus hatte unter allen diesen Qualen eine unwandelbare Ruhe gezeigt. Auch jetzt verließ sie ihn nicht; vielmehr sprach er mit dem Tone tiefen Mitleidens zu seinen Hefern: „Ihr kriechet an dem Erdboden umher, aber mich erhebt Gottes Geist zum Himmel.“ Und siehe, der dem Greise Macht gegeben hatte, alle Qualen zu überwinden, der gab ihm jetzt auch eine wunderbare Macht über die harten Herzen dieser Heiden. Ihre Wuth ging in Bewunderung seiner Standhaftigkeit über, und sie ließen ihn jetzt wieder frei. Ja, mehrere Heiden, vom Geiste Gottes angerührt, baten Markus, sie in einer Religion zu unterweisen, die ihren Bekennern solche Kraft mitzutheilen im Stande ist, und etliche von ihnen sind auch wirklich durch ihn dem großen Erzhirten zugeführt worden. Den Rest seiner Tage hat hierauf Markus in stiller Ruhe verlebt, bis er unter einem der nachfolgenden Kaiser einging zu seines Herrn Freude.

Urbanus und seine Gefährten, oder die achtzig Märtyrer von Konstan- tinopel.

(gest. 370.)

„Es wird eine Zeit seyn, da sie die heilsame Lehre nicht leiden werden.“ (2 Tim. 4, 3.)

Im Jahre 370 war Valens römischer Kaiser im Morgenlande. Dazumal sah es in der lieben Christenheit gar traurig aus. Der Kampf und Streit tobte nun in der Kirche selbst. Von oben herab dachte man nicht an die Ausführung der Beschlüsse des ehrwürdigen Conciles zu Nicäa. Die Anhänger der Irrlehren des Arius, welcher, wie wir wissen, unserm Herrn und Heilande seine göttliche Majestät rauben wollte, hatten sich nicht so gutwillig gefügt, pochten auf ihre Fürsprecher bei Hofe, und waren gerade jetzt völlig oben auf gekommen. Kaiser Valens war dem Arianismus selbst auf das eifrigste ergeben, ängstigte und verfolgte die rechtgläubigen Geistlichen auf allerlei Art, und gewährte den arianischen Bischöfen, die das gleiche thaten, seinen kaiserlichen Schutz. Nun begannen die Verfolgungen, und, wie Bürgerkriege schrecklicher sind, als die mit auswärtigen Feinden, so sind die Religionskriege die allerschrecklichsten. Wo aber zum Glaubenshaffe noch die weltliche Macht tritt, wo, wie bei Valens, geistliches und weltliches Schwert in einer mörderischen Hand ruhen, da können denn auch solche unglaubliche, himmelschreiende Gräucl geschehen, als der, von welchem wir berichten wollen.

Der arianische Bischof Eudorus von Konstantinopel, von welchem sich Kaiser Valens hatte taufen lassen, war im Jahre 370 gestorben. Sofort wählten an seiner Stelle die Arianer den Demophilus, und diese Wahl hatte des Kaisers Beifall erhalten. Die Rechtgläubigen aber konnten sich bei derselben nicht beruhigen, und wählten nun ihrerseits einen andern, nämlich den Evagrius zum Bischof. Da fielen die Arianer über sie gewaltthätig her, und der erzürnte Kaiser, als er von dieser Wahl hörte, sandte von Kleinasien, wo er sich gerade befand, gewaffnete Schaaren nach Konstantinopel, mit dem Befehle, sowohl den Bischof Evagrius, als auch den, welcher ihn

geweiht hatte, festzunehmen, und Beide an verschiedene Orte in's Elend zu verbannen. Als die Arianer merkten, daß ihnen vom Kaiser solcher Vorschub geleistet wurde, traten sie immer böswilliger auf. Eine förmliche Verfolgung brach aus. Sie fügten den Rechtgläubigen mit der größten Frechheit alle möglichen Unbilden zu, mißhandelten sie thätlich, erpreßten große Geldsummen von ihnen, warfen sie in die Kerker, und erlaubten sich jede Art von Gewaltthat.

Da beschlossen in ihrer Noth endlich die, welche an der ewigen Gottheit Jesu Christi unwandelbar festhielten, eine Gesandtschaft von 80 ehrwürdigen Geistlichen an den Kaiser Valens zu senden, um im Namen ihrer Mitbrüder über die grausamen Bedrückungen ihre Feinde gerechte Beschwerde zu führen. Das war wohl ein saurer Gang, denn von dem gewaltthätigen Kaiser war nicht viel Gutes zu erwarten; aber in Gottes Namen beschlossen die achtzig, ihn zu wagen. An ihrer Spitze standen Urbanus, Theodorus und Menedemus. Sie trafen den Kaiser in Nikodemien, welche Stadt in Kleinasien liegt, und überreichten ihm ihre Beschwerdeschrift, in der die ganze Lage der Sache deutlich vor Augen gelegt war. Als der Kaiser die Schrift gelesen hatte, brauste in seinem Innern der Zorn auf. Aeußerlich aber ließ er sich wenig merken. Er mochte in seinem tückischen Herzen denken: „Gut, daß ich euch alle beisammen habe!“ und sagte nun im wilden Hasse den grausamen Entschluß, sie allesammt zu verderben. Um aber die achtzig zu täuschen, kündigte er ihnen nur an, daß sie für ihren Schritt sämmtlich in die Verbannung müßten.

Urbanus und seine Gefährten widerstrebten diesem ungerechten Urtheile nicht. Die gedachten des apostolischen Gebotes: „Ehret den König. Senn das ist Gnade, so jemand um des Gewissens willen zu Gott das Uebel verträgt, und leidet das Unrecht.“ 1 Pet. 2, 17. 19. Der Kaiser aber gab seinem Präsekten, Modestus, Befehl, sie sämmtlich in's geheim aus dem Wege zu räumen. Modestus stellte sich, als ob er die Gefangenen in die Verbannung bringen lassen wollte. Sie mußten ein Schiff besteigen. Den Bootsknechten aber war heimlich geboten, sobald sie die offene See erreicht hätten, das Fahrzeug in Brand zu stecken. So meinte man einen dichten Schleier über den schrecklichen Mord decken zu können. Als das Schiff die Höhe des Meerbusens von Astazenus, an der bithynischen Küste, erreicht hatte, führte das Schiffsvolk den grausamen Befehl

aus. Sie legten Feuer an, und warfen sich dann eiligst in das Boot, die achtzig den wilden Elementen überlassend. Aber die Schandthat sollte dennoch nicht verborgen bleiben. Wohl sah kein menschliches Auge auf die einsame Meeresfläche, doch der Herr schaffte, daß ein starker Wind sich plötzlich erhob, der von der Gegend der Levante wider die Küste von Bithynien blies, und der das brennende Schiff im schnellsten Laufe durch die Wellen bis in den Hafen Dacbizus trieb. Hier wurde es Angesichts vieler vom Ufer her Zuschauenden von den Flammen verzehrt, und versank mit den achtzig Märtyrern in die Tiefe des Meeres.

Nun feiert zwar die christliche Kirche am 18. Mai jeden Jahres das Andenken dieser achtzig Blutzegen der ewigen Gottheit Jesu Christi, die ihr Leben nicht zu theuer achteten für das Bekenntniß, daß derselbe gleiches Wesens mit dem Vater, gleich ewig und gleich göttlich, ist. Unser Zeitalter aber greift mit noch größerer Frechheit, als das damalige, nach der Krone der göttlichen Majestät unseres Herrn, um sie in den Staub zu treten. Da gilt's wohl einen eben so ernstern Kampf, als damals. Nur kein Vermitteln und Halbiren, hier giebt's nur ein: entweder — oder! Keine mattherzige Zwitterliebe, die um des Herrn willen nicht eifern kann. „Wer ist ein Lügner, ohne der da läugnet, daß Jesus der Christ ist!“ ruft der Apostel der Liebe. Wohlan, lieber Leser, so rüste dich zu solchem Kampfe, und das Beispiel dieser achtzig stärke dich, fest zu halten an dem Glauben, der mit so viel Blut und Thränen erstritten ist! Zweifelst du etwa, daß der Herr selbst für uns streitet, so vernimm noch das Ende des Tyrannen Valens. Am achten August des Jahres 378 wurde er in der Schlacht bei Adrianopel von den Gothen geschlagen, und dabei selbst schwer verwundet. Es wird erzählt, er habe dennoch entfliehen wollen, sey aber vor unsäglichen Schmerzen vom Pferde gestürzt, und darauf von seinen Begleitern in eine naheliegende schlechte Hütte geschleppt. Die verfolgenden Gothen aber steckten diese Hütte in Brand. So ist ihm schon hier mit demselben Maaße wieder gemessen, mit welchem er gemessen hat, und, in den Qualen des Flammentodes, wie mag da das Bild der durch ihn unschuldig Verbrannten rächend vor seine Seele getreten seyn! Wie aber erst dann, als seine Seele vor den getreten ist, von dem geschrieben steht: Unser Gott ist ein verzehrendes Feuer!

Sabas, der Gothe.

(gest. 372.)

„Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt, und folget mir nach,
der ist meiner nicht werth.“ (Matth. 10, 38.)

Unter der Regierung Kaiser Valerians waren die Gothen, ein großer deutscher Völkerstamm, in die kleinasiatischen Provinzen Galatien und Cappadocien eingefallen, und hatten mehrere Christen als Gefangene mit sich fortgeschleppt. Diese brachten zuerst den Samen des göttlichen Wortes in's Land der wilden Gothen, welche damals ihre Wohnsitze in den Gegenden zwischen der Oder und Weichsel genommen hatten. Wie der alte Kirchenvater Basilus berichtet, war es vorzüglich ein Cappadocier, Namens Euthchius, der, mit den Gaben des heiligen Geistes ausgerüstet, zuerst das Herz etlicher dieser deutschen Heiden unter den Gehorsam des Kreuzes Christi beugte. Schon in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts hatten die Gothen einen Bischof, mit Namen Theophilus, der auch auf dem Concile zu Nicæa gewesen, und im Jahre 360 gestorben ist. Sein Nachfolger im Amte war Ulphilas, der das Christenthum unter seinen Landsleuten in allgemeine Aufnahme gebracht hat, und dessen Geschichte im folgenden Abschnitte besonders erzählt ist.

Die Gothen theilten sich in zwei Stämme, in die Westgothen, oder Thervinger, und in die Ostgothen, oder Greuthinger. Zu der Zeit, von welcher wir erzählen, war König der ersteren Fritiger, König der Ostgothen Athanarich. Ulphilas trat zuerst unter den Westgothen auf, und da nun damals die beiden gothischen Völkerstämme mit einander in heftigem Bruderkriege lagen, so wurde, um dieses Krieges willen, auch das Christenthum von den Ostgothen verfolgt, und viele seiner Befenner sind von ihnen getödtet worden. Die Zahl der christlichen Gothen, welche in dieser Verfolgung umgekommen sind, kennen wir nicht; ja, es sind nur wenige Namen dieser Märtyrer bis auf uns gekommen. Nur die Leidensgeschichte des Jünglings Sabas ist uns in ihrer Ausführlichkeit aufbewahrt worden.

Schon als Kind ist Sabas dem großen Hirten und Bischof unserer Seelen zugeführt worden. So erwuchs denn auch aus

dem stillen, frommen und seinen Aeltern gehorsamen Knaben ein Jüngling, mit allen christlichen Tugenden geschmückt. Voll Demuth und Bescheidenheit, aber doch voll Würde und Salbung des Geistes, durchaus offen und ein Feind jeder Heuchelei, aber dabei die Stille suchend, ein Freund des Friedens, doch unerschrocken und voll Eifers, wenn es die Ehre des Herrn galt, waren seine liebsten Stunden ihm die, in denen er vor seinem Gotte auf den Knien liegen konnte. Es hatten sich zwar schon damals auch unter den Ostgothen viele Herzen zu Christo bekehrt, aber die Großen und Mächtigen dieses Volkstammes waren zu allermeist noch Heiden, und aus dem oben angeführten Grunde heftige Feinde des Christenthums. Sie halfen denn auch ihrem Könige auf's eifrigste, die verhassten Christen auszurotten. Die Verfolgung begann damit, daß die Christen gezwungen werden sollten, Fleisch zu essen, welches den Götzen geopfert war. Schon im folgenden Jahre wurde sie jedoch heftiger. Königliche Beamte durchzogen die einzelnen Orte, um die Namen der Jünger Christi aufzuschreiben, damit sie später verhaftet werden könnten.

Ein solcher Beamter war auch an den Ort gekommen, welchen Sabas bewohnte, und mehrere Einwohner schworen ihm zu, daß sich keine Christen unter ihnen befänden. Da trat, die Männer beschämend, der Jüngling Sabas hervor, und rief: „Schwöre niemand für mich! ich bin ein Christ.“ Der Beamte frug ihn nach Namen und Stand; als er aber erfuhr, daß Sabas nichts weiter besäße, als die Kleider auf seinem Leibe, verachtete er ihn mit höhnischen Worten, und hielt's gar nicht der Mühe werth, um einen solchen Lumpen so große Anstrengungen zu machen.

Später jedoch, drei Tage nach dem Osterfeste des Jahres 372, kam Atharid, der Sohn eines der Häupter der Gothen, mit einer Schaar seiner Krieger nach dem Wohnorte Sabas, um Ernst mit der Verfolgung der Christen zu machen. Er ließ zur Nachtzeit zuerst den Priester Sansala, dann auch den Sabas ergreifen. Zu jener Zeit pflegte man ganz unbekleidet im Bette zu liegen. Beide Männer wurden von ihren Lagerstätten gerissen, und die wilden Kriegsleute erlaubten ihnen nicht einmal, sich mit den nothdürftigsten Kleidungsstücken zu bedecken. Splinternackt mußten sie mit fort. Der Priester ward auf einen Wagen geworfen, Sabas aber durch Hecken und Dornen geschleift, und so unbarmherzig geschlagen, daß die scharfen Geißelhiebe seinen ganzen Leib zerrissen. Doch die Unmenschen hatten an dieser

Grausamkeit noch nicht genug. Sie nahmen eine Wagenachse, legten sie ihm auf den Hals, ließen ihn die Arme ausstrecken, und banden seine Hände an den beiden Enden der Achse fest. So mußte er weiter mit fort, und als endlich Halt gemacht wurde, wurden auch seine Füße in ähnlicher Weise an eine andere Achse gekettet. In dieser schmerzhaften Lage peinigten ihn seine Henker noch die ganze folgende Nacht, bis sie endlich aus Müdigkeit einschliefen. Da band die Frau, bei der die Soldaten Nachtquartier genommen hatten, aus Mitleid den Christen los.

Bei Anbruch des Tages ließ Atharid dem Sabas die Hände auf den Rücken binden, und ihn so an einen Balken des Hauses aufhängen. Darauf brachte man ihm, wie auch dem Sansala, Opferfleisch. Allein beide Bekenner weigerten sich standhaft, davon zu essen; Sabas, indem er hinzusetzte: „Dieses Fleisch ist unheilig, wie der, welcher es uns schickt!“ Einen Sklaven Atharids erbitterte diese Antwort so, daß er den Christen mit einer Mörserkeule auf die Brust schlug. Auf Sabas war's, wie wir gesehen haben, besonders abgesehen. Er hatte durch seinen freudigen Glaubensmuth die Heiden auf's äußerste erbittert. So befahl auch jetzt Atharid, man solle den Sansala freilassen, den Sabas dagegen in den Wellen des Mussäus ersäufen, eines Flusses, der bei heutige Wallachei durchfließt, und der jetzt Massovo heißt. Als Sabas diesen Befehl hörte, dankte er Gott, und flehte um Kraft von oben. Den Soldaten aber dünkte dieses Urtheil ungerecht. Sie murrten untereinander, meinten, wenn jener unschuldig wäre, so wäre es Sabas auch, und warum sie dann diesen nicht auch frei geben sollten? Als aber der Märtyrer ihr Murren hörte, ermahnte er sie mit großem Ernste: „Thut, was euer Gebieter euch befohlen hat!“ Auf diese Worte ketteten ihn die Soldaten wiederum an die Wagenachse, und stürzten ihn sammt derselben in den Fluß. Der uns diese Geschichte beschrieben hat, fügt hier hinzu: „Indem Sabas in solcher Weise durch das Wasser und das Holz starb, drückte er noch im Tode die beiden Zeichen unseres Heiles aus, nämlich die Taufe und das Kreuz.“ Am 12. April, demselben Tage, an welchem er zu seiner ewigen Himelsheimath einging, feiert auch die ganze christliche Kirche des Sabas Gedächtniß.

Ulphilas, Bischof der Gothen.

(gest. um's J. 380.)

„Der Same ist das Wort Gottes.“ (Luc. 8, 11.)

Wir sind bisher in der Reihenfolge der Geschichten dieses Buches immer den Todesjahren der verschiedenen Zeugen Christi gefolgt, greifen aber beim Ulphilas den folgenden Märtyrern um einige Jahre vor, weil zu der Geschichte der Bekehrung des Gothenvolkes, von dessen Anfängen der vorige Abschnitt handelt, der Name Ulphilas ganz nothwendig gehört, und können dies um so eher, da die Hauptwirksamkeit dieses Mannes schon in eine frühere Zeit fällt, auch das Jahr seines Todes nicht genau bestimmt werden kann.

Ulphilas stammte aus einer cappadocischen, christlichen Familie, die, wie so viele andere, gefangen mit nach Deutschland geschleppt war. Diese Familien hatten sich allmählig unter den Gothen eingebürgert, und mit der Zeit gothische Sitten und gothische Namen angenommen. So ist auch der Name Ulphilas ein ächt deutscher, und heißt in unsere jetzige Sprache übersetzt: Wolf oder Wölfel. Das Jahr, in welchem Ulphilas unter den Gothen zuerst als Verkündiger des Evangeliums aufgetreten ist, kann nicht mit Sicherheit bestimmt werden. Zur Zeit, als Valens römischer Kaiser war, finden wir ihn schon in voller Wirksamkeit. Mit diesem Kaiser lagen die Gothen im heftigen Kriege, und als nun endlich Friedensunterhandlungen angeknüpft werden sollten, stand Ulphilas schon in solchem Ansehen, daß die Wahl auf ihn fiel, als ein passender Mann zur Leitung derselben gesucht werden sollte. Die Gothen hätten auch keinen passenderen, als ihn, finden können, weil er doch eigentlich beiden Völkern, den Römern und den Gothen, angehörte, also auch beider Eigenthümlichkeiten kannte. In den öfteren Verhandlungen, die nun mit dem römischen Kaiser gepflogen wurden, leistete Ulphilas den Gothen wichtige Dienste, und erwarb sich dadurch immermehr ihr Vertrauen und ihre Liebe. Seinen Einfluß aber benutzte er mit großem Eifer für die Ehre Gottes, und zur Ausbreitung seines Reiches. Schon jetzt war er das Werkzeug, durch welches der christliche Glaube unter den Gothen herrliche Siege feierte.

Als der Bischof Theophilus gestorben war, wurde Ulphilas zum Bischof der Gothen gewählt und geweiht, und setzte als solcher seine Missionsarbeit zur Bekehrung des ganzen Volkes mit treuestem Eifer fort. Da lag's ihm denn ganz besonders am Herzen, um das Christenthum dauernd unter seinen Landsleuten einzuführen, die heiligen Urkunden unseres Christenglaubens in das Gothische zu übersetzen, damit sein Volk die Bibel in der eigenen Sprache lesen könnte. Das war aber eine Riesenarbeit, an die der eifrige Bischof ging. Er mußte noch ganz vorne, beim A. B. C, anfangen. Die Gothen hatten noch nicht einmal Buchstaben, darum auch gar keinen Begriff von der Schreibekunst. Er mußte ihnen erst ein A. B. C. machen, um nur überhaupt im Stande zu seyn, das Schreiben und Lesen lehren zu können. Auch mußte er viele neue Wörter bilden, um christliche Begriffe auszudrücken, für welche die Gothen noch keine Bezeichnungen hatten. Erst nach solchen unsäglichen Vorarbeiten konnte er an die Uebersetzung der heiligen Schrift gehen. Und doch hat der außerordentliche Mann nach und nach alle Bücher der Bibel den Gothen in ihrer Zunge zu lesen gegeben; nur die beiden Bücher Samuelis und der Könige soll er unübersetzt gelassen haben, um dem allzukriegerischen Sinne seiner Landsleute nicht dadurch neue Nahrung zu geben. Aber nun war auch allerdings etwas Großes geschehen. Der Same alles christlichen Lebens ist das Wort Gottes, und dieser Same war jetzt in das wüste Land geworfen, und konnte es zu einem lieblichen Garten Gottes machen. Diese Bibelübersetzung des Ulphilas ist zugleich heute noch die schätzbarste Urkunde und die Urquelle aller Forschungen über die uralte, deutsche Sprache. Es sind durch Gottes Gnade von diesem wichtigen Werke noch mehrere Theile bis auf unsere Zeit gekommen, von denen besonders der silberne Koder (Handschrift) zu Upsala in Schweden, und der Karl-Koder zu Wolfenbüttel zu erwähnen sind.

Genaueres, als das angeführte, wissen wir freilich über Ulphilas nicht; aber aus den Früchten, die sich so frühe schon unter den Gothen finden, können wir auf seine unermüdete, große Wirksamkeit schließen. Durch die Bibelübersetzung war dem Evangelio Bahn gebrochen. Die Gothen konnten sich nun selbst mit dem Lesen und Betrachten des göttlichen Wortes beschäftigen, und müssen's auch fleißig gethan haben. Denn bald drangen gothische Geistliche in ihrem christlichen Eifer so weit in der Erkenntniß vor, daß sie selbst in dem griechischen und hebräischen Urtexte

forschen, und das Wort Gottes aus der Quelle schöpfen konnten. Schon um diese Zeit geschah es, daß einige dieser Geistlichen sich an den gelehrtesten aller Kirchenväter, den Hieronymus, mit der Bitte wandten, ihnen Auskunft über die Auslegung einiger schwierigen Stellen der Schrift zu geben. Da rief Hieronymus verwundert aus: „Wer sollte es glauben, daß die barbarische Junge der Gothen nach dem reinen Sinne der hebräischen Urschrift fragen, und daß, während die Griechen schlafen, oder miteinander streiten, Deutschland selbst das göttliche Wort erforschen würde?“

Sehr verdient um die weitere Ausbreitung des Christenthums unter den Gothen machte sich der große Kirchenlehrer Chrysostomus zu Konstantinopel. Er ließ, um eine allgemeine Theilnahme für die Bekehrung dieses, von den Römern als Barbaren verachteten Volkes, in der Christenheit zu erwecken, im Jahre 398 in Konstantinopel, der Hauptstadt der damaligen Welt, einen vollständigen Gottesdienst von gothischen Geistlichen in gothischer Sprache halten, worüber sich die feinen, hochgebildeten Griechen nicht wenig gewundert haben mögen. Nach demselben führte er in einer herrlichen Rede am Beispiele der Gothen aus, daß das Christenthum die ganze menschliche Natur bilde und veredle. Er predigte über Jesaias 65, 25: „Wolf und Lamm sollen weiden zugleich u. s. w.,“ und zeigte nun, wie dies prophetische Wort in herrliche Erfüllung gegangen sey, wie, durch die Kraft der göttlichen Lehre besiegt, der thierische Sinn der rohesten Natur zu einer solchen Sanftmuth umgebildet werde, daß er sich zu Einer Gemeinde mit dem mildesten vereinigen könne. „Das habt ihr heute gesehen,“ rief er, „die wildesten unter allen Menschen zusammenstehend mit den Lämmern der Kirche. Eine Weide, Eine Hürde für alle, Ein Tisch allen vorgesetzt.“

Wenn nun auch die Keime des Christenthums schon vor Ulphilas unter den Gothen lebendig geworden sind, so ist dasselbe unter Gottes Gnadenbeistand doch erst durch ihn zu einer Blüthe gekommen, die solche Früchte treiben konnte. Darum ehren wir auch sein Gedächtniß als des Gründers der christlichen Kirche unter den Gothen. Der 26. August ist der seinem Andenken geweihte Tag. Das Jahr seines Todes kann nicht genau bestimmt werden, fällt aber um's J. 380.



Athanasius, der Große.

(gest. 373.)

„Daß du wissest, wie du wandeln sollst in dem Hause Gottes, welches ist die Gemeine des lebendigen Gottes, ein Pfeiler und Grundveste der Wahrheit. Und kündlich groß ist das gottselige Geheimniß: Gott ist geoffenbaret im Fleisch, gerechtfertigt im Geist, erschienen den Engeln, geprediget den Heiden, geglaubet von der Welt, aufgenommen in die Herrlichkeit.“ (1 Tim. 3, 15. 16.)

Diese Worte des Apostels schiden sich trefflich zur Ueberschrift der Blätter, die in wenigen Zügen das Gedächtniß des größten Mannes seines Jahrhunderts feiern sollen, der, als Pfeiler und Grundveste der ewigen Wahrheit, in den gewaltigen Kämpfen der damaligen Kirche leuchtender hervortritt, als irgend ein anderer; und dessen Geisteskraft und Glaubensmuth siegend und unterliegend, dulndend und triumphirend die volle Märtyrerkrone erstritten hat, wenn gleich er nach Gottes Rath im hohen Alter in Frieden zu seinen Vätern versammelt ist.

Ueber die Jugendgeschichte des Athanasius sind uns fast keine Nachrichten aufbehalten worden. Wir wissen nur, daß er im Jahre 296 zu Alexandrien, in Aegypten geboren ist, und finden den vielversprechenden Jüngling schon in seinem zwanzigsten Lebensjahre als Diaconus des ehrwürdigen Bischofs Alexander im Dienst an der Kirche seiner Vaterstadt.

Des Athanasius Zeit war eine glorreiche, aber zugleich auch höchst gefahrvolle Zeit für die Kirche des Herrn. An Glanz, Macht und Ansehen gebrach es ihr nicht. Vom Throne der Weltherrschaft aus wurden die Diener der Kirche, als Würdenträger des Reiches, mit Reichthum und Ehren überschüttet. Die Heidentempel hatten sich in christliche Gotteshäuser verwandelt, und in den prächtigen Kirchen entfaltete sich der Glanz der kaiserlichen Religion. Es fehlte der Kirche des Herrn auch nicht an Männern, die mit Frömmigkeit und Gelehrsamkeit sie zierten, und die mit dem Schwerte des göttlichen Geistes alles, was etwa noch von Geist in dem hinsterbenden Heidenthum vorhanden war, weitaus zu Schanden machten. Aber man vergaß, daß das kündlich große Geheimniß von der im Fleische geoffenbarten Gottheit eben ein Geheimniß der Gottseligkeit ist, und maßte sich an, es mit dem grübelnden Verstande erklären und auseinanderlegen

zu wollen. Man wollte die zarten Fäden dieses Geheimnisses mit unwiderleglicher Bestimmtheit in Worten und Formeln darstellen, und solches Bestreben führte eben zu den traurigen Kämpfen, die des Athanasius ganzes Leben umlagern, und in denen der große Mann, wie ein Fels mitten im brandenden Meere, dasteht.

Zwar auch dieser Kämpfe könnten wir uns freuen. Wo Geist ist, da ist auch Leben; wo Leben ist, da muß auch Kampf seyn. „Es müssen ja Spaltungen seyn,“ ruft der Apostel den Korinthern zu, „auf daß die, so da rechtschaffen sind, offenbar werden.“ Aber der Kampf der Geister ist nur da erfreulich, wo er auch wirklich ein geistiger ist, wo nicht das Fleisch zu Hülfe gerufen wird, wo weder der Arm der weltlichen Macht, noch blinde, leidenschaftliche Volksmassen mit roher Gewalt die Entscheidung herbeirufen. Leider aber wädhnten sich die damaligen Kaiser, als Schirmherren der Kirche, auch zu Schlichtern der wichtigsten Streitsfragen, welche die Geister beschäftigten, berufen. Und wie sie nun selbst verschieden gesinnt waren, so suchte jeder mit dem Schwerte in der Hand der Partei, welcher er gerade hold war, den Sieg zu verschaffen, und die andere gewaltsam zu unterdrücken. Es bildete sich eine Hoftheologie, die nicht auf Christum, sondern den Kaiser sah, die mit dem jedesmaligen Herrscher stand und fiel, und in ihren Fall alle ihre Anhänger mit verwickelte. Es geschah, daß die Ansicht, welche heute noch triumphirte, vielleicht morgen schon in die Verbannung wandern mußte. Unter den heidnischen Verfolgungen der früheren Zeit war die Kirche innerlich gediehen, stark und kräftig geworden. Jetzt, wo das Heidenthum in sich gebrochen war, verfolgten sich die Christen untereinander mit heidnischer Bitterkeit bis auf's Blut über Glaubenslehren, die nur ein in der innigsten und kindlichsten Gemeinschaft mit dem Herrn lebendes Herz versteht. Man vertraute nicht mehr dem stillen Walten des Geistes, daß er die Gläubigen in alle Wahrheit leiten werde, sondern wollte durch Gesetze und Zwangsmittel das Erkannte den widerstrebenden Gemüthern aufdringen. Da wurde denn jetzt auch die Kirche immer mehr leer von dem Glauben, der die Welt überwindet, und voll von todtten Werken.

Wir haben schon früher berichtet, wie der Streit über die ewige Gottheit Jesu Christi, und über das Verhältniß des Sohnes zum Vater es war, der die ganze damalige Christenheit in Aufruhr brachte. Der Presbyter Arius zu

Alexandrien war mit seiner Irrlehre, daß Christus nur ein bloßes Geschöpf Gottes seyn sollte, wie die andern, aber freilich das erste und vollkommenste, mitten unter das Volk getreten. Doch wir brauchen das hier nicht zu wiederholen, was wir in dem Abschnitte von der großen Kirchenversammlung zu Nicaea schon ausführlich behandelt haben. Da ist auch erzählt, daß des Arius Lehre durch die glatte, leicht faßliche Weise, mit welcher er sie beizubringen wußte, bei den flachen, verweltlichten Herzen anfangs allgemeinen Eingang fand. Die Leute fielen ihm zu mit Haufen, wie Wasser. Vergebens widerstanden ihm der Bischof Alexander und sein Diakon Athanasius. Beide erkannten die große Gefahr und Verwerflichkeit dieser Lehre wohl; aber des Arius Anhang wuchs trotz ihres kräftigen Zeugnisses je mehr und mehr. Wir wissen, daß, um den großen Riß, der durch die Kirche ging, zu heilen, der Kaiser Konstantin endlich im Jahre 325 die allgemeine Kirchenversammlung nach Nicaea berief. Der Kaiser selbst führte auf derselben den Vorsitz, doch ohne sich einen Einfluß auf die Versammlungen anzumessen.

Auch der Bischof Alexander war zu Nicaea erschienen, und zwar begleitet von seinem Diakon Athanasius. Hier war es, wo der Letztere durch seine ausgezeichneten Geistesgaben zuerst die Aufmerksamkeit der ganzen christlichen Welt auf sich zog. Trotz seiner Jugend und seines niedern Ranges wurde er bald die Seele desjenigen Theiles der Versammlung, welcher den Glauben an die ewige Sohnschaft Jesu Christi und dessen Wesens-Einheit mit dem Vater gegen Arius vertheidigte. Dieser Glaube war in Athanasius Wahrheit und Leben geworden, und erfüllte und beherrschte seine ganze Seele. Er sah klar, daß mit demselben das Christenthum stehe oder falle. Er war ihm das kündlich große, von jeher in der Gemeinde des Herrn allgemein anerkannte und bekannte Geheimniß der Gottseligkeit, welches alle christliche Frömmigkeit, alles Leben aus und in Christo erzeugt, trägt und erhält. Athanasius war aber auch von Gott mit besondern Gaben ausgerüstet, diesen Schatz der Christenheit zu erhalten, und in's helle Licht zu setzen, zu einer Zeit, wo Leichtsinn und Hochmuth sich verbanden, ihn zu verdunkeln, oder gar ganz zu beseitigen. Er war ein außerordentlicher Mann, in jeder Beziehung des Wortes. Mit einem tiefen, unerschütterlichen Glauben verband er eine große Gewandtheit, alles in rechter Weise anzufassen; mit der Gabe, die ver-

wideltsten Verhältnisse sofort zu durchschauen, eine Umsicht und Gegenwart des Geistes, die durch die schwierigste Lage und die augenscheinlichste Gefahr nicht geschwächt ward. Die Redekünste der Arianer überbot er durch eine weit überlegene, feinere und geisteschärfere Beredsamkeit. Dabei wußte er seine Gedankensfülle mit so bewundernswerther Klarheit zu entwickeln, daß das einfachste Gemüth der edlen Einfalt seiner Rede folgen konnte. Alle diese ausgezeichneten Gaben gebrauchte er nur im Dienst und zur Ehre seines Herrn mit heiliger Demuth. Gegen Irrthum und menschliche Schwäche, selbst wenn sie auf den Glauben Einfluß hatten, war er nachsichtig. Er wußte die falschen Grundsätze von den Personen, die sie bekannten, wohl zu unterscheiden. Gegen diejenigen aber, welche das Haupt der Kirche durch Lehre und Leben verlästerten, entbrannte er im heiligen Zorn, und da war sein Wort wie ein zweischneidiges Schwert. Die heilige Schrift war ihm das Wort von Gott, dessen Sinn zu erforschen und wahrhaft zu verstehen, es eines frommen Lebens, einer reinen Seele, und einer Gesinnung bedürfe, die nach Christo geschaffen sey, wie Jemand, der das Licht der Sonne sehen wolle, von der Sonne erleuchtet seyn müsse.

So war der Mann beschaffen, den der Herr sich zum Vorkämpfer seiner Wahrheit in einer Zeit der gefährlichsten Irrlehren ausersehen und ausgerüstet hatte. Mit solchen Waffen trat er zu Nicaea unter den Vätern der Kirche auf. Siegreich war der Anfang seines Kampfes. Nur zwei und zwanzig Bischöfe, von den mehr als dreihundert daselbst versammelten, standen auf Seiten des Arius, der seines Amtes entsetzt, und von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen wurde. Aber es war auch nur erst der Anfang des Kampfes. Athanasius sollte reichlich erfahren, daß der Jünger nicht ist über seinen Meister, und der Herr wollte ihm zeigen, wie viel er um seines Namens willen leiden müsse. Fünf Monate nach der Heimkehr vom Concile war der Bischof Alexander gestorben. Vor seinem Tode hatte er den Wunsch ausgesprochen, daß Athanasius sein Nachfolger im Bisthum werden möchte. Der demüthige Mann war so wenig eitler Ehre geizig, und fühlte so sehr das Gewicht und die Verantwortlichkeit des hohen Amtes, daß er die Flucht ergriff, als er Alexanders Vorhaben merkte. Sterbend rief dieser: „Du glaubst, o Athanasius, zu fliehen! Du wirst nicht entfliehen.“ Und so geschah es. Er wurde auf die inständigen Bitten des Volkes von den zum Patriarchate von

Alexandrien gehörigen Bischöfen gewählt, und mußte dem Drängen der Gemeine nachgeben. Sechs und vierzig Jahre hat er die bischöfliche Würde bekleidet; aber die lange Zeit war eine fast ununterbrochene Reihe von Verfolgungen, die er mit einer Geduld und Festigkeit bestand, wozu nur ein Glaube, wie der seine, tüchtig machen kann.

Des Kaisers geliebte Schwester Konstantia war eine besondere Gönnerinn des Arianismus. Auf ihrem Sterbebette verwandte sie sich angelegentlichst für Arius und seine Freunde. Der wankelmüthige Kaiser setzte die arianischen Bischöfe wieder in ihre Aemter ein, und verlangte von Athanasius Wiederaufnahme des Arius in die Kirchengemeinschaft zu Alexandrien. Dieser wies auf den Beschluß der nicenischen Synode hin, und blieb unerschütterlich fest. Nun wurde von den Arianern ein förmliches Lügengewebe gegen ihn ausgesponnen. Je mehr sich die Verläumdungen als das, was sie waren, erwiesen, um so frechere Beschuldigungen brachte man auf. Rebellion, Unterdrückung, Nothzucht, Mord, Zauberei wurden dem Manne Gottes zur Last gelegt. Im Jahre 325 wurde eine Synode nach Tyrus berufen, auf welcher er gerichtet werden sollte. Der Beklagte rechtfertigte sich auf das glänzendste, und wußte das Gewebe der Lüge und Bosheit seiner Feinde offenbar zu machen. Aber die Unversöhnlichen ruhten nicht, und wußten zuletzt doch das Urtheil zu erzwingen, daß der fromme Bischof seines Amtes entsetzt werden sollte.

Athanasius war von Tyrus direkt nach Konstantinopel gegangen, um den Kaiser um eine unparteiische Untersuchung seiner Sache anzusuchen. Dieser fordert die Richter vor sich, welche indeß die tyrischen Anklagen, worauf doch ihr Urtheil fußen sollte, gar nicht zu wiederholen wagen. Dafür ersinnen sie eine neue List. Sie geben vor, Athanasius habe gedroht, durch seinen Einfluß die Kornausfuhr von Alexandrien nach Konstantinopel zu verhindern, worüber der Kaiser so in Zorn geräth, daß er den Beschuldigten, ohne ihn zu hören, weit hinweg nach der Stadt Trier, im heutigen Rheinpreußen, verbannt. Es ist indeß höchst wahrscheinlich, daß es dem Kaiser mit seinem Zorne gar kein Ernst war. Er selbst hatte wider den Athanasius und seine Lehre nichts, sah aber in ihm das einzige Hinderniß des ihm über alles wünschenswerthen Kirchenfriedens. Zudem hatten sich ihm die Arianer, vornehmlich der schlaue Eusebius von Nikomedien, als die Friedliebenden darzustellen

gewußt, während Athanasius der eigensinnige Starrkopf seyn mußte. der auch keinen Buchstaben breit weichen wollte, Allerdings stand auch Athanasius unerschütterlich fest, und wich nicht um Ein Haar breit von der einmal erkannten Wahrheit. Er wußte auf's allergewisseste, daß es hier kein Vermitteln, keine sogenannte goldene Mitte giebt. Was er schon zu Nicæa so gründlich und überzeugend erwiesen hatte; das hatte er seitdem in einer ganzen Reihe von Schriften weiter ausgeführt; — wie hätte er da weichen können? — Da meinte aber der Kaiser, wenn er nur diesen Mann unthätig gemacht habe, würde eine Vermittelung zwischen den streitenden Parteien schon zu Stande kommen.

So hatten nun die Arianer scheinbar gesiegt. Wie sie diesen Sieg auszubeuten gewillt waren, und welcher Art ihre gepriesene Friedensliebe war, das legten sie bald genug an den Tag durch ihre Bestrebungen, nun auch die übrigen Stützen der reinen Kirchenlehre aus dem Wege zu räumen. Den Triumph indeß, den Arius wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen zu sehen, ließ sie Gott nicht erleben. Die feierliche Aufnahme dieses Mannes sollte auf kaiserlichen Befehl in Konstantinopel selbst mit großem Gepränge stattfinden. Alexander, der fromme Bischof dieser Stadt, sollte der Handlung selbst vorstehen. Vergebens waren alle seine Vorstellungen dagegen; sie wurden mit den härtesten, kaiserlichen Drohungen zurückgewiesen. Der fromme Mann hat nur noch Eine Hülfe: den allmächtigen Gott, und Eine Waffe: brünstiges Gebet. Mehrere Tage schon liegt er mit vielen Gläubigen am heiligen Orte bittend vor Gott, und endlich ist nur noch Eine Nacht zwischen dem gefürchteten Tage. Da schlägt sich der Herr selbst in's Mittel durch ein erschütterndes Gottesgericht. Die Anhänger des Arius harren vergeblich auf seine Rückkehr, nachdem er sich an jenem Abend ein wenig von ihnen entfernt hatte. Sie gehen ihm endlich nach, und finden ihn auf dem heimlichen Gemache — todt. Seine Eingeweide waren mit ihrem Inhalte zugleich abgegangen.

Athanasius war indeß auf deutschem Boden, zu Trier, von dem dortigen Bischofe Maximus, einem frommen und glaubensstarken Manne, mit ausgezeichnete Hochachtung empfangen worden. Auch der Cäsar, oder Unterkaiser von Gallien, Konstantin, des Kaisers ältester Sohn, ehrte ihn hoch, und ließ es ihm an nichts mangeln. Nur die Trennung von seiner geliebten Gemeinde machte ihm die Verbannung schwer. Sie sollte nicht lange dauern. Konstantin der Große starb im

Jahre 337. Seine drei Söhne theilten sich in das Reich. Auf einer Zusammenkunft beschlossen sie die Zurückberufung der verbannten Bischöfe. Mit Ausdrücken, in denen sich die innigste Verehrung gegen ihn ausspricht, zeigte Konstantin der Gemeine zu Alexandrien die bevorstehende Rückkehr ihres Hirten an. Endlich kam er. Seine Gemeine hatte ihm den rührendsten Empfang bereitet. Das Volk mit vielen ägyptischen Bischöfen strömte zusammen, um den Heißersehnten zu sehen, und füllte die Kirchen, um dem Herrn die Opfer des Dankes darzubringen.

Aber auch die Freude war von kurzer Dauer. Sie war nur, wie eine gegenseitige Begrüßung des Hirten und der Heerde, zur gemeinsamen Stärkung für die fernern Leiden, die ihrer warteten. Des Athanasius Gegner konnten, ungeachtet sie mit ihrer Friedfertigkeit sich gegen ihn gebrüstet hatten, seine Rückkehr nicht verschmerzen. Sie fingen an, mit den alten Anklagen auf's neue gegen ihn zu Felde zu ziehen. Sie beschuldigten ihn, für die Armen bestimmtes Getreide unterschlagen zu haben, und außerdem machten sie besonders gegen ihn geltend, daß er, der von einer Synode abgesetzt worden sey, nicht ohne Beschluß einer solchen die Verwaltung seines Bisthums wieder habe antreten dürfen. Unterdessen war auch der treue und mächtige Beschützer des Athanasius, Kaiser Konstantin, im Kriege gegen seinen Bruder Konstans gefallen, und der dritte Bruder, der arianisch gesinnte Kaiser Konstantius, bekam nunmehr freie Hand. Da konnten's denn die Arianer wohl wagen, auf einer von Eusebius im Jahre 341 zu Antiochien veranstalteten Synode den Athanasius ohne weiteres abzusetzen, und einen gewissen Gregorius, einen rohen, gewaltthätigen Menschen, an seine Stelle zu berufen.

Der Einzug dieses Mannes in das Bisthum ist das Empörendste, was sich denken läßt. Das Volk strömte zur Kirche, um den Lehrstuhl seines geliebten Bischofs vor Entweihung zu schützen. Aber Gregor rückte mit Soldaten an. Juden und Heiden hatte er zum Sturme aufgeboten. Es floss Blut. Die gottgeweihten Jungfrauen wurden entblößt und gemißhandelt, die Kirche geplündert, die Heiligthümer geschändet. Die ägyptischen Bischöfe, welche den frevelhaften Mann nicht anerkennen wollten, wurden geschlagen, gefesselt und verwiesen. Solcher Gräuel war noch nie geschehen in Mitten der christlichen Kirche. Athanasius hatte der Gewalt weichen müssen. Er ging, nachdem er sich einige Zeit in der Nähe von Alexandrien verborgen

gehalten hatte, im Jahre 342 nach Rom; wo, wie die Eusebianer erst selbst verlangt hatten, eine Synode zur endlichen Entscheidung der Sache gehalten werden sollte. Als seine Feinde aber vernahmen, daß der römische Bischof Julius den Vertriebenen mit Achtung und Liebe aufgenommen habe, warfen sie diesem Parteilichkeit vor, und erschienen gar nicht. Drei Jahre verweilte Athanasius in Rom, und ging dann, auf Kaiser Konstantins Rath nach Gallien, bis endlich die beiden Herrscher im Jahre 347 eine allgemeine Synode zu Sardika in Illyrien versammelten. Hier kamen nun die Ränke und Gewaltthätigkeiten der Arianer an den Tag, daß sogar auch dem Kaiser Konstantius die Augen darüber aufgehen mußten, was für unwürdige Männer er bisher beschützt habe. Athanasius wurde von 170 Bischöfen aus dem Abend- und Morgenlande von allen Beschuldigungen freigesprochen, und durfte, von dem gnädigsten Empfehlungsschreiben des Kaisers Konstantius begleitet, im Jahre 349 zu seiner geliebten Gemeinde zurückkehren, von der er nun bereits acht Jahre getrennt war, und die, selbst unter der Gefahr von Gut und Blut, ihm unerschütterlich treu geblieben war. Seine Rückkehr war eine Feier des Heldenmuthes in Christo auf beiden Seiten. Die Kirchen konnten die Menge der Hinzuströmenden nicht fassen; ja, jedes Haus glich einem Tempel, in welchem das Feuer heiliger Liebe auf dem Dankaltare brannte.

Athanasius war aber auch der Mann danach, daß seine Gemeinde so hoch von ihm hielt. Ein Zeitgenosse von ihm, der treffliche Gregor von Nazianz, schildert seine Amtsthätigkeit mit folgenden Worten: „Er lebte, wie er lehrte, und wie er lehrte, so duldete er. Sein Leben nach der Wiederkehr widersprach dem Empfange nicht. Alles stimmt bei ihm, gleich wie auf einer Harfe, zusammen: Leben, Lehre, Kampf, Gefahr, seine Sitte vor und nach der Wiederkehr. Als er wieder im Besitze seiner Gemeinde war, begegnete ihm nicht, was Vielen, die alles, was ihnen entgegen ist, umwerfen, wenn es auch noch so sehr der Schonung werth wäre. Mit solcher Milde und Schonung behandelte er die, welche ihn beleidigt hatten, daß selbst diese nicht sagen konnten, seine Rückkehr sey ihnen lästig geworden. Allerdings reinigte er den Tempel von jenen, die das Heiligthum schändeten, und Christum verkauften; aber er griff nicht zur Geißel, sondern nur zur Kraft der Rede. Er söhnte die streitenden Parteien aus, und zwar so, daß er keines Vermittlers bedurfte. Die gesunkene Lehre richtete er wieder auf. Die Predigt

von der Dreieinigkeit stellte er auf den Leuchter, und erleuchtete alle Seelen mit der Lehre von dem Einen Gott. Der ganzen Kirche gab er wieder Gesetze, und zog jedes Gemüth an, indem er diesem Briefe schrieb, jenen belehrte, während viele andere ungerufen zu ihm kamen, um sich von ihm unterrichten zu lassen. Mit Einem Worte, er ahmte die Natur zweier geschätzter Steine nach. Denen, die ihn schlugen, war er wie der Diamant, den Getrennten, wie der Magnet, der durch eine geheime Kraft seiner Natur das Eisen an sich zieht, und den widerspenstigen Stoff mit sich vertraut macht."

Während aber Athanasius in der geschilderten Weise mit dem gesegnetsten Erfolge in seiner Gemeinde wirkte, erhoben sich auf's neue furchtbare Stürme gegen ihn. Sein mächtiger Beschützer, Kaiser Konstantin, war im Jahre 350, auf der Flucht vor einem rebellischen Feldherrn, erschlagen worden, und sogleich richteten auch seine Feinde die Häupter wieder auf. Die Freundlichkeit des Konstantius war ja ohnehin nur eine, um seines mächtigern Bruders willen, erheuchelte gewesen. Für jetzt freilich hütete er sich, seine wahre Gesinnung an den Tag treten zu lassen. Er bedurfte des Beistandes des einflußreichen Bischofs, denn er befand sich in der bedenklichsten Lage. Ein mächtiger Empörer hatte sich wider ihn erhoben, und machte reißende Fortschritte. Auch diesem war die Gunst des Athanasius äußerst wünschenswerth, und er bewarb sich eifrigst um dieselbe. Der fromme Bischof aber wankte keinen Augenblick in der Treue gegen seinen kaiserlichen Herrn, so große Vortheile ihm andrerseits geboten wurden. Er machte auch seiner Gemeinde den Gehorsam gegen den, ihnen von Gott gegebenen Herrn, zur christlichen Pflicht, und ordnete öffentliche Gebete für ihn an. Aber kaum hatte Konstantius seine Feinde bezwungen, und war Alleinherrscher des ganzen Reiches geworden, so änderte er die Sprache. Es mochte seinem stolzen Herzen ein bitteres Gefühl seyn, daß er den Beistand des Athanasius hatte anrufen müssen. Daneben mußten sich die Arianer in seiner Gunst fester, als je, zu setzen. Sie erklärten den Kaiser für das Oberhaupt der ganzen Kirche, und das gefiel ihm. Es war dies aber ein neuer Fallstrick von ihnen. Denn sie wußten, daß Athanasius, bei allem Gehorsam gegen die Obrigkeit, doch niemals die Selbstständigkeit der Kirche preis geben werde. Nun fingen sie ihre Verläumdungen auf's neue an. Sie klagten ihn, dessen Treue so sonnenhell gegläntzt hatte, geheimer Verbindungen mit den Feinden des

Thrones an. Der Kaiser war ganz in ihren Händen, und durch seine Drohungen setzte er auf der Synode zu Arles 353 die abermalige Amtsentsetzung des Athanasius, durch. Das ging aber doch nicht sogleich, und auf die mannhafteste Verwendung des römischen Bischofs Liberius gestattete Konstantius die Abhaltung einer neuen Synode zu Mailand, im Jahre 355. Die weit überwiegendere Mehrzahl der Bischöfe erklärte sich hier für Athanasius; der Kaiser aber trat mit dem Schwert in der Hand dazwischen, und sprach sich so heftig und entschieden gegen ihn aus, daß seine kräftigsten Vertheidiger mit dem Tode bedroht, geißelt und in's Elend geschickt wurden. Unter den Verbannten nennen wir vor allen drei mit Namen, zuerst Liberius, den muthigen Bischof von Rom. „Der wievielte Theil des Reiches bist du,“ schnaubte ihn der Kaiser an, „daß du allein dem unheiligen Manne beistimmst, und den Frieden des Reichs, ja der ganzen Welt störst?“ „Und wenn ich's auch ganz allein wäre,“ erwiderte er unerschrocken, „das Wort des Glaubens verliert dadurch seine Kraft nicht!“ Sodann der ehrwürdige Hosius von Corduba in Spanien. Er war jetzt hundert Jahre alt, und seit sechzig Jahren bereits Bischof. Allgemein ward er für den ersten der Bischöfe angesehen, war auch Präsident der Kirchenversammlung zu Nicaea gewesen; und er konnte dem Kaiser sagen: „Ich bin Christ gewesen, da dein Großvater noch die Kirche verfolgte.“ Endlich der sanftmüthige Hilarius von Poitiers, der glänzende Stern Galliens, der mit mildem, freundlichen Licht in dem nächtlichen Sturm dieser argen Zeit leuchtete, der aber freimüthig bekannte, er wolle lieber den Tod leiden, als durch Gewaltthat die keusche Jungfräulichkeit der Wahrheit verletzen. Diese und viele andere muthvollen Zeugen wurden verwiesen, und auf die erledigten Bisthümer arianische Bischöfe befördert.

Während so die Ungewitter von allen Seiten sich über ihn zusammenzogen, fuhr Athanasius fort, seinem Amte mit der größten Besonnenheit und Klarheit des Geistes, und mit inniger, weiser Sorgfalt vorzustehen. Endlich brach der Sturm los. Soldaten umringten die Kirche, in welcher bei nächtlicher Weile die fromme Gemeinde sich betend um ihren Bischof versammelt hatte. Die Kriegstrompete erklingt, Pfeile flogen unter die Gläubigen, die Schwerter blinken. Athanasius flieht nicht, er ist kein Niethling. Er bleibt auf dem bischöflichen Stuhle, bis er die Seinigen geborgen sieht. Dennoch wird er, wie durch ein Wunder

Gottes, aus den Klauen seiner blutgierigen Feinde gerettet, und hält sich nun in der Wüste bei den Mönchen verborgen, die standhaft seine Auslieferung verweigern. Hier verfaßte er eine Vertheidigungsschrift, die mit mächtigen Gründen alle wider ihn erhobenen Beschuldigungen, siegreich zu Boden schlug. Von hier aus stärkte er in kräftigen Trostschriften seine Gemeinde und die mitleidenden Brüder. „Gott wird euch trösten!“ schrieb er den Seinen. „Euch betrübt freilich, daß Andere durch Gewaltthat eure Kirchen in Besitz genommen haben, ihr aber unterdessen draußen seyn müßet. Aber jene haben die Tempelstätte, ihr den apostolischen Glauben. Jene sind in den Kirchen, aber der Glaube ist in euch. Was ist mehr, der Glaube, oder der Tempel? Wer hat mehr verloren, oder wer besitzt mehr? Ihr seyd selig, weil ihr durch den Glauben in der Kirche seyd, auf dem festen Glaubensgrunde wohnet. Niemand vermag etwas über euern Glauben, weil er ein vom Vater im Himmel selbst in euch angezündetes Licht ist, und wenn einst Gott euch auch die Kirchen, wie wir hoffen, wieder zurückgeben wird, so muß dann doch der Glaube höher stehen, als sie.“ Von der Wüste aus nahm er an allen fernern Schicksalen der Kirche thätigen Antheil, und seine Worte voll Salbung erquickten allenthalben die Freunde der Wahrheit.

Da starb im Jahre 361 plötzlich Kaiser Konstantius, und sein Nachfolger, Julian, der Abtrünnige, erlaubte, wie wir schon früher berichtet haben, freilich aus den schlechtesten Gründen, allen Verbannten die Rückkehr. Athanasius aber konnte erst im folgenden Jahre von dieser Freiheit Gebrauch machen, nachdem der arianische Bischof von Alexandrien durch die dortigen Heiden, deren Götzendienst er verspottet hatte, ermordet worden war. Der Arianismus, weil seine Stütze nicht Gottes Wort gewesen war, fing jetzt an, seitdem ihm die menschliche Stütze genommen war, in sich zu zerfallen. Athanasius sammelte feurige Kohlen auf das Haupt des überwundenen Feindes. Er suchte die Verirrten wieder zu gewinnen, und, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, machte er durch mildere Fassung der Streitpunkte ihnen die Rückkehr zum wahren Glauben leicht und möglich. Seine Liebe bewährte sich jetzt auch als eine solche, die alles überwindet. Da zog ein neues Wetter herauf. Den offen für das Heidenthum kämpfenden Julian verdroß es, daß Athanasius einen so großen Einfluß auf die in Alexandrien noch übrigen Heiden ausübte. Niemand konnte ihm mißfälliger seyn, als ein so gewaltiger, gewandter und unbeugsamer Vertheidiger

des Christenthums. Da kam's ihm denn sehr gelegen, daß die heidnischen Alexandrier ihm vorstellten, wenn er diesen Mann nicht entferne, so werde in kurzem in Aegypten kein Verehrer der Götter mehr seyn. Sofort schrieb er den Befehl: „Ich habe diesen verbannten Galiläern zwar gestattet, in ihr Vaterland, aber nicht zu ihren Kirchen zurückzukehren. Ich befehle demnach dem Athanasius, gleich nach Empfang dieses Briefes die Stadt zu verlassen. Daß ein solcher Ränkemacher dem Volke vorstehe, ist gefährlich; er thut damit groß, sein Leben zu wagen, und er taugt zu nichts, als Unruhen anzustiften.“ Zugleich drohete er seinen Beamten mit schweren Geldstrafen, wenn sie nicht in einer bestimmten Zeit den Mann vertrieben haben würden, der unter seiner Regierung die Frechheit gehabt, vornehme griechische Weiber zu taufen. Noch war kein Jahr verflossen, seit Athanasius nach seiner letzten Verbannung mit Sanftmuth und Liebe unter den Seinigen gewaltet, und selbst den Feinden Achtung abgeköthigt hatte, da mußte er abermals seine Sicherheit in der Flucht suchen. „Wir müssen uns ein wenig auf die Seite begeben,“ sprach er zu den Gläubigen, die ihn weinend umstanden, „Julian ist eine Wolke, die bald vorübergehen wird.“ Und wieder entrann er sichtlich nur durch Gottes Hand seinen Verfolgern, die ihm den Tod zugebacht hatten. Er fuhr auf seiner Flucht den Nil hinauf, und ein kaiserliches Schiff setzte ihm nach. Kaum hörte das Athanasius, so befahl er dem Steuermann, umzuwenden, und wieder abwärts nach Alexandrien zu steuern. Als die beiden Schiffe sich begegneten, frugen die Nachsehenden zu des Athanasius Begleitern hinüber, ob sie nicht wüßten, wo er wäre. „Er ist nicht weit von hier!“ erwiederten diese, und jene ließen sie ruhig vorüber, denn Niemand vermuthete den Bischof in diesem Schiffe.

Gottlob, diese Verbannung sollte die kürzeste seyn! Julian ging wirklich wie eine Wolke vorüber. Der arglistige Christenfeind fiel nach noch nicht zweijähriger Regierung im Kampf gegen die Perser, und der treffliche Jovian wurde mit dem Purpur bekleidet. Sogleich erschien Athanasius wieder in seiner Stadt, und ein höchst gnädiges kaiserliches Schreiben bestätigte ihn in seinem Amte. Vergeblich bemüheten sich die Arianer, welche von dem alten Hasse gegen ihn noch immer nicht lassen konnten, dies zu hintertreiben. Der Kaiser sprach unverhohlen bei jeder Gelegenheit seine Hochachtung gegen den Mann aus, der, den schmerzlichsten Mühseligkeiten zum Troß, nicht aufgeschört

habe, mit dem Schilde des Glaubens in der Hand, muthvoll für die Wahrheit zu kämpfen, und das christliche Volk zu erbauen, das in ihm das Muster aller Tugenden finde. Jovian war ein entschiedener Anhänger der rechtgläubigen Lehre, gewährte aber auch den Andersglaubenden seinen Schutz. Leider regierte er nur acht Monate.

Ihm folgten die beiden Brüder Valentinian und Valens. Aber während der erstere, der das Abendland beherrschte, dem kirchlichen Glauben ergeben war, und allen Parteien freie Uebung ihres Glaubens gestattete, befolgte sein arianisch gesinnter Bruder im Morgenlande das despotische System des Konstantius. Bereits im Jahre 367 erging der Befehl, daß alle von Konstantius abgesetzten Bischöfe wieder verbannt seyn sollten, mithin auch Athanasius. Die Gemeine reichte Gegenvorstellungen ein, aber Athanasius wartete den Erfolg derselben nicht ab. Er sah blutige Stürme voraus, wenn er bleiben würde, denn die Liebe der treuen Gemeine brauste mächtig auf. So entfernte er sich heimlich, und verbarg sich in den Gräbern. Und wieder hatte ihn der Herr wunderbarlich gerettet. Denn in der folgenden Nacht wurde die Kirche überfallen, in welcher er wohnte. Valens, welcher für die Ruhe der Stadt fürchtete, rief ihn jedoch nach einiger Zeit selbst zurück, und von nun an konnte der größte Held seiner Zeit in Frieden seine Heerde weiden.

Der Greis Athanasius bildete jetzt den Mittelpunkt aller Bestrebungen, Ordnung und Ruhe in die so sehr zerrüttete Kirche zurückzuführen. Seit die Staatsgewalt mit eiserner Hand, unter dem Scheine der Frömmigkeit, in die Angelegenheiten des Glaubens eingegriffen, hatte Gewaltthätigkeit, Heuchelei und Zuchtlosigkeit überhand genommen. Eine von 110 rechtgläubigen Bischöfen zu Antiochien gehaltene Synode beweinte im bitteren Schmerze die Verschlechterung der Zeiten, wo Unglaube und Laster triumphirten, indeß die wahren Christen sich unter Seufzern und Thränen in die Einöden flüchteten. Ach, sie ahneten nicht, daß noch schlimmere kommen würden, jene Zeiten, die der heilige Apostel Paulus im Geiste voraussah, 1 Tim. 4, 1—3. Kol. 2, 16—23! Noch brannte das Wort Gottes hoch auf dem Leuchter; noch war die Kirchenlehre gesund, und entwickelte sich auf dem reinen Boden der Schrift, unter der Zucht einer noch ungeschälten, apostolischen Ueberlieferung; noch hatte man nicht den Menschenfündlein, als wesentlichen Stücken der Heilslehre, die kirchliche Weihe gegeben; noch hatte es kein Bischof gewagt, sich

als den Beherrscher der Kirche Jesu Christi zu proklamiren. Zwar finden wir schon damals schwere Verirrungen in Lehre und Leben; allein es waren doch kaum er stie Keime des nachmaligen unbiblischen Wesens, und so lange Gott seiner Kirche Männer so reines Herzens und so voll heiligen Geistes schenkte, wie Athanasius, wurde dem Verderbniß mächtig gesteuert, und der Pfeiler der Wahrheit ließ sich von dem Unkraut der Menschen-satzungen noch nicht überwuchern.

An Athanasius wurde das Wort des Herrn, welches dem treuen Streiter die Krone des Lebens verheißt, schon in diesem Leben erfüllt. Seine jugendliche Rüstigkeit begleitete ihn bis in sein höchstes Alter. Sein Ansehen beherrschte alles. Bei ihm suchten die hervorragendsten Kirchenhäupter Lehre und Rath. Sein Geist, seine Gelehrsamkeit, seine Frömmigkeit hatte allgemeine Anerkennung gefunden. Ueber den Tugenden, mit denen der Herr ihn geziert hatte, dürfen wir freilich nicht vergessen, daß er, was ihm selbst am besten bewußt war, ein Sünder war, wie alle Adamskinder. Aber wir wollen uns durch Auffuchung seiner Fehler die volle Freude an seiner Erscheinung nicht trüben.

Der tapfere Zeuge ging heim in einem Alter von 77 Jahren. Er sah den Zweck seines Lebens erreicht, den Arianismus dem Tode nahe. Was nach ihm gegen diese Verirrung noch zu kämpfen war, dafür hatte er die Waffen zugerüstet, und es wäre nach seinem Tode zum vollkommenen Siege der Wahrheit die Hülfe der Staatsgewalt eben so wenig nöthig gewesen, als sie bei seinen Lebzeiten im Stande gewesen war, dem Irrthum den Sieg zu verschaffen.

Nonna.

(gest. 374).

„Daß auch die, so nicht glauben an das Wort, durch der Weiber Wandel ohne Wort gewonnen werden, wenn sie ansehen ihren keuschen Wandel in der Furcht.“ (1 Pet. 3, 1. 2.)

Die weltumwandelnde, göttliche Kraft des Christenthums hat sich auch in besonderer Weise in Beziehung auf die Frauenwelt bewährt. Ohne das naturgemäße Verhältniß der Unterordnung dem Manne gegenüber aufzuheben, hat doch das

Christenthum allein erst dem Weibe seine wahre Weihe und Würde gegeben, als die in gleicher Weise zum Höchsten und Ewigen bestimmte Genossinn des Mannes. Es hat das Weib zur Seele der Familie, zur Pflegerinn des heiligen Feuers auf dem Altare des Hauses gemacht, und so die volle Werthschätzung jeder unsterblichen, zum Ebenbilde Gottes geschaffenen und be-
 rufenen Seele an das Licht gebracht. Von dem stillen Walten frommer Frauen in ihren Familien ist aber zugleich oft ein ganz unberechenbarer Segen für die Kirche des Herrn ausgegangen. Spricht doch auch der Apostel Paulus von dem Glauben seines Timotheus, daß er zuvor gewohnt habe in seiner Großmutter Loide und in seiner Mutter Eunike. (2 Tim. 1, 5.) Wie oft ist die wahrhafte Befehrung des Mannes durch den stillen, keuschen Wandel der Gattinn, ohne Wort herbeigeführt worden, und wie viele der auserwähltesten Rüstzeuge Gottes, die in seinem Reiche das Größte gewirkt haben, sind das, was sie waren, nächst Gott, allein durch das Gebet und die fromme Erziehung ihrer Mütter geworden.

Das Muster einer ächt christlichen Gattinn und Mutter war auch Nonna. Sie stammte aus einer angesehenen, längst christlichen Familie in Kappadocien, und war mit Sorgfalt im Christenthume erzogen worden. Ihr Gatte Gregorius dagegen, ein Mann aus sehr vornehmerm Stande, war von Jugend auf einer nichtchristlichen Religionspartei auf das eifrigste ergeben, die den Namen, Anbeter des Höchsten, Hypsistariier, führte. Diese Partei bekannte sich zwar zu dem Glauben an einen höchsten, allmächtigen Gott, womit jedoch mancherlei, der jüdischen und persischen Religion entlehnte Ueberlieferungen verknüpft waren. So hatte sie z. B. mit den Persern die Verehrung des Feuers, mit den Juden eine strenge Beobachtung des Sabbath's gemein. Gregor bekleidete die erste Würde in der Stadt Nazianz, erfüllte seine Amtspflichten treulich, und war überhaupt mit allen Tugenden geziert, die vor der Welt einen rechtschaffenen Mann ausmachen. Das Eine aber, was allein noth thut, fehlte ihm noch durchaus, nämlich Erkenntniß seiner Sünden, und Versöhnung mit Gott.

Der eifrig christlichen Nonna tiefster Herzenswunsch war es, ihren Ehegenossen für das Christenthum zu gewinnen, und darum war auch dieser Wunsch der Gegenstand ihres steten, inbrünstigen Flehens zu Gott. Vor allem aber flehte sie um den Gnadenbeistand des Herrn, daß er ihrem Leben die rechte,

Christliche Weihe geben möge, damit sie mehr, als durch Worte, durch ihren Wandel den heißgeliebten Mann der höchsten Liebe, der Liebe des dreieinigen Gottes, zuführen könne. Ihr Gebet wurde über Bitten und Verstehen erhört. Schon hatte Gregor mächtige Eindrücke von dem christlichen Wesen durch die stumme Predigt des Lebens seiner Gattinn erfahren; da träumte ihm einst, daß er die Worte des Psalmes sänge: „Ich freue mich, daß mir geredet ist, daß wir werden in's Haus des Herrn gehen.“ Ps. 122, 1. Er empfand darüber eine innige Freude, erzählte den Traum seinem Weibe, und dieses ermahnte ihn nun mit aller Kraft inniger Liebe, dem Rufe des Herrn an seine Seele, Folge zu geben. Bald darauf wurde er im Beiseyn von Bischöfen, die gerade zur ersten großen Kirchenversammlung nach Nicaea reisten, durch die heilige Taufe der Gemeine Jesu Christi einverleibt. Seine Befehrung war so mächtig, daß es ihn nicht länger im Laienstande litt. Er wurde Priester, und als nicht lange danach der Bischof, welcher ihn getauft hatte, starb, wurde er selbst zu seinem Nachfolger erwählt, und als Bischof von Nazianz geweiht. Fünf und vierzig Jahre noch hat er sein Hirtenamt mit Kraft und Milde, in Treue und großem Segen verwaltet, bis zu einem fast hundertjährigen Alter. Das Gebet seines Weibes, und das sanfte Wehen ihres christlichen Geistes, welche ihn zuerst zum Leben erweckt hatten, haben ihn auch hernach, da er schon Bischof war, sein Lebenlang gestärkt. Denn bis an sein seliges Ende hat er mit seiner Nonna in rechter, christlicher Gattentreue und Herzenzgemeinschaft zusammengewohnt, ein recht schlagender Beweis aus späterer Zeit gegen das von der römischen Kirche aufgerichtete Gebot der Ehelosigkeit der Geistlichen.

Gregors und Nonnas Ehe war längere Zeit kinderlos gewesen. Die fromme Mutter betrachtete ihren Erstgeborenen als die Frucht ihrer Gebete; denn sie hatte lange mit heißer Mutteriehnsucht den Herrn um Leibessfrucht angefleht, und schon da sie dieselbe noch unter ihrem Herzen trug, weihte sie das Kind dem Dienste des Herrn. Ihr Sohn, der nach dem Vater genannt wurde, ist der nachmals so berühmt gewordene Kirchenlehrer Gregorius von Nazianz, einer der größten Männer seiner Zeit, und, gleich dem Athanasius, ein Pfeiler der Kirche. Von ihm wird an seinem Orte ausführlich erzählt werden. Kaum war der Knabe geboren, so trug ihn die Mutter in die Kirche, legte ihn auf den Altar, und das Evangelienbuch auf

seine kleinen Hände, indem sie ihn so auß's neue dem Dienste des Herrn weihte. Gregor selbst hat später häufig seine Mutter mit der Hanna verglichen, die ihren, von Gott erbetenen Samuel auch dem weihte, der ihn ihr gegeben hatte. Noch ehe das Kind zum Bewußtseyn gekommen war, zogen ihn schon die Gebete, die seine Mutter Tag und Nacht für ihn zu Gott aufschickte, zu Christo hin; und als er kaum reden konnte, fing sie schon an, ihn mit den Schriften des alten und neuen Testaments, in denen sie sehr bewandert war, bekannt zu machen, und aus ihnen ihm seine tägliche Geistesnahrung zu reichen. Besonders erzählte sie ihm oft, daß er schon so frühe am Altare des Herrn, mit dem Evangelio in der Hand, dem Dienste Gottes geweiht sey. Das Alles machte einen tiefen Eindruck auf das junge Herz, und wirkte noch mächtig fort, als der Jüngling, beim Besuche der Lehranstalten zu Athen, der Ansteckung des dort herrschenden Heidenthums ausgesetzt war. Die Gebete seiner Mutter umlagerten ihn fort und fort.

Daß wir, wenn wir von Nonna's Thaten erzählen wollen, von ihrem Gatten, oder ihren Kindern berichten müssen, ist ihr höchster Ruhm. An solchen Früchten soll der Frauen stillen Walten erkannt werden. Das ist die höchste und herrlichste Bedeutung der christlichen Hausfrau und Mutter, daß sie, was sie ist, für andere und in andern ist. Will man Nonna schildern, muß man ihre Familie schildern. Gott hatte ihr später noch zwei Kinder geschenkt, einen Sohn und eine Tochter, und auch diese sind zu trefflichen Vorbildern ächt christlichen Glaubens und Lebens herangereift. Der Sohn Cäsarius gelangte zu hohen Ehren, und wurde kaiserlicher Leibarzt, aber im höchsten Glanze des Glücks und des Wissens bewahrte er, als schönes Erbtheil seiner Mutter, eine ungeheuchelte Einfalt. Die Tochter Gorgonia wandelte in den Fußstapfen Nonna's. Der Herr rief sie vor derselben heim. Sie hatte sich auf ihren Tod, wie auf einen Festtag bereitet, hatte Gatten, Kinder, und alle die Ihrigen um ihr Lager versammelt. Es war eine heilige Feier, an der auch die alte Mutter Theil nahm. Als die Sterbende schon nicht mehr zu athmen schien, bewegten sich noch einmal die Lippen, und hauchten die Worte aus: „Ich liege, und schlafe ganz mit Frieden.“ Das sind die Thaten Nonna's, die lebendigen Zeugen ihres alles überwindenden Glaubens. Ihr Sohn Gregorius selbst beschreibt ihr Wesen mit folgenden Worten: „Sie war eine Hausfrau nach dem Sinne Salomo's.

In allen Dingen ihrem Gatten nach den Gesetzen der Ehe unterthan, schämte sie sich nicht, in wahrer Frömmigkeit seine Lehrerin und Führerin zu seyn. Sie löste die schwere Aufgabe, eine höhere Bildung, vornehmlich in der Erkenntniß göttlicher Dinge, und strenge Uebung der Andacht, mit pünktlicher Sorge für ihr Hauswesen zu vereinigen. War sie im Hause thätig, so schien sie von den Uebungen der Frömmigkeit nichts zu wissen; beschäftigte sie sich mit Gott und seiner Verehrung, so schien ihr jedes irdische Geschäft fremd zu seyn. So war sie bei jedem ganz ungetheilt. Erfahrungen hatten ihr unbegrenztes Vertrauen auf die Wirkungen des glaubensvollen Gebetes eingeflößt. Sie war daher die fleißigste Beterin, und überwand durch das Gebet auch die tiefsten Empfindungen des Schmerzes über eigene und fremde Leiden. Sie hatte dadurch eine solche Gewalt über ihre Seele erlangt, daß sie bei allem Traurigen, was ihr begegnete, nie einen Klagelaut ausstieß, ehe sie Gott dafür gedankt hatte. Am wenigsten hielt sie es für geziemend, Thränen zu vergießen, oder ein Trauerkleid anzulegen an den Tagen der christlichen Festfreude; so vollständig war sie durchdrungen von dem Gedanken: eine gottliebende Seele müsse alles Menschliche dem Göttlichen unterordnen.

Nonna überlebte alle die Ihrigen, mit Ausnahme ihres Erstgeborenen, der ihr die letzten Pflichten der Liebe und Verehrung erweisen konnte. Zuerst starb im Jahre 368 oder 369 Cäsarius, bald darauf folgte ihm Gorgonia. Nach langer, schwerer Krankheit verschied im Frühlinge 374 der alte, fast hundertjährige Vater Gregorius. Er starb betend, und die höchste Achtung und Liebe seine Gemeinde folgte ihm in's Grab. Wahrscheinlich überlebte ihn die hochbetagte Gattin nicht lange. Ihr Tod war ihres Lebens würdig. Ohne von Kränklichkeit oder Alter gebeugt zu seyn, schritt sie zum Gebet in die Kirche. Hier im Gotteshause, das ihr Gatte größtentheils erbaut, wo er so lange als treuer Hirte gedient, rief sie der Herr zu sich. Wahrscheinlich von einem Schlagfluß getroffen, hielt sie sich mit der einen Hand am Altar fest, hob die andere flehend zum Himmel, und sank mit den Worten zusammen: „Sey mir gnädig, mein König Christus!“ Ihr großer Sohn ruft ihr nach: „Wenn Jemand, wie Nonna, betend starb, dann weine ich nicht.“

Ephrem der Syrer.

(gest. 378.)

„Das Wissen bläset auf, aber die Liebe bessert.“ (1 Cor. 8, 1.)

Ephrem, wie sein Beinamen sagt, ein syrischer Christ, wurde in der Stadt Nisibis am Tigris geboren. Er konnte in dankbarer Erinnerung unter seine Vorfahren hohe Würdenträger zählen, nämlich solche, die mit ihrem Blute den Glauben an unsern Herrn und Heiland besiegelt hatten, und nun mit Kronen auf den Häuptern den Thron des Königs aller Könige umstehen. Auch seine Aeltern waren fromm und gottesfürchtig, und erzogen den Sohn mit vieler Sorgfalt. Bei der vorherrschenden Richtung jener Zeit, wo so wenige Bekenner des Herrn es verstanden, ein wahrhaft christliches Leben mit ihren sonstigen, natürlichen Verhältnissen in der menschlichen Gesellschaft zu vereinigen, darf es uns nicht befremden, daß der, zu stiller Betrachtung ohnehin geneigte Sinn Ephrems den jungen Mann mächtig zum Einsiedlerleben hinzog. Die Liebe jedoch, die den Grundzug seines Charakters bildete, ließ ihn nicht lange in der Einsamkeit. Er fühlte eben so sehr das Bedürfniß, in der Gemeinschaft der Gläubigen sich zu erbauen, als durch eigenen Dienst im Weinberge des Herrn seinen Mitmenschen nützlich zu werden. So erfor er sich die große Stadt Edessa zu seinem Aufenthalt, und hat auch hier durch Gottes Gnade vieles gewirkt, besonders durch zahlreiche Erbauungsschriften, die er in seiner Muttersprache, der syrischen, geschrieben hat, und die unter seinen Landsleuten großen Segen stifteten. Ja, zum tröstlichen Beweise, daß der Herr, wo es allein um seines Namens willen begehrt wird, auch die Bitte um besondere Gaben des Geistes erhört, wird uns noch von ihm Folgendes erzählt. Es war damals in Syrien ein Irrelehrer, Namens Bardesanes, aufgetreten, und dessen Sohn Harmonius, der schöne Anlagen zur Dichtkunst hatte, suchte durch syrische Volkslieder, die er dichtete, die verderblichen Lehren seines Vaters unter das Volk zu bringen. Ephrem, dem der unverfälschte Glaube an das Evangelium über alles köstlich war, sah den Erfolg mit Bekümmerniß, und

um solchem Treiben zu steuern, gab er sich große Mühe, die Silbenmaasse und Volksmelodien zu lernen, und fing dann im Vertrauen auf Gott an, christliche Lieder zu dichten, die auch von den Syrern willig aufgenommen, und mit Liebe gesungen wurden. So mußte er den unchristlichen Gesängen des Harmonius das nöthige Gegengewicht zu bieten, und dadurch ihren verderblichen Einfluß auf das Volk zu schwächen.

In solcher Weise lebte er mit stillem Sinne in rechter Herzensniedrigkeit. Daß aber seine Demuth nicht ganz frei von selbsterwählter Geistlichkeit war, daß er sich nicht willig dem göttlichen Willen unterordnete, zeigte sich, als er einst zum Bischofe gewählt wurde. Er stellte sich, als habe er seinen Verstand verloren, weil er sich nicht für würdig hielt, ein so wichtiges Amt zu bekleiden. So stieg er denn auch im Kirchendienste nicht höher, als bis zum Amte eines Diaconen. Wo es indessen galt, scheute er sich auch nicht, öffentlich hervor zu treten. Nicht lange vor seinem Tode wurde Edeffa von einer drückenden Hungersnoth heimgesucht, bei welcher viele Arme um's Leben kamen. Ephrem wartete einige Zeit, ob nicht jemand anders sich der Sache annehmen würde, da aber kein Helfer sich fand, brach seine Liebe durch alle mönchischen Bedenken, und er schritt getrost in die Häuser der Reichen und Bernehmen, sie zu strafen wegen ihrer Lieblosigkeit und Härte. Sie thaten, was Menschen dieser Art allezeit zu thun pflegen, sie hoben an, sich zu entschuldigen. Keizig wollte keiner gewesen seyn, aber, hieß es mit Achselzucken bei den meisten, es sey so schwierig, Jemanden zu finden, dem man die Vertheilung der Almosen anvertrauen könne. „Wohlan, haltet ihr mich für tüchtig zu diesem Amte?“ fragte sie Ephrem. Er hatte ein so gutes Gerücht vor den Leuten, daß jeder willig seine Zustimmung gab. „Nun, so will ich's übernehmen,“ rief er freudig. Er sammelte nun überall Beiträge ein, und wirkte mit solchem Erfolge, daß er dreihundert Betten in den Klöstern der Stadt aufstellen lassen konnte, in denen er die Schwächsten und Kränksten mit Nahrung und Arznei pflegte. Er sorgte auch für die Fremden, denn die Hungersnoth hatte viele vom Lande in die Stadt getrieben, bis endlich die Dürre ein Ende nahm.

Da über das Leben des Ephrem nicht mehr zu berichten ist, wollen wir noch einige Stellen aus den von ihm verfaßten Erbauungsbüchern mittheilen. Es geht freilich aus seinen zahlreichen Schriften hervor, daß die Inbrunst seiner Liebe größer

war, als die Tiefe seiner Erkenntniß; aber eben seine ungefärbte Liebe und Demuth ist es, die uns das Andenken dieses Mannes besonders werth macht. Ueber sich selbst trug er aufrichtiges Leid. Von der natürlichen Verderbtheit des menschlichen Herzens war er tief durchdrungen. „Von meiner Kindheit an,“ sagt er, „war ich ein unnützes und verwerfliches Gefäß. Indem ich andere bestrafte, fiel ich zwiefach in ihre Sünden. Wehe mir! woher kann Hülfe kommen, wenn nicht die Gnade Gottes mich bestraft? Aus den Werken zeigt sich nicht die geringste Hoffnung zum Seligwerden. Indem ich von der Reinheit rede, denke ich an Unreinigkeit; indem ich Vorschriften zur Zwangung der Leidenschaften gebe, wüthen die meinigen innerlich in mir Tag und Nacht. Welche Entschuldigung kann ich vorbringen? Soll ich also an meiner Seligkeit verzweifeln? Keineswegs! Das wünscht der Feind, um mich zu verderben. Ich werfe mich nicht weg, sondern vertraue der Gnade Gottes, und eurem Gebete. Ich bitte dich, mein Gott, wirf mich nicht hinweg; du kennst die Wunden meiner Seele; heile mich, o Herr, so bin ich geheilet!“ Aus diesem aufrichtigen Bekenntnisse seiner Sünden floss eine aufrichtige Demuth, so wie jene Zerknirschung, und jenes Leidtragen, von dem es heißt: „Selig sind, die Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden.“ „Die Zerknirschung,“ schreibt er, „ist das tägliche Brod aller geistigen Menschen; dadurch erhalten sie Barmherzigkeit, und erwerben sich jene unendlichen Gnaden, die kostbarer sind, als alle Schätze!“ Und von der Demuth redet er so: „Ohne die Demuth ist jede Gabe eitel. Die Weisen, die Starken, die Schönen, die Geistreichen, alle sind von der Seite der Gefahr am stärksten ausgesetzt, auf welcher sie sich am meisten hervorthun. Der Herr, der unsere Gefahr kennt, hat uns die Demuth zur Wächterinn gesetzt, indem er spricht: „Wenn ihr alles gethan habt, was ihr zu thun schuldig waret, so seyd ihr unnütze Knechte!“ Endlich noch eine herrliche Ergießung seines zerschlagenen Herzens ist folgendes Gebet: „Ich bitte dich, um deiner Güte willen, heile meinen Verstand, daß ich deine gnädigen Wege mit mir erkennen möge! Du allein weißt es, daß meine Seele nach dir dürstet, wie ein dürres Land. So wie du mich immer erhört hast, so verschmähe auch jetzt meine Bitte nicht. Meine Seele ist wie eine Gefangene, doch aber sucht sie dich, den einigen, wahren Helfer. Sende deine Gnade herab, daß ich esse und trinke, und satt werde. Glöße mir einen Tropfen deiner Liebe ein,

daß er wie Feuer brenne in meiner Seele, und ihre Dornen, nämlich ihre Lüste, verzehre!" — Ephrem ist gestorben im Jahre 378. Sein Gedächtniß feiert die Kirche am 9. Juli.

Basilus der Große.

(gest. 379.)

„Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.“ (1 Cor. 2, 9.)

Unter den Männern, die an Athanasius sich eng angeschlossen, und nach dessen Tode das von ihm begonnene Werk mit großem Erfolge fortführten, ist vor allen Basilus zu nennen, der aber leider seinem Vorgänger im Tode bald nachfolgte. Die dankbare Kirche hat ihm, gleich jenem auserwählten Rüstzeuge, den ehrenden Beinamen: der Große, gegeben. Basilus wurde gegen Ende des Jahres 329 zu Cäsarea, der Hauptstadt der Provinz Cappadocien, geboren. Seine erste Erziehung wurde von einer ausgezeichneten, und in der damaligen christlichen Welt hochverehrten Frau geleitet. Macrina, seine Großmutter väterlicherseits, hatte mit ihrem Gemahle die schwere Zeit unter des wilden Christenfeindes, Kaiser Maximin, Regierung durchlebt, hatte um ihres Glaubens willen im Jahre 311 willig Beraubung ihrer Güter, Verbannung und grausame Martern erduldet. Diese Glaubensheldinn war es, welche die ersten Keime des Glaubens und der Liebe in sein junges Herz pflanzte. „Ich habe nie,“ bekennt Basilus später von sich, „die tiefen Eindrücke vergessen, welche die Reden und Beispiele dieses heiligen Weibes, auf meine noch zarte Seele machten.“

Als der Knabe zum vielversprechenden Jünglinge herangewachsen war, begab er sich zur Bereicherung seiner Kenntnisse auf Reisen. Sein Ziel war die Stadt Athen in Griechenland, die damals noch immer der Hauptsitz der Wissenschaften war. Hier führte ihn Gott mit dem nachmals in der christlichen Kirche

gleichfalls berühmt gewordenen Gregorius von Nazianz zusammen, dessen Leben an seinem Orte besonders beschrieben ist. Die beiden schlossen ein so inniges Freundschaftsbündniß, wie es sich selten hier auf Erden findet, ein Bündniß, welches sie an dem verführerischen Sitze des verfeinerten, und in lockender Gestalt auftretenden Heidenthums vor den mancherlei Versuchungen, die ihnen hier geboten wurden, bewahrte. Sie schienen beide nur Eine Seele zu seyn, die zwei Körper belebte. Es war aber die Eine Liebe Christi, welche eine solche Herzensgemeinschaft unter ihnen stiftete, eben so heilig, als unzerstörbar.

Basilius hatte die ganze weltliche Gelehrsamkeit der damaligen Zeit in seiner Gewalt, und wenn's ihm darum zu thun gewesen wäre, sich vor der Welt einen großen Namen zu machen, so hätten ihm ohne Zweifel seine ausgebreiteten Kenntnisse bald dazu verholfen. Aber der Drang seines Geistes war auf göttliche Dinge gerichtet. Alle Schätze der Wissenschaft ließen sein Gemüth leer. Er beehrte Nahrung für seine Seele, und in Gemeinschaft mit seinem Freunde Gregorius suchte und fand er im Studium der alten Glaubenshelden die Speise, nach welcher ihm verlangte. So verstrich der Aufenthalt zu Athen. Die beiden Freunde mußten sich trennen. Basilius ging zunächst nach Ne=Caesarea am Pontus. Wie der Herr, ehe er sein Lehramt antrat, vom Geiste in die Wüste geführt ward, so pflegt er auch oft mit den Seinen zu thun, um sie in der Stille für das öffentliche Leben vorzubereiten. Basilius fühlte einen unwiderstehlichen Drang zur Einsamkeit, um sich ganz und ungestört für den Dienst des Herrn rüsten zu können. Er wußte bald auch seinen Freund zu bewegen, ihm zu folgen. In einer einsamen Gegend am Pontus finden wir die treuen Herzen auf's neue zum ungestörten Genuße ihrer heiligen Liebe vereinigt. Sie theilten ihr Leben zwischen Gebet, Beschäftigung mit der Schrift, frommen Uebungen und Handarbeit. Hier erfannen sie auch die Regeln der häuslichen Zucht, welche die Grundlagen der spätern Klostereinrichtungen geworden sind, und sorgten mit christlichem Liebesseifer dafür, daß Hospitäler zur Aufnahme der Armen erbaut wurden. Als in Caesarea eine schwere Hungersnoth ausbrach, brachte Basilius durch seine glühenden Liebespredigten die Reichen dahin, daß sie mit willigem Herzen den Armen thatkräftig beistanden.

Vielleicht dachten die beiden Freunde ernstlich daran, bei ihrem Verlangen, der Welt abzusterben, sich für immer von dem

Treiben derselben entfernt zu halten. Gott wollte es jedoch anders. Jene stillen Tage der Einsamkeit sollten nur eine Vorbereitung auf die bedeutende, öffentliche Wirksamkeit seyn, in welche er beide bald führte. Basilus wurde gleich zum hohen Amte berufen. Der wichtige Bischofsstuhl zu Cäsarea war erledigt. Der hochbetagte Bischof von Nazianz, der Vater Gregors, brachte es durch sein Ansehen dahin, daß Basilus, trotz des heftigen Widerstandes der Arianer, mit diesem bedeutenden Amte betraut wurde. Er hatte hier einen schweren Stand, den wiederholten Angriffen des arianisch gesinnten Kaisers Valens gegenüber. Mehrmals schwebte er in der äußersten Gefahr, von seinem Bisthume vertrieben zu werden; aber unerschütterlich blieb er bei dem Bekenntnisse des Evangeliums, und trat muthvoll allen Drohungen der stolzen Gewalthaber entgegen. So erwiderte er dem Präfecten Modestus, als dieser ihm Verbannung ankündigte, wenn er nicht der arianischen Irrlehre beistimmen werde, mit ruhigem Ernste: „Es wird dir sehr schwer werden, mich zu verbannen, denn ich betrachte den Himmel, und nicht die Stätte, die ich bewohne, als mein Vaterland. Die Folter fürchte ich nicht; denn der erste Streich wird meinem Leben und Leiden ein Ende machen. Den Tod fürchte ich noch viel weniger, denn er wird mich mit meinem Schöpfer vereinigen.“

Aber der Herr wußte seinen treuen Knecht auch wunderbar zu schützen. Sein leiblicher Bruder, Gregor von Nyssa, berichtet uns, daß der Tyrann Valens einst schon den Befehl gegeben hatte, daß Basilus vertrieben werden sollte. Da erkrankt des Kaisers sechsjähriges Söhnlein plötzlich, und der erschrockene Vater widerruft sofort seinen Befehl. Und siehe, der Knabe wird gesund. Als ihn aber Valens bald darauf von einem arianischen Bischofe taufen läßt, stirbt er. Dennoch bleibt das harte Herz der Kaisers ungerührt, ja er verfolgt mit neuem Grimme die Rechtgläubigen. Er verurtheilt jetzt sogar zum zweiten Male den Basilus zur Verbannung. Als er aber den Befehl unterschreiben will, zerbrechen in seiner Hand nach einander drei Schreibrohre. Er läßt sich das vierte geben, da aber fühlt er im Arme ein so heftiges Zittern, daß er voller Schrecken das Papier zerreißt, und von nun an den Basilus in Frieden läßt.

Doch nicht bloß gegen den Kaiser und dessen Gewaltige hatte Basilus einen so schweren Stand. Als er sein Bischofsamt antrat, fand er seinen Sprengel in Beziehung auf die

Kirchenzucht in gänzlicher Vernachlässigung. Die Gottesdienste wurden zum Theil von Männern verrichtet, welche dem Christenglauben Schande machten. Die Landbischöfe ordinirten Geistliche ohne Vorwissen ihres Oberhirten, und ohne vorhergehende Prüfung, und viele drängten sich aus weltlichen Beweggründen zu Kirchenämtern. Da gab's vielen Schutt aufzuräumen. Mit Ernst und Liebe erinnerte Basilius seine Geistlichkeit an die Strenge der alten Zucht, und an die ehemalige Sorgfalt bei Prüfung der anzustellenden Kirchendiener, und er ließ es seine angelegentlichste Sorge seyn, die alten, löblichen Gewohnheiten wieder einzuführen. Freilich zogen ihm diese Bestrebungen, die Kämpfe gegen unberufene und unchristliche Geistliche, so wie die Bosheit und Verläumdung der Arianer, mannichfache und schwere Prüfungen zu, aber seine Geduld blieb unermüdet; und je mehr sein Körper durch Anstrengung und Krankheit nach und nach entkräftet wurde, um so mehr schien sein Geist an Frische und Stärke zuzunehmen. Der Herr des Weinbergs aber krönte seine treue Arbeit mit reichem Segen.

Acht Jahre und einige Monate hatte er sein schweres Amt mit Weisheit und Liebe geführt, da unterlag der schwache Leib der allzugroßen Anstrengung. Basilius fühlte sein Ende herannahen. Um zu wirken, so lange es noch Tag war, verrichtete er noch einige Ordinationen, und streckte sich dann, ein müder Erdenpilger, auf sein Sterbelager. Das Volk umgab zahlreich die Wohnung des geliebten Hirten. Mit den Umstehenden führte er noch einige erbauliche Unterredungen. Seinen letzten Athemzug begleitete er mit dem Gebete: „Herr! in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ So starb Basilius, tief betrauert von der ganzen Kirche, am meisten von seinem Gregorius.



Monika.

(gest. 387.)

Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt. — Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet. Durch den haben die Alten Zeugniß überkommen. (Mark. 9, 23. Hebr. 11, 1.)

Wie Nonna, die Mutter Gregors von Nazianz, von deren Leben wir bereits berichtet haben, so leuchtet auch Monika, die Mutter des großen Augustinus, als ein Spiegel und Muster aller christlichen Gattinnen und Mütter, durch alle Zeiten der Kirche Jesu Christi, und das mit um so hellerem Lichte, je heißer das Schmelzfeuer war, durch welches nach Gottes Rath das goldene Dreiblatt, der wahrhaftige Christenschmuck, Glaube, Liebe und Hoffnung in ihrem Herzen bewährt werden sollte.

Monika wurde im Jahre 332 in Nordafrika von christlichen Aeltern geboren, die einen guten Namen in der Gemeinde hatten. Eine hochbetagte Magd des Hauses, die schon des Kindes Vater auf ihren Armen getragen hatte, war auch die erste Erzieherinn der Tochter. Sie erfüllte diese schwere Pflicht mit treuer Liebe in der Furcht des Herrn, und obwohl sie alt war, hatte sie doch scharfe Augen für die in dem jungen Herzen aufkeimenden Sünden. Als Monika unter solcher Pflege zur Jungfrau herangereift war, wurde sie von ihren Aeltern an Patricius, einen Rathsherrn der Stadt Tagaste in Numidien, verheirathet. Das war ein Mann, zwar von wohlwollendem Herzen, aber aufbrausendem Sinne; und eben so sehr zum Zorne, als zu fleischlichen Ausschweifungen geneigt, dazu noch ein Heide. Da hatte die junge Gattinn Gelegenheit genug, sich in der Geduld und Sanftmuth und allen Tugenden, die an einem Weibe köstlicher sind, als Gold und Edelstein, zu üben. Sie that's denn auch mit frommem, stillem Sinne. Die Kraft dazu holte sie sich am rechten Orte, zu welchem kein Bittender vergeblich kommt. Mit heiligem Eifer lag sie den Uebungen der Gottseligkeit ob. Zweimal täglich besuchte sie die Kirche. So zeigte sie sich denn auch gegen ihren Ehemann, wie's einer christlichen Gattinn ziemt. Sie war sanft gegen ihn, gefällig, in allen Stücken gehorsam, ja sie ertrug selbst seine Verletzungen der ehelichen Treue mit stiller

Geduld. Brauste sein Zorn auf, so widerstand sie ihm niemals, selbst nicht mit Worten. Erst, wenn sich seine Hitze gelegt hatte, sagte sie ihm mit Freundlichkeit, warum sie dies oder das gethan habe, was ihn so aufgebracht hatte. Einem solchen Sinne konnte der Segen nicht fehlen. Patricius erkannte sein Unrecht meist immer, und ehrte und liebte sein Weib je mehr, je länger er sie kennen lernte. Es geschah oft, daß andere Frauen zur Monika kamen, und sich bitter bei ihr über die üble Behandlung beklagten, die sie von ihren Männern zu erleiden hätten. Da wurde denn kein gutes Haar an diesen gelassen. Monika aber ließ sich darauf nicht ein, und pflegte zu sagen: „Nicht euern Männern, sondern euern Zungen habt ihr solche Mißhandlungen zu verdanken. Beweiset Sanftmuth und ein ehrerbietiges Betragen gegen eure Eheherrn, so werdet ihr sie bald gelinde machen.“ Diejenigen, welche damals diesem Rathe gefolgt sind, haben es nicht bereut, und wenn die eine oder die andere Leserin der Schuh vielleicht an gleicher Stelle drücken sollte, so mag sie nur in Gottes Namen das gleiche Mittel versuchen.

Auch das Herz ihrer Schwiegermutter, die anfangs durch Verläumdung sehr gegen sie eingenommen war, wußte sich Monika lediglich durch ihre Sanftmuth zu erobern. Sie begegnete ihr allezeit mit solcher Ehrerbietung, daß jener wohl die Augen aufgehen mußten. Die schönste Eintracht aber herrschte in der Familie, als die Verheißung des Herrn: „Selig sind die Sanftmüthigen: denn sie werden das Erbreich besitzen!“, sich endlich auch in Beziehung auf das Herz ihres Gatten erfüllte. Sie hatte um seine Bekehrung lange brünstig zum Herrn gelehrt, und es wurde ihr die große Gnade zu Theil, daß Patricius sich kurz vor seinem Tode auf den Namen des Dreieinigen taufen ließ. Von nun an hörten auch von dieser Seite alle Unbilden gegen sie gänzlich auf; denn mit dem Glauben hatte der Gatte auch ein neues Herz bekommen. Jetzt konnte Monika sich ganz ihrer frommen Liebesthätigkeit hingeben. Ihrem eigenen Hauswesen stand sie mit Umsicht und Sparsamkeit vor; den Armen und Bedrängten aber war sie die freigebigste Wohlthäterinn. „Alle, die mit ihr zu thun hatten,“ so beschreibt ihr Sohn ihr stilles Walten, „behandelte sie mit solcher Liebe, als wäre sie aller Mutter, und mit solcher Demuth und Ehrerbietung, als wäre sie aller Kind.“

Dennoch aber nagte an Monika's Herzen der Wurm eines verzehrenden Schmerzes. Wir haben bis jetzt nur ihre Gattenliebe

geschildert; aber ihre Mutterpflichten sollten ihr nach Gottes Rath noch ungleich schwerer werden, und ihre Muttertreue vor allen ist es, die ihrem Namen in der Christenwelt einen so guten Klang gegeben hat. Monika war Mutter zweier Söhne, des Augustinus und des Navigius, und einer Tochter, deren Namen wir nicht kennen. Ihr Erstgeborener war recht eigentlich ein Schmerzenskind für sie. Er selbst bekennt später: „Ich vermag nicht zu sagen, mit wie viel größerem Schmerze meine Mutter mich im Geiste gebär, als sie dem Fleische nach mich geboren hatte.“ Früh schon schoß des Bösen Samen in seinem Herzen hoch empor. Der Vater freute sich damals noch der losen Streiche des Knaben. Er nährte seinen erwachenden Ehrgeiz; denn den Sohn einst auf der Rednerbühne glänzen zu sehen, war seiner Wünsche höchstes Ziel. Auf der hohen Schule zu Karthago ergab sich der Jüngling vollends jeglicher Ausschweifung, und der wildesten fleischlichen Lust; ja er legte sich damals schon eine Beischläferin zu, mit der er dreizehn Jahre lebte. Dabei war er stolz, und brüstete sich gewaltig mit seiner Erkenntniß und den Fortschritten, die er bei seiner hohen Begabung in den Wissenschaften gemacht hatte.

Im Jahre 375, dem 21. seines Lebens, kehrte er, reich an Kenntnissen, aber verderbt an Leib und Seele, und offen zur Secte der Manichäer übergetreten, in seine Vaterstadt Tagaste zurück. Monika, die heißliebende Christenmutter, verzehrte sich im bitteren Gram über den Abfall ihres theuern Erstgeborenen. Tag und Nacht flehte sie unter heißen Thränen für ihn zu Gott, bis die Kniee wund, und die Hände müde wurden von allem Ringen, und bis die Stimme unter ihrem Schluchzen versagte. Auch ermahnte sie den Sohn selbst mit aller Innigkeit eines liebenden Mutterherzens unter heißen Thränenströmen; bewahrte aber dabei die nöthige Strenge, so daß sie den Abgefallenen weder bei sich wohnen, noch an ihrem Tische essen ließ, ob sie vielleicht dadurch sein Herz rühren möchte. Denn sie wußte, daß der Sohn die Mutter noch immer liebe. Aber alles schien vergeblich. Da tröstete sie Gott durch einen wunderbaren Traum. Ihr war es, als stände sie auf einem Nichtsheit, und es erschiene ihr ein glänzender Jüngling, der sie holdselig anlächelte und fragte: „Warum verzehrst du dich im Harm?“ Und als sie erwiederte, daß sie das Verderben ihres Sohnes bejammere, hieß er sie getrost um sich schauen, und sprach: „Wo du stehst, steht ja auch er!“ Sie erzählte diesen Traum ihrem Sohne, und als dieser ihn dahin

deutete, daß sie zu seiner Lehre übergehen, aber er nicht zu der ihrigen zurückkehren werde, erwiederte sie schnell: „Nein, nein! Er sagte nicht, wo er, da auch du, sondern wo du, da auch er! Augustinus gesteht, die Zuversicht, mit der sie das gesagt, habe ihn mehr betroffen gemacht, als der Traum selbst. Der Mutter aber hatte dies tröstliche Gesicht eine solche Zuversicht gegeben, daß sie den Sohn wieder ins Haus und an ihren Tisch nahm. Doch machte dieser Hoffnungsstrahl, den der Herr in ihr Herz gesendet hatte, sie nicht laß in treuer Fürbitte; sie fuhr vielmehr fort, mit Seufzen und Thränen im Gebete für sein Heil zu ringen. Auf der Höhe der Glaubensfreudigkeit hält sich unser Schifflein selten lange, es geht bald wieder stromab. Die anscheinende Fruchtlosigkeit aller ihrer Liebesarbeit umnachtete auch der treuen Monika Herz auf's neue. Da sandte ihr Gott, der die Geduld ihres Glaubens und ihrer Liebe noch auf eine harte Probe stellen wollte, einen neuen, erquickenden Lichtstrahl. Die trauernde Mutter hatte sich an einen frommen Bischof mit der Bitte gewendet, er möge doch mit ihrem Sohne reden, seine Irrthümer widerlegen, und ihn zur Wahrheit zurückzuführen suchen. Der Bischof aber, wohl erkennend, daß der streitlustige Jüngling viel zu aufgeblasen von seiner vermeintlichen Weisheit war, um auf Gründe zu hören, wollte sich darauf nicht einlassen, und ermahnnte Monika, treulich anzuhalten in ihrer Fürbitte, das würde mehr helfen, als bloßes Streiten. Als nun aber das geängstete Mutterherz gleichwohl nicht von ihm abließ, vielmehr mit Fluthen von Thränen auf's neue ihn bestürmte, mit ihrem Sohne zu reden, rief der gottselige Mann tief bewegt aus: „Laß ab! denn so wahr du lebest, es ist nicht möglich, daß das Kind dieser Thränen verloren gehe!“ Oft hat nachmals die Mutter dem Sohne erzählt, daß ihr dieser Ausruf wie ein Wort vom Himmel herab in's Herz gedrungen sey.

Doch, wie das so unseres Herrn Weise ist, gerade jetzt schien's, als ob mit ihren Hoffnungen alles aus seyn sollte. Dem Augustinus wurde der Aufenthalt in der Heimath je länger, je unerträglicher. Er fühlte, daß ihn die Gebete seiner Mutter umlagerten, und wünschte sich weit fort. Die Lust drückte ihn in ihrer Nähe, und er gedachte, ihren Augen zu entfliehen. Er beschloß, nach Rom zu gehen. In der großen Hauptstadt, hoffte er, würde sich ihm eine Bahn neuen Ruhmes aufthun. Als er seiner Mutter diesen Entschluß mittheilte, brach sie in Thränen aus. Sie meinte eben, nun wäre ja alles aus. Der im Himmel hatte

es aber anders im Sinne. Wie Monika durch all' ihr Bitten den Sohn nicht bewegen konnte, sein Vorhaben aufzugeben, beschloß die treue Seele, ihn zu begleiten. Von ihr galt das Wort recht: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen?“ Dem Sohn aber kam dieser Beschluß der Mutter sehr ungelegen. Er wollte ja eben von ihr los und lebig seyn. Er machte allerlei Vorwände; aber die Mutterliebe hing fest an ihm, wie eine Klette. Da nahm er seine Zuflucht zur Lüge. Er führte die Mutter zum Strande hinab, sagte ihr dann, daß sie erst noch auf günstigen Wind warten müßten, und überredete sie, die Nacht in einer naheliegenden Kapelle zuzubringen, indessen er einen Freund besuchen wolle. Während aber die treue Mutter in heißen Thränen die Nacht durchbetete, schiffte er sich ein und segelte davon. Als Monika am andern Morgen an den Strand kam, und das Schiff nicht mehr sah, jammerte sie laut. Traurig kehrte sie heim, und nun sie dem Leibe nach fern von ihm seyn mußte, sandte sie desto ernstlicher und unablässiger dem Schmerzenskinde ihre Seufzer und Gebete nach. „Ich belog meine Mutter,“ klagt sich Augustinus später selbst an, „eine solche Mutter, während sie für mich betete. Und was anders verlangte sie von dir, mein Gott, als daß du mich nicht möchtest abschiffen lassen? Doch du, von deiner Höhe die Zukunft überschauend, und das Ziel ihrer Sehnsucht erhörend, achtetest nicht auf das, was sie damals flehete, auf daß du in mir das wirken könntest um welches sie dich ohne Unterlaß anrief.“ Gott hatte erhört, aber über Bitten und Verstehen.

In Rom fand Augustinus nicht, was er suchte. Bald nach seiner Ankunft wurde er von einer tödtlichen Krankheit befallen. Daß er derselben nicht erlegen, daß er nicht in seinen Sünden hingestorben ist, daß schreift er später selbst allein den Gebeten seiner gottseligen Mutter zu. Nach seiner Genesung erhielt er einen Ruf als Lehrer der Beredsamkeit nach Mailand, welchen er auch annahm. Hier begann in der Nacht seiner Sünde das erste Morgendämmern der Gnade. In Mailand wirkte damals der berühmte Ambrosius in großem Segen. Nicht Hunger nach Gottes Wort, sondern der Ruf seiner Beredsamkeit führte Augustin in Ambrosius Kirche. Aber die Worte, die er hier hörte, fingen an zu zünden. Doch darüber reden wir ausführlicher in Augustins eigener Lebensgeschichte. Kehren wir jetzt zur Monika zurück. Die treue Seele konnte nicht lange in Cart h a g o bleiben. Ihr Herz war fort und fort bei

dem fernen, ach! dem verlorenen Kinde. Getrieben von heißer Liebe, und geleitet von Gottes barmherziger Hand, schiffte sie ihm nach. Jetzt wollte sie auch der Herr in Mailand haben. Er hatte ihr selbst den Gedanken in's Herz gegeben; denn nun das erste Regen und Weben göttlicher Lebenskräfte in Augustin's Herzen erweckt war, hatte Gott den Liebesodem der Mutter ausersenden, um das aufkeimende Leben zu fördern und zu pflegen. Mutterliebe machte sie auch so kühn, daß sie, die Unerfahrene, während eines schrecklichen Sturmes den zagenden Schiffen Muth einsprechen, und ihnen eine glückliche Ankunft verheißen konnte. Denn ihr Glaube war eine gewisse Zuversicht, die nicht zweifelte.

Als Monika in Mailand ankam, gestand ihr Augustin, daß er zwar nicht mehr Manichäer, aber auch noch kein Christ sey. Sie nahm diese Nachricht als ein Angeld auf Gottes weitere Gnade an, und erwiderte ihrem Sohn mit vertrauensvollem Herzen: „Ich glaube sicherlich, daß ich, ehe ich aus diesem Leben scheide, dich noch als einen wahren Christen erblicken werde.“ Und in dieser ihrer festen Zuversicht, ist sie nicht zu Schanden geworden. Was sie geglaubt unter Angst und Noth, als aller Trost ihrem Auge verborgen war, und Rettung unmöglich schien, und um was sie gefleht zwanzig lange Jahre hindurch, unter Thränen und Händeringen, Tag und Nacht, ohne je an der Erhörung zu verzweifeln, — das sollte sie jetzt endlich mit Augen sehen. Wohl gab's in Augustin's Seele noch einen harten Kampf; aber des Herrn Hand war ihm zu mächtig geworden. Er ließ sich vom Sünderheilande zum wahrhaftigen Leben führen, und empfing am Ostersfeste des Jahres 387 die heilige Taufe. Die näheren Umstände seiner Befehrung gehören in seine eigene Geschichte.

Mit dem Beginnen des neuen Lebens in Augustin's Herzen war nach Gottes Rath das irdische Lebensziel der Monika vollendet. Sie sollte nicht eher vom Glauben zum Schauen geführt werden, als bis sie die neue Geburt des Sohnes schon hier mit Augen geschaut hatte, damit den Menschenkindern offenbar werde, daß unser Gott das Rufen seiner Kinder höret, und daß „alle Dinge möglich sind dem, der da glaubet.“ Die heilige Mutterliebe, die des Sohnes ihres Leibes nimmer vergessen kann, sollte in ihr, durch Gottes Gnade, auf das lieblichste verklärt werden. Das war geschehen, und sie hatte nun auf Erden nichts mehr zu thun. Ihre Stätte war jetzt droben, wo die ewigen Loblieder dem Lamm gesungen werden. Monika

fühlte das wohl, und sagte bald nach der feierlichen Taufhandlung: „Sohn! nun hat dies Leben keinen Reiz mehr für mich. Ich weiß nicht, was ich hier noch thun, und warum ich hier noch bleiben soll, da mir keine Erdenhoffnung mehr übrig ist. Eines war es ja nur, weshalb ich in diesem Leben noch zu weilen wünschte, dich nämlich als Christen zu schauen, ehe ich stirbe. Gott hat meine Hoffnung über alles Erwarten erfüllt, da ich sehe, daß du sein Knecht bist. Was soll ich nun noch länger hier weilen?“ „Fünf oder sechs Tage darauf,“ erzählt Augustinus, „überfiel sie ein Fieber. Eines Tages schien sie in Ohnmacht zu fallen. Wir eilten zu ihr hin. Bald war sie wieder bei sich selbst, erblickte mich und meinen Bruder, und fragte: „Wo war ich?“ Als sie sah, daß wir alle betrübt waren, sagte sie weiter: „Werdet ihr hier eure Mutter begraben?“ Ich schwieg, und suchte meine Thränen zu hemmen. Mein Bruder äußerte den Wunsch, daß sie nicht hier, sondern in ihrem Vaterlande sterben möchte. Da warf sie einen bekümmerten Blick auf ihn, schaute darauf mich an und sagte: „Was er doch spricht?“ Bald darauf rief sie uns Beiden zu: „Begrabt diesen Leichnam, wo ihr wollt, und seyd meinetswegen ohne Sorgen! Nur Eines bitte ich von euch: gedenket meiner am Altare des Herrn, wo ihr auch seyn möget!“ Hierauf schwieg sie. Nachher hörte ich noch, daß sie einigen ihrer Freundinnen auf deren Frage, ob sie es denn nicht beunruhige, so fern von ihrem Vaterlande zu sterben, erwiderte: „Nichts ist ferne von Gott! Ich fürchte nicht, daß er am Ende der Tage nicht wissen werde, wo er meinen Leib auferwecken soll.“ Endlich, am neunten Tage ihrer Krankheit, wurde die fromme Seele von dem Leibe ihrer Schwachheit befreit. Ich drückte ihr die Augen zu. Traurigkeit beklemmte mein Herz, und Thränen stürzten über meine Wangen. Aber ich hielt sie mit Gewalt zurück; denn es schien mir ungeziemend, Seufzer und Thränen einer Seele nachzuschicken, die im Herrn entschlafen war.“

Gregor von Nazianz.

(gest. 389 oder 391.)

„Auf dich bin ich geworfen aus Mutterleibe; du bist mein Gott von meiner Mutter Leibe an.“ (Ps. 22, 11.)

Von den Aeltern Gregors haben wir schon ausführlich erzählt, und müssen die lieben Leser um so mehr auf das schöne Lebensbild seiner frommen Mutter Nonna zurückweisen, weil dasselbe zugleich viele Züge aus der Jugendgeschichte des vielversprechenden Knaben mit begreift. Wir haben also hier nur zu ergänzen, was dort noch nicht erwähnt ist, und dürfen als bekannt voraussetzen, daß Gregor schon, wie einst Samuel, da er noch unter dem mütterlichen Herzen ruhte, dem Dienste des Herrn geweiht worden war. Er wurde um die Zeit, als die nicenische Kirchenversammlung stattfand, zu Arianz, einem kleinen Dorfe, unweit der Stadt Nazianz, in Kappadocien, geboren. Unter dem Einflusse seiner Mutter zeigte sich bei ihm schon frühe eine entschiedene Neigung zum heiligen Leben. Ein Traum bestärkte ihn in derselben. Zwei liebliche Jungfrauen von überirdischer Schönheit traten ihm mit einladenden Mienen entgegen, und als er sie nach ihren Namen fragte, nannten sie sich Reinheit und Keuschheit, die Gefährtinnen Jesu Christi, und ermahnten ihn, sich mit ihnen im Geiste zu verbinden. Neben der aufkeimenden Frömmigkeit regte sich aber in des Jünglings Seele ein seltner Drang, mit Kenntnissen seinen Geist zu bereichern. Er besuchte verschiedene hohe Schulen, und machte in allen Wissenschaften ungemeine Fortschritte. Zuletzt ging er auch nach Athen. Auf der Reise nach dieser Stadt wurde ihm eine wunderbare Bewahrung seines Lebens Veranlassung zur wahrhaftigen Bekerung. Er hatte sich in der ungünstigsten Jahreszeit eingeschifft, und kaum war das Schiff auf dem hohen Meere, als sich auch plötzlich ein wüthender Sturm erhob, so daß die Mannschaft mehrere Tage lang in äußerster Gefahr schwebte. Da fühlte Gregor eine tiefe Bangigkeit, nicht über den Tod seines Leibes, sondern über den seiner Seele; denn er erkannte, daß er sich bisher noch nicht wahrhaftig zu Christo gewendet habe. Er hatte sich auch, nach der Sitte der

damaligen Zeit, noch nicht durch die Taufe der Gemeine Jesu Christi einverleiben lassen. Von Schmerz überwältigt warf er sich weinend zu Boden, so daß selbst die mit ihrem eigenen Untergange bedrohten Schiffsleute tiefes Mitleid mit seinem Zustande hatten. Unter heißen Thränen gelobte er Gott auf's Neue, ihm sein ganzes Leben zu weihen, wenn er noch diesmal desselben schonen würde. Und kaum hatte er sein Gebet beendet, als der Sturm sich legte, und das Schiff bald darauf wohlbehalten in einen sicheren Hafen einlief.

Wie Gregor in Athen mit Basilus dem Großen eine innige Herzensfreundschaft geschlossen, und später in Gemeinschaft mit ihm eine Zeitlang in die Einsamkeit sich zurückgezogen hat, ist bereits in jener Lebensgeschichte erzählt. Welchen scharfen, durchdringenden Blick aber in das Innere der Herzen er schon als Jüngling besaß, zeigt sein Urtheil über Julian, den Abtrünnigen, der als kaiserlicher Prinz sich damals gleichfalls in Athen aufhielt. Als einst auch Gregor mit ihm verkehrte, rief er erschrocken aus: „Seht! Welche Pest nährt das römische Reich in seinen Eingeweiden!“ Und doch hatte Julian damals noch nichts gethan, was einen solchen Argwohn hätte hervorrufen können. Von Athen kehrte Gregor nach Nazianz zurück. Er weihte sich nun ganz dem Dienste Gottes. „Ich habe,“ sagt er, „alles dem gegeben, von dem ich es empfangen habe. Ihn allein habe ich zu meinem Erbtheil erwählt. Ihm habe ich meine Güter, meine Ehre, meine Gesundheit, meine Sprache und alle meine Kräfte gewidmet.“ Seine Neigung zog ihn zum Einsiedlerleben; aber aus der stillen Einsamkeit am Pontus, wohin er sich mit seinem Basilus zurückgezogen hatte, riefen ihn bald Streitigkeiten in Nazianz, die zwischen einigen Mönchen und seinem betagten Vater ausgebrochen waren, zur Unterstützung des Letzteren. Die Geschicklichkeit, mit der er den Streit beilegte, erwarb ihm so hohe Achtung, daß man ihn, ungeachtet seines Sträubens, zum Presbyter weihte.

Nun konnte er seinen ergrauten Aeltern ein treuer Beistand seyn, und war es auch. Er entsprach in der Verwaltung seines Amtes den großen Erwartungen, die man von ihm hegte. Er theilte das Wort aus ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit. So trat er einst muthvoll dem kaiserlichen Statthalter entgegen, dessen Zorn die Gemeine zu Nazianz schwer bedrohte, und erinnerte ihn, daß er sein Schwert nur von Gott habe, und es als ein reines Weihgeschenk auch nur zur Ehre des Gebers

gebrauchen möge. Ja selbst dem damals zur Regierung gekommenen Kaiser Julian scheute er sich nicht, die Spitze zu bieten. Aber auch seiner Gemeinde war er ein treuer Warner.

Er hatte ihr einst in einer schweren Stunde zugerufen: „Die Seele, welche nicht gestraft wird, wird auch nicht geheilt.“ Bald sollte er die Wahrheit dieses Wortes an sich selbst erfahren. Der Tod griff plötzlich mit vollen Händen in seine so glückliche Familie. Er allein blieb übrig. Wir haben auch davon schon in Konnas Leben berichtet. Zuerst verlor er seinen zärtlich geliebten Bruder Gäsarius; nicht lange darauf die Schwester Gorgonia. Dann folgte der alte, fast hundertjährige Vater, der sich schon längst nach seinem seligen Heimzuge gesehnt hatte, und Konna überlebte ihn nicht lange. Und um das Maaß der Trübsal, das ihm beschieden war, zu füllen, wurde ihm auch sein theurerer Bruder Basilius durch den Tod entzissen. Gregor schien unter diesen Trübsalen fast zu erliegen. Er schreibt um diese Zeit einem Freunde: „Du fragst, wie es mit mir stehe? Sehr übel. Ich habe den Basilius nicht mehr; ich habe den Gäsarius nicht mehr, meinen geistigen und leiblichen Bruder. Mein Vater und meine Mutter haben mich verlassen. Mein Körper ist kränklich, das Alter kommt über mein Haupt, die Sorgen werden immer verwickelter, Freunde werden untreu, die Kirche ist ohne tüchtige Hirten, das Gute vergeht, das Böse stellt sich nackt dar. Die Fahrt geht bei Nacht. Christus schläft.“

Aus dieser gedrückten Stimmung, diesem Nachhängen seines Schmerzes, riß ihn ein Ruf nach Konstantinopel zu neuem Wirken empor. Er sollte hier eine verlassene Gemeinde mitten unter den heftigsten Drangsalen weiden. Wir haben schon mehrfach erzählt, wie Kaiser Valens, der eifrige Arianer, die heftigsten Verfolgungen über die Anhänger des rechten Glaubens verhängt hatte. In Konstantinopel hatte die Verfolgung angehoben, und diese, durch unsägliche Ueppigkeit ausgezeichnete Stadt, war auch fortwährend der Heerd der verderblichen Irrlehre geblieben. In den Kirchen, wo man das leichtfertige Geschwätz eitler Redner, wie auf dem Theater, beklatschte, und in den Schauspielhäusern wurden die wahren Christen öffentlich verhöhnt. Nur ein kleines Häuflein wahrer Gläubiger war geblieben, als Gregor an diesen Ort des Verderbens kam. Diese zerstreuten Schäflein Christi zu sammeln, zu weiden und den Kampf gegen die überlegene Zahl ihrer Widersacher zu führen, dazu war er berufen. Der Blick auf seine Person konnte Einen freilich ganz irre machen.

Ein dürres, alterndes, von Krankheit gebeugtes Männlein, mit kahlem Haupt und im armseligen Aufzuge, so stellte er sich in seiner äußern Erscheinung dar. Anfangs war er auch wirklich der Gegenstand des allgemeinen Spottes. Aber reden mußte man ihn nur hören. Gott hatte sich hier wieder einmal erwählt, was verachtet und unedel vor der Welt ist, und dies vertrocknete Männlein zu einem Pfeiler seiner Kirche gemacht. Trotz der Schwachheit seines Körpers zeichnete er sich durch eine unvergleichliche Beredsamkeit aus, die alles mit sich fortriß. In seinen Predigten steht er keinem der hochbegabtesten Zeugen Christi nach.

Im Anfang seines Auftretens in Konstantinopel konnte er sich mit seiner Herde nur verstohlen und in Privathäusern versammeln. Ja auch da war er vor dem fanatischen Pöbel nicht einmal sicher. Mit Stöcken und Steinen wurde die Versammlung einst auseinander getrieben. Er ertrug alles mit rührender Sanftmuth. Und diese Sanftmuth, seine feurige Beredsamkeit und Gottes Gnade machten denn auch, daß er schneller, als man hätte hoffen können, festen Boden gewann. Die einst so verachtete, bald angesehene und weit ausgedehnte Gemeinde konnte sich nach nicht langer Zeit in einer großen prächtigen Kirche versammeln, welche Gregor zum Andenken an die Auferstehung des rechten Glaubens Anastasia nannte. Dieser Erfolg war zu mächtig, als daß sich nicht die Blicke der ausgezeichnetsten Männer des Morgen- und Abendlandes hätten auf ihn richten sollen. Bald sollten auch die Dinge äußerlich eine völlig andere Wendung nehmen. Mit Kaiser Valens war die mächtige Stütze des Arianismus gefallen. Kaiser Theodosius kam im Jahre 380 selbst nach Konstantinopel. Er foderte vom arianischen Bischof die apostolische Hauptkirche zurück, welche bereits 40 Jahre im Besitze dieser Partei gewesen war. Unser Gregor wollte seinen Ohren nicht trauen, als er vom Kaiser aufs ehrenvollste begrüßt, und dann mit den Worten zu dem prachtvollen Gottes Hause geführt wurde: „Diesen Tempel übergiebt dir Gott durch unsere Hand zum Lohn für deine Mühen.“ Jubel und Frohlocken herrschte bei allen frommen Herzen, und durch die allgemeine Freude tönte bald der einstimmige Ruf: „Gregor soll unser Bischof seyn!“ Bescheiden lehnte er die hohe Stelle ab, welche vor ihm Hunderte durch die niedrigsten Ränke zu gewinnen getrachtet hatten. Solche Selbstverläugnung, und die Lindigkeit, mit der er sein Amt führte, trugen nur dazu bei, die Achtung des Kaisers und des Volkes immermehr vor ihm zu erhöhen. Einen

schönen Beweis von Gottes gnädiger Bewahrung, und Gregors Milde bietet folgender Vorfall aus dieser Zeit seines Lebens. Bei nächtlicher Weile, während er krank auf seinem Bette lag, stürzte ein Mensch in sein Zimmer, und mit Schluchzen und Thränen zu seinen Füßen. Auf Gregors Frage, was ihm sey, antwortete er nur mit lauterem Geschrei. Endlich kam's heraus, daß der blasse, verwilderte Mann gedungen war, Gregor zu ermorden, daß aber Gott seine Absicht vereitelt hatte. Nun kam der Unglückliche in größter Gewissensangst zu ihm, um seine Sünde zu bekennen. Gregor verzieh ihm nicht nur, sondern suchte auch den tief Gefallenen durch Trost und Ermahnung zu Gott zurückzuführen.

Ob nun gleich das Bekenntniß des wahren Glaubens wieder aufgerichtet war, hielt doch Kaiser Theodosius es für heilsam, daß eine neue, allgemeine Kirchenversammlung diesen Zustand feierlich anerkennen, und Vorkehrungen gegen das Aufkommen neuer Irrthümer treffen möge. Im Jahre 381 berief er ein solches Concil nach Constantinopel, das in der Geschichte den Namen der zweiten allgemeinen Kirchenversammlung führt, und welches das nicenische Glaubensbekenntniß in allen Stücken bestätigte, und durch einen Zusatz in Beziehung auf die Lehre vom heiligen Geiste vervollständigte. Die versammelten Väter gaben dem Gregor gleich nach ihrem Zusammentritt eine glänzende Anerkennung seiner Verdienste um die Kirche dadurch, daß sie ihn einstimmig auf den immer noch erledigten Bischofsstuhl der Hauptstadt beriefen. Er konnte jetzt die hohe Würde nicht länger ablehnen. Aber doch war er wohl nicht der geeignetste Mann zur Bekleidung derselben. Die große Kränklichkeit seines Körpers und die damit verbundene außerordentliche Reizbarkeit seines Gemüths, machten ihn trotz seiner sonstigen, ausgezeichneten Gaben zur Ausfüllung eines solchen Amtes untüchtig. Kein Mensch ist ohne Fehler, Gregor war es auch nicht. Ein oft zu leicht überhand nehmender Unmuth und ein sich Hinreißen lassen von der Stimmung des Augenblicks war der Antheil an der menschlichen Schwäche, den er zu tragen hatte. Dieser Grundzug seines Wesens trieb ihn schon nach kurzer Zeit zur Verzichtleistung auf sein Amt.

In der anfangs so einmüthigen Versammlung brachen nämlich bald verderbliche Spaltungen aus. Vergebens suchte Gregor, sie zu dämpfen. Er erfuhr in diesen Bemühungen sogar viel unverdiente Kränkungen. Ein hohes Amt schafft viele Reider; denn

Gregor bekleidete jetzt die erste Stelle in der Kirche. Seine besten Absichten wurden ihm oft übel ausgelegt. Der Mißmuth darüber beugte ihn so sehr, daß er alle Freudigkeit zu dem kaum erst angetretenen Amte verlor. In tiefer Bekümmerniß trat er einst vor die Versammlung und sprach: „Werdet doch nur einig in der Liebe! Sollen wir denn immer als Unverträgliche verspottet werden und nur von dem Einen, der Streitsucht, beseelt seyn? Reicht euch brüderlich die Hände! Ich aber will ein zweiter Jonas seyn. Ich will mich für die Rettung unseres Schiffes hinopfern, obgleich ich an dem Sturme unschuldig bin. Ungern bestieg ich den Bischofsstuhl, und gerne steige ich jetzt herab. Auch mein schwacher Körper rath mir dies. Nur Eine Schuld habe ich noch abzutragen, den Tod. Der gehöre Gott.“ Darauf begab er sich zum Kaiser, und sprach: „Weder Gold, noch Kostbarkeiten verlange ich von dir, großmüthiger Fürst! Gestatte aber, daß ich dem Reide aus dem Wege gehe.“ Ungern sah der Kaiser den ehrwürdigen Mann scheiden, noch unlieber das Volk. Die Abschiedspredigt von seiner Gemeinde war ein Meisterstück der Beredsamkeit, und drang tief in aller Zuhörer Herzen.

Wir haben schon erwähnt, daß Gregors Schritt vor dem christlichen Richterstuhle nicht ganz vorwurfsfrei zu nennen ist. Menschliche Schwäche mochte ihren Antheil auf seinen Entschluß geübt haben. Dennoch bleibt die Selbstverläugnung achtenswerth, mit der er auf eine Stellung verzichtete, um die ihn Tausende beneideten. Er zog sich nach seiner Vaterstadt Nazianz zurück, und verlebte hier noch mehrere Jahre, immer noch thätigen Antheil nehmend an dem Wohle der Kirche, und als ein Wohlthäter der Armen, bis ihn im Jahre 389 oder 391 ein sanfter Tod von seinen großen körperlichen Leiden erlöste.

Ambrosius, Bischof von Mailand.

(gest. 397.)

Seht fest, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werke des Herrn! Sientemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn. (1 Cor. 15, 58.)

Die Irrlehren des Arius hatten zwar im Abendlande nie so großen Einfluß gewonnen, als im Morgenlande. Dennoch drohete auch hier Gefahr. Ein eifriger Arianer, Namens Auxentius, saß auf dem Bischofsstuhle zu Mailand, und hatte seiner Lehre unter dem Schutze der kaiserlichen Gunst viele Anhänger zu verschaffen gewußt. Da erweckte Gott auch diesem Theile seiner Kirche einen anderen Athanasius, der mit der gleichen Standhaftigkeit als dieser, sich wider den eindringenden Strom des Verderbens stemmte. Ambrosius war das Rüstzeug, welches sich der Herr in wunderbarer Weise zu seinem Dienste zubereitete. Er wurde um das Jahr 333 geboren. Sein Vater war Statthalter in Gallien. Nach dessen Tode zog die Mutter mit ihren Kindern nach Rom. Marcellina, die älteste Schwester, legte in dem empfänglichen Gemüthe des Knaben den ersten Grund zur Gottseligkeit. Als Ambrosius in die männlichen Jahre getreten war, zeichnete er sich durch geschickte Führung von Rechtshändeln so aus, daß ihm bald die Statthalterschaft von Mailand anvertraut wurde. Ein frommer Mann gab ihm, als er nach Mailand abging, die Ermahnung mit auf den Weg: Regiere mehr wie ein Bischof, als wie ein Richter! Und der neue Statthalter befolgte sie treulich. Mit Umsicht und Eifer stand er fünf Jahre lang seinem hohen Amte vor, und wurde wegen seiner Weisheit und Gerechtigkeitsliebe allgemein gerühmt. Da sollte jenes Mahnungswort in noch buchstäblicherer Weise an ihm in Erfüllung gehen. Durch eine wunderbare Führung des Herrn sollte er das in der That werden, was jener ihm nur dem Sinne nach zu seyn rieth.

Auxentius, der arianische Bischof von Mailand, war nämlich gestorben, und Kaiser Valentinian hatte den versammelten Bischöfen der Provinz die neue Wahl übertragen. Da suchte nun jede Partei, die arianische sowohl, als die rechtgläubige, einen

Bischof ihres Glaubens durchzusetzen. Ganz Mailand gerieth in Bewegung, und es entstand ein förmlicher Aufruhr. Ambrosius, als Statthalter, eilte zur Kirche, um ihn zu dämpfen. Er mahnte das Volk mit eindringenden Worten zur Ordnung und Unterwerfung unter die Gesetze. Als er seine Rede geendet hatte, rief plötzlich die Stimme eines Kindes mitten aus dem Volke heraus: „Ambrosius soll Bischof seyn!“ Das Wort fiel wie ein Funke in den Zunder. Man sah es als einen Fingerzeig von oben an, und von tausend Zungen hallte es wieder: „Ambrosius ist der rechte Mann!“ Beide Parteien einigten sich in seiner Wahl. Der Mann im Kriegskleide wußte gar nicht, wie ihm geschah. Erst, als er von seinem Erstaunen sich erholt hatte, als er sah, wie alles einmüthig sich herzubrängte, um ihn als Bischof zu begrüßen, schrak er zusammen, und lehnte nun mit Entschiedenheit den Antrag ab. Er stellte dem Volke vor, daß er des heiligen Amtes ganz unwürdig und unfundig sey, aber alles vergebens. Da stahl er sich um Mitternacht heimlich aus der Stadt, um der schweren Verantwortung eines solchen Amtes zu entfliehen. Aber unserem Herrgott konnte er nicht entlaufen. Er verlor in der Dunkelheit den Weg, und als der Morgen anbrach, fand er sich nach einer Wanderung von mehreren Stunden wieder am Stadthore. Die Liebe des Volkes hielt ihn jetzt mit Gewalt fest, bis der Kaiser seinen Willen erklärt habe; denn der mußte ihn ja zuvor aus seinen Diensten entlassen. Als Valentinian die wunderbare Geschichte vernahm, gab er sofort seine Zustimmung. Ambrosius hätte nun wohl den Willen Gottes erkennen können; aber er versuchte es erst noch einmal mit der Flucht, und hielt sich in dem Landhause eines seiner Freunde verborgen. Ein bestimmter Befehl des Kaisers trieb ihn jedoch aus seinem Verstecke; denn er mochte den Freund, bei dem er sich aufhielt, nicht der kaiserlichen Ungnade aussetzen. So ging er wieder nach Mailand, und gab nun endlich, da sich die Stimme des Herrn nicht verkennen ließ, den Bitten der Gemeinde nach. Am 7. Dezember des Jahres 374 wurde er zum Bischofe geweiht.

Mit dem neuen Berufe fing er auch ein neues Leben an. Er wollte das, was er war, ganz seyn. Er wollte alles vergessen, was hinter ihm lag. So schenkte er gleich beim Antritte seines Amtes alle seine nicht unbedeutenden Güter den Armen. Seine Ländereien vermachte er der Kirche, jedoch so, daß von deren Ertrage für jetzt noch seine Schwester Marcellina ihren jährlichen Unterhalt bezog. Die übrige Familie übergab

er der Fürsorge seines Bruders Satyrus. Dann ließ er es seine erste Sorge seyn, durch fleißiges Studium der heiligen Schrift das etwa für sein Amt bisher Versäumte nachzuholen. Jede Stunde, die ihm seine Geschäfte übrig ließen, widmete er dem Lesen, und fuhr damit fort, als er sich auch schon reiche Erkenntniß gesammelt hatte. Wohl wenige Bischöfe haben ihr Amt mit solcher aufopfernden Treue geführt, als er. Er predigte alle Sonntage. Auch in der Woche war er keine Stunde müßig. Oft arbeitete er bis tief in die Nacht hinein. Aber während er am Tage sich eines Schreibers zu bedienen pflegte, schrieb er zur Nachtzeit selbst. Denn er wollte wohl gern um anderer willen die Ruhe missen, aber andere sollten es nicht seinetwegen thun. Dabei stand seine Thür zu jeder Zeit denen offen; die ein Anliegen an ihn hatten, und allen Armen und Bedrängten blieb er der treueste Freund. Kein Wunder, daß er sich in hohem Maße die Liebe und das Vertrauen seiner Gemeinde erwarb.

Schon im folgenden Jahre nach seinem Amtsantritt war Kaiser Valentinian gestorben, und hatte das Reich seinem damals kaum zwanzigjährigen Sohne aus erster Ehe, Gratian, hinterlassen. Der junge Kaiser schätzte den Ambrosius hoch, wie einen Vater, und ließ sich von ihm Unterricht in der christlichen Wahrheit ertheilen. Er blieb ihm auch, so lange er lebte, dankbar, und beklagte bei seinem frühen Tode nichts mehr, als daß er den Ambrosius nicht zu seinem letzten Beistande haben konnte. Gratian aber hatte auf das Dringen des Heeres seinen Halbbruder, den Sohn seines Vaters aus zweiter Ehe, Valentinian II, der damals noch ein Kind war, zum Mitregenten angenommen, und ihm Italien, Illyrien und Afrika abgetreten. Das kaiserliche Kind stand ganz unter dem Einflusse seiner ränkevollen Mutter Justina, die eine entschiedene Anhängerin des Arianismus war. Einer solchen Frau mußte ein Mann, wie Ambrosius, ein Dorn im Auge seyn. Er wurde es um so mehr, als er mit edlem Freimuth sich erlaubte, den jungen Kaiser zu ermahnen, treu bei der Lehre zu bleiben, die von den Aposteln her überliefert sey. Sie wußte ihren Sohn dahin zu bringen, daß er von seiner Leibwache die Kirche umstellen ließ, in welcher sich der ihr so verhasste Bischof gerade befand, und dann diesem die Weisung zuschickte, die Kirche sofort zu verlassen. Aber Ambrosius ließ ihm unerschrocken erwidern: „Ich werde die Schafe Christi nimmermehr den Wölfen zum Zerreißen übergeben; aber eure Schwerter und Epieße könnt ihr

gegen mich richten; einem solchen Tode unterwerfe ich mich gern.“

Für diesmal blieb es bei der bloßen Drohung, weil sich Justina doch nicht öffentlich an den gewaltigen Mann wagte. Im Geheimen aber schmiedete sie immer neue Ränke, um ihn zu stürzen. Nach Gratians Tode hatte sie noch freiere Hand dazu. Im Jahre 386 wußte sie ein Gejeß durchzusetzen, nach welchem den Arianern nicht bloß Duldung verheißen wurde, sondern ihnen auch die Kirchen zurückgegeben werden sollten. Auch Mailand sollte einen arianischen Bischof, einen Scythian, der, wie sein Vorgänger, Aurentius hieß, wieder erhalten. Unter dem Schutze der Kaiserinn sollte die Hauptkirche, wenn nöthig, mit Gewalt für ihn in Beschlag genommen werden. Wirklich wurden die Anstalten dazu getroffen. Den kaiserlichen Abgesandten, die die Ablieferung der heiligen Gefäße von ihm verlangten, erwiderte Ambrosius gelassen, aber fest: „Wenn der Kaiser mein Haus, oder mein Land, oder meine übrigen Güter mir abgefordert hätte, so würde ich sie ihm ohne Umstände überlassen haben. Was aber von Gott meiner Fürsorge anvertraut ist, das kann ich nimmermehr ausliefern.“ Dabei verkannte er die Grenzen seiner Gewalt nicht. Noch an demselben Tage erklärte er der um ihn versammelten Gemeinde, daß er sein Recht zwar nicht freiwillig aufgeben, wenn man ihn aber zwingen sollte, auch keinen Widerstand leisten würde. „Ich kann mich betrüben,“ sagt er, „ich kann weinen, ich kann seufzen. Gegen die Waffen der Soldaten sind Thränen meine Waffen. Das sind die Festungswerke eines Bischofs. Auf andere Art kann und darf ich nicht widerstehen. Unser Herr Jesus Christus ist allmächtig. Was er gethan haben will, wird geschehen. Es geziemt sich nicht, der göttlichen Fügung zu widerstreben.“

Unterdessen wuchs die Gefahr. Der Kaiser steigerte seine Forderungen. Er meinte den Ambrosius durch Drohungen zum Nachgeben vermögen zu können. Furcht, daß der Bischof das Volk zur Empörung aufreizen würde, hegte man nicht; denn dazu waren seine Grundsätze zu bekannt. Doch der Mann Gottes blieb unerschütterlich fest. Seine Gemeinde stärkte er besonders durch den Gesang geistlicher Lieder und Psalmen, worauf jedesmal zum Schlusse des Gottesdienstes eine feierliche Lobpreisung des Dreieinigen folgte. Er hatte die Weise des Kirchengesanges, wo zwei Chöre einander antworten, wie sie schon länger im Morgenlande gebräuchlich war, zuerst auch im Abend-

lande in seinen Kirchen eingeführt, und vielen Segen davon erfahren. Der Eifer der Gemeinde für die rechte Lehre wurde dadurch in hohem Maße belebt; ja dieser Gesang war so einbringend, daß Augustinus, der sich damals in Mailand aufhielt, bekennt, er habe ihn nie ohne Thränen anhören können.

Eines Sonntags nach beendigter Predigt war Ambrosius eben im Begriff, einer Anzahl Täuflinge das heilige Sacrament zu ertheilen, als ihm gemeldet wurde, daß der Kaiser so eben die außerhalb der Stadtmauer gelegene portianische Kirche in Beschlag habe nehmen lassen. Er fuhr ruhig in seinen Amtshandlungen fort, bis ein neuer Bote ihm meldete, daß das Volk den arianischen Presbyter Castulus auf der Straße festgenommen habe, und daß ein Auflauf zu entstehen drohe. Da betete er laut und mit Thränen zu Gott, daß doch, wenn ja Blut vergossen werden sollte, es lieber ihn selbst treffen möge. Er fertigte sofort etliche Presbyter und Diakonen ab, welche auch alsbald den Auflauf stillten, und den Castulus in Sicherheit brachten. Der erzürnte Kaiser aber ließ viele Bürger verhaften, und ihnen große Strafgelder auflegen. Die Gefangenen erbieten sich mit Willigkeit zur Erlegung derselben, wenn man sie nur ungehindert ihren Glauben bekennen lassen wollte. Alle Gefängnisse waren angefüllt, und die obrigkeitlichen Personen, die dem unverfälschten Evangelium treu blieben, wurden ernstlich bedroht. Die Kirche des Ambrosius ward mit einer militairischen Wache umstellt, und kaiserliche Beamte drangen heftig in den Bischof, nachzugeben. Er aber blieb unerschütterlich fest. In einer Ansprache an das Volk ermahnt er zur Ruhe, und sagte: „Euer Benehmen spreche: Wir bitten, o Kaiser!, aber wir fechten nicht.“ Ein kaiserlicher Notarius fragte ihn, ob er etwa gesonnen sey, das Kaiserthum an sich zu reißen. Er erwiederte: „Ich besitze wohl ein Kaiserthum, aber es ruht in meiner Schwachheit, wie der Apostel sagt: „Wenn ich schwach bin, bin ich stark.“ Die Kirche war jetzt ganz mit Soldaten umringt. Niemand wurde aus- noch eingelassen. Ambrosius gebrauchte seine oben geschilderten Waffen immer ernstlicher. Er hielt an im brünstigen Gebete. Die ganze Nacht hindurch ertönten Lieder und Psalmengesang der Gemeinde. Und der Herr hörte das vereinte Rufen seiner Kinder. Der zürnende Kaiser wurde durch die Standhaftigkeit des Bischofs überwunden. Er befahl den Soldaten, die Kirche zu verlassen; ja, er erließ sogar den Bürgern die ihnen auferlegten Geldstrafen. Später sah er ein, daß er von seiner Mutter irregeleitet war, und

söhnte sich mit Ambrosius völlig aus. Ja, er hat ihn so lieb gewonnen, daß er sogar von ihm getauft zu werden verlangte. Sein früher Tod, im Jahre 392, kam der Erfüllung dieses Wunsches zuvor.

Fast noch glänzender trat diese unerschütterliche Festigkeit des Ambrosius, die sich vor keinem menschlichen Ansehen beugte, Valentinians Nachfolger gegenüber, hervor. Kaiser Gratian hatte noch bei seinen Lebzeiten den Theodosius zum Mitregenten angenommen, und ihm das Morgenland zur Verwaltung übergeben. Nach Valentinians II. Tode wurde dieser Alleinherrscher des weiten Reiches. Theodosius hing entschieden dem wahren Glauben an; aber er war nicht genug bedacht gewesen, sein Herz von einem Fehler zu reinigen, der nun eine große Macht über ihn erlangt hatte, dem Jähzorn. Einst riß ihn dieser Zorn zu einer barbarischen Handlung hin. In der Stadt Theffalonich war bei einem Volksauflaufe ein kaiserlicher Beamter ermordet worden. Die Kunde von dieser That wurde dem Kaiser absichtlich so beigebracht, daß er in heftigen Zorn gerathen mußte. Er gab denn auch sofort Befehl, die Stadt mit dem Schwerte zu züchtigen. Als Ambrosius davon hörte, trat er mit seiner Fürbitte dem kaiserlichen Zorne entgegen, und Theodosius versprach ihm Begnadigung. Aber einige seiner Höflinge wußten ihn trotz dieses Versprechens dahin zu bringen, daß er einen Befehl zur militairischen Execution unterzeichnete. Zwar reute ihn bald darauf die harte Maßregel, sie war aber bereits mit äußerster Grausamkeit vollstreckt. Binnen 3 Stunden waren 7000 unschuldige Menschen, ohne Verhör und Urtheil, vom Schwerte erwürgt.

Als der Kaiser bald darauf nach Mailand kam, war Ambrosius seinetwegen in tiefer Bekümmerniß. Er vermied mit ihm zu reden, weil er fürchtete, daß das Herz des Kaisers seinen Vorstellungen noch nicht offen genug seyn würde. Aber in der Kraft des Amtes, das ihm von Gott übertragen war, schrieb er an den kaiserlichen Sünder. „Ich weiß es,“ rief er ihm zu, „du bist eifrig für den Glauben, und fürchtest Gott; aber deine Gemüthsart ist hitzig. Sie kann zwar bald besänftigt werden, wenn man die rechten Mittel anwendet; aber wenn sie nicht im Zaume gehalten wird, so treibt sie alles vor sich hin.“ Dann macht er ihm in dem Briefe bemerklich, daß die Kirche, seiner Blutschuld wegen, jetzt keine Gemeinschaft mit ihm haben könne, und fährt fort: „Füge zu der einen Sünde nicht noch die

hinzü, daß du dich erkühnst, das heilige Abendmahl unwürdig zu genießen. Ich wage nicht, das heilige Sakrament auszutheilen, wenn du demselben beizohnen wolltest. Soll ich das, was ich nicht thue, wenn Eines Unschuldigen Blut vergossen ist, hier thun, wo so vieler Unschuldigen Blut zum Himmel schreit?" Und zuletzt schließt der würdige Bischof: „Ich liebe dich, ich liebe dich zärtlich, ich bete für dich; — table mich aber nicht, wenn mir Gott höher steht, als du!" Theodosius berief sich auf den König David. „Folge ihm nur," entgegnete der eifrige Bischof, „wie in seiner Sünde, so nun auch in seiner Reue." Und Theodosius unterwarf sich. Ein großer Bischof hatte zu einem eben so großen Kaiser gesprochen. Groß ist Theodosius, weil er der Buße sich nicht schämte. Er blieb 8 Monate von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Am Weihnachtsfeste drückte er in Gegenwart des Hofbeamten Ruffinus seinen tiefen Kummer mit Seufzen und Thränen aus: „Ich weine," sprach er, „weil das Haus Gottes, welches Bettlern und Sklaven offen steht, mir verschlossen ist." Ruffinus versuchte darauf, den Bischof zur Wiederaufnahme des Kaisers zu bewegen. Ambrosius entgegnete ihm freimüthig, wie er es sehr unziemlich finde, daß gerade er sich in diese Sache menge, da er doch durch seinen bösen Rath der eigentliche Urheber jenes Blutbades sey. Als Ruffinus ihm bedeutete, daß der Kaiser bereits im Anzuge sey, antwortete der Bischof entschlossen: „Ich werde ihm die Schwelle verbieten, und wenn er dann den Kaiser spielen will, so biete ich ihm willig meinen Hals dar." Als dem Kaiser diese Antwort hinterbracht wurde, entschloß er sich dennoch, zu gehen, und willig anzunehmen, was ihm Ambrosius auferlegen würde. „Ich komme, mich allem zu unterwerfen, was du mir vorschreibst," sprach er zum Bischof. Und dieser foderte öffentliche Kirchenbuße, und ein Gesetz, daß künftig jedes vom Kaiser gefällte Todesurtheil erst nach dreißig Tagen vollzogen werden dürfe, um so den schlimmen Folgen seines Zähornes vorzubeugen. Und willig legte Theodosius seinen kaiserlichen Mantel ab, warf sich mit dem Gesichte auf die Erde und betete: „Meine Seele klebt am Staube, erquickte mich nach deinem Wort!" Das Volk weinte und betete mit seinem Kaiser. So lange die Kirchenbuße währte, enthielt sich dieser, den kaiserlichen Mantel zu tragen, ja kein Tag seines ferneren Lebens ging hin, an welchen er sich nicht mit Schmerz an jene Grausamkeit erinnerte. Das that Theodosius, dem wegen seiner Herrschertugenden die Geschichte den Beinamen, der Große, gegeben hat. Ehre seinem Andenken!

Zu solcher Kühnheit des Handelns aber, wie wir an Ambrosius bewundern, muß sich, wenn sie nicht anmaßender Priesterstolz seyn soll, eine große Demuth gesellen. Und die besaß der theure Mann. Wie weit er von allem geistlichen Stolge entfernt war, möge folgende Stelle aus seinen Schriften beweisen: „O, mein Gott, wann werde ich dich von mir sagen hören: „Er liebet viel, weil ihm viel vergeben ist?“ Ich bekenne: meine Schulden waren größer, als die Schulden jener Sünderinn, und es wurde mir mehr vergeben, als ich aus dem Geräusche der Welt zum Dienste der Kirche berufen ward, als ihr. Wenn wir es aber der Sünderinn an Liebe nicht gleich thun können, so weiß unser Herr Jesus den Schwachen beizustehen, und die Quelle des lebendigen Wassers mitzubringen. So wird auch von mir gesagt werden: Seht, wie ein Mensch, der mitten aus der weltlichen Eitelkeit herausgehoben wurde, in seinem Amte besteht, nicht durch seine eigene Stärke, sondern durch die Gnade Christi! Bewahre, Herr, deine eigene Gabe! denn durch deine Gnade bin ich, was ich bin. Ganz besonders schenke mir die Gabe, mit den Sündern Mitleid zu haben, daß ich nicht mit Stolz bestrafen, sondern trauern und weinen möge!

Am 4. April des Jahres 397, in der Nacht vom Charfreitag auf den großen Sabbath, ging der treue Knecht Gottes ein zu seines Herrn Freude. Er starb bewundert, bedauert und beweint von der ganzen christlichen Welt. Nicht unwahrscheinlich sind seine Lebenstage durch die unermüdeten Anstrengungen in seinem Amte verkürzt worden. Welch ein treuer Hirt seiner Heerde, welch ein Vater und Versorger der Armen er war, haben wir schon erzählt. Aus seinem reichen Leben dürfte noch zu berichten seyn, daß er leider durch sein Ansehen die Ausbreitung des Mönchswesens im Abendlande sehr befördert hat. Das waren allerdings Holz, Heu und Stoppeln, die er auf dem Einen Grunde, welcher gelegt ist, Christus, aufgebaut hat. Aber Ambrosius erkannte eben nicht klar genug, in der menschlichen Unvollkommenheit, und den Vorurtheilen seiner Zeit, wovon er auch nicht frei war, wie dieß Befördern der äußerlichen, gesetzlichen Casteiungen und Abtödtungen eine pharisäische Eigen-Gerechtigkeit und Werkheiligkeit befördere, und wie das Werthschätzen dieser schriftwidrigen Menschen-Gebote vom Ehe verbieten, Speisen verbieten 2c. (1 Tim. 4. Col. 2.) zur Verdunkelung des Lichts des Evangelii auch in andere Lehren führen werde.

Martin von Tours.

(gest. 400.)

„Was ihr gethan habt einem unter diesen meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir gethan.“ (Matth. 25, 40.)

Im Kalender steht der Name Martin zweimal, und dicht neben einander. Der Leser weiß wohl, in welchem Monat. Diese Zeit ist überall wohl bekannt. Von Martini an wird in vielen bürgerlichen Verhältnissen gerechnet, sonderlich auf dem Lande, z. B. bei Pächten, Miethzinsen u. s. w. Martin Luther heißt der eine Name, Martin Bischof der andere. So dicht sie neben einander stehen, liegen doch 1100 Jahre zwischen beiden Männern. Aber Eine Liebe des Herrn war es, die sie beide beseele. Von Martin, dem Bischof, wollen wir jetzt erzählen.

Der Anfang seines Lebens sah nicht aus, als ob's jemals auf den Bischofsstuhl zugehen würde. Unser Martin stammte von Aeltern, die noch in der Blindheit des Heidenthums hinlebten. Als Kind aber schon hatte er einen mächtigen Eindruck von der Kraft des Evangeliums empfangen. Als er erst zehn Jahre alt war, ließ er sich aus eigenem Antriebe als Katechumen, d. h. Tauffschüler, aufzeichnen, und schon in seinem zwölften Jahre war die Liebe zu Gott in ihm so mächtig, daß er alle irdischen Dinge daran zu geben beschloß. Er wollte das freilich nach der unevangelischen Erkenntniß der damaligen Zeit, das heißt, durch gänzliches Entfliehen der Welt, und aller natürlichen Verhältnisse thun, aber es war bei ihm doch die Liebe zu Gott, welche ihn drang. Allein sein heidnischer Vater machte einen gewaltigen Strich durch des Knaben Rechnung. Der war Soldat, und wollte, daß sein Sohn es auch werden sollte. Noch dazu saß damals gerade der abtrünnige Kaiser Julian in seinem kurzen Regimente. Der Vater zwang auch wirklich den Sohn, im römischen Heere Kriegsdienste zu nehmen. Aber Gottes Funke löschte nicht aus. Martinus blieb auch hier, was er war, nämlich ein treuer Knecht seines himmlischen Herrn. Er wurde zwar ein tüchtiger Reitersmann, hörte dabei aber nicht auf, ein rechtschaffener Christ zu seyn. Von seinem Solde behielt er nur so viel, als er zur

nothdürftigsten Nahrung gebrauchte; das übrige gehörte den Armen. In seinem achtzehnten Jahre ließ er sich taufen. So kann ein Christ in allen natürlichen Verhältnissen der Erde seinen Herrn und Heiland verherrlichen. Ja, in des Martinus Kriegsdienst fällt die Samariterthat, welche sein Gedächtniß in der christlichen Welt am lebendigsten erhalten hat, und die noch heute im Munde des Volkes lebt.

Sulpicius Severus, der spätere Schüler Martins, hat uns die liebliche Geschichte aufbewahrt. Während eines sehr strengen Winters hatte besonders die liebe Armuth viel zu leiden. Mehrere Menschen waren bereits umgekommen. Da begegnete Martin, als er eben zum Thore der Stadt Amiens, in Frankreich, einreiten wollte, einem halbnackten Bettler, der die Vorübergehenden um ein Almosen bat. Doch niemand nahm sich des Elenden an. „Gott hat ihn für mich aufbewahrt!“ dachte Martin bei sich selbst; aber er besaß nichts, als sein Schwert und seinen Kriegsmantel. Da hielt er kurz Besinnen, zog das Schwert aus der Scheide, und theilte den Mantel in zwei Hälften. Die eine gab er dem Armen, in die andere hüllte er sich selbst, so gut es gehen wollte. Einige, die es mit angesehen hatten, spotteten seiner, andere aber schämten sich, daß sie dem Halbnackten von ihrem Ueberflusse nichts mitgetheilt hatten. Martin aber ritt unbekümmert seines Weges weiter, bis er zur Herberge kam. In der Nacht erschien ihm Christus im Traume. Er hatte um seine Schulter die Mantelhälfte geschlagen, die Martin dem Armen gegeben hatte. Zu einer Engelschaar aber, die ihn umgab, sprach er mild: „Mit diesem Gewande hat mich der fromme Martin bekleidet.“

Inzwischen wollte es dem barmherzigen Reitersmann doch nicht im Kriegsdienste behagen. Er forderte bald seinen Abschied. Seine Genossen warfen ihm Feigheit vor. „Wohlan,“ sagte er, „stellt mich an die Spitze des Heeres, ohne Waffen, ohne Schild, ohne weitem Schutz, als den Namen meines Herrn Jesu Christi. So will ich mich in den dichtesten Feind stürzen!“ Gott selbst schlug sich in's Mittel. Kurze Zeit darauf wurde Frieden geschlossen, und Martin durfte nun mit Ehren das Kriegsheer verlassen. Er wollte zunächst eine Reise zu seinen Aeltern antreten. In den Alpengebirgen fiel er einer Räuberschaar in die Hände, und wurde gebunden vor den Anführer derselben gebracht. Diesem mochte aus des Gefangenen Gesicht etwas sonderliches entgegenleuchten. Er führte ihn an einen abgelegenen Ort, und

fragte, wer er wäre? „Ich bin ein Christ!“ antwortete Martin. „Ist dir nicht bange?“ forschte der Räuber weiter. „Ich war nie ruhiger,“ entgegnete der Christ; „denn ich weiß, daß die Gnade des Herrn uns am reichlichsten zufließt, wenn er uns prüft. Um mich ist mir also nicht bange, aber um deine Seele; denn du fñhrest ein Leben, das dich der Gnade Christi verlustig macht.“ Und nun fing er an, ihm von der Gnade Christi zu erzählen, von der jeder Sünder Vergebung empfangt, und wenn seine Sünde auch noch so blutroth wären. Seine Worte drangen dem Räuber durchs Herz, er lösete seine Bande, geleitete den frommen Mann ungefährdet wieder auf den rechten Weg, und bat um seine Fürbitte. Später ist er ein wahrhaftiger Nachfolger Jesu Christi geworden.

Seit Martin vom Kriegsdienste ledig war, gedachte er seinen Jugendentschluß auszuführen. Er ging auch wirklich in's Kloster. Aber der Herr ließ ihn nicht lange in der Stille. Er wollte den rüstigen Streiter auf offenem Kampfplatze haben. Die Stimme der ganzen Gemeinde rief ihn auf den Bischofsstuhl zu Tours in Frankreich. Nur mit Mühe konnte man ihn dahin bewegen, sein Kloster zu verlassen. In seiner neuen Würde ist er aber nachmals erst recht ein tapferer Streiter des Herrn gewesen. Er hat seinem himmlischen Könige viel mehr Seelen erobert, als er seinem irdischen Kriegsheere Feinde bezwungen hat. Auf den noch heidnischen Theil der Gallier übte er einen mächtigen Einfluß. Die Gözentempel wurden bald von den früheren Gözendienern selbst zerstört, und christliche Kirchen erhoben sich an ihrer Stelle. Die Verehrung seiner Zeitgenossen nannte Martin einen Wunderthäter. Wenn wir nun auch von seinen einzelnen Glaubenswerken bei der Bekehrung der Gallier keine sicher verbürgten Nachrichten haben, so beweist doch der unglaubliche Einfluß, den er auf diese rohen, heidnischen Herzen geübt hat, daß Martin in hohem Maße mit der Kraft Gottes und dem Geiste aus der Höhe ausgerüstet gewesen seyn muß. Und daß seine Bekehrungserfolge sich nicht etwa auf fleischliche Waffen der Gewalt stützten, daß er vielmehr mit dem Geiste der Sanftmuth und Milde angethan war, davon hat uns die Geschichte ein schönes Zeugniß aufbewahrt.

In Spanien war ein Irrlehrer, Namens Priscillian aufgetreten. Seine Anhänger nannten sich Priscillianisten. Der römische Bischof citirte sie im Jahre 384, vor die Synode zu Bordeaux. Priscillian appellirte an den Kaiser. Ein

Paar Bischöfe gaben sich zu Anklägern vor dem kaiserlichen Gerichte her. Es lief dabei viel ungeistliches Wesen mit unter. Die reichen Güter Priscellians und seiner Anhänger reizten die Habsucht des weltlichen Richters. Martin erklärte sich auf das allerbestimmteste gegen solch Verfahren. Er verlangte, geistliche Sachen sollten nur geistlich gerichtet werden, und es sey genug, wenn jene durch das Urtheil der Bischöfe für Irrlehrer erklärt, und ihrer Kirchenämter entsezt seyen. Vor das weltliche Gericht gehöre solche rein kirchliche Angelegenheit nicht. Er reiste selbst nach Trier zum Kaiser, und erlangte von diesem auch das Versprechen, daß kein Blut vergossen werden sollte. Kaum war er aber wieder abgereist, als sich der Kaiser von jenen beiden Bischöfen wieder umstimmen ließ. Priscillian und die vornehmsten seiner Anhänger wurden nicht nur ihrer Güter beraubt, sondern auch um Leib und Leben gebracht; theils mit dem Schwert abgethan, theils verbrannt. Das sind die ersten Ketzerhinrichtungen, die die christliche Obrigkeit, mit christlichen Bischöfen zur Seite, im blinden Glaubenseifer auf ihr Gewissen geladen hat.

Als das Urtheil gefällt war, zog Martin abermals nach Trier. Die Bischöfe fürchteten seinen großen Einfluß, und wußten den Kaiser zu bestimmen, daß er ihm bedeuten ließ, er möge lieber gar nicht in die Stadt kommen, wenn er nicht mit den übrigen Bischöfen Frieden halten wolle. Martinus aber erwiederte unerschrocken: „Ich werde kommen mit dem Frieden Christi!“ Als er angelangt war, schloß er sich sogleich an den Bischof Theogeist an, der der einzige war, welcher sich jenem unchristlichen Urtheil mit Ernst widersezt hatte. Er verwarf nun auf das nachdrücklichste das stattgehabte Verfahren, und war durch keine Bitten des Kaisers zu bewegen, wieder in Gemeinschaft mit jenen Bischöfen zu treten. Durch seine Vorstellungen rettete er, was noch zu retten war; denn es sollten eben Truppen nach Spanien zur weitem Vollstreckung des Urtheils abgehen.

Nach diesen Vorgängen zog sich Martin mehr in die Stille zurück, lebte in seiner Eingezogenheit noch 16 Jahre, bis er im Jahre 400, wahrscheinlich am 11. November, sanft und selig und im hohen Alter, im Herrn entschlafen ist, an welchem Tage auch die Kirche sein Gedächtniß feiert.

Jovinian.

(gest. 406).

„Ich erinnere euch aber, Lieben Brüder

(1 Cor. 10: 15)

Die Männer, deren Leben neuerdings geschildert haben, waren trotz ihrer großen Vorzüge doch alle schon mehr oder weniger von den allgemeinen Verirrungen der damaligen Glaubensrichtung beherrscht. Eine brünstige Liebe zum Herrn glühte zwar in ihren Herzen, aber es fehlte ihnen die evangelische Erkenntniß der rechten christlichen Freiheit, die der Apostel Paulus in seinen Schriften so schön dargelegt hat. Wir finden bei ihnen eine durchaus unevangelische Ueberschätzung der leiblichen, äußerlichen Zucht, der Ehelosigkeit, des jungfräulichen Standes und des Mönchthums. Wie wir schon bei der Geschichte des Ambrosius ausdrücklich angemerkt haben, ist solche Ueberschätzung als das Holz, Heu und Stoppelwerk anzusehen, das auf dem wahren Grunde, Jesus Christus, zugleich mit dem Golde aufgebaut ist, und welches vom Feuer verzehrt werden wird. So allgemein aber die angedeutete Verirrung war, hat doch Christus auch in diesem Zeitalter der Kirche seine Befenner, welche für den freien, ächt evangelischen Glauben Zeugniß abgelegt haben. Dahin gehören der ehrwürdige Bischof Paphnutius, von dessen Zeugenwort gegen die gezwungene Ehelosigkeit der Geistlichen wir an seiner Stelle erzählt haben. Sodann die Bischöfe und Väter auf der um das Jahr 360 oder 370 zu Gangra versammelten Synode, welche offen aussprachen, daß auch der Gebrauch der irdischen Güter, so wie das Leben in der Ehe und in den gewöhnlichen bürgerlichen Verhältnissen, durch eine wahrhaft christliche Gesinnung geheiligt werden könne und müsse, und die mit Entschiedenheit die Behauptung verwarfen, daß ein verehlichter Priester die Sakramente, vor allen das heilige Abendmahl, nicht in rechter Weise verwalten könne, ja die überhaupt den hochmüthigen, die gewöhnlichen Lebensverhältnisse verachtenden Mönchsgeist mit heiligem Ernst in seine Schranken wiesen. Wir erinnern hier auch an das Beispiel des Bischofs Gregorius, des Vaters Gregors von Nazianz, der auch als Bischof mit seinem Eheweibe, der gottseligen Nonna,

n rechtschaffener Gerechtigkeit zusammengelebt hat. Es ist um so mehr zu verwundern, wie das Gebot der Ehelosigkeit der Priester zu so allgemeiner Geltung hat kommen können, da die fünfte Vorschrift aus den „alten Regeln der Apostel,“ welche in der römischen Kirche kirchenrechtliche Anerkennung haben, ausdrücklich bestimmt: „Weder Bischof, noch Priester, noch Diakon, verstoße seine eigene Frau unter dem Vorwande der Frömmigkeit. Wenn er sie verstößt, werde er excommunicirt, wenn er darin beharrt, so setze man ihn ab!“

Unter allen diesen Zeugen evangelischer Freiheit ist aber der hervorragendste der römische Mönch Jovinian, der Protestant damaliger Zeit. Er hatte den Muth und die Geistesfreiheit, öffentlich gegen die herrschende Denkart seiner Zeit aufzutreten. Sein Hauptgrundsatz, von dem er aus ging, war der: „Es giebt nur Ein göttliches Lebenselement, das alle Gläubigen mit einander theilen, Eine Gemeinschaft mit Christo, die vom Glauben an ihn ausgeht, und Eine Wiedergeburt. Alle, welche dies mit einander gemein haben, also alle, welche im wahren Sinne, nicht bloß dem Bekenntnisse nach, Christen sind, haben denselben Beruf, dieselbe Würde, dieselben himmlischen Güter, ohne daß die Verschiedenheit der äußern Verhältnisse in dieser Beziehung etwas ausmacht.“ Daraus leitete er dann die Folgerung ab: „Das ehelose Leben, oder die Ehe, das Essen oder das Fasten, der Gebrauch oder Nichtgebrauch irdischer Güter, alles das kann zwischen Christen keinen Unterschied machen, wo derselbe Eine Grund des christlichen Lebens vorhanden ist. Nicht auf die äußere Lebensweise, und die Worte an und für sich, sondern auf das innere christliche Leben, auf die Gesinnung kommt es an.“ Damit fiel denn die ganze Lehre von einer höhern, ascetischen Vollkommenheit, oder dem vermeintlichen Unterschiede zwischen den Pflichten, welche Christus nur den nach jener Vollkommenheit Strebenden gegeben haben sollte, und den gewöhnlichen, für alle Menschen bestimmten Christenpflichten, so wie das Verdienst gewisser äußerlicher Werke. „Jungfrauen, Wittwen und Verheirathete,“ — sagt Jovinian, — „welche einmal in Christo getauft sind, haben dasselbe Verdienst, wenn in Hinsicht der Werke sonst kein Unterschied zwischen ihnen stattfindet!“

Dabei ließ er sich nicht vom blinden Eifer fortreißen, das Fasten, und ehelose Leben an und für sich unbedingt zu verdammen. Wie er das Christenthum nur nach der Gesinnung schätzte, so griff er auch hier nur die Gesinnung

an, nur die Anmaßung, welche dem ehelosen und ascetischen Leben ein besonderes Verdienst vor den übrigen Richtungen des allgemeinen christlichen Lebens beilegte. Daher blieb er auch selbst Mönch, und widerlegte dadurch den Vorwurf, als ob er nur, um von dem ihm lästigen Joche sich frei zu machen, solches eronnen habe. „Es kommt auf eins hinaus," sagt er, „ob einer sich dieser oder jener Speise enthalte, oder mit Dankfagung sie genieße." Weiter sagt er, die ehelos Lebenden anredend: „Ich thue dir nicht Unrecht! Hast du das ehelose Leben um der gegenwärtigen Noth willen dir erwählt, so überhebe dich nur nicht. Du bist ein Glied derselben Kirche, der auch die Verheiratheten angehören!" Für die Ehe berief er sich auf die Einsetzung derselben bei der Schöpfung, und deren Wiederholung durch Christus: „1 Mos. 2, 24. u. Matth. 19, 5. auf die Beispiele der verehelichten Frommen aus dem alten Bunde, und auf die Beläge im neuen Bunde: 1 Tim. 5, 14. 4. 3. 2, 15. Hebr. 13, 4. 1 Kor. 7, 39.

Doch nicht bloß in Beziehung auf die äußerlichen Werke der Ascetik, auch in anderer Hinsicht stellte sich Jovinian der falschen Richtung seiner Zeit entgegen, welche, statt auf die Gesinnung allein zu sehn, überhaupt nur auf das äußerliche Werk sah, wie dies z. B. bei der Ueberschätzung des Märtyrertums, um des bloß äußerlichen Leidens willen, sich zeigte. Er drückte sich darüber so aus: „Mag einer in der Verfolgung verbannt, erdroßelt, enthauptet werden, oder sich flüchten, oder mag er in dem Kerker sterben; so sind es zwar verschiedene Arten des Kampfes, aber es ist nur Ein Siegerkranz!"

So sprach Jovinian auch über das Wesen der wahren Kirche wieder die, seiner Zeit fast verloren gegangenen, biblischen Ansichten aus. Der Begriff der unsichtbaren Kirche, als einer geistig verbundenen Gemeinde der Gläubigen und Erlösten, wurde von ihm viel mehr, als der Begriff der sichtbaren, von äußerlicher Ueberlieferung abstammenden Kirche hervorgehoben. Er sagt: „die Kirche, gegründet auf Hoffnung, Glaube und Liebe, ist über jeden Begriff erhaben. Kein Unreiner ist in derselben, alle ihre Glieder sind von Gott gelehrt. Niemand kann in dieselbe mit Gewalt einbrechen, oder durch List sich hineinschleichen!" Natürlich ist es, daß er hier unter der Kirche nur die unsichtbare Gemeinschaft der Heiligen gemeint hat.

Wir entnehmen diesen Auszügen aus Joviniāns Schriften

zweierlei. Erstens, wie sehr die reine, evangelische Wahrheit schon in den ersten Jahrhunderten der Christlichen Kirche durch allerlei nebeneingekommene Menschenfäzungen verdunkelt worden ist, zweitens aber, daß es der Herr der Kirche doch niemals an muthigen Zeugen eben dieser Wahrheit hat fehlen lassen. Verschwweigen dürfen wir aber nicht, daß Jovinian, als irrender Mensch, auch in seiner Lehre nicht frei von Irrthum geblieben ist. Wir rechnen dahin vor allen seine Behauptung, daß bei den wirklich in Christo Lebenden überhaupt keine Entwicklung des Christlichen Lebens mehr statt finden könne, so wie, daß die wahrhaftig Wiedergeborenen keiner Thatsünde mehr fähig seyen, zu welchen falschen Behauptungen er freilich nur im Kampfe gegen die herrschenden Ansichten, und im Gegensaze zu denselben, getrieben seyn mag.

Jovinians Lehren, besonders seine treffenden Gründe gegen den Werth des ehelosen Lebens, fanden sowohl unter Laien, als auch unter Mönchen und Nonnen, in Rom vielen Eingang. Der römische Bischof Siricius aber, ein heftiger Gegner der Priesterehe, sprach im Jahre 390 auf einer römischen Synode in den härtesten und ungerechtesten Ausdrücken über ihn und acht seiner Anhänger das Verdammungsurtheil aus. Jovinian begab sich nach Mailand, aber auch hier war seines Bleibens nicht. Ambrosius, der große Mönchsfreund, war durch Siricius schon im voraus gegen ihn eingenommen, und vertrieb ihn auch von hier. Von seinem weitem Leben und Leiden haben wir keine sicher verbürgten Nachrichten. Er starb um das Jahr 406. Sein Gedächtniß feiert unsere Kirche am 27. August.

Was die römische Kirche unsern theuern Reformatoren gethan hat, das ist auch diesem ersten Vorläufer derselben schon in damaliger Zeit reichlich widerfahren. Sein Leben wurde in jeder Weise verkleinert und verläumdert. Ja, noch in unsern Tagen spricht ein römischer Geschichtsschreiber von ihm: „Seine Irrlehren bekräftigte er durch das sinnliche Leben, das er zu Rom mitten unter Vergnügungen, Festgelagen, und in der Heppigkeit dieser großen Stadt führte. Er hatte das arme Kleid der Mönche abgelegt, um sich in reiche Stoffe zu hüllen, und hielt sich für sein früheres Fasten durch den Genuß ausgesuchter Weine und köstlicher Speise schadlos.“ Das ist nun geradezu eine Lüge. Denn es ist erwiesen, daß Jovinian seine Mönchskutte

nie abgelegt hat. Wir müssen dabei des Wortes unseres Herrn gedenken: „Selig seyd ihr, wenn die Menschen allerlei Übels wider euch reden, so sie daran lügen!“

Johannes Chrysostomus.

(gest. 407.)

„Selig ist der Mann, welcher die Anfechtung erduldet! Denn, nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat denen, die ihn lieb haben.“

(Jak. 1, 12.)

Johannes, späterhin wegen des Glanzes seiner Beredsamkeit Chrysostomus, das ist: Goldmund, genannt, wurde im Jahre 347 zu Antiochien, einer der vier großen Hauptstädte des römischen Reiches geboren. Sein Vater bekleidete einen hohen militärischen Posten, starb aber bald nach des Knaben Geburt. Dessen Erziehung lag nun ganz in den Händen seiner frommen Mutter Anthusa, die, zwar erst zwanzig Jahr alt, doch Wittve zu bleiben sich entschloß, um ihren Mutterpflichten ihr ganzes Leben weihen zu können. So steht dem glänzenden Dreigestirn am Zeughimmel der christlichen Kirche: Gregor, Chrysostomus und Augustin, in den drei Müttern: Nonna, Anthusa und Monika, ein gleich liebliches Sternbild zur Seite.

Anthusa versäumte kein Mittel, um ihrem Sohne die allseitigste und gründlichste Bildung zu gewähren, wozu sich in Antiochien, damals eine der ersten und feinsten Weltstädte, die reichste Gelegenheit bot, suchte aber dabei vor allen Dingen sein Herz mit warmer Liebe zum Herrn zu erfüllen. Dem verlockenden Unterrichte seines berühmten, heidnischen Lehrers Libanius hielt ihre mütterliche Unterweisung in der Bibel das Gegengewicht, und so sehr den jungen Johannes die Wissenschaften anzogen, war ihm doch schon frühe die Bibel das Buch aller Bücher, mit dem er sich täglich mehr vertraut zu machen

suchte. Nach Vollendung seiner Studien trat er in den Advokatenstand, wurde aber bald des weltlichen Treibens überdrüssig, und erwählte dafür zur Freude seiner Mutter den geistlichen Stand. Er begann die neue Laufbahn als Anagnost, oder Vorleser der heiligen Schrift. Um sich aber ganz und ungestört dem Studium der heiligen Schrift, dem Gebet, der Betrachtung des menschlichen, und vornehmlich seines eigenen Herzens, zu widmen, zog er sich für einige Jahre in die Einsamkeit eines Klosters zurück, bis ihn im Jahre 380 seine von den Anstrengungen erschöpfte Gesundheit bewog, nach Antiochien zurückzukehren. Sogleich bestellte ihn der dortige Bischof zum Diakonus. Die freie Zeit, welche ihm dies Amt ließ, benutzte er zur Abfassung einer Anzahl erbaulicher Schriften voll Glauben und heiligen Geistes.

Ein größerer, und sowohl seinen Wünschen, als seinen außerordentlichen Gaben angemessener Wirkungskreis eröffnete sich ihm, als er im Jahre 386 zum Presbyter der Gemeinde zu Antiochien gewählt wurde, die damals gegen 100,000 Seelen zählte. Als solcher hatte er seinen Bischof in der öffentlichen Unterweisung, in der Seelsorge, in der Verwaltung der Sakramente, und in den meisten Angelegenheiten der Kirche zu unterstützen. Da stand er nun recht eigentlich an seinem Platze; denn Chrysostomus war ein geborener Prediger, ein wahrhaftiger Goldmund. Die hinreißende Beredsamkeit, mit welcher er den Weg des Heils in Christo klar und lauter, mit der Bibel in der Hand und im Herzen verkündigte, versammelte bald in der volkreichen Stadt Schaaren von Zuhörern um seine Kanzel, die mit der gespanntesten Aufmerksamkeit an seinen Lippen hingen. Und wie sein Wort, so war sein Wandel. Er war nicht bloß der beliebte Kanzelredner; seine innige Frömmigkeit, seine tiefe Menschenkenntniß, die Liebe Christi, welche alle seine Worte und Handlungen bezeichnete, die warme Theilnahme an allen Leiden und Freuden seiner Gemeinde, und die Furcht Gottes, welche sein Herz frei machte von aller Menschenfurcht, ließen ihn bald den Gegenstand der allgemeinen Bewunderung und Verehrung werden.

Zwölf Jahre lang hatte Antiochien den Segen seiner Wirksamkeit genossen, da bestimmte ihn der Herr zu größeren Dingen. Sein Ruf war bis Konstantinopel an den kaiserlichen Hof gedrungen. Man hielt ihn für den würdigsten, den erledigten Bischofsstuhl der Hauptstadt des oströmischen Reiches zu besteigen, jedenfalls den glänzendsten und einflußreichsten der

damaligen Christenheit. Im Jahre 397 wurde er berufen. Ungern folgte er, ungern ließ ihn die Gemeinde. Er war nun der erste Mann der Kirche, aber er frohlockte nicht, er zitterte. Er ahnte die Schwere der Verantwortlichkeit, die Versuchungen und die Kämpfe, welche dieses Amt ihm aufbürdete. Hatte er es doch mit einem in Hochmuth und Fleischlichkeit versunkenen Hofleben zu thun. Aber er ging im Namen des Herrn, der ihn sandte, und war entschlossen, seine Pflicht zu thun.

Bei sich selbst machte Chrysostomus den Anfang, damit er nicht andern predigte, und selbst verwerflich würde. Hatten seine Vorgänger in Glanz und Pracht gelebt, so begnügte er sich mit dem nöthigsten, und gab alles erübrigte den Armen. Hatten sie mit dem Predigen sich nicht viel befaßt, so predigte er die Woche dreimal, oft alle sieben Tage hintereinander. Und der Segen blieb nicht aus. Ein neues Leben regte sich bald in der bisher verwahrlosten und geistig tief gesunkenen Gemeinde. Indes, schon des Bischofs einsames Leben gab der großen Menge der Weltlichgesinnten Anstoß, zumal denen, die sonst von dem Aufwande des Erzbischofs Genuß gehabt hatten. Als er aber wagte, gegen pflichtvergessene Bischöfe die bestehenden Kirchengesetze geltend zu machen, als er es wagte, die Habsucht und die Wellust der Großen, so ungescheut, wie sie sich öffentlich zeigte, ebenso öffentlich zu strafen, als er es wagte, Witwen und Waisen gegen die allgewaltige Kaiserinn Eudoria in Schutz zu nehmen, und diese Jesabel, ob auch mit aller Ehrerbietung, an ihren ewigen Richter zu erinnern, und an die Hinfälligkeit aller irdischen Macht und Herrlichkeit: da bildete sich aus hohen Geistlichen und mächtigen Höflingen eine Verschwörung gegen den frommen Mann, an deren Spitze die Kaiserinn selbst sich stellte, und die nur auf eine günstige Gelegenheit wartete, um an ihm Rache zu nehmen.

Die Gelegenheit erschien nur zu bald. Im Jahre 402 kamen etwa 80 ägyptische Mönche nach Konstantinopel, und flehten den Chrysostomus um Schutz an gegen Theophilus, den Patriarchen von Alexandrien. Dieser leidenschaftliche und ränkerolle Mann hatte wegen gekränkten Eigendünkels, aber unter dem Vorwande, daß sie legerischen Lehren huldigten, die sonst in ihrer Weise frommen Männer aus ihrer Einsamkeit vertrieben, und verfolgte sie von Land zu Land. Chrysostomus nahm sich der Unglücklichen mit Liebe an, und sorgte einstweilen für ihr Unterkommen. Er ließ sich aber durch sein Mitleid keineswegs verleiten, den

Regeln der christlichen Klugheit zuwider zu handeln. Vielmehr suchte er ohne großes Aufsehen den Streit zwischen ihnen und Theophilus zu vermitteln; aber alle seine Verwendungen scheiterten an der Hartnäckigkeit des stolzen Bischofs, der schon längst des Chrysostomus wachsende Größe mit Neid betrachtet hatte, und der jetzt seinen ganzen Haß auf ihn warf. Im Jahre 403 kam er in Begleitung vieler Bischöfe, welche mit ihm gleiche Gesinnung hegten, selbst nach Konstantinopel, um, es koste, was es wolle, den ihm Verhassten zu stürzen. Eine große Menge Goldes und kostbarer Geschenke brachte er mit, um die Großen des Hofes zu bestechen. Er hätte dessen gar nicht bedurft; denn diese Schaar stand ja längst auf seiner Seite. Mit den ihm ergebenen Bischöfen hielt er nun eine sogenannte Synode bei Chalcedon, von welcher Chrysostomus seines Amtes entsetzt, und verbannt wurde. Er war unter andern auch des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt worden, und der schwache Kaiser Arkadius ließ sich überreden, das ungerechte Urtheil zu bestätigen.

Es wäre dem Chrysostomus ein leichtes gewesen, die Stimmung des Volkes zu seinen Gunsten zu beruhen; aber seine Seele war fern von solchen Gedanken. Vielmehr, als er sah, daß blutige Austritte zu befürchten standen, übergab er sich freiwillig dem Polizeibeamten, der mit bewaffneter Macht gegen ihn ausgesendet war, und ließ sich von ihm aus der Stadt führen, ohne daß seine Freunde es merkten. Noch an demselben Abende wurde er an das jenseitige Ufer des Marmorameeres übergeschifft, wo er die weitem Befehle des Kaisers erwarten sollte. Mit vollkommener Ruhe ging er seinem ungewissen, aber allem Anscheine nach, dunklen Schicksale entgegen. Einem Freunde schrieb er: „Will die Kaiserinn mich verbannen, so verbanne sie mich. Die Erde ist des Herrn, und was darinnen ist. Mir ruft der Apostel Paulus zu: „Gott achtet das Ansehen der Menschen nicht,“ und: „Wenn ich noch Menschen gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht.“ Und David waffnet mich durch seine Worte: „Ich rede von deinen Zeugnissen vor Königen, und schäme mich nicht.“

Aber nun zeigte sich auch, daß der treue Hirte nicht vergesslich an seiner Heerde gearbeitet hatte. Das christliche Leben hatte in Konstantinopel einen neuen Aufschwung genommen. Mächtig brauste die Liebe seiner Gemeinde auf, als das schmachliche Urtheil der Synode, und die kaiserliche Vollstreckung desselben

bekannt wurde. Ja, das ganze Volk äußerte laut seinen Unwillen, und drohete mit offener Empörung. Manche Feinde des ehrwürdigen Mannes kamen zur Besinnung, und wünschten ihr Vergehen rückgängig zu machen. Dazu erschreckte ein plötzliches Erdbeben die eben so abergläubische, als ruchlose Kaiserinn, und ihr Gewissen begann sie zu ängstigen. Leicht gewährte ihr der Gemahl die Bitte um des Chrysostomus Zurückberufung, und sie schrieb ihm eigenhändig: „Eure Heiligkeit glaube doch nicht, daß ich um das Geschehene gewußt habe! Ich bin unschuldig an eurem Blute. Schlechte, verderbte Menschen haben diese Ränke geschmiedet. Meiner Thränen Zeuge ist der Gott, dem ich sie opfere. Ich kann es nicht vergessen, daß durch eure Hände meine Kinder getauft worden sind.“

Das alles begab sich nur wenige Tage nach des Bischofs Verbannung. Da wurde die ganze Stadt voll Jubel. Alles strömte auf's Meer, dem geliebten Hirten entgegen. Dieser wollte vor seiner Rückkehr seine Sache erst von einer ordentlichen Kirchenversammlung untersucht wissen; aber das Volk nöthigte ihn, sofort mitzuziehen, führte ihn in der Apostelkirche auf den bischöflichen Stuhl, und bat um seinen Segen. „Gelobt sey Gott!“ war das letzte Wort, das Johannes zur Gemeinde gesprochen hatte, und das erste, womit er sie jetzt begrüßte. „Diese Abschiedsworte ließ ich euch,“ sprach er, „diese Worte des Dankes nehme ich wieder auf: der Name des Herrn sey gelobet in Ewigkeit! Die Dinge sind verschieden, aber es ist Eine Lobpreisung. Sommer und Winter haben nur Ein Ziel: das Gedeihen des Feldes. Gelobt sey Gott, der mich hinweggehen ließ! Gelobt sey Er wiederum, der mich zurückrief! Dies sage ich, indem ich euch bitte, Gott zu loben!“

Aber nur zwei Monate genoß Chrysostomus einer ungestörten Ruhe. Er verhehlte sich nicht, daß er auf unterwühltem Boden stand, und bald genug wurden seine Befürchtungen nur zu sehr gerechtfertigt. Der Anlaß war folgender: Vor dem Palaste der Reichsversammlung war der Kaiserinn eine prächtige, silberne Bildsäule errichtet worden. Bei der Einweihung hatten ausgelassene Lustbarkeiten, lärmende Schauspiele, unanständige Tänze und abgöttische Ehrenbezeugungen stattgefunden, die an die Zeit des Heidenthums erinnerten. Schon immer hatte Chrysostomus gegen solche Aergernisse geeifert, diesmal waren sie auf freier Straße, an einem Festtage, in der Nähe der Sophienkirche, der ersten der Stadt, und ohne Rücksicht auf den Gottes-

dienst geschehen. Chrysostomus war nicht der Mann danach, der dazu hätte still schweigen können. Arglistige Kundschafter hinterbrachten der Kaiserinn seine allerdings ernstern und kräftigen Aeußerungen, so daß diese von neuem, heftigem Unwillen gegen den noch immer gehafteten Bischof ergriffen wurde, und neue Ränke gegen ihn schmiedete. Da ließ sich der schwergefränkte Mann von einem allerdings nicht ganz unfleischlichen Eifer über die in seinem Amte so besonders nöthige Schlangenflugheit hinaus fortreißen. Am Feste Johannis des Täufers begann er, auf seinen eigenen Namen Johannes anspielend, seine Predigt: „Wiederum tobt die Herodias, wiederum tanzt sie, und wiederum verlangt sie in einer Schüssel das Haupt Johannis!“ Da kannte die Wuth der Kaiserinn keine Grenzen mehr, und sie beschloß, sich um jeden Preis des verhafteten Sittenpredigers für immer zu entledigen.

Jetzt war schnell die von Chrysostomus längst begehrte Synode versammelt, aber sie stand unter dem entschiedenen Einflusse der Kaiserinn und seines grimmigen Feindes, des arglistigen Theophilus. Das Abiehungsurtheil von Chalcedon wurde erneuert, und vom Kaiser wiederum bestätigt. Aber Chrysostomus antwortete: „Ich habe diese Kirche von meinem Gott empfangen, um für das Heil der Gemeinde zu sorgen, und ich darf sie nicht selbst verlassen. Will es aber der Kaiser, denn er hat über die Stadt zu gebieten, so vertreibe er mich mit Gewalt, damit seine Herrschermacht mir zur Rechtfertigung diene, wenn ich meinen Posten verlasse.“ Der Kaiser zögerte noch mit offener Gewalt, aber Meuchelmörder wurden gegen den frommen Bischof abgeschickt; doch Gott der Herr vereitelte ihr Vorhaben. Seine Feinde, welche die wachsende Theilnahme des Volkes täglich banger machte, ließen endlich dem Kaiser keine Ruhe mehr, bis er wirklich bewaffnete Macht beorderte, die den Chrysostomus mit Gewalt aus der Stadt vertreiben sollte.

Nun glaubte dieser seine Unterwerfung gerechtfertigt, und um die Widersetzlichkeit der ihm ergebenen Menge zu vermeiden, nahm er in der Stille Abschied von den um ihn versammelten Bischöfen. Dann wendete er sich noch an die frommen Diakonissen, die ihn bei seinen Liebeswerken treulich unterstützt hatten, mit den Worten: „Kommet, meine Töchter, und höret mich! Es geht mit mir zu Ende, wie ich sehe. Ich habe meinen Lauf vollendet, und vielleicht werdet ihr mich nicht wiedersehen. Lasset von euren bisherigen Liebeserweisungen gegen die Kirche nicht

nach, und wenn Einer, ohne daß er es sucht und will, einstimmig zum Bischof nach mir gewählt wird, so folget diesem, wie dem Johannes! Denn die Kirche kann nicht ohne Bischof bleiben. So seyd denn der göttlichen Barmherzigkeit anbefohlen! Gedenket meiner in eurem Gebete!" Darauf entfernte er sich, die wartende Menge täuschend, durch eine Seitenthür, und übergab sich ruhig der Polizeiwache. Er wurde sogleich auf ein Schiff gebracht, und nach Asien hinüber geführt. Das geschah am 9. Juni 404.

Eine lange, mühselige Reise stand ihm bevor. Seine Freunde hatten alles aufgeboten, um dem in seiner Gesundheit ohnedies so geschwächten Manne eine wenigstens erträgliche Lage zu bereiten, aber vergebens. Die entlegene, verödete Stadt Kufusuf an der armenischen Grenze, unter einem rauhen Himmelsstriche gelegen, und beständig den räuberischen Einfällen der wilden Isaurier bloßgestellt, wurde ihm zum Aufenthaltsorte bestimmt. In der brennendsten Sonnenhitze, unter den größten Entbehrungen, mußte der schwächliche, an eine sorgsame Pflege gewöhnte Mann die lange Reise durch unwegsame Gebirge zurücklegen. Seine Körperkraft unterlag, er verfiel in ein heftiges Fieber, und mußte in Cäsarea, der Hauptstadt Cappadociens, liegen bleiben. Die wetteifernde Liebe frommer Einwohner dieser Stadt erquickte ihn; kaum aber hatte der Haß seiner Feinde davon vernommen, so gönnte er ihm auch diese kurze Rast nicht. Sie regten einen Auslauf vor seinem Hause an, und in finsterner Nacht mußte der kaum Wiederhergestellte, den steilen, bergigten Weg nach dem etwa 12 Meilen entfernten Verbannungsorte antreten. Aber der Herr stärkte ihn wunderbar, daß er glücklich in Kufusuf anlangte. Er blieb auch hier nicht unthätig. Sein Herz ruhte fest in seinem Gotte, und was ihm aus dieser unverstiegbaren Quelle an Glaubenskraft, Muth, Trost und Freudigkeit zusfloß, das strömte er reichlich wieder aus über seine in treuester Liebe an ihm hangende und gerade damals schwerbedrängte Gemeinde zu Konstantinopel. „Ich gebe die gute Hoffnung nicht auf,“ schreibt er ihr, „indem ich an den Regierer dieses Weltalls denke, der nicht durch Kunst den Sturm besiegt, sondern durch seinen Wink das Ungewitter vertreibt. Wenn er dies aber nicht von Anfang an und gleich zuerst thut, so ist das eben seine Art, nicht im Anfang das Uebel zu heben, sondern wenn es sich gemehrt hat, und zur Vollendung gekommen ist. Wenn die meisten verzweifeln, dann thut er seine Wunder, indem er seine Allmacht offenbart, und die Geduld der Leidenden übt.

Lasset also den Muth nicht sinken! — Die Sache des Herrn wird fortgeführt durch Versuchungen, nicht in Gemächlichkeit." Und ein andermal: „In Rücksicht auf mich bedarf ich keines Trostes, denn die Sache, für die ich leide, ist mir Trost genug. Ich betraure aber das Ungewitter, welches alle Kirchen getroffen hat, und ich fordere euch alle auf, mit euern Gebeten zu helfen, daß einst alles zum heitern Frieden zurückkehre."

Eine der wichtigsten Herzensangelegenheiten war ihm fortwährend die Ausbreitung des Evangeliums gewesen. Daher war er stets besorgt, bei den Seinigen den Eifer für die von ihm, besonders unter den wilden Gothen, gegründeten Missions-Anstalten zu unterhalten. Und selbst jetzt lehnte er die ihm von seinen Freunden zur Erleichterung seines Lebensunterhaltes gebotenen Geschenke mit der Erklärung ab, daß es ihm an nichts gebreche; bat aber dagegen um Beisteuern für jene frommen Zwecke. Ja, wie sehr er hierin seine eigene Person ganz vergessen und verleugnen konnte, geht daraus hervor, daß er einen Bischof, der auf jener Synode das Urtheil gegen ihn mit unterzeichnet hatte, und der sich auch ferner feindselig gegen ihn benahm, kräftig zu unterstützen ermahnte, weil er ein warmer Freund der Missions-sache war, und ihr in Person oblag.

Mit dieser Liebe zur Mission hing sein Eifer für die Verbreitung des göttlichen Wortes zusammen. Seit er selbst diesen Schatz kennen gelernt hatte, wußte er den Menschen nichts besseres anzupreisen, als ein fleißiges Lesen der heiligen Schrift. Wie frohlockte sein Herz, wenn er sie in einer der Hauptkirchen Konstantinopels, die er den Gothen für ihren Gottesdienst eingeräumt hatte, in gothischer Sprache vorlesen hörte. Seine Predigten sind reich an den kräftigsten Ermahnungen, daß Alle die Bibel lesen sollten. „Die feurigen Pfeile des Satans können wir von ferne her löschen durch das beständige Lesen der h. Schrift," spricht er: „Das Lesen der h. Schrift ist eine mächtige Schutzwaffe gegen die Sünde. Die Unbekanntschaft mit derselben ist ein drohender, tiefer Abgrund. Nichts von den göttlichen Gesetzen wissen, ist ein großer Verlust der Seligkeit. Dies hat Kezereien erzeugt, dies Verderbniß in's Leben eingeführt, dies alles allenthalben in die größte Verwirrung gebracht. Denn es ist nicht möglich, nicht möglich, sage ich, daß, wer beständig und aufmerksam die h. Schrift liest, weggehe, ohne Nutzen davon zu haben." — „Lasset uns also mit der h. Schrift uns beschäftigen, nicht bloß in diesen zwei Stunden, (denn das

bloße Anhören in der Kirche ist zu unserer Beruhigung nicht hinreichend) sondern beständig! Ein jeder nehme, wenn er nach Hause kommt, die Bibel zur Hand! Wer beständig in der Schrift liest, und an ihren Bächen sitzt, zieht, wenn er auch keinen Erklärer hat, durch das beständige Lesen gleichsam mit der Wurzel seines innern Lebens großen Nutzen ein.“ Er dringt ferner darauf, daß die ganze Bibel gelesen, daß nichts darin für unwesentlich und überflüssig angesehen werde, daß nicht bloß das leicht verständliche gelesen, sondern desto mehr geforscht werde, um ganz hinein zu blicken in die Tiefen der Schrift. Er straft die, welche der Meinung sind, das Lesen der h. Schrift komme den Laien nicht zu, sondern den Priestern und Mönchen, jene kaiserlichen Priester, welche weder selbst die Bibel lesen, noch anderen sie zu lesen erlauben. Er nennt jenen Vorwand geradezu eine Erfindung des Teufels, und sagt, es sey ein teuflischer Gedanke, nicht dulden zu wollen, daß das Volk den Schatz des Wortes Gottes sehe, und seine Reichthümer erlange. „Thränen möchte ich weinen, wenn ich höre, daß Einige aus unserer Kirche sagen: Man habe den großen Nutzen an der h. Schrift nicht; und dieses nicht bloß von Laien behauptet wird, sondern auch von solchen, die Hirten zu seyn scheinen, und zwar die Stühle der Apostel und Propheten besetzt haben, aber nicht ihre Denkweise besitzen. Auf sie passen die Worte: „Wehe euch, ihr verblendeten Leiter!†) — Die ihr das Wort Gottes habet liegen lassen; die ihr die Milch und die Wolle der Herde verzehret, aber um die Schafe euch nicht kümmern, wie werdet ihr dem Gerichte entrinneu, die ihr solche Heilsgüter verwahrloset habt? „Wehe euch, daß ihr den Leuten das Himmelreich verschließet! ihr selbst gehet nicht hinein, und die hinein wollen, lasset ihr nicht eingehen.“ ††) Wie werdet ihr euch entschuldigen können vor dem (himmlischen) Oberhirten? O ihr Hirten und Miethhirten! — „Suchet in der Schrift!*) „Lasset das Wort Christi unter euch reichlich wohnen in aller Weisheit!“ **) „Weil du von Kind auf die h. Schrift weißt, kann dich dieselbe unterweisen zur Seligkeit durch den Glauben an Christo Jesu.“ ***) „Vernehmet es alle, ihr Laien, ihr, die ihr Weib und Kinder habt, wie der Herr und seine Apostel

†) Matth. 23, 16. 17. 15, 14. ††) Matth. 23, 13.

*) Joh. 5, 39. **) Col. 3, 16. ***) 2 Tim. 3, 15.

euch vor allem anbefiehlt, die h. Schrift zu lesen, und zwar nicht leichtsinnig und oberflächlich, sondern mit großem Fleiß und Eifer! Warte nicht auf einen andern Lehrer! du hast das Wort Gottes. Keiner kann dich so belehren, wie dieses. Ein Lehrer hält dir oft manches vor. Höret es, ich bitte euch, ihr alle, denen die Geschäfte dieses Lebens obliegen, und schaffet euch Bibeln an, als Heilmittel für eure Seelen! Wenn ihr nichts anderes wollt, schaffet euch wenigstens das neue Testament an! In der Unbekanntschaft der Bibel liegt der Grund alles Unheils.“*) So sprach der ehrwürdige Mann zum Zeugnisse und Gericht über die römisch-katholische Kirche, welche bis auf die neue Zeit herab sich unterfangen hat, den Laien das Lesen des göttlichen Wortes streng zu verbieten.

Doch kehren wir zu dem einsamen Verbannungsorte des theuren Mannes zurück! Winter und Sommer wechseln unter jenem Himmelsstriche sehr plötzlich. Der grimmigsten Kälte folgt schnell die stechendste Sonnenhitze, und umgekehrt. Dieser schnelle Wechsel, die ungesunde Luft, der Mangel an allen Bequemlichkeiten des Lebens, an Ärzten und Arzneien, die beständige Furcht vor Angriffen der wilden Räuberherden, das alles zusammengenommen, zog ihm eine schwere Krankheit zu. Noch lag er an derselben danieder, als ein Ueberfall der Isaurier ihn zwang, mit einer Menge Flüchtlinge Nachts durch Schnee und Eis zu Fuß flüchtig umher zu irren, bis er endlich in der zehn Meilen entfernten kleinen Festung Arabissum Schutz und Sicherheit fand. Aber es war ein Aufenthaltort, wie er selbst sagt, schlimmer als jedes Gefängniß. Außerdem, daß täglich der Tod an das Thor pochte, indem die Feinde ringsum alles mit Feuer und Schwert verheerten, schritt er auch drinnen in den Gassen hohläugig umher. Es war in den kleinen Raum eine zu große Menschenmenge zusammengebrängt. Hunger und Seuchen fingen an auszubrechen. Bei allem Elende ließ Chrysostomus aber auch hier sein Licht leuchten; ja er wurde, wie zu Kufusus, in der Noth erst recht durch Trost und Lehre der Segen der ganzen Gegend. So große Freude ihm der Briefwechsel mit seinen Freunden machte, bat er sie doch, nur gelegentlich an ihn zu schreiben, damit bei der großen Unsicherheit der Landstraße Niemand seinetwegen in Gefahr gerathe. Und wie er für die leibliche und geistliche Wohlfahrt seiner theuern Gemeinde zu Konstantinopel

*) S. seine Predigt über die falschen Propheten, seine Schrift vom Priesterthum, und viele seiner Homilien.

stets die zärtlichste Fürsorge trug, verließ ihn dieselbe auch jetzt nicht. Als er vernahm, daß seine Freunde gerade damals wieder heftige Verfolgungen erleiden mußten, verfaßte er in Arabissum zwei köstliche Trostschriften für sie und alle sonst bekümmerten Herzen, welche zugleich die letzten größeren Schriftstücke seines thatenreichen Lebens sind.

Nach und nach wurde des Chrysostomus Lage erträglicher. Im Winter von 406 auf 407 befand er sich um vieles besser. Er hatte sich an die Ungewöhnlichkeiten und Entbehrungen seiner gegenwärtigen Lage allmählich gewöhnt. Der Geist, der seine Seele stark und heiter erhielt, belebte auch den hinsälligen Körper. Ja, er wurde jetzt gesunder, als er zu Konstantinopel gewesen war. Auch stiegen ihm jetzt bisweilen Hoffnungen auf, daß die gerechte Sache noch bei seinen Lebzeiten siegen werde. Die Urheberinn seiner Leiden, die Kaiserinn Eudoria, war gestorben. Der römische Bischof Innocens I. trat entschieden für ihn auf. Er erklärte seine Verurtheilung für eine kindische Bosse, und wollte keinen andern Bischof zu Konstantinopel anerkennen, ehe nicht auf einer zu berufenden, allgemeinen Kirchenversammlung Chrysostomus schuldig befunden wäre. Der abendländische Kaiser Honorius unterstützte dies Verlangen einer gesetzmäßigen Untersuchung. Aber diese Verwendungen schädeten mehr, als sie nützten. Sie wurden von den unversöhnlichen Feinden als unberufene und beleidigende Einmischungen in fremde Angelegenheiten gedeutet. Die Glaubensfreudigkeit ihres Opfers hatte sie nur noch mehr erbittert. Sie konnten ihm den Einfluß und das Ansehen nicht vergeben, welches er, auch von seinem entlegenen Verbannungsorte aus, in der Christenheit behauptete, und welches allen ihren armseligen, von Fürstengunst erborgten Glanz verdunkelte. Sie wollten ihn aus aller Verbindung mit der christlichen Welt herausgerissen wissen. So erwirkten sie vom Kaiser einen neuen Befehl, der den Verhafteten an die äußerste Grenze des römischen Reiches, nach der Stadt Bitrys, am östlichen Ufer des schwarzen Meeres, in eine durchaus wilde Gegend, und mitten unter rohe Völkerschaften, versetzen sollte. Zwei Soldaten mußten ihn dahin abführen. Der eine behandelte ihn liebevoll, der andere ging desto rauer mit ihm um. „Es sey ihm so befohlen,“ sagte er. Chrysostomus erreichte das Ziel dieser weiten, beschwerlichen Reise nicht. Als er in der Nähe der Stadt Comana in einer Kirche übernachtete, in welcher der Leichnam des Märtyrers Basiliskus

begraben seyn sollte, erschien ihm dieser in einem Traumgesichte, und sprach zu ihm: „Seh getrost, Bruder! denn morgen werden wir beisammen seyn!“ Er wußte nun, daß sein Ende nahe sey; doch vergebens bat er am andern Morgen seine Führer, nur noch bis um Mittag hier zu verweilen. Sie führten ihn weiter. Kaum aber hatten sie etwa anderthalb Stunden zurückgelegt, als er sich so krank fühlte, daß die Soldaten sich genöthigt sahen, ihn nach der Kirche zurückzubringen. Mit vollem Bewußtseyn und verklärter Heiterkeit erwartete er den Uebergang aus dem Leben des Kreuzes in das Leben der Herrlichkeit. Er legte reine Kleider an, und vertheilte, was er noch hatte, unter die Anwesenden. Dann genoß er das heilige Abendmahl, verrichtete sein letztes Gebet, und nachdem er sein Lieblings- und Losungswort, das ihn nun durch alle Kämpfe hindurch dem Siegerkranze entgegengeführt: „Gelobt sey Gott für Alles!“ mit einem freudigen Amen besiegelt hatte, schwebte sein seliger Geist empor in die Herrlichkeit dessen, den er von Jugend auf, bis zu seinem letzten Athemzuge, als seinen Heiland bekannt, und den vor Christen und Heiden zu verkären, er als die einzige Aufgabe seines Lebens erachtet hatte. Es war am 14. September des Jahres 407.

Mit seinem Tode war sein Andenken nicht erloschen. Seine Freunde, tief verletzt von dem Unrecht, welches ihm geschehen war, konnten durch nichts bewogen werden, seine Nachfolger anzuerkennen. Blutige Unruhen folgten, die erst beschwichtigt wurden, als dem unvergeßlichen Manne wenigstens im Tode die Gerechtigkeit zu Theil werde, welche ihm nach Gottes Rath während seines Lebens vorenthalten blieb. Ein und dreißig Jahre später, im Jahre 438, ließ Kaiser Theodosius II. die Gebeine des heiligen Märtyrers nach Konstantinopel bringen, und daselbst mit glänzender Feier bestatten. Sie sind längst zerstäubt, und die Namen seiner Verfolger mit Schmach und Schande bedeckt; aber Chrysostomus lebt im Himmel und auf Erden, und sein Mund wird nimmer aufhören, goldene Worte des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, der Christenheit zu verkündigen, die er in seinen zahlreichen Schriften aufgezeichnet, und mit seinem Wandel bekräftigt hat.

Zu mehrerer Bezeugung der evangelischen Glaubensstellung des theuern Mannes geben wir zum Schlusse noch einige Stellen aus seinen Christauslegungen. Zu Matth. 15. sagt er: „Du brauchst keine Fürsprecher bei Gott. Sei nur ganz allein und

ohne Schutzpatron! Bitte nur selbst zu Gott, so wirst du deine Bitte völlig erhalten! Er ist nicht gewohnt, also zu erhören, wenn andere ihn für uns bitten. Nein, laßt uns selbst nur bitten, möchten wir auch mit tausend Uebeln beladen seyn! Betrachte das Gebet dieses Weibes! (des Cananäischen). Sie ruft nicht den Johannes, Jakobus, Petrus an, sondern, sie dringt durch den Haufen hindurch. Sie spricht: „Ich bedarf keines Vermittlers, sondern, indem ich Zuflucht zu meinem Anwalte nehme, komme ich zur Quelle selbst; denn eben darum ist er herabgestiegen, und Fleisch geworden, damit auch ich mit ihm reden könne!“ — Und über die Worte des Apostels, 2 Cor. 5, 21., sagt er: „Welch ein Spruch! Welche Seele kann ihn fassen! Denn er machte, spricht der Apostel, einen gerechten Menschen zum Sünder, daß er die Sünder gerecht machen könnte. Oder vielmehr, er sagt noch weit mehr. Er spricht nicht, er habe ihn zum Sünder, sondern zur Sünde gemacht, auf daß wir würden, nicht gerecht, sondern die Gerechtigkeit selbst; ja die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, die Gerechtigkeit Gottes. Denn sie ist von Gott, sintemal wir nicht durch die Werke, welche ja eine unbesleckte Vollkommenheit erfordern würden, sondern aus Gnade gerechtfertigt werden, da alle Sünde ausgelöscht wird!“ In diesem Glauben allein hat Chrysostomus Ruhe für seine Seele gefunden, und den Frieden, der ihn unter allen Trübsalen und Anfechtungen stark und heiter erhielt.

So hat dieser edle Kirchenvater denn auch muthig gegen die andern Irrlehren gestritten, welche noch jetzt die römisch-katholische Kirche vertheidigt, und womit sie den freien, offenen Zugang aller Christen zu dem Gnadenstuhle Gottes in Christo Jesu verbauen und versperren will.

Er streitet daher gegen die römisch-katholische Irrlehre von der Nothwendigkeit der Ohrenbeichte, und spricht: „Ich ermahne, bitte und ersuche euch, eure Sünden beständig Gott zu bekennen. Denn ich zwinge dich nicht, den Menschen deine Sünden zu entdecken. Schütte dein Herz vor Gott aus, und zeige ihm deine Wunden, und begehre von ihm die Heilmittel. Offenbare deine Sünde dem, der sie nicht verwirft. Ja, wenn du still schweigst, so kennt er Alles.“*) — Ferner: „Es ist gar nicht nöthig, daß der, welcher bereut, seine Sünde bekenne, sondern, daß er Gott bitte, ihrer nicht zu gedenken.“**) — Ferner:

*) 5. Homilie von der Natur des unbegreiflichen Gottes.

**) 31. Homilie zur Epistel an die Hebr.

„Sage mir: warum bist du verschämt, und warum bist du schamroth, deine Sünden zu offenbaren? Denn, bekennst du sie einem Menschen, daß er sie dir vorwerfe? Nein, du entdeckst deine Sünden deinem Herrn, deinem Rathgeber, deinem Arzt.*)"

So streitet er ferner gegen das Märchen, als ob Christus Petrum zum Apostelfürsten gemacht, und auf dessen arme Person seine Kirche gebaut habe. „Paulus, obwohl er sagt, daß er nicht werth sey, Apostel zu heißen, ist dennoch der erste unter Allen geworden.“ — Ferner: „Paulus, der nach so großen und guten Thaten, Petri und seines Wortes nicht bedurfte, sondern ihm an Ehre gleich war, ging dennoch zu ihm, als zu einem größeren und älteren.“**) — Ferner: „Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, d. h. auf den Glauben des Bekenntnisses.“***)

So streitet er gegen die Irrlehre vom Fegfeuer: „Bezahle Alles hier, damit du ohne Schrecken jenen Richterthron sehen könnest. Denn, während wir hier sind, haben wir gute Hoffnungen; aber, wenn wir von hier hinüber gerückt sind, so ist es nicht mehr in unserer Gewalt, Buße zu thun, noch uns zu reinigen von den begangenen Missethaten.“†)

Hieronymus.

(gest. 420.)

„Das Wissen bläset auf, aber die Liebe bessert.“ (1 Cor. 8, 1.)

Hieronymus ist der gelehrteste unter den alten Kirchenvätern, wohl überhaupt der gelehrteste Mann der damaligen Zeit, aber auch von den Glaubenszeugen, deren Leben wir zuletzt geschildert haben, der am tiefsten in den verkehrten Richtungen dieser Zeit befangene. Aus diesem Grunde ist (auch Doktor Luther) gar übel auf ihn zu sprechen, rühmt aber doch seine

: *) 4. Homilie über Lazarum.

**) 3. Homilie zu Matth. 16.

***) 55. Homilie zu Matth.

†) 2. Predigt über Lazarum.

Liebe zum Herrn Jesu. Nun, auf die wollen auch wir allein sehen, denn wir wissen wohl, daß die leibliche Uebung wenig nütze ist. Hieronymus hat sich viel zerarbeitet in äußerlichem Werk und Wesen, und das hat ihn freilich nicht selig gemacht. Seine Gelehrsamkeit hätte es auch nicht gethan; denn von der heißt's eben: Das Wissen bläset auf. Und Hieronymus war von Natur ein überaus heftiger und anmaßender Mensch, streitsüchtig und ohne Friedensliebe, dabei in hohem Grade eitel und ruhm-süchtig. Aber, obgleich dies sein natürliches Temperament auch später in schwachen Stunden oft heftig genug zum Ausbruche gekommen ist, war doch die Liebe Christi in ihm kräftig, den alten Menschen zu tödten, und einen frommen und demüthigen Mann aus ihm zu machen.

Er wurde in der Stadt Stridon, an der Grenze zwischen Dalmatien und Panonien, dem heutigen Ungarlande, geboren. Schon als Knabe wurde er von seinen vornehmen Aeltern nach Rom geschickt, um hier in den Wissenschaften unterwiesen zu werden. In der prachtvollen Stadt machte auf das kindliche Gemüth der Anblick der vielen Märtyrergräber den tiefsten Eindruck, und seine liebste Freude war, zwischen denselben umher zu wandeln. Von Rom aus trat er dann eine Reise durch Europa nach Kleinasien an. In seinem Innern fühlte er großen Unfrieden, und um diesen zu bekämpfen, ging er in eine Mönchseinöde, in der Nähe von Antiochien. Hier trieb er neben seinen äußern Kasteiungen mit großem Fleiße das Studium der heiligen Schrift. Als er dennoch den Frieden nicht fand, den er suchte, floh er tiefer in die Wüsten Syriens, und brachte hier unter den härtesten Entbehrungen und Selbstpeinigungen vier Jahre zu, in unaus-gesetzter Vertiefung in die heilige Schrift. Von einem getauften Juden, der in der Nacht zu ihm kam, erlernte er die hebräische Sprache, um das alte Testament gründlicher erforschen zu können.

Nach Verlauf dieser Zeit kehrte er nach Rom zurück, nachdem er vorher zum Presbyter ordinirt worden war. Der Bischof Damasus von Rom machte ihn zu seinem Sekretair. In dessen Auftrage berichtigte er die alte, sehr mangelhafte lateinische Uebersetzung der heiligen Schrift, zuerst die Evangelien, dann auch die alttestamentlichen Bücher. Er hatte bei dieser Arbeit mannichfache Kämpfe mit denen, die an den alten, gebräuchlichen Uebersetzungen hingen, zu bestehen. Dies Werk ist's vornehmlich, durch welches er einen bleibenden Ruf erlangt hat. Die von ihm berichtigte, lateinische Uebersetzung ist unter dem Namen

de *vulgata* noch heute die in der römischen Kirche allein geltende. Ja, diese Kirche giebt ihr nicht nur gleiches Ansehen, wie dem Urtext, — sie schreibt sogar vor, daß nur diese *vulgata* gebraucht werden sollte, wenn man durch die heilige Schrift eine Lehre beweisen wolle. Das steht aber im geraden Widerspruche mit des gelehrten Uebersetzers eigener Ueberzeugung; denn Hieronymus schreibt selbst: „Gleich wie die Reinheit des alten Testaments, nach den hebräischen Büchern, so muß die Reinheit der Bücher des neuen Testaments nach der Regel des griechischen Textes untersucht werden.“ Ebenso steht er auch in Hinsicht der apocryphischen Bücher mit der römischen Kirche in Widerspruch, welche dieselben so gut als Gottes Wort betrachtet, als die kanonischen Schriften. Hieronymus hält's in diesem Stück mit der Lehre der protestantischen Kirche. Er sagt: „Die Kirche liest wohl die Bücher Judith, Tobias und der Makkabäer, aber sie nimmt sie keineswegs unter die kanonischen Schriften auf. Sie liest sie zur Erbauung, aber nicht um das Ansehen der Lehre zu befestigen.“ Endlich wollte er auch keineswegs, wie die römische Kirche es will, das Wort Gottes den Laien verboten wissen, sondern fordert im Gegentheil die Christen auf, es mit Eifer zu lesen, zu bedenken, und stets bei sich zu tragen.

Während seines Aufenthalts in Rom wirkte Hieronymus überaus eifrig für die Erweckung eines ernstern, christlichen Sinnes, besonders in den vornehmen Familien, der aber freilich unter seiner Führung eine vorwaltend mönchische Richtung nahm. In diesem Punkte war Hieronymus der damaligen Zeitrichtung völlig unterworfen, wie er denn auch einer der erbittertesten Gegner des frommen Jovinianus gewesen ist, dessen Leben wir kurz vor ihm beschrieben haben. Luther sagt einmal von seinen Schriften: „Wenn er auf die Werke des Glaubens dränge, und triebe dieselbigen, so wäre es etwas; aber er schreibet nur von Fasten, Speise, Jungfrauschaft und solchen Dingen.“ Sein strafender Ernst gegen die Sittenlosigkeit der Hauptstadt, besonders unter den Hochgestellten, erweckte ihm viele und bittere Feinde. Der Haß derselben vertrieb ihn nach Bischof Damasus Tode, im Jahre 384, aus Rom. Er erwählte sich nun zu seinem fernern Wohnorte die Stätte, da unser Herr geboren ist, und lebte seit dem Jahre 386 dauernd zu Bethlehem, bis er im Jahre 419 oder 420 gestorben ist.

Wie hier die Liebe Christi in ihm immer mächtiger wurde, und ihn in die rechte Demuth und Erkenntniß hineinführte, daß

beweist das nachstehende, liebliche Herzensgespräch, welches er noch kurz vor seinem Ende niedergeschrieben hat. „So oft ich,“ sagt er, „den Ort anschau, wo mein Heiland geboren ist, habe ich ein süßes Gespräch mit ihm. Ach, Herr Jesu! sage ich, wie hart liegst du da in deiner Krippe um meiner Seligkeit willen! Wie soll ich's dir doch vergelten! Da ist's mir, als wenn das Kindlein antwortete: Nichts begehre ich, als daß du singest: Ehre sey Gott in der Höhe! Noch dürstiger will ich werden im Delgarten und am Kreuze. Da spreche ich weiter: Ach Geliebter, ich muß dir etwas geben, ich will dir all' mein Geld geben. Er aber antwortet: Der Himmel ist mein, die Erde ist auch mein, ich bedarf nichts; gieb's armen Leuten, das will ich annehmen, als wär's mir gegeben. Ich rede weiter: Gern will ich es thun, aber dir selbst muß ich auch etwas geben, oder ich muß vor Leid sterben. Da antwortet das Kindlein: Bist du so freigebig, so will ich dir sagen, was du mir geben sollst. Gieb her deine Sünde, gieb her dein böses Gewissen und deine Verdammniß. Ich sage: Was willst du damit machen? Und das Kindlein spricht: Ich will's auf meine Schulter nehmen, das soll meine Herrschaft und herrliche That seyn, wie Jesaias vor Zeiten geredet hat, daß ich deine Sünde will tragen und wegtragen. Da fang ich denn an zu weinen, und sage: Kindlein liebes Kindlein, wie hast du mir das Herz gerührt! Nimm hin, was mein ist, und gieb mir, was dein ist, so bin ich der Sünden los, und des ewigen Lebens gewiß.“

Normisdas.

(gest. 426.)

„Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen.“ (Ps. 101, 6.)

Von den ersten, blutigen Verfolgungen, welche die Christen in Persien unter König Schapur II. erlitten haben, ist an seiner Stelle ausführlich berichtet worden. Etwa 150 Jahre

später gingen über die Bekenner des Herrn in diesem Lande neue Wetter der Trübsal. Es regierte damals der König Isdegerdes. Der übertraf, was die ausgesuchte Grausamkeit anbetrifft, jenen ersten Wütherich noch bei weitem. Der alte Geschichtsschreiber Theodoret sagt, es wäre nicht möglich zu beschreiben, mit welcher teuflischen Bosheit die Christen gemartert worden sind. Etliche wurden auf dem Rücken, andere sogar am ganzen Leibe lebendig geschunden, wieder anderen wurde die Gesichtshaut von der Stirne bis zum Kinn abgezogen. Einige wurden mit gespaltenen und mit Widerhaken versehenen Rohrstäben förmlich gespißt, so daß sie äußerlich Stachelschweinen ähnlich sahen; noch andern band man Hände und Füße zusammen, und warf sie dann in unterirdische Gewölbe, wo sie von Ratten angefressen wurden, und ohne daß sie sich irgend wehren konnten, eines langsamen, gräßlichen Todes sterben mußten. Alle diese Peinigungen dienten jedoch nur dazu, die Treue und Standhaftigkeit der Christen in um so helleres Licht zu stellen.

Als König Isdegerdes gestorben war, setzte sein Sohn Baranes mit des Vaters Herrschaft auch seine Verfolgung gegen die Christen fort. Unter ihm hat Hormisdas den Märtyrertod erlitten. Dieser Christ stammte aus einer der ältesten Familien Persiens. Sein Vater war Statthalter, und sogar aus königlichem Blute. Baranes ließ ihn vor sich fordern, und befahl ihm, Jesum zu verläugnen. Der Christ antwortete: „Wenn ich deinem Befehle gehorchte, würde ich die Gesetze der Gerechtigkeit und Liebe übertreten. Wer aber fähig ist, das Gesetz seines himmlischen Herrn zu übertreten, der wird auch nicht lange seinem irdischen Fürsten, der doch nur ein sterblicher Mensch ist, treu bleiben. Und wenn schon die Untreue gegen die Majestät des irdischen Königs mit dem Tode bestraft wird, wessen wird der gewärtig seyn müssen, der von dem Könige aller Könige abfällt?“ Ueber diese muthige Antwort gerieth Baranes so in Zorn, daß er den Hormisdas aller seiner Güter und Ehrenstellen verlustig erklärte, ihm die Kleider abreißen ließ, so daß ihm bloß ein Gurt um die Hüften blieb, und ihn dann verurtheilte, in solchem Zustande die Kameele des Heeres zu führen.

Ruhig und ohne Murren ertrug der Christ die Ausführung des grausamen Urtheils. Lange Zeit war bereits vergangen, da schaute König Baranes einst aus dem Fenster seines Palastes, und erblickte den Hormisdas, wie er ganz von der Sonnenhitze

verbrannt und mit Staub bedeckt, seines beschwerlichen Amtes wartete. Die Erinnerung an das, was jener früher gewesen und an seines Vaters hohe Würden, schien ihn zu rühren. Er befahl, daß dem Kameeltreiber ein leinenes Gewand verabreicht würde, und ließ ihn dann vor sich führen. Hier setzte er ihm auf's neue zu: „Stehe doch endlich von deiner Hartnäckigkeit ab, und entsage dem Zimmermannssohne!“ Da zerriß Hormisdas in glühendem Eifer das ihm geschenkte Gewand, und rief: „Behalte dein Geschenk, das du für den Abfall vom Glauben mir verkaufen willst!“ Jetzt gerieth der König in neue heftigere Wuth, ließ den Christen aus seinem Angesichte jagen, und Hinrichten.

Mit Hormisdas hat auch Suanes gelitten, und die Kirche feiert das Gedächtniß beider Männer an einem Tage, dem 8. August. Suanes war ein reicher und mächtiger Herr, der allein 1000 Sklaven besaß. Auch ihn wollte Varanes vom Glauben abwendig machen, aber gleich dem Hormisdas blieb er fest und unerschütterlich. Da fragte der König tüdtisch, welchen von seinen Sklaven er für den böswilligsten halte. Suanes machte einen derselben namhaft, der von besonders roher und wilder Gemüthsart war. Diesen Sklaven nun setzte der König an Suanes Statt, übergab ihm die Gewalt über die ganze Familie, unterwarf ihm seinen eigenen Herrn, ja gab ihm dessen Gemahlinn zur Frau. Mit so ausgesuchter Grausamkeit trachtete der Tyrann den Namen des Herrn Christi auszurotten. Aber der, dessen Augen auf die Treuen im Lande sehen, sah auch die Treue dieser frommen Knechte, und ob sie wohl ihr irdischer König zur äußersten Niedrigkeit stieß, hat sie ihr himmlischer Herr doch zu Ehren gehoben, also, daß sie nun bei ihm wohnen in ewiger Seligkeit.



Benjamin.

(gest. 426.)

„Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predigte.“
(1 Cor. 9, 16.)

In derselben Christenverfolgung, von welcher wir im Vorigen berichtet haben, wurde auch der Diakon Benjamin in den Kerker geworfen. Zwei Jahre hatte er hier bereits geschmachtet, als einst ein kaiserlicher Gesandter des oströmischen Reiches nach Persien kam. Der hörte von ihm und erbat sich vom Könige als besondere Gunstbezeugung seine Freilassung. Varanes bewilligte die Bitte, aber unter der Bedingung, daß Benjamin sich verpflichte, nach seiner Freilassung keinem Anhänger der persischen Lehre mehr das Evangelium zu predigen. Der römische Gesandte ging die Bedingung ein, ohne den Gefangenen vorher um seine Zustimmung gefragt zu haben. Aber sobald Benjamin erfuhr, um was es sich handele, erklärte er sogleich mit aller Entschiedenheit, daß er eine solche Bedingung niemals eingehen werde. „Es ist mir unmöglich,“ sprach er, „das Licht, welches mir zu Theil geworden ist, nicht anderen mitzutheilen; denn das Evangelium lehrt, wie schwerer Strafe sich der schuldig macht, welcher sein Pfund vergräbt.“ Inzwischen kümmerte sich niemand um diese seine Erklärung. Man wollte dem Könige die Sache nicht noch einmal vor die Ohren bringen, setzte vielmehr voraus, daß jener die Bedingung eingegangen sey, und gab ihm die Freiheit. Er aber fuhr nun nach wie vor fort, mit Eifer das Evangelium zu verkündigen. Zuletzt kam's dem Könige doch zu Ohren. Er ließ den kühnen Christen zuerst durch harte Drohungen von seinem Predigen abmahnen, und, als jener dennoch fortfuhr, seinen Mund zur Ehre des lebendigen Gottes weit aufzuthun, ließ ihn Varanes vor sich führen. Hier nun wollte er den Christen mit Gewalt zum Abfall zwingen. Benjamin aber fragte: „Was würdest du mit dem Unterthanen thun, der von dir zu deinen Feinden überließe?“ „Der müßte sterben!“ sprach Varanes hastig. „Nun denn,“ erwiderte Benjamin, „so richte selbst, welche Strafe dann den treffen wird, der von seinem Schöpfer abfällt, und einem Geschöpfe die Ehre giebt, welche Gott gebührt!“

Je treffender diese Antwort war, und je mehr sich der König in seinem Herzen geschlagen fühlen mußte, um so heftiger wurde sein Zorn. Er ließ den Christen unter die Nägel der Finger und Zehen, und ebenso in die übrigen empfindlichsten Theile des Körpers spitze Schilfsplitter stoßen, dann wieder herausreißen und von neuem hineinschlagen. Nachdem diese unerhörte Marter mehrere Male wiederholt war, ohne daß sie jedoch Benjamins Standhaftigkeit zu erschüttern vermochte, der vielmehr fest bei seinem Bekenntnisse blieb, wurde der König endlich seiner Grausamkeit müde, und gab Befehl, ihn aufzuspießen, worauf der Märtyrer alsbald verschied.

Augustinus.

(gest. 430.)

„Wo aber die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden.“ (Röm. 5, 20.)

Die Jugend- und Befehrungsgeschichte dieses außerordentlichen Mannes, den die Gnade Gottes aus dem tiefsten Schlamme der Sünde, wie einen Brand aus dem Feuer gerissen hat, hängt mit dem Leben seiner frommen Mutter so innig zusammen, daß wir gar nicht anders konnten, als bei der Schilderung dieser glaubensstarken Veterinn, schon auf dieselbe den engsten Bezug zu nehmen. Wir müssen daher, um nicht unnöthig das schon Gesagte zu wiederholen, den Leser auf die Geschichte der *Monika* zurückweisen, und werden, was Augustins Jugend anbetrifft, hier nur das dort bereits gebotene ergänzen.

Aurelius Augustinus wurde am 13. Novbr. des Jahres 354 in der Stadt Tagaste in Numidien geboren. Die frommen Mühen der Mutter um seine Seele schienen anfangs sehr fruchtbaren Boden zu finden. Als Kind verlangte er, während einer heftigen Krankheit, die ihn dem Tode nahe gebracht hatte, mit heißer Sehnsucht nach der christlichen Taufe. Wir haben schon mehrmals erwähnt, daß in jenen Zeiten der Kirche dies heilige Sakrament häufig verschoben wurde, bis es der eigene Wille des

Täufelings begehrte. Monika wollte des Kindes Verlangen erfüllen, als es plötzlich wieder genas. Daher wurde die Taufe aufgeschoben. Nun folgte eine lange, trübe Zeit für das sorgende Mutterherz. Die Reime der Gnade, welche sich in dem Herzen des Kindes so lieblich regten, schienen bereits in dem Knaben völlig erstickt. Die Sünde war mächtig aufgeschossen in ihm. Er selbst sagt später von seinen Schuljahren: „Menschen gefällig zu seyn, war mir die höchste Tugend. Aus Spielsucht hinterging ich meine Aeltern und Lehrer mit unzähligen Lügen. Ich beraubte sogar die Vorrathskammer meiner Mutter, theils aus Gefräßigkeit, theils um meine Spielkameraden beschenken zu können. Um ein Spiel zu gewinnen, bediente ich mich oft unrechtmäßiger Mittel, und doch, wenn ich andere über so etwas ertappte, wurde ich sehr zornig. Ist das die Unschuld der Kindheit?“

Wie der Knabe wuchs, und wie sich seine großen, natürlichen Fähigkeiten immer herrlicher entwickelten, so wurde auch die Sünde immer mächtiger, und trieb ihre Schossen zur giftigen Blüthe. In seinem sechszehnten Jahre kehrte er von Madaura, wo er den ersten Unterricht in der Redekunst empfangen hatte, ins Aelternhaus zurück. Der Vater hatte seine Freude an ihm. Wie er lebte, das kümmerte ihn nicht; er hatte nur den einen Wunsch, daß er ein guter Redner werden möchte. Ja, er hatte an den Ausschweifungen und wilden Streichen seines Sohnes noch Wohlgefallen. Er sah nur den genialen Kopf, und beschloß den Jüngling zur Bereicherung seiner Kenntnisse nach Karthago zu schicken. Die Mutter war tief erschrocken über den verlorenen Zustand seines Herzens, und redete ernstlich und unter heißen Thränen mit ihrem Sohne; aber Augustin verachtete die mütterliche Ermahnung. Es war ja nur die Stimme eines Weibes. „So verblindet war ich,“ gesteht er in seinen Bekenntnissen, „daß ich hätte erröthen mögen, wenn meine Gefährten mich für weniger ruchlos gehalten hätten, als sie selbst waren. Ja, ich erdichtete eine Menge Unthaten, die ich nie begangen hatte, um nur ihren Beifall zu erhalten. Nicht aus Mangel, sondern aus bloßem Muthwillen, um die Freude der Sünde zu genießen, beging ich einen vorsäglichen Diebstahl.“

Auf der hohen Schule zu Karthago ergab sich Augustin vollends jeglicher Ausschweifung. Schon in seinem achtzehnten Jahre legte er sich eine Beischläferin zu, und erzeugte mit ihr einen Sohn, den er Adeodatus, das ist, der von Gott gegebene, nannte. Dreizehn Jahre hat er mit diesem Weibe in wilder Ehe

gelebt. Ohne Rückhalt gab er sich der Befriedigung aller seiner Lüfte hin. In seinem Studium befeißigte er sich jener Art der Beredsamkeit, die in der Kunst besteht, die Wahrheit zu verdrehen. Es kamen wohl auch bessere Augenblicke. Die Eindrücke seiner Jugend waren noch nicht völlig in ihm erstorben. Vor dem Namen des Herrn Christi hatte er doch immer noch einige Ehrfurcht. Die Ermahnungen seiner Mutter ließen sich nicht so ohne weiteres abschütteln. Monila war Wittwe geworden, als er im neunzehnten Jahre seines Lebens stand. Er fing sogar einmal an die Bibel zu lesen, aber sein Herzenszustand war so beschaffen, daß er keinen Geschmack an solchem Studium finden konnte. Die heilige Schrift verlangt ein einfältiges, demüthiges Herz. Dem hoffährtigen, aufgeblasenen Sinne bleibt sie immer verschlossen. Endlich fiel er gar in die Hände der Manichäer, einer schmutzigen, lästernden Sekte, die sich nach ihrem Stifter Mani nannte. Diese Leute nahmen zwei von einander unabhängige Urkräfte an, ein gutes und ein böses Wesen, das Licht und die Finsterniß. Auf diesem Grunde hatten sie dann einen ganzen Bau von Thorheit und Aberglauben aufgerichtet. Sie suchten ihren Gott in der Sonne und im Monde. Besonders feindselig traten sie gegen die Lehre der christlichen Kirche auf, und verlästerten dieselbe auf alle Weise. „Von meinem neunten bis zu meinem acht und zwanzigsten Jahre,“ bekennet Augustin, „lebte ich, selbst betrogen, und andere zu betrügen bemüht, öffentlich durch das, was man die freien Künste nennt, und heimlich durch eine falsche Religion. In der ersten Periode war ich stolz, in der letzten abergläubisch, immer eiteln Ruhm suchend, sogar bis zum Buhlen um theaterhafte Bezeugungen des Beifalls, und um das traurige Gemälde zu vollenden: ich war ein Sklave aller Lüfte des Fleisches. Die Hoffährtigen mögen mich verachten, und alle, die nie von dir, mein Gott, das heilsame Werk der Demüthigung erfahren haben! Aber dir bekenne ich meine Schande, zu deiner Ehre.“

Nach Vollendung seiner Studien war Augustin nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, und trat hier bereits in seinem ein und zwanzigsten Jahre als Lehrer der Beredsamkeit und der schönen Wissenschaften öffentlich auf. Er unterrichtete seine Schüler in den trügerischen Künsten der Rechtsgelehrten, und brachte ihnen bei, wenn auch nicht, wie sie Unschuldige unterdrücken, aber doch, wie sie Schuldige in Schutz nehmen könnten. Dabei lebte er in seiner wilden Ehe fort, übte mit Eifer die abgeschmackten Gebräuche des manichäischen Aberglaubens, und war mit Leidenschaft

eben so sehr der Sterndeuterei, als dem Schauspieler ergeben. Grund genug zum bittersten Herzeleide für seine Mutter, die an dem frühen Ruhm ihres Sohnes keinen Gefallen fand. Ein wunderbarer Vorfall schreckte ihn um diese Zeit aus seiner Ruhe. Augustin hatte einen Freund, der von Jugend auf sein Schulkamerad gewesen war. Auch ihn hatte er vom wahren Glauben zu seinen manichäischen Irrthümern hinübergezogen. Dieser Freund wurde plötzlich von einem heftigen Fieber befallen. Aus Angst für sein Seelenheil hatten ihn seine Angehörigen, mehr wohlwollend als erleuchtet, im Zustande halber Bewußtlosigkeit taufen lassen. Augustin hörte es mit großer Gleichgültigkeit, denn er zweifelte nicht, daß sein Unterricht kräftiger in dieser Seele haften würde, als etwas, was ohne ihr Vorwissen mit dem Leibe vorgenommen war. Inzwischen erholte sich der Kranke gegen alle Erwartung wieder. Da eilte Augustin zu ihm, um ihm seine Taufe lächerlich zu machen. Mit Zuversicht hatte er auf die Zustimmung seines Freundes gerechnet, und er erstaunte nicht wenig, als ihm dieser mit vollster Entschiedenheit erklärte, wenn er sein Freund bleiben wolle, so dürfe er in diesem Tone nicht weiter reden. Betroffen über dies unerwartete Benehmen, beschloß er die ganze Unterredung aufzuschieben, bis jener völlig genesen seyn würde. Aber das Fieber stellte sich nach wenigen Tagen wieder ein, und der Tod entrückte ihn Augustins unseligen Bemühungen.

Diese Erfahrung, so wie die unablässigen Gebete und Ermahnungen seiner Mutter ließen ihm bald keine Ruhe mehr in Tag und Nacht. Er ging erst nach Karthago, später nach Rom. Die Gottlosen haben keinen Frieden, und am wenigsten, wenn ihr Gewissen zu erwachen beginnt. Wie er seine Mutter belog, und heimlich während der Nacht sich einschiffte, davon ist in deren Leben bereits berichtet; eben so, daß er bald nach seiner Ankunft in Rom von einer gefährlichen Krankheit befallen wurde. Nach seiner Genesung wurde er vom kaiserlichen Hofe, der damals in Mailand residirte, zum Lehrer der Beredsamkeit in dieser Stadt berufen. Und hier war es, wo die auf allen seinen Irrwegen fort und fort ihn suchende Gnade Gottes endlich nach harten Kämpfen und heißen Wehen den Eingang in sein Herz fand. Augustin hatte dem wegen seiner Frömmigkeit damals in der ganzen Welt berühmten Bischof Ambrosius besucht, und war von ihm mit väterlicher Freundlichkeit aufgenommen worden. Diese Güte, welche sein Herz gewonnen, und die Neugier,

ob jenes Beredsamkeit auch wirklich seinem Ruhme entspräche, trieb ihn in des Ambrosius Kirche. Bald wurde er ein eifriger Besucher der Predigten des frommen Mannes, zwar immer nur, um dessen Lehrweise kennen zu lernen, nicht aber um der Lehre selbst willen. Indes, ohne daß er es sich selbst gestehen wollte, blieb doch von den gehörten Worten mehr und mehr an ihm haften. Zuerst äußerte sich dies darin, daß er bald völlig überzeugt ward, wie ungegründet die Vorwürfe waren, welche dem christlichen Glauben von den Manichäern gemacht wurden. Dann mußte er sich eingestehen, daß die christliche Lehre noch nie durch manichäische Waffen besiegt worden sey. Endlich kam die Ueberzeugung, daß seine bisherige Religion Irrthum, Thorheit und Aberglauben sey. Um diese Zeit führte ihm der Herr seine Mutter wieder zu, die dem Schmerzenskinde von Afrika nach Mailand gefolgt war. Sein Zustand war noch immer keineswegs erfreulich, nur der Blick auf den, der das gute Werk, welches er anfängt, nie unvollendet läßt, konnte dem Mutterherzen Hoffnung geben. Augustin war nicht mehr Manichäer, aber es fehlte viel, daß er ein Christ gewesen wäre. Er wollte immer noch aus löchrichten Wasserbrunnen schöpfen. Er selbst sagt von seinem damaligen Zustande: „Ich hütete mich vor zu früher Entscheidung, aus Furcht, in einen neuen Abgrund zu fallen. Die Zweifelsucht plagte mich aber um so mehr. Ich wollte auch dessen, was nicht in die Sinne fällt, ebenso gewiß seyn, als daß sieben und drei zehn machen. Durch Glauben hätte ich geheilt werden können. Wie aber der, welcher einmal unter den Händen eines schlechten Arztes gelitten hat, auch dem guten nicht mehr traut, so wollte sich meine Seele nicht heilen lassen durch das Mittel des Glaubens. Kaum habe ich je mein Elend so gefühlt, als da ich eines Tages eine Lobrede auf den Kaiser gehalten, in der ich viel gelogen, und mit meinen Lügen auch die Gunst derer, die das Gegentheil wußten, zu erhalten gesucht hatte. Auf der Straße begegnete ich einem Bettler, der seinen Hunger eben gestillt hatte, und nun lustig und fröhlich seine Wege ging. Ein Seufzer brach bei diesem Anblicke aus meiner Brust. Ich stellte meinen Begleitern unsere Thorheit vor, wie wir mit aller unserer Mühe, und auf den beschwerlichsten Umwegen doch am Ende nichts anderes suchten, als was dieser Bettler bereits gefunden, und mit wenigen erbettelten Pfennigen erkaufte hatte. Die wahre Freude erkannte er zwar nicht, ich aber strebte ja nach einer weit gefährlicheren. Seine Freude war

Trunkenheit, die meinige Ehre, und wie vergänglich ist auch diese. Ich fühlte, daß ich nicht glücklich wäre."

Bei Augustin war es besonders die Fleischeslust, durch welche die Sünde in seinem Leibe herrschte. Er hoffte zwar noch immer mit einem Streiche die unreinen Bilder verjagen zu können, die fort und fort seine Seele umlagerten; aber vergebens arbeitete sein Herz gegen die sinnlichen Vorstellungen des Geistes. Seine Willenskraft war gebrochen, und er versank immer wieder in die Stricke seiner Lüste. Die Bitten seiner Mutter vermochten ihn, das Weib zu entlassen, mit welcher er so lange im verbrecherischen Umgange gelebt hatte. Monika wollte nun ihren Sohn verheirathen, aber da sich dies verzögerte: unterlag er neuer Versuchung, und ging ein ähnliches, verbotenes Verhältniß ein. So, immer auf's neue Preis gegeben seinen Lüsten und seinen Vorwürfen, machte er immer neue Versuche, beiden zu entfliehen. Mit Seufzen fühlte er die Bande, welche die sinnliche Begierde seinem freien Willen angelegt hatte. Es ist ja nicht möglich, zum Frieden zu gelangen, so lange noch Eine Sünde in uns die Herrschaft hat. Nun wußte er aus eigener Erfahrung, was Paulus Römer am siebenten vom Streite des Fleisches und Geistes sagt. Er liebte das Gute, und wurde immer wieder von der bösen Lust zu dem gezogen, was er nicht wollte. Er trieb zwar sein gewöhnliches Thun fort, aber täglich wuchs seine Angst, täglich seufzte er zu Gott. Er machte sich die peinigendsten Vorwürfe, peitschte seine Seele mit guten Vorfällen, mit Sprüchen der Schrift; aber sie gehorchte ihm nicht. Dem Strome seiner Gewohnheiten entrissen zu werden, fürchtete er ärger, als den Tod. Da hieß es so recht eigentlich von ihm: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen aus dem Leibe dieses Todes?"

Doch die Stunde der Erlösung war näher, als er glaubte. Augustin hatte einen Freund, den Alipius, der in Carthago sein Schüler gewesen, und damals schon innig von ihm geliebt war. Er war ihm nach Mailand gefolgt, und lebte hier von ähnlichen Zweifeln und ähnlicher Schwachheit befangen; aber auch von gleichem Verlangen ergriffen, die Wahrheit zu finden. Die Stunde der neuen Geburt sollte für beide Freunde dieselbe seyn. Gottes gute Hand hatte den Augustin zu einem alten, vielgeprüften Christen geführt, Namens Simplician. Zu diesem gewann er ein solches Zutrauen, daß er sein ganzes Herz vor ihm ausschüttete. Unter allem, was ihm dieser Jünger des Herrn erwiederte, machte die Erzählung der

Befehrung eines gewissen Viktorinus auf ihn einen ganz besondern Eindruck. Der hatte aus Menschenfurcht lange nur in seinem Herzen Christ seyn wollen, aber Simplician hatte das nicht gelten lassen. Endlich war jener mit Gewalt durchgebrochen, und hatte öffentlich ein herrliches Bekenntniß abgelegt. Augustins Herz brannte inwendig in ihm, dem muthigen Bekenner ähnlich zu werden. Noch stärker wurde diese Gluth angefaßt, als ein anderer Freund bald darauf ihm und den Altpius eine ähnliche Geschichte aus Trier erzählte. Da waren zwei Kriegersleute wie von ungefähr in die Hütte armer, aber frommer Leute gerathen, und hatten hier ein Buch gefunden, dessen Inhalt sie so hingerissen, daß der eine zum andern gesprochen: „Wohin trachten wir mit aller unserer Mühe und Arbeit zu gelangen? Erstreckt sich unsere Hoffnung weiter, als Freunde des Kaisers zu werden? Und wir könnten doch Gottes Freunde seyn, wenn wir wollten! Wohl, ich will es!“ Worauf der andere geantwortet: „Wo du bist, da will ich auch seyn!“ Und von Stunde an hatten beide den Kriegsdienst verlassen, und waren dem Herrn Christo nachgefolgt. Mit glühenden Wangen saß Augustin da, und als der Freund wegging, rief er seinem Gefährten zu: „Was ist das, Altpius! Ungelehrte raffen sich auf, und reißen das Himmelreich an sich, und wir mit all unserer herzlosen Gelehrsamkeit wälzen uns im Schlamme der Sünde?“

Vor großer, innerer Bewegung war er aufgesprungen. Plötzlich riß er sich los von dem Freunde. Der tobende Streit in seinem Herzen trieb ihn in's Freie. Er eilte in das Gärtchen am Hause. Erstaunt hatte ihn der Freund angesehen, und erschreckt von dem bebenden Tone seiner Rede, der Gluth der Augen und des Angesichtes, folgte er ihm nach. An der von dem Hause entferntesten Stelle fand er ihn. In Augustins Seele stürmte es noch fort, und heftiger, als je. Er sprach bei sich selbst: „Nun soll es, nun muß es geschehen.“ Aber aus der Tiefe seines Herzens stiegen alle seine Sünden wieder heraus, und traten vor die erschütterte Seele. Sie schrieten ihn an, sie faßten ihn am Kleide. „Du willst uns verlassen?“ riefen sie ihm zu: „Wir sollen in Ewigkeit nicht mehr bei dir wohnen? Bedenke, in Ewigkeit sollen dir unsere Freuden nicht mehr erlaubt seyn? Glaubst du, daß du ohne uns leben kannst?“ Immer heftiger wurde der Kampf. Altpius stand ihm zur Seite, und erwartete schweigend den Ausgang der ungewohnten Bewegung. Endlich kam dem Ringenden ein Strom von Thränen zu Hülfe. Von

neuem riß er sich empor, um sich diesen Thränen ganz und ungestört zu überlassen. Unter einem Feigenbaume wirft er sich endlich nieder, und unter strömenden Thränen schreit er zu Gott empor: „Ach Herr, wie lange! Wie lange, Herr, willst du zürnen? Wie lange noch soll's heißen: morgen, morgen! Warum nicht gerade jetzt? O, warum nicht das Ende meiner Schmach zu dieser Stunde?“

Da hörte er plötzlich neben sich eine Stimme, wie die eines singenden Kindes, welche oft die Worte wiederholte: „Nimm und lies! Nimm und lies!“ Er entfärbte sich, und sann nach, ob etwa Kinder bei ihrem Spielen diese Worte zu sagen pflegten, aber er konnte sich nicht erinnern, sie jemals gehört zu haben. Da kam ihm der Gedanke, es sey eine göttliche Mahnung, er solle seine Bibel aufschlagen, und die erste Stelle lesen, die ihm beim Aufrollen der Schrift in die Augen fallen würde. Ähnliches hatte er von Andern gehört. Er drängte seine Thränen zurück, sprang auf und eilte wieder an den Ort, wo er zuerst gegessen, und wo er eine Abschrift der Briefe des Apostel Paulus liegen gelassen hatte. Hastig griff er danach, rollte sie auf und die ersten Worte, welche ihm in die Augen fielen, waren die: „Nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid, sondern ziehet an den Herrn Jesum, und wartet des Leibes, doch also, daß er nicht geil werde!“*) Weiter las er nicht. Mehr bedurfte es nicht. Er wußte genug; wußte, was der Herr von ihm wolle. Aber mit diesen Worten war auch ein Strahl der Sicherheit in seine Seele gefallen. Er wußte nun, daß er es auch könne. Die Nacht der Zweifel war geslohen. Mit ruhigem Blick zeigte er die Stelle seinem Alhypius. Dieser las sie, las dann auch weiter und las für sein Herz die unmittelbar darauf folgenden Worte: „Den Schwachen im Glauben nehmet auf!“ und zeigte diese Stelle wieder dem Augustinus. Beide Freunde verstanden sich, und beide vereinigten sich zu dem gleichen, festen Entschlusse. Beide eilten zu Monika. O wie wurde ihr treues Herz von Jauchzen und Frohlocken erfüllt! wie pries sie den, der überschwenglich mehr thun kann, als wir bitten und verstehen! Fest stand nun Augustinus Entschluß, sich ganz und unwandelbar dem Dienste des Herrn zu weihen, mit Entsagung der Ehe und aller zeitlichen Vortheile. Sein von der Borne der Vergebung überströmendes Herz ergoß sich in dies Dankgebet: „O Herr, ich bin dein Knecht, deiner

*) Röm. 13, 13, 14,

Magd Sohn! Du hast meine Bande zerrissen. Dir will ich Dank opfern, und deinen Namen preisen. Es lobe dich mein Herz und meine Zunge! Alle meine Gebeine müssen sagen: Wer ist dir gleich, o Herr? Denn deine Hand hat mich aus der Tiefe des Todes errettet und aus dem Abgrund des Verderbens. Wer bin ich, und was bin ich? Wie böse war ich und meine Werke! oder, wenn nicht meine Werke, doch meine Worte; oder, wenn nicht meine Worte, doch mein Wille! Du aber, o Herr, bist gütig und barmherzig. Alles, was du wolltest, wollte ich nicht; und was du nicht wolltest, das wollte ich. Du hast meinen Willen von den Banden befreit, worin er gefangen lag, und gerne beuge ich nun meinen Nacken unter das sanfte Joch Christi. Leicht und lieblich wurde es mir, in demselben Augenblicke meine vorige Eitelkeit ganz zu vergessen, und das freiwillig zu verlassen, vor dessen Verlust mir sonst schauderte. Denn du warfst sie selber von mir weg, und nahmst an ihrer Statt mein Herz in Besitz, du höchste Lieblichkeit, du reinste Quelle, klarer, als das Licht, geheimer, als das tiefste Geheimniß, erhabener, als alles, was herrlich ist."

Was Augustin erfahren, bedurfte der stillen Pflege. Er zog sich mit Alypius eine Zeit lang auf ein naheß Landgut zurück. In der Osterzeit des Jahres 387 ging er wieder nach Mailand, um die heilige Taufe zu empfangen. Er hatte auch den Sohn seiner Sünde, den Adeodatus, mitgenommen. Der war damals ein vielversprechender Jüngling von 15 Jahren, Seine Geistesgaben waren so außerordentlich, daß er nach des Vaters eigenem Zeugniß viele alte und gelehrte Männer an Verstand übertraf. Aber der Herr nahm ihn bald darauf aus diesem Leben hinweg, und Augustin pries auch für diese Föhrung den Namen des Allbarmherzigen. Wußte er ihn doch nun sicher und geborgen. Er hatte ja selbst an sich erfahren: Große Gaben, große Versuchungen; hohe Weisheit, tiefer Fall. Früher schon war Monika heimgegangen, kurz nach ihres Sohnes Taufe. Ihr Lebensziel war ja nun erreicht; was sollte sie noch auf dieser Welt? Wir haben von ihrem seligen Ende bereits in ihrer Lebensgeschichte ausführlich erzählt. In Italien litt es den Augustin nicht länger. Mit seinen Freunden, (Evodius, ein Jüngling aus seiner Vaterstadt, hatte sich gleichfalls zu ihnen gesellt,) wollte er eine Zeitlang in der Stille beisammenwohnen, um ganz dem Herrn leben zu können. Sie gingen zu dem Ende nach Afrika zurück. Augustin verkaufte alles, was er irgend entbehren konnte, und gab's den Armen. In der Nähe

seiner Vaterstadt Tagaste besaß er ein kleines Landgut. Das erwählte er zu seinem Zufluchtsort, und verlebte hier 3 Jahre in stiller Betrachtung.

Der Herr hatte sich in so wunderbarer Weise ein Rüstzeug zubereitet; jetzt wollte er es auch in seinem Weinberge gebrauchen. Nach Verlauf jener drei Jahre führte der Wunsch eines angesehenen Mannes, der von ihm Unterricht begehrte, den Augustinus nach der Stadt Hippo. Hier wirkte der fromme Bischof Valerius, ein Mann, reicher geziert mit Gottseligkeit, als mit Wissenschaft. Er wußte das selbst am besten; und als er sah, daß Augustin sich bald die allgemeine Achtung und Liebe erworben hatte, sprach er einst in der Kirche zur versammelten Gemeinde offen von der Nothwendigkeit, noch neben ihm einen Presbyter für Hippo anzustellen. Da richteten sich aller Blicke auf Augustin. Einmüthig bat das Volk, daß dieser zum Priester geweiht werde. Augustin hatte alles mit angehört; er war bestürzt, und vergoß viele Thränen; aber er mußte sich dem Unge stüme des Volkes, und den Bitten des Bischofs fügen. Nun stand er als berufener Diener im Weinberge des Herrn. Er verwaltete sein Amt mit so großem Segen, daß sich sein Ruf bald in der ganzen abendländischen Christenheit verbreitete. Valerius sah ohne Reid, wie jener wuchs, und er abnahm. Ja, er freute sich herzlich darüber, und um solches Kleinod seiner Gemeinde zu erhalten, ließ er ihn zu seinem Mitbischof weihen. Wieder sträubte sich Augustin, aber wieder mußte er dem vereinten Drängen des Bischofs und der Gemeinde nachgeben. Nach des Valerius Tode ward er ordentlicher Bischof von Hippo. Sein Eifer und seine Thätigkeit wuchsen in gleichem Maße, als sein Ansehen und sein Einfluß in der Kirche. Das Kloster, welches er gründete, wurde in ganz Afrika berühmt. Die tüchtigsten Lehrer des Evangeliums gingen aus demselben hervor, nur allein zehn Bischöfe von anerkannter Gottseligkeit. Durch seine Lehre ebenso wohl, als durch seine Schriften, die sogar in's Griechische übersetzt wurden, hob sich die vielfach verdunkelte, evangelische Lehre mit zunehmender Kraft wieder empor. Sein äußeres Leben war sehr einfach. Ohne seinem Leibe die Nothdurft zu versagen, vermied er jeden Glanz. Was er erübrigte, gehörte den Armen. Demuth und Sanftmuth war seit seiner Bekehrung der hervorstechende Zug seines Charakters. Er duldete es nie, daß in seiner Gegenwart lieblos von andern gesprochen wurde. Eine Inschrift auf seiner Tafel deutete an, daß jeder,

der sich so etwas zu Schulden kommen lasse, von seinem Tische ausgeschlossen sey.

Unter den Weizen des Herrn säet der Feind fort und fort sein Unkraut. Zu jeder Zeit ist er bemüht, durch Irrlehren und Lügen die Menschen von der Wahrheit abwendig zu machen. Ja, jede Zeit hat ihre besondere Irrlehre. Aber der Herr hat sich auch zu jeder Zeit seine besonderen Streiter zu erwecken gewußt, durch die er den Kampf noch allezeit zum Siege hinaus geführt hat. Wie er dem Arius einen Athanasius entgegenstellte, und wie man den Kampf mit diesem als des großen Mannes Lebensaufgabe bezeichnen kann, so stehen sich Augustin und Pelagius gegenüber; so war Augustin ganz besonders dazu berufen, der Vorkämpfer gegen die Irrlehre der Pelagianer zu seyn. Diese Irrlehre war eine neue, gefährliche List, mit welcher der Teufel das helle Licht des Evangeliums zu unterdrücken gedachte. Er hatte die schwache Seite der damaligen Kirche richtig ausgespäht. Durch das mit reißender Schnelligkeit überhand nehmende Mönchswesen war viel Eigengerechtigkeit unter die Heerde Christi gekommen. Es gab viele Menschen, die es wirklich durch Fasten und Kasteien zu einem hohen Grade äußerer Heiligkeit gebracht hatten. Hochmuth aber ist noch allezeit die rechte Wast für den alten, natürlichen Menschen gewesen. Viele solcher vermeintlichen Heiligen wußten schon nicht mehr recht, was sie mit dem Verdienste des Herrn Jesu Christi anfangen sollten. Dünkten sie sich doch selbst gerecht und heilig genug. Ein solcher Heiliger war auch Pelagius, ein Mönch aus dem Lande Britannien, eine flache, nüchterne, selbstgenugsame, aber äußerlich rechtschaffene Mönchsnatur. Die Einsamkeit seines Klosterlebens hatte ihn vor groben Sünden bewahrt. Von tiefen, innerlichen Kämpfen hatte er keine Ahnung. Von dem Streite des Fleisches mit dem Geiste wußte die dürre Seele nichts. So konnte er es denn auch nicht weiter, als zu bloßen Moralpredigten bringen. Er kannte kein angeregentlicheres Geschäft, als eine ununterbrochene Mahnung zu einem tugendhaften Leben. Das wäre nun noch immer unversänglich gewesen; aber bald zeigte sich, wo es eigentlich hinaus sollte. Ein frommer Mann sagt einmal: „Der Teufel kann sich verstecken, wie er will, der Pferdefuß kuckt doch immer durch.“ Pelagius lehrte nun weiter, die menschliche Natur sey keineswegs seit Adams Fall verderbt. Sie sey vielmehr noch jetzt in ihrem ursprünglichen Zustande, und könne durch sich selbst, und

in eigener Kraft zur Vollkommenheit, und also auch zur Seligkeit gelangen, wenn sie nur Ernst gebrauchen wollte. Diese Lehre stand in zu offenbarem Widerspruch mit dem alten Kirchenbekenntniß, als daß nicht immer noch ein Stein nach dem andern aus dem Fundamente herausgebrochen werden mußte. Pelagius läugnete denn auch geradezu den Zusammenhang zwischen der Sünde und dem leiblichen Tode. Adam wäre auch gestorben, wenn er nicht in den Apfel gebissen hätte. Ferner zwischen Christi Verdienst und unserer Gerechtigkeit. Er behauptete, das Gesetz führe eben so gut zur Seligkeit, als das Evangelium von der freien Gnade Gottes. Das war die neue, verderbliche Irrlehre, die wie ein Krebsgeschaden in der Kirche Christi um sich fraß. Es stand aber zu Anfang des fünften Jahrhunderts schon weit hinein böse. Das Evangelium hatte wohl noch seine treuen Streiter, aber von zwei Synoden in Palästina war Pelagius bereits frei gesprochen, und er pochte auf seinen Sieg.

Wenn der christliche Leser die Gefahr überdenkt, die der Kirche von dieser Seite drohte, und dann einen Blick auf Augustin's Befehrungsgeschichte zurückwirft, so muß er gewiß mit uns ausrufen: „O welch eine Tiefe des Reichthums!“ Es fällt da ein neues Licht auf die dunklen Führungen seines Lebens. Es ist, wie wenn sich Gott dies Rüstzeug pur lautterlich zum Streiter gegen die vernunftstolze Eigengerechtigkeit zubereitet hätte. Augustin wußte, wie viel der Mensch aus eigener Kraft vermag; er hatte Mark und Bein erschütternde Blicke in die Sündentiefen des menschlichen Herzens gethan, so daß ihm zur deutlichsten, alle seine anderen Gedanken beherrschenden Erkenntniß gekommen war, daß der Mensch in sich nichts, und von Natur von Gott abgekehrt ist, und daß er sein Alles in der freien Gnade Gottes zu suchen hat. Er konnte gar nicht anders, er mußte dem Pelagius mit vollster Entschiedenheit entgegen treten. Wir wir schon erzählt haben, hatte Augustin's Wirken bereits herrliche Früchte getragen. Die Kirche Nordafrikas hatte sich durch ihn wieder zum Evangelium von der freien Gnade Gottes gewendet. Jetzt nun erhob sie sich, mit dem Bischof von Hippo an der Spitze, in heiligem Eifer gegen die Lehre des Pelagius. Durch seine Schriften wirkte Augustin besonders segensreich. Kräftig und eindringlich legte er der ganzen Christenheit das Unerangelische jener Lehren dar. Ehen im Jahre 416 verdamnten auf den beiden Synoden zu Carthago und Mileve die nordafrikanischen Bischöfe den Pelagianismus felerlich. Noch aber wider-

strebte der römische Bischof Zosimus, der den Pelagius noch immer für rechtgläubig anerkannte. Da versammelten sich die afrikanischen Bischöfe im Jahre 418 zu einer Generalsynode in Karthago, und verwarfen den Pelagianismus zum zweiten Male.*) Nun trat auch Zosimus bei, und so hatte der äußere Streit schon jetzt ein Ende. Achtzehn italische Bischöfe, welche dem Urtheile der Synode nicht beitreten wollten, wurden ihrer Stellen entsetzt.

Eben so kräftig, wie gegen die vernunftstolze Eigengerechtigkeit der Pelagianer, kämpfte Augustin gegen die Schwärmerei der Donatisten, welche schon seit dem Anfange des vierten Jahrhunderts die christliche Kirche beunruhigt hatten. Sie führten ihren Namen von ihrem Chorführer Donatus Magnus, und hatten ähnliche Ansichten wie die Novatianer, von denen ein Jahrhundert früher bei der Geschichte des Bischofs Cyprian die Rede gewesen ist. Sie trieben die Behauptungen Novatians nur noch mehr auf die Spitze. So stellten sie den Satz auf, daß in der christlichen Kirche kein faules Glied seyn dürfe, oder die ganze Kirche sey faul. Jedes Glied der Kirche müsse vielmehr heilig, und ohne Flecken und Runzel seyn. „Gott behüte mich vor einem Kirchlein, darinnen eitel Heilige sind!“ rief Doktor Luther bestürzt aus, als zu seiner Zeit die Wiedertäufer dieselbe Schwärmerei aufbrachten. Er erkannte wohl, daß deren Quelle ein entsetzlicher, geistlicher Hochmuth ist. Sie widerspricht ja auch schnurstracks der ganzen evangelischen Grundanschauung. In den deutlichsten Aussprüchen reden Christus und die Apostel vom Unkraut, das unter dem Weizen seyn soll bis zur Erndte, von faulen Fischen, die mit den gesunden im Netze gefangen werden, von Gefäßen eines Hauses zur Ehre, aber auch zur Unehre. Gegen diese unbiblische Schwärmerei kämpfte denn auch Augustin mit scharfen Waffen. Anfangs gebrauchte er auch hier nur das Schwert des Geistes, später jedoch ließ er sich verleiten, gegen seine eigenen frühern, sehr entschiedenen Aussprüche, Gewaltmaßregeln als erlaubt darzustellen. Er selbst blieb in der Praxis milder, als er es in der

*) Auf dieser Synode erklärten dieselben Bischöfe, daß die, welche an die überseeische Kirche, nämlich an den Bischof zu Rom, appelliren würden, mit dem Kirchenbanne belegt werden sollten. Ein wichtiger Beweis, wie wenig selbst jetzt noch die allerkirchlichgesinnten und rechtgläubigsten Bischöfe die angemessene Oberherrschaft des römischen Bischofs anerkannt haben.

Theorie war. Im Jahre 411 brachte Augustin zu Carthago eine Besprechung mit den Donatisten zu Stande, die er mit seinem Geiste beherrschte, und auf welcher die Donatisten gänzlich geschlagen wurden. Später verloren sie sich immer mehr. Leider nur haben bei ihrer äußeren Unterdrückung die römischen Legionen eine zu große Rolle gespielt.

Die Gnadenwirkungen des Geistes, die von Augustins Leben und Wirken ausgingen, waren dauernd, wenn auch weniger glänzend. Viele Jahrhunderte hindurch haben sie dazu gedient, das verdunkelte Evangelium von der freien Gnade Gottes in einzelnen Personen licht und lebendig zu erhalten. Für die folgenden Zeiten, welche immer ärmer an wahrhaftigen Glaubenszeugen werden, waren seine Schriften das lauterste und beste, was von menschlichen Schreibern vorhanden war. Die Nachwirkungen seines Lebens und seiner Schriften sind deshalb ebenso hoch anzuschlagen, als der unmittelbare Segen, den die Kirche zu seiner Zeit durch ihn genoß. Sie erstrecken sich bis auf die Zeiten der Reformation, in päpstlichen Landen sogar noch weiter. Durch das Studium von Augustins Schriften ist Luther, und durch ihn die ganze Kirche Christi wieder auf das alleinige Heil in Christo hingeleitet worden. So ist das Licht, welches Gott von Augustin hat ausgehen lassen, zwar in keine himmelanschlagende, alles ergreifende Flamme ausgebrochen, aber es leuchtete dafür mit desto stetigern Strahlen. Anfangs erscheint es in hellerem Glanze; aber hernach glich es viele Jahrhunderte lang den einsamen Grubenlichtlein, die im tiefen Schachte der Erde an einzelnen Stellen einzelnen Arbeitern Licht geben. Doch die Hauptsache ist, daß immer Licht vorhanden blieb. Denn so lange noch Licht vorhanden ist, kann bald eine große Flamme daraus werden, wenn der Odem des Herrn darein bläst, wie wir das recht deutlich an der Reformation sehen. An Augustins Lichtlein hat Luther in seiner einsamen Zelle zuerst Feuer gefangen, und an Luthers Feuer hat sich durch Gottes Gnade die ganze christliche Welt entzündet.

Es hat Gott gefallen, dem Abschiede Augustins aus dieser Welt eine Wolke von schweren Trübsalen vorangehen zu lassen. Seine vieljährige Sehnsucht nach dem Heimathlande wurde durch die traurigen Erlebnisse seines Alters noch um vieles vermehrt. Genserich, der wilde König der Vandalen, war mit seinen Kriegshorden in Afrika eingebrochen, und verheerte alles mit Feuer und Schwert. Der zartgesinnten Seele Augustins war diese Ver-

wüstung des Landes, die Grausamkeit, die an den Lehrern der Kirche verübt wurde, die Zerstörung der Kirchen, die allgemeine Verwirrung der Kirchengucht, besonders schmerzlich. Zuletzt drangen die Vandalen auch bis Hippo, seinem Bischofsitze, vor, und umzingelten und belagerten die Stadt. Viele Bischöfe hatten sich hierher geflüchtet. Als die frommen Männer einst in tiefer Trauer über das Elend der Zeiten beisammen saßen, sagte Augustin, daß er den Herrn angefleht habe, entweder die Stadt von der Belagerung zu befreien, oder ihn aus dieser Welt abzurufen. Sein Gebet wurde erfüllt. Im dritten Monat der Belagerung ergriff ihn ein Fieber, welches mit der Auflösung seiner irdischen Hülle endigte. Das geschah im Jahre 430. Er hatte ein Alter von 76 Jahren erreicht, von welchen er 40 im Dienste der Kirche verlebt hat. Die ganze christliche Kirche feiert das Gedächtniß dieses auserwählten Rüstzeuges in der Hand des Herrn am 28. August, und wir schließen seine Lebensgeschichte mit dem tiefsinnigen Worte der Schrift, mit welchem wir sie begonnen: „Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden.“

M i e s r o b.

(gest. 441.)

„So kommt der Glaube aus der Predigt, das Predigen aber aus dem Wort Gottes.“ (Röm. 10, 17.)

Von der ersten Ausbreitung des Christenthums in Armenien durch Gregor, den Erleuchter, ist an seinem Orte erzählt worden. Der Quell des Lebens, der in der heiligen Schrift fließt, war jedoch für die meisten Bewohner dieses Landes noch immer ein verschlossener. In den armenischen Kirchen mußte die syrische Bibelübersetzung gebraucht werden, und es bedurfte daher stets eines Dolmetschers, welcher bei den öffentlichen Gottesdiensten die vorgelesenen Abschnitte in die Landessprache übersezte.

Da erweckte der Herr, der verheissen hat, sein Wort mit großen Schaaren Evangelisten zu geben, auch hier einen Mann, der das, was der Bischof Ulphilas den wilden Gothen gewesen, seinem Vaterlande Armenien ward, nämlich der Verkündiger der Schrift, das Werkzeug, durch welches für Jedermann ein offener Zugang zu dem Lebensbörne bereitet wurde.

Zu Anfang des fünften Jahrhunderts lebte in Armenien der fromme **Niesrob**. Ob er wohl vor den Augen der Welt hochgestellt war, denn er bekleidete die Würde eines Staatssekretärs des Königs, war doch sein Herz in der rechten Niedrigkeit und Demuth geblieben. Daß er, als ein armer Sünder, von seinem Heilande geliebt werde, galt ihm mehr als alle Gunst seines irdischen Herrn. Davon gab er durch die That den Beweis. Die Liebe Christi trieb ihn, seine hohe Stellung in die Hände seines Königs zurück zu geben, um sich ganz und ungetheilt dem Dienste seines himmlischen Königs weihen zu können. Nun zog er als Missionar in diejenigen Gegenden des Reichs, welchen die Botschaft des Heiles durch seinen Vorgänger **Gregorius** noch nicht gebracht war. Mitten unter den Heiden ließ er sich als Einsiedler nieder, und suchte von seiner armen Zelle aus, Seelen für Christum zu gewinnen. Aber damit begnügte sich der Eifer seiner Liebe nicht. Vor allem lag's ihm am Herzen, die Befehrung seines Volkes auf die Dauer zu sichern. Er erkannte, daß dies nur dann möglich wäre, wenn Jedermann einen freien Zutritt zu dem geoffenbarten Worte Gottes habe, und selbst sich von dem Lebenswasser schöpfen könne. So beschloß er, die heilige Schrift in die Landessprache zu übersetzen. Aber, gleich dem **Ulphilas**, hatte er mit mächtigen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sein Volk kannte damals noch gar keine Schriftsprache. Er mußte erst ein armenisches Alphabet bilden, ehe er an die Ausführung seines Vorsatzes gehen konnte. Die Liebe aber, welche ihn zum Beginne des Werkes getrieben, gab ihm auch Kraft und Ausdauer genug, alle Schwierigkeit zu überwinden. Und der Erfolg war ein reich gesegneter. Das lebendige Wort Gottes, welches durch seine Bibelübersetzung dem Volke geboten wurde, stellte die Erhaltung des Christenthums in diesem Lande sicher, selbst in den Zeiten, als es solchen Mächten unterworfen war, welche den falschen Propheten **Zoroaster** und **Muhamed** ergeben, und eifrige Verfolger der Lehre Christi waren.

Neben seiner Arbeit an der Uebersetzung der Bibel wirkte **Niesrob** thätig fort an der Befehrung der Heiden. Er über-

schrift sogar die Grenzen seines Vaterlandes, und predigte den benachbarten heidnischen Völkerschaften mit Eifer und Erfolg Christum, den Gekreuzigten. Endlich, nach einer langen und gesegneten Wirksamkeit, ist er im guten Alter, und in Ruhe und Frieden um das Jahr 441 in seinem Herrn entschlafen.

Patricius.

(gest. 464.)

„Erkenne doch, daß der Herr seine Heiligen wunderbarlich führt.“ (Ps. 4, 4.)

Das heutige Großbritannien besteht bekanntlich aus den drei Ländern, England, Schottland und Irland. Unter den alten Bewohnern Englands, den eigentlichen Britten, hatte das Christenthum schon längst seine Stätte gefunden, während die Bewohner von Schottland und Irland, die Pikten und Skoten, noch in tiefer Nacht des Heidenthums saßen. Da bereitete sich Gott in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts auf wunderbare Weise das Werkzeug zu, durch welches auch diesen armen Heiden das Licht des Evangeliums gebracht werden sollte.

Die Pikten und Skoten waren ein wildes, räuberisches Volk, das durch seine Einfälle in das Gebiet der Britten oft genug Schrecken und Verwüstung unter denselben hervorbrachte. Bei solchen Streifzügen pflegten sie häufig ganze Schaaren von Gefangenen mit sich fort in die Sklaverei zu schleppen. So hatten skotische Seeräuber einst auch einen sechzehnjährigen Jüngling mit vielen andern seiner Landsleute nach dem nördlichen Theile von Irland gebracht, und dort als Sklaven verkauft. Das war Patricius, der nachmalige Apostel Irlands. Er hieß mit seinem vaterländischen Namen Succath. Sein Vater war Diakon in dem schottischen Dorfe Bonaven, das zwischen den Städten Dumbritton und Glasgow liegt, welcher Landstrich damals zu Britannien gerechnet wurde. Das Dorf steht heute

noch, ist aber zum Andenken an Patricius, Kil Patrick, auch Kirl Patrick, genannt worden. Von seinem Vater hatte der Knabe keine sorgfältige Erziehung genossen. Der liebe Gott wollte ihn sich selber in der Kreuzschule erziehen. Er war zwar äußerlich im Christenthume unterrichtet worden, aber es war eben bloßes Lippenwerk geblieben, bis die Noth den rechten Ausleger an seinem Herzen machte. In Irland hatte den jungen Mann ein Fürst zum Sklaven erkaufte, der ihm die Aufsicht über seine Heerden übertrug. Er stand jetzt so ziemlich im Range des verlorenen Sohnes, der ja auch im fernen Lande die Schweine hüten, und Träber essen mußte. Da, in seiner Einsamkeit, wenn er fern von allen Menschen allein unter Gottes weitem Himmel seine Heerde hütete, fiel ihm denn auch so manches wieder ein, woran er früher wenig gedacht hatte. Genug, er bekehrte sich zu Gott, und zuletzt wurde ihm seine Einsamkeit und die Natur um ihn her gar lieb und werth, und er beschäftigte sich am liebsten mit Gebet und frommen Betrachtungen. Er selbst schildert später seinen damaligen Zustand also: „Ich war sechzehn Jahre alt, und kannte den wahren Gott nicht. Aber im fernen Lande öffnete der Herr meinen Sinn, daß ich, wenn auch spät, meiner Sünden gedachte, und mich von ganzem Herzen zu dem Herrn, meinem Gott, bekehrte, der auf meine Niedrigkeit herabblickte, meiner Jugend und Unwissenheit sich erbarmte, der mich bewahrte, ehe ich ihn kannte, ehe ich zwischen Gutem und Bösen zu unterscheiden wußte, und der mich schützte und tröstete, wie ein Vater seinen Sohn.“

Sechs Jahre hatte Patricius bereits in dieser Gefangenschaft zugebracht, als ihn der Herr in eine andere Klasse seiner Kreuzschule versetzte. Zweimal war ihm, als höre er im Traume eine Stimme, die ihn aufforderte, dem Meere zuzustreben. Denn dort werde er ein Schiff bereit finden, das ihn aufnehmen, und in sein Vaterland zurück bringen werde. Er folgte dem Rufe, und siehe, das Schiff stand da. Er ging aber nicht ohne neue Glaubensproben. Erst nach vielen großen Erfahrungen wunderbarer göttlicher Durchhülfe langte er glücklich bei den Seinigen wieder an.

Zehn Jahre ließ ihm der Herr jetzt Zeit, das, was er in der Stille gelernt, im Zusammenleben mit den Seinigen zur thätigen Anwendung zu bringen. Nach dieser Zeit wurde er zum zweitenmale von skotischen Seeräubern gefangen, und nach Gallien gebracht. Seine Gefangenschaft war indeß nur kurz. Die christliche Liebe einiger Kaufleute erbarmte sich seiner, und

zum zweitenmale wurde er den erfreuten Seinigen zurückgegeben. Niemand würde es ihm verdacht haben, wenn er nach so vielen Mühseligkeiten nun der Ruhe hätte pflegen wollen; aber seine Seele dachte nicht daran. Er hatte, so zu sagen, nun ausstudirt, und zwar ohne Magister und Professor. Da drängte es ihn denn nun auch, von dem zu zeugen, daß seine Seele voll war. Er fühlte in seinem Innern einen unwiderstehlichen Beruf, jetzt freiwillig zu denselben Heiden zu gehen, die zweimal seine Räuber gewesen waren, und ihnen den Segen des Evangeliums zu bringen. Er folgte muthig dem Drange seines Herzens, und ließ sich von den Bitten und Vorstellungen seiner Freunde und Verwandten nicht zurückhalten. „Es geschah nicht in meiner Kraft, sagt er selbst, sondern Gott war es, der in mir siegte.“

Es scheint, daß er sich jetzt erst nochmals nach Frankreich begeben hat, um sich dort durch Umgang mit frommen und erfahrenen Christen weiter zu bilden und vorzubereiten. Gewiß wissen wir nur, daß er in seinem 45. Lebensjahre zum Bischof ordinirt worden ist. Muthig und freudig schiffte er dann nach Irland hinüber. Der Herr war sichtbar mit dem Glaubensboten auf allen seinen Wegen. Es kam ihm jetzt sehr zu statten, daß er als armer Gefangener so viele Jahre unter diesem Volke zugebracht hatte. Er war mit der Sprache und den Sitten des Landes hinlänglich bekannt, und ausgerüstet mit hohen Gaben des Geistes. Voll glühender Liebe zum Herrn, begann er seine Wirksamkeit auf eine eben so eigenthümliche, als erfolgreiche Weise. Mit Paukenschlag versammelte er die Volksschaaren auf freiem Felde um sich her, und erzählte ihnen dann in schlichter, einfacher Weise, aber mit der Liebe, die sein ganzes Herz erfüllte, die Geschichte Christi. Niemals verfehlte dieselbe ihre Wirkung auf die rohen Gemüther. Zwar wurde das Volk durch die einflußreichen Priester, welche Druiden genannt wurden, und die ihren Einfluß zu verlieren fürchteten, vielfach gegen ihn aufgewiegelt, und er hatte oft viel zu leiden, Plünderung und Mißhandlung; aber durch nichts ließ sich sein Muth beugen. Besonders suchte er bei den Häuptlingen, die am meisten gegen ihn wirken konnten, Zugang zu gewinnen.

Sein Wirken krönte Gott mit reichem Segen. Einen Beweis von der Macht, welche des Patricius Wort und Wesen über die Gemüther übte, giebt die Art und Weise, wie er seinen treuesten Gehülfen und spätern Nachfolger in der Leitung der irischen Kirche an sich zu fesseln wußte. Er war in das Haus

eines vornehmen Mannes gekommen, hatte hier das Evangelium verkündigt, und dann die ganze Familie getauft. Seine Worte und seine ganze Erscheinung machten auf den jungen Sohn des Hauses einen so gewaltigen Eindruck, daß er sich von Stund an mit unwiderstehlicher Liebe zu ihm hingezogen fühlte. Er trennte sich nie wieder von ihm, sondern folgte ihm nach unter allen Gefahren und Mühseligkeiten, und Patricius gab ihm wegen seines milden, freundlichen Wesens den Namen Benignus, d. i. der Gütige. Nach seinem Tode setzte Benignus das Werk seines theuren Meisters mit treuem Eifer fort. Auch einen Hofbarden oder Sänger, Mac Balubaier mit Namen, bekehrte Patricius, und dieser, der früher in seinen Liedern die druidische Götterlehre besungen hatte, verherrlichte nun in lieblichen Weisen das Christenthum, was auf ein so gesangliebendes Volk, als die Skoten waren, großen Eindruck machte.

Von bekehrten Häuptlingen hatte Patricius Grundstücke zum Geschenk bekommen. Auf diesen legte er Klöster an, zu Pflanzstätten für Volkslehrer, von denen dann die weitere Bildung des ganzen Landes ausging. Zwar konnte Patricius selbst seinen Schülern keine gelehrten Kenntnisse mittheilen, aber er gab ihnen mehr, er pflanzte die Liebe Christi in ihr Herz, die besser ist, als alles Wissen, und die sie denn auch antrieb, sich aus Britannien und Frankreich mehr Belehrung und Bücher zu holen. Das erste Mittel aber aller Bildung dankt Irland auch darin seinem Patricius, daß er es war, der für die irische Sprache zuerst ein Alphabet bildete.

Trotz seiner großen Erfolge hatte der fromme Bischof häufig noch viel von heidnischen Häuptlingen zu leiden. So wurde er einst von einem solchen überfallen, mit all' den Seinigen rein ausgeplündert, und dann 14 Tage in Gefangenschaft gehalten. Oft mußte er durch Geschenke sich und den Seinigen Ruhe zu erkaufen suchen. Es ist uns auch noch ein Schriftstück von ihm aufbehalten, ein ernster, drohender Brief an den brittischen Fürsten Conotik, der im heutigen Wallis herrschte. Der war zwar dem Namen nach ein Christ, im Herzen aber ärger als ein Heide. Er hatte viele der von Patricius Getauften überfallen, und einen Theil derselben als Sklaven an heidnische Pisten und Skoten verkauft. Der muthige Bischof ermahnt den gewalthätigen Fürsten nicht nur auf das nachdrücklichste, sondern schließt ihn auch von der Kirchengemeinschaft aus.

Durch nichts war Patricius zu bewegen, seine Irländer

zu verlassen, so gern er auch selbst seine alten Freunde in Brittanien und Frankreich einmal besucht hätte. „Ich bitte Gott,“ sprach er nach langem Aufenthalte unter diesem Volke, „daß er mir Beharrlichkeit gebe, mich bis an's Ende als treuen Zeugen zu beweisen, um meines Gottes willen.“ Das ist denn auch geschehen, und solche Treue war zugleich so außerordentlich in ihren Wirkungen, daß dasselbe Irland, welches noch kurz vorher eine Insel voll wilder Räuberhorden gewesen war, bald darnach durch das Urtheil der ganzen damaligen, christlichen Welt als „die Insel der Heiligen“ bezeichnet wurde. Verdenken wir's denn den Irländern nicht, daß sie noch heutigen Tages ihren Sankt Patrik so hoch halten, der, wie wir zum Schlusse erwähnen, um das Jahr 464 in Frieden gestorben ist.

Severinus.

(gest. 482.)

„In Mühe und Arbeit, in viel Wachen, in Hunger und Durst, in viel Fasten, in Frost und Blöße; ohne was sich sonst zuträgt, nämlich, daß ich täglich werde angelaufen, und trage Sorge für alle Gemeinden. (2 Cor. 11, 27. 28.)

Diese Worte des Apostels Paulus schiden sich trefflich, das Wirken des Mannes zu bezeichnen, dessen ganzes Leben sich im Eifer der dienenden Liebe für seine Brüder verzehrte. Doch blicken wir zuerst auf den Schauplatz seines thatenreichen Lebens. In den Theilen Deutschlands, welche ehemals zum römischen Reiche gehörten, nämlich in den Ländern südlich der Donau bis herüber nach dem Rheine, hatte sich das Christenthum schon von früherer Zeit her erhalten. Freilich war viel faules Wesen darunter, und darum mußte der Herr auch hier seine Lanne segnen. Trübsal und Anfechtung haben von je her am besten aufs Wort merken lehren. Jammer und Noth brach aber jetzt über diese Gegenden in reichem Maße herein. In der großen Völkerwanderung, wo immer ein Völkerheil den andern drängte, waren gerade diese Länderstriche die breite Heerstraße, auf welcher sich die wilden Horden

nach Italien und dann weiter nach dem Westen Europa's fortschoben. Die Verwüstung, welche sie auf ihrem Zuge anrichteten, war ohne gleichen. Das ganze Land lag verödet. Nur wenige feste Städte vermochten zu widerstehen. Die Kirchen waren zu Schutthausen geworden. Das schwache Römerreich konnte seine Unterthanen nicht mehr schützen. Die Christengemeinden waren auseinander gesprengt, theils erschlagen, theils in die Gefangenschaft geschleppt, theils in die Gebirge geflüchtet. Es sah aus, als ob es mit der Kirche des Herrn gar aus werden sollte. Und doch war der Herr mitten in diesen Wetter. Er selbst hatte jenen Völkern, wie den Zugvögeln, den Trieb nach jenen Gegenden in die Herzen gegeben, wo sie das finden sollten, was ihnen daheim fehlte, nämlich den Frieden mit Gott. Sie kamen, wie die reisenden Wölfe, einmal zum Gericht über das entartete Römerreich, aber auch, um durch das Evangelium aus Wölfen zu Lämmern gemacht zu werden. Freilich, als sie in das Gebiet der Kirche einbrachen, da ging's lange Zeit gar jämmerlich her.

Mitten unter den Gräueln der Verwüstung in der unruhigen Zeit nach dem Tode des Hunnenkönigs Attila, im Jahre 453, erschien an den Ufern der Donau, wo sie das heutige Baiern und Oesterreich durchströmt, ein Mann, reich wie ein Engel Gottes. Es war Severinus. Woher er stammte, weiß niemand. Er hat es niemals gesagt. Wurde er nach seiner Abkunft gefragt, so wich er der Antwort stets aus. „Was braucht ihr mein irdisches Vaterland zu kennen?“ pflegte er zu sagen. „Wenn ihr nur wißt, daß ich nach dem himmlischen mich sehne.“ Nur so viel weiß man mit Gewißheit von ihm, daß er den größten Theil seiner Jahre in stillem, beschaulichen Leben in den Einöden des Morgenlandes zugebracht hat. Hier hatte ihn ein wiederholter göttlicher Ruf, den er in seinem Innern vernommen, gedrungen, seine Einsamkeit zu verlassen, und den aller Verheerung preisgegebenen, vielgeplagten Völkern des Abendlandes zu Hülfe zu eilen. Und so oft sich auch später in ihm die Liebe zum stillen Einsiedlerleben wieder regte, ertönte die Stimme mit um so größerer Gewalt in seinem Innern, welche ihn zwang, den Schauplatz der Verwüstung nicht zu verlassen. Einen bestimmten Wohnsitz nahm er nicht. Bald hielt er sich in der Gegend von Passau auf, bald in der von Wien, bald in Lorch. Er war immer zu finden, wo die Noth am größten war.

Die Weichlichkeit und Genusssucht seiner Bewohner war es besonders, welche das einst so mächtige Römerreich entnervt hatte.

Severin gab durch sein streng enthaltames Leben, durch Entbehrungen aller Art, die er sich freiwillig auferlegte, so wie durch seine freudige Erduldung jedes Ungemachs, den Zärtlingen, unter welchen er lebte, das kräftigste Beispiel, wie sie die allgemeine Noth standhaft zu ertragen hätten. Obgleich er an einen südlicheren Himmelsstrich gewöhnt war, ging er im härtesten Winter, wenn die Donau fest zugefroren war, barfuß über Schnee und Eis. Schon diese äußere Kraft und Dauer nöthigte den hereinbrechenden Völkern, denen die verweichlichten Römer wie fast- und kraftlose Buben vorkamen, Achtung vor dem Manne ab, so daß sein Wort viel über sie vermochte. So sehr er aber selbst abgehärtet war, alle leibliche Noth zu ertragen, so weich blieb doch sein Gemüth, wo es galt, die Noth anderer mitzufühlen. Durch die Macht seines Beispiels, so wie durch seine Worte der Ermahnung und Strafe, wurden viele Herzen gerührt, so daß ihm von allen Seiten, oft aus ganz entfernten Gegenden, Nahrungsmittel und Kleidungsstücke zugesandt wurden, um sie unter die Bedürftigen zu vertheilen. So zog er nun, wie ein rettender Engel, unter den geschlagenen Völkern umher, um allen denen Stärkung des Leibes und der Seele zu bringen, die durch die Gräuel des Krieges dem Hunger und der Noththeit preisgegeben waren. Gewöhnlich pflegte er ganze Schaaren Nothleidender in einer Kirche um sich zu versammeln, und nachdem er ein kräftiges Gebet gesprochen, begann er die Austheilung mit den Worten: „Gepriesen sey der Name des Herrn!“ Jeder erhielt dann nach Verhältniß das Seine, und für jeden fügte er noch einige herzliche Ermahnungen bei. Auch die Schaaren der Kriegsgefangenen, welche gewöhnlich in die Sklaverei fortgeschleppt wurden, waren ein Gegenstand seiner besondern Fürsorge. Entweder er eilte umher, um das Lösegeld für sie zusammen zu betteln, oder er suchte durch den mächtigen Einfluß seiner Verwendung von den Heerführern ihre Befreiung zu erwirken. Oft auch verkündigte er mit prophetischem Geiste den Völkern die ihnen bevorstehenden Trübsale, und ermahnte sie zu zeitiger Buße und zum Vertrauen auf Gott.

Mancherlei Beispiele sind uns aufbehalten, die von der Macht zeugen, welche er in der Kraft Gottes über die Herzen der Menschen ausübte. Einst hatte eine Horde Barbaren die Umgegend der Stadt Wien, in welcher er sich gerade aufhielt, rein ausgeplündert. Menschen und Vieh waren mit fortgeschleppt worden. Da wandten sich die unglücklichen Hinterbliebenen, wie in jeder Noth, klagend und weinend an Severin. Dieser fragte

den römischen Hauptmann Mamertius, der in der Stadt befehligte, ob er keine Mannschaft habe, die Räuber zu verfolgen, und ihnen ihre Beute zu entreißen. Dieser erwiederte, daß er mit seinem Häuflein der großen Zahl der Feinde nicht gewachsen sey; aber wenn Severin es ihn heiße, wolle er den Kampf wagen, nicht auf die Stärke der Waffen, sondern auf die Hülfe seines Gebetes vertrauend. Und mit der vollen Zuversicht des Glaubens hieß ihn Severin im Namen Gottes getrost ausziehen, und verbürgte ihm den Sieg, indem er sich allein zur Bedingung machte, daß alle gefangenen Barbaren unversehrt vor ihn gebracht würden. Sein Wort ging in Erfüllung. Als die gefnebelten Räuber vor den Mann Gottes geführt wurden, ließ er ihnen die Fesseln abnehmen, erquidte sie mit Speise und Trank, und entließ sie dann mit den Worten: „Gehet hin, und warnet die Curigen, daß sie nicht wieder aus Raubsucht hierher kommen! Sie werden sonst dem Strafgerichte Gottes, der, wie ihr gesehen habt, für die Seinigen streitet, nicht entgehn.“ Die Räuber sind nicht wieder gekommen.

Ein andermal war die ganze Gegend, in der er sich aufhielt, von Heuschrecken verwüstet worden. Die trauernden Einwohner baten um seine Fürbitte zur Abwendung der Landplage. Severin ermahnte nachdrücklich zur Buße, und versammelte die ganze Gemeinde um sich in der Kirche. Keiner sollte auf sein Feld hinausgehen, als könnte menschliche Kraft die Heuschrecken abwehren. Aber Ein Mann war doch, der konnte die Sorge um sein Stück Acker nicht loswerden. Während die ganze Gemeinde vor dem Herrn betete und weinte, rannte er den ganzen Tag um sein Feld herum, um die Heuschrecken zu verjagen. Am andern Morgen aber war gerade sein Ackerstück total verheert, während alle übrigen verschont geblieben waren.

Kein Wunder, daß solche augenfällige Erhörungen seines gläubigen Gebetes ihn bald in den Ruf eines außerordentlichen Wunderthäters brachten. Als die festen Städte längs den Ufern der Donau, im heutigen Baiern und Oestreich, heftiger von den Ueberfällen der einbrechenden Völkerhorden bedroht wurden, forderten ihn die Bewohner derselben wechselseitig dringend auf, unter ihnen seinen Wohnsitz zu nehmen. Die Gegenwart dieses Einen Mannes dünkte ihnen ein besserer Schutz zu seyn, als den ein ganzes Heer bot. Es war aber auch merkwürdig, welch einen mächtigen Einfluß seine Erscheinung und seine Rede auf die Heersfürsten der wandernden Völker übte. Nach dieser Seite hin hat er den

gequälten Bewohnern seines Landes die wichtigsten Dienste geleistet. Mehr als einmal haben seine Worte das drohende Unglück gewendet. Gewold, der Heerkönig der Alemannen, wurde von seinen ernstern Ermahnungen so erschüttert, daß er am ganzen Leibe zu zittern anfang. Er gestand selbst, er habe noch in keiner Feldschlacht so zittern müssen, als vor diesem Manne, und er willigte in alles, was Severin von ihm begehrte. Ebenso beugte der Zerstörer des römischen Reiches, Odoaker, Fürst der Heruler, vor dem Greise seine Kniee. Auch auf den Rugier-König Fletheus und sein stolzes Weib Gisa übte er den heilsamsten Einfluß.

Bei alledem blieb jedoch der seltene Mann stets in der rechten Herzensdemuth. Wenn durch die Wirkung seines Gebetes große Erfolge begehrt wurden, pflegte er zu sagen: „Was verlangt ihr großes von dem kleinen! Ich erkenne mich als einen durchaus Unwürdigen. Möchte ich doch nur Vergebung für meine Sünden erhalten können!“ Und wenn dann die Erhörung seines gläubigen Gebetes erfolgt war, hatte er nichts eiligeres zu thun, als dafür zu sorgen, daß nicht Gott die Ehre genommen, und auf seine Person gelegt wurde. „Schreibt doch ja nichts von alle dem meinen Werken zu!“ rief er dann aus. „Solches geschieht jetzt an vielen Orten und unter vielen Völkern, damit sie erkennen, daß ein Gott ist, der Wunder thun kann im Himmel und auf Erden.“ Oft wies er auch, wenn um Leibliches gebeten wurde, die Bittenden auf ihr Bedürfniß des Geistigen hin. So erwiederte er einem Mönche, der die Hülfe seines Gebetes für seine Augenschwäche ansprach: „Bitte vielmehr darum, daß dein inneres Auge heller werde!“ Alle Ehre dieser Welt war ihm nur eine glänzende Last. Er streckte keinen Finger danach aus. Ja, als ihm, nachdem er längere Zeit in segensreichem Wirken gestanden hatte, die Bischofswürde angetragen wurde, schlug er dieselbe aus, indem er entgegnete: „Es ist mir genug, daß ich meiner lieben Einsamkeit entsagt habe, um nach Gottes Führung unter Menschen leben zu müssen, die mir keine Ruhe lassen.“

Severin muß ein hohes Alter erreicht haben; denn dreißig Jahre lang hat er, wie ein Fels, in mitten der furchtbaren Völkerbrandung gestanden, seine rastlose Thätigkeit nach allen Seiten erstreckend, und in die tobende Völkerfluth die stillenden Thautropfen der göttlichen Liebe und des göttlichen Friedens gießend. Endlich pochte der Tod auch an die Hütte seines eisernen, gegen jegliches Ungemach abgehärteten Leibes. Es war

zu Anfang des Jahres 482. Am 5. Januar wurde er von einem heftigen Seitenstechen befallen. Er wußte, wo es mit ihm hinaus wolle, und war bereit. Der als ein Held gelebt hatte, sollte auch als ein Held Gottes sterben. Sein Ende war noch eine Predigt an seine Brüder und an das wilde Volk, unter dem er lebte. Er ließ den König Fletheus und dessen Gemahlinn, seine Priester und Mönche, und seine sonstige Umgebung vor sich kommen, und für jeden hatte er noch ein Wort der ernstestn Mahnung. Am vierten Tage seiner Krankheit beehrte er zum Heimgange das heilige Abendmahl. Fröhlich im Herrn empfang er die heilige Speise, umarmte jeden Einzelnen, und bat die schluchzend sein Lager Umstehenden, nicht zu weinen, sondern lieber Psalmen zu singen. Aber vor Betrübniß konnte keiner einen Ton anstimmen. Da hob er selbst an zu singen: „Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!“, schloß seine Augen, und schlummerte ruhig ein am 9. Januar des Jahres 482.

Solche Helden haben unser deutsches Volk bekehrt. Solche Helden thun jetzt noth, um es zu erneuern. Bittet den Herrn, daß er sie sende! Ohne Umkehr, ohne gründliche Erneuerung hat unser Volk keine Zukunft.

Eugenius und die anderen Märtyrer unter den Vandalen.

(von 450 bis 505.)

„Sie sind gesteinigt, zerhackt, zerstoßen, durchs Schwert gestödtet; sie sind umher gegangen mit Mangel, mit Trübsal, mit Ungemach, (deren die Welt nicht werth war,) und sind im Glend gegangen in den Wüsten, auf den Bergen, nrd in den Klüften und Höchern der Erde.“ (Ebr. 11, 37. 38.)

Während in der tobenden Völkerbewegung Severin an den Ufern der Donau Segen und Frieden den zertretenen Völkern spendete, vergossen in Nordafrika ganze Zeugenschaaren von treuen Christen ihr Blut für ihren Herrn und Meister. Schon

im Jahre 429, unter der Regierung des römischen Kaisers Valentinians III., war nämlich der Vandalen-König Genseric, nachdem er Spanien erobert hatte, nach dem nördlichen Afrika übergeset, und hatte sich in kurzer Zeit der schönsten und blühendsten Provinzen dieses Landes bemächtigt. Der große Augustinus starb, wie wir berichtet haben, während der Feind Hippo belagerte. Er sollte nach Gottes Rath den Jammer nicht mehr erleben, der sich nun in breiten Strömen über dies unglückliche Land ergoß. Es brach eine Verfolgung über die Kirche des Herrn herein, die an Heftigkeit und Ausdehnung der dunkelsten Zeit unter den heidnischen Kaisern nicht nachsteht. Die Vandalen waren zwar zum größten Theile dem Namen nach Christen, aber ihr Herz war ferne von Christo geblieben. Dazu bekannten sie sich zum Arianismus, und diese gefährliche Irrlehre, welche der Kirche schon so viel Blut und Thränen gekostet hatte, und welche durch Gottes Gnade nunmehr längst überwunden schien, sollte unter diesen rohen Horden noch einmal unsäglichen Jammer über die Häupter der treuen Bekenner des Herrn bringen. Die Vandalen waren nach ihrer Bekehrung dieselben rohen Barbaren geblieben, die sie vorher gewesen waren. Die Scheinannahme des Christenthums übte auf sie keinen größeren Einfluß, als das bloße Anlegen eines feineren Kleides auf die Gemüthsart eines Wilden. Sie plünderten Städte und Dörfer, wo sie hinkamen, steckten die leeren Wohnungen in Brand, und überschwemmten das ganze Land mit Blut. Selbst der Kirchen und Klöster schonten sie nicht. Aus den Altartüchern verfertigten sie sich Hemden, und an einigen Orten traten sie sogar das geweihte Brod und den gesegneten Kelch mit Füßen. Ihre Zerstörungssucht und Barbarei war so groß, daß bis auf den heutigen Tag „vandalische Wuth und Grausamkeit“ zum Sprichwort geworden ist.

Als im Jahre 455 Genseric mit seinen Vandalen Rom erobert und geplündert hatte, kehrte er mit vielen Tausenden von Gefangenen nach Afrika zurück. Hier vertheilte er mit der übrigen Beute auch diese Unglücklichen an seine Großen. Ein hartes Loos stand ihnen bevor, und mit roher Hand wurden Männer von ihren Weibern, Kinder von ihren Aeltern gerissen, so daß ein herzzerreißendes Jammergeschrei entstand. Da trat der vandalischen Barbarei die christliche Barmherzigkeit in der Person des Bischofs Deogratias, zu deutsch „Gottlob,“ entgegen.

Der fromme Mann trug das Herz am rechten Orte. Ohne sich zu besinnen, raffte er alle kostbaren, goldenen und silbernen Gefäße der Kirche zusammen, und erkaufte mit denselben von ihren habgütigen Besitzern die Freiheit jener lebendigen Gefäße des Herrn Jesu. Da es an Platz fehlte, die losgekaufte Menge zu beherbergen, räumte er ihnen zwei große Kirchen ein, versah sie mit Betten und Stroh, und ließ ihnen täglich das Nöthige zu ihrem Unterhalte reichen. Den Kranken sendete er Aerzte, und pflegte sie auch selbst. Gegen die Nacht besichtigte er alle Lagerstätten, und widmete sich überhaupt ganz diesem Liebesdienste, ob er gleich schon sehr alt und schwach war. Leider hat Deogratias seiner Gemeinde nur 3 Jahre vorgestanden, aber ein desto gesegneteres Andenken hinterlassen. Nach seinem Tode sorgte Genferich dafür, daß nicht ferner solche Bischöfe an's Amt kamen. Der Anblick einer solchen Hirtentreue war ihm lästig. Ueberhaupt begannen jetzt erst die Gewaltthatigkeiten recht eigentlich. Sämmtliche Bischöfe erhielten den Befehl, die heiligen Gefäße und Bücher auszuliefern, und als sie dies nicht freiwillig thaten, wurde Gewalt gebraucht. Der achtzigjährige Bischof von Abbenza, Valerian, wurde aus der Stadt vertrieben, und allen Menschen untersagt, ihm eine Herberge zu gewähren. Der alte Mann lag lange Zeit nackt auf der Landstraße, allem Wetter ausgesetzt, bis er endlich seinen Geist aufgab. Desgleichen, während die Rechtgläubigen in Regia Ostern feierten, wurden sie in der Kirche von den Arianern angegriffen, und größtentheils getödtet. Es fehlt uns an Zeit und Raum, um jede einzelne Grausamkeit unter Genferich ausführlicher zu erzählen. Auch haben wir des Jammers noch genug unter seinen Nachfolgern zu berichten.

Hunerich, Genferichs Sohn, folgte seinem Vater, wie in der Regierung, so in der Grausamkeit. Sein eigener Haushalter, Satur, fiel als Opfer derselben. Mit Freimuth kämpfte dieser gegen die Irrthümer des Arianismus. Er wurde mit dem Verluste seines ganzen Vermögens bedroht. Seine Frau und seine Kinder sollten einem Kameeltreiber gegeben werden. Das Weib, welches gerade einen Säugling an der Brust hatte, wurde schwach, und drang in den Gatten, nachzugeben. Aber Satur strafte sie mit Hiobs Worten: „Du redest, wie die närrischen Weiber reden. Sie mögen thun, was sie wollen; ich muß der Worte des Herrn gedenken: wer nicht Weib, Kinder, Acker und Häuser verläßt, um meines Namens willen, der kann nicht mein Jünger

seyn." In solchem Glauben wanderte er standhaft in's Elend, und mußte, alles des Seinigen beraubt, sich von Almosen nähren.

Im Jahre 481 erlaubte Hunerich den rechtgläubigen Christen, sich wieder einen Bischof zu wählen. Die Wahl fiel einstimmig auf Eugenius, einen Bürger von Karthago, der in dem Rufe eines sehr frommen, aber auch sehr klugen Mannes stand. Seine Amtsführung entsprach den großen Erwartungen, die man von ihm hegte. Alle Einkünfte der Kirche befanden sich in den Händen der Arianer, und der neue Bischof selbst war arm an Gut. Aber er war desto reicher an Liebe. Das merkten auch die Leute gar bald, und die Wohlhabenden brachten ihm große Summen Geldes, die er getreulich unter die Hülfbedürftigen austheilte. Für sich selbst behielt er nichts weiter, als was zur Leibes-Nahrung und Nothdurft unumgänglich nothwendig war, und auch davon gab er in bedrängter Zeit noch oft genug den Hungernden. Als man ihm bat, doch seines Leibes mehr zu pflegen, erwiderte er: „Wenn ein guter Hirte sein Leben für die Schafe lassen soll, welche Entschuldigung könnte ich denn vorbringen, wenn ich zu sehr für meinen Leib sorgen wollte?“ Seine Amtsführung war von solchem Segen begleitet, daß die arianischen Bischöfe bald zu murren anfangen. Sie gaben ihn als einen gefährlichen Prediger an, und klagten beim Könige besonders darüber, daß er auch Zuhörer annähme, welche vandalische Kleidung trügen. Mit edlem Freimuth erwiderte Eugenius auf diese Anklage: „Gottes Haus steht Allen offen, ohne Ansehen der Person!“

Ueber diese Antwort wurde König Hunerich sehr aufgebracht. Er verfolgte jetzt mehr als je die Rechtgläubigen auf jegliche Weise. Besonders war es auf die vandalischen Christen abgesehen, welche sich zum lebendigen Glauben bekehrt hatten. Er stellte Wächter an die Kirchthüren, und so oft eine Person, gleichviel, ob Mann oder Weib, in vandalischer Kleidung hineingehen wollte, zerrten sie die Soldaten mit langen Dornstäben zurück. Sie trieben das mit vandalischer Grausamkeit, verwickelten die Stöcke in die Haare der Christen, und rissen ihnen oft genug mit den Haaren zugleich die Kopfhaut ab. Frauen und Jungfrauen, welche auf solche Art gemishandelt waren, wurden dann noch obenein durch die Straßen geführt, während ein Herold vor ihnen her ging, um sie dem Volke zu zeigen. Aber die Gläubigen blieben bei allen diesen Martern standhaft, und selbst diejenigen, welche zum Hofe des Königs

gehörten, konnten auf keine Weise dazu vermocht werden, den Arianismus anzunehmen. Hunerich entzog ihnen ihr Einkommen, und als das nichts fruchtete, sandte er sie aufs Land, um Korn zu schneiden. Da sie alle vornehmen Standes, und an harte Arbeit nicht gewöhnt waren, war ihnen diese Strafe ebenso schimpflich, als peinlich. Aber sie trugen dem Herrn Christo dieses Kreuz ohne Murren nach. Hunerichs Verfolgungswuth ward darüber je länger, je ärger. Er ließ gottgeweihte Jungfrauen angreifen, und unter Verletzung aller Züchtigkeit mit ausgesuchter Grausamkeit mißhandeln, ja bis zum Tode martern, um durch ihre erzwungene Aussagen den rechtgläubigen Bischöfen etwas ausbürden zu können. Aber sein Wüthen war vergeblich. Da verbannte der Tyrann eine große Schaar Priester und Laien, 4976 auf einmal, in eine Wüste. Eugenius befand sich noch nicht unter dieser Zeugenwolke. Der König wollte seine Hauptstadt noch schonen. Aber Züge entsetzlicher Rohheit kamen vor. Der greise Felix war 44 Jahre lang Bischof von Abbirita gewesen. Jetzt hatte er durch einen Schlagfluß die Sprache und den Gebrauch seines Verstandes verloren. Man bat den König, doch wenigstens diesem unglücklichen, alten Manne zu vergönnen, seine wenigen Tage mit Frieden in Carthago zu beschließen. Aber Hunerich, die heidnischen Kaiser an Grausamkeit übertreffend, gebot: man binde ihn an einen wilden Ochs, und schleife ihn an den Ort, den ich ihm angewiesen habe! — und der grausame Befehl ward an dem stummen Greise vollstreckt.

Die Zeugenschaft der Fünfstausend wurde zunächst nach den beiden Städten Sicca und Laree transportirt, wo die Mauritanier sie in Empfang nahmen, um sie weiter in die Wüste zu bringen. Während der Vorbereitungen zur Weiterreise wurden sie in ein Gefängniß geworfen. Anfangs erhielten die dortigen Brüder Erlaubniß, sie zu besuchen, ihnen zu predigen, und das heilige Abendmahl zu reichen. Einige Kindlein befanden sich unter den Gefangenen. Aus Mitleid mit ihrem zarten Alter redeten ihre Mütter ihnen zu, die arianische Taufe anzunehmen. Aber, der sich aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge eine Macht zugerichtet hat, erwies sich in ihnen so kräftig, daß sie zur Stärkung der Uebrigen mit freudigem Muthe getreu blieben. Bald wurde die Treue der Glaubenshelden auf eine schwerere Probe gestellt. Die wachthabenden Soldaten wurden für ihre bisherige Nachsicht gestraft, und der

strenges Befehl gegeben, daß Niemand mehr die Gefangenen besuchen dürfe. In dichten Haufen lagen diese übereinander, und ihre Lage wurde bald unbeschreiblich schrecklich. Einige Brüder hatten doch Mittel gefunden, sie unbemerkt zu besuchen; unter ihnen Viktor, der Bischof von Vita, der uns als Augenzeuge einen Bericht ihres Jammers gegeben hat. Es war endlich so weit gekommen, daß die armen Gefangenen bis an die Kniee in ihrem eigenen Koth waten mußten.

Endlich erbarmte sich der Herr ihrer Noth. An einem Sonntage früh wurden sie weiter fort in die Wüste gebracht. Ihr Muth war ungebrochen, ihre Freude größer, als je. Ueber und über mit Koth bedeckt, sangen sie unterwegs mit lauter Stimme: „Solche Ehre haben seine Heiligen!“ Das ganze Land erscholl vom Mitleidsgeschrei. Schaarenweis strömten seine Bewohner herbei, um die Märtyrer zu sehen, und ihre Kinder ihnen zu Füßen zu werfen. „Ach!“ riefen sie, „wem laisset ihr uns zurück? Wer soll diese Kinder taufen? Wer soll uns das heilige Abendmahl reichen? Warum dürfen wir nicht mit euch ziehen?“ Den frommen Bischöfen traten die Thränen in die Augen, aber sie konnten nichts weiter erwidern, als: „Des Herrn Wille geschehe!“ So schritt der Zug von dannen. Wenn auf der Reise Greise oder Kinder ermüdeten, wurden sie von den wilden Mauritanern mit Steinen geworfen, oder mit scharfen Spießen vorwärts getrieben. Wer gar nicht mehr gehen konnte, dem wurden die Füße zusammengebunden, und man schleifte ihn am Fußboden weiter. Viele erlagen unterwegs, die übrigen langten endlich nach unsäglichen Qualen in der ihnen bestimmten Wüste an, wo sie mit einer neuen Noth, dem Hunger, kämpfen mußten. Denn die kärgliche Nahrung, welche ihnen hier geboten wurde, war bald aufgezehrt.

Während dies geschah, bereitete sich zu Karthago neuer Jammer vor. Vorher jedoch verherrlichte sich Gott an seinem treuen Knechte Eugenius durch ein Wunder. Ein Blinder, Felix mit Namen, war zu dem frommen Bischof gekommen, und hatte gebeten, daß er ihm durch sein Gebet das Augenlicht wieder geben möge. Eugenius wies solches Begehren von sich. Als aber der Unglückliche nicht abließ mit Bitten und Flehen, rief er aus: „Ich habe dir schon gesagt, daß ich ein Sünder bin, und der elendeste aller Menschen. Ich bitte aber Gott, dir zu thun nach deinem Glauben, und seinem Knechte das Augenlicht zu schenken!“ Und siehe, des Blinden Augen

wurden aufgethan. Das Gerücht dieses Wunders erfüllte die ganze Stadt, und drang bis zu dem Könige. Der erschrad, als er solches vernahm; ließ alles genau untersuchen, und sogar den Felix vor sich führen. Aber er mußte gestehen, daß hier ein Wunder geschehen war. Da riefen ihm seine arianischen Bischöfe zu, Eugenius habe es durch Zauberei bewirkt; und statt sich unter Gottes Hand zu beugen, sanneten sie mit neuem Grimme darauf, nun auch dieses auserwählte Rüstzeug zu verderben.

Im Jahre 483 übersandte Hunerich dem Eugenius ein Edikt, mit dem Befehle, es in allen Kirchen verlesen zu lassen. Nach demselben sollten alle Bischöfe, die dem Hunerich unterthan waren, an einem bestimmten Tage in Karthago zusammenkommen, um öffentlich mit den arianischen Bischöfen zu disputiren, und, wenn sie könnten, ihren Glauben durch die Schrift zu beweisen. Das war's, was die Rechtgläubigen schon längst begehrt hatten; aber es war dem Könige keineswegs um Ermittlung der Wahrheit zu thun, sondern es war nur eine neue Falle, die er jenen legte. Am ersten Februar 484 stellten sich die Bischöfe ein. Der König ließ viele Tage verstreichen, ohne der Unterredung zu gedenken. Während dieser Zeit ließ er, um die übrigen in Furcht und Schrecken zu setzen, einige der fähigsten Männer unter ihnen unter mancherlei Vorwänden hinrichten. So wurde einer der hervorragendsten, der gelehrte Lätus, lebendig verbrannt. Endlich wurde der Tag der Besprechung anberaumt. Die Rechtgläubigen wählten aus ihrer Mitte zehn Männer, die im Namen der übrigen das Wort führen sollten. Cirila, der vornehmste unter den arianischen Bischöfen, saß auf einem prächtigen Thron. Seine Anhänger hatten ebenfalls erhöhte Sitze, während die Rechtgläubigen unten stehen mußten. Diese fühlten wohl, daß man sie nur hierher berufen habe, um sie zu verspotten; als sie sich aber darüber beschwerten, wurden Jedem von ihnen hundert Stockschläge gegeben. Bischof Eugenius sprach: „Gott, sehe herab auf die Gewalt, die uns angethan wird!“ Jetzt sollte die Disputation beginnen. Als aber Cirila wahrnahm, daß die gehoffte Einschüchterung so ganz ihres Zweckes verfehlt hatte, suchte er allerlei Vorwände, um der Unterredung auszuweichen. Die Gläubigen hatten das vorausgesehen, und deshalb ein schriftliches Glaubensbekenntniß entworfen, welches sie jetzt überreichten. In demselben heißt es zum Schlusse: „Dies ist unser Glaube, der sich auf das Ansehen der Evangelisten und Apostel stützt, und in Gemeinschaft mit der allgemeinen Kirche

auf der ganzen Erde behauptet wird, bei welchem wir durch die Gnade des allmächtigen Gottes bis in den Tod zu verharren gedenken!"

Ergrimmt über dies muthige Bekenntniß, statteten die Arianer dem Könige falschen Bericht ab, in welchem sie die Schuld der vereitelten Unterredung auf ihre Gegner schoben. Der Tyrann hatte bereits seine Maßregeln getroffen. Plötzlich ergingen Befehle in alle Provinzen seiner Herrschaft, nach welchen alle Kirchen an einem Tage geschlossen, und sammt ihren Einkünften den Arianern übergeben werden sollten. Die Bischöfe selbst wurden aus Karthago vertrieben. Nur die Kleidungsstücke, welche sie gerade auf ihrem Leibe trugen, ließ man ihnen, und Hunerich verbot bei schwerer Strafe, daß ihnen Jemand Speise oder Herberge gäbe. So blieben sie außerhalb der Stadtmauern allen Einflüssen der Witterung ausgesetzt. Als sie einst zufällig dem Könige begegneten, gingen sie auf ihn zu, und fragten: „Warum lässest du uns so behandeln?“ Grimmig sah sie der Tyrann an, und befahl den Reitern seiner Begleitung, auf die Wehrlosen einzuhaufen, wodurch viele verwundet wurden. Der endliche Ausgang war, daß von den 446 Bischöfen, welche sich eingefunden hatten, 48 meist durch Mißhandlungen starben, 46 nach der Insel Korsika, und 302 nach andern Orten verbannt wurden. Die übrigen waren durch die Flucht entkommen.

Doch noch immer war Hunerichs Grimm nicht gestillt. Er ließ, nachdem er die Hirten geschlagen, die Henker gegen die Heerden los. Die Rechtgläubigen wurden in Menge geißelt, gehenkt und lebendig verbrannt. Nur einige Beispiele ihrer Standhaftigkeit gestattet uns der Raum anzuführen. An der frommen Matrone Dionysia rann während der Geißelung das Blut in Strömen herunter, aber sie rief muthig: „Ihr Knechte des Teufels, was ihr jetzt thut, um mich mit Schande zu bedecken, das ist mein ewiger Ruhm!“ Da gewahrte sie, daß ihr Sohn, Majorik, sich vor der ihm drohenden Marter entsetzte. Mit ernstem Blicke mahnte sie ihn: „Gedenke, mein Sohn, daß wir im Namen der Dreieinigkeit getauft sind! Laß uns die Kleider des Heiles nicht verlieren, damit der Herr nicht zu uns sagen müsse: „Werfet sie hinaus in die äußerste Finsterniß!“ Der Jüngling wurde durch den Zuruf seiner Mutter so gestärkt, daß er mit Freudigkeit den Märtyrertod erlitt. Dionysia folgte ihm bald, und dieser mit gleicher Standhaftigkeit Datira, ihre Schwester, und Nemilius, ihr Vetter, der ein Arzt war.

Viktorian von Adrumetum, der reichste Mann in ganz Afrika, war damals noch königlicher Statthalter in Karthago. Der Mann war aber auch reich in Gott. Vergebens ließ ihn Hunerich bitten und bedrohen; er war nicht zu bewegen, die arianische Taufe anzunehmen, und dem Bekenntnisse des dreieinigen Gottes zu entsagen. „Saget dem Könige,“ erwiderte er, „daß, wenn es auch kein zukünftiges Leben gäbe, ich dennoch um zeitlicher Ehre willen meinem Gott nicht untreu seyn würde!“ Entrüstet über diese wahrhaft christliche Antwort ließ Hunerich den muthigen Bekenner erst martern, und dann hinrichten. — In der Stadt Tambaca wurden zwei Brüder mit Einem Strick zusammengebunden, an den Füßen mit schweren Steinen belastet, und dann in die Höhe gezogen. So ließ man sie zwischen Himmel und Erde einen ganzen Tag lang hängen. Der eine konnte die Marter nicht mehr aushalten, und erbot sich zum Nachgeben; aber der andere rief ihm zu: „Nein! nein! Bruder! das haben wir Jeſu Christo nicht geschworen. Ich werde vor seinem Throne gegen dich zeugen, daß wir bei seinem Leib und Blute geschworen haben, um seines Namens willen zu leiden!“ Da raffte sich jener wieder auf, und sprach zu den Henkern: „Quält mich, so viel ihr wollt! ich werde dem Beispiele meines Bruders folgen!“ Sie wurden darauf noch mit glühenden Eisen und Haken gepeinigt, bis endlich die ermüdeten Henker sie entließen.

In Zeiten so außerordentlicher Verfolgungen sendet Gott den Seinen auch außerordentliche Tröstungen, um den wankenden Glauben zu stärken. Er that es auch jetzt durch ein offenbares Wunder seiner Allmacht, ein Wunder, welches durch so vielfältige und sichere Zeugnisse beglaubigt ist, daß wir an demselben nicht zweifeln können. Zu Typasa, in Mauritanien, hatte ein Häuslein frommer Christen in einem Privathause Gottesdienst gehalten, weil alle öffentlichen Kirchen und Bethäuser im Besiz der Arianer waren. Als Hunerich davon hörte, gab er Befehl, den sämtlichen Theilnehmern auf offenem Marktplaze die Zungen auszuschneiden, mit denen sie Gott gelobt, und die rechten Hände abzuhaueu, mit denen sie Gott Treue geschworen hatten. Das grausame Geheiß wurde vollzogen. Aber, o Wunder! obgleich den Märtyrern die Zungen bis an die Wurzel herausgeschnitten waren, konnten sie doch noch eben so wohl reden, als vorher. Menschlicher Verstand kann freilich nicht ergründen, wie solches zugehen kann; aber „wenn jemand dies Wunder bezweifeln will,“ ruft

der Zeitgenosse Viktor von Vita aus, „so mag er nur nach Konstantinopel gehen! Da wird er einen Subdiakonen, Namens Reparatus, finden, der seine Zunge verloren hat, und gleichwohl deutlich spricht, und dem im kaiserlichen Ballaste, besonders von der Kaiserinn, viele Achtung erwiesen wird.“ Etliche von jenen Bekennern waren nämlich nach Konstantinopel geflohen, und hatten hier Ruhe gefunden. Arnas von Gaza, ein platonischer Philosoph, also ein Heide, ein vorsichtiger und kluger Mann, berichtet gleichfalls von Konstantinopel: „Ich selbst habe sie gesehen, und sprechen hören, und habe mich gewundert, daß ihre Aussprache ganz fehlerfrei war. Ich untersuchte das Sprachorgan; denn da ich meinen Ohren nicht traute, wollte ich einen Beweis durch die Augen haben. Ich ließ sie den Mund öffnen und sah, daß ihre Zungen bis an die Wurzeln weggeschnitten waren, und nun wunderte ich mich mehr darüber, daß sie noch am Leben waren, als darüber, daß sie sprechen konnten.“ Und so sind noch eine ganze Reihe geschichtlicher Zeugnisse, unter andern vom Kaiser Justinian selbst, vorhanden, welche das wunderbare Ereigniß auf das Unwiderleglichste bestätigen.

Aus der Märtyrerschaar, welche, auf die grausamste Weise verstümmelt, theils nur einzelne Glieder, als Hände, Füße, Augen, Nase oder Ohren, theils das Leben selbst für den Herrn Jesum hingegeben hat, nennen wir noch mit Namen, Dagila, eine Frau vornehmer Geburt und Gattinn eines königlichen Mundschenken, und sieben Mönche von Capsa. Die ganze Geistlichkeit von Karthago, die man fast Hungers hatte sterben lassen, wurde in der Folge verbannt. Bei der Verfolgung der Gläubigen zeigte sich ein gewisser Elpidiphorus, der auf den dreieinigen Gott getauft war, und den Diakonen Muritta zum Taufzeugen hatte, besonders thätig. Als der alte Diakon eben auch auf die Folter geworfen werden sollte, zog der ehrwürdige Mann unter seinem Gewande das leinene Tuch hervor, mit welchem er den Elpidiphorus beim Heraustritt aus dem Tauf-Wasser bedeckt hatte, breitete es vor aller Augen aus, und sagte dann zu dem Abtrünnigen, der jetzt als sein Richter da saß: „Hier ist das Tuch, welches dich bei der Zukunft des großen Richters anklagen, und dich in den Schwefelspuhl werfen wird, weil du deiner Taufe und dem Glauben entsagt hast.“ Elpidiphorus fühlte sich tief getroffen, und konnte kein Wort erwidern. Ob er sich aber bekehrt hat, wird uns nicht berichtet.

Unter den erwähnten Bischöfen, die zum größten Theile in

die Verbannung geschickt waren, befand sich auch der fromme Eugenius von Karthago, dem man nicht einmal gestattet hatte, von seiner Heerde Abschied zu nehmen. Er ließ ihr ein schriftliches Trost- und Ermahnungswort zurück, und war dann in eine wüste Gegend bei Tripolis geführt worden. Hier hatte man ihn der Aufsicht des arianischen Bischofs Antonius übergeben, der ein sehr roher Mensch war, und ihn mit empörender Grausamkeit und schimpflichen Hohn behandelte. So nöthigte er ihn, als Eugenius einst krank war, ganz entgegengesetzte Arzneien zu gebrauchen, als der Arzt verordnet hatte. Trotzdem genas der Kranke.

Im Dezember 484 ist König Hunerich gestorben. Die Würmer haben ihn bei lebendigem Leibe aufgefressen. Sein Nachfolger Guntabund rief im Jahre 488 den Eugenius aus der Verbannung zurück. Doch die Freude der Seinen war von kurzer Dauer. Im Jahre 496 ward Trasimund König, der wieder in die Fußtapfen Hunerichs trat. Er gab Befehl, den Eugenius sammt den beiden Bischöfen Longin und Vindemial zu enthaupten. Als Eugen zum Tode abgeführt wurde, betheuerte er unerschrocken, er wolle lieber sein Leben, als seinen Glauben dran geben, und lieber König Trasimunds Zorn tragen, als dem Könige Christo meineidig werden. Auf der Richtstätte wurde das Todesurtheil zurückgenommen, und der muthige Bekenner nach dem südlichen Frankreich, wo damals auch die Arianer herrschten, ins Elend verbannt. Hier hat Eugenius noch einige Jahre seinem Herrn und Meister in der Stille gedient, bis er am 13 Juli des Jahres 505 aus den Trübsalen dieses Lebens in die ewige Ruhe eingegangen ist.

Aretas und Duma nebst deren Gefährten.

(gest. 522 oder 523).

„Und haben ihr Leben nicht geliebet, bis an den Tod.“
(Off. Joh. 12, 11.)

Schon bei der Geschichte des Frumentius haben wir der Judenherrschaft im Lande Arabien erwähnt. Um das Jahr 520 hatte Dunaan, ein Jude von Geburt, die höchste Staatsgewalt über die ganze östliche Küste des rothen Meeres an sich gerissen. Derselbe Haß, mit welchem sein Volk einst über den Herrn das „Kreuzige, kreuzige!“ geschrien hat, glühte in diesem zum Königthume gelangten Juden fort, und trieb ihn zur Verfolgung der Glieder Jesu Christi. Das Erstlingsopfer seines Christushasses war Gragentius, der Erzbischof von Taphur, dem Metropolitansee Arabiens, ein Eingeborner des Landes. Dann richtete sein Grimm sich auf Aretas, der auch Harith oder Hariz genannt wird, den Statthalter der Provinz Nagrau, des alten Yemen, oder glückseligen Arabiens. Er gebot ihm, Christum zu verleugnen, wo nicht, so müsse er sterben, wenn er auch der oberste Statthalter sey. Ohne zu schwanken, wählte Aretas den Tod. Er wußte wohl, daß ein Leben durch Abfall von Christo, dem wahrhaftigen Lebensquell erkaufte, nur ein elender Tod ist. Ja, er erwies sich jetzt, wo er die Kirche des Herrn in seiner Provinz also bedroht sah, als ein rechter Statthalter auch über die geistlichen Güter derer, die ihm in weltlichen Dingen untergeben waren. Mit Ernst und Eifer ermahnte er alle seine christlichen Brüder, ihrem Herrn und Meister unverbrüchlich treu zu bleiben. Als König Dunaan sah, daß er den Aretas nicht zum Abfall bewegen konnte, ließ er ihn mit vier andern Christen zur Stadt hinaus schleifen, und mit diesen Gefährten am Ufer eines Baches hinrichten. Nachdem er also das Haupt der Familie gemordet, schnaubte der König weiter gegen die Glieder derselben. Duma, oder Reuma, des Getödteten Gattinn und ihre beiden Töchter, mußten gleichfalls den Märtyrertod leiden, weil sie Christo treu blieben. Freudig folgten sie dem Vatten und Vater im Tode

nach, um mit ihm in Ewigkeit zu leben. Außer diesen Märtyrern, deren Namen uns die Geschichte aufbewahrt hat, ließ der blutdürstige Jude noch viele andere Christen hinrichten. Ihre Zahl wird auf 340 oder 350 angegeben. Muthig erduldeten sie alle den Tod um dessen willen, der vorher für sie den Tod erlitten hatte, und die Kirche feiert das Gedächtniß dieser Zeugenschaar inßgesammt bis auf den heutigen Tag an jedem 24 Oktober.

Columba.

(gest. 597.)

„Und siehe, ein Delblatt hatte sie abgebrochen, und trug's in ihrem Munde.“ (1 Mos. 8, 11.)

So bibelfest ist doch wohl jeder Leser, daß er die Trägerinn des Delblattes kennt, die Taube nämlich, welche der Erzoater Noah aus der Arche hatte fliegen lassen. Nun ist Columba ein lateinisch Wort, und heißt zu deutsch: die Taube. Der irländische Abt Columba aber ist eine rechte Friedensstaube unseres Herrn Jesu Christi gewesen, die das Delblatt des Glaubens zuerst in die wilden Gebirgsgegenden des heutigen nördlichen Schottlands getragen hat.

Aus des Patricius Lebensgeschichte wissen wir, daß der Same des Evangeliums in Irland um diese Zeit schon frisch und kräftig Wurzel geschlagen hatte. Es hatten sich hier kurz nacheinander viele berühmte Klöster erhoben, in denen die heilige Schrift und die Bücher der alten Kirchenväter fleißig gelesen wurden. Diese Klöster waren nicht nur Bildungsstätten für Irland selbst, sondern zugleich auch Missionschulen, von denen zahlreiche Missionare ausgegangen sind, um der Heidenwelt das Evangelium zu bringen. England war schon früher von den Strahlen der Lebenssonne beschienen worden, und so lag denn von dem heutigen Großbritannien nur Schottland noch in tiefen Todesschatten. Da erbarmte sich der Herr auch der wilden Bewohner dieses Landes, der Pikten. Ein brittischer Bischof, Namens Ninias, brachte das Christenthum zuerst nach den südlichen Provinzen. Der nördliche Theil Schottlands ist jedoch von dem südlichen durch hohe,

mit Schnee und Eis bedeckte Gebirge getrennt. Die Liebe Christi drang auch hier hindurch. Sie schmelzt das Eis von harten Menschenherzen, wie hätte ihr der Schnee der schottischen Hochgebirge einen Damm entgegenstellen können? Der irländische Abt Columba pflanzte um das Jahr 565 die Kreuzfahne unter den nördlichen Vikten auf. Er wirkte hier mit dem besten Erfolge. Die Einzelheiten seiner Missionsthätigkeit sind uns zwar nicht näher bekannt, wir können aber von den Früchten auf die Aussaat schließen. Die von ihm bekehrten Vikten hatten dem frommen Abte die Insel Hy geschenkt. Sie liegt nordwestlich vom festen Lande, und wird jetzt zu den Hebriden gerechnet. Auf dieser Insel gründete Columba ein Kloster, welches unter seiner dreißigjährigen Leitung zu großem Ansehen gelangte, und mitten in der wüsten Einsamkeit der Eis eines sehr lebendigen Bibelstudiums wurde. Wohl war auch Columba nicht ganz frei von den Verirrungen seines Zeitalters geblieben. So viel aber ist sicher, daß die aus seinem Kloster hervorgehenden Mönche und Missionare die reinste evangelisch-christliche Erkenntniß in damaliger Zeit besaßen. Und selbst noch lange Zeit nach seinem Tode bewahrte das Andenken an den frommen Stifter dem Kloster ein hohes Ansehen. Seine Abte leiteten die angrenzenden Völkerschaften, und selbst Bischöfe unterwarfen sich willig ihren Beschlüssen. Mit Recht mögen wir aus dieser Thatsache auf die große Bedeutung des Columba, seine ausgebreitete Wirksamkeit und seinen mächtigen Einfluß, schließen.

Die Insel, auf der das Kloster stand, wurde nach dessen Gründer Columba, oder Jona genannt. Wie Columba im Lateinischen, heißt nämlich das Wort Jona im Hebräischen: die Taube. Nach langer, rastloser Thätigkeit fühlte der ehrwürdige Abt endlich das Herannahen seines letzten Stündleins. Eines Sonntags sagte er zu seinem Schüler Diermit: „Dieser Tag wird Sabbath, das ist: Ruhetag, genannt. Das wird er besonders für mich seyn, weil er meiner Arbeit ein Ende macht.“ Um Mitternacht ging er in die Kirche, um das Frühgebet zu halten. Als dies beendet war, setzte er sich auf die Stufen des Altars nieder, empfing das heilige Abendmahl, gab seinen Brüdern den letzten Segen, und schied dann von hinnen ins Land der Ruhe. Das ist geschehen im Jahre 597, nachdem er sein Alter auf 77 Jahre gebracht hatte.

Augustinus von Canterbury.

(gest. 605.)

„Das Volk, so im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht,
und über die da wohnen im finstern Lande, scheint es helle.“
(Jes. 9, 1.)

Von den Missionsarbeiten im heutigen Großbritannien haben wir schon viel erzählt, und zuletzt noch das Wort Gottes in Irland und Schottland im vollen Gange gesehen. Im eigentlichen England hingegen, wohin doch das Licht des Evangeliums am frühesten gedrungen war, blieb die Kirche gegen das frische, jugendliche Leben in den beiden Nachbarländern zurück, und erlitt eine zunehmende Verminderung. Ja, es schien sogar eine Zeit lang, als sollte der Leuchter des Evangeliums ganz von seiner Stätte gestossen werden. Die Fluth der Völkerwanderung hatte auch in das Land der alten Britten eine mächtige Welle geworfen. Und zwar hatten sich die Einwohner die Schuld selbst beizumessen. Die Britten hatten von den Einfällen der Pikten und Scoten gar zu viel zu leiden, und um sich vor den rauhen Nachbarn zu schützen, riefen sie die Angelsachsen, einen Theil des großen, deutschen Volksstammes der Sachsen im nördlichen Deutschland, zu Hülfe. Aber sie waren damit aus dem Regen in die Traufe gekommen. Im Jahre 440 setzten die neuen Bundesgenossen von der Mündung der Elbe nach England hinüber, vertrieben auch wirklich den gemeinschaftlichen Feind, kehrten aber dann treulofer Weise das Schwert gegen die, die sie gerufen hatten. Die Angelsachsen waren noch rohe, wilde Heiden. Sie erfüllten Alles mit Brand und Mord, schonten weder Kirche noch Haus, und errichteten in dem verwüsteten Lande sieben Königreiche, während sich die aus ihren Wohnsitzen vertriebenen Christen auf etliche entferntere Gegenden des Landes beschränken mußten. Zwischen beiden Völkerichaften aber entstand nun in Folge der steten Kriege ein tödtlicher Nationalhaß, der denn auch verhinderte, daß die noch übrig gebliebenen eingeborenen, christlichen Britten Jenen das Christenthum brachten, oder daß die Angelsachsen es von diesen annahmen.

So sah es denn in dem alten England gar trübselig aus, ehe es dem Herrn gefiel, sich auch dieser wilden Barbaren zu erbarmen. Ein besonderes Werkzeug aber, das er sich zur Bekehrung derselben auswählte, war Papst Gregor der Erste. Als dieser Mann noch ein einfacher Mönch war, ging er einst über den Markt von Rom; da fiel ihm die besondere Schönheit zweier Jünglinge auf, die eben zum Verkauf als Sklaven ausgedoten wurden. Er fragte, aus welchem Lande sie stammten, und erfuhr, daß sie von der brittischen Insel kämen. Da rief er hastig: „Sind die Einwohner dieser Insel Christen, oder Heiden?“ „Sie sind Heiden!“ war die Antwort. „Ach!“ seufzte er, „daß der Fürst der Finsterniß solche lichtvolle Angesichter besigen muß; und daß solche schöne, offene Stirnen Seelen gehören, die der ewigen Gnade beraubt sind!“ „Welches ist der Name dieses Volkes?“ fragte er weiter. „Angli,“ antwortete man. Angli aber heißt zu deutsch Angelsachsen, aber auch Engel. „In Wahrheit,“ sprach da Gregor, „sie haben ein engelhaftes Ansehen, und es wäre Schade, wenn sie nicht Miterben der Engel im Himmel werden sollten.“ Seit dieser Zeit stand in ihm der Entschluß fest, diesem Volke das Gnadenlicht des Evangeliums zu bringen, und er wäre selbst als der erste Sendbote hingegangen, wenn ihn nicht der damalige Papst auf die Bitten der römischen Gemeinde zurückgehalten hätte. Aber seinen Plan gab er nicht auf, und als er nun gar selbst Papst wurde, da dachte er erst recht an dessen Ausführung.

Während er aber noch über die geeignetsten Mittel nachsann, hatte der Herr selbst schon in ganz unerwarteter Weise Weg und Bahn gemacht, und die Mission bereits angefangen. Einer der mächtigsten angelsächsischen Fürsten, Edilbert, König von Kent, hatte sich nämlich mit Bertha, Tochter des Königs Caribert von Paris, einer christlichen Prinzessin, vermählt, und derselben freie Religionsübung in seinem Lande zugestanden. Die junge Königin aber hatte sich den Bischof Liuthard von Frankreich mit herüber gebracht, der den für sie zu haltenden Gottesdienst leiten sollte. Kaum hatte Gregor diese günstigen Umstände erfahren, als er sogleich beschloß, dieselben mit Eifer zu benutzen. Sofort sandte er eine Mission nach England. Es war im Jahre 596. Seine Wahl war auf den römischen Abt Augustinus, den Mönch Petrus und den Presbyter Laurentius gefallen, denen er dann noch mehrere Gehülfen zugesellte.

Allein die Missionare waren anfangs gar nicht so für ihr heiliges Werk begeistert, als sie gesollt hätten. Unterwegs hatten sie schreckliche Dinge vernommen von der Wildheit der Völker, unter welche sie ziehen sollten, und da war ihr Muth schnell abgekühlt worden. Sie machten plötzlich Halt, und sandten ihren Führer zum Papst zurück, mit der Bitte, er möge sie ihres Auftrages wieder entbinden. Aber Gregor war nicht der Mann, der sich so bald schrecken ließ. Er ermahnte die zaghaften Mönche in einem zwar freundlichen, aber ernsten Briefe, das mit Gottes Hülfe angefangene gute Werk nun auch weiter zu führen; denn es sey besser, das Gute gar nicht zu beginnen, als das Begonnene wieder aufzugeben. Und die Leute ließen sich weisen. Durch die väterliche Zurechtweisung ermuthigt, setzten sie ihren Weg weiter fort.

Augustin hatte noch Dollmetscher von Frankreich mitgenommen, und landete im Jahre 597 mit 40 Gefährten auf der Insel Thanet, die ostwärts von der Provinz Kent liegt. Sogleich ließ er den König wissen, daß er mit der besten Botschaft von der Welt gekommen sey, nämlich mit der Verheißung des ewigen Lebens für alle, die dieselbe annehmen würden. Edilbert erschien schon am andern Tage, um sich mit ihm darüber zu besprechen. Aus Furcht vor Zauberei wagte er jedoch nicht, mit den Sendboten unter Einem Dache zusammen zu kommen, sondern wollte sich nur unter freiem Himmel mit ihnen unterreden. Der Erfolg der Besprechung war sehr günstig. Augustins Worte hatten dem Könige Vertrauen eingeflößt, und er erklärte zuletzt, er sähe wohl ein, daß sie es gut meinten, daß sie aus der Ferne zu ihm gekommen seyen, um ihm das mitzutheilen, was sie selbst für das beste hielten. Er könne jedoch die Religion seiner Väter nicht so leicht und schnell verlassen. Aber er wolle ihnen in seiner Residenz Dorovern, dem heutigen Canterbury, Wohnung und Unterhalt geben, und es solle ihnen gestattet seyn, jeden zu taufen, den sie von der Wahrheit ihrer Religion überzeugen könnten. So weit hatte Gott das Herz des Königs durch seine fromme Gemahlinn schon vorbereitet.

Die Missionare dankten Gott für den günstigen Erfolg, und gingen mit Freuden zu der Thür ein, die ihnen so unerwartet aufgethan war. Als sie sich der Stadt näherten, bliesen sie die Posaunen, vor denen die Bollwerke des Heidenthums stürzen sollten. Sie stimmten heilige Gesänge an, und beteten: „Wir bitten dich, Herr, nach deiner großen Barmherzigkeit, daß dein

Zorn von dieser Stadt entfernt werde, dieweil wir gesündigt haben! Hallelujah!" Und nun fingen sie ihr Missionswerk in der kräftigsten Weise an, das heißt, sie predigten nicht bloß durchs Wort, sondern mehr noch durch ihr eigenes Beispiel. Sie lebten wie Menschen, denen es um die Güter dieser Welt nicht mehr zu thun ist, beteten und fasteten, und nahmen von dem Könige nur so viel an, als zu ihrem nothdürftigsten Lebensunterhalt erforderlich war. Diese Uneigennützigkeit und ihr strenges Leben, überzeugten das Volk am besten von der Lauterkeit ihrer Absichten, und erwarben ihnen bald allgemeines Vertrauen. Eine aus der Römerzeit übergebliebene, verfallene Kirche bot ihnen die erste Stätte für die Feier ihrer Gottesdienste. Das Evangelium feierte bald Sieg auf Sieg. Ja, die Ausbreitung des Christenthums unter diesem rohen Volke geschah so schnell, und traf mit so außerordentlichen Umständen und Ereignissen zusammen, daß diese dem Volke für Wunder erschienen, und auch von Augustin dafür gehalten wurden. Freilich aber wirkt ein solcher Strom der Bewegung mehr für den Augenblick Großes, als für die Dauer Nachhaltiges, wie sich denn auch hinterdrein zeigte. Doch ist es leicht zu entschuldigen, daß sich die Missionare durch den überraschenden Erfolg über die Tiefe desselben täuschen ließen.

König Edilbert, durch den Einfluß seiner christlichen Gemahlinn längst vorbereitet, entschied sich bald selbst für die Annahme des Christenthums, und ließ sich im Beiseyn einer unzähligen Menge seines Volkes taufen. In ächt evangelischer Gesinnung erklärte er aber zugleich, daß Niemand zur Annahme des Christenthums gezwungen werden solle, sondern daß er in diesem Punkte Jedem seine Freiheit lasse. Denn Augustin hatte ihn gelehrt, daß die christliche Gottesverehrung nur von freier Ueberzeugung ausgehen dürfe. Die aber, welche mit ihm gläubig geworden waren, umarmte er freudig als seine Miterben an der ewigen Herrlichkeit, und zeichnete sie auch sonst vor den übrigen aus. Das Beispiel und der Einfluß des Königs bewogen immer mehrere zur Annahme des Christenthums, und es geschah, daß an einem Weihnachtöfeste Augustinus mehr als 10,000 Heiden auf einmal taufen konnte. Da reiste er, der Anweisung Gregors zufolge, nach Frankreich, um sich hier die bischöflichen Weihen ertheilen zu lassen, und das oberste Hirtenamt über die neugegründete Kirche zu übernehmen. Dann aber sandte er seine beiden Begleiter Petrus und Laurentius nach Rom, um dem Papste einen ausführlichen Bericht von dem wunderbaren Erfolge

seines Wirkens abzustatten, und um von ihm neue Arbeiter zur Weiterführung des begonnenen Werkes zu erbitten.

Gregor äußerte zwar seine große Freude über das, was jetzt in England geschah, erkannte aber auch zu gleicher Zeit die Gefahren, welche ein so außerordentlicher Erfolg für Befehrer und Befehte haben mußte. In seinem Rückschreiben an Augustinus ertheilt er in solcher Besorgniß diesem die weisesten, väterlichsten Warnungen. Wohl möge er sich darüber freuen, schreibt er ihm, daß die Seelen der Engländer durch äußerliche Wunder zur innerlichen Gnade hingezogen würden, er möge sich dabei aber auch im Bewußtseyn der menschlichen Schwäche vor Hochmuth hüten. Als Gegenmittel wider diesen Feind empfiehlt er ihm strenge Selbstprüfung und stete Vorhaltung des Zweckes, zu welchem ihm seine Gabe verliehen sey, nämlich allein zum Heile derer, unter welchen er jetzt wirke. Zugleich erinnert er ihn daran, daß Wunder allein noch kein sicheres Merkmal der Erwählung seyen, wie ja auch der Herr selbst gesagt habe, daß er Viele, welche sich einst auf verrichtete Wunder berufen würden, nicht als die Seinen anerkennen werde. (Matth. 7, 22.) Nur Ein Zeichen habe der Herr verliehen, an welchem man die Erwählung sicher erkennen möge, das Merkmal seiner Jüngerschaft in der Liebe.

Mit diesem Briefe übersandte der Papst dem Augustin den erzbischöflichen Mantel, Exemplare der heiligen Schrift, mannichfache Kirchengeräthe, Reliquien zur Weihung der neuen Kirchen, und zugleich die erbetenen frischen Arbeiter im Weinberge. Auch beantwortete er ihm die ihm vorgelegten Fragen, namentlich, warum doch die Kirchengebräuche in verschiedenen Ländern so verschieden seyen, da doch der Glaube nur Einer sey. Dem Augustin war nämlich bei seiner Reise durch Frankreich unter andern der Unterschied zwischen manchen Kirchengebräuchen in Gallien und den römischen aufgefallen. Gregor bemerkte darauf: er solle, obgleich er in den Gebräuchen der römischen Kirche erzogen worden sey, sich doch bei den Anordnungen der neuen Kirche keineswegs an das Beispiel der römischen allein halten, sondern das Gute, sey es in der gallischen Kirche, oder anderswo, überall auswählen, wo er es finde. Denn man müsse nicht um des Orts willen die Sachen, sondern nur den Ort um der Sachen willen lieben. — Eine Warnung vor der zu beschränkten Anhänglichkeit an das römische Kirchenthum, höchst merkwürdig aus dem Munde eines römischen Bischofs, und im stärksten Widerspruch mit der eisernen Tyrannei, mit welcher die

späteren römischen Bischöfe völlige Einheit in den Kirchengebräuchen anderer Länder mit den römischen zu erzwingen gesucht haben. —

Augustin war also nun Erzbischof von Dorovern oder Canterbury, und hatte mit dieser höchsten geistlichen Würde nicht nur die Leitung der neugegründeten angelsächsischen übernommen, sondern wollte auch die Leitung der altbrittischen Kirche in seinem geistlichen Hochmuth und seiner Herrschsucht an sich reißen. Aber, wie die Britten das Evangelium nicht von Rom her erhalten hatten, so waren sie auch nie gewohnt gewesen, die römische Kirche als ihre Mutterkirche anzusehen, und sich in ein abhängiges Verhältniß zu ihr zu stellen. Ihre lange Trennung von der übrigen abendländischen Christenheit hatte natürlich dazu gedient, ihren kirchlichen Freiheitsgeist noch mehr zu befestigen. Auch hatten sie von Alters her in den kirchlichen Einrichtungen manches anders ausgebildet, als es in der römischen Kirche geltend war, wie z. B. in Beziehung auf die Zeit der Osterfeier, die Art der Tauffeier und dgl. Verschiedenheiten statt fanden. Auch mochte schon der erwähnte tiefe Nationalhaß das Seine dazu beitragen, ein freundlicheres Verhältniß zu der jungen Schwesterkirche ihres Landes zu erschweren. Und leider war Augustin nicht der Mann dazu, um solchen Zwiespalt auszugleichen. Trotz der Mahnung des Papstes zeigte er eine zu beschränkte Anhänglichkeit an die römischen Kirchenformen. Auch war er, wie Gregor ganz richtig an ihm tadelte, nicht frei vom geistlichem Hochmuth und priesterlicher Anmaßung. Der Abt des angesehensten brittischen Klosters zu Bangor, Deinoch mit Namen, gab dem neuen Erzbischof auf die an ihn ergangene Aufforderung, sich in allen Stücken den Anordnungen der römischen Kirche zu unterwerfen, zur Antwort: „Wir sind bereit, der Kirche Gottes, dem Papste zu Rom und jedem frommen Christen zu gehorchen, nämlich so, daß wir jedem nach seinem Standpunkte vollkommene Liebe erweisen, und ihn mit Wort und That unterstützen. Wir wissen aber nicht, wie noch ein anderer Gehorsam gegen den, welchen ihr Papst, oder Vater der Väter nennt, von uns gefordert werden könne.“ Ein Religionsgespräch zwischen beiden Nationen, das zu Wigornia abgehalten wurde, führte gleichfalls zu keiner Vereinigung. Es wird erzählt, die Britten hätten zuvor einen frommen Einsiedler um seinen Rath gefragt. Dieser hätte geantwortet: „Sie möchten dem Augustin getrost folgen, wenn er ein Mann Gottes sey.“ Darauf hätten jene

wissen wollen, woran sie das erkennen sollten, und den Bescheid erhalten: „Wenn er sanftmüthig und von Herzen demüthig ist, dann trägt er das Joch Christi, und wird euch auch nur dieses auflegen.“ Endlich hätten sie noch gefragt, woran sie das sicher abnehmen könnten, und der alte Mann habe erwidert: „Laßt ihn zuerst in den Versammlungsaal gehen, und, wenn er dann aufsteht, sobald ihr eintretet, so sey euch das ein Zeichen seiner Demuth und Jüngerschaft Christi!“ Augustin bestand aber leider diese Probe nicht, und als nun die brittischen Abgesandten erklärten, daß sie ihm nicht folgen würden, da übermannte ihn der Zorn, so daß sich alles zerschlug. Uebrigens ist dies Verhältniß der Britten zur angelsächsischen und römischen Kirche für die nächsten Jahrhunderte der abendländischen Kirchengeschichte in so fern von Wichtigkeit, als von diesem kirchlichen Freiheitsinn der Britten auch noch später manche Gegenwirkung gegen die römische Hierarchie ausging.

Augustinus starb am 26. Mai des Jahres 605. Vor seinem Ende hatte er noch die Freude, den ganzen südlichen Theil der brittischen Insel mit dem Evangelium des Friedens erfüllt zu sehen, und wenn auch durch ihn das Christenthum unter den Angelsachsen noch nicht dauernd befestigt ist, so hat er doch das Verdienst, den ersten Samen des neuen Lebens unter jene wilden Völkerstämme ausgestreut zu haben.

Midan.

(gest. um die Mitte des siebenten Jahrhunderts.)

„Den Schwachen bin ich geworden als ein Schwacher, auf daß ich die Schwachen gewinne. Ich bin jedermann allerlei geworden, auf daß ich allenthalben ja etliche selig mache.“

(1 Cor. 9, 22.)

Bei Augustins Tode, im Jahre 605, hatte das Christliche Leben noch keineswegs die ganzen angelsächsischen Lebens-
Königreiche durchdrungen. Besonders in den nördlichen Reichen sah es noch ganz trübe und dunkel aus. Auch blieb die Sichtung der

jungen Kirche nicht aus, und, was bloßes Strohfeuer gewesen war, das fiel zur Zeit der Anfechtung wieder ab. Von Northumberland, einem dieser Königreiche aus, wirkte besonders König Medwin unter dem Einflusse eines Missionars, Paulinus mit Namen, für die Verbreitung des Christenthums in seinem und den Nachbarreichen. Aber bei einer Schlacht fand der fromme König schon im Jahre 633 seinen Tod, und sein Reich kam unter feindliche Herrschaft. Da nahm denn das Heidenthum mit Gewalt wieder überhand, und es schien, als wenn es mit der Kirche des Herrn in diesem Lande gar aus werden sollte. Die Heiden zertraten mit rohen Füßen die frischgrünende Saat des Evangeliums. Indes, wenn die Stürme ein frischgepflanztes Bäumchen schütteln, so wird dem Gärtner wohl bange, daß es zerbrechen möge, aber zuletzt findet sich doch, daß die Stürme nur dazu beigetragen haben, es fester und stärker zu machen. So geschah es auch hier. Gott erweckte in Oswald, einem Neffen König Medwins, der als Verbannter nach Irland hatte flüchten müssen, aber hier das rechte, himmlische Vaterland gefunden hatte, einen Räuber und Retter. Er kam nicht bloß als Befreier seines Volkes aus der irdischen Knechtschaft, sondern auch als Wiederhersteller der christlichen Kirche in seinem Reiche. Kaum hatte er die Räuber vertrieben, und von seinem Reiche Besitz genommen, als er sich an die irländische Kirche mit der Bitte wandte, ihm einen Lehrer für sein Volk zu senden.

Die Christen drüben waren wohl mit Freuden bereit, aber sie vergriffen sich in der Wahl. Sie fiel nämlich auf einen durch sein strenges Leben ausgezeichneten, irischen Mönch. Dieser strenge Mann verstand nicht, mit Milchkindern umzugehen. Er konnte sich in die Rohheit des durch das Christenthum allmählig erst zu bildenden Volkes nicht schicken, und sich zu ihren Schwächen und Bedürfnissen nicht herablassen. Durch seine Schroffheit stieß er überall die Herzen zurück. Zuletzt verzweifelte er ganz, hier etwas auszurichten, und kehrte in sein Vaterland zurück. In einer Versammlung der Väter seiner Kirche erklärte er geradezu, das Volk sey zu roh, als daß etwas von ihm zu hoffen wäre. Da trat aus den Versammelten der Mönch Aidan, von der Insel St. Jona, die dem fleißigen Leser vom frommen Columba her noch im Gedächtniß ist, wider ihn auf. Der gottselige Mann gehörte wohl selbst zur strengsten Mönchsregel, aber in gleichem Maße, als er strenge gegen sich war, war er voll Milde und Güte gegen andere. Er wies jenen mit berebtem

Munde auf seine eigene Schuld hin, daß er mit seinen rohen Zuhörern zu schroff verfahren sey, und ihnen nicht, nach der Vorschrift des Apostels Paulus, als jungen Kindern, zuerst Milch gereicht habe. Seine Worte hatten noch eine ganz andere Wirkung, als er gedacht hatte. Die ganze Versammlung erkannte flugs, gerade ein solcher Mann, wie Aidan, thäte dem rohen Volke noth, und ernannte ihn zum Bischof von Northumberland, als welcher er dann auch geweiht und abgesandt wurde.

Aidan war ein geborener Irländer, und mußte damit anfangen, die angelsächsische Sprache zu erlernen, ehe er sich dem Volke verständlich machen konnte. Indesß Gott half auch hier schneller, als man dachte. Wir wissen schon, daß König Oswald in seiner Jugend als Verbannter in Irland gelebt hatte. Da hatte er die skotische Sprache erlernt. Er versammelte nun seine Häuptlinge und vornehmsten Diener um sich, und Aidan mußte ihnen das Wort Gottes auslegen. Was er vortrug, das übersetzte der König sogleich in's Englische. Solcher Hunger hat die Verheißung von Gott, daß er gesättigt werden soll. Wie mochte der König jetzt die dunkle Führung seines Lebens preisen, die nun also zum Aufbau des Reiches Gottes in seinem Lande dienen mußte. Bald jedoch bedurfte Aidan keines Dolmetschers mehr. Die Liebe Christi, welche sein ganzes Herz erfüllte, ist die geschickteste Lehrmeisterin. Nun zog er mit unermüdetem Eifer von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und erfüllte das ganze Land mit der Predigt von Christo, dem Gekreuzigten. Willig unterzog er sich jeder Beschwerde auf diesen mühseligen Reisen. Meist wanderte er zu Fuß, nur selten einmal nahm er ein Pferd an. Wem er begegnete reich oder arm, den hielt er an, und fragte: „Bist du noch Heide, oder glaubst du schon an den Namen des Dreieinigen?“ Stieß er auf Christen, so ermahnte er sie, im Glauben zuzunehmen, und denselben durch ihr Leben zu beweisen. Begegnete er Heiden, so fing er an, ihnen das Evangelium zu verkündigen. So streng er gegen sich selbst war, verstand er es doch wohl, sich in die Schwachheiten des rohen Volkes zu schicken. Sein eigenes Leben war die beste Predigt. Es zeugte von seiner uneigennütigen, zu jedem Opfer bereiten Liebe. Wenn er vom Könige oder den Häuptlingen Geschenke empfing, theilte er sie unter die Armen, oder kaufte Gefangene damit los. Viele solcher Verkauften machte er dann zu Knechten Christi, ertheilte ihnen geistlichen Unterricht, und bildete sie zu Priestern aus. Sünde und Unrecht strafte er mit strengem

Ernste, wo er sie fand, ohne alles Ansehen der Person; und alle, mit denen er verkehrte, hielt er zum steten Lesen der Schrift an. So wirkte er durch Lehre und Beispiel mit unermüdlicher Treue und unter sichtlichem Segen. König Oswald blieb sein treuer Mithelfer, so lange er lebte, und als er schied, da war ein fester Grund der Kirche Jesu Christi in seinem Reiche gelegt. Ja, von Northumberland verbreitete sich dieselbe weiter, bis alle sieben Reiche der angelsächsischen Nation mit dem Schalle des Evangeliums erfüllt waren. Aidan starb am 31. August, um die Mitte des siebenten Jahrhunderts.

Wilfried.

(gest. 709.)

„Ich will euch zu Menschenfischern machen.“ (Matth. 4, 19.)

Nach eines dritten Glaubensboten, durch dessen Wirken sich die Bekehrung der Angelsachsen vollendete, müssen wir aus dieser Zeit der Gründung der englischen Kirche Erwähnung thun. Bis gegen die Hälfte des siebenten Jahrhunderts hatte sich besonders von Northumberland aus, wie wir schon im Vorigen erwähnt haben, das Christenthum auch zu den übrigen Reichen der angelsächsischen Herrschaft verbreitet. Nur Sussex war noch übrig geblieben. Der König dieses Landes hatte sich zwar taufen lassen, aber sein Volk blieb dem alten Götzendienste ergeben. Auch einige skotische Mönche, welche in einer Wildniß sich ein Kloster gegründet hatten, fanden mit ihrer Verkündigung des Evangeliums keinen Eingang. Ihr strenges Leben war nicht geeignet, das Vertrauen des rohen Volkes zu gewinnen. Da bereitete Gott durch mancherlei Trübsale endlich den rechten Mann zu.

Erzbischof Wilfried von York, ein geborener Angelsachse, war von seinem, mit ihm in Feindschaft gerathenen König, wider Recht und Gerechtigkeit seines Amtes entsetzt worden. Er wollte nach Rom gehen, um hier sein Recht zu suchen, wurde aber

durch einen Sturm nach Friesland verschlagen. Er blieb hier über Winter und Frühjahr, und predigte in dem heidnischen Lande die frohe Botschaft von der Vergebung der Sünden. Daß seine Predigt nicht ohne Eindruck blieb, konnte er bald an sich selbst erfahren. Aldalgis, der Friesenkönig, war durch Briefe von England aufgefordert worden, den Wilfried tödten zu lassen; aber der Heide, über so hinterlistigen Frevel empört, zerriß den Brief vor des Bischofs Augen. Endlich im Sommer reiste dieser durch Frankreich nach Rom, gewiß auch in dem wilden Frieslande manches Saamenkorn zurücklassend, das später aufging, und liebliche Frucht brachte. Er kehrte mit einem Schreiben des Papstes nach England zurück, in welchem dem Könige seine Ungerechtigkeit vorgeworfen wurde. Das war aber nur Del in's Feuer gegossen. Der zernige Fürst ließ den Bischof sammt seinen Freunden in's Gefängniß werfen, und nur auf die Fürsprache der Königin ward er aus demselben wieder befreit.

Jetzt ging Wilfried nach Suffer, und suchte sich hier eine Thüre für die Verkündigung des Evangeliums zu öffnen. Und siehe, der Herr hatte schon den Riegel vor dem Herzen des Volkes weggeschoben. Er fand, als er ankam, großes Elend vor; und die Noth hat ja noch allezeit auf's Wort merken lehren. Durch eine anhaltende Dürre war eine allgemeine Hungernoth herbeigeführt worden, und Wilfried gedachte durch leibliche Wohlthat die Herzen zur Annahme der geistlichen willig zu machen. Die nahe See und die Flüsse boten großen Reichthum an Fischen; aber das Volk war des Fischfangs noch unfundig. Da beschloß, der als Menschenfischer ausgegangen war, es auch einmal mit dem irdischen Handwerk zu versuchen. Er rief seine Leute zusammen, und es gelang ihm mit ihrer Hülfe, dreihundert Fische von den verschiedensten Arten zu fangen. Den größten Theil derselben theilte er unter das hungernde Volk aus. Und siehe da! er hatte wirklich nicht bloß Fische, sondern auch unsterbliche Seelen gefangen; denn durch diese und ähnliche Wohlthaten gewann er die Herzen des Volkes. Und als nun gar an dem Tage, an welchem er die Erstlinge dieses Landes taufte, der so heiß ersehnte Regen in großen Strömen sich vom Himmel ergoß, da kamen ganze Schaaren herbei, um sich dem Christengotte zu ergeben, der so wunderbar allenthalben geholfen. So ließ sich Gottes Vaterliebe zu diesen rohen Gemüthern herab, um sie durchs Irdische zum Himmlischen zu ziehen.

Nachdem Wilfried in solcher Weise in Suffer sich Bahn

gebrochen, wendete er besonderen Fleiß auf die Anlegung von Schulen, um durch Erziehung der Kinder das Christenthum im Volke fester zu begründen, und weiter zu verbreiten; wozu denn auch Gott Segen und Gedeihen gegeben hat, so daß bald darauf ganz Suffer, und damit ganz England, zum Glauben an Christum sich bekannte.

Columbanus.

(gest. 615.)

„Bis auf diese Stunde leiden wir Hunger und Durst, und sind nackt, und werden geschlagen, und haben keine gewisse Stätte, und arbeiten und wirken mit unsern eigenen Händen. Man schilt uns, so segnen wir; man verfolgt uns, so dulden wir es; man lästert uns, so flehen wir.“ (1 Cor. 4, 11. 12.)

Von England wenden wir uns nun zu unserem lieben Vaterlande. Wir haben in Deutschland zuletzt das Wirken des gottseligen Severinus an den Ufern der Donau mit einander betrachtet. Hundert Jahre später trat am Rheine mit der Predigt des Evangeliums der fränkische Einsiedler Goar auf, der sich dort niederließ, und dessen Andenken bis auf den heutigen Tag die Stadt Sanct Goar fortpflanzt, welche an der Stätte seines Wirkens aufgebaut ist. Am meisten verdankt jedoch unser Volk dem Glaubenseifer irländischer Missionare. Wir haben schon früher erzählt, daß in Irland das Evangelium so überaus reiche Früchte trieb, daß dies Land die Insel der Heiligen genannt wurde. Die Klöster waren dort so überfüllt, daß die frommen Mönche in ihrem Vaterlande keinen Raum mehr fanden, und den Veruß zu einer größeren, dem Dienste Christi geweihten Thätigkeit in sich fühlten. Die den Irländern angeborene Reise-
lust mußte in Gottes Hand zum Mittel dienen, daß von hier aus Christenthum und Bildung zu den fernen, heidnischen Völkern gebracht wurde. Eine ganze Schaar von Glaubensboten ging aus jenen Klöstern hervor, die die Liebe Christi weit über die

Grenzen ihres Vaterlandes hinaustrieb. So erbaute der Mönch Fridolin auf einer Insel im Rheine, da, wo jetzt das Städtchen Säckingen liegt, ein Kloster, und suchte von hier aus die umwohnenden Heiden zu bekehren. Wir erinnern den lieben Leser hier nochmals, wie wir schon bei Severins Lebensgeschichte gethan haben, daß es seit der Völkerwanderung in unserem lieben Vaterlande ganz anders aussah, als vorher. Wohl waren zur Zeit der römischen Herrschaft die Ufer des Rheines und der Donau schon mit dem Schalle des Evangeliums erfüllt worden, aber die tobende Völkerfluth hatte mit den alten Bewohnern der Lande auch deren Glauben hinweg gespült, und diese Nacht des Heidenthums lagerte wieder über den gesegneten Auen. Da fanden die irischen Glaubensboten ein weites Feld für ihre Thätigkeit. Wir aber müssen unter ihnen zuerst des Mönches Columbanus ausführlicher gedenken.

Columban hatte in dem berühmten irischen Kloster Bangor seine Bildung erhalten. Als er sein dreißigstes Jahr erreicht hatte, fühlte er in seinem Herzen einen unwiderstehlichen Drang, den Heidenvölkern im fränkischen Reiche, von welchen er Kunde vernommen, das Evangelium zu predigen. Er verband sich mit zwölf frommen Jünglingen aus seinem Kloster zu einer Missionsreise, und brach um das Jahr 590 mit ihnen nach dem fränkischen Reiche auf. Von der Seeküste durchzog er dasselbe bis zu den Wildnissen des Wasganes, oder heutigen Elsasses, wo er zu seiner Niederlassung sich absichtlich eine wüste Gegend in einem wilden Felsenthale der Vogesen, nahe bei den Trümmern eines alten Schlosses, Anegrey genannt, auswählte. Columban hatte seine besondern Gründe dazu. Seine Mönche sollten durch die schwere Arbeit, und alle die Schwierigkeiten, welche sie überwinden mußten, um das öde Land urbar zu machen, in der Selbstverleugnung und Beherrschung des Sinnlichen geübt werden; — dem rehen Volke umher aber wollte er ein Beispiel zur Nachahmung geben, um sie durch solche Predigt besser, als durch Worte, zum Anbau des Landes, der Bedingung aller gesellschaftlichen Bildung, zu reizen. Er hatte sich eine Riesenarbeit aufgeladen. Hindernisse traten ihm entgegen, vor denen ein anderer Geist, als der seine, zusammengebrochen wäre. Viele Tage lang mußte er sich mit den Seinen bloß von Wurzeln und Baumrinden nähren. Seine Glaubenskraft hielt auch seine Gefährten aufrecht, die er zur angestrengtesten Thätigkeit anspornte, und die sich ihm zum unbedingtesten Gehorsam verpflichten mußten. Wo menschliche

Mittel nicht hinreichten, da vertraute Columban auf die Hülfe Gottes, den er im zuversichtlichen Glauben anrief, und der ihn auch nie zu Schanden werden ließ. Die wunderbare Art aber, in welcher ihn Gott oft aus der größten Noth herausriß, bestärkte nicht nur mächtig das Vertrauen der Seinen, sondern ließ ihn auch dem fränkischen Volke als einen von Gott auf außerordentliche Weise begnadeten Mann erkennen. Als die erste kargliche Ernte eingebracht war, besuchte ihn einst ein benachbarter Priester. Der besah sich den geringen Vorrath, und äußerte sein Befremden, wie das für so viele Menschen ausreichen solle. Da erwiederte Columban: „Wenn die Menschen nur Gott auf die rechte Weise dienen, werden sie schon keinen Hunger leiden. David spricht: Ich habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen, oder seinen Samen nach Brod gehen. Dem Gott, der mit 5 Broden 5000 Menschen sättigte, ist es ein Leichtes, die Scheuern mit Mehl zu füllen.“

Das wilde Land urbar zu machen, war aber für Columban nur die Vorarbeit zum Anbau des geistlichen Feldes, welches noch viel öder und wüster um ihn her da lag. Und der Herr bekannte sich sichtlich zu seinem Streben. Sein ganzes Leben war eine kräftige Predigt. Sein Name war nun schon weit und breit berühmt geworden, und sein Kloster gewann einen mächtigen Zulauf. Menschen aus allen Ständen strömten herbei, um seinen Unterricht zu empfangen, und ihre Kinder ihm zur Erziehung anzuvertrauen. Bald reichte das zuerst gegründete Kloster Anegrey nicht mehr zu, und er mußte noch zwei andere in der Nachbarschaft anlegen. Sogar heidnische Jünglinge baten um Aufnahme in dieselben. Sein Wirken war für ganz Frankreich von Segen, und brachte neues Leben in die verweltlichte fränkische Kirche. Die Regel, welche Columban seinen Mönchen vorschrieb, war sehr streng. Er forderte den unweigerlichsten Gehorsam. Jede Abweichung, auch nur durch einen Laut, wurde mit körperlicher Züchtigung bestraft. Die härtesten, körperlichen Arbeiten, nur von frommen Uebungen unterbrochen, brachte jeder Tag. Er machte an jeden Ordensbruder die Anforderung: „Ermüdet gehe er zum Lager, er schlafe im Gehen, und ehe er ausgeschlafen, werde er genöthigt, aufzustehen.“ In allen Stücken ging er den Seinen mit gutem Beispiele voran. Nur zuweilen zog er sich aus seinem Kloster in den dichten Wald zurück, indem er eine große Bücherrolle auf seinen Schultern trug. Es war die heilige Schrift, deren Betrachtung er sich in der Einsamkeit widmete, und

An deren Abschrift vor Erfindung der Buchdruckerkunst ein Mann zu tragen hatte. Besonders pflegte er sich zur Feier hoher Festtage in solcher Weise vorzubereiten. Du kannst deine Bibel jetzt bequemer zur Hand nehmen, lieber Leser; thue es nur auch mit gleicher Treue, als Columban!

So guten Fortgang seine Arbeiten indeß hatten, waren ihm doch im fränkischen Reiche heftige Kämpfe vorbehalten. Sein unermüdlicher Eifer für Sittenzucht und die Wiederherstellung der alten Ordnung und Strenge im Mönchsthum erweckten ihm bei der damaligen Verwilderung der fränkischen Kirche viele Feinde. Besonders waren solche Geistliche gegen ihn, deren ganzes Leben nur dem Sinnlichen zugekehrt war, und die sich durch seinen Sittenernst in ihrem Gewissen gestraft fühlten. Dazu kam noch, daß Columban mit edler Freimüthigkeit an manchen Gebräuchen seiner vaterländischen Kirche festhielt, die von denen der römischen, welche in Frankreich herrschte, verschieden waren. Dadurch gab er den römischen Eiferern für den Buchstaben ihrer alten kirchlichen Ueberlieferung und für die Einförmigkeit in allen Dingen großen Anstoß. Mit freiem Geiste behauptete er seine Unabhängigkeit von dieser Seite im Kampfe mit den Päpsten Gregor dem Ersten und Bonifacius dem Vierten, wie mit den fränkischen Bischöfen. Gregor dem Ersten schrieb er: er möge hier nicht durch eine falsche Demuth sich bestimmen lassen, wie wenn er wegen des Ansehens seiner Vorgänger, namentlich eines Leo des Großen, das Falsche nicht berichtigen wollte. Denn vielleicht sey ein lebendiger Hund besser, als ein tochter Löwe (Pred, 9, 4). Die lebendigen Heiligen könnten verbessern, was von einem andern größeren nicht verbessert worden sey. Er beschwor den Papst Bonifacius IV. bei der Einheit der christlichen Gemeinschaft, daß er ihnen als Fremdlingen in Frankreich ihrem alten Gebrauche zu folgen erlauben möge: denn sie seyen so gut, wie in ihrem Vaterlande, da sie in den Einöden wohnend, ohne irgend Einem beschwerlich zu fallen, den Grundsätzen ihrer Väter folgten. Er hielt ihm das Beispiel der Bischöfe Polykarp's von Smyrna, und Anicet's von Rom, entgegen, die sich mit ungetrübter Liebe von einander getrennt hätten, obgleich jeder von ihnen bei seinem alten Gebrauche, in Betreff der Osterfeier, geblieben sey. — An eine fränkische Synode, die sich im J. 602 wegen dieser Angelegenheit versammelte, schrieb er unter andern: „Wenn wir nur in der Demuth dem Herrn nachzufolgen streben, werden wir bald dazu gelangen,

ohne Aergerniß an einander zu nehmen, als wahre Jünger Christi einander gegenseitig von ganzem Herzen zu lieben. Und bald wird man das Wahre erkennen, wenn man mit gleichem Eifer die Wahrheit sucht, und Keiner geneigt ist, zu viel von sich zu halten, sondern Jeder nur im Herrn seinen Ruhm sucht. Ich bitte nur um Eines, der ich um unseres gemeinsamen Herrn und Heilandes willen nach diesen Ländern gekommen bin, daß es mir vergönnt seyn möge, still zu wohnen in diesen Wäldern, neben den Gebeinen unserer sieben verstorbenen Brüder. Möge uns mit einander zugleich Gallien umfassen, wie uns zugleich das Himmelreich umfassen wird, wenn wir dessen würdig befunden werden! Möge uns Gottes freie Gnade das verleihen, daß wir Alle die Welt verabscheuen, den Herrn allein lieben, und nach ihm mit dem Vater und dem h. Geiste verlangen!" Und nachdem er sie um ihre Fürbitte angesprochen hatte, setzte er hinzu: „Möget ihr uns doch nicht für Fremde halten, denn wir sind Alle Glieder Eines Leibes, mögen wir Gallier, Brittanier, oder Irländer seyn, oder von welchem Volke wir sonst stammen!"

Seine hartnäckigen Gegner hörten aber nicht auf, Ränke gegen ihn zu schmieden; und endlich gab ein besonderer Vorfall Anlaß zu seiner Vertreibung. Zwanzig Jahre lang hatte Columban bereits seinen Klöstern vorgestanden, als er zu dem Haß der fränkischen Priesterschaft auch noch den der Königsfamilie auf sich lud. König Dietrich der zweite gab nämlich dadurch öffentliches Aergerniß, daß er, statt mit einer königlichen Gemahlinn, mit Beischläferinnen lebte. Columban kannte zu wenig Menschenfurcht, als daß er nicht dem königlichen Sünder mit Ernst und Nachdruck sein Unrecht hätte verweisen sollen. Das war aber sehr gegen die Absicht der ränkevollen Brunehild, der Großmutter Dietrichs, welche dieses schamlose Verhältniß auf alle Weise begünstigte, um sich ihr Ansehen und ihren Einfluß zu erhalten. Von nun an verfolgte dies boschaste Weib mit dem unverföhnlichsten Hasse den muthigen Zeugen der Wahrheit, und da dieser weder durch Drohungen, noch durch Gunstbezeugungen sich umstimmen ließ, sondern unbeugsam bei seinem Willen beharrte, brachte sie es dahin, daß Columban im Jahre 610, sammt den Seinen, aus Dietrichs Reiche verbannt wurde, und nach Irland zurückgeführt werden sollte. Als der entschlossene Mann erklärte, er werde, als ein treuer Hirte der ihm anvertrauten Heerde, nur der Gewalt

weichen, sandte der König auch wirklich Soldaten gegen ihn ab, und Columban fügte sich nur, als diese ihn fußfällig baten, sie der Nothwendigkeit zu überheben, gegen ihn die Waffen gebrauchen zu müssen. Dem Könige ließ er die Eliasbotschaft zurück, daß er und seine Kinder in drei Jahren würden ausgerottet seyn, und dann wanderte der Mann Gottes aus, um neue Felder anzubauen, und neue Früchte zu ernten. Er zog den Rhein hinauf, und gelangte endlich nach Zürich, welches damals eine kleine Burg war. Als er hier keine Heiden mehr fand, wanderte er mit seinen Gefährten weiter an den Limmat fort bis Zuggen, um unter den dort wohnenden Alemannen zu wirken. Aber auch hier war seines Bleibens nicht. Die dortigen Heiden wollten von der frohen Botschaft des Evangeliums nichts wissen. Sie fühlten sich glücklich in ihrem verlorenen Zustande, und als die Missionare im frommen, aber unzeitigen Eifer einen Gözentempel anzündeten, wurden sie von den erbitterten Heiden gemißhandelt, und mußten flüchten.

Sie stiegen von den Höhen der Gebirge herab in die Ebenen des Bodensees. Hier fand Columban bei dem alten Schlosse Pregentia, da, wo die heutige östreichische Stadt Bregenz liegt, einen geeigneten Platz zur Niederlassung. Das Land schien wegen seiner Fruchtbarkeit, und der Nähe des fischreichen Sees, zum Anbau besonders geeignet. Aber ringsum lag von Attilas, des Hunnenkönigs, Heerzuge her noch alles verwüstet. Nur einzelne Spuren der vormaligen christlichen Niederlassungen waren noch zu finden. In den Mauern einer zerstörten, christlichen Kirche hielt Columban den umwohnenden, heidnischen Alemannen die erste christliche Predigt. Und Gott der Herr wollte nach so langer Trübsal die Herzen seiner Boten wieder erquicken. Ihr Wort fand Eingang. Bald konnten sie eine Kirche aufbauen, und ein Christen-Dörflein gründen, in welchem sich nach und nach eine Schaar bekehrter Alemannen ansiedelte. Es wurden Gärten angelegt, Obstbäume angepflanzt, und der Fischfang im nahen Bodensee, so wie der Menschenfang in weiter Umgegend mit gleichem Glücke getrieben.

Indessen währte das stille Glück nur drei Jahre. Columbans böser Geist, die unversöhnliche Brunehild, hatte die stille Friedensstätte ausgekundschaftet, und es gelang ihren Nachstellungen, den Verhassten auch von hier zu vertreiben. Columban pilgerte, sich demüthig unter Gottes Hand beugend, im Jahre 613 über die Alpen nach Italien, und gründete hier bei

Pavia das Kloster Bobbio. Von hier aus hat er noch zwei Jahre lang im Segen unter den Longobarden gewirkt, bis er im Jahre 615, am 21. November, endlich in Frieden verschied, und in jenes Land einging, aus welchem ihn keine Macht wieder vertreiben konnte. Vor seinem Tode hatte er noch die Freude, den König Agilulf mit einem großen Theile seiner Longobarden für die Kirche Christi gewonnen zu sehen. Manch schönes Wort hat er, nach 42 jähriger, treuer Dienstzeit am Missionswerke unter den Heiden, noch vor seinem Lebensende zum Frieden und zur Einigkeit geredet. Wir schließen mit dem Einem, welches er unter die damals streitenden Parteien rief, und welches sich auch unsere Zeit gesagt seyn lassen mag: „Ich weiß nicht, wie ein Christ mit dem andern streiten kann. Denn was der rechthgläubige Christ sagt, der den Herrn auf die rechte Weise preist, dazu wird der andere: Amen sprechen, weil er denselben Glauben und dieselbe Liebe hat. Seyd daher einmüthig, damit ihr beide eins seyd, — ganze Christen!“

Gallus.

(gest. 640.)

„Ich will Wasser in der Wüste und Ströme in der Einöde geben, zu tränken mein Volk, meine Auserwählten.“

(Jes. 43, 20.)

Gallus war einer der Gefährten Columban's, die ihm von Irland in's Frankenreich, und von da bis an den Bodensee gefolgt waren. Als aber sein greiser Meister den Pilgerstab wiederum aufheben, und von Regenz nach Italien hinüberflüchten mußte, war der treue Schüler genöthigt, ihn allein pilgern zu lassen, weil er gerade krank lag. Auf seinem Schiffelein fuhr er über den Bodensee nach dem alten Schlosse Arbon, wo der fromme Priester Willimar lebte, der schon früher den Columban sammt seinen Gefährten liebevoll aufgenommen,

und ihnen auch die fruchtbare Gegend bei Bregenz angewiesen hatte. Gallus fand diesmal wieder die freundlichste Aufnahme und Pflege. Kaum war er aber genesen, als es ihn nicht länger in der stillen Zufluchtsstätte litt. Columbans Mönche waren an ein arbeitsvolles Leben gewöhnt. Der Geist seines Meisters kam über ihn, und er beschloß, auszuziehen, um einen Platz zu suchen, den er aus einer Wüste zu einem Garten Gottes umschaffen könne.

Hiltibad, einer der Diakonen Willimars, war der Wege in der Umgegend am meisten kundig; denn er hatte das Amt, seine Gefährten durch Jagd und Fischfang zu versorgen. Diesen bat Gallus, ihn in den angrenzenden, großen Wald zu begleiten, ob ihm der Herr nicht da eine Stätte zur Ansiedelung zeigen werde. Der Diakon schilderte ihm in den schrecklichsten Farben die Gefahr, welcher er sich aussetze; denn der Wald sey voll Wölfe, Bären und anderer reißender Thiere. Aber Gallus erwiderte mit festem Gottvertrauen: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn? Der Herr, welcher den Daniel aus der Löwengrube befreit hat, vermag mich auch aus den Klauen der wilden Thiere zu erretten!“ Da beugte sich Hiltibad vor solchem Glaubensmuth, und Gallus bereitete sich durch einen Buß- und Fasttag zu seiner gefahrvollen Reise vor. Am folgenden Morgen brach er mit seinem Begleiter auf. Bis Nachmittag 3 Uhr waren sie bereits gewandert, ohne irgend Speise und Trank zu sich zu nehmen, als der Diakon mit den Worten anhielt: „Laß uns hier eine Weile ruhen, bis wir uns durch etwas Nahrung gestärkt haben!“ Sie hatten Brod mit sich genommen und Netze, um in dem wasserreichen Walde Fische zu fangen. Aber Gallus wollte nicht ruhen, bis ihm der Herr eine Ruhestätte gezeigt haben würde. So gieng denn weiter, bis sie am späten Abend das wilde Steinachsthäl zwischen himmelhohen Bergen, erreichten. Sie hörten nur das Gebrüll wilder Thiere und das Rauschen des Flusses, der sich dort schäumend vom hohen Felsen herabstürzt. Unten aber im Kessel, den der Sturz in den Felsen gehöhlt hat, sahen sie viele Fische. Hier nun wollten sie ihr einfaches Mahl halten. Hiltibad schlug an einem Kieselsteine Feuer an, warf das Netz aus, und rüstete das Mahl zu. Gallus aber wollte vorher niederknien zum frommen Gebet. Da strauchelte er an einem Dornbusche, und fiel zur Erde. Sein Gefährte wollte ihm beispringen, aber er wehrte ab, und rief: „Laß mich! hier ist meine Ruhestätte, hier

will ich bleiben.“ Und er betete lange, stand dann auf, fertigte aus einer Haselstaude ein Kreuz, und richtete es auf an der nämlichen Stelle, zum Zeichen, daß auch diese wilde Gegend einst dem Gefreuzigten gehorchen solle. Das ist die Gründung der nachmals so berühmt gewordenen Abtei Sankt Gallen, die nach seinem Namen genannt ist, und wiederum einem ganzen Schweizerkanton bis auf den heutigen Tag den Namen gegeben hat, so wie der erste Anfang der Stadt gleiches Namens, die noch heute in voller Blüthe steht.

Zunächst freilich baute der fromme Mann nur für sich eine einfache Zelle; aber der Herr bekaunte sich zu der Arbeit seines Knechtes. Seine Predigten gewannen viele Herzen, und die Befehrten siedelten sich in großer Zahl um seine Zelle an. So entstand bald das Kloster, eine der fruchtbarsten Pflanzschulen für das Christenthum in diesen Gegenden. Von Sankt Gallen ging die Urbarmachung des Landes, die Ausrottung des ungeheuren Waldes, und die Vertreibung der wilden Thiere aus, welche damals noch zahlreich jene Gegenden bewohnten. Zwei Jahre hatte Gallus bereits in stiller Wirksamkeit gestanden, als ihm im Jahre 615 das erledigte Bisthum Costniz angetragen wurde. Er schlug es aus, brachte aber durch sein Ansehen einen seiner Schüler, den Diakon Johannes, einen Eingebornen des Landes, auf den Bischofsstuhl. Bei seiner Einführung strömte eine große Menge Volks, hohen und niedern Standes, aus der Umgebung zusammen. Gallus benutzte die günstige Gelegenheit, dem rohen, erst seit kurzem vom Heidenthume bekehrten Volke, kräftige Worte der Ermahnung an's Herz zu legen. Seine Rede ist uns bis diesen Tag aufbehalten. Er selbst sprach lateinisch, und sein Schüler übertrug die Worte in die Landessprache. Er schildert in dieser Predigt die Fügungen Gottes zum Heile der Menschen vom Sündenfalle an, und schließt mit den Worten: „Wir, die wir also zu unseren Zeiten unwürdige Diener dieser Botschaft sind, wir beschwören euch im Namen Christi, daß, wie ihr einst bei der Taufe dem Teufel, seinem Wesen und Werken entsagt habt, ihr auch euer ganzes Leben hindurch diesem entsagen möget, daß ihr so lebet, wie es Kindern Gottes geziemet.“

Von jetzt begann seine Niederlassung schneller empor zu blühen. Der Bischof Johannes, wie auch der Landgraf von Arbon, sandten ihm Arbeiter, mit deren Hülfe der Anbau des Landes kräftiger gefördert werden konnte. Eine Kirche wurde

gebaut, und immer mehr Wohnstätten erhoben sich um dieselbe. Auch wurde eine Straße nach Arbon angelegt, um das Kloster mit dem See, und durch diesen mit den umliegenden Ländern in Verbindung zu bringen. Gallus blieb die Seele aller dieser Unternehmungen. Zuweilen verließ er auch seine stille Zelle, und zog umher unter den Heiden diesseits und jenseits des Bodensees, um ihnen Christum, den Gekreuzigten, zu predigen, und die Gözenbilder zu vernichten, die er vorfand. So hat er das Christenthum bis in die Gegenden des heutigen, südlichen Württembergs gebracht, und bis zum Jahre 640 zum Heil und Segen der schweizerischen und schwäbischen Völkerschaften treulich gewirkt. In dem hohen Alter von 95 Jahren ist er zu seiner Ruhe eingegangen. Kurz vorher hatte ihn sein alter Freund Willimar gebeten, zu ihm nach dem Schlosse Arbon zu kommen. Gallus war schon sehr schwach; aber er bot seine letzten Kräfte zu dem Gange auf. Da er predigte zu Arbon noch einmal am Michaelistage der versammelten Volksmenge. Gleich nach der Predigt ergriff ihn ein Fieber, welches ihn an der Rückkehr zu seinem geliebten Kloster verhinderte, und dem der müde Leib am 16. Oktober des Jahres 640 erlegen ist. Nach seinem Tode fand man als einzigen Nachlaß, den er selbst vor seinen vertrautesten Schülern sorgfältig verwahrt hatte, ein härenes Gewand, das er auf bloßem Leibe getragen, und eine schwere eiserne Kette, an welcher noch Spuren von Blut sichtbar waren. Zu seinen großen Entbehrungen und schweren Arbeiten hatte er sich noch diese selbst-erflossene Peinigung aufgelegt. Wir können das Letztere nach dem Worte Gottes nicht billigen, da unser Herr Christus sich mit selbstgeschaffener Pein nichts nehmen, noch abverdienen läßt, und durch seinen Apostel Paulus uns ausdrücklich warnt vor der selbsterwählten Geistlichkeit und Demuth, und daß man des Leibes nicht verschone, und dem Fleische nicht seine Ehre thue zu seiner Nothdurft. (Col. 2, 23.) Allein wir müssen ihn wegen dieser Verirrung mit dem Dämmerlichte jener Zeit entschuldigen, wo die steigende Verehrung des Mönchswesens und der damit zusammenhängenden, selbsterfundenen leiblichen Kasteiungen und Bußungen die Klarheit der h. Schrift über die wahre, gottgefällige Selbstverläugnung schon sehr verdüstert hatte. Jedenfalls ist das ernste Streben nach Selbstverläugnung und Heiligung, welches auch aus der Anwendung dieser irrigen Mittel hervorleuchtet, beschämend für unsre verweichlichte Zeit, die im Genuß des reinen, evangelischen Lichtes über die wahre Rechtfertigung

und Heiligung sich so wenig in rechter Weise zu verleugnen begehret.

Emmeran.

(gest. 652.)

„Ich muß das leiden; die rechte Hand des Höchsten kann alles ändern.“ (Ps. 77, 11.)

Ehe wir die lange Reihe englischer und irischer Glaubensboten, welche unserem deutschen Vaterlande die Leuchte des Evangeliums angezündet haben, weiter verfolgen, müssen wir, um in der rechten Zeitordnung zu bleiben, erst noch einiger fränkischen Zeugen Christi gedenken, welche theils in Deutschland, theils im heutigen Frankreich, in treuem Eifer für ihren Herrn gelebt und gelitten haben. Da tritt uns zuerst der fromme Bischof Emmeran entgegen, mit der Märtyrerkrone auf dem Haupte, die er im Baierlande sich errungen hat. Er stammte aus einer edlen Familie Südfrankreichs. Schon als Jüngling hatte ihn die Liebe Christi gedrungen, allem zu entsagen, was er in der Welt hoffen konnte, und sich ganz dem Dienste seines Herrn und Meisters zu weihen. Später ist er Bischof geworden, wir wissen jedoch nicht, in welcher Stadt; wohl aber, daß er als guter Hirt seiner Heerde sich treulich angenommen hat, und hin und her in seinem Sprengel gezogen ist, um durch öffentliche Predigten, oder besondere Unterweisungen, zu welchen er die Leute in ihren eigenen Häusern aufsuchte, Seelen für Christum zu gewinnen. So hatte er schon einige Jahre in gesegneter Wirksamkeit gestanden, und in seinem Vaterlande Ehre und Ansehen genug genossen, als er einst von der heidnischen Wildheit der Avaren, die im heutigen Ungarlande wohnten, hörte. Da erfaßte ihn ein mächtiger Trieb, diesen armen Menschen die Botschaft des Heiles zu bringen. Er übergab sein Bisthum andern Händen, und zog in Gottes Namen aus. Er kam aber bloß bis in's Baierland. Der Herzog Theodo, der hier regierte, ließ ihn nicht weiter fort. In Baiern war schon von Severins Zeiten her ein Same des göttlichen Wortes ausgestreut, der auch seine Frucht gebracht hatte; aber der Weizen stand mit vielem Unkraute untermischt, und die meisten Bewohner des

Landes dienten gar noch den stummen Götzen. Herzog Theodos meinte, seine Christen bedürften der Pflege eines tüchtigen Lehrers noch zu sehr, als daß er den Emmeran ziehen lassen könne, und wenn's diesem um Heiden zu thun wäre, so fände er deren bei ihm auch noch genug zu bekehren. Er bat so dringend, daß Emmeran Gottes Willen zu erkennen meinte, und in sein Bleiben willigte. Mit unglaublichem Eifer fing er das ihm befohlene Werk an, und führte es unter sichtlichem Segen Gottes drei Jahre lang fort. Er zog wiederum, wie in seiner Heimath, hin und her in den Häusern; ermahnnte die Einzelnen, sorgte für christlichen Unterricht, brachte Ordnung in den Gottesdienst, und es gelang ihm, die Reste des Heidenthums zu vertilgen.

So stand sein Werk im frischesten Wachsthum, da wurde ihm plötzlich ein schrecklicher Tod vom Sohne des Herzogs selber bereitet. Es wird erzählt, Uta, Theodos Tochter, sey von Sieghald, einem jungen Edelmann, verführt worden, und habe ihre Schande nicht länger verbergen können. In der Angst vor dem Zorne des schwerbeleidigten Vaters hätten beide den frommen Emmeran um seine Fürsprache angefleht. Dieser, der eben eine Wallfahrt nach Rom antreten wollte, habe ihnen nicht nur den Weg gezeigt, auf dem sie Gnade und Vergebung bei Gott finden könnten, sondern auch der Tochter erlaubt, um den ersten Zorn des Vaters abzuwenden, ihn selbst als den Verführer zu nennen. Es geschah, und die Wuth des Herzogs über die Nachricht kannte keine Grenzen. Nur die Dazwischenkunft anderer verhlnderte ihn, die Entehrten niederzustoßen. Seinem Sohne übertrug er die Sache gegen den Verführer. Emmeran war indessen bereits abgereist, fast von sämmtlichen Bewohnern Regensburgs eine ganze Strecke Wegs geleitet. Mit zahlreichem Gefolge setzte ihm Landbert nach, und holte den langsam Pilgernden bald ein. Vergebens betheuerte der fromme Mann jetzt seine Unschuld, und berief sich auf die Lauterkeit seines bisherigen Wandels. Der wuthschnauende Landbert ließ ihn an die Sprossen einer Leiter binden, und dann ein Glied nach dem andern vom Leibe schneiden. Unter allen Martern hörte der muthige Mann nicht auf, zu singen und Gott zu preisen, bis er endlich seinen Geist ausgab. Den gräßlich verstümmelten Leichnam ließ man in seinem Blute liegen. Das ist geschehen am 22. September des Jahres 652.

Wir können die Handlungsweise Emmerans vom christlichen Standpunkte aus nicht billigen. Mag immerhin das Mit-

leid, daß er mit den Schuldigen fühlte, und die Gefahr, der er sich für sie aussetzte, ein schönes Zeugniß seltener Liebe seyn, — er hatte, als ein vom Herrn erwählter Zeuge des Glaubens, das Gebot des Apostels zu beachten: „Meidet allen bösen Schein!“ Es entschuldigt ihn, aber rechtfertigt ihn doch nicht, wenn er, nach der an klarer, christlichen Erkenntniß sehr mangelhaften Zeit, vielleicht darin eine Aehnlichkeit mit seinem Heilande suchte, daß er fremde Schuld auf sich nehme. Es kann aber kein Bruder den andern erlösen. Doch der Herr hat seine fromme Seele sicherlich zu Ehren angenommen; seine Gebeine aber sind späterhin nach Regensburg zurückgebracht, und zu seines Namens Gedächtniß ist das Kloster Sankt Emmeran gestiftet worden.

Eligius von Noyon.

(gest. 659.)

„Auf daß euer Glaube köstlicher erfunden werde, denn das vergängliche Gold.“ (1 Petr. 1, 7.)

Eligius war ein Goldschmied, einer, wie weiland Demetrius zu Ephesus, der großen Zugang von diesem Handel hatte, aber keiner, der, wie dieser, dem Dienste der eiteln Götzen nachjagte, sondern einer, dessen Glaube bewährt und köstlicher erfunden ward, als das vergängliche Gold. Mitten unter aller Rohheit des fränkischen Volkes, und bei aller sinnlichen Färbung ihrer Gottesdienste, war dem Herrn in einigen alten, christlichen Familien doch immer noch ein heiliger Same übrig geblieben. Aus einer solchen stammte Eligius. Er war zu Chatelat, eine Meile von Limoges, geboren. Eben so ausgezeichnet durch seine Kunst, als durch seine Redlichkeit und Zuverlässigkeit, hatte er sich das besondere Vertrauen König Clotars II. erworben, und galt viel an dessen Hofe. Wichtiger als seine Kunst und seines Königs Huld, war ihm jedoch die Sache des Evangeliums. Wenn er in seiner Werkstätte arbeitete, so lag eine Bibel vor ihm aufgeschlagen. Den reichen Ertrag seiner Arbeit verwendete er, um die Noth seiner armen Brüder zu lindern. Es wurden damals die Kriegsgefangenen oft

Schaarenweis als Sklaven fortgeschleppt. Wenn nun Eligius vernahm, daß irgendwo solche Unglückliche zum Verkauf feilgeboten werden sollten, eilte er in solche Stadt, und bezahlte für sie den Kaufpreis. So hat er bisweilen Hunderten auf einmal die Freiheit wieder geschenkt. Er ließ den Erkauften dann die Wahl, ob sie zu den Ihrigen zurückföhren, oder als freie christliche Brüder bei ihm bleiben, oder in ein Kloster treten wollten. Im ersten Falle versorgte er sie mit Reisegeld, in dem letzten, der ihm der liebste war, sorgte er dafür, ihnen gute Aufnahme zu verschaffen.

Bald verbreitete sich der Ruf von diesem seltenen Manne am Hofe des fränkischen Königs weit und breit. Wenn Fremde aus seinen Landen, aus Spanien oder Italien, kamen, und vom Könige etwas begehrten, wendeten sie sich zuerst an Eligius, ihn um seine Verwendung angehend. Nach Gottes Rath sollte indeß der fromme Mann nicht als Goldschmied beschließen, oder vielmehr, Gott wolite ihn in noch sonderlicherer Weise berufen, das Gold des Glaubens aus den Schladen dieser Welt zu scheiden. Im Jahre 641 wurde er zum Bischofe des großen Kirchensprengels von Vermandois, Tournay und Noyon gewählt. Das war ein saures Amt, welches er da überkam, für einen Hirten, der es treu mit der Heerde meinte. Die Grenzen des Bisthums stießen an Heidenvölker, und im Sprengel selbst wohnten noch viele Heiden, und mehr noch fanden sich, die zwar getauft, aber nur dem Namen nach Christen waren. Mit dem Eifer der Liebe Gottes, welche so reichlich über ihn ausgegossen war, suchte der fromme Bischof die rohen Völkerschaften innerhalb seines weiten Sprengels, und über die Grenzen desselben hinaus, zu Christo zu führen. Er reiste viel umher, und mußte bei diesen Reisen viel Schmach und Verfolgung erdulden. Ja, auch der Gefahr des Todes hat er sich mehr als einmal mit unerschrockenem Muthe ausgesetzt. Aber durch Liebe, Sanftmuth und Geduld siegte er über jeden Widerstand.

Sein Schüler, Audoen, hat uns die Geschichte des Eligius hinterlassen. Was er über den Inhalt seiner Predigten seines Lehrers berichtet, beweist, daß dieser fern davon war, auf diese bloß äußerliche Bekehrung einen Werth zu legen, daß er vielmehr auf christliche Sinnesänderung in ihrem ganzen Umfange dringt. „Es ist nicht genug,“ sagt er unter andern, „daß ihr den christlichen Namen angenommen habt, wenn ihr keine christlichen Werke verrichtet. Der christliche Name nützt nur

dem, welcher Christi Gebote im Herzen behält, und sie durch die That vollbringt.“ Er erklärt seinen Zuhörern ferner, daß die Liebe des Gesetzes Erfüllung sey, und daß die Würde der Kinder Gottes darin bestehe, auch die Feinde um Gottes willen zu lieben. Er warnt sie vor den Ueberbleibseln heidnischen Aberglaubens. Durch vorgebliche Glücks- oder Unglückszeichen sollten sie sich nicht irre machen lassen. Kein Christ solle darauf achten, an welchem Tage er aus dem Hause gehe, oder an welchem Tage er dahin zurückkehre; denn alle Tage habe Gott gemacht. Keiner solle um den Hals eines Menschen oder Thieres ein Amulet binden, und wenn es auch von einem Geistlichen geweiht, und mit Stellen der heiligen Schrift beschrieben sey; denn es sey darin kein Heilmittel Christi, sondern Gift des Teufels. Eine Mahnung, die selbst für unsere Zeit nicht unnöthig zur Beherzigung zu wiederholen ist, wo der Aberglaube ähnliche geweihte Sachen, Kreuze, Medaillen und dergleichen, zur Beschüzung, Heilung u. s. w. um den Hals zu hängen ermahnt. Bei allem müsse man nur der Gnade Christi theilhaftig zu werden suchen, und auf die Kraft seines Namens von ganzem Herzen vertrauen.

Neunzehn Jahre hatte Eligius sein schweres Amt mit treuem Eifer und im reichen Segen verwaltet; da fühlte er sein herannahendes Ende. Er redete frei davon mit seinen Schülern, und als diese in Thränen ausbrachen, sprach er: „Betrübet euch nicht, meine Kinder! Wünschet mir viel eher Glück! Denn schon lange seufze ich nach dem Ende dieses Lebens, und wünsche von den Mühen dieser Erde, die schwer auf mir lasten, befreit zu werden.“ Bald darauf befiel ihn ein schmerzhaftes Fieber. Am sechsten Tage der Krankheit rief er seine Schüler an sein Lager. Er flehte für sie zu Gott, daß er sie nicht Waisen lassen, sondern ihnen einen guten Hirten schenken möge. Dann sang er: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren!“ Und ging ein zu seiner Ruhe am 1. Dezember des Jahres 659:

Bathilde.

(gest. 680.)

„Mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes. Denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen.“ (Luc. 1, 47. 48.)

Eine Magd, die ihr frommer Sinn auf einen Königsthron hebt, und eine Königin, die bei aller Hoheit eine demüthige Magd bleibt, — beides haben wir an der frommen Bathilde zu preisen. Sie stammte aus England, war aber schon in ihrer frühesten Kindheit geraubt, und als Sklavinn verkauft worden. Archimbold, ein fränkischer Edelmann, hatte das Kind um einen geringen Preis an sich gebracht. Die heranwachsende Jungfrau zeigte im Hause dieses Franken eine solche Umsicht und Weisheit, daß sie sich das volle Vertrauen ihres Herrn erwarb, und von diesem dem ganzen Hauswesen vorgesetzt wurde. Von Bathilden galt aber das Wort: je höher du steigst, je mehr dich demüthige! denn sie wurde trotz dieser Auszeichnung nur um so milder und leutseliger gegen ihre Mitdienerschaft. Der Herr aber wollte, daß die fromme Magd nicht nur groß vor seinen Augen, sondern auch vor denen der Welt werden sollte. Der Ruf ihrer Weisheit und Tugend ging von Mund zu Mund, und das wurde der Weg zu ihrer Erhöhung. Im Jahre 649 machte Chlodwig II. Bathilden zu seiner Gemahlinn, und erhob sie damit auf den Königsthron von Frankreich. Sie aber blieb auch in diesem höchsten Erdenglanze, dieselbe demüthige Magd des Herrn, welche sie vorher gewesen war. Es war nichts bei ihr anders geworden, als daß ihre Liebe zum Herrn, und ihr stilles Wirken für die Brüder einen weitem Wirkungsfreis erhalten hatte. König Chlodwig, der die sonderlichen Gaben seines Weibes wohl erkannte, trat ihr einen Theil seiner Regierungsgewalt ab, nämlich den, der den Schutz der Kirchen, die frommen Anstalten, und die Unterstützung der Nothleidenden zum Gegenstande hatte.

Im Jahre 655 starb Bathildens königlicher Gemahl. Sie hatte ihm in ihrer Ehe 3 Kinder geschenkt, Clotar, Chloderich und Theoderich. Clotar, der Erstgeborne, war bei

seines Vaters Tode kaum fünf Jahre alt. Nun zeigte der Herr recht sichtlich, daß er den Demüthigen Gnade giebt, und große Dinge durch ihn ausrichtet. Bathilde, das schwache Weib, übernahm nicht nur selbst die Vormundschaft über ihre Kinder, sondern sie verwaltete auch in dem vollen Zeitraum ihrer Minderjährigkeit das ganze fränkische Reich. Dabei zeigte sie bei den Regierungsgeschäften eine solche Umsicht und Festigkeit, daß sie selbst die erfahrensten Staatsmänner damaliger Zeit in Erstaunen setzte. Sie hat es durch ihre weise Fürsorge dahin gebracht, daß sie während ihrer ganzen Regierung in dieser rohen, vielbewegten Zeit, ihrem Reiche den goldenen Frieden erhielt. Auch außerdem ist von ihrer Regentschaft noch viel zu preisen. Während derselben gab sie allen Sklaven die Freiheit, und verbot jeden Gebrauch der Sklaverei in ihrem Reiche. Eine besondere Sorgfalt widmete sie der Ausbreitung und Befestigung der Kirche. Der fromme Bischof Eligius war noch mehrere Jahre ihr treuer Beistand, und später trat sein Schüler Audoen getreulich in des Meisters Fußtapfen. Mit beiden arbeitete sie besonders angelegentlich dahin, daß die Simonie aus der fränkischen Kirche verbannt wurde. Wenn vielleicht der eine oder andere Leser nicht weiß, was das ausländische Wort zu bedeuten hat, so möge er das 8. Kapitel der Apostelgeschichte nachschlagen; dann wird er es sich erklären können, warum die Bestrebungen, durch Geld oder sonstige Bestechungen Amt und Ansehen in der Kirche zu gewinnen, mit diesem Namen bezeichnet werden. Endlich auch ließ es die fromme Königin noch ihre eifrige Sorge seyn, ihr Reich mit Spitälern zu versehen.

Als ihr Sohn, der Kronprinz Glotar, das nöthige Alter erreicht hatte, verließ Bathilde mit Freuden den hohen Standpunkt, den sie bisher in der Welt eingenommen hatte. Herrschen zu können, war nie ihr Streben gewesen; dagegen hatte sie sich längst nach der Einsamkeit gesehnt. In der Abtei von Chelles nahm sie 665 den Schleier. Mit ihrem Austritt aus der Welt vergaß sie auch den Rang, mit welchem sie in derselben bekleidet gewesen. Sie war wieder dieselbe demüthige Magd, als im Hause Archimbalds, und diente den Klosterfrauen und den Armen mit einer Selbsterniedrigung, als wäre sie nie Königin gewesen. Sie kannte in ihrer Zurückgezogenheit nur Eine Freude, nämlich die Kranken zu besuchen und zu pflegen, und sie durch Worte des Glaubens und der Liebe zu trösten. Das Ende ihrer Tage brachte ihr nach Gottes Rath noch der Leiden viel. Sie

wurde von schmerzhaften Krämpfen und anderen körperlichen Leiden heimgejucht, bewies sich aber auch darin als Christi ächte Jüngerinn. Endlich im Jahre 680 wurde sie ihrer Leiden ledig, und ging, höchst wahrscheinlich am 30. Januar, weil an diesem Tage in ganz Frankreich von Alters her ihr Gedächtniß gefeiert wird, zu ihres Herrn Freude ein.

Amandus.

(gest. 679.)

„Eifern ist gut, wenn es immerdar geschieht um das Gute.“
(Gal. 4, 18)

An das fränkische Reich grenzte die mächtige und kriegslustige Völkerschaft der Friesen, welche, außer den Länderstrichen, die noch heute den Namen Friesland führen, einen Theil der Niederlande und des angrenzenden Deutschlands in Besitz hatten. Theils in Folge der Grenznachbarschaft, theils durch Besiegung einiger Theile des Landes, welche dem fränkischen Reiche einverleibt wurden, ergriffen fränkische Bischöfe die Gelegenheit, ihren Wirkungskreis auch bis zu diesem Volke auszudehnen. Unter ihnen zeichnete sich besonders Amandus aus, ein Mann voll glühenden Eifers für die Sache Christi. Er war im Jahre 626 zum Bischof geweiht worden, aber ohne bestimmten Kirchensprengel. Da wählte er die damals zum fränkischen Reiche gehörigen Gegenden an der Schelde mit friesischer Bevölkerung zu seinem Wirkungskreise. Er zog nach Gendarum, dem heutigen Gent, und fand hier überall den Götzendienst noch herrschend. Aber die Wildheit des Volkes war so groß, daß es ihm nicht gelang, sich Eingang zu verschaffen. Da fing er an zu eifern mit ungöttlichem Eifer. Er vermochte den fränkischen König Dagobert zu dem Befehle, daß das Volk mit Gewalt zur Taufe gezwungen werden sollte. Natürlich machten solche Zwangsmaßregeln die wilden Friesen noch viel weniger empfänglich für seine Predigten. Der eisernde Befchrer zog sich vielmehr die heftigsten Verfolgungen und Mißhandlungen zu; ja, er gerieth

mehrfach in augenscheinliche Todesgefahr. Besser gelang ihm sein frommer Zweck, als er vom Geiste Gottes sich züchtigen ließ, und mit dem Stabe Sanft, das unbeugsame Volk zu weiden begann. Er suchte durch Wohlthaten die Herzen zu gewinnen, kaufte Gefangene los, und unterrichtete und taufte sie. Einen besondern Eindruck machte die Wiederbelebung eines gehetzten Diebes auf die rege Menge. Amandus hatte den Mann durch seine Fürsprache vergebens vom Tode zu erretten gesucht, und ihn nun, nach vollzogener Strafe, vom Galgen abnehmen und nach seiner Wohnung bringen lassen. Hier war es ihm gelungen, ihn ins Leben zurück zu rufen. In Folge dieses Ereignisses erschien er dem Volke als Wunderthäter, und viele kamen nun freiwillig zu ihm, um sich taufen zu lassen. Sie zerstörten jetzt aus freien Stücken ihre Gözentempel. Durch Schenkung des Königs, und die Gaben frommer Christen unterstützt, hatte der Bischof die Freude, viele solcher Tempel in christliche Kirchen und Klöster umbauen zu können.

Von Friesland aus hat Amandus auch eine Missionsreise an die Donau zu den wilden Slaven unternommen. Als ihm aber hier nirgends eine Thür aufgethan wurde, ist er bald wieder nach seinem frühern Wirkungskreise zurückgekehrt. Zuletzt erhielt er als Bischof von Mastricht einen bestimmten Sprengel zugewiesen. Mit unermüdetem Eifer durchzog er denselben, mahnte die Geistlichen zu treuer Pflichterfüllung, und predigte den Heiden, die noch innerhalb desselben wohnten, das Evangelium von Jesu Christo, bis er im Jahre 679 gestorben ist.

Nilian.

(gest. 689.)

„Laß unter den Heiden vor deinen Augen kund werden die Rache des Bluts deiner Knechte.“ (Ps. 79, 10.)

Der Leser merkt aus der Ueberschrift schon, daß wir hier nicht bloß von einem Glaubenshelden, sondern auch von einem Blutzeugen unseres Herrn Jesu Christi zu erzählen haben.

Und zwar ist sein Blut unserm lieben Vaterlande zu einer Glaubensaart geworden.

Kilian, oder Kyslene, stammte aus einem hochadlichen Geschlechte Irlands. Er wurde von Kindesbeinen an in der rechten Gottseligkeit unterwiesen, erhielt auch eine, seinem Stande angemessene, wissenschaftliche Bildung. Schon frühe hatte die Liebe Christi in seinem Herzen Wurzel geschlagen, aber auch den heißen Drang angefaßt, den Völkern, die noch in Finsterniß und Schatten des Todes saßen, das Licht des Evangeliums zu bringen. Seinen Aeltern und Gefreundeten war das jedoch nicht recht, und sie hatten ihm sein Vorhaben immer wieder auszureden gewußt. Aber Gottes Funke läßt sich nicht auslöschen. Das Wort des Herrn: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich!“ machte einst einen solchen Eindruck auf sein Gemüth, daß er sich entschloß, nun auch wirklich alles zu verlassen, und seinem Heilande nachzufolgen. Jetzt blieb sein Entschluß unerschütterlich, und alle Vorstellungen seiner Angehörigen vermochten nicht, ihn zu ändern. Er verließ alsbald sein Kloster, und schiffte sich mit noch einigen Gefährten ein. Sie landeten an der Küste Frankreichs, und wanderten von da nach Deutschland, bis sie so recht im Mittelpunkte unseres Vaterlandes, in der Gegend, wo jetzt die Stadt Würzburg steht, Halt machten. Hier gabs genug zu thun für sie.

Auf dem alten Schlosse Würzburg saß damals der Herzog Gosbert in gutem Frieden. Er genoß mit seinem fröhlichen Volke heiteren Sinnes des Lebens Lust; aber um ihr ewiges Heil kümmerten sich die Leute nicht. Diese Nacht des Heidenthums lag über sie ausgebreitet. Das ging dem frommen Kilian sehr zu Herzen, und er beschloß hier im Frankenlande die Predigt vom Kreuze ertönen zu lassen. Sein Wort fand eine gute Statt. Er wirkte mit eben so großem Eifer als Erfolge. Der Herzog selbst war einer der ersten, der sich taufen ließ. Aber Gott wollte die Kirche auch in diesem Lande durch Märtyrerblut befestigen. Herzog Gosbert hatte seines verstorbenen Bruders Weib zur Gemahlinn genommen. Das hatten die damaligen Kirchengesetze verboten. Kilian, welcher nicht so erleuchtet war vom evangelischen Lichte, um die menschlichen von den göttlichen Geboten zu unterscheiden, behandelte ihn als einen Ehebrecher, gleich als sei er ein Herodes, und trat ihm denn auch mit den Worten entgegen: „Es ist nicht recht, daß du deines

Bruders Weib habest!" Und siehe, der edle, selbstverläugnende Gosbert entgegnete: „Habe ich doch durch die Liebe des allmächtigen Gottes alles verlassen, dessen Besitz mir angenehm und theuer war. Getrieben von derselben Liebe, will ich nun auch mein theures Weib verlassen, wenn ich sie nicht besitzen darf, indem mir nichts lieber ist, als die Liebe meines Gottes.“

Seine Gemahlinn Geilane war aber eine zornige und rachsüchtige Frau. Kaum hatte sie vernommen, was zwischen Kilian und ihrem Gemahle vorgefallen war, als sie in ihrem Herzen dem Prediger den Tod schwur. Gosbert mußte um diese Zeit in den Krieg ziehen. Sie benutzte seine Abwesenheit zur Ausführung ihrer Sache. Drei von ihr gedungene Mörder brachen um Mitternacht in das Schlafgemach Kilians ein. Der fromme Mann lag eben mit zweien seiner Gefährten in stiller Andacht auf den Knieen. Alle drei wurden grausam erdolcht, und in ihrer priesterlichen Kleidung, mit dem Evangelienbuche und einer Hostienkapsel in der Hand, in einem Pferdestalle eingescharrt. Das geschah im Jahre 689.

Gott ließ das Blut seiner Knechte nicht ungerochen. Die Mörder wurden ihrer Schandthat nicht froh. Einer derselben fiel in förmliche Raserei, lief in den Gassen der Stadt umher, und schrie: „O Kilian, Kilian, wie hart verfolgst du mich! Den Dolch, den ich mit deinem Blute färbte, erblicke ich immerdar über meinem Haupte!" Auch die Herzoginn ereilte dasselbe Gericht Gottes. Sie war wie von einem bösen Geiste besessen, und hat in wilder Raserei ein Ende mit Schrecken genommen.

Die beiden Brüder Ewald.

(gest. 695.)

„Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stirbt.“
(Joh. 11, 25.)

Als der englische Priester Willibrord, von dem an seinem Orte ausführlicher erzählt ist, gegen Ende des siebenten Jahrhunderts zur Befehrung der Friesen auszog, da folgten ihm unter seinen Gefährten auch die beiden Brüder Ewald. Sie führten beide den gleichen Namen, wurden aber zur Unterscheidung, nach der Verschiedenheit ihres Haupthaars, der eine der schwarze, der andere der weiße Ewald genannt. In Beiden glühte auch der gleiche Eifer für die Ehre des Herrn und das Heil ihrer heidnischen Brüder. Ihr Liebesdrang führte sie in das Land der alten Sachsen, das heutige Westphalen. Hier kamen sie zu dem Besitzer eines großen Hofes, und baten diesen, daß er sie zu dem bringen möchte, welcher dieses Land regiere. Der Mann zeigte sich auch willig dazu, und geleitete sie eine ganze Strecke Wegs. Da sangen im Wandern die beiden Brüder an, Lob- und Danklieder zu singen, daß der Herr seinen Namen auch unter diesem Volke herrlich machen möge. Es hatten sich noch mehrere Sachsen zu den Wanderern gefunden, und jetzt merkten die Heiden erst, was jene hergeführt hatte. Sie waren aber nicht gemeint, ihren Götzendienst aufzugeben, und aus Furcht, daß die Glaubensboten ihren Fürsten von seiner väterlichen Religion abwendig machen könnten, beschloffen sie beider Tod. Ewald, den weißen, erschlugen sie ohne weiteres. Seinen Bruder aber quälten sie lange und fürchterlich. Sie hieben ihn förmlich in Stücke, ehe auch er, als Erstlingsopfer der Plebe, die um des Herrn willen freudig in den Tod geht, im Sachsenlande, Gott zu einem süßen Geruch, seinem Bruder nachfolgte. Als der Fürst des Landes von dem Morde der beiden Brüder hörte, wurde er zornig, ließ die Thäter hinrichten, und ihre Wohnsitze in Brand stecken. Das ist geschehen ums Jahr 695. Die näheren Angaben fehlen; die Kirche aber hat die Namen der beiden Märtyrer in dankbarem Gedächtniß behalten, und ihr Andenken auf den 3. Oktober gesetzt.

Suitbertus.

(gest. 717.)

„Sein Gedächtniß soll seyn wie der Wein am Libanon.“

(Hosea 14, 8.)

Den Mann, von welchem wir jetzt erzählen wollen, geht unser Märtyrerbuch in sonderlicher Weise an. Er hat da seinen Eingang ins Land der ewigen Herrlichkeit gefunden, von wo das Märtyrerbuch seinen Ausgang nimmt. Er ist der Gründer von Kaiserswerth. Wundere dich darum nicht, lieber Leser, daß wir seinem Namen die schöne Verheißung aus dem Propheten Hosea mitgegeben haben! Gewiß wünschest du mit uns unserer Stadt Gutes, und sonderlich dem Hause, aus welchem dieses Buch zu dir kommt. Wie wir aber nicht unsere eigene Ehre suchen, sondern allein die Ehre des Herrn, so können wir nicht bloß wünschen, daß der Herr unser Haus segnen und wachsen und groß werden lassen wolle, sondern müssen auch mit Dank gegen ihn rühmen, was er bisher an uns gethan, daß er es unserm Krüglein nimmer hat mangeln lassen, vielmehr uns stets voll eingeschenkt hat, also daß wir noch immer Samariterwein gehabt haben für die Wunden unserer geschlagenen Brüder. Diesen Wein lasse uns der Herr, der der rechte barmherzige Samariter ist, nimmermehr ausgehen!

Was wir von dem Gründer unseres lieben Kaiserswerths wissen, ist Folgendes. Suitbert, oder Swidbert, genannt der ältere, war, gleich den beiden Brüdern Ewald, von denen der vorige Abschnitt handelt, von Geburt ein Engländer, und ums Jahr 647 oder 648 geboren, wie man glaubt, aus vornehmerm Geschlechte. Sein Vater soll der tapfere und fromme Graf Egebert von Nottingham gewesen seyn, seine Mutter, Bertha, von dem deutschen Herzog Hengist, dem Anführer der nach England hinübergewanderten Sachsen, abstammen. Schon in früher Jugend trat er in den Orden der Benedictiner Mönche ein, und wurde später zum Abt des Klosters zu Daker, an der Grenze Schottlands, gewählt. Doch nur Ein Jahr ließ der heilige Missions-Eifer, der so viele seiner englischen Glaubens-Genossen zu den blinden Heiden nach Holland und Deutschland

trieb, ihn in diesem Amte bleiben. Im Jahre 690 sandte Erzbischof Egbert von York ihn mit 11 andern Geistlichen, unter welchen Willibrordus der Führer war, als Missionare über das Meer, um die Heiden in Friesland und Niedersachsen zu bekehren.

Suitbert wählte sich besonders den südlichen Theil des damaligen Frieslands zum Wirkungskreise, welchen der liebe Leser auf unsrer gegenwärtigen Landkarte im südlichen Holland, dem nördlichen Theil von Brabant, und in den Ländern Geldern und Cleve zu suchen hat. Hier zog er unermüdlich umher, um mit der Predigt des Evangeliums dem heidnischen Unwesen zu steuern, und viele Heiden sind durch ihn von den stummen Götzen zu dem lebendigen Gott bekehrt worden. Als im Jahre 696 Willibrord nach Rom ging, und dort zum Erzbischof von Utrecht geweiht wurde, wählten die Gefährten Suitberts ihn, als den würdigsten, in seiner Abwesenheit zum Bischof, und sandten ihn nach England, wo Suitbert die bischöfliche Weihe erhielt. Nach Willibrords Rückkehr von Rom, im Jahr 697, ging Suitbert tiefer ins deutsche Land hinein, und wirkte mit großem Segen unter dem westphälischen Stamme der Borukterer (Boruchtuarii) an der Ems, Lippe und Ruhr, im heutigen Münsterlande, und in Niedersachsen bis nach Braunschweig hin. Nach einiger Zeit wurde jedoch seiner frommen Thätigkeit hier ein Ziel gesetzt. Die heidnischen Sachsen machten einen räuberischen Einfall ins Land der Borukter, und ein hieraus entstehender, hartnäckiger Krieg zerstreute die Herde der Christen, und regte die Heiden so gegen die Christenboten auf, daß der eifrige Bischof sich genöthigt sah, seinen schönen Wirkungskreis hier aufzugeben. Er wandte sich darauf an den damaligen Beherrscher des fränkischen Reichs, Pipin von Herstall, und erhielt von ihm durch die Vermittlung seiner frommen Gemahlinn Plectrudis, im Jahr 710, eine kleine Insel (Werth) im Rhein, — das nachherige Kaiserswerth, — geschenkt, um da eine Zufluchtsstätte gegen die Heiden zu haben, und eine Kirche zu bauen. Er baute hier eine Kirche und ein Kloster, und verbreitete theils selbst, theils durch seine Gehülfen, das Licht des christlichen Glaubens in der Umgegend, auch nach Elberfeld hin. Hier ist ihm daher auf einem Berge, der Harbt, in der neuesten Zeit ein ehrendes Denkmal gesetzt: „Dem ersten Boten des Evangeliums im Lande der Berge, Suitbertus. Geboren in England 647, ging heim in Kaiserswerth 717.“ —

Auch von ihm werden, wie von vielen Missionaren dieser Zeit, mancherlei wunderbare Heilungen von Kranken, Erweckungen von Todten, Erscheinungen von Engeln erzählt. Wir lassen diese Wunder dahin gestellt seyn, da bekanntlich die Martyrologien, Lebensbeschreibungen von Canisius und dergleichen sehr viel unglaubliche Ausschmückungen, nach der Wundersucht und Leichtgläubigkeit jener Zeit, enthalten.*) Wir bedürfen dieser Wunder=Sagen nicht, um den frommen und getreuen Knecht Gottes in ehrendem Andenken zu halten. Er folgte seinem Heiland nach, war getreu bis an den Tod, und empfing denn auch aus Gnaden die Krone des Lebens. Er ist am 1. März 717 zu seines Herrn Freude eingegangen. Und so ist Kaiserswerth noch heute, und unser Diakonissenhaus insbesondere, ein Gedächtniß seines Namens und seiner helfenden Bruderliebe, und wir schließen mit dem Wunsche, daß sein Gedächtniß auch ferner fort und fort seyn möge, „wie der Wein am Libanon!“

Nuprecht von Worms.

(gest. 718.)

„Und was werden die Boten der Heiden hin und wieder sagen? Nämlich: Zion hat der Herr gegründet; und daselbst werden die Elenden seines Volkes Zuversicht haben.“

(Jes. 14, 32.)

Es ist ein sonderlicher Beweis der Gnade Gottes, daß er die Heidenboten, welche hin und wieder aus allen Ländern die Bausteine zur Gottesstadt zusammengetragen, und die Völker zu dem himmlischen Zion geführt haben, in dem alle Elenden Zuversicht finden sollen, daß er diese Heidenboten, gleich als hätte er ein irdisches Abbild ihres himmlischen Baues geben wollen, nicht selten zu Gründern und Stiftern berühmter Städte gemacht hat, die nun bis auf unsere Zeit herab das Gedächtniß ihres Werkes forttragen müssen. Sind wir doch bisher schon vielen solchen Städte=Erbauern begegnet, und auch der Mann, von welchem

*) Dies bemerkt auch Dr. Meander in seiner Kirchen=Geschichte, Band III. S. 51. 81. und a. a. O.

dieser Abschnitt handelt, gehört in die Reihe dieser begnadigten Zeugen Christi. Er ist der Stifter der schönen und berühmten Stadt Salzburg.

Rudbert, oder Ruprecht, war von hoher Abkunft. Er stammte aus dem fränkischen Königsgeschlechte. Er hatte den geistlichen Stand erwählt, und wurde zum Bischof der alten, sagenberühmten Stadt Worms am Rhein, ernannt. Aber die Bewohner dieses Landes, zum Theil noch Heiden, zum Theil Namenchristen, konnten seine Sittenstrenge und den Ernst seiner Zucht nicht vertragen, und verjagten ihn. Er mußte sich nun ein anderes Bisthum suchen. Der Herr selbst zeigte ihm den Weg. Er wies ihm einen Theil des heutigen Baierlandes zum Arbeitsfelde an, südlich von dem, in welchem einst Emmeran in gesegneter Wirksamkeit gestanden hatte. Der Herzog dieses Landes, Theodo VI., lud ihn selbst zum Kommen ein, und Ruprecht ging mit Freuden. Vom Herzoge und seinem ganzen Hofe wurde er freundlich empfangen. Es war einer, der ihm in diesen Gegenden schon treulich vorgearbeitet hatte, und den der aufmerksame Leser auch bereits kennt, der fromme Severin, gesegneten Andenkens. Freilich brannte das Licht des Glaubens, das jener angezündet, nur noch matt und kümmerlich, aber es glimmte doch noch hin und wieder im Lande, und durch Gottes Gnade gelang es Ruprecht, die Funken zur hellen Flamme anzublafen. Er taufte Magintrudis, des Herzogs Schwester, und bald nahm auch der Herzog selbst und sein ganzes Land das Christenthum an.

Jetzt schenkte der dankbare Fürst dem Befreier seines Volkes aus den Banden der Finsterniß ein eigenes Land. Es war eine wilde Gegend, voll prachtvoller Trümmer aus der Römerzeit, da, wo die Stadt Juvavia in Ruinen lag. Hier legte Ruprecht eine Kirche und ein Kloster an, aus welchem bald nachher das berühmte Bisthum Salzburg entstanden ist. Um sein großes Werk mit besserem Erfolge treiben zu können, reiste er in sein Vaterland zurück, um Gehülfsen seiner Arbeit zu suchen. Mit zwölf Missionaren kehrte er wieder. So große Erfolge ihn der Herr hatte schauen lassen, sollte er doch nach Gottes Rath derselben hienieden sich nicht lange freuen. Schon einige Jahre nach seiner Rückkehr starb er. Gerade am Auferstehungsfeste des Herrn, dem er so treulich gedient hatte, ging er zum neuen, ewigen Leben ein. Es war am 27. März des Jahres 718, an welchem Tage auch die Kirche sein Gedächtniß feiert.

Corbinian.

(gest. 730.)

„Seh stille dem Herrn, und warte auf ihn!“ (Ps. 37, 7.)

Das heißt nicht etwa: „Du mußt ein Einsiedler werden, wenn du deines Gottes warten willst!“ sondern vielmehr: „Gieb allen eigenen Willen daran, wenn du den Gottes thun willst!“ Die falsche Auslegung machte, und die rechte erfuhr auch unser Corbinian. Der hatte von Jugend auf eine sonderliche Neigung zum Einsiedlerleben. Schon vierzehn Jahre lang hatte er in seinem Vaterlande Frankreich als Klausner gelebt; da wurde er zu Anfang des achten Jahrhunderts zum Bischof geweiht, und sollte sich einen Kirchensprengel suchen. Er zog nach Schwaben und Baiern, und setzte hier mit Ernst und Eifer das Werk fort, welches die Boten Christi vor ihm begonnen hatten. Das Geräusch der Welt gefiel ihm aber nicht. Er glaubte seinem Gott in der Stille besser dienen zu können, gab seinen Wirkungskreis auf, und wollte wieder werden, was er zuvor gewesen war. Gottes Rath über ihn war aber anders. Der wollte ihn nicht in äußerliche Stille führen, sondern vielmehr, daß es innerlich ganz stille bei ihm würde, zu thun nach seinem Willen. Er bediente sich des Papstes Gregors II. zu seinem Werkzeuge. Durch den wurde Corbinian vermocht, nach Baiern, das damals von geistlicher Pflege sehr entblößt war, zurückzukehren, und hier seine Kräfte zur Ehre Gottes und zum Heile der Brüder zu verwenden. Und der fromme Mann fügte sich auch willig, und gab den eigenen Willen dran. Mit Muth und Glaubenseifer trug er die Predigt vom Kreuze durchs ganze Land. Und Gott gab seinen Segen zum Worte, so daß die Zahl der Befehrten von Tag zu Tage größer wurde. Vom Herzoge Grimould bekam Corbinian bedeutende Schenkungen. Er wählte die Stadt Freisingen in Oberbaiern zu seinem bischöflichen Sitz. Da er in ähnlicher Weise, wie sein Vorgänger Kilian, eine etwas beschränkte Einsicht über den Werth der damaligen Kirchen-Gesetze hatte, so hatte er ganz ähnliche Kämpfe zu bestehen, nur daß sie Gott zu einem andern Ende hinausführte, als bei diesem. Auch Her-

zog Grimould hatte seines verstorbenen Bruders Weib, die Piltrudis, zur Gemahlinn genommen, und auch er hatte sich auf die Vorstellungen Corbinians, daß er Unrecht daran thue, von derselben wieder getrennt. Gleich dem Kilian, traf nun aber auch ihn der ganze Haß des ränkesüchtigen Weibes, und er wurde vielfach durch sie in seinem Wirken gehemmt, bis ihm Gott endlich vor ihr Ruhe schaffte. Im Jahre 725 wurde nämlich Piltrudis gefangen mit nach Frankreich geführt, und Corbinian konnte nun in Ruhe und Frieden bis an sein Ende wirken, welches am 8. September des Jahres 730 erfolgte.

Willibrord.

(gest. 739.)

„Und der Herr wird ein Panier unter die Heiden aufwerfen.“
(Jes. 11, 12.)

Schon früher waren von einzelnen Glaubenshelden Versuche zur Befehrung des wilden Friesenvolkes gemacht worden; aber der unbeugsame Sinn des Volkes, und der hartnäckige Sinn König Radbots hatten alle Anstrengungen immer wieder vereitelt. Mit glücklicherem Erfolge griff dies Werk der englische Priester Willibrord an. Durch eine fromme Erziehung schon früh zum Glauben erweckt, war er, wie damals viele Angelsachsen, zu seiner weiteren Ausbildung in ein irländisches Kloster gegangen. Von seinem 20. bis zu seinem 32. Jahre hatte er hier gelebt, als er dem Drange, nicht bloß an seiner eigenen Vervollkommenung, sondern auch für das Heil anderer zu wirken, nicht länger widerstehen konnte. Das weite Arbeitsfeld unter den Friesen und Sachsen, wo die Arbeit so schwer und der Arbeiter noch so wenige waren, zog ihn besonders an. Im Jahre 690 schiffte er sich mit zwölf Gefährten ein. Andere folgten ihm bald nach. Drei derselben, die beiden Brüder Ewald und Suitbert, haben wir bereits kennen gelernt. Bei den Mündungen des Rheins traten sie ans Land. Zum Beginn

seiner Thätigkeit hatte sich Willibrord den Theil des friesischen Reiches ersehen, welchen Pipin von Herstall, der dem Namen nach der Hausmeier der fränkischen Könige, in der Wirklichkeit aber der Herrscher selbst war, dem wilden Friesenkönige Radbod bereits entriffen hatte. Seine Missionsarbeit wurde von Pipin auf jede Weise geschützt und gefördert. Im Jahre 692 reiste Willibrord jedoch erst nach Rom, um sich vom Papste Vollmacht und die bischöfliche Weihe ertheilen zu lassen. Nach seiner Rückkunft von Rom führte er das Befehrungswerk mit dem glücklichsten Erfolge fort. Er konnte das ausgeworfene Netz des Evangeliums kaum ziehen vor der Menge der Fische. Ueberall erhoben sich christliche Kirchen im friesischen Lande. Um der neuen Kirche eine festere Gestalt zu geben, beschloß Pipin die Gründung eines selbstständigen Bisthums zu Utrecht, und vermochte den Willibrord, im Jahre 696 zum zweiten Male nach Rom zu gehen, wo er denn auch vom Papste zum Erzbischofe von Utrecht, und damit zum unabhängigen Leiter der neuen Kirche ernannt wurde.

So hell nun aber hier das Licht des Evangeliums leuchtete, um so finsterner sah es in dem Theile von Friesland aus, welcher der fränkischen Herrschaft noch nicht gehorchte. Eine unbeschreibliche Rohheit herrschte hier, und Menschenopfer waren etwas ganz Gewöhnliches. König Radbod war der erbittertste Gegner des Christenthums. Von Willibrords Gefährten waren schon viele vergebliche Versuche zur Befehrung dieser Friesen gemacht. Besonders hatte es sich der Bischof Wulfram angelegen seyn lassen. Eine Zeit lang schien es auch, als ob die besten Aussichten sich bieten sollten. Sogar der wilde Radbot hatte seinen Sohn von Wulfram taufen lassen, und er selbst stand schon im Begriff, in das Taufbad zu steigen, als er plötzlich den Fuß mit der Frage zurückzog, an welchen Ort denn seine königlichen Vorfahren gekommen seyen, ob in den Himmel, oder in die Hölle. Als ihm Wulfram erwiderte, weil sie ohne Taufe gestorben seyen, könne man sie nicht anders suchen, als in der Hölle, rief er entrüstet: „So will ich denn lieber mit so tapfern Helden in die Hölle fahren, als mit solchen elenden Bettlern, wie ihr seyd, im Paradiese seyn.“ Mit dieser Erklärung war alle Wirksamkeit der Glaubensboten unter Radbods Volke abgebrochen. Auch Willibrords Bemühungen blieben fruchtlos.

Da richtete der thätige Mann seinen Blick und seine Füße über das Gebiet Radbods hinaus, weiter nach Norden, nach

Dänemark. Die Dänen gaben den Friesen an Wildheit wenig nach, und er konnte hier nicht mehr erlangen, als daß er von den Eingebornen 30 Knaben erkaufte, die er mit sich nahm, um sie zu künftigen Lehrern für ihr Vaterland zu erziehen. Gleich unterwegs begann er den Unterricht mit ihnen. Auf der Rückreise kam er auch nach der Insel Helgoland, die unter Rabbods Bothmäßigkeit stand, und welche der altdeutschen Gottheit Fosite geweiht war. Hier befand sich eine heilige Quelle, aus welcher niemand anders als stillschweigend Wasser schöpfen durfte. Als nun Willibrord ohne weitere Umstände einige seiner Knaben in dieser Quelle taufte, und als noch dazu seine Gefährten in der Nähe derselben einige Thiere schlachteten, die gleichfalls für heilig gehalten wurden, ward die Wuth des Volkes in hohem Grade gegen sie erregt, und sie führten die kühnen Befehrer vor ihren König. Der unerschrockene Bischof legte auch vor dem wilden Rabbod ein kräftiges Glaubenszeugniß ab. Der Heide ließ, zur Sühne für seine Götter, einen von Willibrords Gefährten, über welche das Loos geworfen wurde, hinrichten, sandte ihn selbst und die Uebrigen aber ungekränkt über die Gränze ins fränkische Reich zurück.

Erst in späterer Zeit gelang es Willibrord, seine Wirksamkeit unter dem wilden Volke weiter auszudehnen. König Rabbod starb nämlich im Jahre 719, und die Friesen geriethen immer mehr in Abhängigkeit vom fränkischen Reiche. Kräftige Unterstützung fand er an einem angesehenen Manne aus dem Volke selbst, der nicht nur selbst ein eifriger Christ war, sondern auch thätig zur Verbreitung des Christenthums mitwirkte. Er hieß Wursing, mit dem Beinamen Udo. Schon als Heide hatte er ein redliches Streben gezeigt, dem Gesetze Gottes, welches geschrieben ist in jedes Menschen Herz, zu folgen, und war der Armen Wohlthäter, der Unterdrückten Vertheidiger, und der Schuldigen strenger Richter gewesen. Dadurch stieß er oft bei dem gewalthätigen König Rabbod und dessen Dienern an, und zog sich zuletzt so ernstliche Verfolgungen zu, daß er mit seiner Familie in das angränzende fränkische Reich flüchten mußte. Hier fand er freundliche Aufnahme, lernte die christliche Lehre genauer kennen, und ließ sich mit den Seinen auf den Namen des Dreieinigen taufen. Von dem fränkischen Hausmeier erhielt er dann ein Lehen an den Gränzen von Friesland, damit er von hier aus für die Verbreitung und Befestigung des christlichen Glaubens in seinem Vaterlande thätig mitwirken könnte. Das hat er denn

auch redlich gethan, und ist dem in seinen Missionsarbeiten ergrauten Willibrord noch für den Rest seines Lebens ein getreuer Beistand gewesen. Dem muthigen Glaubenszeugen aber schenkte der Herr noch einen langen und segensreichen Lebensabend. Er blieb in seinem Erzbisthum, die dort gesammelten Heerden treulich hütend, und seine Gehülfen nach allen Seiten hin zu neuen Eroberungen aussendend, bis ihn Gott endlich, in seinem 81. Jahre, aus seinem thatenreichen Leben abrief.

Beda, der Ehrwürdige.

(gest. 735.)

„Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach!“ (Hebr. 13, 7.)

Ist der Anbruch heilig, so ist auch der ganze Tag heilig; und haben wir bisher das Leben so vieler Glaubenszeugen, die von England und Irland ausgingen, um Erkenntniß der christlichen Wahrheit unter den Heiden zu verbreiten, mit einander betrachtet, so können wir daraus mit Sicherheit einen guten Schluß auf das christliche Leben jener Länder selbst machen. Gute Schüler deuten auf treffliche Meister, und wir werfen jetzt einen flüchtigen Blick nach den brittischen Inseln hinüber, um den berühmtesten unter den damaligen Gottesgelehrten dieses Landes, den Mann, welcher mit Recht den schönen Namen: „der Lehrer Englands,“ führt, kürzlich näher kennen zu lernen. Es war Beda, der Ehrwürdige. Er wurde 673 im Flecken Jarrow in Northumberland geboren, und von seinem siebenten Jahre an in dem Kloster Wirmuth erzogen. Dies Kloster ist denn auch bis an seinen Tod der Sitz seiner großen, wenn gleich nicht glänzenden Lehrerthätigkeit gewesen. Eine große Zahl von Kirchenlehrern, und unter ihnen viele, die nachher als Lehrer anderer Länder austraten, sind durch ihn gebildet worden. Er selbst sagt von sich, daß er all seine Kraft und Mühe auf das Studium der heiligen Schrift verwendet habe, und daß es, außer

den Andachtsübungen und liturgischen Verrichtungen, welche er als Mönch und Priester zu vollbringen hatte, seine Freude gewesen sey, immer zu lernen, zu lehren, oder zu schreiben.

Nach der Mahnung des Bibeltextes unserer Ueberschrift, werfen wir noch einen besondern Blick auf das Ende des theuern Mannes. Es entsprach ganz seinem, in stiller Thätigkeit Gott geweihten Leben. Er hatte besonders an Engbrüstigkeit zu leiden, aber der Geist siegte über die körperliche Schwachheit. Sein letztes größeres Werk war eine Uebersetzung des Evangeliums Johannes in die angelsächsische Sprache. Als seine Krankheit so zunahm, daß er nur noch sehr schwer Athem holen konnte, lehrte er gleichwohl noch den ganzen Tag. Am vorletzten Tage seines Lebens diktirte er seinen Schülern, indem er häufig die Mahnung beifügte: „Gilt zu lernen! denn ich weiß nicht, wie lange ich noch bei euch bin.“ Ja, getreu dem Worte des Herrn, zu wirken, so lange es Tag ist, brachte er noch seinen Todestag damit zu, seinen Schülern zu diktirten, was sie geschrieben hatten, zu verbessern, und auf ihre Fragen zu antworten. Als er dies bis nach 3 Uhr Nachmittags getrieben hatte, trug er einem derselben auf, schnell die Priester des Klosters herbeizurufen. Er bat jeden Einzelnen um seine Fürbitte. „Es ist Zeit,“ sagte er, „wenn es so meinem Schöpfer gefällt, daß ich zu dem zurückkehre, der mich aus nichts geschaffen hat. Ich habe lange gelebt, und die Zeit meiner Auflösung steht jetzt bevor. Ich sehne mich, abzuscheiden, und bei Christo zu seyn; denn meine Seele verlangt danach, meinen König Christus in seiner Schönheit zu schauen.“ In ähnlicher Weise redete er fort, bis es Abend ward. Da trat einer seiner Schüler herein, dem er etwas abzuschreiben aufgetragen, aber dabei gebeten hatte, zu eilen, daß es noch heute fertig werde. Dieser rief: „Ich habe nur noch Einen Satz zu schreiben.“ „So schreibe schnell!“ bat Beda. Bald sagte jener: „So, jetzt ist's vollbracht.“ „Ja,“ antwortete der Sterbende, „du hast recht gesprochen: es ist vollbracht! Komm, nimm mein Haupt in deine Hände! denn ich möchte an der Stätte, wo ich sonst zu beten pflegte, auch jetzt meinen himmlischen Vater anrufen.“ Unterstützt von seinem Schüler, ließ er sich nun auf den Boden der Zelle nieder, und sang: „Ehre sey Gott, dem Vater, und dem Sohne, und dem heiligen Geiste!“ Mit dem letzten Worte hauchte er sein irdisches Leben aus, ein Muster rechter Lehrertreue für alle Zeiten. Es war am 26. Mai des Jahres 735.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen.

(gest. 755.)

„Daß nur Christus verkündigt werde allerlei Weise, es geschehe zufallens, oder rechter Weise; so freue ich mich doch darinnen, und will mich auch freuen.“ (Philipp. 1, 18)

Wenn wir gerade dies Wort des Apostels Paulus über die Lebensgeschichte des hochbegnadigten Mannes sehen, den wir mit Recht als den Apostel der Deutschen verehren, so geschieht es keineswegs in der Absicht, auf sein Werk von vorn herein einen Schatten zu werfen; sondern im Gegentheil, wir möchten damit den Leser zur Freude an diesem Werke ermuntern; auch da, wo es nicht in ächt evangelischer Weise geführt ward. Wie alle Menschen nicht nur Sünder sind im Allgemeinen, sondern auch Theil haben an den eigenthümlichen Gebrechen und Verirrungen ihres Zeitalters, und wie darum ihre besten Werke unvollkommen und unrein bleiben, so werden wir billig auch ihm zu gute halten, was uns in seinem Wirken und seinem Charakter nicht in evangelischer Klarheit entgegentritt, und uns vielmehr freuen in dem Herrn, daß er durch seinen Geist den Geist dieses Mannes heiligte und ausrüstete mit der Liebe Christi, Christum zu verkündigen denen, die noch in Finsterniß und Todes Schatten saßen, und ohne Gott wandelten auf dem Wege des Verderbens.

Bonifacius, ursprünglich Winfried genannt, wurde, nach den wahrscheinlichen Angaben, im Jahre 680 zu Kirton bei Exeter in England von vornehmen und frommen Aeltern geboren. Schon in seiner zarten Kindheit zeigten sich bei ihm auffallende Spuren eines zum Himmlischen gerichteten Sinnes. Kaum fünf Jahre alt, faßte er den Entschluß, in ein Kloster zu gehen. Seinem Vater wollte das gar nicht in den Kopf. Der hatte ihn zu einer viel glänzenderen Laufbahn bestimmt. Sein hoher Rang und die vortrefflichen Anlagen des Knaben berechtigten ihn zu den kühnsten Hoffnungen. So sehr er sich aber bemühte, das Kind auf andere Gedanken zu bringen, wollte es ihm doch nicht gelingen. Zuletzt wurde er selbst von dessen

steigender Sehnsucht überwunden, und übergab seinen Winfried in dessen sechstem Lebensjahre dem Abt des Klosters zu Creter, dem getreuen Wolfhard. Des Knaben Eifer und Wissbegier ließen ihn schnelle Fortschritte machen, und seine Frömmigkeit erwarb ihm die Achtung und Liebe aller derer, die ihn kannten. Zur Fortsetzung seiner Studien trat er in das Kloster Nutescelle über, und zeichnete sich so aus, daß ihm schon frühe die Leitung einer Klosterschule anvertraut wurde. Bald verbreitete sich der Ruf seiner Gelehrsamkeit und Beredsamkeit in solchem Maße, daß Viele aus entfernten Klöstern zu ihm kamen, um seinen Unterricht zu genießen. Mit besonderer Vorliebe betrieb er das Studium der heiligen Schrift. „In seinen Vorträgen vereinigte er, erzählt ein Zeitgenosse von ihm, Ernst und Milde so schön, daß sein ernstes Wort nie ohne Milde war, und daß es seiner Milde nie an Ernst und Nachdruck des Wortes gebrach. Gegen Reiche und Arme, gegen Freie und Sklaven war er gleich strenge und sanft, so daß er weder die Reichen durch Schmeicheltworte gewann, noch die Sklaven durch Strenge abschreckte, sondern, wie der Apostel lehrt, Allen Alles wurde.“

Nach vollendetem dreißigstem Lebensjahre empfing Winfried die Priesterweihe, und damit nahm seine christliche Thätigkeit einen neuen Aufschwung. Er lebte ganz dem Wohlthun, der Unterweisung und dem Gebete. Auch seine Gewandtheit in Erledigung wichtiger Kirchenangelegenheiten erhöhte sein Ansehen bei Geistlichen und Weltlichen. Aber alle diese Auszeichnungen konnten sein Herz nicht befriedigen. Der Herr hatte beschlossen, ihm einen Wirkungskreis anzuweisen, in welchem sich alle die großen Kräfte der Natur und Gnade, womit er ihn gesegnet, erhalten und offenbaren sollten zum Heile unzähliger Seelen; und auch er fühlte in seinem Innern jenen wunderbaren, unwiderstehlichen Trieb, den Gott um diese Zeit in so vielen seiner Genossen erweckt hatte, den fernen Heiden das Evangelium zu bezeugen. Auch zu ihm sprach der Herr: „Gehe hin! ich will dich zum auserwählten Rüstzeug machen, meinen Namen zu tragen unter die Heiden.“ Lange erwog Bonifacius diese Stimme des Herrn in seinem Herzen, und erst nach manchem Kampfe, nachdem er alle Einreden, die Fleisch und Blut ihm machten, überwunden, trat er mit seinem Plane vor seinen Abt. Dieser, um die Festigkeit seines Entschlusses zu prüfen, hielt ihn mit der erbetenen Erlaubniß noch lange hin, und gewährte sie erst, als er sah, wie beharrlich Winfried bei seinem Vorhaben

blieb. Seine Stammverwandten, die Deutschen zwischen Rhein und Elbe, waren es, die ihm besonders am Herzen lagen, und zu deren Befehrung er sich vornehmlich berufen glaubte. Er war freilich nicht der erste, der den Samen des Evangeliums in diese Länder ausstreuen sollte. Wir haben ja schon eine ganze Reihe von Glaubenszeugen mit einander betrachtet, die, von den brittischen Inseln ausgegangen, hin und her in Deutschland Pflanzstätten für das Christenthum stifteten. Wir wissen auch, daß bereits Märtyrerblut den deutschen Boden gedüngt hatte, so daß die nachfolgenden Heilsboten schon hier und da die frohen Aehren solcher Saat schauen konnten. Aber zu einem umfassenderen, bleibenderen Wirken war Winfried berufen. Er wollte, was andere vor ihm gepflanzt hatten, und was er selbst weithin pflanzen durfte, mit einem festen Bande vereinigen, und so in seinem fernern Bestande sichern. Erst mit ihm beginnt eine deutsche Kirche.

Im Jahre 715 trat Winfried seine erste Missionsreise an. Er landete in der Nähe von Utrecht, da, wo Willibrord bereits unter den Friesen mit so großem Segen gewirkt hatte. Allein gerade jetzt sah es in diesem Lande trauriger aus, als je. Die Verhältnisse konnten für ihn nicht ungünstiger seyn. Ratbod, der wilde Friesenkönig, lag eben wieder mit seinen mächtigen Nachbarn, den Franken, im schweren Kriege. Im Rausche seines Kriegsglücks hatte er die meisten der von Willibrord gegründeten christlichen Stiftungen zerstört. Der Nationalhaß zwischen den beiden Völkern war bei den Friesen zugleich zum Christenhasse geworden. Winfried mußte für diesmal unverrichteter Sache nach seinem Kloster zurückkehren. Der große Schmelzer dort oben prüfte jetzt auch, ob das Gold in ihm probehaltig sey. Und er bestand. Die Mönche seines Klosters ernannten ihn nach seiner Rückkunft zu ihrem Abte. Das war eine schwere Versuchung für ihn; aber der Ruf des Herrn in seinem Herzen überwand alle andere Rücksichten für immer. Er vermochte den Bischof, zu dessen Sprengel das Kloster gehörte, zur Wahl eines andern Abtes, und rüstete sich zu einer zweiten Reise; aber in anderer Weise, als bisher.

Er wollte zuerst nach Rom gehen, um aus den Händen des Papstes seine Mission zur Befehrung der Heiden zu empfangen. Sein Bischof billigte nicht nur das Vorhaben, sondern gab ihm auch kräftige Empfehlungsschreiben mit. Zu diesem Schritte bewog ihn nicht nur die jener Zeit eigenthümliche Weise

kirchlicher Frömmigkeit, sondern zugleich fluge Ueberlegung. Das Ansehen des römischen Bischofs war schon damals im ganzen Abendlande überwiegend, wenn gleich dem Papste eine allgemeine Oberherrschaft kirchlich noch nicht zugestanden war. Besonders in Frankreich wurde er hochverehrt, weil von Rom aus die dasigen Kirchen ihren Ursprung herleiteten. Am fränkischen Hofe, dem zu jener Zeit mächtigsten in Europa, dessen Herrschaft sich bis weit nach Deutschland hinein erstreckte, galt daher eine päpstliche Empfehlung sehr viel, und fränkischen Schutz hielt Winfried wieder sehr wichtig für sich. Ein vom Papste und dem mächtigen Frankenkönige besiegeltes Unternehmen war, seiner Meinung nach, am ersten im Stande, den rohen Völkern Achtung einzulösen. Sodann glaubte er, es sey nöthig, die zu stiftenden Gemeinen an den Papst in Rom anzuknüpfen, damit sie nach seinem Tode von demselben die nöthige Pflege erlangen möchten.

Papst Gregor II. nahm den eifrigen Priester mit Freundslichkeit auf, und ertheilte ihm Vollmacht und Instruktion zur Ausführung seines Vorhabens. Im Jahre 719 betrat Winfried zum zweiten Male sein Arbeitsfeld. Noch waren ihm selbst die Namen der verschiedenen Völkerschaften unbekannt, welche auf dem weiten Missionsgebiete wohnten, das er sich zwischen Rhein und Elbe, den Alpen und der Nordsee vorgezeichnet hatte. Seine erste Aufgabe war, eine große Entdeckungsreise zu machen, und noch in demselben Jahre durchzog er das bezeichnete Land bis an seine äußersten Gränzen.

Er fand hier und da schon viel vorgearbeitet. In Baiern und dem Lande der Alemannen hatte das Christenthum damals schon festen Fuß gefaßt, Dank dem Liebeseifer solcher Männer, wie Severin, Emmeran, Corbinian und Gallus waren. Selbst im Herzen Deutschlands, in Thüringen, wohin er sich nun wendete, gab's schon Kirchen und Klöster. Das Land hatte unter fränkischer Herrschaft gestanden. Aber, während überall durch die Unwissenheit und den schlechten Lebenswandel der Geistlichen die Kirchen in traurigster Verkümmernng standen, und einer gründlichen Reformation bedurften, war in Thüringen eben die Empörung in hellen Flammen ausgebrochen. Die christlichen Herzöge hatten das Volk durch gewaltsame Befehrungsversuche so gegen das Christenthum erbittert, daß es zu den Waffen griff, und in Verbindung mit den heidnischen Sachsen sich seiner Dränger entledigte. Winfried fand das Land in völliger Anarchie, und hielt es nicht für gut, seine Arbeit hier

zu beginnen. Während er sich nun rüstete, weiter nach Norden zu ziehen, erhielt er plötzlich die Nachricht von dem Tode des großen Christenfeindes Ratbod. Sofort eilte er nach Friesland, wo, wie er wußte, die Herzen lange für die Annahme des Christenthums vorbereitet und empfänglich gemacht waren. Hatte doch Willibrords Treue auch während der Verfolgung manche Seele zu gewinnen gewußt. Ein großer Theil dieser Lande war nun fränkisch geworden, und auf einer Synode zu Utrecht faßte Winfried mit Willibrord, Suitbert und anderen fränkischen Bischöfen den Beschluß, Glaubensboten in alle Gegenden Frieslands auszusenden. Von nun an begann seine eigentliche Missionsthätigkeit, und des Herrn Kraft und Segen begleitete alle seine Schritte. Seiner glühenden Beredsamkeit vermochte nichts zu widerstehen. Ueberall drang die Macht der Wahrheit siegreich durch. Die Gözenaltäre stürzten, und an ihrer Stelle erhoben sich Kirchen und Klosterschulen.

Indessen hatten sich auch in Thüringen die Verhältnisse gestaltet, und Winfried, dem dies Land besonders am Herzen lag, und der die friesische Mission einstweilen andern überlassen konnte, reiste nach drei Jahren dahin zurück. Aber in welch traurigem Zustande fand er diese lieblichen Gegenden! Sie waren in eine Wüste verwandelt, und die bitterste Armuth und Noth herrschte überall. Doch sein Glaubensmuth ließ sich dadurch nicht zurückschrecken. Das allgemeine Elend entflammte vielmehr seinen Eifer zu den höchsten Anstrengungen, und, seit Karl Martell das Land von den Sachsen gesäubert hatte, predigte er mit wunderbarem Erfolge. Zu Hamelburg, an der fränkischen Saale, stiftete er das erste Kloster im Jahre 722, und von diesem festen Punkte aus machte er Streifzüge bis an die sächsische Gränze. Die frohe Kunde seiner Siege sandte er dem Papste zu, und dieser, hocherfreut darüber, begehrte, ihn persönlich zu sprechen. Winfried beschloß, der Einladung Folge zu leisten, und zog im Jahre 723 zum zweiten Male nach Rom.

Damals, als Willibrord, der treue, nun schon hochbetagte Apostel der Friesen, den lange ersehnten Tag sah, wo in König Ratbod die mächtige Stütze des Heidenthums gefallen war, hatte er dem Winfried mit dringender Bitte den Bischofs-sitz von Utrecht angetragen. Dieser aber, seiner eigentlichen Mission, die ihn nach dem Innern Deutschlands wies, getreu, hatte das hohe Amt ausgeschlagen. Jetzt jedoch glaubte er, wieder um seiner Mission willen, der ihm vom Papste angebotenen

Weihe zum Bischofe der Deutschen ohne bestimmten Sitz sich nicht entziehen zu dürfen. Tausende waren ja nun weithin dem Glauben gehorsam geworden, überall wuchsen Gemeinen, und das Christenthum breitete sich unaufhaltsam immer weiter aus; -- da konnte es seinem großen Werke nur zur Förderung gereichen, wenn er die Gläubigen aus den Heiden unter Einem Mittelpunkte vereinigte, und selbst aller Orten Priester zu weihen und einzusetzen die Macht besaß. Mit der Bischofswürde, die ihm am 30. Novbr. 723 ertheilt wurde, empfing er den Namen Bonifacius, das ist: der Wohlthäter. Zugleich aber verlangte der Papst einen feierlichen Eid von ihm, durch welchen er sich dem römischen Stuhle zum unbedingten Gehorsam verpflichtete. Und Bonifacius leistete den Eid, dessen Inhalt er seiner Sache förderlich hielt, unbedenklich. Dagegen versprach ihm der Papst in allen Stücken seinen Beistand und Schutz, und händigte ihm die Vorschriften ein, nach welchen er sowohl, als seine Geistlichkeit, das Volk unterrichten sollte. So wurde die deutsche Kirche dem alten Systeme der römischen Hierarchie einverleibt, und die Reaction einer freieren christlichen Entwicklung wurde unterdrückt, welche sicher erfolgt wäre, wenn die freisinnigeren brittischen und irländischen Missionare, welche unter den deutschen Völkerschaften zerstreut waren, das Uebergewicht hätten gewinnen können. Zu Rom kannte man die von dieser Seite dem Papstthum drohende Gefahr, und die dem Bonifaz vorgeschriebene Eidesformel war wohl darauf berechnet, ihn zu einem Werkzeuge des päpstlichen Kirchensystems zu machen, zur Unterdrückung der freieren christlichen Grundsätze und Stiftungen, die besonders von der brittischen und irländischen Kirche ausgingen. Daher wurden die Missionare dieser Kirchen auch vom Papst sehr oft Keger genannt, und Bonifazens Sendung sollte nicht bloß die Heiden bekehren, sondern auch die mit angeblich kezerischen Meinungen von England und Irland angesteckten Christen zum Gehorsam gegen die römische Kirche zurückführen. Bonifaz war auch für diesen Zweck ein sehr begabtes Werkzeug. Er war durch seine Erziehung an pünktlichen Mönchsgelorsam gewöhnt, und hatte einen weniger freisinnigen und weitherzigen christlichen Standpunkt, als viele seiner brittischen Amtsgenossen. Daher hielt er es nach seiner Ueberzeugung für ein verdienstliches Werk, wenn er die deutsche Kirche in recht enge Bande mit Rom zusammenschmieden konnte.

In der weiteren Ueberzeugung, daß der Schutz der weltlichen

Macht ihm bei seinen neuen Unternehmungen eben so wichtig sehn, als der Beistand des kirchlichen Oberhauptes, reiste Bonifacius von Rom zunächst zu dem gewaltigen Frankenfürsten Karl Martell, und es gelang ihm, sich auch von diesem Schutzbrieft auszuwirken. Ohne den weltlichen Arm war fortwährend das christliche Volk und besonders die Geistlichkeit den Gewaltthatigkeiten der Heiden preisgegeben, welche zum Theile mit großer Hartnäckigkeit an dem Glauben ihrer Väter hingen, und mit Erbitterung dessen fortschreitende Verdrängung sahen. Wie aber des Papstes Namen die Christen, so erfüllte Karls Name die Heiden mit Ehrfurcht.

Zuerst kehrte Bonifacius in das Land der Hessen zurück. Er hatte den Schmerz, zu sehen, daß nur wenige, die er getauft, des Christennamens würdig geblieben waren. Die meisten mengten Christenthum und Heidenthum untereinander, und wenn sie jetzt an christlichen Altären geknieet hatten, so sah man sie gleich darauf unter ihren heiligen Eichen den heidnischen Götzen die gewohnten Opfer bringen. Zeichendeuterei, Wahrsagerei und Zauberei gingen überall im Schwange. Belehrung allein war nicht im Stande, die heidnischen Gräuel aus dem Herzen und Leben des Volkes zu rotten. — Bonifacius griff zur Art. In Niederhessen, da, wo jetzt das Dorf Geismar liegt, bei Frixlar im Amte Gudensberg, stand eine ungeheure Eiche, die dem höchsten Gotte, dem Thor, oder Donnerer, geweiht war. Er machte bekannt, an einem gewissen Tage werde er den Baum umhauen. In zahlreichen Schaaren versammelten sich Heiden und Christen um das Heiligthum, und in ihre Mitte trat Bonifacius in bischöflichem Ornate, feierlichen Schrittes, ernsten Angesichts, das Eisen in der Hand. Mit kräftigen Worten redete er das Volk an. Es verehere die Donnerreiche und den Donnerer; er aber verkündige ihnen den Gott, der die Eiche und den Donner erschaffen. Es möge jetzt sehen, ob ihr Gott sein Heiligthum vor dem Falle schützen könne. Damit holte er aus, und führte einen mächtigen Streich auf den heiligen Baum. Weithin dröhnte der Artschlag durch die athemlose Menge. Seine Schüler vollendeten, was der Meister begonnen, und frachend stürzte die gewaltige Eiche; mit ihr der Glaube an Thors Macht und Daseyn in tausend Herzen. Viele, die der frevlen That gezürnt hatten, ließen sich alsbald taufen, und der heilige Hain gab die Baustämme zur ersten Kirche im Lande der Hessen.

Von jetzt an kam die Verbreitung des Christenthums in kräftigen Schwung. Durch ganz Thüringen und Hessenland erhoben sich an der Stelle heidnischer Heiligthümer zahlreiche Kirchen und Klöster. Mit großer Theilnahme waren die Brüder in England den Schritten ihres ehemaligen Genossen gefolgt, und auf seine Einladung eilten jetzt viele herbei zur Mithülfe an dem großen Werke; aber sie waren nicht hinreichend, um die vollen Netze zu ziehen. Da ließ es Bonifacius seine besondere Sorge seyn, hoffnungsvolle Jünglinge aus den Eingeborenen zu Lehrern des Volkes heranzubilden. Er gründete zu dem Ende im Jahre 726 das Kloster Ohrdruf in Thüringen, dem bald viele andere folgten. Auch fromme Klosterfrauen ließen sich unter den Neubefehrten nieder. Von diesen Klöstern aus verbreitete sich mannigfaltige Bildung, welche den Boden, wie die Sitten, freundlich umwandelte. Denn die Klöster, welche Bonifacius errichtete, waren Pflanzstätten der Arbeitsamkeit, der Frömmigkeit und der Erziehung. Um sie her lagerten sich Gärten und Felder. Ackerbau und Viehzucht, welche allein ein geordnetes Beisammenleben der Menschen möglich, so wie Künste und Gewerbe die es angenehm und bequem machen, fanden hier eine wirksame Pflege, während die Herzen in der Erkenntniß Christi mehr und mehr befestigt und beseligt wurden. Vor allen blühte das Kloster Fulda empor, welches durch einen seiner Schüler, den Abt Sturm, einen geborenen Baiern, im Jahre 744 gestiftet wurde. Es ward des Bonifacius Lieblingsaufenthalt, das er sich auch zur einstigen Ruhestätte seines Leibes auserkahl. Durch seine berühmte Doppelschule, theils für Jöglinge des geistlichen Standes, theils für alle Stände, wurde es Jahrhunderte lang der Ausgangspunkt deutscher Bildung, und eine lange Reihe von Gelehrten, Aebten, Bischöfen und andere ausgezeichnete Männer in Kirche und Staat, sind aus seinen Mauern hervorgegangen.

Auch als Bischof lag Bonifacius mit Ernst der Predigt des Evangeliums und der Unterweisung des Volkes ob. Alle seine Belehrungen gründete er auf die heilige Schrift, die er, trotz seiner schwachen Augen, eifrig studirte. Um den sinnlichen Menschen Ehrfurcht vor dem Apostel Petrus, als dessen Gesandten er sich betrachtete, einzulösen, hatte er sich eine Abschrift von dessen Briefen mit vergoldeten Buchstaben anfertigen lassen. In seinen Unterredungen mit den Heiden beileißigte er sich der Sanftmuth und Mäßigung. Er widersprach ihnen nicht gerade zu, wenn sie von der Abstammung ihrer Götter erzählten, räumte

ihnen vielmehr ein, daß sie von einander abstammten, und gewann dadurch den Vortheil, ihnen zeigen zu können, daß einmal eine Zeit gewesen seyn müsse, wo sie noch nicht da waren. So brachte er sie frageweise dahin, die inneren Widersprüche und Abgeschmacktheiten ihrer Lehre selbst aufzufinden, und hielt ihnen nun mit um so größerem Erfolge die Vortrefflichkeit des Evangeliums entgegen. Er verdankte in dieser Beziehung vieles den heilsamen Rathschlägen seines väterlichen Freundes, des Bischofs Daniel in England. Von seinen Predigten sind indeß nur wenige Bruchstücke bis auf uns gekommen.

Im Jahre 731 war Papst Gregor II. gestorben, und das römische Volk hatte zu seinem Nachfolger Gregor III. ausgerufen, welcher bald zeigte, daß ihm die deutsche Mission nicht minder am Herzen lag, als seinem Vorgänger. Da die Menge der Gläubigen in Deutschland schon so groß geworden war, daß an die Errichtung mehrerer Bisthümer gedacht werden mußte, so erhob er den Bonifacius zum Erzbischof, und ertheilte ihm die Vollmacht, allenthalben, wo er es für nothwendig erachte, Bischöfe einzusetzen. Bonifacius übernahm diese Würde nicht ungerne, denn sie erweiterte seinen Wirkungskreis; und da derselbe nicht an einen bestimmten Sitz gebunden war, sondern ihm das Hirtenamt über alle deutschen Christen anvertraute, so wurde sein Eifer für die Bekehrung der Heiden und die Pflege der Gemeinden noch mehr entzündet. Dies geschah in demselben Jahre 732, wo Karl Martell bei Tours und Poitiers die Sarazenen schlug, welche jetzt dem Christenthume im Abendlande dasselbe Verderben droheten, das sie ihm im Morgenlande schon bereitet hatten. Während so im Westen des fränkischen Reiches das Schwert, wurde in dessen Osten das Wort mit dem glänzendsten Siege gekrönt.

Nun stiftete Bonifacius neben den im südlichen Deutschland schon bestehenden, eine Anzahl neuer Bisthümer, z. B. für Baiern Augsburg und Neuburg, für Thüringen Erfurt, für Hessen Buraburg, später Friblar, für Franken Würzburg und Eichstädt. Auch viele Mönchs- und Nonnenklöster erhoben sich durch seinen Einfluß von den Alpen bis nach Westphalen. Ein weites Netz, Menschen für das Himmelreich zu fahen, wurde über die deutschen Lande ausgespannt, und immer enger gezogen. Er selbst wanderte hin und her, lehrend und ordnend, bald das Heidenthum, bald christliche Irrlehren bekämpfend. Aber alle seine Schritte geschahen in vollkommenster Uebereinstimmung mit

dem römischen Stuhle. Selbst die kleinlichsten Bedenken legte er dem Papste vor, dessen Antworten ihm zur strengsten Regel und Richtschnur dienten. Dieser scharfbegrenzte Standpunkt, den er eingenommen, machte ihn freilich engherzig, also, daß er jede freiere Ansicht, die auch nur entfernt den Glauben berührte, mit aller Macht bekämpfte. Priester, die sich dem nicht unbedingt fügen wollten, behandelte er mit einer Schärfe, die bisweilen selbst noch über den Willen des Papstes hinausging. Es kam sogar vor, daß der Papst einst einen Priester gegen ihn förmlich in Schutz nehmen mußte.

Wie oft aber auch in des Bonifacius Wirken und Streben Menschliches sich mischte, dürfen wir doch die Reinheit seiner Gesinnungen und Absichten nicht in Zweifel ziehen. Wenn gleich er die deutsche Kirche in eine knechtische Abhängigkeit von der römischen brachte, weil er dies für nützlich hielt, so scheute er sich doch auch nicht, einem Papste zu sagen, was demselben nicht angenehm seyn konnte, wo er sich durch seinen Beruf dazu für verpflichtet hielt. Dies beweist ein Brief, den er mit edler Freimüthigkeit an den Papst Zacharias schrieb. Es waren ihm mancherlei üble Gerüchte von diesem zu Ohren gekommen. In bescheidener, aber ernster Weise hielt er ihm vor, daß er der Simonie sich schuldig mache, indem er für die Ertheilung der erzbischöflichen Pallien Geld verlange, und forderte ihn auf, dem auch bis nach Deutschland gedruckenen Unfuge zu steuern, daß man sich mit in Rom geweihten Amuletten behing, und davon besondern Segen erwartete. Nun beriefen sich die Leute darauf, daß solche Dinge zu Rom am ersten Januar unter den Augen des Papstes geweiht würden; dadurch würde den Deutschen ein schlechtes Exempel gegeben, und die Wirksamkeit seines Unterrichts gegen solchen Aberglauben würde dadurch nicht wenig gehindert. Er führt den Apostel Paulus und den Augustinus dagegen an, und fordert den Papst dringend zur Unterdrückung dieser Mißbräuche auf. Es macht diesem Papste alle Ehre, daß er in Sanftmuth die Vorstellungen seines Untergebenen aufnahm; ja derselbe schien in seiner Achtung dadurch nur zu wachsen, denn er bekleidete ihn mit immer höheren Würden. Und wenn Bonifacius solches an sich geschehen ließ, so suchte er damit nicht das Seine, sondern das, was er zum Heile der ihm anvertrauten Seelen für ersprießlich hielt. Papst Zacharias übertrug ihm, als seinem Legaten, im Jahre 743 zu seinem schon so sehr ausgedehnten Sprengel noch die Provinz Gallien, welche das ganze linke Rheinufer von Straßburg bis zur Nordsee

umfaßte, und sprach ihm im folgenden Jahre die Stadt Köln zum Metropolitansitze zu, den er, als 745 das Bisthum Mainz erledigt wurde, nach dieser Stadt verlegte. Von jetzt an führte er den Titel eines Erzbischofs von Mainz und Primas von Deutschland. Als solcher hat er im Jahre 752 Pipin den kurzen, und bald nachher dessen Söhne Karl und Karlmann zu Königen der Franken gesalbt.

Diese Salbungen gehörten zu den letzten öffentlichen Handlungen in des Bonifacius thatenreichem Leben. Der lebensmüde Greis fühlte, daß er nicht lange mehr auf der Erde zu wallen habe. Lange schon hatte er den Wunsch gehegt, sobald er die kirchlichen Verhältnisse geordnet haben würde, sein hohes Amt in andere Hände zu legen, um in seinem ursprünglichen Berufe sterben zu können. Mit päpstlicher Erlaubniß wählte er einen seiner eifrigsten und tüchtigsten Schüler, den Engländer Lullus, der mit ihm bereits seit zwanzig Jahren alle Mühen und Arbeiten im Dienste Christi getheilt hatte, zu seinem Coadjutor, und weihte ihn zum Verweser seines Bisthums. Nun durchwanderte er Franken und Baiern mit jugendlicher Rüstigkeit, und besuchte auch sein geliebtes Fulda. Aber der Zug seines Herzens stand nach Friesland, wo besonders in den nördlichen Gegenden noch immer viele Heiden in Finsterniß und Todesschatten saßen. Hier gab es noch viel zu thun, und dies Werk mußte erst noch vollendet werden, ehe er sein müdes Haupt niederlegte. Wohl ahnte er, daß er seinen Segenslauf da vollenden werde, wo er ihn einst begonnen hatte, doch das war auch seines Herzens Begehr. Viele der dort Getauften hatten sich wieder ihren Götzen zugewendet. Er sah ein, es bedurfte größerer Anstrengungen und Opfer, wenn die bisherigen nicht alle vergeblich gewesen seyn sollten; und solche Anstrengungen und Opfer noch am Abend seines Lebens zu leisten, war er freudig bereit. Mit Genehmigung des Papstes und des fränkischen Königs erhob er Lullus zu seinem Nachfolger, und erwählte für sich das arme, von Gefahren umringte Bisthum Utrecht. Mit Thränen beschworen ihn die Seinigen, zu bleiben; aber vergeblich. Auf einem Concilium zu Mainz im Jahr 753 sprach er zu Lullus: „Ich gedenke jetzt daran, wie ich meine Pilgerschaft vollenden will, und kann von dem Vorhaben dieser meiner Reise nicht lassen. Schon steht der Tag meiner Auflösung bevor, und die Zeit meines Todes naht. Ich werde die sterbliche Hülle ablegen, und zur ewigen Ruhe eingehen. Du aber, mein vielgeliebter

Sohn, vollende den von mir in Thüringen angefangenen Bau der Kirchen! Rufe mit unablässigem Eifer das Volk von den Wegen des Irrthums zurück! Vollführe den Bau der begonnenen Basilika an der Fulda, und dorthin bringe einst meinen unter der Last der Jahre erlegenen Leib.“ Er gab ihm dann noch viele heilsame Ermahnungen und Rathschläge, und legte ihm besonders die väterliche Fürsorge für seine Schüler, Freunde und Stiftungen ans Herz. Er schloß mit den Worten: „Sorge du nun auch, mein Sohn, mit deiner weisen Umsicht für alles, was mir auf dieser Reise von Nutzen seyn kann, und lege in meine Bücherkiste auch das Todtenhemde, in welches einst mein Leichnam gehüllt werden möge!“

Begleitet von etwa zwölf Priestern, Diakonen und Mönchen fuhr er den Rhein hinab, und landete in der Gegend von Kempen. Wie ein Kämpfer, der eben im Begriff steht, das Ziel zu erreichen, so setzte auch der ergraute Streiter des Herrn noch einmal alle seine Kraft an das ihm befohlene Werk. Und der Herr drückte ein letztes, heiliges Siegel auf die ganze wunderbare Thätigkeit dieses seltenen Mannes. Auf der Ostseite des Zuydersees drang er immer weiter gen Norden vor, lehrend, predigend, die Sakramente spendend. Ein Zelt, eine Hütte diente als Obdach, Schule, Bethaus und Kirche. Seine ehrwürdige Greisengestalt unterstützte die Gewalt seiner Rede. Die abgefallenen wurden wieder gewonnen, und in kurzer Zeit war der größte Theil Friesland's christlich. Aber seine Stunde nahete. Mit Schrecken sahen die Feinde des Christenthums ihre Götzen hinstürzen. Sie rotteten sich zusammen, um mit Gewalt die Siege aufzuhalten, und mit dem Schwerte wieder zu erobern, was das Wort ihnen entrungen hatte.

Schon stand Bonifacius an der Küste der Nordsee. Bei Doornum hatte er Zelte aufgeschlagen. Er gedachte hier länger zu verweilen. Er hatte auch hier viele getauft, und der fünfte Juni des Jahres 755 war zu dem Tage bestimmt, an welchem sie die Weihe der Firmung empfangen sollten. Es war wenige Tage nach der Feier des Pfingstfestes. Mit Aufgang der Sonne stand er im priesterlichen Schmuck vor seinem Zelte zum Empfange der Neubefehrten bereit. Aber statt der Lobgesänge schallen plötzlich aus der Ferne wilde Stimmen zu ihm her. Bewaffnete Feinde bringen auf den Lagerplatz. Seine Diener suchen in Eile sich zu bewaffnen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Bonifacius aber nimmt das Evangelienbuch in die

Hand, das er stets mit sich führte, sammelt die Seinen um sich, und spricht zu den Dienern: „Lasset ab, meine Kinder, lasset ab vom Streite! Fern sey aller Kampf und Krieg gegen unsere Feinde! Lehrt uns doch die Schrift, daß wir nicht Böses mit Bösem vergelten, sondern Gutes thun sollen für das Böse. Der lang ersuchte Tag ist da, und die Zeit ist gekommen, wo wir von den Mühsalen und Leiden dieses Lebens zu den Freuden der ewigen Seligkeit werden abgerufen werden. Warum wollt ihr so hohe Gnade, so hohen Ruhm uns nicht gönnen, sondern rauben? Nein, lasset uns stark werden in dem Herrn, laßt uns willig aufnehmen, was er gnädig über uns verhängt! Nur auf Gott vertraut! Er wird unsere Seelen retten!“ Und zu den Geistlichen rief er: „O, meine vielgeliebten Brüder, wenn an der Liebe Gottes euch irgend gelegen ist, wenn die Erinnerung an alle meine väterlichen Ermahnungen etwas über euch vermag, so zeigt es jetzt in dieser Stunde! Werft den Anker eurer Hoffnung auf Gott! Verlieret in diesem kurzen Stündlein nicht den Lohn aller Mühen und Kämpfe eures Lebens, die ihr mit unwandelbarem Muthе bestanden habt! Geht muthig und männlich mit mir in den Tod! Aus Liebe zu dem, der für uns gelitten hat, gehet, damit wir mit ihm eingehen in die ewigen Freuden!“

Während er diese Worte sprach, stürmte die wilde Rote auf ihn ein. Stehend, betend, und das Evangelienbuch, als den Schild des Heils, über sein Haupt haltend, empfing Bonifacius den Todesstreich. Das Buch, welches ihm Licht, Kraft und Muth im Leben verliehen, die einzige Waffe, womit er die germanischen Völker überwunden, hielt er sterbend in seiner Hand. Darum wird er abgebildet mit einem Schwerte in seiner Rechten, welches ein durchbohrtes Buch trägt. Um ihn her sanken zwei und fünfzig der Seinen. Die Namen der meisten sind unbekannt, aber sie stehen, wie ein alter Geschichtsschreiber bemerkt, im Buche des Lebens angeschrieben. So endete Bonifacius. Im fünf und siebenzigsten Jahre seines thatenreichen Lebens ging er ein zu seines Herrn Freude. Seine Mörder traf der verdiente Lohn. Im wüthenden Streit über die erlangte Beute zerfleischten sie einander, und die übrigen wurden von den herbeieilenden Christen ergriffen.

Gregor von Utrecht.

(gest. 776.)

„Weil du von Kind auf die heilige Schrift weißt, kann dich dieselbige unterweisen zur Seligkeit, durch den Glauben an Christo Jesu.“ (2 Tim. 3, 15.)

Bonifacius, der Apostel der Deutschen, hatte eine Reihe von Schülern zurückgelassen, welche theils als Bischöfe und Priester, theils als Aebte der zahlreichen Klöster in seinem Geiste fortwirkten. Unter diesen ist in erster Reihe der Abt Gregor von Utrecht zu nennen, eine köstliche Frucht, die Bonifacius am Wege pflückte, als er zum zweitenmale von Friesland nach dem Herzen Deutschlands zog. Als er nämlich, nachdem er, wie berichtet ist, den Bischofssitz von Utrecht ausgeschlagen, auf der Reise nach Hessen und Thüringen in die Gegend von Trier kam, fand er in einem Kloster, unfern dieser Stadt, bei der Aebtissinn Abdala, welche, aus vornehmen Geschlechte stammend, sich hierher zurückgezogen hatte, freundliche Aufnahme. Während der Mahlzeit mußte der vierzehnjährige Enkel der Abdala, Gregor, der eben aus der Schule zurück gefehrt war, aus der damals allein gebräuchlichen lateinischen Bibel einen Abschnitt vorlesen. „Du kannst schön lesen, mein Sohn,“ sagte Bonifacius zu ihm, „aber verstehst du denn auch, was du gelesen hast?“ Der Knabe stutzte, und fing seinen Abschnitt noch einmal zu lesen an. „So meine ich es nicht,“ unterbrach ihn der Glaubensbote, der seines Berufs auch hier eingedenk blieb, „ich möchte gern wissen, ob du mir auch in deutscher Sprache sagen kannst, was du gelesen hast?“ Gregor mußte sein Unvermögen bekennen. Da übersetzte ihm Bonifacius selbst die vorgelesenen Worte, und hielt über dieselben eine ergreifende Anrede an die ganze Tischgesellschaft. Sein Vortrag ergriff das Gemüth des Knaben so tief, daß er mit unwiderstehlicher Macht sich zu diesem Manne hingezogen fühlte. Er wollte mit ihm ziehen, um von ihm die heilige Schrift verstehen zu lernen. Seine Großmutter, die den Bonifacius zum ersten Male sah, und auch damals noch nichts von ihm gehört hatte, that alles Mögliche, um ihren Enkel von der Ausführung seines Vorhabens zurückzuhalten, aber vergeblich. Der Knabe antwortete: „Giebst du mir kein Pferd, um mit zu reiten, so folge ich ihm zu Fuße,

wohin er auch geht!" Abdala glaubte jetzt des Herrn Willen zu erkennen, und gab nach.

Gregor wurde von nun an der beständige Begleiter des Bonifacius. Er theilte alle Mühseligkeiten seines beschwerlichen Berufes mit ihm. Auch auf seiner letzten Reise hatte er den theuern Lehrer nicht verlassen, und als dieser seine glorreiche Laufbahn mit seinem Blute besiegelt hatte, übernahm er, als dessen theuerstes Vermächtniß, die Sorge für die friesische Mission. Friesland stand um so mehr verwaist, als auch Goban, der Bischof von Utrecht, mit Bonifacius zugleich den Märtyrertod erlitten hatte. So war eine schwere Last auf Gregors Schulter gelegt, aber er unterzog sich ihr mit Lust und Eifer. Pabst Stephan II. und König Pipin wollten ihm den erledigten Bischofsstuhl übertragen, aber er nahm die hohe Würde nicht an. Der demüthige Mann begehrte nur die Last und nicht die Ehre des hohen Amtes. Er blieb lieber Abt eines Klosters in Utrecht. Der Herr hatte ihm auch in dieser Stellung eine sehr große Wirksamkeit anvertraut. Knaben englischer, fränkischer, bairischer, slavischer, friesischer und sächsischer Abstammung waren ihm zur Erziehung anvertraut. Unterricht zu ertheilen war aber seine liebste Lust. Die Art und Weise, in welcher ihm das lebendige Christenthum zuerst entgegengetreten war, war für sein ganzes Leben entscheidend geblieben. Er hatte die Gabe, das Wort zu theilen, und legte es dem christlichen und heidnischen Volke aus. So gründete er auch eine besondere Missionschule, von welcher Missionare nach allen Richtungen hin ausgingen, und das Wort weiter trugen.

In solcher Thätigkeit war Gregor bereits zum siebenzigjährigen Greise geworden, als er, drei Jahre vor seinem seligen Heingange, an der linken Seite vom Schlage getroffen wurde. Doch auch jetzt noch hörte er nicht auf, für den Unterricht und die geistliche Bildung der Seinen rastlos thätig zu seyn. Ja, als die Lähmung immer mehr überhand nahm, ließ er sich von den Händen einer Schüler dahin tragen, wo seine Gegenwart nöthig war. Noch in seinen letzten Tagen waren seine Schüler um sein Sterbelager versammelt, um aus seinem Munde Worte des Trostes und der Ermahnung zu vernehmen. Die Glaubenszuversicht des Erbenden war ihnen schon ohne Wort die kräftigste Predigt. So war der Tag seines Todes herbeigekommen. Der Geist des lebemüden Pilgers war noch so kräftig, daß einer zu den andern sprach: „Heute stirbt er noch nicht!“ Da wandte

sich Gregor, und rief, seine letzten Kräfte zusammenfassend: „Heute will ich Urlaub haben!“ Darauf nahm er das heilige Abendmahl, betete, blickte zum Altar hinauf und verschied.

Abt Sturm.

(gest. 779.)

„Und auch ihr, als die lebendigen Steine, bauet euch zum geistlichen Hause.“ (1 Petr. 2, 5.)

Das Christenthum kann keine Wildniß leiden. Es will aus der Erde einen Garten Gottes machen, und hat die Verheißung, daß die Wüsten grünen und die Einöden sein lustig stehen sollen. Zur Befehrung der Heiden gehört auch das Ausrotten und Urbarmachen der Heiden. So haben auch die Befehrer Deutschlands gemeint, und der vornehmste unter ihnen, Bonifacius, war ein geschworener Feind der ungeheuern, uralten Waldeswildnisse. Wie das Land, so die Leute, dachte er. Wir haben gesehen, wie trefflich er selbst die Art zu schwingen verstand. Er hat aber viele Helfershelfer gehabt. Vorzüglich haben damals die zahlreichen Klöster zur Anbauung des Landes segensreich gewirkt. Den damaligen Bewohnern derselben konnte man kein faules Mönchsleben nachsagen. Die Regel: Bete und arbeite! wurde so scharf traktirt, daß es Schwielen absetzte an Knien und Händen.

Unter den Schülern des Bonifaz, die am treuesten in seine Fußtapfen traten, ist sonderlich auch der Abt Sturm zu nennen. Er hat Städte und Menschen erbaut, und die Finsterniß der Wälder und Herzen gelichtet. Von Geburt war er ein Bairer, und stammte aus adligem, bereits zum Christenthume bekehrtem Geschlechte. Schon in seiner frühen Jugend wurde er von seinen Aeltern dem großen Apostel der Deutschen, als dieser eben die kirchlichen Verhältnisse Baierns ordnete, zur Erziehung für den geistlichen Stand anvertraut. Dieser übergab den Knaben dem Abt Wigbert im Kloster Friblar. Als Sturm gehörig unterrichtet und zum Priester geweiht war, arbeitete er drei Jahre lang unter des Bonifacius eigener Leitung in Missionsdienste. Dann aber ergriff ihn ein Verlangen, dem Beispiele derer nach-

zufolgen, die mit Verläugnung ihrer selbst, im strengen Mönchsleben den Kampf mit der wilden Natur und den wilden Menschen aufgenommen hatten. Sein Meister ging auf den Plan des Schülers ein. Die ungeheure Wildniß, welche damals, unter dem Namen des Buchwaldes, einen großen Theil von Hessen bedeckte, war ihm schon lange ein Dorn im Auge. Er gesellte dem Sturm noch zwei Gefährten zu, gab ihnen den wilden Wald zum Arbeitsfelde, und entließ sie mit seinem Segen und der Weisung, sich in jener Einöde einen Wohnsitz zu suchen. Drei Tage lang durchzogen sie, auf Eseln reitend, den weiten Wald, bis sie endlich einen Platz fanden, der ihnen zum Anbau geeignet schien. Es war das Herolderfeld, auf welchem später die Stadt Hersfeld entstanden ist. Vorerst bauten sie sich nur kleine Zellen, die sie mit Baumrinde deckten. In diesen verbrachten sie einige Zeit mit Arbeit und frommen Uebungen, bis im Jahre 736 der Grund zu dem Kloster Hersfeld gelegt wurde.

Nun machte sich Sturm auf, um seinem Meister Bericht zu erstatten, von dem was er ausgerichtet. Bonifacius prüfte alles vorsichtig und bis ins Kleinste. Er ließ sich die Lage des Orts, die Beschaffenheit des Bodens und der Quellen genau beschreiben. Das Ergebnis war nicht so, wie er es wünschte. Zwar bezeugte er seine Zufriedenheit mit allen sonstigen Anordnungen, aber der Ort selbst schien ihm den Verheerungen der nahe wohnenden Sachsen zu sehr ausgesetzt, als daß er zu solcher Blüthe sich erheben könnte, wie er gern wünschte. Er ermunterte deshalb seinen Sturm, ausß neue auszugiehen, und noch einen andern Ansiedlungsort zu suchen. Lange waren dessen Bemühungen vergeblich. Bonifacius tröstete ihn, Gott werde seinen Knechten schon die rechte Stelle zeigen. Viele Tage lang wanderte Sturm ganz allein durch den wilden, unwegsamen Wald. Die Menge der wilden Thiere, welche noch in dieser Einöde hausten, fürchtete er nicht. Er wußte, daß der Herr sein Hirt und Hüter war. Wurde ihm ja bange, so sang er Psalmen zur Stärkung seines Glaubens. Ueberfiel ihn die Nacht, so baute er rings um seinen Esel einen Holzzaun, um das treue Thier vor den Raubthieren zu schützen, rief dann gläubig seinen Herrn und Heiland an, und legte sich getrost zum Schlafe nieder. So fand er denn endlich einen Platz, der mit Bonifacius Wünschen vollkommen übereinstimmte, und hier wurde im Jahre 744 der Grund zu dem berühmten Kloster Fulda gelegt. War Bonifacius mit so viel Sorgfalt, ja fast mit Eigensinn, bei der Wahl dieses

Ortes zu Werke gegangen, so wurde er dafür nun auch seine Lieblingsstiftung, nach welcher auch, zufolge seiner letzten Anordnung, sein Leichnam gebracht werden mußte. Durch seinen Einfluß erhielt das Kloster vom Papste die ausgedehntesten Vorrechte. Es war gar nicht der geistlichen Gewalt eines Bischofes unterworfen, sondern sein Abt stand unmittelbar unter dem Papste. Sturm mußte selbst nach Italien reisen, um die Muster der alten klösterlichen Einrichtungen dort kennen zu lernen, und für Fulda zu benutzen. Wir haben schon in des Bonifacius Lebensgeschichte erwähnt, wie wichtig gerade dies Kloster für die Bildung und Gefittung Deutschlands geworden ist. Eine ganze Reihe ausgezeichneten Männer ist aus ihm hervorgegangen.

Sturm wurde der erste Abt dieses Klosters, das mit wunderbarer Schnelligkeit emporblühte. Eine lange Reihe von Jahren hindurch hat er hier die Kräfte von 4000 Mönchen geleitet, durch deren sauern Schweiß endlich die Wildniß urbar gemacht ward. Gegen das Ende seines Lebens sollte er nach Gottes Rath noch eine schwere Glaubensprüfung erfahren. Die verheerenden Einfälle der Sachsen erstreckten sich selbst bis nach diesen Gegenden, und droheten seinen blühenden Stiftungen den Untergang. Der hochbetagte Greis mußte fliehen. Noch dazu war er krank, als er zur Flucht genöthigt ward. Gottes Gnade wendete jedoch das drohende Unheil wieder ab. Sturm durfte nach dem Schauplaze seines langjährigen, gesegneten Wirkens zurückkehren. Seine Kraft war jedoch gebrochen, und er fühlte die Nähe seines Todes. Sein Herz war voll Dank gegen Gott, daß er ihm vergönnte, in seinem lieben Kloster zu sterben. Er ließ mit allen Glocken läuten, um alle Mönche zu versammeln, damit ihnen sein naher Tod angekündigt, und sie zum Gebete für ihn aufgefodert werden sollten. Die um sein Bett Versammelten bat er um Verzeihung, wenn er einem von ihnen unwissend Unrecht gethan haben sollte, und setzte hinzu, daß er auch von ganzem Herzen allen seinen Widersachern vergebe. Einer der Mönche sagte zu ihm, wenn er nun zum Herrn gehen werde, so möge er dort auch seiner Schüler eingedenk seyn, und für sie beten. Da blickte er sie alle an, und sprach: „Wandelt so, daß ich getrost für euch alle beten kann, so werde ich thun, was ihr verlangt. Und damit verschied er. Es war am 17. December des Jahres 779.

Willehad.

(gest. 798)

„Ein Jeglicher nach seiner Willkühr, nicht mit Unwillen
oder aus Zwang.“ (2 Cor. 9, 7.)

Unter allen deutschen Völkerschaften setzten die Sachsen den hartnäckigsten Widerstand der Annahme des Christenthums entgegen. Sie waren ein großes Volk, das sich von den Ufern der Elbe, über die Wesergegenden, bis gegen den Rhein hin ausgebreitet hatte. Unbeugsamer Starrsinn, stolzer Kriegsmuth und eine übermäßige Freiheitsliebe werden uns als der Grundzug ihres Wesens geschildert. Einem solchen Volke konnte das Christenthum nicht gefallen. Es dünkte ihnen unerträglich, daß ein Mann einen Schimpf nicht selbst rächen sollte. Nun sollte dieser Glaube ihnen gar von ihren Todtfeinden, den Franken, aufgezwungen werden, und der Zehnt für die Geistlichen, den sie als das Zeichen einer schmachvollen Knechtschaft ansahen, wurde zugleich von ihnen gefordert. Kein Wunder, daß sie einen Kampf auf Leben und Tod begannen. Ihre endliche Bekehrung nimmt auch in der Missionsgeschichte keinen ehrenvollen Platz ein. Kaiser Karl der Große hat sie unterjocht, und mit Gewalt den christlichen Glauben bei ihnen eingeführt. Allein durch bloßen Zwang wäre im Grunde herzlich wenig ausgerichtet gewesen. Christus will freien Glauben und freie Liebe haben. Gott sey Dank, daß es denn doch auch nicht an solchen Männern fehlte, die diese Erkenntniß hatten, und mit den Waffen Christi stritten. Sie richteten mehr aus, als Kaiser Karl durch seine langjährigen Kriege. Unter ihnen sind vornehmlich zwei zu nennen, Willehad und Liudger.

Willehad stammte aus Northumberland. Er begann, wie Gregor von Utrecht, seine Laufbahn da, wo sein Lehrer Bonifacius dieselbe geendet hatte, in der Gegend von Doorn. Gott wollte dem heiligen Samen, den der große Märtyrer durch sein Blut in diesen dürrten Boden gestreut hatte, durchaus Frucht schaffen. Und lieblich sproßte die junge Saat. Viele Heiden ließen sich von ihm taufen, und die Großen und Angesehenen des Volkes vertrauten ihm ihre Kinder zur Erziehung an. Da sprach Willehad in seinem Herzen: Rüstig! und zog frisch weiter in

die dickste Nacht des Heidenthums hinein, in die Gegend, wo heute die holländische Stadt Gröningen liegt. Hier aber geriethen die Leute über seine Predigten so in Zorn, daß sie ihn ergriffen, und zum Tode bestimmten. Schon waren die Schwerter der wüthenden Heiden über ihn gezückt, als Gott die Herzen etlicher zu dem Vorschlage lenkte, man möge das Urtheil der Götter über Willehad durchs Loos entscheiden lassen. Das Volk stimmte zu, und der treue Menschenhüter ließ das Loos zu seinen Gunsten fallen. Unversehrt durfte er jetzt seines Weges weiter ziehen.

Ein anderer wäre vielleicht umgekehrt. Willehad aber dachte: desselben Gottes Hand, die dich heute errettet hat, ist morgen auch noch nicht zu kurz geworden, und muthig ließ er seine Stimme in der benachbarten Landschaft Drenthe erschallen. Das Wort schien hier besseren Eingang in die Herzen zu finden; doch der unbefonnene Eifer einiger seiner Schüler verdarb alles wieder. Durch den anscheinenden Erfolg ließen sich diese verleiten, mit gewaltjamer Hand die Gözentempel zu zerstören. Dazu waren die Heiden noch nicht vorbereitet genug. Mit wilder Wuth stürzten sie auf die Missionare los, und überhäuften sie mit Mißhandlungen. Einer der Heiden führte mit blinkendem Schwerte den Todesstreich nach dem Nacken Willehads, aber der hieb prallte an dem Riemen ab, mit welchem dieser, nach der Sitte damaliger Zeit, ein Reliquienkästchen um seinen Hals befestigt hatte. Staunend sahen selbst die Heiden dies Wunder der waltenden Gnade Gottes, in welchem freilich die Christen, nach der herrschenden Denkweise, zugleich einen Beweis von der schützenden Kraft der Reliquien zu erblicken glaubten. Die höhere Macht fürchtend, welche so sichtlich den Glaubensboten geschützt hatte, standen seine Verfolger jetzt von weitem Angriffen ab.

Die Kunde von des unerschrockenen Mannes Wirken, war bis zu Kaiser Karl gedrungen, der um diese Zeit mit Erfolg die Sachsen zu bekämpfen angefangen hatte. Solcher Männer, wie Willehad, bedurfte er gerade für ein solches Volk. Er ließ den kühnen Glaubenshelden vor sich kommen, und besprach sich mit ihm. Willehad, eben ohne bestimmten Wirkungsbereich, ging gern auf des Kaisers Pläne ein. Dieser wies ihm die Provinz Wigmodia zum Arbeitsfelde an, aus welcher später der Kirchensprengel von Bremen entstand, und die einen Theil von Sachsen und Friesland in sich schloß. Vorerst sollte er nur als Priester auftreten, bis er die Sachsen dahin gebracht haben würde,

sich die Einrichtung von geordneten Bisthümern gefallen zu lassen. Und siehe Willehad wirkte durch die Kraft seiner einfachen Predigt von Christo mehr, als der Kaiser mit seinen gewaltsamen Maßregeln ausgerichtet hatte. In dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren waren bereits viele der wilden Eingeborenen zum Gehorsam des Kreuzes Christi geführt worden. Er gründete viele Gemeinen und Kirchen, und versah sie mit würdigen Geistlichen.

Da brachen plötzlich über die frischgrünende Pflanzung die Wetter der Trübsal herein. Im Jahre 782 erhob sich der Sachsenheersführer Wittekind gegen Kaiser Karl, und sein Aufstand verbreitete auch in diese Gegenden die Schrecken des Krieges. Vornehmlich war das Leben der Geistlichen bedroht. Willehad zeigte, daß er beides, kühnen Heldenstinn und weise Mäßigung, in sich vereinigte. Er wollte nicht einem selbsterwählten Märtyrertode entgegengehen; vielmehr gedachte er, so es Gottes Rath wäre, noch länger zur Ehre des Herrn unter den Heiden zu arbeiten. Derselbe Mann, der früher dem Tode so kühn getrozt hatte, entschloß sich jetzt eben, um des Herrn willen, zur bedächtigen Flucht. Die Zeit der Ruhe, welche der Herr des Weinbergs seinem treuen Arbeiter nun gewährte, kaufte er wohl aus. Zunächst unternahm er eine Reise nach Rom. Nach seiner Rückkehr fand er in dem von Willibrord gestifteten Kloster zu Alsternach (Echternach) eine stille Zufluchtsstätte. Hier sammelten sich auch nach und nach die zerstreuten Schüler wieder um ihren Meister. Manche freilich hatten in der schweren Verfolgungszeit den Märtyrertod erlitten. Zwei Jahre verbrachten sie hier in frommen Uebungen, theils mit Lesen der Schrift, theils mit Schreiben beschäftigt, geduldig der Zeit harrend, da Gott ihnen wieder eine Thür öffnen werde. Sie kam bald.

Kaum hatten mit der Besiegung Wittekinds die Stürme des Krieges aufgehört, als Willehad wieder auf seinem frühern Arbeitsfelde erschien. Mit neuem Eifer griff er das Werk an, und jetzt ließen es auch die Umstände zu, hier einen bestimmten bischöflichen Kirchensprengel zu gründen. Im Jahre 787 entwarf Kaiser Karl selbst die Urfunde, durch welche er den Umfang des Bisthums von Bremen bestimmte. Willehad wurde zum ersten Bischöfe ordinirt. Schon im Jahre 789 hatte er die Freude, die bischöfliche Hauptkirche in Bremen, die Peterskirche, welche er mit Pracht hatte erbauen lassen, einweihen zu können. Indes nach Gottes Rath sollten ihm nur zwei Jahre vergönnt

seyn, sein bischöfliches Amt zu verwalten. Er war gewohnt in seinem weitläufigen Sprengel viel umher zu reisen, um die Geistlichen zu ermahnen, und die Gemeinen im Glauben zu befestigen. Auf einer dieser gesegneten Visitationsreisen überfiel ihn plötzlich zu Blexem an der Weiser ein tödtliches Fieber. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Trauerkunde nach allen Seiten. Seine bestürzten Schüler versammelten sich um sein Sterbelager. Einer unter ihnen klagte: „Was soll doch die neue Gemeinde, was sollen die jungen Priester machen, wenn du, ihr Haupt, nicht mehr bist? Verlasse uns nicht! sonst sind wir eine Heerde ohne Hirten, mitten unter Wölfen.“ Da erwiderte der Sterbende: „D laßt mich der Anschauung meines Herrn nicht länger entbehren! Ich verlange nicht länger zu leben, und fürchte nicht zu sterben. Mein Herr, den ich von ganzem Herzen geliebt habe, wird mir den Gnadenlohn meiner Arbeit nicht vorenthalten. Die Schafe aber, die er mir anvertraut hat, befehle ich seinem eigenen Schutze; denn auch ich habe ja, wenn ich je etwas Gutes zu thun vermochte, dasselbe nur in seiner Kraft vollbracht. So wird auch euch die Gnade dessen nicht fehlen, von dessen Barmherzigkeit die ganze Erde voll ist.“ So sprach der demüthige Mann, und entschlummerte dann sanft und selig am 8. November des Jahres 789.

Liudger.

(gest. 809.)

„Die Kinder deiner Knechte werden bleiben, und ihr Same wird vor dir gedeihen.“ (Ps. 102, 29.)

Dies Wort des Herrn ist an Liudger in schöne Erfüllung gegangen, denn er war ein Nachkomme des frommen Friesen Wursing, von dem wir bei der Geschichte Willibrords erzählt haben. Aus einer eifrigen Missionsfamilie stammend, war der Same des göttlichen Wortes schon frühe in seinem Herzen aufgegangen, und hatte an dem vortrefflichen Gregor von Utrecht, in dessen Schule der junge Liudger zeitig eintrat,

einen sorgsamen Pfleger gefunden. Später fand seine außerordentliche Lernbegierde reiche Nahrung bei dem gelehrten Alkuin in York, von dem er, mit Kenntnissen und Büchern bereichert, in sein Vaterland zurückkehrte. Nach Gregors Tode unterstützte Liudger als Presbyter dessen Nachfolger Albrich in der Befehrung der Friesen, von denen noch immer ein Theil eifrige Gözendiener waren. Der Schauplatz seiner Missionsthätigkeit war wiederum vorzugsweise die Gegend, wo des Bonifacius Märtyrerblut geflossen. Dieser Boden mußte dem Herrn erstritten werden. Gott erweckte immer einen Streiter nach dem andern. Sieben Jahre lang hat Liudger hier die frohe Botschaft von dem Heil in Christo verkündigt, und reiche Frucht seiner Arbeit gesehen, aber auch den Schmerz erleben müssen, daß dieselbe scheinbar wieder zerstört wurde. Der wilde Wittekind drang im Jahre 782 mit seinen Sachsen bis in diese Gegenden vor, verbrannte die Kirchen, vertrieb die Geistlichen, stellte den Götzendienst wieder her, und verschaffte so der heidnischen Partei für eine Zeitlang den Sieg.

Liudger mußte der Verfolgung weichen, und begab sich nach Rom. Als er nach dritthalbjähriger Entfernung zurückkehrte, fand er die Verhältnisse völlig verändert. Gott hatte ihm unterdeß Weg und Bahn gemacht. Wittekind war besiegt, und die Ruhe wieder hergestellt, ja der grimmige Christenfeind hatte im Jahre 785 selbst die christliche Taufe angenommen. Er ging nun freudig wieder zu seinen Friesen. Kaiser Karl wies ihm zu seinem Wirkungskreise die Gegenden um die Städte Gröningen und Norden an. Wiederum legte Gott reichen Segen auf seine Thätigkeit; ja es gelang ihm, was Willibrord vergeblich versucht hatte, auf der Insel Helgoland, die damals Fositesland hieß, das Christenthum dauernd zu gründen. Er hatte die Freude, nicht nur den Sohn des Fürsten selbst, den Prinzen Landrich, taufen zu können, sondern denselben auch für den Missionsdienst zu gewinnen. Nachdem er ihm eine sorgfältige, geistliche Bildung gegeben, weihte er ihn zum Priester, und viele Jahre lang hat Landrich noch mit Segen unter den Friesen gewirkt.

Kaiser Karl mußte, welchen Schatz er an diesen Männern, wie Liudger, hatte; und wie sein vornehmstes Augenmerk auf die Befehrung der Sachsen ging, so sandte er diesen Glaubenshelden nun auch, nachdem seine Kriegshelden die Sachsen gänzlich unterworfen hatten, mitten unter dies Volk. Der Ort Mi-

migernesford ward der Mittelpunkt seiner Thätigkeit und später zum Sitze eines Bisthums erhoben, welches von dem durch Liudger errichteten kanonischen Stifte, (in der lateinischen Sprache Monasterium) den Namen Münster erhielt. Mit unermüdlichem Eifer reiste er nun unter den rohen Sachsen umher, und verkündigte ihnen das Wort des Lebens. Ueberall sammelte er Gemeinen, stiftete Kirchen, und stellte an denselben von ihm selbst gebildete Geistliche an. So hatte er schon lange die Last des bischöflichen Amtes getragen, ohne seine Ehre zu begehren, bis ihm auch diese selbst von Hildebold, dem Erzbischofe von Köln, aufgedrungen wurde. Aber auch als Bischof von Münster blieb er derselbe demüthige und unermüdlich thätige Glaubensbote. Sein Eifer trieb ihn sogar an, zu den wilden Normannen, dem Schrecken der umwohnenden christlichen Völker, mit der Botschaft des Heiles zu reisen; jedoch Kaiser Karl versagte ihm beharrlich die Erlaubniß dazu, weil ein weltlicher Arm ihm hier nirgends Schutz gewähren konnte.

Bis ans Ende seines Lebens verharrete Liudger in aufopfernder Thätigkeit. Selbst die Schmerzen seiner letzten Krankheit vermochten ihn nicht abzuhalten, zu wirken, so lange es Tag für ihn war. Noch an dem Tage, welcher der Nacht seines Todes voranging, am Sonntage, dem 25. März des Jahres 809, predigte er zweimal in zwei verschiedenen Gemeinen seines Sprengels, Morgens in der Kirche zu Roessfeld, Nachmittags 3 Uhr in der Kirche zu Billerbeck. Das war seine letzte Arbeit auf Erden. Schon in der folgenden Nacht, jedoch erst nach Mitternacht, also am 26. März 809, ging er ein in das Land der ewigen Ruhe.

Kaiser Karl der Große.

(gest. 814.)

„So spricht der Herr zu seinem Gesalbten, dem Cores, den ich bei seiner rechten Hand ergreife, daß ich die Heiden vor ihm unterwerfe, und den Königen das Schwert abgürte: Ich will vor dir hergehen, und die ehernen Thüren zerschlagen, und die eisernen Riegel zerbrechen. Ich habe dich gerüstet, da du mich noch nicht kanntest, auf daß man erfahre, beides, von der Sonnen Aufgang und der Sonnen Niedergang, daß außer mir nichts sey. Ich bin der Herr, und keiner mehr!“

(Jes. 43, 1. 2. 5. 6.)

Das Zeugniß des ewigen Vaters vom ewigen Sohne: Er soll die Starken zum Raube haben! ist in Kaiser Karl dem Großen vor vielen andern in wunderbarer, herrlicher Weise erfüllt worden. Er ist ein Starker gewesen, wie die Erde nur wenige getragen hat, und gewaltige Dinge hat der Herr durch ihn ausgerichtet; darum ziemt sich wohl für ihn die schöne Ueberschrift, welche wir der Betrachtung seines Lebens vorausgeschickt haben. Unter allen Starken war Karl einer der Stärksten. Seine Leibesgröße maß sieben seiner Füße, und sein Schwert, das er freudig im Kampfe schwang, vermag der stärkste Mann unserer Zeit kaum mit beiden Händen emporzuheben. Fest und majestätisch schritt er einher, und wer in seine Nähe kam, der blickte auf die leuchtende Heldengestalt mit Ehrfurcht. Den Bösen war er schrecklich, und den Frommen freundlich. Mit dem Blitze seines Auges und dem Donner seiner Rede schmetterte er die Frevler nieder, und dabei thronte doch in seinem offenen, freien Antlitz eine so unaussprechliche Freundlichkeit, und seine Stimme war von so lieblicher Klarheit, daß ein Zeitgenosse ihn den fröhlichen Kaiser der Germanen nennt. In allen Künsten des Kriegs und der Tapferkeit war er wohl erfahren, und unter allen Königen jener Zeit war er an Weisheit und Hoheit des Sinnes der erste. In den sieben und vierzig Jahren seiner Regierung durfte er sein Schlachtschwert nur selten aus den Händen legen. Wie ein brausender Waldstrom eilte er mit seinem Kriegsheer von der Nordsee bis nach Rom, von den Pyrenäen bis nach den Karpathen. Wo sich in seinem weiten Reiche ein Feind regte,

da stand er auf dem Plane, und wo er erschien, da siegte er. Desiderius, der mächtige Longobardenkönig, sah ihn vom Thurme zu Pavia, und rief erschrocken zu seinen Begleitern: „Laßt uns hinabsteigen, und uns in die Erde bergen vor dem zornigen Antlitz eines so gewaltigen Feindes!“ Ganz Europa war seiner Bewunderung voll, und selbst die fernsten Fürsten der Araber suchten seine Freundschaft. Und hernachmals ist er in den Dichtungen aller Völker unsers Welttheils als der größte Held gefeiert, zu dessen Höhe kein zweiter Sterblicher hinaufreicht.

Und dieser Stärkste der Starken hat sich unserm Herrn und Meister, Jesu Christo, demüthig zu Füßen geworfen, hat sich ihm als Siegesbeute ergeben, und hat ihm gehuldigt, als dem allein wahrhaftigen Helden. Das soll sein größter Ruhm seyn; davon zumeist wollen wir erzählen. Denn die weltlichen Heldenthaten Karls gehören nicht in ein Buch, in welchem von den Helden Gottes und den Streitem Jesu Christi berichtet wird.

Gott hatte sich den streitbaren Helden zugerüstet; denn seine Kirche bedurfte in jenen Zeiten solch eines Werkzeugs. Als Karl im Jahre 768, nach dem Tode seines Vaters Pipin, der auch ein mächtiger Herrscher war, den fränkischen Königsthron bestieg, da streckte er den Scepter seines Reichs schon über ein christliches Land. Um die zahlreichen Kirchen, in denen das Wort des Lebens gepredigt wurde, hatten sich blühende Städte und Dörfer erhoben, und das Volk der Franken wohnte friedlich neben einander, wie es Christensitte und Brauch ist. Aber es fehlte viel, daß es überall so war. Nur über Italien, wo der Papst herrschte, und über den brittischen Inseln war die Gnadensonne bereits aufgegangen; sonst lag fast überall auf unserm Welttheile noch dicke Finsterniß. Wie eine Insel mitten im wilden Meere, so lag das Frankenreich unter den heidnischen Völkerschaften, und von allen Seiten rang die Finsterniß mit dem Lichte, um es zu besiegen. Im Norden von Deutschland bis zur Elbe wohnte das krieglustige und zahlreiche Volk der Sachsen, der Erbfeind der Franken und des Christenthums. Drüben über den Elbmündungen saßen die harten Dänen und Normannen, die auf ihren Raubschiffen alle christlichen Länder heimsuchten. Weiter nach Morgen zu war das Land der Slaven und Wenden, nicht minder zahlreicher und erbitterter Feinde der Deutschen und des Christenthums, als die Sachsen. Tiefer im Süden, an der Donau, im heutigen Ungarlande, hauste ein fremdes Volk, das wilder und grausamer war, als alle

andern, die Avarn. Und weit im Abend, jenseits des hohen Pyrenäengebirges, in dem schönen Lande Spanien, da, wo schon so viel Zeugenblut geflossen, war der Leuchter des Evangeliums von seiner Stätte gestoßen, und der Halbmond herrschte hier statt des Kreuzes im weiten Reiche der Saracenen.

So sah's aus, rings um die damalige Christenheit her, als Gott sich den Helden mit glaubensfestem Sinne und siegesstarkem Schwerte erweckte, der mit mächtigem Arme das Panier des Kreuzes hoch aufwerfen, die ehernen Thüren zerschlagen und die eisernen Riegel zerbrechen sollte, daß auch die Heiden sich diesem Paniere unterwerfen mußten.

Karls fromme Mutter Bertrada, oder Bertha, hielt den jungen Prinzen schon frühe mit Ernst und Strenge zur Gottesfurcht und zu allen häuslichen Tugenden an. Das hat ihr Karl gedankt bis in ihren Tod, denn selbst, als er Kaiser ward des gewaltigen Reiches, ist er ihr immerdar mit kindlicher Ehrfurcht und Liebe begegnet. Seine Frömmigkeit war tief und ungeheuchelt, die Religion war ihm Herzenssache. Die Kirche besuchte er unverdroffen Morgens und Abends, oft auch zu nächtlichen Stunden. In Speise und Trank war er mäßig, sonderlich die Trunkenheit verabscheute er an Jedermann, um so rühmlicher, als wüste Schwelgerei der Erbfehler seiner Nation war, und, wie Doktor Luther sich ausdrückt, Trunksucht bis auf den heutigen Tag das Roß geblieben ist, auf welchem der Teufel das deutsche Volk am sonderlichsten reitet. Ebenso war er ein Feind aller unnützen Kleiderpracht. Am glücklichsten fühlte er sich im Kreise seiner Familie, die er zärtlich liebte, und von der er gleicherweise wieder geliebt ward. An seinen schönen Töchtern hing sein Herz mit rührender Zärtlichkeit. Sie wurden in einfach deutscher Sitte erzogen, waren in den Künsten der Spindel und des Webstuhls wohlerfahren, und in allen Leibesübungen gewandt. Das einfache Hemde, das der mächtige Kaiser auf seinem Leibe trug, war von seinen eigenen Töchtern gesponnen und gewebt. Wo er ging und stand, mußten diese um ihn seyn, selbst auf Jagden und Kriegszügen ihn begleiten. Königsstolz kannte Karl nicht. Seine geliebteste Tochter Bertha gab er seinem schlichten Freunde Angilbert zum Weibe.

Mit so großen Eigenschaften des Geistes und Herzens geziert, bestieg Karl im Jahre 768 den Königsthron. Sein Ruhm erhob sich zuerst, als er vom Papste zu Hülfe gerufen, den mächtigen König der Longobarden, welcher diesen bedrohte, besiegte.

Bald gehorchten alle christlichen Reiche in Italien, Frankreich und Deutschland nur dem Einen Herrscher Karl. Ja, als er mit den Großen seines Landes einen Reichstag hielt, erschienen vor seinem Throne auch Gesandte aus Spanien, Statthalter der Sarazenen, die sich seinem Regimente unterwarfen, und ihn wider ihren Chalifen zu Hülfe riefen. Karl erkannte in ihrer Bitte den Ruf, im Lande der Sarazenen das Christenthum wieder herzustellen, und zog. Je kräftiger er nun aber, der zum Schützer und Pfleger der Kirche sich berufen fühlte, dies oberste Schirmherrnamt verwaltete, um so schwerer wurden die Kämpfe, die seiner harrten. Der schwerste und blutigste Krieg, den er je bestanden hat, war der mit den wilden Sachsen. Schon im Jahre 772 begann er den Kreuzzug gegen diese unbeugsamen Feinde des Christenthums. Er durfte die Gräuel an seinen Grenzen nicht länger dulden. Das Blut seiner gemißhandelten Unterthanen schrie zu seinem Throne auf. Bei den zahlreichen Raubzügen, welche die Sachsen in Karls Gebiet machten, pflegten sie die Gefangenen an die Schweife ihrer Pferde zu binden, und sie nachher ihren Götzen zu opfern. Karl beschloß, alles an ihre Unterjochung zu setzen, und den Unterjochten dann das Licht des Evangeliums zu bringen. Aber er hatte es mit einem tapfern Volke zu thun, das unter seinem heldenmüthigen Heerführer Witttekind löwenkühn für die Freiheit und der Väter Glauben stritt. Volle ein und dreißig Jahre hat der blutige Kampf gedauert, und vielen Tapfern auf beiden Seiten das Leben gekostet. Schien's auch oft, als wäre er beigelegt, so brach doch die alte, unheilbare Wunde immer wieder von neuem auf. Der Kampf war um so gefährlicher, als, bei jedem Siege der Sachsen, die heimlichen Heiden, die noch im Verborgenen unter den Franken lebten, neuen Muth gewannen, und sich mit ihnen erhoben. Lange wechselten Sieg und Niederlage, Bekehrung und Abfall mit einander; aber der König ruhte nicht, bis er alles ausgerichtet hatte. Im Jahre 803 beugten die letzten Sachsenführer ihre harten Nacken unter das Joch Christi, und der grimmige Witttekind selbst stieg hinab ins Wasserbad der h. Taufe. Das Amt des Schwertes war vollendet, und das Wort bewies nun ungehindert seine milde, herzenerneuernde Kraft. Leider fällt auf das lichte Helldenthum Karls in diesen Kriegen zur Ehre seines Herrn manch trüber Schatten. Ist's schon gegen den Geist des Christenthums, ein Volk mit dem Schwerte zur Taufe zu treiben, so hat der fleischliche Eifer diesen Streiter des Herrn zu noch viel größerer

Ungerechtigkeit hingerissen. Zu Verden an der Aller hat er einstmalß 4500 gefangene Sachsen an Einem Tage niedermetzeln lassen. Wohl hatte dies Volk durch wiederholte Treulosigkeit und Empörung strenge Strafe verdient; aber dennoch bleibt der Bluttag von Verden ein häßlicher Schandfleck in seinem schönen Heldenlauf.

Nachdem Karl Sachsenland gedemüthigt und unterworfen, hat er auch die Elbe überschritten, und das Volk der Wenden und Slaven bekriegt. Einen Theil ihres Landes, wie auch Böhmen, hat er gleichfalls seinem Reiche und dem milden Scepter Christi unterworfen. Dann zog er wider die wilden Avaren im Ungarlande, eroberte ihre Festen, entriß ihnen ihr den Christen geraubtes Gut, und legte Grenzwehren wider sie an, damit das Reich gesichert wäre gegen ihre Einfälle. Ferner hat er die Dänen bekriegt, und dann Frieden mit ihnen geschlossen, daß die Raubschiffe ihm fortan keinen Schaden mehr thun konnten. So hatte Karl ein großes Reich gestiftet, wie seit Jahrhunderten keins war gesehen worden. Alle deutschen Stämme gehorchten ihm, und die Völker in Italien und Frankreich, die Sarazenen am Ebro, die Slaven an der Elbe und die Avaren an der Raab. Da gefiel es dem Herrn, die Stirne seines Gesalbten mit noch größerer Ehre und Herrlichkeit zu zieren.

Im Jahre 800 war Karl abermal hinab nach Italien gezogen, von Papst Leo wider seine eigenen Unterthanen, die ihn überfallen und verwundet hatten, zu Hülfe gerufen. Und als nun der König den Frevel an den tückischen Italienern gestraft, und den Frieden wiederhergestellt hatte, da feierte er zur Weihnachtszeit das hohe Christen-Fest zu Rom. Mit seinen Rittern und Gewaltigen kniete er vor dem Altare der Peterskirche beim Hochamte. Da setzte ihm der Papst vor allem Volke eine Kaiserkrone auf's Haupt, und begrüßte ihn als Kaiser und Herrn der ganzen Christenheit. Das Volk aber rief laut: „Heil und Sieg dem erhabenen Karl, dem großen römischen Kaiser, den Gott gekrönt hat.“ Das ist der Ursprung und Anfang des deutschen Kaiserthums, des heiligen, römischen Reiches, das tausend Jahre bestanden hat, zum Heil und Segen vieler Völker. Aber keiner von all den vielen Kaisern nach ihm war größer als er, und wollte man einen hoch preisen, so sagte man; „Er hat gewaltet wie Karl der Große.“ Der aber nannte sich von nun an einen Kaiser von Gottes

Gnaden, und achtete sich als den Schirmherrn der Kirche und Vorsteher der Christenheit. Und alles Leben, wie es geworden ist in deutschen Landen, und weit darüber hinaus, giebt Zeugniß von dem, was er gethan hat; denn unter allen Menschen, die ein Werkzeug waren in der Hand Gottes, ist er eins der gewaltigsten gewesen. Das werden wir bald noch besser sehen. Denn, nachdem wir diesen flüchtigen Abriß seines Lebens und seiner äußeren Thaten gegeben haben, bleibt uns noch übrig, kürzlich zu betrachten, was er als Christ, und was er als solcher der Kirche Gottes gewesen ist.

Karl fühlte tief, daß ein Staat ohne Christus nicht bestehen kann, und darum suchte er Christi Geist allen staatlichen Verhältnissen einzuhauchen. Mit aufrichtigem Sinne strebte er dahin, die Kirche in ihrem Innern zu reinigen und zu stärken, und sie immermehr zu einer die Welt beherrschenden Macht zu bilden. Sein besonderes Augenmerk hatte er auf die Führer des geistlichen Lebens gerichtet. Er bezeugte den Geistlichen die höchste Achtung, vermehrte ihr Ansehen, ihre Vorrechte und Reichthümer, und wies ihnen den Zehnten an. Dabei legte er ihnen aber die heilige Pflicht auf, von diesem Zehnten die Armen und Elenden zu unterstützen. Er theilte sein ganzes Reich in 21 bestimmte Metropolitansprengel. Diesen vermachte er, kraft seines Testamentes, zwei Drittel seines gesammten Schazes, seines Hausraths und seiner Kostbarkeiten. So hoch er nun aber die Geistlichen achtete, mit eben solcher Entschiedenheit forderte er von ihnen, daß sie wahrhafte Geistliche wären. Er beaufsichtigte sie in eigener Person und mit solcher Strenge, daß man ihn den Bischof der Bischöfe nannte. In einem kaiserlichen Ausschreiben an die Bischöfe straft er die herrschenden Sünden und die zunehmende Verweltlichung der Geistlichkeit mit scharfen Worten. „Wir wollen wissen, schreibt er, was es bedeute: die Welt verlassen! was das für Leute seyen, von denen der Apostel spricht: folget mir nach! und welche er meine, wenn geschrieben steht: kein Diener Gottes mische sich in weltliche Geschäfte!“ In einem Kreisschreiben vom Jahre 787 an die gesammte Geistlichkeit seines Reiches, spricht er die dringende Mahnung aus, sich doch der Erlernung der Sprachen ernstlich zu befleißigen, damit nicht aus Mangel an richtiger Sprachkenntniß das Verständniß der heiligen Schrift leide, welches auf fleißiges Sprachstudium gegründet seyn müsse. Gut handeln sey freilich besser, als viel wissen; aber je reicher der Mensch an wahren

Wissen werde, um so leichter könne er auch gut handeln. Darum sollten die Wissenschaften fleißig und ernstlich getrieben werden, und an jedem Kloster geschickte und kundige Lehrer angestellt werden.

Dazu gab er ihnen selbst das beste und nachahmungswürdigste Beispiel. Nicht nur verbesserte er selbst alte, und errichtete viele neue Schulen, sondern er umgab auch seinen eigenen Hof mit einem Kränze frommer und gelehrter Männer, die er aus allen Ländern mit königlicher Freigebigkeit an sich zog. Er selbst war der vertrauteste Freund aller, und schämte sich nicht, von ihnen zu lernen, und in ihrem Kreise seine seligsten Stunden zuzubringen, obwohl sie meist aus niederem Stande entsprossen waren. Der bedeutendste unter ihnen war Alkuin, ein Engländer, der gelehrteste Mann seiner Zeit, und ein demüthiger, unterschiedener Christ. Auf den Besitz dieses Mannes war Karl stolzer, als auf ein Königreich. Dem versammelten Reichstage zu Frankfurt stellte er ihn öffentlich als seinen Freund vor. Und wirklich hatte nicht bloß Karl, sondern auch sein ganzes Reich in diesem Manne einen reichen Schatz gefunden. In Alkuins weitschauendem Geiste und edlem Herzen hatte das meiste seinen Ursprung, was Karl für die Ausbildung und Veredlung der Geistlichkeit gethan hat. Der Kaiser hatte in ihm einen Freund gefunden, der ihm stets und unverholen die Wahrheit sagte; und der erste Fürst der Christenheit, den die Welt staunend anschaute, war stark genug, sich von dem armen Abte die Wahrheit sagen zu lassen. So ist es auch Alkuin gewesen, der Karls ungestümen Eifer in der Befehrung der Sachsen zügelte. Er drang wiederholt darauf, daß der Glaube eine Sache des freien Willens und nicht des Zwanges sey, und wies immer wieder bei der Verbreitung des göttlichen Wortes auf das Beispiel der Apostel hin. Und Karl hat späterhin auch hier der Stimme seines weisen Freundes Gehör gegeben. Er entwarf für die Sachsen mildere Gesetze, befreite sie von jeder Art von Tribut, und ließ ihnen auch das Gesetz ihrer Väter und alle übrigen Ehren eines freien Volkes. Dadurch wurde das Volk der Sachsen weit mehr gewonnen, als durch die Schärfe des Schwertes. Alkuin starb am 19 Mai des Jahres 804.

Unter den übrigen Männern aus Karls Umgebung sind vornehmlich noch zu nennen: Angilbert, des Kaisers Schwiegersohn, und Einhard oder Eginhard, wahrscheinlich gleichfalls sein Schwiegersohn. Durch Paul Warnefried, meist Paul

Diakonus genannt, ließ er aus den alten Kirchenvätern für die schwächern Geistlichen eine körnige Predigtsammlung in der Landessprache veranstalten. Im Kreise dieser und anderer Männer suchte und fand Karl seine liebsten Freuden. Es war ein schönes Zusammenleben. Jeder hatte sich mit einem auf seine besondere Thätigkeit deutenden Beinamen benannt. Karl hatte den seinigen aus der heiligen Geschichte genommen. Er nannte sich David, weil er dessen Psalmen sehr liebte, und fleißig auswendig lernen und singen ließ. Von den Kirchenvätern zogen ihn besonders Hieronymus und Augustinus an, wie er denn des letzteren ausgezeichnetes Buch: „vom Reiche Gottes,“ fleißig studirte. Er legte es unter sein Kopfkissen, damit er es in der Nacht beim Erwachen gleich bei der Hand hatte. „Ach,“ rief er einst, „daß ich doch zwölf solcher Männer in meinem Reiche hätte!“ Alkuin erwiderte: „Der Schöpfer Himmels und der Erde hat deren nur zwei, und du verlangst zwölf!“

Gestützt auf den Rath und die Weisheit solcher Männer durfte Karl auch wagen, bei Streitigkeiten der Lehre durch sein Ansehen die Entscheidung zu geben. Das siebente ökumenische Concil zu Nicæa hatte im Jahre 787 erklärt, daß den Bildern zwar keine Anbetung, wohl aber eine Verehrung gebühre. Papst Hadrian I. stimmte dem Concile bei. Als Karl davon hörte, ließ er im Jahre 790 unter seinem Namen und seiner Autorität „die vier karolinischen Bücher“ ausgehen, welche eine leuchtende Erscheinung im 8. Jahrhundert sind. Sie kämpfen kräftig gegen den herrschenden Aberglauben, und zeugen im Allgemeinen von rechter evangelischer Erkenntniß. Insbesondere vertheidigen sie den Grundsatz, daß Bilder, zum Andenken an heilige Gegenstände und zur Erregung der Andacht, als Schmuck zwar in den Kirchen bleiben könnten, daß ihnen aber keine Art von Verehrung zu erweisen sey. Eben so entschieden und mit gleicher Weisheit trat Karl bald darauf einer neuen Ketzerei entgegen, die sich von Spanien aus verbreitete, und Adoptianismus genannt wurde. Die Leute läugneten die ewige Gottheit Christi, in etwas anderer Weise, als die Arianer. Christus war ihnen wohl Gottes Sohn, aber nicht von Natur, sondern Gott hatte ihn an Sohnesstatt angenommen, oder adoptirt. Karl erkannte die Schriftnwidrigkeit und Gefährlichkeit dieser Lehre, und berief im Jahre 792 eine Kirchenversammlung nach Regensburg. Unter seiner Autorität

ward die Irrlehre verworfen. Ihr vornehmster Anhänger war selbst mit anwesend, und widerrief. Aber kaum war er nach Spanien zurückgekehrt, als er um seinen Widerruf sich nicht mehr kümmerte. Der Unfug drohte ärger zu werden, als zuvor. Da ließ Karl seinen Liebling Alkuin einen eindringlichen, aber liebevollen Brief an jenen wortbrüchtigen Bischof schreiben; und damit nicht zufrieden, sandte er drei gotterleuchtete Männer in Person nach Spanien, deren Bemühung es denn auch gelang, die Irrlehrer zu überwinden. Zehn tausend Seelen widerriefen. Karl handelte in diesem Streite völlig unabhängig von Rom, in dem Bilderstreite sogar gegen Rom; Beweis genug, wie weit er davon entfernt war, den Papst als das unfehlbare Oberhaupt der Christenheit zu betrachten.

Auch auf das geistliche Leben der Gemeinden erstreckte sich des Kaisers kirchenordnende Thätigkeit. Jedes Gemeindeglied mußte den Glauben und das Vaterunser auswendig wissen, sonst durfte es keine Pathenstelle übernehmen. Um ein richtiges Verständniß der heiligen Schrift zu befördern, ließ er deutsche Auszüge aus den Predigten der Kirchenväter veranstalten, vor allem aber Theile der heiligen Schrift in die Landessprache übersetzen. Auch die Verbesserung des Kirchengesanges ließ er sich angelegen seyn; denn der Gesang seiner Franken glich, wie Alkuin sagt, mehr dem Geheul wilder Thiere, als der Stimme lobpreisender Christen. An seinem eigenen Hofe legte er unter Alkuins Leitung eine Musterschule an, welche die Söhne aller derer besuchen mußten, die an seinem Hofe lebten. Und Karls Riesengeist umfaßte alles, das Größte, wie das Kleinste. Neben der Verwaltung seines ungeheuern Reiches bekümmerte er sich zugleich auf das genaueste um die Bewirthschaftung seiner Landgüter, so daß er sogar Vorschriften gab, wie theuer Butter und Käse verkauft werden sollte. Da wars ihm auch nicht zu gering, die Prüfungen der Schüler seiner Hofschule selbst abzuhalten; und als er einst fand, daß gerade die Söhne der Vornehmsten und Großen seines Reiches die faulsten und unwissendsten Schüler waren, da schalt er sie öffentlich aus, während er die Söhne der Armen belobte. Und wie für die geistige, sorgte der große Kaiser auch für die leibliche Wohlfahrt seiner Unterthanen auf das Treueste. Der natürliche Ausfluß seiner persönlichen Frömmigkeit war eine unbegrenzte Wohlthätigkeit gegen alle Armen und Elenden: und diese wieder erstreckte sich nicht bloß auf seine eignen Unterthanen, sondern seine Almosen gingen sogar über's

Meer nach Aegypten, Jerusalem, Alexandrien, Karthago, und wo er nur immer von nothleidenden Christen hörte.

Der Ruhm des großen Kaisers verbreitete sich weit hinaus über die Grenzen seines Reiches. Mächtige Fürsten schickten aus weiter Ferne Gesandte an seinen kaiserlichen Hof nach Aachen, daß sie mit ihm gemeinsame Dinge besprächen. So thaten die stolzen Kaiser in Konstantinopel, und der mächtige Chalif von Bagdad, der berühmte Harun al Raschid. Der Patriarch von Jerusalem schickte ihm die Schlüssel des heiligen Grabes, zum Zeugniß, daß Karl unter allen Königen der Christenheit der mächtigste war, die heiligen Orte in seinen Schutz zu nehmen. Seine Zeitgenossen aber gaben ihm, der so viel Gewaltiges vollbracht hatte, den Beinamen: der Große. Er selbst aber nannte sich nicht so, sondern demüthigte sich in seinem Herzen: „Gott allein ist groß; ihm allein gebührt die Ehre!“

Wie aber jedem wahrhaftigen Nachfolger Christi auf seinen Paß geschrieben steht: „Wir müssen alle durch viele Trübsale ins Reich Gottes gehen!“ so hat auch der große Kaiser keine Ausnahme gemacht. Schwere Prüfungen haben auch ihn getroffen, und sie mehrten sich mit seinem wachsenden Alter. Sein naher Vetter, der Baiernherzog, empörte sich wider ihn; ja einer seiner eigenen Söhne machte eine Verschwörung unter dem Volke, und trachtete dem Vater nach Leben und Reiche, daß ihn der Kaiser in ewiges Gefängniß einsetzen lassen mußte. Dann starben ihm seine besten und tapfersten Söhne, Karl und Pipin, unter welche er das Reich zu theilen gedachte. Das alles beugte den Helden gar tief, und er lernte dem Prediger Salomo nachsprechen: „Es ist alles eitel, es ist alles ganz eitel!“ Weil er nun seit dieser Zeit sehr gealtert hatte, und die Schwachheit seines Leibes fühlte, sehnte er sich, von seinem großen Tagewerke auszuruhen. Darum begann er sein Haus zu bestellen, und berief seinen jüngsten Sohn Ludwig, der ihm allein noch übrig geblieben war, nach Aachen, seiner Kaiserstadt. Hier aber hatte er alle Großen und Mächtigen seines Reiches zu seinem letzten Reichstage um sich versammelt. In dem prächtigen Münster, das er selbst erbaut hatte, wurde ein feierliches Hochamt gehalten. Noch einmal erschien Karl in seiner vollen kaiserlichen Pracht; aber schon war er so schwach, daß er sich beim Gehen auf seinen Sohn stützen mußte. An den Stufen des Altars knieten beide nieder, und beteten lange. Vor ihnen auf dem Altare lag eine Kaiserkrone. Als der kaiserliche Greis sich erhob

hatte, ermahnte er vor den Bischöfen und Grafen und unzähligem Volk seinen Sohn mit lauter Stimme, Gott zu fürchten und zu lieben, seine Gebote in allem zu halten, für die Kirche Sorge zu tragen, und sie gegen Frevel und Bedrückung zu schützen, sein Volk zu lieben, wie seine Kinder, den Armen Trost zu verschaffen, getreue und gottesfürchtige Beamte zu bestellen, und sich selbst vor Gott und Menschen jederzeit unsträflich zu erhalten. „Willst du das alles erfüllen, mein lieber Sohn?“ fragte er zuletzt. Da antwortete Ludwig: „Ich will es mit Gottes Hülfe.“ „Nun wohl!“ befahl der Kaiser, „so setze dir selbst die Krone auf, und stets erinnere dich an dein Versprechen!“ Das geschah am 16. November des Jahres 813.

Also schloß der große Kaiser mit der Welt ab. Er war nun ein Greis von 72 Jahren. Von jetzt an lebte er still in seinen Gemächern, ging, so oft er konnte, zum Gebet in die Kirche, las viel in den evangelischen Büchern, und verbesserte ihre Abschriften mit eigener Hand. Bald führte ihn der Herr zu der Ruhe ein, nach welcher er sich sehnte. Schon am 20. Januar 814 befiel ihn ein heftiges Fieber. Am Morgen des neunten Tages fühlte er, daß sein Ende herannahe. Aus den Händen eines getreuen Bischofs empfing er das heilige Abendmahl. Dann hob er den rechten Arm empor, machte über Stirn, Brust und Füße das Zeichen des Kreuzes, streckte dann beide Hände aus, faltete sie über der Brust, schloß beide Augen, und sang mit leiser Stimme: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Das waren seine letzten Worte, dann verschied er. Noch an demselben 28. Januar ward sein Leichnam einbalsamirt, und darauf, unter dem lauten Wehklagen des Volkes, in der Gruft der von ihm erbauten Kirche zu Aachen beigesetzt. In seinem vollen Kaiserschmuck ward er auf einen goldenen Thron gesetzt; ein Stück des heiligen Kreuzes auf seinem Haupte, ein goldenes Evangelienbuch auf den Knien, eine goldene Pilgertasche um die Hüften, Scepter und kaiserliches Schild zu seinen Füßen, so daß er auch im Tode als Kaiser zu herrschen schien. Die Gruft ward dann mit Speereien gefüllt, der Eingang zugemauert, und auf den Grabstein die Inschrift gesetzt: „In dieser Gruft ruht der Leib Karls, des großen, rechtgläubigen Kaisers, der das Frankenreich ruhmvoll vergrößert, und sieben und vierzig Jahre lang segensreich geherrscht hat.“

Claudius von Turin.

(gest. 840.)

„Ihr aber habt Christum nicht also gelernt“ (Eph. 4, 20.)

Wir haben schon von einem Mönche erzählt, der gegen die herrschenden Irthümer seiner Zeit, sonderlich gegen die Rechtfertigung durch todte Werke, über denen die Gnade Christi verläugnet wird, mit scharfer Zunge gestritten, und seinen Zeitgenossen bezeuget hat: Ihr habt Christum nicht also gelernt. — Jetzt wollen wir von einem Manne berichten, der noch kräftiger als Jovinian, und in einem Zeitalter, das noch weiter von der alleinigen Gnade in Christo Jesu sich entfernt hatte, seine schwache Menschenstimme in der Kraft Gottes erhoben hat für die Ehre seines Herrn, und die Reinhaltung des allerheiligsten Evangelii. Dieser Mann ist Claudius, seiner Geburt nach ein Spanier. In seinen jüngeren Jahren war er Kaplan am Hofe Ludwigs des Frommen, des Sohnes und Nachfolgers Kaiser Karl des Großen, und es ging schon damals von ihm das schöne Gerücht, daß er in der heiligen Schrift wohl bewandert sey. Des Kaisers Augen aber schauten um diese Zeit nach festen evangelischen Männern, die sonderlich dem wachsenden Strome des Bilderdienstes in der italischen Kirche entgegentreten möchten; denn unter der Geistlichkeit eines großen Theils dieses Landes herrschte die kläglichste Unwissenheit. Als nun im Jahre 814 der Bischofsstuhl zu Turin erledigt ward, fiel seine Wahl sehr glücklich auf unsern Claudius.

Von der einfachen Stelle eines Kaplans war der fromme Mann nun plötzlich als Bischof auf einen Platz gestellt, wo alle Irthümer, die er bekämpfte, in besonderem Maße vor seinen Augen sich darstellten. Seine Amtsführung entsprach indeß den Erwartungen des Kaisers vollkommen. In seinen Predigten, auf die er viele Sorgfalt verwendete, suchte er dem Volke eine richtige Erkenntniß der christlichen Heilswahrheiten beizubringen, und in seinen Schriften hat er mehrere Bücher des alten und neuen Testaments in evangelischem Geiste und mit überzeugender Klarheit ausgelegt. Die Grundwahrheit: Die freie Gnade

allein ist die Quelle ächter und wahrhaftiger Heiligung, ist der Mittelpunkt, aus welchem sich alle weitere Lehren bei ihm von selbst entwickeln. Nur nach der Gesinnung, aus welcher die einzelnen Handlungen des Menschen hervorgehen, schätzt er ihren sittlichen Werth ab, und die rechte Gesinnung ist ihm wieder einzig und allein die lautere, von aller Lohnsucht freie Liebe zu Gott. Von diesem Kern und Stern ächt evangelischer Erkenntniß schossen nun nach allen Seiten hin leuchtende Strahlen. Wie Claudius die Gnade Gottes tiefer auffaßte, als seine Zeitgenossen, so erkannte er auch die Sündhaftigkeit der menschlichen Natur viel tiefer. Wenn im neuen Testamente von „Fleisch“ die Rede ist, so bezogen die damaligen Theologen dies allein auf die Sinnlichkeit des Menschen, als wenn in ihr alles Böse seine Wurzel hätte. Claudius schaute tiefer, und brachte das rechte Verständniß des Wortes „Fleisch“ wieder an's Licht, indem er es als die Summa alles dessen im Menschen, was ohne Gott und von Gott abgekehrt ist, erklärte. In seiner Auslegung der Epistel an die Galater behauptet er die Gleichheit aller übrigen Apostel mit dem heiligen Petrus, erkennt Jesum Christum als das alleinige Haupt seiner Kirche an, kämpft gegen den Wahn, als hätten menschliche Werke irgend ein Verdienst, wie gegen die Behauptung, daß die Uebersieferungen der Kirche gleiche Geltung als das Wort Gottes hätten, verwirft die Unfehlbarkeit der römischen Kirche, und rügt alle jene abgöttischen Dinge, die durch den römischen Stuhl in Schwang gebracht waren.

Ein Mann mit solcher Erkenntniß fand in der damals schon so sehr verweltlichten Kirche viel Schutt aufzuräumen, sonderlich in seinem eigenen Sprengel. Mit tiefem Schmerze sah er, wie in Wallfahrten nach Rom, in Bilder- und Reliquienverehrung, und in mancherlei andere äußerliche Werke das Wesen des Christenthums gesetzt wurde. Zum Nachtheile der eigenen sittlichen Anstrengungen vertraute das Volk auf die Fürbitte der Heiligen, und der Aberglaube, den es mit ihrer Verehrung trieb, grenzte geradezu an das Heidnische. Nun mag es wohl seyn, daß er von seinem frommen Eifer für die Reinheit der christlichen Gottesverehrung und bei seiner sehr feurigen Gemüthsart sich zuweilen hat hinreißen, und es an der rechten Weisheit und Besonnenheit in der Behandlung der Gemüthlichen hat fehlen lassen. Doch ist diesem Umstande sicherlich der geringste Theil seiner vielen Anfechtungen und Verfolgungen

zuzuschreiben, sondern vielmehr der Macht der Wahrheit, welche noch stets hat Verfolgung leiden müssen. Und arg müssen es seine Widersacher getrieben haben, denn Claudius selbst klagt: „Wer mich siehet, spottet über mich, und man weist mit den Fingern nach mir.“ Zuletzt war er förmlich beim kaiserlichen Hofe verklagt worden, daß er in seinem Sprengel die Bilder zerstört, und gegen deren Verehrung geeifert habe. Da schrieb er eine Vertheidigungs- und Rechtfertigungsschrift, die Hand und Fuß hatte, und deren Hauptinhalt wir im Folgenden mit seinen eigenen Worten auszugsweise wiedergeben:

„Als ich gezwungen die Bürde des Hirtenamtes übernahm, und nach Italien kam, fand ich, der wahren Lehre zuwider, alle Kirchen voll des Schmutzes der Weihgeschenke. Weil ich nun, was Alle verehrten, allein niederzureißen anfang, wurde ich von Allen gelästert, und wäre der Herr nicht mein Helfer gewesen, so hätten sie mich wohl lebendig verschlungen! — Man sagte mir: Wir glauben nicht, daß etwas Göttliches in dem Bilde ist, aber wir verehren es um der Person willen, die es vorstellt. Ich antwortete: Wenn diejenigen, welche der Anbetung der heidnischen Götzen entsagt haben, jetzt die Bilder der Heiligen verehren, so haben sie nicht den Götzen entsagt, sondern nur deren Namen gewechselt. Denn ob an einer Wand Petrus oder Jupiter, Merkur oder Paulus hingemalt ist, so ist das immer etwas, was weder ein Apostel, noch ein Gott, noch ein Mensch ist. Der Name ist verändert, der Irrthum bleibt derselbe. Wenn überhaupt Menschen anzubeten wären, so würde ich es weniger abgeschmackt finden, dies bei ihren Lebzeiten zu thun, da sie dann doch noch das Ebenbild Gottes vorstellen! Wie es uns aber nicht erlaubt ist, die Werke der Hände Gottes (die Sterne des Himmels) anzubeten, so kann es uns noch viel weniger erlaubt seyn, den Werken der Menschen-Hände solche Ehre zu erweisen, und auch die Verehrung der Heiligen kann nie zur Entschuldigung dienen, da diese sich nie göttliche Ehre angemast haben. Wer bei irgend einem Geschöpf des Himmels und der Erde das Heil sucht, das er allein bei Gott suchen sollte, ist ein Götzendiener. Wenn ein Kreuz darum angebetet werden muß, weil Christus an ein Kreuz geschlagen ist, so haben wir ganz dieselbe Ursache, Krippe und Windeln anzubeten, weil er in einer Krippe gelegen hat, und in Windeln gewickelt ward. — Es ist uns nicht befohlen worden, das Kreuz anzubeten, sondern es zu tragen, und uns selbst zu verläugnen.“

Claudius wurde vornehmlich von seinem ehemaligen Freunde, dem Abte Theodemir, bekämpft. Er hatte diesem eine Erklärung des ersten Briefes Pauli an die Corinthier geschickt, zu deren Abfassung ihn der Abt selbst veranlaßt hatte. Diese Schrift benutzte der falsche Freund nun, um Claudius vor einer Versammlung von Bischöfen wegen mehrerer Ketereien zu verdächtigen, die in derselben enthalten seyn sollten. Die Bischöfe wagten indeß nicht, gegen ihn etwas zu unternehmen. Als der Schwergekränkte das erfuhr, schrieb er an Theodemir: „Es verzeihe dir der Herr, der Zeuge meines Lebens, der mir dieses Werk verliehen hat!“ Außer Theodemir griffen ihn noch besonders Jonas von Orleans und der schottische Mönch Dungal an. Aber Gott hat es so gefügt, daß uns gerade durch seine Feinde manche Perle von ihm aufbewahrt geblieben ist, was wir sonst nicht kennen würden, und was uns einen erfreulichen Blick in den reichen Schatz seiner evangelischen Erkenntniß thun läßt.

So kämpfte er auch muthig gegen die angemastete ober-richterliche Macht des sogenannten apostolischen Stuhls, des Papstthums zu Rom. Da Theodemir ihm zum Vorwurf gemacht hatte, daß er sich den Unwillen des apostolischen Herrn (des Papstes) zugezogen, so antwortete er: „Den Namen eines apostolischen verdient nicht, wer ein von einem Apostel gegründetes Bisthum verwaltet, sondern wer den apostolischen Beruf wahrhaft erfüllt. Auf Diejenigen aber, welche den Platz einnehmen, ohne den Beruf zu erfüllen, ist Matth. 23, 1. anzuwenden.“ Damit wollte er andeuten, daß er dem Papste da, wo dieser mit der apostolischen Lehre in Widerspruch stehe, wie in dieser Sache, keineswegs gehorchen dürfe.

Auch läugnete er eine dem Apostel Petrus fortdauernd zukommende Gewalt, zu binden und zu lösen, welche dieser, wie der Papst behauptet, ihm und seinen Nachfolgern im Amte auf ewige Zeiten übertragen habe, und stellt den Apostel Paulus Petro, dem Worte Gottes gemäß, ganz gleich. „Christus hat ja nicht zu Petrus gesagt: „Was du im Himmel binden wirst, soll auch auf Erden gebunden seyn; und was du im Himmel lösen wirst, soll auch auf Erden los seyn,“ wie er in diesem Falle gesagt haben müßte, wenn eine dem Petrus jetzt noch zukommende Gewalt, zu binden und zu lösen, gemeint wäre; sondern er hat sich einer entgegengesetzten Ausdrucksweise bedient.

Jene geistliche Richter-Gewalt ist den Bischöfen nur für die Zeit ihrer Lebensdauer anvertraut.“ —

Trotz dem nun unserm Claudius so viele Feinde und der Geist der ganzen damaligen Zeit entgegen arbeiteten, ist doch sein Wirken nicht vergeblich geblieben. In seinem Sprengel wenigstens ward dem wachsenden Verderben des Aberglaubens und den Irrlehren der römischen Kirche gesteuert. Sogar römische Schriftsteller haben bekannt, daß in den Thälern von Piemont, womit die Waldenser zusammenhängen, seine Grundsätze noch im zehnten Jahrhundert die Herrschaft hatten. Daß er übrigens über dem muthigen Bekenntnisse seines Glaubens sein Leben nicht einbüßen mußte, scheint man, nächst der göttlichen Gnade, vornehmlich dem mächtigen Schutze des fränkischen Hofes zuschreiben zu müssen. Der Papst hatte es damals noch nicht so ganz, wie späterhin, in seiner Gewalt, seine Gegner durch peinliche Strafen zum Schweigen zu bringen; auch war das Verderben der Kirche noch nicht bis zu der furchtbaren Höhe späterer Zeit emporgestiegen. So gewiß es aber ist, daß der Streit zwischen Claudius und seinen Gegnern sich vornehmlich um die Frage drehte, ob der Mensch allein durch den Glauben an Jesum Christum vor Gott gerecht werde, oder ob er eine andere Zuflucht suchen solle, um sein beunruhigtes Gewissen zu stillen, so gewiß ist auch, daß er während der ganzen Zeit, wo er Bischof gewesen ist, keine Ruhe gehabt hat, sondern immerfort hat in Kampf und Streit seyn müssen, bis er endlich im Jahre 839 oder 840 in das Land der Ruhe und des Sieges eingegangen ist.



Spanische Märtyrer unter den Sarazenen,

insbesondere Perfectus, Johannes, Aurelius und
Natalie, Felix und Liliofa, Georgius und
Eulogius.

(gest. von 850 bis 859.)

„Du hast auch wenige Namen zu Sarben, die nicht ihre Kleider
besudelt haben; und sie werden mit mir wandeln in weißen
Kleidern; denn sie sind es werth.“ (Off. Joh. 3, 4.)

Seit langer Zeit hat uns das Märtyrerbuch nicht nach
Spanien geführt. Es gab auch nichts Erfreuliches aus diesem
Lande zu berichten. Die einst so blühende Kirche dort war fast
gänzlich erstorben, die Sittlichkeit aufs tiefste gesunken. König
Wamba, der von 672 bis 681 regierte, hatte die Geistlichen sogar
zur Heerfolge verpflichtet, und sie lebten seitdem, trotz den lustig-
sten Ritten, in Saus und Braus. Der höchste Landesbischof
führte zu Toledo ein so wüstes Leben, daß er selbst dem tiefge-
sunkenen Volke ein Greuel war. Darum stieß Gott, der Herr,
den Leuchter in Spanien von seiner Stätte, und stellte das ganze
Land unter die Zuchttruthe der Sarazenen. Ihr Heerführer
Tarik machte im Jahre 711 der westgothischen Herrschaft ein
Ende. Acht Tage lang dauerte die Schlacht bei Xeres de la
Frontera, welche den Halbmond der Muhamedaner über
das Kreuz der Christen triumphiren ließ. Doch gestatteten die
Sarazenen den Christen die freie Ausübung ihrer Religion
gegen monatliche Entrichtung einer hohen Kopfsteuer. Auch in
die Staats-, Hof- und Kriegsdienste durften sie eintreten. Es
war aber so eine Freiheit, bloß dem Namen nach. Trotz jener
Geseze konnte es nicht fehlen, daß das fanatische Volk die
Christen mit unsäglichem Spott und Hohn verfolgte. Wo sich
ein Geistlicher öffentlich blicken ließ, wurde er beschimpft. Die
Buben auf den Straßen warfen ihn mit Steinen. Am meisten
wurden die Christen verhöhnt, wenn sie einen Verstorbenen zur
letzten Ruhestätte geleiteten, oder wenn das Geläute ihrer Glocken
sie zum Hause des Herrn rief.

Viele Christen waren in muhamedanische Staatsdienste getreten, und diese, und mit ihnen die meisten anderen, wagten um Fürstengunst und irdischen Vortheils willen nicht, Christum öffentlich zu bekennen. Doch hatte der Herr auch hier seine kleine Schaar übrig behalten, die dem Bekenntnisse der Väter unerschütterlich treu blieb, und mit tiefem Schmerze die Laueheit der vielen Namenschristen anschaute. Am tiefsten aber durchschnitt es das Herz dieser treuen Bekenner, daß sie Tag und Nacht von den Minarets die Stimmen der Wächter hören mußten: „Es ist kein Gott, außer Allah, und Muhamed ist sein Prophet!“ Sie pflegten dann wohl mit dem Psalmsänger zu seufzen: „Gott, schweige doch nicht also! denn siehe, deine Feinde toben, und die dich hassen, richten den Kopf auf.“

So blieb im allgemeinen der Zustand der spanischen Christen bis um's Jahr 850. Da erhob sich unter der Regierung Abderhamans II. eine blutige Verfolgung. Sie begann zu Cordova, in welcher Stadt die arabischen Chalifen damals Hof hielten. Den Anlaß zum Ausbruch gab folgender Vorfall: Perfectus, Priester in einem dortigen Kloster, war eines Tages in die Stadt gegangen, um etwas für sein Kloster einzukaufen. Unterwegs kam er mit einigen Arabern in ein Gespräch. Die fragten ihn, was die Christen von Muhamed dächten. Perfectus wollte lange nicht mit der Sprache heraus. Er sagte ihnen geradezu, daß seine Antwort sie verlegen würde. Da drangen jene noch mehr in ihn, und sicherten ihm Unverletzlichkeit zu für alles, was er auch antworten werde. Nun erwiederte der Christ, wie er ja nicht anders konnte, Muhamed sey einer der Lügenpropheten, die von Christo als Zeichen der letzten Zeit vorherverkündigt wären. Die Araber bissen die Zähne zusammen, ließen aber, um ihr Wort nicht zu brechen, den Bekenner für diesmal ruhig gehen. Kaum aber ließ er sich an einem der folgenden Tage wieder auf der Straße sehen, als er auch ergriffen, und als Lasterer Muhameds vor den Kadi geführt wurde. Sein Prozeß war kurz. Er wurde, als er nicht widerrufen wollte, mit Ketten beladen in den Kerker geworfen. Hier blieb er mehrere Monate gefangen. Bald darauf wurde er zum zweiten Male verhört. Er bekannte standhaft Jesum Christum, den allein wahren Gottessohn und höchsten Propheten, und bestätigte nochmals das, was er über Muhamed gesagt hatte. Nun ward er zum Tode verurtheilt, und am 18. April 850 mit dem Schwerte hingerichtet.

Nachdem so der lange verhaltene Grimm der Muhamedaner gegen die Christen einmal losgebrochen war, wüthete er zehn Jahre lang fast ununterbrochen fort. Die Bekenner Christi wurden nicht als Christen um ihres Bekenntnisses willen verfolgt, sondern als Lasterer des Propheten, und doch konnten sie nicht anders, wenn sie auf Leben und Tod befragt wurden, als den Muhamed für einen Lügengeist erklären. Als zweites Opfer der Volkswuth fiel Johannes, ein Kaufmann, der wegen seines lebendigen Glaubens besonders verhaßt war. Man beschuldigte ihn, daß er im Bazar, wo die Waaren feil geboten werden, oft den Propheten gelästert habe. Die Anklage konnte nicht bewiesen werden. Der Kadi ließ ihn geißeln, um ihn dadurch zum Geständniß, oder zur Verläugnung seines Glaubens zu bewegen; Johannes aber blieb standhaft, obgleich die Hiebe so lange fortgesetzt wurden, bis er halbtodt umsank. Er ward nun in den Kerker geworfen, bald aber wieder hervorgezogen, rückwärts auf einen Esel gesetzt, und durch die Straßen der Stadt geschleppt. Vor ihm her schritt ein Ausrufer, der mit lauter Stimme kund that: „Das ist die Strafe dessen, der den Propheten zu lästern wagt!“ Das Höhnen und die Flüche des Volkes geleiteten den Zug. Nach dem Rithause zurück gebracht, wurde dann auch Johannes zum Tode verurtheilt und enthauptet.

Wir haben schon oft in diesem Buche darauf hingewiesen, daß das Blut der Märtyrer der Same der Kirche ist. Das zeigte sich hier in Spanien recht deutlich. Als Johannes unter dem Spott und Hohne des Volkes durch die Gassen geführt ward, stand unter der Menge auch der Christ Aurelius. Der Glaubensmuth auf dem Angesichte des Märtyrers drang ihm tief durchs Herz. Er eilte nach Hause, und entzündete zuerst sein Weib Sabigotha, die auch Natalie genannt wird, mit gleicher Flamme, und bald finden wir in seinem Hause ein kleines Häuflein treuer Bekenner des Herrn, die fest entschlossen waren, um seines Namens willen freudig zu sterben. Wir werfen einen Blick in den frommen Kreis hinein. Des Aurelius Vater war einer der vornehmsten Muhamedaner in ganz Cordova gewesen, seine Mutter jedoch eine Christinn. Er hatte beide Aeltern frühe verloren, und seiner Tante, einer lebendigen Jüngerinn des Herrn, war die weitere Erziehung des verwaisten Knaben zugefallen. Als er nun später, nach dem Willen seiner Verwandten, von muhamedanischen Lehrern unterrichtet werden sollte,

da hatte die Liebe Christi in seinem Herzen schon ein Feuer angezündet, das sich nicht mehr auslöschen ließ. In seinen ersten Mannesjahren vermählte er sich mit Sabigotha, einer Jungfrau, die der Herr fast in gleicher Weise zu sich geführt hatte, als ihn. Sie hatte auch durch den Verlust ihres irdischen Vaters den himmlischen gefunden. Ihre Aeltern waren beide Muhamedaner gewesen, die Mutter aber hatte nach dem frühen Tode ihres ersten Gatten einen Mann geheirathet, der im Verborgenen Christo diente. Durch diesen wurden Mutter und Tochter zum Glauben geführt. Als nun Aurelius, wie wir eben berichtet haben, zuerst seinem Weibe den Eindruck schilderte, welchem das standhafte Märtyrerthum des Johannes auf ihn gemacht hatte, da ahnte beiden Gatten, daß ihnen bald ein ähnliches Schicksal bevorstehen werde; beide aber waren bereit, wenn es seyn müsse, ihr Bekenntniß gleichfalls mit dem Tode zu besiegeln, und beschloßen, sich durch ein strenges, ernstes Leben auf solchen Kampf vorzubereiten. Nur der Blick auf ihre beiden jungen Kinder trübte ihre Freudigkeit. Die Sorge quälte sie, daß sie die unmündigen Waisen muhamedanischen Einflüssen zurück lassen müßten. Aurelius trug seine Bedenken dem Priester Eulogius vor, dem Haupte des Häufleins treuer Christen in Cordova. Dieser ermahnnte die bekümmerten Aeltern, sich durch solche Gedanken ihre Glaubensfreudigkeit nicht rauben zu lassen. Ihre Pflicht sey, Jesum Christum offen und unerschrocken zu bekennen, Gottes Amt aber, sich der verlassenen Kinder anzunehmen, denn er sey der rechte Vater aller Waisen. Der könne auch ohne sie die Kinder im rechten Glauben erhalten. Oft genug seyen Kinder christlicher Aeltern vom Glauben abgefallen, während, wie ja ihr eigenes Beispiel lehre, Kinder ungläubiger Aeltern zum Glauben gelangt wären. Solche Worte trösteten das fromme Ehepaar, und bald verband sich mit ihnen ein zweites, das gleichfalls den Herrn über alles liebte. Es war Felix, des Aurelius Vetter, mit seinem Weibe Liliofa. Zu dem kleinen Häuflein gesellte sich noch Georgius, ein Diakon aus dem Sabaskloster bei Jerusalem, der sich gerade auf Reisen für sein Kloster befand, und eine Zeitlang bei Aurelius Wohnung genommen hatte. In dessen Hause kamen die sechs frommen Herzen nun häufig zusammen, und stärkten sich gegenseitig zum muthigen Bekenntnisse. Eulogius pflegte die Erbauung zu leiten, und in kräftigen, körnigen Worten Ermahnungen zu erteilen.

Es wahrte auch nicht lange, da wurde das Häuflein auf-

gehoben, und vor den Richterstuhl der Muhamedaner geführt. Nur Eulogius war nicht unter ihnen. Gott wollte ihn zur Glaubensstärkung vieler anderer noch eine Zeitlang aufsparen. Vergeblich waren alle Bemühungen des Richters, die treuen Bekenner zum Abfall vom Glauben, oder was hier gleich galt, zur Anerkennung des Lügenpropheten zu bewegen. Sie wurden in den Kerker geworfen, nach fünf Tagen abermals vor den Richter geführt, und endlich alle fünf zum Tode verurtheilt. Zuerst traf das Schwert den Felix; ihm folgte Georg, dann Liliofa, und zuletzt Aurelius und Natalia. Es geschah am 27. Juli 852. In der Nacht hoben die Christen die Leichname der Märtyrer auf, und begruben sie an verschiedenen Orten. Eulogius aber nahm die beiden Töchter des Aurelius zu sich, und sorgte mit Vätertreue für ihre Erziehung. Eins der Mädchen bat ihn, die Leidensgeschichte ihrer Aeltern aufzuschreiben. Das hat er auch treulich gethan, und noch vieles Andere beigelegt, von dem wir noch Einiges berichten wollen.

Von den Leichnamen der Getödteten gingen Ströme neuen Lebens aus. Ein mächtiges Zeugenheer erhob sich. Aus Wäldern, Felsenhöhlen, Bergklüften und Einöden eilten Mönche herbei, um als Zeugen der Wahrheit zu sterben. Es waren unter ihnen Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Greise aus den ersten Familien des Landes. Wir können ihre Namen nicht alle her zählen; genug, daß sie in dem Buche des Lebens verzeichnet stehen. Das Wort des Herrn: „Des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen seyn,“ erfüllte sich auch hier. Viele Muhamedaner überlieferten ihre christlichen Verwandten dem Tode. Unter ihnen ragt besonders die Jungfrau Flora hervor. Ihr Vater war Muhamedaner gewesen, die Mutter Christinn, und von deren beiden Kindern war der Sohn in der väterlichen Religion erzogen worden, die Tochter dem Herrn Christo zugeführt. Der eigene Bruder schleppte jetzt die Schwester vor den Kadi, und gab sie als eine vom Propheten Abgefallene an. Flora wurde fürchterlich gezeißelt, und dann dem Bruder zur Bekehrung zurückgegeben. Sie entfloß diesem jedoch, verband sich mit Maria, der Schwester des Diakonen und Märtyrers Balabonsus, und beide Jungfrauen stellten sich freiwillig vor den Kadi. Im finstern Kerker wurden sie durch eine Trostschrift des treuen Eulogius, die er eigens für sie abgefaßt hatte, reich getröstet. Sie bekannten ein gutes Bekenntniß, und wurden endlich gleich den andern zur Enthauptung verurtheilt.

Der Treueste unter den Treuen, Eulogius, der sein Leben stets geringe geachtet, und bei jeder Gefahr in die Schanze geschlagen hatte, blieb gleichwohl lange unangetastet. Zwar mußte auch er in dieser Zeit um Christi willen leiden, doch nicht durch die Muhamedaner, sondern durch seinen eigenen höchsten kirchlichen Vorgesetzten. Reccafred, Erzbischof von Toledo, war ein Miethling. Er wollte Christo und Belial zugleich dienen. Darum hatte er allen Christen verboten lassen, vor der muhamedanischen Obrigkeit zu bekennen, daß Muhamed ein Lügenprophet und Christus der oberste Prophet und Eingeborene vom Vater sey. Wer dawider handelte, sollte eingekerkert werden. Da mußte es freilich den Eulogius zuerst treffen; denn er vornehmlich hatte den Märtyrern Muth eingesprochen, und die leidensscheue, erstorbene Kirche Spaniens zu neuem Leben, standhaftem Bekenntniß und zur Treue bis in den Tod angefeuert. Schon im Jahre 851 wurde er mit vielen anderen Priestern von Cordova ins Gefängniß gesetzt. Aus dem Kerker heraus sandte er die schon erwähnte Trostschrift an die beiden Jungfrauen Flora und Maria. Sechs Tage nach deren Tode erhielt er sammt seinen Leidensgefährten die Freiheit wieder. Doch mußte er zur Strafe bei dem Erzbischofe in Toledo Wohnung nehmen. Das schnitt ihm tief durchs Herz. Der Herr aber erquidte seine Seele durch den standhaften Tod vieler Blutzengen, die in den nächstfolgenden Jahren um des Herrn willen freudig ihr Haupt dem Schwerte darboten.

Im Jahre 858 starb Erzbischof Reccafred. Eulogius ward einstimmig zu seinem Nachfolger erwählt. Aber nun war auch seine Stunde gekommen. Ein Anlaß zu seiner Verhaftung fand sich bald. Leokritia, eine Jungfrau aus vornehmerm Stande, war von ihren muhamedanischen Aeltern Tag und Nacht mißhandelt, und zur Verläugnung Christi aufgefordert worden. Eulogius, die Stütze aller um des Glaubens willen Leidenden, hatte der geängsteten Jungfrau Mittel zur Flucht verschafft, und sie bei einem treuen Freunde verborgen. Die erzürnten Aeltern spürten ihr Versteck auf, und beide, Leokritia wie Eulogius, wurden vor Gericht gestellt. Der neue Erzbischof besiegelte seine früheren Worte jetzt durch die That. Er verwarf Muhamed, wie dessen Lehre, mit festen, starken Ausdrücken. Darauf stand der Tod. Da ihn aber selbst die Muhamedaner wegen seines Lebenswandels und seiner Kenntnisse hochachteten, suchten sie ihn zu bewegen, seine Aussagen zurück zu nehmen. Er aber ließ sich das vor-

gesteckte Ziel nicht aus den Augen rücken, und blieb unerschütterlich. Da ward er zum Tode verurtheilt. Mit ungetrübter Heiterkeit und tiefer Seelenruhe schritt er zur Richtstätte. Auf dem Wege zu derselben gab ihm einer der Schergen einen Backenstreich. Eulogius schwieg, und bot geduldig auch den andern Backen dar. In solchem Seelenfrieden empfing er den Todesstreich. Es war am 11. März 859. Vier Tage später ward auch Leokritia enthauptet.

So litten und starben viel treue Diener des Herrn in Spanien. Neid und Mißgunst hat ihnen ihre Märtyrerkrone rauben wollen. Die Menge der lauen, todten Christen im Lande behauptete, daß diese Blutzeugen mit den alten Märtyrern gar nichts gemein hätten, denn es sey kein Kampf mit Götzendienern gewesen, sondern ein Kampf mit solchen, welche, wie die Christen, nur Einen wahren Gott verehrten; ferner seyen sie nicht, wie jene, eines langsamen, qualvollen Todes gestorben, und endlich hätten sie keine Wunder gewirkt. Eulogius hat, noch ehe er wissen konnte, ob der Herr auch ihn des Märtyrertums würdigen werde, ein eigenes Buch gegen diese Verunglimpfungen, eine Vertheidigung der Märtyrer geschrieben. Aus diesem führen wir zum Schlusse noch folgende schöne, ächt evangelische Stelle an: „Von denen, welche Christum nicht als wahren Gott und wahren Menschen anerkennen, läßt sich nicht sagen, daß sie den wahren Gott verehren. Auf die Art des Todes kommt es nicht an, sondern auf die Einheit der Gesinnung, welche dem Märtyrertume seine Bedeutung vor Gott giebt. Was die Wunder anbetrifft, so machen sie nicht das Wesentliche des Glaubens aus, sondern sie werden demselben nur für die erst zu gründende Kirche als Bestätigung hinzugegeben. Wie man nur durch den Glauben dazu gelangen konnte, Wunder zu verrichten, so geht der Glaube den Wundern voraus, und er bleibt, wenn auch die Wunder aufhören. Der Glaube allein ist es, der die Märtyrer macht. Er ist die Wurzel und die Grundlage aller Tugenden. Er hilft dem Kämpfenden, er hilft dem Siegenden.“



Ansgarius, der Apostel des Nordens.

(gest. 865.)

„In allen Dingen laffet uns beweisen als die Diener Gottes, in großer Geduld, in Trübsalen, in Nöthen, in Aengsten, in Arbeit, in Wachen, in Fasten, in der Kraft Gottes, durch Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken.“

(2 Cor. 6, 4—7.)

Während im Allgemeinen auf die Zeit, welche wir jetzt schildern, das Auge des wahren Christen mit tiefer Trauer blickt, weil mehr und mehr die Herrlichkeit der Kirche des Herrn dahin schwand, Miethlinge die Heerde Christi weideten, gräuliche Säue den Weinberg des Herrn zermühlten, armselige Menschenfrazungen den lebendigen Glauben verdrängten, und überhaupt, was im Geiste angefangen war, im Fleisch zu vollenden drohte, — fehlt es doch auch in dieser trüben Zeit nicht an glänzenden Lichtpunkten, an denen sich das Herz wiederum erquicken kann. Wie helle Sterne aus dunkler Nacht treten uns sonderlich die Glaubensboten entgegen, welche unter den größten Entbehrungen und Beschwerden ihr eigenes Leben daran gaben, um das Evangelium den noch heidnischen Völkern zu verkündigen. Freilich trägt auch die Art der Befehrung häufig das Gepräge jener Zeit, der es mehr um äußern Schein, als inneres Wesen zu thun war. Ganze Völker nahmen das Christenthum an, aber oft mehr aus Zwang, als aus innerm Verufe. Doch der Herr hat es so zugelassen. Er wollte die Völker erst äußerlich zu seinem Reiche berufen, um sie dann allmählig innerlich zuzubereiten. Vornehmlich Europa war jetzt der Schauplaz solches Wirkens. Hier gefiel es Gott, seine Kirche immer weiter auszubreiten, während im Morgenlande, wo sie einst ihre ersten und schönsten Siege gefeiert hatte, der Leuchter von seiner Stätte gestoßen wurde, und das Licht des Glaubens mehr und mehr erlosch, bis endlich nach dem gerechten Gericht Gottes eine neue Nacht sich über jene Länder lagerte, die der Halbmond des Lügenpropheten Muhamed nur kümmerlich mit dürftigen, vom Christenthum erborgten Strahlen durchschimmert. Auf

Europa richten wir also vornehmlich unsern Blick, und sonderlich soll uns jetzt der heilige Muth eines frommen Glaubensboten erbauen, von dem recht eigentlich das Wort des Herrn gilt: „Siehe, ich sende euch wie Lämmer mitten unter reisende Wölfe.“

Im Norden des großen fränkischen Reiches lagen die drei Länder Dänemark, Schweden und Norwegen. Sie wurden von einem Volke bewohnt, das den gemeinschaftlichen Namen der Normannen führte, und wegen seiner barbarischen Sitten und grausamen Räubereien so allgemein gefürchtet war, daß in die Litanei der damaligen Christen die Bitte eingeschoben ward: „Von der Normannen Wuth befreie uns, lieber Herre Gott!“ Und der Herrgott hörte die Bitte, und hatte sich bereits sein Rüstzeug zubereitet. Was Bonifacius für Deutschland gewesen ist, das wurde Ansgarius für jene nordischen Länder; darum wird er auch der Apostel des Nordens genannt. Seine Berufung geschah in folgender Weise.

Zu Anfang des neunten Jahrhunderts herrschte über die Halbinsel Jütland, den nördlichsten Theil von Dänemark, das noch in tiefer Nacht des Heidenthums lag, König Harald Klug. Er war schon einmal im Jahre 814 aus seinem Reiche vertrieben worden, und hatte beim deutschen Kaiser Ludwig Schutz und Hülfe gefunden. Als ihm nun seine rebellischen Unterthanen im Jahre 826 zum andern Male das Gleiche thaten, besann er sich nicht lange, wo er hingehen sollte. Er flüchtete mit seiner Gemahlinn, seinem Sohne Gotafried, seinem Vetter Ring und einem großen Gefolge auf hundert Schiffen, den Rhein hinauf nach Schloß Ingelheim bei Mainz, wo damals der Kaiser Hof hielt. Kaiser Ludwig war ein für die Ausbreitung des Christenthums sehr eifriger Herr, darum er auch in der Geschichte den Beinamen: „der Fromme“ führt. Er suchte den flüchtigen König, den er übrigens freundlich aufnahm, zur Annahme des Christenthums zu bewegen, um durch ihn auf das heidnische Volk der Jüten zu wirken. König Harald erklärte sich auch bereit, und wurde sammt Gemahlinn, Sohn, Vetter und allen seinen Großen, im Ganzen 400 an der Zahl, in der Kirche des heiligen Alban zu Mainz feierlich getauft. Es war freilich so eine Belehrung! Den meisten mochte es mehr um die schönen, weißen Kleider, die sie vom Kaiser und ihren Vathen bei der Taufe erhielten, als um wahre Heilsbegier zu thun seyn. Sagte doch

einer der Täuflinge gerade zu, als ihm ein seiner Meinung nach zu schlechtes Tauffleid gereicht wurde: „Ich habe mich schon zwanzig Mal taufen lassen, aber jedesmal ein besseres Kleid erhalten, als dies. Wenn ich mich nicht schänte, nackend dazustehen, so wollte ich euch gleich euer Kleid sammt eurem Christus zurückgeben.“ So traurig sah es bei den Leuten aus. Nicht einmal dem Harald traute Kaiser Ludwig, sondern war sehr für den Rückfall des königlichen Täuflings besorgt. Bei alledem hatte aber der Herr doch eine Thür aufgethan für die Verkündigung seines Wortes unter den Normannen, und es galt, weiter durch dieselbe einzudringen. Darum bekümmerte sich Kaiser Ludwig sehr in seinem Herzen, wo er etliche fromme, glaubensstarke Männer finden möchte, die er dem Dänenkönige in sein Land mitgeben könnte. Er wandte sich an Bala, den Abt des Klosters Corvey an der Weser. Der erwiderte: „Ich habe wohl in meinem Kloster einen Mönch, wie du ihn suchst, der solchem Werk gewachsen ist, aber ich kann nicht versprechen, ob er's übernehmen wird.“ Er hatte unsern Ansgarius im Sinne. Kaiser Ludwig ließ den Mann vor sich kommen, und machte ihm seinen Antrag. Abt Bala sprach vorher zu ihm: „Ich will dir keineswegs befehlen, einen so schweren und gefährlichen Dienst zu übernehmen; es steht ganz in deiner Wahl.“ Aber Ansgar erwiderte unbedenklich: „Ich will hingehen; Gott sendet mich!“

Und so wars. Gott hatte ihn schon von Kindesbeinen an zu solchem Werk zubereitet. Von frühester Jugend an hatte den Ansgarius ein ernster, dem Göttlichen zugekehrter Sinn ausgezeichnet. Die Ermahnungen seiner Mutter, die er schon in seinem fünften Lebensjahre verloren hatte, blieben in der jungen Seele haften. Als kleiner Knabe, da er noch auf der Schule zu Abt-Corbin in Frankreich war, träumte ihm einst, er sähe die Unvergessliche in einem langen Zuge weißgekleideter Frauen, an deren Spitze, Maria, die Mutter des Herrn, ging. Wie er aber nun in die Arme der theuern Mutter eilen wollte, mühte er sich vergebens auf dem schlüpfrigem Wege ab, welcher ihn von ihr trennte. Da neigte sich Maria zu ihm, und sprach: „Willst du zu deiner Mutter, Kind?“ „Ich will, ich will!“ eutgegnete er hastig. Da rief jene: „So laß alle Eitelkeiten der Welt fahren! denn niemand kommt zu uns, der diesen nachjagt!“ Der Traum machte einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des Knaben, und trieb ihn mit der seltensten Ausdauer zum ernstesten Studium. Im bewegten Jugend-

leben schien sich dieser Ernst eine Zeit lang zu verlieren, als er, merkwürdiger Weise, durch den Tod Kaiser Karls des Großen auf neue, und in stärkerm Maße geweckt ward. Er hatte kurz vorher den mächtigen Fürsten bei einer feierlichen Gelegenheit in seiner vollen kaiserlichen Pracht und Majestät gesehen, und wie ein Blitzstrahl traf ihn die Nachricht, daß auch Karl mit aller seiner Erdenmacht und Herrlichkeit zu Staub und Asche geworden sey. Im tiefen Gefühl der Nichtigkeit aller irdischen Dinge faßte er den Entschluß, sich ganz dem Dienste Gottes zu widmen. Je ernster er nun aber der Heiligung nachjagte, und je tiefer er in sein eigenes Herz blickte, um so weniger konnte ihm die gänzliche Verderbenheit der menschlichen Natur verborgen bleiben, und der Jüngling wäre wohl im Zagen und Zweifeln untergegangen, wenn sich der Herr nicht in neuen Traumgesichten seiner Seele tröstend genahet hätte. Er empfing von ihm auf das vollständige und reuige Bekenntniß seiner Sünden die Versicherung der Vergebung derselben, und durfte, wie einst Paulus, entzückten Geistes tiefe Blicke thun in die Herrlichkeit des ewigen Lebens. Unter diesen hohen Offenbarungen aber war ihm auf die Frage: „Herr, was soll ich thun?“ im Geiste die Antwort geworden: „Gehe hin, verkünde mein Wort den Heidenvölkern, und kehre als Märtyrer wieder zu mir zurück!“

So war Ansgarius in ganz sonderlicher Weise durch den Geist Gottes zum Missionsdienste zubereitet. Er suchte zwar kein selbsterwähltes und darum unlauteres Märtyrertum; aber er hielt sich bereit, sobald der Herr rufen würde, sein Leben im Dienste Christi zu wagen. Darum war er auch so gleich entschlossen, als Kaiser Ludwig ihn zur Bekehrung der wilden Normannen, dem Entsetzen der ganzen Christenheit, aufforderte. Er blieb auch fest und unerschütterlich, als einige seiner Mitmönche ihn durch die Schilderung der bevorstehenden Gefahren von seinem Vorhaben abzuschrecken suchten. Während der Kaiser die Vorbereitungen zu seiner Ausrüstung traf, zog er sich in die Einsamkeit zurück, um sich durch Gebet und Lesen der heiligen Schrift zu seinem großen Werke zu rüsten. Hier suchte ihn einst sein gleichgesinnter Freund, der Mönch Autbert, auf, ein Mann von vornehmer Abkunft und großem Ansehen im Kloster, der schon längere Zeit gleiche Gedanken in seinem Herzen bewegt hatte. Er fragte ihn: „Ist es wirklich dein Ernst, die gefährvolle Reise anzutreten?“ Und Ansgarius, in der Meinung, auch dieser sey gekommen, ihm abzureden, erwiderte unwillig: „Was kümmert euch mein

Entschluß? Stört mich nicht in meinem Vorhaben! „Da aber erklärte ihm A utbert; „Nun wohl, wenn du durchaus gehen willst, so werde ich nie zugeben, daß du allein gehst. Aus Liebe zum Herrn will ich dich begleiten; schaffe mir die Erlaubniß des Abtes!“ So ward zwischen den beiden ein heiliger Bund geschlossen. Sie gelobten sich, einander nie zu verlassen, und alles im Dienste des Herrn zu wagen. Allgemeine Verwunderung entstand unter den Mönchen, daß auch ein Mann, wie A utbert, einem so gefährlichen Berufe sich widmen wollte; aber niemand fand sich unter ihnen, der Glaubensmuth genug besaß, dem schönen Beispiele zu folgen, und Zwang wollte der Abt nicht anwenden. Die beiden mußten das Riesenwerk allein unternehmen; nur Gott war mit ihnen.

Inzwischen hatte Kaiser Ludwig alles Nöthige zur Reise zurüsten lassen und bald schifften die muthigen Missionare mit Harald und seiner Schaar den Rhein hinunter. Es war gut, daß Ansgarius den Spruch kannte: „Verlasset euch nicht auf Fürsten!“ denn auf König Harald war wenig Verlaß. Er kümmerte sich gar nicht um die Glaubensboten. Auch harnte sein daheim kein günstiger Empfang. Noch im Jahre 826 landete die Karawane in Dänemark, und die Missionare nahmen ihren ersten Wohnsitz zu H a d e b y e, da, wo jetzt die Stadt Schleswig liegt. Ungesäumt begannen sie ihr frommes Werk unter den Bewohnern des Landes, und nicht ganz ohne Erfolg. Um demselben mehr Dauer zu geben, errichtete Ansgarius zu H a d e b y e eine Missionschule. Er kaufte nämlich einige eingeborene, leibeigne Knaben, und unterrichtete sie im Christenthume, um sie zu künftigen Lehrern des heidnischen Volkes zu bilden. Zwei Jahre verbrachten die beiden Freunde so in stiller Selbstverläugnung und angestrenzter Thätigkeit; da schien's, als sollte das kaum begonnene Werk wieder in sich selbst zerfallen. Eine schwere Krankheit zwang A utbert, nach seinem Kloster Corvey zurück zu kehren, wo er denn auch schon im Jahre 829 nach zwar kurzen, aber treuen Diensten vom Herrn des Weinbergs abgerufen wurde. Bald darauf ward auch A n s g a r vom Kaiser nach I n g e l h e i m zurückbeschieden. Aber Gott wollte seinem Knechte nur neue Thüren aufthun, und wichtige Dinge sollten mit ihm in I n g e l h e i m besprochen werden.

Im Lande Schweden nämlich war das Christenthum doch nicht so ganz unbekannt geblieben. Von den vielen Slaven, welche die Bewohner von ihren Streifzügen als Beute mitgebracht

hatten, war manche Kunde desselben unter das Volk gedrungen, und der ausgestreute Saame begann, in dem harten Boden sich zu regen. Im Jahre 829 kamen schwedische Gesandte zu Kaiser Ludwig, die ihn im Namen ihres Königs Erik Biörn aufsuchten, Missionare unter sein Volk zu senden. Sie sagten aus, es gäbe in Schweden viele, welche das Christenthum anzunehmen wünschten, und der König selbst sey demselben nicht abgeneigt. Er wolle darum den Priestern dieser Religion in seinem Lande sichern Aufenthalt gewähren. Der Kaiser war über diese Nachricht hoch erfreut; als er aber nach einem passenden Mann umhersah, den er diesen Schweden mitgeben könnte, wußte er Niemanden ausfindig zu machen, der ihm geeigneter schien, als unser Ansgar. Darum hatte er ihn schleunigst zu sich entbieten lassen. Er hatte sich auch in seinen Gedanken nicht geirrt. Ansgarius nahm den neuen Ruf mit Freuden an, und wählte sich aus dem Kloster Corvey zwei gelehrte und für Christum begeisterte Männer zu Gehülfsen seines Dienstes. Sie hießen Wislemar und Withmar. Mit diesen zog er zuerst nach Hedebye, wo er den Erstgenannten als seinen Stellvertreter zurückließ, und dann mit dem zweiten nach dem Lande hinüberschiffte, welches ihm Gott zu seinem neuen Wirkungskreise angewiesen hatte.

Des Herrn Rath ist wunderbar. Er macht die Seinen aus-
erwählt im Ofen des Glendes. Das Schiff, auf welchem sie fuhren, gehörte einigen Kaufleuten. Schon erblickten sie die Küste Schwedens. Da wurden sie mit Uebermacht von Seeräubern angegriffen. Sie ließen das Fahrzeug auf den Strand laufen, und flohen landeinwärts, Schiff und Ladung den Räubern überlassend. Das war für Ansgarius ein schwerer Schlag. Nicht nur war er aller der kostbaren Geschenke beraubt worden, die er für den Schwedenkönig mitgenommen hatte, er verlor auch, was viel unerseßlicher war, seine Bücherkiste, die gegen 40 werthvolle Bücher enthielt. Das war damals schon ein großer Schatz. Zudem war er mit seinem Begleiter fast nackt und ohne Lebensmittel an die unwirthbare Küste geworfen und war vom Ziele seiner Reise durch ungeheure Wälder, Einöden, Felsengebirge und Seen getrennt. Aber der Glaubensheld ließ den Muth nicht sinken, sondern sprach: „Wird mir nicht ein göttliches Zeichen, daß ich mit meiner Predigt in diesem Lande nichts ausrichten werde, so kehre ich nimmermehr um!“ So trat er mit Withmar den schweren Marsch an. Nach unzähligen Entbehrungen und Be-

schwerden kamen sie endlich nach Birka, wo König Erik Biörn Hof hielt. Dieser versammelte sofort die Großen seines Reiches, und als diese seine Zustimmung gaben, ertheilte er den beiden Sendboten die Erlaubniß, im Lande Schweden das Evangelium frei öffentlich zu verkündigen, seinen Unterthanen aber, sich zum Herrn Christo zu bekennen. Da merkten Ansgar und Withmar, daß Gott mit ihnen war, und fingen mit gestärktem Vertrauen das Befehrungswerk an.

Es war, wie die Gesandten gesagt hatten. Viele Herzen zeigten sich dem Evangelio willig. Sonderlich von den armen gefangenen Christen, die so lange schon kein brüderlich Angesicht geschaut hatten, wurde sie wie Engel Gottes begrüßt. Auch etliche der vornehmsten Frauen nahmen das Wort an, und ließen sich taufen. Am wichtigsten war aber die Befehrung des Karls, oder Befehlshabers von Birka, Herigar, der zugleich der vertraute Rath und Günstling des Königs war. Bei dem wars nicht bloß Lippenwerk, sondern kam aus Herzensgrund, wie die Folge bewährte. Für jetzt ließ er auf eigene Kosten eine christliche Kirche bauen; das war die erste in schwedischen Landen. Und sein ganzes Leben lang hat Herigar den Gottesdiensten in dieser Kirche treulich beigewohnt, und durch seinen frommen Wandel dem Namen Christi unter den Heiden Ehre gemacht. So war denn nun ein Panier aufgerichtet, unter welchem sich die Schaaren der Gläubigen sammeln konnten. Underthalb Jahre verweilte Ansgarius mit Withmar in Schweden, und war sich bewußt, nicht vergeblich in diesem Lande gearbeitet zu haben. Dann kehrte er zum Kaiser zurück. Das hatte wieder einen besondern Grund.

Kaiser Ludwig war mit der aufrichtigsten Theilnahme den Schritten der Glaubensboten gefolgt, und wünschte sehr, den Missionen im Norden einen festen Stützpunkt zu geben. Mit Zustimmung seiner Fürsten und Geistlichen hatte er daher im Jahre 831 auf dem Reichstage zu Aachen beschlossen, ein Erzbisthum in der Stadt Hamburg zu gründen, und noch in demselben Jahre ward auf dem Reichstage zu Ingelheim Ansgarius zum Erzbischofe von Hamburg gewählt. Darum war er jetzt nach Deutschland zurückgekehrt. Im Blick auf seinen großen Beruf nahm er die hohe Würde an, reiste auch selbst nach Rom, und erhielt vom Papste Gregor IV. die Bestätigung seiner Wahl. Nun war er Erzbischof von Hamburg, und hatte einen bischöflichen Sprengel, der größer war, als irgend

einer in ganz Europa. Doch die Sache hatte ihr Bedenken. Er war ein Bischof solcher Länder, die er erst bekehren sollte. Alles in allem besaß er beim Antritt seines Amtes in Deutschland vier Kirchen, in Dänemark die Missionschule zu Hadebye, und in Schweden die eine Kirche zu Birka. Das war die ganze erzbischöfliche Herrlichkeit. Aber Ansgar ließ sich nicht irren. Im Glauben hatte er von allen diesen Ländern schon Besitz genommen. Er errichtete in Hamburg eine ähnliche Missionschule wie die zu Hadebye, gründete mehrere Kirchen, und zog selbst lehrend und predigend in seinem Sprengel umher. So bekehrte er nach und nach das ganze Holstein, nördlich bis an die Dänen, östlich bis an die Wenden, und wenn auch noch nicht zu allen Bewohnern dieses Landes die Predigt von Christo gedrungen war, und viele andere nur den Namen Christen angenommen hatten, so war doch ein Sauertaig in diese Volksmasse gebracht, der allmählig den ganzen Taig durchsäuerte. Auch über Schleswig hinaus, nach Jütland, erstreckte Ansgar seine Missionsreisen, und predigte dort Christum.

Da gefiel es dem Herrn, die Geduld des Glaubensboten auf eine neue harte Probe zu stellen. Um diese Zeit herrschte in Dänemark ein wilder, mächtiger König, Namens Horik, der dem Christenthum sehr feindlich gesinnt war. Die Normannen unter ihm wurden den umwohnenden Christen furchtbarer, als je. Im Jahre 845 überfiel Horik mit den Seinen Hamburg, plünderte die Stadt rein aus, und steckte sie in Brand. Nur mit genauer Noth konnte Ansgar das nackte Leben retten. Alle seine Habseligkeiten gingen verloren. In wenigen Stunden war die Frucht mehrjähriger Mühe und Arbeit vernichtet. Aber er erduldeten den Raub seiner Güter mit Freuden, als der da wußte, daß er bei sich selbst eine bessere und bleibende Habe im Himmel hatte. „Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen; der Name des Herrn sey gelobet!“ sprach er. Verlassen und entblößt, aber getrost in Gott irrte er in den Gegenden des heutigen Hannovers umher, und wendete sich endlich an Lenderich, den Bischof von Bremen. Aber der war längst neidisch gewesen auf jenes Wirken im Reiche Gottes, und verweigerte ihm nicht bloß die Ausnahme, sondern verbot ihm sogar den Aufenthalt in seinem Sprengel. Unstät und flüchtig zog Ansgar ius weiter von einem Ort zum andern, aber er murrte nicht, und warf auch sein Vertrauen auf Gott nicht weg. Und der ließ ihn auch nicht zu Schanden werden. Eine reiche Edelfrau im Lüneburg-

ſchen, Iſia mit Namen, ſchenkte ihm einen ihrer Höfe, der nur drei Meilen von Hamburg im Walde Ramerloh gelegen war. Von hier aus bereiſte er auch ſogleich wieder ſeinen verwaiſten und verwüſteten Kirchensprengel, und ſuchte die Bewohner deſſelben, die ſo viel gelitten hatten, aus der Zerſtreuung zu ſammeln, im Glauben zu ſtärken, und in ihrer Noth zu tröſten. So wirkte er wieder mehrere Jahre unverdrossen und unverzagt, und wußte auß al-
 lergewiſſeſte, daß Gott ſich die Stunde der Erlöſung ſchon erſehen werde.

Sie ſchlug bald. Gott machte ſeine Verheiſungen an ihm auf das Buchſtäblichſte wahr. Auch den Verluſt ſeiner irdiſchen Güter erſetzte er ihm hundertfältig. Sein Widersacher, der Biſchof von Bremen, war geſtorben. Kaiſer Ludwig gedachte ſeines armen, von allem entblößten Erzbischofs. Nach mancherlei Verhandlungen wurde das biſherige Biſthum von Bremen mit allen ſeinen Einkünften zum Erzbisthum Hamburg geſchlagen. Nun wurde des Ansgarius äußere Lage beſſer, als er es je gewünscht hatte. Nun hatte er aber auch die Mittel in Händen, ohne welche die Miſſion im Norden nicht mit glücklichem Erfolge betrieben werden konnte. Sofort erneuerte er ſeine Thätigkeit für die Ausbreitung des Chriſtenthums in Dänemark und Schweden. Er ſammelte feurige Kohlen auf das Haupt ſeiner Feinde. Durch Wohlthun machte er ſich die Herzen geneigt. Den erſt ſo feindſeligen König Horik wußte er ſich durch all-
 hand gute Dienſte ſo zu verbinden, daß dieſer ihn zuletzt bei ſeinen eigenen Reichsangelegenheiten zu Rathe zog. Er erwirkte von ihm die Erlaubniß, in ſeinem ganzen Reiche Kirchen zu bauen, und chriſtliche Gottesdienſte zu halten, wo er wollte, und jeden, der es begehrte, zu taufen. Mit der Kirche zu Schleswig machte Ansgar den Anfang. Manches Nikodemus-
 Herz wagte nun wieder, ſich öffentlich zum Herrn zu bekennen, und viele Heiden wurden der Gemeine Gottes hinzugethan.

Nach Schweden hatte Ansgar ſchon in früherer Zeit einen gewiſſen Gautbert geſendet, der dort als erſter Biſchof dieſes Landes wirkte. Während aber Ansgar noch im Elend umherirrte, traf ihn die ſchmerzliche Nachricht, daß die dortige Miſſion ihrem völligen Untergange nahe ſey. Die Heiden hatten ſich gegen die junge Kirche erhoben. Gautbert war gemiſſhandelt, in Fesseln gelegt, und zuletzt, aus dem Lande verwieſen worden; ſein Vetter Rithard gar erſchlagen. Seitdem waren bereits ſieben Jahre verſtrichen, ohne daß es Ansgar möglich

gewesen wäre, etwas für das unglückliche Land zu thun. Kein Geistlicher wagte nach Gautberts Vertreibung, unter das Volk zu gehen. Das dort bereits so lieblich leuchtende Licht des Evangeliums wäre vielleicht ganz wieder erloschen, wenn nicht der treue Herigar in Birka etliche Kohlen glimmend erhalten hätte. Endlich, im Jahre 851, gelang es dem eifrigen Ansgar, ein neues Rüstzeug für die schwedische Mission zu finden. Es war der Priester und Einsiedler Ardgar.

Muthig machte sich der auf den Weg, und ward von Herigar mit Freude empfangen. Die treue Seele war unter allem Wechsel der Umstände im Glauben standhaft geblieben, und hatte auch unter den Heiden mit Nachdruck die Eitelkeit des Götzendienstes und die Herrlichkeit des Namens Christi bezeugt. Manchmal schien's auch, sonderlich, wenn Noth da war, als ob seine Ermahnungen beim Volke größeres Gewicht erlangen würden; aber immer wieder sank's in die alte Finsterniß zurück. Dennoch stand Herigar nicht so ganz allein. Wie die Häuslein im Weinberge, wie Nachthütten in den Kürbisgärten, waren noch manche treue Herzen übrig geblieben. Unter ihnen sind vor allen Friedeburg, eine Wittwe, mit Kathle, ihrer Tochter, zu nennen. Ardgar fand immer noch Boden unter seinen Füßen. Aber als Herigar, sein mächtiger Gönner, nachdem er das Abendmahl von ihm empfangen hatte, im Jahre 852 zu seiner Ruhe einging, da entfiel ihm das Herz, und er kehrte nach Deutschland in seine Klause zurück.

Nun machte sich Ansgar zum zweitenmale selbst auf den Weg nach Schweden. Grimbert, ein Verwandter Gautberts, begleitete ihn. Vom Kaiser Ludwig und dem Jütens-Könige Erich hatte er Empfehlungen und Geschenke an König Olof III. von Schweden mit. Nach zwanzigtägiger Fahrt kam er glücklich in Birka an. Die Zeit schien höchst ungünstig. Gerade jetzt war unter den Einwohnern eine mächtige Bewegung für die vaterländischen Götter und gegen die neue Lehre der Christen entstanden. Ansgars Freunde waren für sein Leben besorgt, und riethen ihm, alles was er an Geld und Geschenken mit sich führe, nur dazu anzuwenden, daß er mit heiler Haut wieder aus dem Lande käme. Aber der muthige Gottesstreiter sprach: „Für die Erhaltung meines Lebens gebe ich auch nicht das Geringste. Denn hat mein Herr und Meister es beschloßen, so bin ich bereit, um meines Namens willen alle Martern auszustehen, ja selbst den Tod zu erleiden.“ Dabei wendete er aber

doch in rechter christlicher Klugheit alle Mittel an, um die Gefahr abzuwenden, und dem Christenthume den Weg zu bahnen. Bei einem Gastmahle erwarb er sich das besondere Vertrauen des Königs; doch erklärte derselbe, er könne bei der gegenwärtigen Stimmung des Volkes nichts eher für ihn thun, als bis der göttliche Wille durch das Loos erforscht sey. Mit Freuden ging Ansgar darauf ein. Wußte er doch nun die Entscheidung in Gottes Hand. Mit Fasten und Beten bereitete er sich auf den bestimmten Tag vor. Er wußte auf's Allergewisseste, daß der Herr sein Gebet erhört habe. Und so geschah's auch. Das Loos wurde öffentlich und feierlich geworfen, und fiel so günstig, daß die Stimmung des Volkes völlig zu seinen Gunsten umschlug. Einstimmig wurde von der versammelten Menge die Einführung des Christenthums in Schweden beschlossen. Der König erließ ein Gesetz, welches jedem die Freiheit gab, zur christlichen Religion überzutreten, und gab Befehl, daß mit dem Bau christlicher Kirchen sofort vorgeschritten werden sollte.

Dringende Geschäfte riefen den Ansgar bald nach seinem Bischofsitz zurück. Er überließ die fernere Pflege der mit großem Eifer betriebenen schwedischen Mission dem Grimbert, dankte Gott für alle seine Gnade, und reiste im Jahre 856 nach Bremen zurück. Sein Vertrauen auf das Gelingen seines Werkes war unerschütterlich. Als später die für Schweden bestimmten Missionare mancherlei Unfälle trafen, rief er: „Ich bin so fest, wie von meinem Daseyn, davon überzeugt, daß das unter den Heiden begonnene Befehrungswerk, wenn es auch unserer Sünden wegen Unterbrechungen und Störungen leidet, doch nie ganz untergehen kann, sondern durch Gottes Gnade die reichlichsten Früchte tragen wird, bis sein Name unter allen Völkern der Erde verkündigt seyn wird.“ Auch über die dänische Kirche sollte der treue Knecht noch schwere Wetter der Trübsal hereinbrechen sehen. König Horik wurde im Kriege erschlagen, und das Heidenthum erhob sich mit Macht auf's neue. Die Kirche zu Schleswig wurde verschlossen, der christliche Gottesdienst verboten, die Priester vertrieben. Aber es war nur eine Wolke, die bald vorüberzog, und Ansgarius durfte noch mit eigenen Augen schauen, daß auch in Dänemark die Rechte des Herrn den Sieg behielt.

Der fromme Bischof war unter Mühe und Arbeit nun bereits 59 Jahre alt geworden. In den letzten Jahren seines Erdenwallens vergönnte ihm der Herr ruhigere Tage. Er verwen-

dete sie hauptsächlich zu fleißigen Reisen durch seinen großen Sprengel. Es gab da noch manche heidnische Unsitte und Rohheit zu besiegen. Besonders suchte er dahin zu wirken, das schwere Loos der Sklaven zu erleichtern. Ansgar war überhaupt rastlos thätig. Nur zuweilen zog er sich auf kurze Zeit in die Stille zurück, um sich von seinen anstrengenden Arbeiten zu erholen. Von den Verirrungen jener Zeit war auch er nicht völlig frei. Gegen sich selbst übte er eine übertriebene Strenge. Er gönnte seinem Leibe kaum die Nothdurft an Speise und Trank, und trug beständig ein härenes Gewand auf der bloßen Haut. Bei alledem blieb er aber allezeit in der rechten Demuth, und hatte auch stets die Hauptsache, die Heiligung des Herzens, im Auge. Einst rühmte man die Wunder, die er durch sein Gebet an Kranken und Leidenden verrichtet habe. Da rief der demüthige Mann: „Wenn ich Gnade bei Gott finde, so bitte ich ihn nur um ein einziges Wunder, nämlich, daß er durch seine Gnade meine Natur heilige.“

Vier und dreißig Jahre lang hatte Ansgarius unermüdlich für das Heil der nordischen Heidenvölker gearbeitet, als er von einer schweren Krankheit ergriffen wurde, an der er über vier Monate zu leiden hatte. Mitten unter seinen großen Schmerzen rief er oft, es sey weniger, als er mit seinen Sünden verdient habe; oder er wiederholte die Worte Hiobs: „Haben wir so viel Gutes empfangen von Gott, wie sollten wir das Böse nicht auch annehmen!“ Die Sorge für seinen Sprengel und seine Missionen verließ ihn nicht bis an sein Ende. Endlich ließ er sich noch einmal das heilige Abendmahl reichen, und betete, daß Gott allen denen vergeben möchte, die Unrecht an ihm gethan hätten. So lange er dann noch reden konnte, wiederholte er die Worte: „Herr, sey mir Sünder gnädig! In deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Am 3. Februar des Jahres 865 ging er als ein treuer Knecht ein zu seines Herrn Freude.



Cyrellus und Methodius.

(gest. um 880.)

„Ich werde gesucht von denen, die nicht nach mir fragten; ich werde gefunden von denen, die mich nicht suchten; und zu den Heiden, die meinen Namen nicht anriefen, sage ich: „Hier bin ich, hier bin ich!“ (Jes. 65, 1.)

Wie eine Insel lag das Reich Karls des Großen mitten unter Heidenvölkern. Die vorige Lebensbeschreibung hat uns den Sieg des Christenthums über die wilden Normannen gezeigt, welche die nördlichen Länder unseres Welttheils bewohnten. Abendwärts vom Frankenreiche lag das Land gleichfalls noch in Finsterniß und Todes Schatten. Hier breitete sich der mächtige Volksstamm der Slaven aus. Auch für diese sollte jetzt nach Gottes Rathe die Stunde der Erlösung schlagen. Was Ungarius den Dänen, Schweden und Norwegern gewesen ist, das wurden die beiden Brüder Cyrellus und Methodius den slavischen Völkerschaften, die um und an der Donau wohnten, den Bulgaren, Slavoniern, Chazaren und Mähren. Wenn aber die Heidenboten, deren Leben wir bisher geschildert haben, fast alle von der abendländischen Kirche ausgegangen sind, so freuen wir uns, nun auch einmal wieder von der Liebesarbeit der morgenländischen berichten zu können. Die beiden genannten Brüder waren griechische Mönche, stammten aus Thessalonich, und hatten in Konstantinopel ihre Erziehung erhalten. Beide waren gleich ausgezeichnet durch Kenntnisse, wie durch Frömmigkeit.

Im Norden des oströmischen, oder griechischen Kaiserreiches, wohnten die Bulgaren, ein grausamer, kriegerischer Volksstamm. Um das Jahr 850 herrschte über dieselben der König Bogaris. Das wilde Volk war den griechischen Christen ein gefährlicher Nachbar, und die Kaiser hatten daher keinen dringendern Wunsch, als es zu bekehren. Da begann um diese Zeit Gott selbst, seinem Worte Weg und Bahn zu machen. Des Königs Schwester war bei einem Kriege in Gefangenschaft gerathen, und nach Konstantinopel gebracht worden. Hier hatte sie das Christenthum angenommen, und zwar nicht bloß äußerlich

und dem Namen nach. Das zeigte sich, als das Lösegeld für sie gezahlt, und sie in ihr Vaterland zurückgekehrt war. Denn von Schmerz und Mitleid ergriffen, suchte sie durch alle Mittel, die ihr zu Gebote standen, ihren Bruder von der Nichtigkeit seines Götzendienstes zu überführen. Zwar blieb Bogaris nicht ungerührt, aber doch nahm er das Evangelium nicht an. Das Wort eines Weibes dünkte ihm zu gering. Da sandte Gott der Herr zwei gewaltige Strafengel: eine allgemeine Pest und Hungersnoth. Auf die Bitte seiner Schwester richtete auch der König sein Gebet zum Gotte der Christen, und siehe, die Pest hörte auf. Diese Begebenheit erschütterte ihn so gewaltig, daß er nun selbst nach Konstantinopel sandte, und um Missionare bat. Hier hatte sich Gott in den beiden Brüdern Cyrillus und Methodius schon die Werkzeuge erschen, welche diesen finstern Ländern die Leuchte des Evangeliums anzünden sollten. Sie wurden zu Bogaris gesandt. Das Befehrwerk im Herzen dieses Königs wurde durch Methodius auf ganz eigenthümliche Weise vollendet. Er verstand sich nämlich, wie die meisten griechischen Mönche, auch auf's Malen; und als Bogaris davon hörte, bestellte er bei ihm zur Ausschmückung seines Hauses ein großes Bild. Es müsse aber ein recht fürchterliches Aussehen haben, bevorwortete er ausdrücklich. Methodius wußte nichts Schrecklicheres, als das jüngste Gericht, und malte die Qual der Verdammten mit den grellsten Farben aus. Als er das Bild dem Könige brachte, und dessen Bedeutung ihm erklärte, wurde dieser so von Entsetzen ergriffen, daß er, um solcher Verdammniß zu entgehen, zur Taufe sich entschloß. Das alles geschah um's Jahr 860. Als Papst Nikolaus I. die erfreuliche Kunde hiervon vernahm, sandte er Bischöfe in's Bulgarenland, die das angefangene Werk weiter fortsetzen sollten. Bogaris selbst sandte seinen eigenen Sohn sammt vielen Großen nach Rom, zog den Papst in vielen Angelegenheiten zu Rathe, und erbat sich von ihm noch mehr Lehrer. So wurde die Befehrung seines Volkes von Rom aus vollendet, und ob auch dadurch mit dem Worte Gottes mancherlei Menschenfakungen nebeneinkamen, dürfen wir sicherlich mit dem Apostel Paulus sprechen: „Ich freue mich doch darinnen, daß Christus gepredigt wird, und will mich auch darin freuen.“

Wie nun die Ausbreitung des Christenthums in Bulgarien so raschen Fortgang nahm, und so viele Psleger fand, wandten sich die Brüder Cyrillus und Methodius zu den

Slavoniern und Chazaren, welche Völker längs der Donau wohnten, und gleichfalls den griechischen Kaiser Michael III. um Missionare gebeten hatten. Der Chan von Slavonien und sein ganzes Volk ließen sich taufen. Cyrillus bewies auf edle Art seine Uneigennützigkeit, indem er die ansehnlichen Geschenke ausschlug, mit denen der freigebige Fürst ihn überhäufen wollte. Er hielt sich jetzt einige Zeit in Chersona auf, um die Sprache der Chazaren zu erlernen, welche mit der der Slavonier verwandt war. In die letztere übersezte er die ganze heilige Schrift, und zwar, da die Slaven, wie die meisten rohen Völker, den Gebrauch der Buchstaben noch gar nicht kannten, mußte er für ihre Sprache erst ein eigenes Alphabet erfinden. So brachte denn auch hier, wie überall, das Christenthum zugleich Sitte und Bildung unter das Volk, und das Wirken der beiden Brüder unter den Chazaren war um so segensreicher, als sie auch hier die unläugbarsten Beweise ihrer Uneigennützigkeit gaben.

Bald wurde den eifrigen Glaubensboten ein neuer Wirkungskreis angewiesen. Als nämlich Bartilas, der Fürst der Mähren, von der Befehrung der Chazaren hörte, begehrte auch er vom griechischen Kaiser christliche Missionare. Wiederum sandte dieser die vielbewährten Brüder Cyrillus und Methodius. Sie brachten die slavonische Uebersetzung der heiligen Schrift mit, unterrichteten die Jugend im Lesen; und arbeiteten überhaupt vier und ein halb Jahr unter dem Volke der Mähren in großem Segen. Bartilas, der Fürst, und viele seiner Unterthanen ließen sich taufen. In ihrem Befehrungswerke wurden indeß die Brüder bei der Einrichtung zweckdienlicher Gottesdienste von einigen benachbarten deutschen Bischöfen beeinträchtigt. Diese hielten es für äußerst bedenklich, daß die Glaubensboten, statt der allgemein gebräuchlichen griechischen oder lateinischen, die Landessprache bei den Gottesdiensten eingeführt hatten. Sie dünkte ihnen zu barbarisch, und ihr Gebrauch darum eine Entweihung des Heiligen zu seyn, und sie verklagten deshalb die Brüder bei Papst Johann VIII. Da reisten beide selbst nach Rom, und stellten dem Papste vor, wie sie nicht ohne den größten Schaden so unwissenden Völkern den Gottesdienst in einer andern, als in der ihnen verständlichen Sprache halten könnten, und der Papst hatte damals so viel Einsichten, die Tristigkeit dieser Gründe anzuerkennen. Die Neubefehrten blieben in dem ungetrübten Genuße einer verständlichen Verkündigung des Evangeliums. Cyrillus fand das Ende seiner gesegneten Laufbahn in Rom, Methodius aber wurde zum

Bischofe der Mähren geweiht. Als solcher hat er noch eine Reihe von Jahren mit rastlosem Eifer gewirkt, und durch seine Vermittelung das Christenthum auch nach Böhmen gebracht. Endlich ist er um das Jahr 880 sanft und selig in gutem Alter in seinem Herrn entschlafen.

Alfred der Große.

(gest. 901.)

„Ein König richtet das Land auf durchs Recht.“ (Spr. Sal. 29, 4.)

„Könige sollen Deine Pfleger, und Fürstinnen Deine Säugammen seyn!“ hat der Herr seiner Kirche verheißen, und wir haben dies Gotteswort in der Geschichte der Ausbreitung seines Reiches schon mannichfach in Erfüllung gehen sehen; zuletzt erst noch in dem herrlichen Heldenthum des ersten deutschen Kaisers, Karl des Großen. Ein großer König aber, der zugleich groß ist im Reiche Gottes, der alle Pracht seines Königreiches dem Herrn Christo zu Füßen legt, ist ein so seltener und zugleich so lieblicher Anblick, daß wir mit Freuden unsere Augen jezt nach England kehren, um uns an dem Leben und den Thaten Alfred des Großen zu erquicken, der auch, wie weiland David, ein König war nach dem Herzen Gottes.

In England sah's damals wiederum trüb und traurig aus. In demselben Lande, über welchem noch vor Kurzem die Gnaden-sonne so helle schien, daß ganze Schaaren von Glaubensboten von hier ausgingen, drohete jezt die Leuchte des Evangeliums ganz zu erlöschen. Schon von der Mitte des achten Jahrhunderts an, hatten innere Zerrüttung und immer sich erneuernde Fehden der sächsischen Königshäuser im Eibenreiche die Bildung der Jugend in Künsten und Wissenschaften sehr gehemmt. Nun waren gar noch die wilden, heidnischen Dänen über das unglückliche Land gekommen, und hatten festen Fuß in demselben gefaßt. In den unaufhörlichen und fast immer für die Angelsachsen unglücklichen Kriegen, richtete sich bei den allgemeinen Verheerungen die Wuth der Feinde besonders gegen die Geistlichkeit. Wo sie

hinkamen, da zerstörten sie die Klöster, die damaligen Sitze der Gelehrsamkeit, und so war England im neunten Jahrhundert wiederum in tiefe Barbarei versunken. Unter so traurigen Umständen erblickte Alfred im Jahre 849 das Licht der Welt. Er war das jüngste Kind, welches dem Könige Adelfwolf seine fromme Gemahlinn Osburg schenkte. Seine Brüder hießen Adelftan, Adelfald, Adelfbriht und Adelfred; seine Schwester Adelfwitha. Alfred war ein feines, frisches Kind, das schon im zarten Alter durch Schönheit und holde Freundlichkeit die Herzen des Volkes gewann, das er einst beherrschen sollte. Indessen war es ihm nicht vergönnt, sich unter der treuen Pflege seiner frommen und geistvollen Mutter entfalten zu können. Schon in seinem fünften Lebensjahre ward ihm diese durch den Tod entrissen. Gott wollte sich in dem Kinde einen Helden erziehen, und darum sollte er aufwachsen, wie die junge Eiche auf einsamer Höhe, von brausenden Stürmen umgeben.

Wie sehr damals in England alle Bildungsmittel niedergelagen, geht daraus hervor, daß Alfred bereits in sein zwölftes Lebensjahr getreten war, ohne daß er lesen konnte. Sein lebendiger Geist und sein tiefes Gefühl fanden ihre einzige Nahrung an den vaterländischen Gesängen, die er sich so oft hersagen ließ, bis er sie auswendig konnte. Einst trat er mit einem seiner Brüder in das Zimmer der Judith, der Gemahlinn seines ältesten Bruders. Sie las gerade in einem schönen Buche, einer Sammlung von Heldengesängen, zeigte es den beiden jungen Prinzen, und sagte: „dem von euch will ich es schenken, der es mir zuerst wird vorlesen können.“ Diese Worte zündeten in Alfreds Brust. Mit aller Kraft und Beharrlichkeit seines Geistes griff er es an, und in ganz kurzer Zeit konnte er lesen. Nun war der Wissensdurst einmal in ihm entzündet, und ließ sich so leicht nicht befriedigen. Seine Muttersprache bot ihm nur wenige Schätze der Erkenntniß, darum wandte sich sein Verlangen zum Lateinischen. Aber mit welchen Schwierigkeiten hatte er hier zu kämpfen! Es fehlte ihm eben so sehr an Lehrern, als an Büchern. Und dennoch ward dieser seltene Mann nicht nur ein Held im vollsten Sinne des Wortes, sondern er bildete sich auch durch die bewunderungswürdige Spannkraft seiner Seele zum Gelehrten aus, der mit dem Lichte seiner Erkenntniß sein umnachtetes Volk erleuchtete. Neben seinem eifrigen Studium der Wissenschaften lag der junge Fürst mit frischer Jugendlust auch allen ritterlichen Uebungen ob, und frühe schon war er ein Meister in allen diesen Künsten

So blühte er vielverheißend empor, die Freude und der Stolz seines ganzen Volkes.

Wie aber alle seine hochbegnabigten Rüstzeuge, wollte der Herr auch dieses durch mancherlei Leiden ausermählt machen. Ja, zu der schweren äußern Trübsal, mit der Alfreds ganzes Mannesalter ein unausgesetzter Kampf war, kam noch ein sonderliches, heimliches Leiden. Er hatte, wie einst der Apostel Paulus, seinen Pfahl im Fleische, den er nach Gottes Rathe zeitlebens mit sich herumtragen sollte. Schon in früher Jugend war er von heftigen Versuchungen zur sinnlichen Lust vielfach angefochten worden. Er erkannte seine Schwachheit, und wußte, wo die rechte Kraft zu holen sey. Stetes Wachen und unablässiges Gebet, waren die Waffen, mit denen er siegreich kämpfte. Oft sprang er schon beim ersten Hahenschrei von seinem Lager, und eilte in die Kirche. Hier nun flehte er in dem Ernste seiner Heiligung inbrünstig zu Gott, er möge ihm eine Krankheit zuschicken, durch welche die wilde Gluth unreiner Lust in ihm gedämpft werde. Und siehe, bald darauf ward er wirklich von einer heimlichen, sehr schmerzhaften Plage befallen, an der er einige Jahre so heftige Pein litt, daß er daran zu sterben glaubte. Da nahm er abermals seine Zuflucht zum Gebet, und flehte nun, daß es Gott gefallen möge, ihm statt dieser Krankheit eine andere zu senden, aber, weil er Auszag und Blindheit fürchtete, eine solche, die ihn weder scheußlich noch unfähig zu Geschäften mache. Und richtig, seine Plage wich von ihm. Bald darauf, im Jahre 968, im neunzehnten seines Lebens, vermählte er sich mit Alswitha, eines Grafen Tochter in Mercia. Da fand aber auch mitten in der Lust und Freude der andere Theil seines Gebetes seine Erfüllung. Er wurde plötzlich von einer noch weit herberen Pein befallen, als die frühere gewesen war, und hat diesen Pfahl im Fleische wahrscheinlich bis an sein Ende mit sich umhergetragen. Wenigstens weiß man, daß er 25 Jahre später noch immer bei Tage und bei Nacht, seltene Fristen ausgenommen, furchtbare Qualen auszustehen hatte. Kein Arzt wußte die Krankheit zu nennen, noch ihre Ursache anzugeben.

Unterdessen war Alfreds Vater und alle seine Brüder, einer nach dem andern, in den Kämpfen mit den Dänen umgekommen, oder sonst gestorben. Da ward Alfred im Jahre 971 zum Könige des Landes erklärt. Selten aber hat sich ein Reich in so bedrängter, ja verzweifelter Lage befunden, als England bei seinem Regierungs-Antritte. Weit und breit umher hatte die

wilde Grausamkeit der Dänen alles verwüstet; ja dieser Erbfeind, mit dem schon Alfred's Ahnen, sein Vater, alle seine Brüder und auch er, meist unglücklich gekämpft hatten, besaß um diese Zeit den ganzen Norden Englands. Nur im Süden war dem jungen Könige ein schmaler Strich Land geblieben. Doch auch dieser letzte Haltpunkt sollte ihm bald genommen werden. Seine tapfern Krieger sanken, einer nach dem andern, in den mörderischen Dänenschlachten. Er konnte die Lücken nicht mit neuen Streichern füllen, während den Dänen aus ihrem Vaterlande Schaar auf Schaar folgte. Da verzweifelden die Sachsen an Alfred's Glück. Viele flohen aus ihrem Vaterlande, andere suchten Zuflucht in Wald und Gebirg, die Uebrigen unterwarfen sich den Dänen. Nun stand der junge König ganz allein und verlassen da. Wohin er Weib und Kinder flüchtete, ist nicht bekannt. Er selbst irrte im Lande umher, zuweilen von einigen seiner Edlen begleitet, häufiger allein und in Bauernkleidung. Eine Zeit lang wußte gar niemand von ihm. Er hatte Zuflucht bei einem Hirten gefunden. Dessen Weib, das nicht ahnte, welchen hohen Gast die armselige Hütte barg, hieß ihn einst in ihrer Abwesenheit auf das Heerdfeuer acht haben, damit der Fladen, den sie backen wollte, nicht verbrenne. Alfred, in ganz andern Gedanken vertieft, vergaß des Auftrages, und wurde bei der Rückkunft des Weibes über die verbrannten Kuchen tüchtig ausgescholten.

Wußten seine Sachsen nicht einmal, ob ihr König noch lebte, so hatten die Spürhunde der Dänen vollends alle Fährte verloren. Als aber die Verfolgungen von dieser Seite etwas nachgelassen hatten, trat auch Alfred aus seinem Verstecke hervor. Er hatte sich den Ort bereits ersehen, wo er wieder Fuß fassen wollte. Es war ein Ager, kaum ein paar Morgen groß, aber von der Natur zu einer Festung geschaffen. Er lag in der Landschaft Sommersetshire, und die beiden Flüsse Thone und Parnet, so wie die nahen Sümpfe machten ihn zu einer fast unzugänglichen Insel. Hier ließ er sich mit einigen seiner Getreuen, welchen er Kunde gegeben hatte, nieder, und nannte den Ort Athelington, das heißt: Insel der Edlen. Noch bis auf den heutigen Tag heißt die Stätte Athelney. Durch aufgeworfene Verschanzungen machte Alfred die Insel vollends uneinnehmbar. Sumpfige Erlenbrüche verwehrten jedem den Zugang, der nicht die Vertlichkeit genau kannte. Der einzige Weg ging über eine schmale, durch Bollwerke geschützte Brücke. Dabei gab's in der wenig besuchten Gegend einen Ueberfluß von

Fischen und Wildpret. Zu dem Häuflein der Edlen, das den König umgab, sammelten sich je mehr und mehr. Auch seine Gemahlinn und seine Kinder ließ Alfred hierherbringen. Von dieser Insel aus machte er nun mit den Seinen bei Tage und Nacht Streifzüge in den umliegenden Gegenden, theils um zu jagen, hauptsächlich um den Dänen jeden möglichen Abbruch zu thun. Der König selbst hielt sich wie der Geringsten einen, und oft gerieth er bei seinen kühnen Streifzügen den Dänen fast in die Hände, so daß es ihm nur durch seine Schnelligkeit und genaue Kunde der Gegend zu entweichen gelang. Bald mußten die Dänen inne werden, daß der Löwe noch lebte; den Sachsen aber erglühete ein Hoffnungsfunke, der bald zu heller Gluth aufloderte.

Es wird erzählt, daß König Alfred noch durch ein wunderbares Traumgesicht seines baldigen Sieges vergewissert worden wäre. Die Veranlassung dazu wirft ein liebliches Licht auf seinen frommen Sinn. Er befand sich während eines strengen Wintertages mit seiner Gemahlinn ganz allein auf der Insel. Alle seine Gefährten waren auf einem Streifzuge, und die Reihe, daheim zu wachen, an ihm. Da pocht plötzlich ein armer Mann an die Pforte, und fleht um einen Bissen Brod. Nur Ein Brode ist noch übrig, und das wird nicht einmal hinreichen die heimkehrenden Krieger zu sättigen. Die Königin schwankt, was sie thun soll, aber Alfred ruft: „Gefegnet sey Gott in seinen Gaben! gieb ihm um Christi willen die Hälfte des Brodes! Der mit fünf Broden 5000 Mann speiste, kann auch geben, daß das halbe Brod für uns ausreichen wird.“ Darauf griff er wieder zu dem Buche, schlummerte aber bald über dem Lesen ein. Im Traume nun ward ihm die Verheißung, daß er bald wieder den Thron Englands besteigen werde. Ein glückliches Ereigniß bestätigte ihm dieselbe noch mehr. Viele seiner Anhänger hatten sich in die Felsenburg Kinwith geflüchtet, welche Graf Oddun befehligte. Lange hatten die Dänen das Schloß vergeblich belagert und waren endlich von Oddun vertrieben worden. Das Jauchzen der Sachsen über diesen Sieg war der Hahnenschrei des anbrechenden Tages der Freiheit. Auch Alfred erkannte die Hand des Herrn, und beschloß dem Winke zu folgen. Doch ebenso weise als kühn, wollte er das Häuflein seiner Getreuen nicht blindlings in die Gefahr stürzen. Als Harsner verkleidet, durchschritt er das Lager der Dänen, die sich von seiner Kunst ergötzen und belustigen ließen. Mehrere Tage blieb er mitten unter den

Feinden, und gewann selbst freien Zutritt in das Zelt König Guthrums. Er erspähete des Feindes Macht und Hülfsmittel, aber auch seine fahrlässige Sicherheit, die sich einem schwelgenden Wohlleben hingab, und das Lager unbewacht ließ, weil man einen ferneren Widerstand der Sachsen für unmöglich hielt. Nun waren Alfreds Entschlüsse reif. Eiligst sandte er Bothschaft an die Vornehmsten seiner Edlen, die ihm noch hin und her im Lande getreu geblieben waren, hieß sie das Volk waffnen, und mit den gesammelten Schaaren an einen bestimmten Tage beim Felsen zu Brixton, am Walde Selwood in Somersetshire, zusammenkommen. Wie ein Lauffeuer ging die Bothschaft durchs Land. Das Volk war des Dänenjoches längst satt, hatte aber den rechtmäßigen König todt geglaubt, und verzweifelte darum an seiner Rettung. Als Alfred am Felsen erschien, da wurde er von dem kleinen Heere mit lautem Jubelgeschrei empfangen, und stracks führte der Heldenkönig das Häuflein, dessen Muth er durch die kühne Freudigkeit seiner Zuversicht noch mehr entflamnte, gegen die schwächste Seite des von ihm erkundeten feindlichen Lagers bei Eddington. Die sichern Dänen wurden von dem Angriffe so überrascht, daß sie dem Ungeßüm der Stürmenden erliegen mußten. Das weite Lager war mit Leichen übersäet, und der geschlagene Feind warf sich in wilder Flucht in eine nahe feste Burg. Sofort umlagerte Alfred dieselbe. Schon nach vierzehn Tagen zwang der Hunger die Dänen zu demüthiger Bitte. Sie begehrten Frieden. Der hochherzige Sieger zeigte sich dazu willig. Er stellte nur eine Bedingung. Wer in England bleiben wollte, sollte sich taufen lassen, alle übrigen sollten sofort das Land verlassen. Die Dänen zogen ab. Aber schon nach einigen Wochen kehrte Guthrum mit 30 seiner Edlen zu Alfred zurück, und erklärte sich für Annahme des Christenthums. Alfred hob ihn selbst aus der Taufe. Nun folgten fast die meisten Dänen dem Beispiele ihres Königs, und ließen sich im Lande nieder. Das geschah ums Jahr 880. Alfred war jetzt dreißig Jahre. Sein kühner Heldenmuth hatte das Vaterland der Barbarei und dem drohenden Heidenthume entrissen, seine milde Weisheit aus dem furchtbaren Feinde das kräftigste Bollwerk seines Reiches gemacht. Er ließ nämlich den besiegten und zum Christenthum übergetretenen Dänen Eigenthum in dem verheerten Lande anweisen. Sie wurden nun friedliche Anbauer des Bodens, die sich unter Alfreds mildem Scepter so wohl befanden, daß sie keineswegs gesonnen waren, mit den nachrückenden Normännern

gemeinschaftliche Sache zu machen, sondern vielmehr entschlossen, ihr Eigenthum gegen diese zu vertheidigen.

Das war Alfred als Held. Tapfer und besonnen, löwenföhrn und lammesmilde, stand die leuchtende Königsgehalt da. Sein Ruhm hatte sich herrlich erhoben. Aber er überhob sich desselben nicht. Gott hatte ihn im Schmelzofen der Trübsal geläutert. Er schrieb sein Glück weder sich, noch seinen Gaben zu, sondern allein dem, von welchem alle gute und vollkommene Gabe herab kommt. Und gefährlich war noch immer seine und seines Volkes Lage. Noch standen ihm furchtbare Kämpfe bevor. Die Dänen kamen mit neuer Mannschaft und neuer Wuth wieder. Alfred jagte nicht. Sein Vertrauen stand auf Gott. Daher die heitere Besonnenheit des Geistes, die langmüthige Geduld, die unerschütterliche Siegesgewißheit, und vor allem seine, die Feinde zu Freunden machende Liebe, welche sein schönes Heldenthum so lieblich verklären. Vier volle Jahre noch hat der heiße Kampf gedauert; aber Alfred blieb Sieger.

Doch größer wie als Held, steht Alfred als Christ, als Kämpfer Gottes da. In derselben Zeit, in welcher er sechs und fünfzig Feldschlachten, keine zur Eroberung, sondern alle zu seines Vaterlandes Befreiung geschlagen, hat er eben so viele, und noch größere Geistes Siege errungen. Er erkannte wohl die geistige Nacht, welche über seinem Volke lag, und klagte nicht nur darüber, sondern legte die Hand kräftig ans Werk. Er übersezte selbst das lateinisch geschriebene Hirtenbuch Papst Gregor des Ersten ins Englische, und übersandte es seinem Freunde Wulffsig, dem Bischof von London, mit den Worten: „Seine Meinung sey, daß, wie die Griechen die hebräischen Bücher des alten Testaments ins Griechische, und die Lateiner die ganze heilige Schrift ins Lateinische übersezt hätten, so müßten auch jetzt die nothwendigsten Schriften ins Englische übersezt, und zugleich verordnet werden, daß kein freigeborner Knabe zur Erlernung einer Kunst oder eines Handwerks zugelassen werden dürfe, ehe er nicht in der Muttersprache lesen gelernt habe.“

Aber viel mehr noch hat Alfred gethan. Er war so von Liebe und Ehrfurcht für das Wort Gottes durchdrungen, daß es seines Herzens heißester Wunsch war, dies Buch aller Bücher, die unverstiegbare Quelle geistigen Lebens, je eher je lieber seinem Volke in der Muttersprache zugänglich zu machen. Und der Mann, welcher in der schmerzhaftesten Krankheit einen beständigen Pfahl im Fleische mit sich umhertrug, der sein ganzes Leben lang

von Waffenzekirr umgeben war, und bis vier Jahre vor seinem Tode das Heldenschwert nicht aus der Hand legen durfte, derselbe Mann hat doch noch Zeit und Kraft und Glauben und Liebe genug gehabt, seinem Volke mit eigener Hand die Bibel zu übersetzen, wie uns von seinen Zeitgenossen berichtet wird. Man muß staunen über die Riesenarbeiten eines solchen Geistes, dem doch Gott nur eine verhältnißmäßig kurze Zeit der Erdenwallfahrt vergönnt hat. Was aber Alfred geleistet hat, das erreichte er vorzüglich mit durch die gewissenhafteste Benützung und Eintheilung seiner Zeit. Täglich 8 Stunden widmete er den göttlichen Dingen, 8 Stunden den Reichsgeschäften, und 8 Stunden den leiblichen Bedürfnissen, des Schlafes und der Nahrung. Außer seiner Bibelübersetzung hat er seinem Volke noch mit der Uebersetzung der vom ehrwürdigen Beda lateinisch geschriebenen Kirchengeschichte Englands ein schönes Geschenk gemacht. Und, wie wenn alle Gaben sich in diesem Einen Geiste hätten vereinigen sollen, auch ein Dichter war Alfred, ja, er wurde für den größten Dichter der angelsächsischen Nation gehalten. Wie rein und voll mag sich aus der Tiefe des Herzens dieses königlichen Sängers der lebendige Liederstrom ergossen haben! Es ist tief zu beklagen, daß seine Gedichte nicht bis auf unsere Zeit gelangt sind. Nur von seinen Sprüchen und Gleichnissen hat sich ein herrliches Bruchstück erhalten, und wir können uns nicht versagen, von demselben einige Proben hier mitzutheilen. Die alte Handschrift beginnt:

„Zu Schiford saßen viele Thänen, viele Bischöfe, viele Gelehrte, weise Grafen, hehre Ritter. Dort war Alfred, Englands Hirt, Englands Liebling. König in England war er, sehr tapfer. Er war König und gelehrt, er liebte das Werk Gottes, er war weise und bedächtig im Reden, er war der weiseste Mann in England. Also sprach Alfred, Englands Trost:

„O, daß ihr den Herrn wolltet lieben, und nach ihm verlangen! Er würde euch mit Weisheit regieren, daß ihr möchtet Ehre haben in der Welt, und doch eure Seelen mit Christo vereinen!“

Weise waren die Sprüche des Königs Alfred:

Ich ermahne dich freundlich, mein theurer und geliebter Freund, mögest du arm seyn oder reich, wollest fürchten deinen Herrn Christum, ihn lieben, dein Ergößen haben an ihm! Denn Herr des Lebens ist er. Er, das Gut über alles, was gut ist, die Seligkeit über alle Seligkeiten, er ist der Eine Mann, ein

milber Lehrer, ein allgemeiner Vater, er, aller Völker Trost, er, ein so weiser, als reicher König. Wer in der Welt ihm dienen will, dem wird es wohlgerhehn."

Also sprach Alfred, Englands Trost:

„Ein gutes Kind ist seines Vaters Segen. Hast du ein Kind, so lehre es, weil es noch klein ist, die Gebote, die der Mann halten soll, so wird es danach thun, wenn es wird erwachsen seyn. Läßest du ihm aber seinen Willen, so wird es, wenn es zu Jahren gekommen ist, fliehen den, dessen Sorge es befohlen war. Dann wird dein Kind deine Ermahnungen verachten, und besser, wäre es dir, du hättest keines; denn ein ungeborenes Kind ist besser, als ein ungezügligtes."

Also sprach Alfred:

„Irdischer Reichthum fällt zuletzt den Würmern zu, und alle seine Herrlichkeit dem Staube, unser Leben ist bald dahin. Hätte auch einer die Herrschaft der ganzen Welt, sammt all ihrem Reichthume, dennoch würde er leben kurze Zeit. Alle seine Glückseligkeit würde nur sein Elend bewirken, wenn er nicht Christum erkaufe. Darum sorgen wir dann am besten für uns. So sagte Salomo, der weise Mann: Wohl dem, der Gutes thut in dieser Welt! denn am Ende kommt er dahin, wo er es findet."

Also sprach Alfred:

„Mein geliebter Sohn, setze dich an meine Seite, daß ich dir gebe den rechten Unterricht! Ich fühle, daß meine Stunde kommt; mein Angesicht ist bleich, meine Tage sind dahin. Wir müssen von einander scheiden. Ich gehe in eine andere Welt, und du sollst zurückbleiben, allein in meinem ganzen Reichthum. Ich bitte dich, denn du bist mein geliebtes Kind, strebe zu seyn ein Vater und ein Herr deines Volkes; sey der Waisen Vater und der Wittwen Freund; erquicke die Armen und schirme die Schwachen; und mit deiner ganzen Macht mache recht, was unrecht ist! Vor allem, Sohn, beherrsche dich selbst nach dem Gesez! dann wird der Herr dich lieben und Gott wird dein Lohn seyn. Rufe ihn an, daß er dir rathe in alln deinen Nöthen, so wird er dir helfen, das auszuführen, was du begehrt."

Also sprach Alfred, Englands Trost."

Wie aber als Held und Christ und Dichter, so war Alfred auch als höchster Richter seines Volkes groß und erleuchtet. Unwissende Richter entsezte er ihrer Stellen, in der Bestrafung ungerechter aber war er unerbittlich. Er sah ein, daß Schonung derjenigen, die das Recht beugen, das größte Unrecht ist; darum

ließ er viele sogar am Leben strafen. Seine Mildthätigkeit war seiner übrigen Herrschertugenden würdig. Die Hälfte aller seiner Einkünfte hatte er dem Dienste Gottes geweiht. Ein Theil dieser Summe war für die Armen bestimmt, ein zweiter für die von ihm gestifteten Klöster, ein dritter für eine große Landesschule, in welcher unter seinen eigenen Augen viele Knaben des ganzen Reiches gebildet wurden. Wo er ging und stand, trug der große Heldenkönig ein Büchlein im Busen, welches er sein Handbuch nannte. Es enthielt Psalmen und Gebete, an denen er sich schon in der Jugend erbaute, und die seine geistige Nahrung und Stärkung blieben mitten in dem unendlichen Gewirr und Gewühl seines Lebens.

Viele frommen Beherrscher der Angelsachsen haben den Thron verlassen, um sich in klösterlicher Stille den Uebungen der Gottseligkeit und der Abtödtung ihres Fleisches hinzugeben. Nicht so Alfred. Er blieb muthig am Steuer des Schiffes, dessen Leitung ihm Gott anvertraut hatte. Sein nüchterner Sinn, sein gesundes Christenthum ließen ihn erkennen, daß er sich hier in gottgefälliger Selbstverläugnung genugsam üben konnte. Und welche Abtödtung des Fleisches hätte auch größer seyn können, als die ununterbrochenen Anstrengungen seines Lebens unter dem Drucke jener peinlichen, fort und fort an seinem Leben nagenden Krankheit? Und dennoch, mit welcher Freiheit des Geistes hat Alfred unter solcher Bürde gearbeitet! Nur selten pflegt eine so heitere Freundlichkeit denen beizuwohnen, deren Laufbahn gleich mühselig und dornenvoll, als die seine ist. Das ist nur da möglich, wo die vollkommene Liebe zu Gott alle Furcht ausgetrieben hat. Da wird die ganze Erscheinung von dem Lichte eines höhern Friedens verklärt, wird zu einem Spiegelbild dessen, dessen ganzes Leben ein Leiden war, und in dem doch fort und fort eine Herrlichkeit als des Eingeborenen vom Vater, voller Gnade und Wahrheit, wohnte.

Die letzten Lebensjahre des heitern Helden waren ruhig. Sein Tod glich einem Sonnenuntergang am wolkenlosen Abendhimmel. Er starb, beweint von seinem ganzen Volke, am 26. Oktober, im 53. Jahre seines Lebens, und im 30. seiner Regierung. An demselben Tage feiert die Kirche das Gedächtniß dieses christlichen Königs und königlichen Christen.

Mathildis.

(gest. 968.)

„Züchtigen aber will ich dich mit Maasse, daß du dich nicht unschuldig haltest.“ (Jes. 30, 11.)

Das zehnte Jahrhundert wird in der Geschichte der Kirche Jesu Christi mit Recht „das dunkle“ genannt. Finden wir auch noch hier und da Strahlen des Lichtes aus Gott, im Mittelpunkte der damaligen Christenheit, in Rom war alles Licht in Finsterniß verkehrt. Die Päpste waren zur Weltherrschaft gelangt, und nun zeigte sich, wie gefährlich solche Macht in den Händen schwacher, sündiger Menschen ist. Die Geschichte dieser angeblichen Stellvertreter Christi im zehnten Jahrhundert ist ein Gewerbe von Scheußlichkeiten, das man nicht ohne Erröthen wiedererzählen kann. Schamlose Weiber besetzten mit ihren Buhlen den päpstlichen Stuhl. Der Palast des Lateran, sonst ein Aufenthalt von Christen, war zu einem Hurenhause geworden; und das geschah alles ganz offen und ungeschemt. Wir wollen hier die Gräuel nicht weiter enthüllen, welche die Geschichte von den Päpsten dieser Zeit zu erzählen weiß, wollen vielmehr auf die tröstliche Wahrheit hinweisen, daß der Herr sich auch in den dunkelsten Zeiten seine 7000 übrig zu behalten weiß, von denen 1 Könige am 19. zu lesen ist. So richten wir denn unsere Blicke auf einen milbleuchtenden Stern, der mitten im dunklen Jahrhundert auf dem deutschen Kaiserthron aufging. Es war Mathildis, die Gemahlin Heinrichs des Voglers, des ersten Kaisers aus dem mächtigen Stamme der Sachsen.

Auch Mathildis stammte aus sächsischem Geschlechte. Sie war die Tochter des Sachsenfürsten Theodorich, der sammt seinem Weibe in der Furcht Gottes lebte. Schon in ihrem zarten Alter sandte das Fürstenpaar die junge Tochter gen Erfurt, um sie in den stillen Mauern eines Klosters, dessen Aebtissinn Mathildis Großmutter war, erziehen zu lassen. Hier in tiefer Abgeschiedenheit von der Welt, wo sie nur die Lobgesänge und Gebete der frommen Nonnen hörte, reifte das Kind zur Jungfrau. Wie die Blume dem Lichte, so erschloß ihr Herz sich mehr

und mehr der Liebe des Heilandes. Sie begehrte nichts von der Welt, sie hatte an ihm genug. Daneben lernte sie auch mit stillem Fleiße zu schaffen, und mit eigenen Händen ihr tägliches Brot zu erarbeiten. Wie es dazumal für Ritterfräulein und Fürstentöchter noch eine Ehre war, die Spindel zu führen, und das feine, selbstgesponnene Leinen eigenhändig auf der Bleiche auszubreiten, so schämte sich auch Mathilde dieser Arbeiten nicht, und saß fleißig am Webstuhle.

Ihre Aeltern hatten sie aber nicht für immer zum Klosterleben bestimmt. Das Kloster sollte für sie nur eine Schule seyn, um magdliche Sittsamkeit und kindliche Demuth zu erlernen. Darum führten sie ihr theures Kind als blühende Jungfrau wieder aus den engen Mauern heraus in die väterliche Burg. Bald erhob sie Gott zu noch höherer Würde, damit sie das Licht, welches sie empfangen hatte, vor der Welt leuchten lassen sollte. Im Jahre 913 wurde sie mit Heinrich, dem Sohne des mächtigen Sachsenherzogs Otto vermählt. Nach des Vaters Tode im Jahre 916 ward Heinrich selbst Herzog, und 3 Jahre später wurde er von den deutschen Fürsten zum deutschen Kaiser erwählt. Er war ein schaffender Geist, der sich den Uebergriffen der herrschsüchtigen Priester kräftig entgegen stemmte. Schon sein Aeußeres verkündete den hohen Gebieter. Er ist der Retter und Erbauer unseres deutschen Vaterlandes geworden, und wurde vom Heere als der tapferste Held, vom Volke als der treueste Vater verehrt und geliebt.

Während nun Heinrich mit seinem guten Schwerte alle Feinde des Vaterlandes niederwarf, das widerspenstige Baiern zum Gehorsam brachte, den Troß und Frevel der Ungarn und Dänen mit gewaltiger Faust brach, kämpfte auch seine Gemahlinn rüstig, wenn auch mit Feinden anderer Art, und errang gleichfalls große Siege, aber solche, die nicht im Buch der Weltgeschichte, sondern im Buch des Lebens verzeichnet stehen. Sie lag fleißig des Morgens und Abends, und nicht selten auch in der Nacht, wenn keines Menschen Auge mehr wachte, vor ihrem Gott auf den Knieen, und flehte für ihren Gemahl und für das Reich, vor allem aber, daß der Herr sie selbst zuerst in der rechten Demuth erhalten, und vor allen Gefahren ihrer hohen Stellung bewahren möge. Und wie sie auf diese Weise sich selbst zuerst stärkte, so war sie auch tüchtig, Andere zu stärken. Fleißig versammelte sie alle ihre Hausgenossen um sich, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, und unterrichtete sie in den Wegen und im Gesetze des Herrn.

Wenn sie hörte, daß irgendwo ein Kranker oder Betrübter in Schmerzen und ohne Hülfe lag, so eilte sie selbst hin, und tröstete ihn mit leiblicher, vor allen Dingen aber mit geistlicher Handreichung. Auch diente sie mit Freuden den Armen, und schämte sich nicht, sie Brüder und Schwestern zu heißen. Denn sie gedachte daran, daß der Sohn Gottes auch ihrer sich nicht geschämt, und um ihretwillen alle Herrlichkeit des Vaters verlassen hatte. Selbst in die Gefängnisse drang ihr Liebesseifer. Sie sorgte dafür, daß auch die Verbrecher als Menschen, als Ebenbild Gottes, behandelt wurden, und suchte durch leibliche Fürsorge ihre harten Herzen dem Herrn zu öffnen.

So blieb die hohe Frau im höchsten Glanze der Ehren eine demüthige Magd des Herrn, ein Muster christlicher Gattentreue, und hatte bereits viele Wunden geheilt, viele Schmerzen gelindert, viele Herzen dem Herrn und Heilande gewonnen, als im Jahre 936 Gottes Hand ihr selbst die tiefste Wunde schlug. Ihr geliebter Herr und Gemahl ward plötzlich vom Schlage getroffen. Da warf sich Mathildis am Altare des Herrn nieder, und rief, wie König David um sein todtkrankes Kind, den Herrn mit flehender Stimme um das Leben ihres theuern Gemahls an. Als sie aber erkannte, daß des Herrn Rath anders war, als der Vater der Barmherzigkeit den todtranken Kaiser zu sich rief, und alles Volk laut weinte und jammerte, und sich nicht trösten lassen wollte, da war sie stille, und küßte die Hand Gottes, die sie geschlagen, wie auch David stille war, und aufstand, und die Trauerkleider auszog, da seine Knechte zu ihm sprachen: das Kind ist todt.

In dem Allen versündigte sich Mathildis nicht. Aber dennoch hatte auch dies fromme Herz seine schwache Seite. Mit niegesehener Pracht und Feierlichkeit wurde Otto der Erste, oder der Große, Heinrichs ältester Sohn, im Dome zu Aachen gesalbt und gekrönt. Alles Volk stimmte ihm zu, und beim Krönungsmahle verrichteten die höchsten, weltlichen Fürsten persönlich die Ehrenämter. Nur sein jüngerer Bruder Heinrich war neidisch, verbündete sich mit einigen widerspenstigen Reichsfürsten, und machte ihm die Krone streitig. Und hier fiel auch Mathilde. Mutterliebe machte sie blind, und sie erklärte sich in ungerechter Vorliebe für Heinrich. Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er. Und er hatte Mathildis lieb; darum züchtigte er sie um so härter, je lieber er sie hatte. Kaiser Otto demüthigte seinen Bruder, und gab ihm dann großmüthig Baiern

zum Lehen. Beide Brüder aber verbündeten sich gegen die Mutter, und nahmen ihr sogar ihr Leibgedinge, weil sie durch unweise Almosen den Staat erschöpft habe. Lange wurde die Kaiserinn von den Söhnen ihres Leibes grausam verfolgt. Sie unterwarf sich ohne Murren der züchtigenden Hand Gottes, that aufrichtige Buße, und warf alle Schladen unreiner Liebe aus ihrem Herzen. Dahin hatte sie Gott haben wollen. Der aller Menschen Herzen lenkt, wie die Wasserbäche, schaffte jetzt auch, daß die Söhne sich ihres Frevels gegen die Mutter schämten. Sie zogen ihr entgegen, versöhnten sich mit ihr, und gaben ihr alles zurück, was sie gewonnen hatten.

Mit verdoppelter Liebe nahm sich Mathildis nun der Armen und Elenden an, und weil sie selbst dem stillen Klosterleben in Erfurt so viel verdankte, stiftete sie fünf Klöster und mehrere Kirchen. Das bedeutendste und zugleich ihre Lieblingsstiftung war das Kloster zu Quedlinburg. Hierher zog sie sich häufig zurück, um in stiller Zurückgezogenheit sich neue Kraft und Weisheit für ihre Lieblingswerke zu erbitten. Ihre größte Freude war, wenn sie die Armen und Unwissenden um sich versammeln, und ihnen den Willen des Herrn und die Lehren des Christenthums auslegen konnte. Die Worte des Trostes und der Ermahnung aus solchem Munde mußten wohl den Hörern tief ins Herz bringen. Sahen sie doch hier mit Augen die Kraft des Evangeliums, welche Hütte und Thron durch das Band demüthiger Bruderliebe miteinander verbindet.

Im zeitigen Frühjahr des Jahres 968 befand sich die fromme Magd des Herrn gerade wieder im Kloster zu Quedlinburg, als sie von ihrer letzten Krankheit ergriffen wurde. Ihr Abschied von dieser Welt war ihres ganzen Lebens würdig. Vor allen Priestern und Klosterfrauen that sie ein öffentliches Sündenbekenntniß, ließ sich ein Bußkleid anlegen, und streute Asche auf ihr Haupt. Dann ließ sie sich zur letzten Reise das heilige Nachtmahl reichen, und schied in Frieden von dieser Welt in jenes Land, wo Glaube und Hoffnung aufgehört haben, aber die Liebe ewig bauert. Es war am 14. März 968.

Ulrich von Augsburg.

(gest. 973.)

„Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi.“

(2 Tim. 2, 3.)

Im Jahre 890 wurde dem reichen und mächtigen Grafen Hubald von Dillingen im Schwabenlande ein Söhnlein geboren. Vater und Mutter freuten sich aber des neugeborenen nicht sehr, denn es war ein gar elendes und schwächliches Knäblein, und sie meinten nicht anders, als der Herr würde es bald wieder zu sich nehmen. Wider alles Erwarten gedieh aber das Kind, welches in der heiligen Taufe den Namen Ulrich erhalten hatte, zusehends, wuchs frisch empor, und wurde groß und stark. Und wie es wuchs, erkannten seine Aeltern, daß hohe Gaben des Geistes in ihm verborgen waren. Da brachten sie den Sohn nach dem berühmten Kloster St. Gallen, dessen Ordensmänner durch ganz Deutschland in großem Ruhme der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit standen. Und der Knabe nahm auch hier im Kloster immer mehr zu an Alter und Weisheit und Gnade, bei Gott und den Menschen. Als er nun ein stattlicher Jüngling geworden war, kehrte er in seine Heimath zurück. Adelbert, der Bischof der alten und berühmten Stadt Augsburg, sah den jungen Gottesgelehrten, und durchschaute sein tiefes Gemüth und den reichen Geist, und gewann ihn sehr lieb, und machte ihn alsbald zu seinem Kämmerer. Nach einer Zeit aber sandte er ihn als seinen Boten gen Rom. Als nun Ulrich vor dem Papste stand, fragte ihn dieser, wer er wäre, und da er alles mit Fleiß von ihm erkundet hatte, sagte er weiter zu ihm: „Dein Bischof hat das Zeitliche gesegnet, und der Herr will, daß du der Hirte seiner Heerde werdest.“ Ueber das Wort erschrak Ulrich fast sehr, verließ Rom, und zog nachdenklich wieder der Heimath zu. Als er nun zu Augsburg eintritt, vernahm er, daß Bischof Adalbert gestorben sey, aber auch, daß an seiner Statt Hilin auf den bischöflichen Stuhle erhoben war. Desß war er froh, und gedachte nun dem neuen Bischöfe ein treuer Diener zu seyn. Doch nach wenigen Jahren starb auch der, und nun wurde Ulrich

zum Bischofe von Augsburg gewählt, und vom Kaiser Heinrich, dem Vogler, bestätigt. Das geschah im Jahre 924.

Dazumal aber sah es im Bisthum der guten Stadt Augsburg gar anders aus, als zu der Zeit, da Ulrich auf seinem Rößlein gen Rom zog. Der Erbfeind des Reiches und der Christenheit, die wilden heidnischen Ungarn, waren nämlich kurz zuvor ins Land gefallen, hatten weder Mann noch Weib geschont, und überall gehaust, wie die unsauberen Geister. Die Kirchen und Klöster lagen wüste und verfallen, die Flecken und Dörfer standen leer, viele waren durch Feuer und Schwert zu Schutt und Asche gemacht, und auch die Mauern der Stadt Augsburg lagen in Trümmern. Ein Theil von des Bischofs Mannen war erschlagen, die andern lebten in Mangel und Elend; kurz, es ging ein großer Jammer durch das ganze Land. Ulrich aber war ein tapftrer Herr, der sich durch dies alles nicht schrecken ließ. Mit Gott fing er das schwere Werk des Wiederaufrichtens getrost an. Er sammelte seine zerstreute Heerde, und that ihr Handreichung in leiblichen und geistigen Gütern, so viel er nur konnte. Auch rief er geschickte Bauleute ins Land, und ließ die Kirchen und Klöster, die Flecken und Dörfer aus ihren Trümmern wieder aufbauen, also daß jeder zu seinem Heerde in Frieden zurückkehren konnte. Er selbst aber zog auf seinem Wagen, der mit Stieren bespannt war, umher im Lande, um überall selbst nach dem Rechte zu sehen. Die Priester hielt er zur Zucht und Ordnung an, predigte dem Volke, weihte die Kirchen und Bethäuser, handhabte Recht und Gerechtigkeit mit festem Arm, und war ein Rächer der Schuldigen, eine Zuflucht der Bedrängten und Hülfslosen. Darum ward sein Name hochgepriesen im Lande, und jeder rühmte den Bischof; und viel Volks von nah und fern folgte seinem Wagen, um das Angesicht des geliebten Lehrers zu sehen, und seine Stimme zu hören.

Desselbengleichen, wenn Ulrich daheim war zu Augsburg in seinem bischöflichen Sitze, war er auch nimmer müßig, sondern hielt alle Tage selbst den Gottesdienst, und berieth sich fleißig mit seinen Räthen über das Wohl seines Landes und Sprengels. Und, alles was er anfang, das gedieh durch Gottes Segen gar wohl. Darum hatte auch sein Name einen guten Klang nicht bloß im Schwabenlande, sondern weit drüber hinaus im ganzen deutschen Reiche, und der mächtige Kaiser Otto, Heinrichs des Voglers großer Sohn, hielt ihn gar werth, und nannte ihn seinen treuen Freund. Ulrich aber überhob sich

solcher hohen Freundschaft nicht, sondern blieb vielmehr ein gar demüthiger und leutseliger Herr. Alle Mittage hielt er offene Tafel. Niemals speis'te der Bischof, ohne daß für die Armen mitgedeckt war, ja für sie und für die fremden Gäste stand täglich das beste Gericht besonders auf seiner Tafel, welches er selbst nicht berührte. Denn obgleich in seinem Ballaste die Gastfreundschaft mit fürstlicher Freigebigkeit geübt ward, so lebte er selber doch sehr einfach, aß und trank nur gar wenig, schlief Nachts auf einem Strohlager, und stand auf, sobald der Tag graute, um im Gebete sich Kraft und Beistand für die Last des Tages von Gott zu erslehen. Kein Wunder, daß denn auch die Kranken und Gebrechlichen, die Krüppel und Lahmen von nah und fern an den bischöflichen Hof auf Krücken und Karren kamen. Sie wurden aber alle freundlich aufgenommen, und ebenso jeder Fremde; denn Ulrich gedachte der Worte: „Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherberget.“ Ja alle Tage, wenn er daheim war, wusch er zwölf Armen die Füße, nicht zum Gepränge, sondern aus rechter Herzensdemuth.

So hatte Bischof Ulrich wohl zwanzig Jahre in seinem Lande in Frieden gewaltet, und war ein Segen gewesen, beides für die, welche seinem weltlichen Arme untergeben waren, wie für die, deren Seelen er als ein treuer Hirte weidete. Da aber brachen schwere Trübsale über ihn und sein Volk herein; denn im Reiche selbst erhob sich Zwiespalt und Empörung, und von außen kam Krieg und Blutvergießen dazu.

Die Noth aber hub allererst damit an, daß Herzog Liutolf von Schwaben, Kaiser Ottos erstgeborener Sohn, sich wider seinen kaiserlichen Vater empörte. Dem fielen alle heimlichen Feinde des Kaisers zu, also daß die Flamme des Aufruhrs um sich griff im ganzen deutschen Reiche. Bischof Ulrich aber zweifelte keinen Augenblick, was er thun sollte, sondern stand fest zum Kaiser, stieß auch selbst mit den besten Fähnlein seiner Reifigen zum kaiserlichen Heere, etliche aber ließ er zurück zur Bewachung seiner Stadt. Da überfielen die Empörer mit großer Uebermacht das schöne Augsburg, erschlugen die schwache Wehr, und plünderten und verwüsteten, was sich seit einem Mannesalter aus Schutt und Trümmern wieder erhoben hatte. Ulrichs Herz aber blutete vielmehr über den unnatürlichen Krieg zwischen Vater und Sohn, der nun immer heftiger entbrannte, als über den schweren Verlust, den er selbst erlitten. Und weil er gedachte, daß er ein Vote des Friedens wäre, so fühlte er sich auch viel mehr zum

Bermitteln und Versöhnen berufen, denn zum Dreinschlagen mit dem Schwerte. Darum beschwor er beide, Vater und Sohn, vom Kampfe abzulassen, denn Gott habe ihnen Land und Leute gegeben, nicht um sie zu verderben, sondern um sie zum Guten zu führen. Dem Liutolf aber hielt er nachdrücklich seine schwere Sünde vor, daß er sich wider seinen Herrn und Vater aufgelehnt habe. Das drang dem harten Manne durchs wilde, ungestüme Herz, und er ging hin und unterwarf sich seinem kaiserlichen Vater von neuem. Darüber war Freude bei allen frommen Herzen, und jedermann meinte, es werde nun wieder Friede seyn im Lande. Gott aber hatte es in seinem Rathe anders beschlossen.

Raum nämlich hatten die Erbfeinde des Reiches, die wilden Ungarn, von dem unglückseligen Streite zwischen Vater und Sohn vernommen, als sie beschlossen, sich denselben zu Nuze zu machen. Mit großer Macht brachen sie auf, und ihre Horden fielen mit Ungeßüm ins deutsche Land, zogen mit Feuer und Schwert durch Baiern und Schwaben bis hin zum fernen Schwarzwalde, mordeten, plünderten und brannten nieder, und Niemand mochte ihnen widerstehen. Da war der Jammer groß im deutschen Reiche. — Wider solchen Feind zog Ulrich auch das Schwert; denn er war zugleich ein tapferer Herr, und in seinen Adern floss gutes Ritterblut. Er sammelte seine Mannen hinter den Mauern seiner Stadt, und verschanzte sich wohl. Von den Thürmen aber sahen sie ringsum den Himmel in loher Gluth, und aus gar vielen Dörfern die hellen Flammen aufsteigen. Bald zog auch ein großer Haufen der Ungarn vor Augsburg, und belagerte es. Dem tapfern Bischof aber entfiel das Herz nicht, sondern er rief seinen Herrn an, und war bereit, so es seyn mußte, mit seiner Heerde zu sterben. Darauf legte er sein bischöfliches Gewand an, stieg hoch zu Roß, und führte die Seinen selbst zum Ausfalle auf den grimmigen Feind. Als bald umsausten ihn die Schleudersteine und Pfeile der Ungarn, aber er blieb unerschrocken. Und ob sie manchem tapfern Manne den Tod brachten, Gott deckte den frommen Knecht mit seinem Schilde, also, daß der Bischof unverseht blieb. Nachdem er nun dem Feinde großen Schaden gethan, kehrte er mit den Seinen zur Stadt zurück, und war tüchtig auf dem Plane, ging selbst auf den Mauern umher, ordnete die Bertheidigung, stärkte und ermutigte die Seinen, und ermahnte sie, auszuharren bis ans Ende. Und da die Noth am größten war, war auch die Hülfe am nächsten. Denn als Kaiser Otto von der Noth seines treuen Bischofs vernommen hatte, zog er daher mit einem großen Heere.

Da mußten die Feinde ablassen von der Belagerung, und der Kaiser schlug sie in der großen Ungarnschlacht auf dem Lechsfelde unweit Augsburg so gänzlich aufs Haupt, daß von ihrer großen Menge nur wenige entkamen, und sie fortan Frieden halten mußten. Das ist geschehen am 10. August des Jahres 955.

In der Schlacht aber waren des Bischofs Bruder Dietbald und sein Neffe Regimbald, und noch manche seiner Anverwandten gefallen. Da ging der Bischof hinaus aufs Schlachtfeld, und suchte die Leichen seiner Angehörigen, und bestattete sie feierlich im Dome zu Augsburg, wie es sich für Helden geziemt, die im Kampfe für das Vaterland und Christenthum gefallen sind. Aber viel mehr hatte Ulrich noch zu betrauern, als den Tod der Seinen; denn er sah nun abermals alles um sich her zerstört, wie einst beim Antritte seines Amtes, und seine Jugendkraft war nun auch dahin. Dennoch blieb er stark in der Kraft Gottes, und fing rüstig an, seine zerstreute Heerde zu sammeln, das Verwüstete wieder aufzubauen, und die tiefen Wunden seines Volkes zu heilen. Und wiederum war Gott mit ihm in allem, was er that.

So lebte und regierte der fromme Bischof noch geraume Zeit zum Muster und Vorbilde der Seinen. Als er aber alt und hochbetagt war, faßte ihn das Verlangen, noch einmal nach Rom zu gehen, und an der Stätte zu beten, wo ihm zuerst sein Bisthum verheißen war. Und ob er schon bereits 80 Jahre auf seinem Rücken trug, scheute er doch das Ungemach der weiten und beschwerlichen Reise nicht. Ein saurer Weg wars aber; denn dazumal gab es noch keine Chaussees und Eisenbahnen. Dennoch reisete der starke Greis, bis er gen Rom kam. Darauf ging er nach der festen Stadt Ravenna in Italien, wo gerade Kaiser Otto sich aufhielt, und bat diesen, er wolle ihm versprechen, seyn Bisthum, wenn er nun bald zu seinen Vätern versammelt seyn werde, seinem andern Neffen Adalbert zu geben, welches ihm auch der Kaiser mit Freuden gewährte. Nun kehrte Ulrich wieder heim gegen Augsburg, und meinte mit der Welt fertig zu seyn, und begehrte sein Haus zu bestellen. Sein Grab hatte er sich schon längst graben lassen, und pflegte an dieser Stätte oft zu beten. Aber das Maaß seiner Trübsale war noch nicht gefüllt. Wem der Herr starke Schultern gegeben hat, dem giebt er auch viel zu tragen. Sein Nefse Adalbert, auf welchen er hoffte, starb vor ihm in der Fülle seiner Kraft. Das war für den greisen Kreuzträger zu guter Letzt noch ein schweres Leid; aber er trug es männlich. Bald darauf kam auch die Nachricht, daß der gute

Kaiser Otto gestorben wäre. Des wurde sein Herz voll neuer Trauer; denn er war dem kaiserlichen Herrn ein treuer Freund gewesen sein Leben lang. Darum wurde er nun auch lebenssatt, und sehnte sich nach Ruhe, wie ein Krieger nach dem Streit. Doch aber wollte er als ein treuer Knecht seines Herrn wirken, so lange es Tag war, und hielt noch alle Tage Gottesdienst, und ließ sich, als ihm das Gehen zu schwer fiel, zur Kirche tragen.

Gott, der Herr, aber schaffte, daß sein Stündlein nun bald vorhanden war. Als er sein Ende nahen fühlte, befahl er, daß alles von ihm gebracht werde, was er noch besaß an fahrender Habe und Kostbarkeiten. Aber es war wenig. Darauf sah er es an, und sagte: „Was hat mir dieses alles nun genützt?“ und gab es hin, daß es unter die Armen vertheilt würde. Dann redete er noch etliche Worte des Trostes mit denen, die um ihn standen, verzieh seinen Feinden, gab Allen seinen Segen, und verschied, als eben die ersten Strahlen der Morgensonne in sein Gemach drangen. Es war am 4. Juli des Jahres 973. Drei und achtzig Jahre hat die Zeit seiner Erdenwallfahrt gewährt, und fünfzig Jahre hindurch hat er fromm und gerecht auf dem Bischofsstuhle gesessen. Er ist bewährt erfunden worden in guten und bösen Tagen; darum soll sein Andenken in Ehren gehalten werden, als ein Beispiel von einem rechten Hirten und getreuen Knechte, der ausharrte bis ans Ende.



Conrad.

(gest. 976.)

„Und Jonathan und David machten einen Bund mit einander; denn er hatte ihn lieb wie sein eigen Herz.“ (1 Sam. 18, 3.)

Der Herr pflegt häufig noch jetzt, wie in den Tagen seines Fleisches, seine Jünger je zween und zween zu senden. Er weiß wohl, warum er das thut. „Ein treuer Freund ist ein starker Schutz,“ sagt schon der weise Sirach. So stand auch der fromme Bischof Ulrich von Augsburg, dessen Leben wir eben beschrieben haben, nicht allein in jener trüben Zeit. Gott hatte ihm einen trauten Herzensfreund bescheert, der wohnte drüben am schönen Bodensee, und war Bischof in der Stadt Constanz. Mit diesem seinem Conrad war er Ein Herz und Eine Seele. Die beiden hatten einen Bund mit einander gemacht, wie einst Jonathan und David. Sie waren sich gleich in Demuth und brünstiger Liebe. Oft zog Conrad gen Augsburg, sich mit dem Freunde zu legen, und dann kam Ulrich wieder herüber zu ihm nach dem schönen Constanz. Solche Besuche waren die Festzeiten ihres Lebens. Wie die Brüder wohnten sie dann zusammen, und erbauten sich einer am andern durch lehrreiche Gespräche und brünstiges Gebet. Und dieses Freundschaftsbündniß war Gott und Menschen wohlgefällig; denn wie es zur Ehre des Herrn geschlossen war, so diente es auch zur Verherrlichung seines Namens. Die beiden Freunde beriethen sich mit einander über das Wohl ihrer Kirchen und des ganzen Gottesreiches, tauschten ihre geheimsten Herzenserfahrungen aus, und gingen nach jedem Besuche mit neuer Kraft und frischerem Glaubensmuth an ihr schweres Werk, die Heerde Christi zu weiden. Da ist's wohl billig, daß wir neben Ulrich auch berichten, was uns von seines Freundes Leben aufbehalten geblieben ist.

Von Geburt war Conrad ein hochgestellter Mann. Er stammte aus dem uralten, hochadligen Geschlechte der Welfen, das schon damals einen großen Namen hatte im ganzen deutschen Reiche, und aus dem nachmals große Fürsten und mächtige Könige entsprossen sind. Höher aber noch, als durch edle Geburt, stand er durch edlen Sinn. Seine Jugendbildung erhielt er auf

der Schule zu Constanz, die unter der Leitung des ehrwürdigen Bischofs Noting eines hohen Ansehens genoß. Der hochbegabte Jüngling ließ sich weder durch den Ruhm seiner Familie, noch durch die Lockungen seiner Reichthümer verstricken, sondern diente Gott mit großem Ernste und demüthiger Liebe. Schon seiner äußern Gestalt konnte man es ansehen, daß all sein Einmen auf die Ewigkeit gerichtet war. Doch war der stille Ernst seiner Züge mit jener seltenen Heiterkeit des Gemüthes gepaart, mit jenem tiefen Frieden, der aus dem Bewußtseyn vollkommener Versöhnung mit Gott entspringt, und durch keine Lebensereignisse vernichtet werden kann. Eine heilige Einfalt war über sein ganzes Wesen, über alle seine Handlungen ausgegossen, und Sanftmuth und ungeheuchelte Demuth gaben seiner ganzen Erscheinung jene hohe Würde, welche nur den Auserwählten eigen und über allen Glanz erhaben ist, den weltliche Größe zu geben vermag. Wer ihn nur sah, fühlte sich augenblicklich von hoher Ehrfurcht, zugleich aber auch von vollem Zutrauen und unbedingter Hingebung erfüllt; so offen schauten Menschenliebe und Leutseligkeit aus seinen Blicken.

Der Bischof Noting erkannte den Schatz, den Gott seiner Kirche in diesem Manne gegeben hatte, und ließ ihn zum Propste am Dome zu Constanz erwählen, welches die höchste Stelle an dieser Kirche war. Bald darauf im Jahre 934 starb der fromme Bischof, und das ganze Land war voll tiefer Trauer. Bischof Ulrich reisete von Augsburg hinüber nach Constanz, um den dahingeschiedenen Freund zu bestatten. Nun hatte Ulrich, wie wir wissen, ein gutes Gerücht, nicht bloß daheim, sondern auch weit umher in fernem Landen. Darum bat ihn die trauernde Gemeinde, er möge ihr anzeigen, wen sie zum neuen Bischof wählen sollten. Da versammelte Ulrich Priester und Volk, und redete zu ihnen: „Wählet Conrad, den Propst! denn sein Wandel ist untadelig. Er ist ein Bischof, wie der Apostel ihn beschreibt.“ Und als er so redete, stimmte ihm die ganze Gemeinde zu, und rief wie aus Einem Munde: „Gott hat uns einen Bischof gegeben nach unserm Wunsch und Gebet.“ Also ward Conrad Bischof von Constanz, und Ulrich sein vertrautester Freund.

Die Gemeinde aber hat es nimmer bereut, daß sie dem Rathe des Gottesmannes von Augsburg zugefallen war. Conrad wurde ein wahrer Hirt und Bischof seiner Heerde, und die Armen priesen ihn als ihren rechten Vater. Aus seinem eigenen Säckel baute er ein Hospital in der Stadt Constanz, darin zwölf

Arme eine beständige Freistätte fanden, und in welchem jedem Dürstigen, der anklopfte, aufgethan, und er mit Speise und Trank erquickt, mit Hülfe und Rath entlassen ward. Doch damit war's ihm noch lange nicht genug. All sein Geld und Gut gehörte dem Herrn. Drei Kirchen hat Conrad von demselbigen erbaut, die Moriz-, die St. Pauli- und die St. Johanniskirche. Für bedürftige Priester stiftete er außerdem viele Freistellen. So gebrauchte er alle seine Reichthümer zur Ehre Gottes, und gab mit vollen Händen, wo nur immer dieselbe gefördert werden konnte. Als er aber sein Bisthum wohl geordnet hatte, überkam ihn die Sehnsucht, das Land der Verheißung zu schauen, wo alle Patriarchen und Propheten und die Füße des Herrn selbst einst gewandelt hatten. Und der Herr gewährte seinem Knechte, wonach sein Herz sich sehnte. Er fuhr über's Meer gen Jerusalem, stärkte seinen Glauben an dem, was er gesehen, und kehrte wohlbehalten wieder in sein Vaterland zurück. Hier fuhr er fort, wie er begonnen, mit großer Treue die ihm befohlene Heerde zu weiden. Sein Freundschaftsbündniß mit Ulrich wurde aber je länger, je inniger. Und der Herr vergönnte beiden, als treue Gesellen lange mit einander in seinem Weinberge zu arbeiten. Als aber endlich im Jahre 973 Ulrich in die ewigen Hütten hinübergerufen ward, da wurde es auch dem Conrad so einsam auf der Erde, und er sehnte sich herzlich nach dem Ende seiner Pilgerschaft. Und Gott ließ ihn nicht lange mehr harren. Schon nach drei Jahren durfte er dem Freunde folgen. Es war am 26. November des Jahres 976, als er sanft und selig entschlummerte, um dort zu erwachen, wo keine Trennung mehr seyn wird.

Mothesius von Verona.

(gest. 979.)

„Doch ihr haltet mir es wohl zu gut; denn ich eifere über euch mit göttlichem Eifer.“ (2 Cor. 11, 1. 2.)

Dem Manne, dessen Leben wir jetzt schildern wollen, war von Gott nicht jene still wirkende, unverdrossen leidende, alles

dulbende, alles hoffende Liebe gegeben, die durch Sanftmuth die Welt besieget, wie sie dem hohen Freundes-Vaare Ulrich und Conrad als Erbe und Theil zugefallen war. Die göttliche Weisheit hatte ihm ein anderes Pfund gegeben, mit dem er wuchern sollte, einen Geist des Kampfes, nach welchem er allezeit gegen die Feinde Gottes zu Felde lag; eine männliche Heldenseele, die nicht zum Dulden, sondern zum offenen, rückhaltlosen Widerstande geschaffen schien; ja einen ungestümen Eifergeist, in dem er hätte Feuer vom Himmel auf die Widersacher Gottes herabfließen mögen. So war das Rüstzeug beschaffen, welches sich Gott erwählt hatte, um es in der dunkelsten Zeit seiner Kirche auf den dunkelsten Punkt hinzustellen. Kein Wunder denn, daß des Bischofs Rotherius Leben nicht sanft und eben dahinfließ, einem Bache gleich, der die Fluren tränkt, sondern daß es, wie ein brausender Gebirgsstrom durch Klippen und Felsen sich den Weg brechen mußte. Ja, Klippen und Felsen hatte er vor sich niederzuwerfen von Anfang seines Mannesalters bis zum letzten Athemzug, wie er selber von sich in einem Briefe schreibt: „Von der Quelle meiner Kindheit bis zur Mündung meines Greisenalters bin ich durch zahllose Felsen hindurch geschleudert.“ Rotherius hatte die gleiche Lebensaufgabe, wie Claudius von Turin, nur daß alles, was von jenem erzählt ist, von ihm in noch höherem Grade gilt. Die Zeiten waren jetzt, nach mehr als einem Jahrhunderte, noch viel dunkler geworden; — das Verderben der Kirche war noch höher gestiegen; — so war auch sein Kampf noch heißer und härter, als der seines Vorgängers. Doch nicht bloß dies. Mehr noch als jener, hat er im ernstesten Streite auf Tod und Leben oft auch der rechten christlichen Besonnenheit vergessen, und sich von bitterer Hefigkeit, von zerstörendem Ungestüme hinreißen lassen. Wir mögen das tief beklagen, dürfen aber keinen Stein auf ihn werfen. Gott allein weiß, wie wir in gleicher Lage als Streiter Christi gelitten haben würden.

Rotherius war aus dem Lüttich'schen gebürtig, und anfangs Mönch zu Laubes oder Lobbes. Als sein geistlicher Oberhirt, Hilduin, der Bischof von Lüttich, von seinem bischöflichen Stuhle vertrieben ward, zog der junge Mönch, ein glühender Eiferer für die Ehre Gottes, mit ihm nach Italien. Hier wurde er im Jahre 932 zum Bischof von Verona gewählt. In Italien war der Heerd des Verderbens der Kirche. Hier kam es damals nicht selten vor, daß die Geistlichen und Bischöfe mit Sporn und Schwert vor den Altar traten, denn die wüsthften

Gefellen aus dem rohen Ritterstande suchten in den Kirchenämtern die Mittel zu einem üppigen Leben. Ja oft konnte man, wenn der Priester das heilige Sakrament des Leibes und Blutes Jesu Christi verwaltete, an ihm die offenbaren Spuren sehen, daß er stracks aus der Schenke zum Altare gegangen war. Das war zur selben Zeit, wo in Rom etliche Päpste nacheinander auf dem Stuhle Petri saßen, welche unter dem Regimente von Weibern standen, die man bei ihrem rechten Namen zu nennen sich scheuet, und welche dennoch als Häupter der ganzen Christenheit schalteten und walteten. Wider solches Treiben erhob nun Rotherius mit heiligem Eifer die Waffen des Geistes. Es war, wie wenn er in ein Wespenneß geschlagen hätte. Kaum war er ein Jahr Bischof, als er schon vom Könige Hugo abgesetzt und nach Pavia verbannt wurde. Hier hielt man ihn sogar lange Zeit in strenger Haft. Ein Vorwand, den unbequemen Prediger los zu werden, hatte sich bald gefunden. Man gab ihm auf den Kopf schuld, daß er die Baiern wider den König Hugo in's Land gerufen habe. Rotherius selbst klagt nach jahrelangen, schweren Leiden aus seinem Kerker heraus: „Die ganze Welt hat sich in dieser Verfolgung gegen mich verschworen. Mir ist, als ob gar kein so Gerechter lebe, welcher sich nicht gegen mich als ein Unbilliger bewiesen habe, und das geht vom Höchsten bis herab zum Niedrigsten.“ Endlich schien's, als ob seine Widersacher zum Schweigen gebracht wären. Er gelangte wieder in Besiz seines Bisthums. Aber er sollte einmal nach Gottes Rath immer im Streit seyn, und seine Tage, wie die eines Tagelöhners. Bald wurde er zum zweiten Male durch Manasses, den Erzbischof von Mailand, vertrieben, der sich wider Recht und Gesetz zum Bischof von Verona aufwarf. Jetzt ging der Vielgeplagte nach seinem Vaterlande zurück. Durch Bruno, des Erzbischofs von Köln, Betreiben, ward er zum Bischof von Lüttich gewählt. Aber auch hier konnte man seinen Ernst und Eifer in Lehre und Leben nicht tragen. Er mußte wiederum nach Italien flüchten. Kaiser Otto I. verhalf ihm hier im Jahre 961 zum dritten Male zu seinem Bisthum Verona. Doch zum dritten Male ward er von dannen getrieben. Dem verweichlichten Volke schien sein Wesen gar zu strenge und ungestüm. Die Geschichte lehrt: je gesunkener ein Volk ist, mit um so größerer Schonung will es behandelt seyn. Nun pilgerte Rotherius nach Frankreich, wo er endlich nach einem Leben voll Mühe, Arbeit und unaufhörlicher Kämpfe im

Jahre 974 durch den Tod erlöst, und zur ewigen Ruhe eingeführt ward.

Das wäre in flüchtigen Zügen ein kurzer Abriß von seinem äußern Leben. Wir sehen, der fromme Mann hatte Ursach, mit dem Erzvater Jakob auszurufen: „Wenig und böse ist die Zeit meines Lebens gewesen!“ und den 73. Psalm, welcher bekanntlich das Pöbelverlein wider Aergerniß an der Gottlosen Glück enthält, hat er gewiß schier auswendig gewußt. Haben wir aber gesehen, was Rotherius zur Ehre des Herrn gelitten, so werfen wir jetzt auch noch einen Blick darauf, wie er gestritten hat.

Als er sein Bischofsamt antrat, war eben alles faul in den Zuständen der Kirche. Den meisten Kampf hatte er mit den Geistlichen selber. Seit etwa hundert Jahren hatten diese angefangen, sich zu sogenannten Domkapiteln zu vereinigen. Zweck derselben sollte gemeinschaftliches Gebet und Studium der heiligen Schrift seyn. Diese Domkapitel bestanden noch; aber der ursprüngliche Zweck war vergessen. Der lief vielmehr jetzt auf Fressen und Saufen, Schlemmen und Prassen hinaus. Die Domkapitel hatten sich der Verwaltung der Kirchengüter bemächtigt, und von aller bischöflichen Aufsicht unabhängig gemacht. Es war eine saubere Sippchaft. Der Ritterstand war damals größtentheils in tiefe Rohheit versunken. Nun waren's fast lauter Leute hohen Standes; ja, wer nicht vom Adel war, den duldeten sie gar nicht unter sich. Sie vertheilten unter sich die reichen Einkünfte der Kirchen, und ließen den eigentlichen Dienst an denselben von Anderen verrichten, die kärglich genug besoldet wurden. Und das waren dann auch meist Miethlingsseelen. Es klingt fast unglaublich, mit welcher Rohheit der Geistlichen Rotherius zu kämpfen hatte. Er mußte seine Geistlichen ermahnen, aus den Schenken zu bleiben, nicht betrunken vor dem Altare zu erscheinen, keine Hunde und Falken zur Jagd zu halten, keine Waffen zu führen, Raufereien zu meiden, u. s. w. Daß es an dem heftigsten Widerspruche nicht fehlen würde, ließ sich kaum anders erwarten. Mit dem maßlosesten Hohn und Hasse wurde er bereits verfolgt, und, wie wir bereits gesehen haben, unterlag er auch in diesen Kämpfen. Seine vereinzelte Stimme konnte nicht durchdringen. Die Zeit war noch nicht erfüllet, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hatte, um in der so gräulich verwilderten Kirche ein Neues zu schaffen. Aber die Stimme eines Predigers in der Wüste ist Rotherius doch

gewesen. Er hat laut gerufen, und nicht geschont; er war kein stummer Hund, sondern hat treulich gezeuget für die Wahrheit. Es ist aber des Herrn Sache, seinen Knechten den Sieg zu geben.

Wie nun gegen die gräuliche Verwüstung des christlichen Lebens, so hat der rüstige Streiter mit gleichem Muthe auch gegen den gleich großen Verfall der christlichen Lehre gekämpft, obschon auch hier scheinbar ohne Erfolg. Vor allen Dingen ging sein Streben dahin, den Leuten die Beschaffenheit und die Bedingungen der wahren Buße wieder an's Herz zu legen. Es wurde von der Geistlichkeit ein schändlicher Mißbrauch mit der Absolution getrieben, und das Volk durch solchen Ablass immer mehr in seinen Sündenwegen bestärkt. Rotherius nannte solche Geistliche mit Recht: Seelenmörder, und verordnete, daß Niemanden, wer es auch sey, ohne rechte Buße Absolution ertheilt werde. Da klagten ihn jene Bauchpaffen an, daß er den Leuten den Weg zum Himmel zu schwer mache. Freilich auf die Weise, wie sie es trieben, konnten sie auch nicht hinein kommen. Ueberhaupt wies Rotherius mit Ernst und Nachdruck die Richtigkeit alles bloß äußerlichen Werkes und Wesens nach. Er kämpfte wider die, welche sich für das Fasten in einer bestimmten Zeit durch Nausch und Schwelgerei zu andern Zeiten zu entschädigen suchten, so wie gegen den todten Glauben, welcher der Theilnahme an dem bloß äußerlichen Gottesdienst einen Werth beilegt, und bestritt auf das eifrigste die schriftwidrige Lehre, welchen allen getauften Christen doch zuletzt die Seligkeit verheißt, wenn sie die Strafen des Fegefeuers erlitten haben. Er verwarf alles Vertrauen auf irgend eine Art von guten Werken, als könnten diese den Menschen an und für sich, ohne Zusammenhang mit seiner ganzen sittlichen Gesinnung, vor Gott, angenehm machen, und bestritt überhaupt, daß irgend ein Werk ein gutes zu nennen sey, das nicht aus herzinniger Liebe zu Gott und den Menschen entsprungen sey. „Thuet das Gute,“ rief er, „nicht um eülen Ruhmes, sondern um des Gesetzes willen, und aus inniger Theilnahme an der menschlichen Noth! Von der Gesinnung allein hängt alles ab; und wer so arm ist, daß er nichts zu geben hat, kann doch sich selbst geben, das heißt: sein Herz und seine Liebe.“

Das waren die christlichen Grundsätze des frommen Bischofs von Verona. Zwar hat er nicht mit klaren, unzweideutigen Worten ausgesprochen, daß die Erlösung des Menschen von

Sünde, Tod und Teufel allein geschieht durch die Gnade Gottes in Christo Jesu; aber er hat doch sein Leben lang davon gezeugt, daß des Christen Verhältniß zu Gott nicht abhängig ist von äußern Dingen, von Zeit oder Ort, noch von bloß äußerlichen Handlungen, die mit der innern Gesinnung nicht in Verbindung stehen, sondern allein von der Richtung des Gemüthes und Herzens zu Gott. Für die Behauptung dieser Wahrheit hat er ein friedeloses Leben hienieden geführt, und ist in rastlosen Stürmen umhergeworfen. Darum feiern wir mit Recht sein Andenken, als eines Vorläufers der Reformation schon im zehnten Jahrhundert. Daß er dabei ein Sünder war, wie wir Alle, das wissen wir, und fordern darum von ihm nicht Vollkommenheit; wir danken aber Gott mit demüthigem Herzen, daß er durch seinen Knecht Rotherius, auch in dieser dunkelsten Zeit der Verkehrung evangelischer Wahrheit, etliche helle Strahlen ächter evangelischer Erkenntniß hat ausgehen lassen.

Adalbert von Prag.

(gest. 997.)

„Siehe da das Land vor dir, das der Herr, dein Gott, dir gegeben hat; ziehe hinaus, und nimm es ein, wie der Herr, deiner Väter Gott, dir geredet hat! Fürchte dich nicht, und laß dir nicht grauen!“ (5 Mos. 1, 21.)

Das sind Worte, die Moses, der Knecht Gottes, redete zum ganzen Israel, jenseit des Jordans in der Wüste, auf dem Gefilde, gegen dem Schilfmeer. Im Glauben hatte er das Canaan bereits eingenommen. Er selbst aber durfte nach Gottes Rathe das verheißene Erbe nur von ferne sehen. So hat auch Adalbert ein großes Land dem Herrn erobert, aber den Sieg nur erst im Glauben gefeiert. Er wird der Apostel der Preußen genannt; und doch ruhte die Mission noch zwei Jahrhunderte hindurch in diesem Lande, nachdem er es mit seinem Blute gedüngt hatte. Er selbst konnte nur farge Frucht seines Wirkens schauen, Aber sein Glaube sah nicht auf das

Sichtbare, sondern hielt sich fest an die Verheißung, und zweifelte nicht. Und so ist sein Glaube denn auch recht eigentlich der Bezwingen des wilden Preußenvolkes gewesen. Es mußte aber viel Märtyrerblut fließen, ehe es in diesem Lande mit der Verkündigung des Evangeliums auch nur einmal zu einem Anfange kam. — Betrachten wir jetzt das Leben des ersten dieser Märtyrer auf altpreussischem Boden näher mit einander!

Udalbert wurde im Jahre 956 zu Prag geboren. Er stammte aus einer gräflichen Familie des Landes. Sein Geschlecht zählte zu den edelsten Böhmens. Als Knabe ward er nach Magdeburg zum Erzbischof Udalbert geschickt, damit er unter dessen Leitung seine Jugendbildung erhielte. Darauf lehrte er in sein Vaterland zurück. Im Jahre 683 empfing er die priesterliche Weihe von der Hand Dithmars, des Bischofs von Prag. Die Hand, die ihn weihte, war ein unreines Gefäß vor dem Herrn. Dithmar starb bald darauf in Verzweiflung. Er stieß auf dem Todtenbette ein fürchterliches Geschrei aus, daß er verdammt wäre, weil er die Pflichten seines Amtes vernachlässigt, und in wilder Leidenschaft der Ehre und Lust dieser Welt nachgejagt habe. Nach Dithmars Tode ward Udalbert Bischof an seiner Statt. Er hatte seinen Vorgänger sterben sehen, und war bei jenen Ausbrüchen der Verzweiflung von tiefem Schauer ergriffen worden. Nie verwischte sich der Eindruck jenes schauerlichen Sterbelagers in seiner Seele. Er wurde ihm zu einem immerwährenden Sporn, die Pflichten seines Amtes mit um so gewissenhafterer Treue zu erfüllen. Man sagt, daß er seit dem Antritte seines Amtes nie wieder gelächelt habe. Als man ihn einst um die Ursache befragt, habe er erwidert: „Es ist eine leichte Sache, eine Bischofsmütze und ein Kreuz zu tragen; aber vor dem Richter der Lebendigen und der Todten von einem Bisthum Rechenschaft ablegen, ist eine fürchterliche Sache!“ Sein Bisthum lag aber auch zu der Zeit gar sehr im Argen. Ein Theil seiner Bewohner waren noch blinde Götzendiener, der andere war wenig besser, zwar auf Christum getauft, aber ohne einen Funken von Christi Geiste. Da hatte Udalbert bei dem Ernste seiner Gesinnung einen gar schweren Stand. Sein glühender Eifer, seine Geduld und Standhaftigkeit wurden schwer geprüft. Vielleicht auch mochte er zu wenig Rücksicht auf die Schwachheit des rohen Volkes nehmen. Er mußte mehrmals der ihm anvertrauten Heerde die Kirchengemeinschaft auf-

kündigen, und die Flucht ergreifen. Dann pflegte er im Lande Italien bei dem gottseligen Nilus, von dessen Leben im Folgenden berichtet ist, Ruhe zu suchen, Der Papst aber nöthigte ihn immer wieder, zu seiner Heerde zurückzukehren, die wohl eher eine Heerde von Wölfen zu nennen war. Er wurde jedoch stets wieder aufs neue vertrieben.

So hatte er bereits zum dritten Male von seiner Gemeinde in großen Schmerzen Abschied genommen, da lenkte er seine Schritte nach Ungarn, um den Samen des Evangeliums, der in diesem Lande eben zu keimen begann, wenn es Gott gefiele, zu pflegen und zu hüten. Anfangs wurde er hier mit Freuden aufgenommen. Geisa, der Fürst der Ungarn, hatte sich, durch den Einfluß seiner christlichen Gemahlinn dazu vermocht, taufen lassen, und begehrte nun Glaubensboten, die das Werk weiter führen sollten. Bald aber ward ihm der Prediger der Gerechtigkeit sehr lästig. Es ging dem Fürsten, wie einst dem Landpfleger Felix, als Paulus anfing zu reden von der Gerechtigkeit und der Keuschheit und vom zukünftigen Gerichte. Selbst der Fürstinn dünkten Adalberts Reden zu hart; kurz er fand weder am Hofe, noch beim Volke den rechten Boden. Dennoch war er nicht vergeblich nach Ungarn gekommen; sondern des Herrn Hand hatte im Verborgenen mit ihm ausgerichtet, wozu er ihn gesandt hatte. Stephanus, der junge Sohn des Fürstenpaares, der nachmals König von Ungarn wurde, führt in der Geschichte den Beinamen, der Heilige, weil er am meisten dazu beigetragen hat, daß die Kirche Christi in seinem Reiche gegründet worden ist. Das war das Samenkorn, welches Adalbert im Verborgenen gepflanzt, und welches hernachmals aufgehen und so herrliche Frucht bringen sollte. Denn gewiß ist, daß seine Reden und seine Ermahnungen, so wie sein ganzer Umgang, einen tiefen Eindruck in dem Gemüthe des jungen Mannes zurückgelassen hatten.

Von Ungarn nun trieb den Bischof sein glühender Eifer zum heidnischen Volke der Preußen. Ihr Land längst der Ostsee und jenseits der Weichsel lag noch in gänzlicher Finsterniß und tiefem Todesschatten. Keines Menschen Mund hatte einen Laut von der frohen Botschaft bis hierher getragen. Im März des Jahres 997 machte er sich mit seinem Jünglinge Gaudentius und dem Priester Benedikt auf den Weg. Er wandte sich zuerst an Boleslav I., den Herzog von Polen, einen warmen Bekenner des Christenthums. Der billigte nicht nur seinen Plan, sondern rüstete ihm auch ein Schiff aus, und gab ihm dreißig

Soldaten zur Schutzwehr mit. Mit diesen schiffte Adalbert die Weichsel hinab bis gen Danzig, und begann hier von Christo zu predigen. Seine Predigt war auch nicht vergeblich, so daß sich nicht wenige taufen ließen. Bald aber litt es ihn nicht länger an diesem Grenzorte nahe bei dem eigentlichen Ziel seines Strebens, dem finstern Preußenlande. Er bestieg das Missionschiff aufs neue, und schiffte weiter. Als er aber im frischen Haff gelandet war, sandte er Schiff und Mannschaft sammt der Schutzwehr zurück. Als Bote des Friedens begehrte er keinen andern Schutz, als den der himmlischen Heerschaaren, den Gott seinen Dienern verheißten hat. Er wollte alles vermeiden, was Argwohn bei den Heiden hätte erregen können. Nur Benedikt und Gaudentius behielt er bei sich. Auf einem Rahne begaben sich die drei von hier aus nach der Insel, welche der Pregel bei seiner Mündung bildet. Kaum aber waren sie ans Land getreten, als die Grundbesitzer mit Knütteln herbeieilten, um sie wegzutreiben. Adalbert empfing von einem derselben einen so heftigen Schlag mit dem Ruder, das der Psalter, aus dem er gerade sang, seiner Hand entfiel, und er selbst zu Boden stürzte. Als er wieder zu sich kam, sprach er: „Herr, ich danke dir, daß du mich gewürdigt hast, wenigstens Einen Schlag für meinen gekreuzigten Heiland zu erdulden!“

Sie setzten nun an das andere Ufer des Pregel über, nach der Küste von Samland. Da gings ihnen anfangs nicht ganz so übel. Man schlug wenigstens nicht gleich mit Knütteln auf sie los. Ein Grundherr der Gegend, mit welchem sie zusammentrafen, führte sie in sein Dorf, in eine große Volksversammlung. Adalbert wurde gefragt, wer er sei, woher und weshalb er komme. Mit großer Sanftmuth erwiderte er: „Um eures Heiles willen bin ich hierher gekommen, damit ihr die tauben und stummen Götzen verlassen und euren Schöpfer erkennen möget, außer welchem kein anderer Gott ist. An den sollt ihr glauben, und durch ihn ewiges Leben und himmlische Freude empfangen.“ Doch die Heiden wollten von dem lebendigen Gotte nichts wissen, knirschten vielmehr vor Wuth mit den Zähnen, und droheten dem Glaubensboten mit ihren Knütteln. „Kommst du unverehrt von dannen,“ riefen sie, „so halt's für etwas Großes. Wollt ihr euer Leben retten, so macht euch schnell fort! denn in diesem Reiche haben wir nur Ein Gesetz und Eine Lebensweise. Wenn ihr, die ihr einem unbekannten Gesetze dienet, nicht noch in dieser Nacht ab-

fahrt, so möchte euch die neue Sonne um einen Kopf kürzer treffen.“ Die Missionare wurden denn auch ohne weitere Umstände in ihr Boot gesetzt, und mußten wieder hin, wo sie hergekommen waren. Sie gelangten wieder in einen Flecken, in welchem sie fünf Tage verweilten. Als am sechsten die Sonne ausging, setzten sie ihren Weg weiter fort. Sie mußten sich Bahn durch dichte Wälder brechen, sangen aber dabei Psalmen, und riefen den Herrn um seinen Gnadenbeistand an. Gegen Mittag gelangten sie in eine liebliche Gegend. Hier hielten sie für sich Gottesdienst, und Adalbert genoß das heilige Abendmahl. Darauf las er einen Abschnitt aus der Bibel, und sang mit den Gefährten einen Lobpsalm. Nun erst stärkten sie sich durch ein wenig Speise. Ermüdet von der beschwerlichen Reise, fielen sie bald darauf in einen tiefen Schlaf. Plötzlich wurden sie durch das Toben einer wüthenden Heidenschaar geweckt, und sahen sich gleich darauf in Fesseln. Sie hatten, ohne daß sie wußten, welchen Frevel sie damit in den Augen der Heiden begingen, das heilige Feld Homove betreten. Adalbert blieb ruhig, und sprach seinen beiden Begleitern Muth ein. „Betrübet euch nicht, meine Brüder!“ rief er ihnen zu. „Ihr wißt ja, daß wir solches leiden für den Namen des Herrn, dessen Macht über alle Macht, dessen Schönheit über alle Schönheit, dessen Gnade unaussprechlich ist. Was giebt es Herrlicheres, als das Leben hinzugeben für den theuren Jesus?“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er eine Lanze in seiner Brust fühlte. Ein Priester war aus der wüthenden Schaar hervorgesprungen, und hatte ihn niedergestoßen. Nun ließen auch die Andern ihre Wuth an ihm aus. Adalbert richtete sterbend Augen und Hände gen Himmel empor, betete für sein und seiner Mörder Heil, und verschied. Das geschah am 23. April des Jahres 997. Der Tod des Gottesmannes mochte auf die Heiden doch Eindruck gemacht haben; denn sie ließen seine Begleiter entkommen. Diese meldeten dem Herzoge Boleslav, was vorgefallen war. Der erhandelte von den Mördern den Leichnam des Märtyrers, und ließ ihn in der Stadt Gnesen ehrenvoll bestatten.

Der edle Samen, der diesem harten Boden anvertraut war, mußte lange liegen, ehe er aufging, und Frucht schaffte. Die Stunde der Erlösung war für die lieben Preußen noch nicht gekommen. Erst zweihundert Jahre später begann es auch in diesem finstern Lande Licht zu werden. Aber, wie es allein der Glaube Adalberts war, der den Sieg errang, so hatte dieser auch be-

reißt im Glauben den Sieg ersehen, und darum führt er den Beinamen: Apostel der Preußen.

Nilus, der jüngere.

(gest. 1005.)

„Suchet Gerechtigkeit, suchet Demuth, auf daß ihr am Tage des Herrn Vorrecht möget verborgen werden!“ (Jephan, 2, 3:)

Von der Verderbtheit, die um diese Zeit in ganz Italien herrschte, ist in der Lebensgeschichte des Rotharius schon genugsam berichtet worden. Rom war damals der Sitz der geistlichen Weltherrschaft, aber auch zugleich der Sitz alles Verderbens, aller Rohheit und alles Aberglaubens. Dennoch hat sich Gott auch in diesem Lande zu dieser Zeit nicht unbezeugt gelassen. Während im Norden Italiens der ungestüme Bischof von Verona mit Feuereifer für die Ehre seines Herrn stritt, verherrlichte ein anderer Knecht Gottes im Süden dieses Landes den Namen seines Meisters durch Sanftmuth und stilldulbende, demüthige Liebe. Es war Nilus, genannt der jüngere. Er stammte aus griechischem Geschlechte, und war zu Rossano in Calabrien geboren. Seine frommen Aeltern hatten ihn gleich nach seiner Geburt dem Dienste des Herrn geweiht, und gaben ihm eine dieser Bestimmung gemäße Erziehung. Von Kindheit an las er fleißig die heilige Schrift und die Lebensbeschreibungen frommer Männer. Dadurch wurde schon frühe ein Geist tiefer Frömmigkeit in ihm rege gemacht, der ihn trieb, das Sittenverderben in den Häusern der Großen zu fliehen, und die damals vielgebrauchten Amulette und Zauberformeln, und andern ähnlichen Aberglauben zu verabscheuen.

Der Jüngling Nilus hatte in seinem ernstesten Streben nach Gottseligkeit viele schwere, innere Kämpfe zu bestehen, in denen er zum Heil und Frommen Anderer reiche Erfahrungen einzusammeln Gelegenheit hatte. In dem Kampfe des Fleisches mit dem Geiste lag es den Christen damaliger Zeit besonders nahe, durch eigene Werke, Fasten und Kasteiungen, gerecht werden zu

wollen, und dadurch in geistlichen Hochmuth und mancherlei Schwärmerei zu gerathen. So stieg auch in Nilus Herzen unter seinen frommen Andachtsübungen oft der Gedanke auf: Blicke nach dem Altare, ob du nicht auch eines himmlischen Gesichts gewürdigt wirst! Vielleicht erscheint dir ein Engel, oder eine Feuerflamme, oder der heilige Geist, wie das anderen frommen Männern vor dir geschehen ist. Er erkannte aber die Stimme des Versuchers, und verschloß vor ihm die Augen. Um so eifriger gab er sich dagegen den Gefühlen der Buße hin. Oft kämpfte er so heftig mit sich, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann. Einst, als ihm seine Sinnlichkeit eine neue, schwere Versuchung bereitete, übermannte ihn dieselbe so, daß er sich im Gefühle seiner Ohnmacht mit zerknirschem Herzen auf die Erde warf, und den Heiland anrief: „Herr, du weißt, daß ich schwach bin; erbarme dich meiner und erleichtere mir meine Kämpfe! Und wie es der Herr noch stets den Aufrichtigen hat gelingen lassen, so riß er auch des Nilus Seele aus der Angst, die sie befangen hielt. Seine Kämpfe waren die Wehen der neuen Geburt. Er erkannte, daß der Geist durch Demüthigung des Herzens vor Gott, durch Erkenntniß der eigenen Schwäche und kindliches Vertrauen, viel mehr von dem Herrn erlangt, als durch Fasten und Kasteiungen. Sein Glaube war geläutert, der neue Mensch in ihm lebendig und kräftig geworden.

Als Nilus das männliche Alter erreicht hatte, ist er in den heiligen Ehestand getreten, und hat in demselben ein ruhiges Leben geführt in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit, bis zum Tode seines Weibes, der um's Jahr 940 erfolgte. Nun zog er sich von der Welt zurück, und nahm das Mönchskleid. Doch zog er mit diesem Kleide nicht Wertheiligkeit und Selbstgerechtigkeit an, sondern blieb vielmehr gar demüthigen Herzens sein ganzes Leben lang. Das Licht aber, welches in ihm leuchtete, mochte nicht verborgen bleiben. Der demüthige Mönch Nilus erwarb sich bald die allgemeinste Verehrung, und häufig kamen die angesehensten Männer des weltlichen, wie geistlichen Standes zu ihm, um ihn mancherlei Fragen vorzulegen. Nilus wußte bei solcher Gelegenheit für jeden die passendste geistliche Speise darzureichen. Offen und muthig sprach er von den Anforderungen des Christenthums an das Leben der Menschen, und warnte mit dem Eifer der Liebe vor einem falschen Vertrauen auf todtten Glauben. Eitlen, vorwichtigen Fragen war er abhold, und suchte von denselben auf das Eine, Nothwendige hinzuführen.

So war einst ein vornehmer Mann des kaiserlichen Hauses mit mehreren anderen Großen zu ihm gekommen; eine Schaar von Priestern und Laien hatte sich ihnen angeschlossen. Nilus sah sich den Mann an, und merkte bald, wo es ihm fehlte. Er schlug ein Buch auf, und reichte es seinem Gaste, indem er auf eine Stelle deutete, in welcher gesagt war, daß von zehntausend Menschen kaum Einer die Seligkeit erlange. Der vornehme Herr wollte das Gericht, welches ihm nicht besonders mundete, nicht für sich allein behalten, sondern las die Stelle laut vor. Flugs rief die ganze Schaar, Priester und Laien, wie aus Einem Munde: „Das sey ferne! Wer solches sagt, ist ein arger Ketzer. Dann wären wir ja umsonst getauft, verehrten umsonst das Kreuz, und nähmen umsonst am heiligen Abendmahle Theil!“ Aber Nilus ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern entgegnete in sanftem Tone: „Wie aber, wenn ich euch nachweise, daß alle Kirchenväter, der Apostel Paulus selbst, und die Evangelien dasselbe aussprechen? Was wollt ihr dann sagen, die ihr, wegen eures schlechten Lebens, heilige Männer, die solches geschrieben haben, Ketzer zu nennen wagt? Ich sage euch, daß ihr durch Alles, was ihr mir da hergerechnet habt, bei Gott nichts gewinnen könnt, sobald ihr nicht durch euern Wandel euer Christenthum bewähret.“ Da seufzten Alle tief, und riefen: „Wehe uns Sündern!“ Nur Einer, Nikolaus, ein Hauptmann der kaiserlichen Leibwache, wollte sich selbst rechtfertigen. Er vertraute auf sein Almosengeben und holte einen Bibelspruch vor, mit dem die Werkgerechtigkeit schon vielen Mißbrauch getrieben hat. Unser Herr Christus spricht, meinte er, wer einen Armen nur mit Einem Trunke Wassers erquidte, dem werde es nicht unbelohnt bleiben. Offenbar aber hat der Herr in diesen Worten nur sagen wollen, daß es nicht auf den Umfang eines Werkes, sondern allein auf die Gesinnung ankommt, in der es vollbracht wird. Nilus hatte für den aufgespreizten Tugendstolz denn auch alsbald eine Antwort fertig, die jenen zum Schweigen brachte. „Das ist für die Armen geschrieben,“ entgegnete er, „damit sich keiner entschuldigen könne, daß es ihm an Holz fehle, um warmes Wasser zu bereiten. Wie werdet ihr aber bestehen, die ihr selbst den Trunk kalten Wassers den Armen entreißt?“ Als der abgeführt war, wagte sich noch ein anderer hervor, ein Mann, der im Punkte der Keuschheit kein gutes Gewissen hatte. Er meinte es aber klüger anzufangen, und wollte nicht, wie jener, gleich mit

der Thüre in's Haus fallen. Darum warf er, wie von ohngefähr, die Frage hin: „Ich möchte wohl wissen, ob der wunderbare König Salomo nicht selig geworden ist?“ Der schlichte Mönch aber verstand augenblicklich, wo das hinaus sollte, und gab ihm die Frage zurück: „Ich aber möchte gerne wissen, ob du selig oder verdammt werden wirst; denn was nützt es mir, oder dir, dies von Salomo zu wissen? Nicht zu ihm, sondern zu uns ist gesagt worden: Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen.“ Darauf, um dem unwillkommenen Gespräche mit Gewalt eine andere Wendung zu geben, fragte einer der anwesenden Priester, was die verbotene Frucht im Paradiese wohl gewesen sei? Nilus antwortete: „Ein Holzapfel!“ und als Alle laut auflachten, fuhr er ernst fort: „Eine solche Frage verdient eine solche Antwort. Wie wollen wir das erforschen, was die Schrift uns verborgen hat? Frage lieber danach, wie du gebildet, wie du, gleich Adam, ins Paradies gesetzt, weshalb du aus dem Paradiese, oder vielmehr aus dem Reiche Gottes, gestoßen worden, und wie du zur alten Würde dich wieder erheben kannst? Statt nach dem Namen eines Baumes zu fragen, der ein Baum wie alle andern ist.“

Ihr seht, Menschenfurcht kannte das schlichte Mönchlein nicht. Freimüthig redete er zu jedem, er mochte hoch oder niedrig seyn. Als einst ein angesehener, kaiserlicher Kammerherr nach Rossano kam, wunderte er sich sehr, daß Nilus nicht unter denen war, die ihm ihre Ehrfurcht bezeugten, und meinte, der Patriarch selbst würde ihm mehr Achtung beweisen. Man erwiderte ihm: „Nilus ist zwar kein Patriarch, aber er fürchtet auch keinen Patriarchen, ja den Kaiser selbst nicht. Er sitzt da auf seinem Berge mit wenigen Mönchen, und bedarf der Hülfe keines Menschen. Er hat mit Keinem Streit, ist aber auch von Keinem abhängig.“ Und so war es auch. Nilus war einer von denen, die nichts, und doch alles haben. Um so mehr wurde der kaiserliche Kammerherr von Bewunderung ergriffen, als er nun doch mit dem merkwürdigen Manne zusammentraf, und ihm in das offene, ehrfurchtgebietende Antlitz schaute. Er bat ihn um seinen Segen, und versprach ihm große Dinge, wenn er ihm folgen, und in Konstantinopel sich niederlassen wollte. Nilus aber verschmähte allen weltlichen Glanz. Ebenso schlug er die Geldgeschenke aus, die ihm Andere für sich und seine Mönche boten; denn er fürchtete für die Seinen nichts mehr, als die Reichthümer der Welt.

Ein solcher Mann, der für sich selbst nichts bedurfte, dem

Keiner eine Gunst oder Gnade erweisen konnte, der unabhängiger lebte, als die am höchsten Gestellten in der Welt, vermochte um so freier seine mahnende und strafende Stimme da ertönen zu lassen, wo kein Anderer zu reden wagte. Selbst auf die übermüthigsten und rohesten Herzen machten seine Worte Eindruck. So wurde er durch seine Verwendung Retter vieler Einzelnen, ja ganzer Städte. Wo Unglücklichen zu helfen war, ließ er sich durch keine Gefahr, keine Mühe abschrecken. Oft unternahm er ganz allein mühselige Reisen bei brennender Sonnenhitze, oder unter Sturm und Regen, so daß er durchnäßt und mit erstarrten Gliedern am Ziele seiner Reise ankam.

Je mehr die Verehrung vor seinem heiligen Leben stieg, um so mehr erwartete das Volk von der Kraft seines Gebetes. Heilung aller Arten von Krankheiten wurde bei ihm gesucht; aber der demüthige Mann blieb ferne davon, auf eine Wundergabe Anspruch zu machen. Als einst ein Vater ihn um die Heilung seines Sohnes bat, der sich von einem bösen Geiste bezaubert glaubte, erwiederte er: „Glaube mir, daß ich den Herrn nie um die Gabe der Krankenheilung, oder der Bannung böser Geister gebeten habe. Möchte mir Gott nur Vergebung meiner Sünden und Befreiung von meinen bösen Gedanken schenken, so wollte ich mir wohl daran genügen lassen.“ Dagegen suchte er den bekümmerten Vater auf den rechten Trost hinzuweisen, und redete weiter: „Wer weiß denn, ob dies nach Gottes Gnade nicht zum Heile der Seele deines Sohnes reichen muß? Das aber bedenke wohl, daß solches Besessenseyn durch einen bösen Geist doch im Grunde etwas weit geringeres ist, als sich freiwillig dem Dienste der Sünde hinzugeben.“ Und als nachher der Kranke dennoch genesen war, und der Vater die Heilung dem Gebete des Nilus verdanken zu müssen glaubte, wies er solchen Dank mit den Worten zurück: „Ich habe zur Heilung deines Sohnes nichts gethan; Gott hat ihn geheilt.“

Als Nilus schon ein sehr hohes Alter erreicht hatte, gab er noch ein schönes Beispiel seines Freimuthes und seiner furchtlosen Nächstenliebe. Johannes, der Erzbischof von Piazenza, hatte sich schwer vergangen, und sollte vom Kaiser Otto III. und Papst Gregor V. hart gezüchtigt werden. Da eilte der acht und achtzigjährige Mönch selbst nach Rom, und erwirkte von diesen beiden höchsten Machthabern der Christenheit, die dem frommen Manne mit Verehrung entgegenkamen, das Versprechen der Begnadigung. Dennoch wurde der Erzbischof bald nachher

neuer öffentlicher Schmach preisgegeben. Als Nilus dies erfuhr, schrieb er an Kaiser und Papst: „Ihr habt nicht den Erzbischof, sondern Gott beleidigt, dem zu Liebe ihr dem Unglücklichen zu verzeihen versprochen habt. Und da ihr gegen den, den der himmlische Vater eurer Gewalt überliefert hat, keine Erbarmung geübt habt, wie wollt ihr vom himmlischen Vater Erbarmung eurer Sünden erwarten?“ Und seine Worte machten einen solchen Eindruck, daß der junge Kaiser später selbst den ehrwürdigen Greis in seiner Zelle zu Gaëta besuchte, um ihm seine Ehrfurcht zu bezeugen. Er forderte ihn auf, von ihm zu verlangen, was er wolle; gern werde er es ihm gewähren. Und Nilus antwortete dem, dem Alle zu schmeicheln pflegten: „Ich verlange von dir nichts, als das Heil deiner Seele; denn obwohl du Kaiser bist, mußt du doch sterben, wie jedes andere Menschenkind, und mußt vor dem Gericht Gottes erscheinen, und von allen deinen Werken, seyen sie gut oder böse, Rechenschaft ablegen.“ Solche Rede drang dem Kaiser tief durchs Herz, und unter Thränen nahm er seine goldene Krone vom Haupte, und bat den Mann Gottes, den Mönch im allerschlichtesten Gewande, um seinen Segen. Und Nilus segnete den Kaiser.

So kam die Zeit heran, wo er der Auflösung seiner irdischen Hülle entgegen sah. Er sehnte sich herzlich, abzuschcheiden, und bei Christo zu seyn. Da hörte er, daß der Gebieter des benachbarten Gaëta beschlossen habe, seinen Leichnam in dieser Stadt bestatten zu lassen, damit die Gebeine des Heiligen dem Orte zu einer Schutzwehr werden möchten. Der Gedanke aber, noch im Tode der Gegenstand einer öffentlichen Verehrung zu seyn, war dem demüthigen Mönche unerträglich. Lieber wollte er, daß gar Niemand erführe, wo der Leib einmal sein letztes Räumlein finden würde. Darum flog er trotz seines hohen Alters noch einmal zu Pferde, und zog fort, des Weges gen Rom zu. Als er in der Gegend von Frascati an das kleine Kloster der heiligen Agatha kam, sprach er: „Hier ist meine Ruhestätte für immer!“ Viele seiner Freunde und viele Großen vom Rom baten ihn, nach dieser Stadt zu ziehen, um dort an den Gräbern der beiden vornehmsten Apostel seine Andacht zu verrichten. Er aber entgegnete: „Wer nur Glauben hat, wie ein Senfkorn, kann von hier aus dasselbe thun. Ich bin nur hierher gekommen, um zu sterben.“ Auch bat er die Mönche, wenn er gestorben seyn würde, mit seinem Begräbniß ja recht zu eilen. Er wollte auch nicht, daß er in einer Kirche begraben, oder daß ein Bogen, oder

sonst ein anderes Denkmal, auf seinem Grabe errichtet würde. Wollte man durchaus sein Grab durch ein Zeichen kenntlich machen, so möge man es zu einem Ruheföze für Wanderer einrichten; denn auch er sey sein Leben lang ein Wanderer gewesen.

Die Zeit seines Abscheidens war doch nicht so nahe, als man glaubte. Noch einige Jahre hat der müde Greis in diesem stillen Kloster gelebt, mit den altersschwachen Augen sehnsüchtig hinüberblickend nach dem jenseitigen Ufer des Lebensmeeres, nach jenem Lande, in welchem sein Geist längst daheim war. Der Gebieter jener Gegend, sonst durch seine Tyrannei berüchtigt, theilte die allgemeine Verehrung vor dem Manne, dessen letzte Lebensjahre ihm noch zum besondern Segen wurden. Endlich nahte auch ihm der letzte Feind, der Tod. Er hatte für Nilus keinen Stachel mehr. Zwei Tage lang lag er mit geschlossenen Augen, wie schlafend, da, ohne ein anderes Lebenszeichen von sich zu geben, als daß er von Zeit zu Zeit mit der Hand das Zeichen des Kreuzes machte. Der Gebieter von Frascati eilte mit einem erfahrenen Arzte herbei, beugte sich weinend über den theuern Mann, und rief: „O Vater, Vater, warum verlässest du uns so bald?“ Der Arzt konnte kein Zeichen des bevorstehenden Todes an dem Kranken wahrnehmen. Still und friedvoll blieb der Greis in seinem sanften Schlummer, und ging fast unmerklich hinüber in die ewigen Hütten, nachdem er seine Pilgrimschaft bis zu dem hohen Ziele von fünf und neunzig Jahren gebracht hatte. Das geschah im Jahre 1005. Gott, der Herr, gebe solche demüthige, weltüberwindende Liebe auch unserer liebeleeren Zeit!



Bruno, genannt Bonifacius.

(gest. 1008.)

„Ich bin bereit, nicht allein mich binden zu lassen, sondern auch zu sterben, um des Namens willen des Herrn Jesu.“

(Ap. Gesch. 21, 13.)

Von dem ersten Märtyrerblut, welches im Lande der wilden Preußen geflossen ist, haben wir bereits Bericht gegeben. Zehn Jahre darauf gefiel es dem Herrn, ein neues, edles Samenkorn in diesen harten, unfruchtbaren Boden zu legen. Dieser zweite Glaubensheld, der mit der Predigt vom Kreuze furchtlos unter die grimmigen Christusfeinde trat, gehörte einem Volksstamme zu, der einst eben so beharrlich und hartnäckig, als jetzt die Preußen, dem Lichte des Evangeliums widerstrebte. Preisen wir dafür die Gnade des Herrn, der noch immer aus Wölfen Lämmer, und aus schnaubenden Saulsnaturen brennende Paulusherzen macht! Und wenn wir bisher in den Befehrungsgeschichten der heidnischen Vorfahren unseres lieben Vaterlandes viel Stoppelwerk und Sündenschmutz haben mit unterlaufen sehen, so erquicken wir unsere Herzen doch an dem Gedanken, daß der Herr, trotz aller Verkehrtheiten eines armseligen Menschenwerkes, dennoch reichen Segen aus demselben erblühen läßt, so es anders in rechter Gesinnung geschehen ist.

Bruno, genannt Bonifacius, stammte aus einer der edelsten Familien Sachsens, die zu Querfurt ihren Sitz hatten. Schon als Jüngling trat er in den geistlichen Stand, und ward von Otto III., dem Kaiser der Deutschen, zum Hofkaplan bestellt. Als solcher hatte er ein gar wichtiges Amt. Auch wurde er am Hofe des Kaisers hoch in Ehren gehalten; ja der mächtige Fürst pflegte den frommen und gelehrten Mann seine Seele zu nennen. Bruno aber überhob sich solcher Gunst- und Ehrenbezeugungen nie; vielmehr war seine Demuth eben so lauter und wahr, als seine geistliche Bildung tief und gründlich.

Als Kaiser Otto nach Rom zog, nahm er seinen Hofkaplan mit nach der berühmten Weltstadt. Hier nun betete Bruno einst in einer Kirche, die dem Andenken des heiligen Bonifacius geweiht war. Da gerieth er in Entzückung, und rief aus:

„Heiße ich nicht auch Bonifacius?“ Von Stund an drängte es ihn, seinem großen Vorgänger, wie im Namen, so auch in seiner Missionsthätigkeit nachzufolgen, sey es auch, daß er, wie Bonifacius, sein Leben für Christum lassen sollte. Als bald verließ er den glänzenden Hof seines kaiserlichen Gönners, und legte die arme Mönchskutte an. Vom Papst Sylvester II. erwirkte er sich die Vollmacht zur Mission unter den Heiden, ward auch von demselben mit der bischöflichen Weihe und dem Pallium betraut. Er suchte sich als unverzagter Streiter den gefährlichsten Posten aus. Seines Herzens Sehnsucht stand zu den wilden Preußen, unter welchen zehn Jahre vorher Bischof Adalbert den Märtyrertod erlitten hatte.

Im Jahre 1007 zog er aus. Sein Weg führte ihn durch Polen, wo er von Boleslav, dem Herzog dieses Landes, nicht allein mit großen Ehren aufgenommen, sondern auch von ihm und den Großen seines Hofes mit Geschenken überhäuft ward. Bruno nahm alles dankbar an, aber nicht für sich. Die Geschenke sollten ihm nur dazu dienen, durch Linderung ihrer leiblichen Noth das Vertrauen derer zu gewinnen, welche er von ihrer geistlichen Noth zu befreien gekommen war. Mit achtzehn Gefährten betrat er den Boden des Preußenlandes, und fing an, von Jesu Christo, dem Gekreuzigten, zu predigen. Allein, wir wissen bereits, daß erst über 200 Jahre später die Zeit erfüllet war, wo auch diesen wilden Stämmen Barmherzigkeit widerfahren sollte. Vor Menschengenossen schien's, als ob Bruno seine Kraft völlig vergeblich zerarbeitete. Die harten Herzen waren nicht zu erweichen. Endlich nahm's den Anschein, als ob unter dem Stamme der Ruthenen ihm eine Thür aufgethan werden sollte. Er gewann Einfluß auf einen der kleinen Fürsten dieses Volkes. Darüber ergriminten jedoch die eifrigen Götzendiener, und bedrohten die Glaubensboten mit den härtesten Qualen, wenn sie nicht alsbald das Land der Ruthenen verlassen würden. Bruno war indessen nicht der Mann, sich so bald schrecken zu lassen; und wie er, so standen seine achtzehn Gefährten unverzagt dem Wüthen der Heiden gegenüber. Dem Herrn aber gefiel es, seinen Streitern bald die Ueberwinderkrone auf die Schläfe zu drücken. Der Boden, der dem Herrn der Ernte gewonnen werden sollte, war so hart, daß er erst noch reichlicher mit Märtyrerblut gedüngt werden mußte, ehe auch er seine Frucht bringen konnte. Weil die Glaubenshelden unerschrocken fortpredigten, so ergriffen die Heiden sie endlich, und

enthaupteten sie sämmtlich, also, daß auch nicht einer entrann. Das ist geschehen am 14. Februar des Jahres 1008, welcher Tag auch als Brunos kirchlicher Gedächtnistag gefeiert wird.

König Gottschalk und die Seinen.

(gest. 1066.)

„Saul, Saul, was verfolgest du mich? Es wird dir schwer werden, wider den Stachel zu löcken!“ — Und der Herr sprach zu ihm: „Dieser ist mir ein auserwähltes Rüstzeug; ich will ihm zeigen, wie viel er leiden muß um meines Namens willen.“
(Ap. Gesch. 9, 4. 5. 15. 16.)

Zwischen Elbe und Oder wohnte zu der Zeit, von der wir erzählen, die mächtige slavische Völkerschaft der Wenden. Schon durch Ansgar, den frommen Erzbischof von Hamburg, war das Waizenkorn des Evangeliums unter dies wilde Volk gepflanzt worden, und nach des Herrn Verheißung auch nicht allein geblieben. Ja es schien, als wäre das Feld hier bald völlig weiß zur Ernte. Der deutsche Kaiser Otto ließ sich die Bekehrung der Wenden besonders angelegen seyn. Um die Mitte des zehnten Jahrhunderts stiftete er unter ihnen die Bisthümer Havelburg, Brandenburg und Oldenburg. Einige Jahre später folgten die noch wichtigeren zu Meissen, Merseburg und Zeitz. Das Erzbisthum Magdeburg aber sollte den Vereinigungspunkt für die ganze Mission unter den Wenden bilden. So war die Sichel bereits von allen Seiten angelegt, als ein schreckliches Wetter die Schnitter vertrieb, und ihr Werk für lange Jahre vernichtete. Im Jahre 983 berief der Wendenfürst Mistevoi seine heidnischen Unterthanen nach Rethse, dem Hauptsitze ihres Götzendienstes. Hier ward der Vertilgungskrieg gegen die Christen beschlossen. Und es schien, als ob der Hüter Israels schlief und schlummerte. Ganz Norddeutschland ward von den Wenden mit Feuer und Schwert verwüstet. Alle christlichen Stiftungen wurden mit blinder Wuth zerstört, und das Heidenthum erhob von neuem sein Haupt.

Aber der Herr der Kirche schloß nicht. Im eigenen Enkel des Christenfeindes Ristewoi hatte er sich schon den treuen und mächtigen Pfleger ersehen, der das Zerstörte wieder bauen sollte. Der junge Prinz Gottschalk wurde in der Schule zu Lüneburg in der christlichen Erkenntniß erzogen. In seiner Seele rangen recht eigentlich Licht und Finsterniß mit einander um die Herrschaft. Sein hochaufstrebender Sinn widerstrebte der ihn beengenden Zucht. Da erhielt er die Nachricht von der Ermordung seines Vaters, des Fürsten Udo; und die Macht der Finsterniß gewann in ihm die Oberhand. Er entfloß aus der Schule zu Lüneburg, um des Vaters Tod an den Feinden seines Volkes zu rächen. Der kräftige und thatenlustige Jüngling versammelte seine Landsleute zum neuen, blutigen Kriege. In Nordalbingien, der Gegend von Hamburg und Holstein, verbreitete er alle Gräuel der Verwüstung. Aber er vermochte die christlichen Eindrücke, die er bereits empfangen hatte, doch nicht so leicht abzuschütteln. Der Funke, der in Lüneburg in sein Herz gefallen war, ließ sich nicht so bald auslöschen. Und als er nun die durch ihn verwüsteten und ausgefogenen Länder überblickte, da brach dieser Funke zur hellen Flamme aus. Der Rachedurst war gelöscht, das Gewissen erwachte, die Reue trat an sein Herz. Er gedachte, wie seine Hand diese ehemals blühenden und mit vielen Häusern und Kirchen geschmückten Gegenden zur rauchenden Einöde gemacht habe, und ein tiefer Schmerz ergriff ihn über sein eigenes Werk. Zugleich auch erwachte der heiße Drang in ihm, das Unheil, das er angerichtet, nach Kräften wieder gut zu machen. In solchen geängsteten und zerschlagenen Herzen nimmt der Geist Gottes seine Wohnung. Dieser rechte Lehrmeister aller wirklich heilsbegierigen Seelen führte auch den Fürsten Gottschalk von einer Erkenntniß zur andern, und er beschloß, der Ausbreitung des Glaubens, in dem er erzogen war, sein ganzes übriges Leben zu widmen.

Gott war sichtlich mit ihm, in allem, was er that. Im Jahre 1047 konnte Gottschalk alle wendischen Stämme zu Einem großen Reiche vereinigen, und wurde König desselben. War ehemals das Christenthum den Wenden von feindlichen Fürsten mit Gewalt aufgenöthigt worden, so suchte jetzt mit ganz anderem Erfolge ein aus dem Volke selbst hervorgegangener, von Liebe zu demselben beseelter König christliche Bildung und aufrichtiges Heilsverlangen unter demselben zu verbreiten. Von allen Seiten her rief Gottschalk Geistlich: für sein Volk ins Land. Bald

aber zeigte sich der große Uebelstand, daß es an solchen fehlte, die der wendischen Landessprache mächtig waren. Da hielt sich der König selbst nicht für zu hoch, um solchem Mangel abzuhelpen, den Dolmetscher zu machen. Nicht nur hielt er in der Kirche oft kräftige Ermahnungsreden an das Volk, er übersetzte demselben auch die liturgischen Formeln ins Wendische, welche die Bischöfe und Priester in lateinischer Sprache hersagten. Neue Kirchen und Klöster errichtete er zu Lübeck, Oldenburg, Ratzburg, Lenzen und Mecklenburg. Erzbischof Albrecht von Hamburg ermunterte den eifrigen König bei einer Zusammenkunft in seiner Stadt zur Standhaftigkeit in der Vertheidigung des Glaubens, und zur Beharrlichkeit im Eifer für die Ausbreitung desselben. Gottschalk wirkte denn auch rastlos fort, und das Evangelium kam immer weiter aus in seinem Reiche. Er war ein rechter König seines Volkes. Er sorgte dafür, daß seine Unterthanen in Ruhe und Frieden leben konnten, doch nicht bloß in Ruhe und Frieden des Leibes, sondern auch in Ruhe und Frieden der Seelen.

So war bereits durch ihn eine große Anzahl seines Volkes zu Jesu Christo, dem rechten Könige, hingeführt worden, als über die junge wendische Kirche ein neues Wetter der Trübsal hereinbrach. Unser Glaube soll ja köstlicher erfunden werden, als das vergängliche Gold, das doch im Feuer bewährt wird. Zeiten der Noth sind für die Kirche des Herrn noch immer erspriesslicher gewesen, als Zeiten großen, äußeren Glückes. Auch sollte nach Gottes Rath König Gottschalk seinem Volke nicht bloß im Leben, sondern auch im Leiden vorangehen. Es fehlte nämlich viel, daß alle Wenden dem Beispiele ihres frommen Königs nachgewandelt wären. Ein großer Theil blieb fest an dem von den Vätern überkommenen Götzendienste hängen. Je größere Siege das Evangelium errang, um so grimmiger wurde die Wuth dieser Heiden. Endlich kam zur vollen Empörung. Die Heiden rotteten sich zusammen, ergriffen den frommen König Gottschalk, und ermerdeten ihn im ersten Ausbruche ihres Grimmes in der Stadt Lenzen. Das geschah am 9. Juni des Jahres 1066. Darauf legten sie die Hand an die Königin, seine Gemahlinn, eine dänische Königs Tochter. Sie zogen das arme Weib nackend aus, peinigten sie auf alle Weise, schlugen sie blutrünstig, gaben ihr aber nach langen Martern endlich doch die Freiheit wieder.

Nun brach eine schwere Zeit an für die Kirche des Herrn.

Die Wuth der Heiden wandte sich gegen alle Befenner des Herrn unter dem Volke. Durch das Blut ihrer Priester wurden die Tische des Herrn wieder zu Altären der heidnischen Götzen geweiht. Viele Geistliche und Laien wurden unter grausamen Martern ihrem vorangegangenen Könige in die ewige Heimath nachgeschickt. Den greisen Priester Ebbo ergriffen die Hände der Blutdürstigen, banden ihn auf einen Altar, und durchstießen ihn mit ihren Dolchen. Bei Razeburg ward eine ganze Schaar von Priestern, Mönchen, Jungfrauen und andern Christen weltlichen Standes gesteinigt. Unter ihnen befand sich der Mönch Answar. Dieser Glaubensheld fürchtete für die Standhaftigkeit seiner dreißig Gefährten. Er bat die Heiden flehentlich um eine Gnade, nämlich um die, zuletzt gesteinigt zu werden. Nun sprach er seinen sterbenden Brüdern in der Kraft Gottes Muth und Trost ein. Als alle den Märtyrertod erlitten hatten, fiel endlich auch er freudig auf seine Kniee, und gab sein Leben willig für seinen Herrn und Meister hin. Höchstwahrscheinlich ist dies am 15. Juli geschehen, weil die Kirche von Alters her an diesem Tage das Andenken Answars und seiner Gefährten begehrt. Johannes, der greise Bischof von Meklenburg, durfte seinen Herrn durch einen noch qualvollern Tod preisen. Er wurde zuerst mit Schlägen überhäuft, dann zu Spott und Hohn durch die einzelnen Städte der Wenden geschleppt. Als er durch das alles nicht zur Verleugnung zu bewegen war, hieb man ihm Hände und Füße ab, und endlich am 10. November auch das Haupt. Doch selbst sein Tod hatte die Rache der Heiden noch nicht gekühlt. Im Triumphe ward das blutende Haupt auf einer hohen Stange umhergetragen, und dann dem wendischen Götzen Radegast in dem heidnischen Haupttempel zu Rethse geopfert.

Alle diese Gräuel waren nur erst der Anfang einer neuen und heftigen Empörung der slavischen Völkerschaften. Diejenigen unter ihnen, welche treu zu Christo standen, wurden ermordet. Auch die angrenzenden christlichen Länder wurden von neuem ein Schauplatz schrecklicher Verwüstungen. Solche Gräuel zu schauen, hatte der Herr seinem Knechte, dem Könige Gottschalk, erspart. An der Spitze der Märtyrer war er längst eingegangen in das Land der Ruhe, wohin kein Leben des Feindes mehr reicht. Wie aber Christus der Herr auch unter den Slaven und Wenden endlich doch herrlich gesiegt hat, das ist im Folgenden an seiner Stelle erzählt.

Stanislaus, Bischof zu Krakau.

(gest. 1079.)

„Die Könige im Lande lehnen sich auf, und die Herren rathschlagen mit einander wider den Herrn und seinen Gesalbten. Aber, der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer. Er wird einst mit ihnen reden in seinem Zorn, und mit seinem Grimm wird er sie schrecken.“ (Psalm 2, 2. 4. 5.)

Um's Jahr 1000 schlossen zwei edle Polen, Wielislaus und Bogna, beide aus den vornehmsten Geschlechtern des Landes entsprossen, mit einander den Bund der heiligen Ehe. Dreißig Jahre hatten sie bereits in Gottesfurcht mit einander verlebt, ohne daß ihr Bund durch einen Leibeserben gesegnet worden wäre. Da endlich beschenkte wider alles Erwarten Bogna ihren Gemahl mit einem Sohn, dem die Aeltern in der heiligen Taufe den Namen Stanislaus gaben. Der Tag seiner Geburt war der 26. Juli des Jahres 1030. Das fromme Ehepaar sah diesen Sohn ihres Alters als ein besonderes Gnadengeschenk Gottes an, und weihte ihn, als er noch in der Wiege lag, bereits dem Dienste des Herrn, der ihn gegeben. Von Kindesbeinen auf suchten sie die Liebe zum Heilande in sein junges Herz zu pflanzen, und zu ihrer Freude zeigte auch Stanislaus schon als Knabe einen ernstesten Sinn und standhaften Geist. Als er zum Jüngling herangewachsen war, zog er zuerst nach Gnesen, und von da nach Paris, wo er sieben Jahre lang die Gottesgelehrtheit und das kanonische Recht studirte. Dann kehrte er nach Polen zurück. Er fand seine Aeltern nicht mehr. Sie waren bereits beide zu ihrer ewigen Ruhe eingegangen, und hatten ihm ihre bedeutenden Reichthümer hinterlassen. Stanislaus freute sich seines Erbes, aber nicht darum, daß er nun in Lust und Freude seine Lebens-tage hinzubringen gedacht hätte, sondern allein darum, daß ihm Gott die Mittel gegeben, den armen Brüdern auch leibliche Handreichung thun zu können.

Von Lambert Zula, dem Bischofe von Krakau, hatte Stanislaus die Priesterweihe empfangen, und als Lambert gestorben war, wurde er im Jahre 1072 an dessen Stelle zum Bischofe gewählt und geweiht. Mit großer Demüthigung vor

Gott, mit Gebet und Flehen trat er sein schweres Amt an, kämpfte dann aber auch mit frischem Mannesmuthe in dieser rohen, sittenlosen Zeit für die Ehre Gottes und die Verherrlichung seines Namens. Allen Armen und Elenden stand sein Haus offen. Wer in der Welt kein Obdach finden konnte, der fand bei ihm eine Zufluchtsstätte. Damit alles ordentlich und ehrbar zuginge, führte er über Wittwen und Waisen ein eigenes Verzeichniß. Die Pflichten seines Amtes hielt er hoch und heilig, vor allem aber predigte er das Wort Gottes ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit. Durch unablässiges Flehen holte er von dem Gott aller Stärke sich Kraft und Weihe für sein schweres Amt. Alljährlich durchreiste er seinen weiten Sprengel, und wo er Unordnung fand, da steuerte er derselben mit Nachdruck, und brachte Zucht unter Geistliche und Laien.

Den härtesten Kampf hatte er mit dem Könige selber zu bestehen. Aber in diesem bewährte sich auch sein Glaubensmuth am herrlichsten, und errang ihm zuletzt die Märtyrerkrone. Es herrschte zu der Zeit über Polen Boleslav II., der in der Geschichte den Namen: der Grausame führt. Denn durch grauenvolle Handlungen der Tyrannei und der Ungerechtigkeit hatte er sein Waffenglück und seinen Kriegsruhm entweiht. Verhafter jedoch, als durch seine Grausamkeit, war er seinem Volke durch seine grenzenlose Unzucht geworden. Obgleich er eine königliche Gemahlinn hatte, gab er sich doch nicht etwa im Verborgenen, sondern öffentlich solchen schandbaren Ausschweifungen und Lastern hin, wie sie hier gar nicht mögen wiedererzählt werden. In seiner ganzen Umgebung war Niemand glaubenskühn genug, den König wegen seiner Sünden zu strafen. Alle fürchteten seinen heftigen Zorn. Stanislaus allein trat in der Kraft Gottes vor ihn, und strafte den königlichen Sünder ohne Ansehen der Person. Das Wort der Wahrheit übt zuweilen auch auf die rehesten Gemüther seine herzerspaltende Kraft. Boleslav fühlte sich getroffen. Eine Zeit lang schien es, als ob er der besseren Stimme in sich Gehör geben wollte. Aber bald fiel er in sein altes Leben zurück; ja, der unsaubere Geist in ihm hatte noch sieben andere zu sich genommen. Die Gemahlinn des polnischen Edelmannes Micislaus, aus der Woywodschaft Sira d, hatte sich seinen Lüsten standhaft widersetzt. Da entführte er sie mit Gewalt, und zwang sie zu seinem Willen. Der ganze polnische Adel flammte in gerechtem Zorne auf ob dieser Frevelthat. Er bestürmte die Bischöfe, die an des

Königs Hof waren, den König durch Gottes Wort zu strafen; er wendete sich an den Erzbischof, der zu Gnesen residirte; aber alles vergeblich. Die Bischöfe waren allesammt stumme Hunde, und scheuten ihres irdischen Königs Ungnade mehr, als die des himmlischen. Darüber nannte sie der Adel feige Söldlinge, die zur Schmach der Kirche Hirten der Heerde wären.

Stanislaus fühlte die Schwere dieses Vorwurfs, und warf sich vor Gott nieder, um sich im Gebete die Kraft von oben zu ersuchen. Dann trat er muthig vor den König hin, und strafte ihn mit den Worten: „So du nicht alsbald ein Ende deiner schändlichen Ausschweifungen machst, mußt du aus der Gemeinde der Heiligen gestoßen werden.“ Und weiter drang er in ihn mit Worten solchen Ernstes und solcher Liebe, daß sie ein noch nicht völlig verstecktes Herz hätten erschüttern müssen. Aber Boleslav war bereits dem Gerichte der Verstockung anheimgefallen. Es ging, wie die Kinder Israel dem Moses vorzulegen mußten: „Seit du hineingegangen bist zu Pharao, ward es noch viel ärger mit uns.“ Boleslav fuhr fort, seine Unterthanen auf die unwürdigste Weise zu behandeln, ja er gab sich noch viel zügelloser seinen wilden Leidenschaften hin. Da machte sich Stanislaus zum dritten Male auf. Der König hatte Befehl gegeben, ihn gar nicht vorzulassen; der Bischof aber drängte sich mit Gewalt bis vor den Thron des Tyrannen. Der nun empfing ihn, wie ein wahnsinniger Fieberkranker den Arzt. Er überschüttete ihn mit Schmähungen, und drohte ihm mit dem Tode, wenn er es noch einmal wagen würde, des Königs Wandel zu tadeln.

Stanislaus jedoch blieb fest und wankte nicht. Als Boleslav hartnäckig in seinen Sündenwegen beharrte, erschien er zum vierten Male vor ihm, und schloß ihn feierlich von aller christlichen Gemeinschaft aus. Der Tyrann schäumte vor Wuth, verachtete den Bann, und erschien nun gerade bei den öffentlichen Gebeten. Da befahl der unerschrockene Bischof von Krakau, den Gottesdienst sofort zu schließen, wenn der König eintreten würde. Es geschah, und Stanislaus selbst zog sich nach einer Kapelle zurück, die außerhalb der Stadt stand. Hier sollte er nach Gottes Rath seinen Heldenlauf als Märtyrer Gottes beschließen. Die in Menschenknechtschaft gesunkene Kirche Polens bedurfte einer kräftigen Erneuerung durch das Blut eines solchen Glaubenszeugen. Der wuthschnaubende König sandte seine Leibwachen, um den Mann Gottes zu ermorden. Sie traten in die

Kapelle, aber vom Antlitze des Bischofs wehte ihnen eine solche Hohheit entgegen, daß sie den Blutbefehl nicht zu vollstrecken wagten. Da schickte der tobende Tyrann eine zweite Rotte ab, und als auch diese seinen Befehl auszurichten zögert, eine dritte. Doch auch die dritte kehrt zurück, ohne des Bischofs Blut vergossen zu haben. Nun gerieth Boleslav außer sich vor Wuth, stürzte selbst auf Stanislaus los, und ermordete ihn mit eigener Faust, — eine Königshand ein Bischofsherz. Jetzt wurden auch seine Kriegsknechte kühn. Sie zerhieben den Leichnam des Märtyrers, und streuten die Stücke umher, daß sie den Vögeln des Himmels und den Thieren des Feldes zum Fraße dienen sollten. Aber ein Theil von dem Muth des Bischofs war schon jetzt über die Hirten der Heerde gekommen. Die Geistlichen der Kathedralekirche sammelten die Gebeine des Märtyrers, und bestatteten sie vor der Kapelle, in welcher er erschlagen war. Der König ließ es geschehen, und verbot nur bei schwerer Strafe, daß Niemand den Tod des Bischofs betrauern sollte. Das ist geschehen am 8. Mai des Jahres 1079, an welchem Tage auch die Kirche das Andenken des Bischofs von Krakau feiert.

Margarethe, Königin von Schottland.

(gest. 1093.)

„Der verborgene Mensch des Herzens unverrückt, mit sanftem und stillem Geist, das ist köstlich vor Gott.“ (1 Petr. 3, 4.)

Ein Königreich Großbritannien gab es im elften Jahrhundert noch nicht. England und Schottland gingen einander so wenig an, als Preußen und Portugal. Jedes Land hatte seinen eigenen König, und kümmerte sich wenig um die Angelegenheiten des andern. Nun hatte sich im Jahre 1066 in England ein fremder Eroberer zum Könige aufgeworfen. Es war der tapfere Normannenherzog Wilhelm. Der bisherige

König von England war nämlich gestorben, ohne Leibeserben zu hinterlassen. Nun wurden von vielen Seiten Ansprüche auf den erledigten Thron gemacht. Der rechtmäßigste Nachfolger wäre der Prinz Edgar Etheling gewesen; das Land selber hatte den Grafen Harald erwählt; aber Herzog Wilhelm kam mit einem Heere dahergeschifft, und unterwarf sich seine beiden Gegner in der berühmten Schlacht bei Hastings. König Harald blieb im Treffen, und Prinz Edgar sah sich gezwungen, an der Spitze des ganzen Adels den Sieger in London feierlich zu empfangen. Es ward ihm aber bald in englischen Landen gar nicht mehr geheuer. Er fürchtete mit Recht für sein Leben, und ging darum mit seiner Schwester Margarethe heimlich zu Schiffe, um auf das Festland zu flüchten. Ein Sturmwind ergriff das Fahrzeug, und schleuderte es aus der rechten Bahn. Es war aber die Hand dessen, der seine Engel zu Winden gemacht. Das zeigte sich, als das Schiff endlich an die Küste von Schottland verschlagen ward; denn hier hatte der Herr den beiden Flüchtlingen schon die Stätte bereitet.

Ueber Schottland regierte damals der König Malcolm III. Der hatte auch in seiner Jugend schon das Joch tragen gelernt, und war unstät und flüchtig gewesen. Sein Vater Duncan war nämlich vom Feldherrn Macbeth der Krone und des Lebens beraubt worden. Prinz Malcolm hatte vor dem Mordherrscher flüchten müssen, und hatte am Hofe des englischen Königs nicht bloß Schutz gefunden, sondern auch später durch dessen Hülfe sein väterliches Erbe wieder erobert. Jetzt nun sah er die nächsten Verwandten seines Wohlthäters, die flüchtigen Königsfinder, in seinem Reiche landen. Da gedachte er der Noth seiner eigenen Jugend, und fühlte sich verpflichtet, an den beiden Flüchtlingen zu vergelten, was einst König Eduard an ihm selber gethan hatte. Er nahm also das Geschwisterpaar mit großer Freude an seinem Hofe auf, und versprach ihnen Schutz und Schirm gegen ihren Bedränger. Er hielt auch redlich Wort, und scheute selbst einen langwierigen Krieg nicht, als Wilhelm, der Eroberer mit Waffengewalt seine Schützlinge von ihm herausforderte. Nach wechselndem Kriegsglücke gelang es ihm endlich, Wilhelm zum Frieden zu zwingen, und nun waren Edgar und Margaretha in voller Sicherheit.

Gott hat auf die Treue einen großen Lohn gesetzt. Den sollte auch König Malcolm bald schmecken, der so treulich das einmal gegebene Wort gehalten und bewahrt hatte. Er sollte

erfahren, daß er, ohne es zu wissen, einen Engel aufgenommen und beherbergt hatte. Margaretha wurde für ihn und sein ganzes Volk zum Engel des Segens. Die junge Prinzessin war von seltener Schönheit des Leibes. Ihr Geist aber und ihr Herz, die spiegelklar aus den Mienen ihres Antlitzes hervorleuchteten, waren noch unendlich schöner. Die Schwergeprüfte hatte schon in jungen Jahren den trügerischen Glanz der Königskronen und Purpurmäntel würdigen gelernt. Ihr Sinn stand nach dem unvergänglichen und unverwelklichen Glanze der Himmelskrone und des Gnadenkleides der Erlösten des Herrn. Wie nun ein heller Stern am dunklen Nachthimmel nicht mag verborgen bleiben, so mußte auch Margaretha am schottischen Königshofe, ohne daß sie es wußte und wollte, bald die Augen auf sich ziehen. Und der König selbst begehrte, diesen Stern ganz zu eigen zu haben. Er trat vor die Jungfrau, und bot ihr Krone, Herz und Hand. Margaretha willigte ein, und wurde Malcolms Gemahlinn und Schottlands Königin. Es war im Jahre 1070, und im 24. ihres Alters.

Weise Männer sagen, daß unter allen Lasten, die die Erde dem Menschen aufbürden kann, eine Königskrone die schwerste sei. Weil aber Margaretha in ihrem Herzen die Liebe Gottes trug, darum ward auch ihrer Stirne das Diadem nicht zu schwer. Wenn die Menschen sich in Ehrfurcht und Liebe vor ihr neigten, so neigte und beugte sie sich desto tiefer vor Gott. Seine Liebe war ihre Freude und Wonne. Ihn suchte sie in allem ihrem Thun, mochte sie vor ihm auf den Knien liegen, oder mit ihrem Gemahl auf das Wohl des Landes sinnen. Bei ihm war sie mitten im Geräusche und Gewirre des Hofes, zu ihm kehrte sie zurück, wenn sie vom Throne über Tausende geboten hatte, und ließ den Herrn in ihrem Herzen unbedingt herrschen. Darum liebte sie auch die Armen und Elenden ihres Volkes; denn sie sah in ihnen das Bild ihres Herrn und Heilandes. Die Armen und Elenden fanden bei ihr eine Zuflucht, und sie schämte sich derselben nicht. So oft Margaretha öffentlich erschien, war sie von einer Schaar Wittwen und Waisen begleitet, die bei ihr Hülfe und Trost suchten. Wer nur zu ihr kam, der durfte nicht wieder leer von ihr gehen. In ihrem Pallaste wusch sie den Armen eigenhändig die Füße, und zwar nicht, wie es wohl jetzt noch von etlichen gekrönten Häuptern zu geschehen pflegt, wo der Gebrauch zur leeren Ceremonie herabgesunken ist, sondern aus rechter, innerster Herzensdemuth. Dann trug sie mit eigener Hand

ihren Gästen die Speisen aus. Bevor sie nicht eine gewisse Anzahl Waisen und Arme gespeist hatte, pflegte sie sich selbst nicht zu Tische zu setzen. In der Advents- und Fastenzeit hatte sie oft mehrere hundert Arme um sich versammelt, denen sie die Speisen austheilte, die für die königliche Tafel bestimmt waren. Auch die Spitäler besuchte sie fleißig, und nahm sich der Kranken mit Demuth und großer Liebe an. Unglückliche Schuldner befreite sie aus ihrer Haft, verarmten Familien half sie wieder auf, Fremde kaufte sie aus der Gefangenschaft los, und ausländische Kranke fanden eine Ruhestätte in den Spitälern, die die fromme Königin für sie gestiftet hatte.

Am segensreichsten für Schottland war jedoch der Einfluß, den sie auf König Malcolm gewann, ja, man kann sagen, die völlige Umänderung, die ihr Wesen in dem feinigen hervorbrachte. Von Natur war dieser Fürst rauh, stolz und abstoßend. Margaretha aber hatte durch ihre treue, herzinnige Liebe bald sein ganzes Herz eingenommen, und milderte nun durch die Macht, die ihr der König über sich einräumte, sein rauhes Wesen, bildete seinen Geist, verfeinerte seine Sitten, und, was mehr als dies alles gilt, pflanzte die rechte Liebe gegen Gott und die Brüder in sein Herz, so daß Malcolm unter ihrem Einflusse einer der frommsten Könige ward, die auf Schottlands Thron gesessen haben. König und Königin handelten bei ihren frommen Liebeswerken bald in schönster Eintracht. Weil Malcolm sah, daß Gottes Geist in Margarethen wohnte, hielt er es für seine Pflicht, ihrem Rathe zu folgen. Ein Schriftsteller jener Zeit sagt von ihm: „Er lernte von seiner Gemahlinn die Nacht in den Uebungen der Gottseligkeit zuzubringen, und es ist eine Freude, die Inbrunst und den zerknirschten Geist dieses Fürsten beim Gebete zu sehen.“ Wie aber der König seines Weibes Helfer bei ihren Liebeswerken war, — denn, wenn sie den weiblichen Armen die Speisen austheilte, so diente er den Männern, und wenn sie durch die Spitäler ging, pflegte er sie zu begleiten, — so ward auch Margaretha ihres Gemahls Gehülfinn bei seinen schweren Regierungsgeschäften. Zuerst hatte er ihr nur die Besorgung seines ganzen Hauswesens überlassen; je mehr er aber ihre große Geistesgaben und ihre seltene Weisheit schätzen lernte, je häufiger zog er auch bei der Regierung seines Staates ihre Stimme zu Rathe. Margaretha vereinigte mit der Taubeneinfalt jene Schlangenkugheit, die der Herr von den Seinen fordert; darum hatte ihr Wirken auch einen so großen und nachhaltigen

Erfolg. Ihre Weisheit wurde bald nicht nur in Schottland, sondern auch in den auswärtigen Ländern bewundert; denn der Ruf ihres Eifers in der Erfüllung aller königlichen Pflichten drang bis weit über die Grenzen ihres Reiches hinaus.

Margaretha betrachtete das Volk der Schotten als eine große Familie, und sich als die Mutter derselben. Wie sie selbst nun ganz in Gott lebte, und von ihm alle Kraft zu ihrem Wirken empfing, so fühlte sie auch tief, daß die Kraft und das Glück der Völker allein darin beruht, daß sie Gott stets vor Augen und im Herzen haben. Darum ließ sie es ihre vornehmste Sorge seyn, den religiösen Mißbräuchen zu steuern, und die geistige Unwissenheit zu vertreiben, in der die meisten Schotten hinlebten. Sie suchte daher für ihr Land Priester zu gewinnen, von denen sie überzeugt war, daß sie dem Volke als Vorbilder leuchten würden, und unterstützte mit ihrem Ansehen sowohl die geistliche, als die weltliche Obrigkeit, damit dem wachsenden Strome der mancherlei Unordnungen ein wirksamer Damm entgegengestellt werden könnte. Bald gab ihr der Herr auch, daß sie die Frucht ihrer Arbeit und ihrer Gebete mit Augen schauen konnte. Die Entweihung der Sonn- und Festtage, welche vor ihrer Zeit so sehr im Schwange war, hörte immer mehr auf; die Verkäuflichkeit der geistlichen Aemter, der Wucher, die blutschänderischen Ehen, der Aberglaube und noch viele andere Aergernisse wurden ganz verbannt. Das aber war der Königin höchste Freude, wenn sie sehen konnte, wie das Christliche Leben aus dem Todeschlaf erwachte, in welchem es bei ihrem Regierungsantritte gefangen lag. Sie war auch unermüdblich, wo es die Förderung der rechten Erkenntniß des Heiles galt. Einst hörte sie von einigen, die nicht zum heiligen Abendmahl zu gehen wagten, weil sie fürchteten, dasselbe unwürdig zu genießen. Da ließ sie ein öffentliches Schreiben wider solche Furcht ausgehen, in welchem in acht evangelischer Weise gesagt ward, daß solche Gesinnung aus Lauigkeit und Unbußfertigkeit entstände, daß die Sünder Gott um aufrichtige Buße anflehen sollten, und daß dann gerade für sie nach Gottes Willen Leib und Blut des Herrn dargereicht werde. Außer dieser unmittelbaren Sorge für den Aufbau des Gottesreiches in ihrem Lande, sorgte Margaretha auch noch mittelbar dafür, indem sie solche Männer in Schutz nahm, welche Künste und Wissenschaften pfl egten und verbreiteten. Sie wußte wohl, daß, gerade wie Kunst und Wissenschaft dem Reiche Gottes entgegenwirken müssen, wenn sie in

eitlem, hochmüthigen Geiste getrieben werden, sie eben so eins der kräftigsten Mittel zur Förderung des Heiles sind, wenn sie aus Herzen hervorgehen, die die Versöhnung mit Gott an sich erfahren haben. So errichtete sie denn mehrere Anstalten zur Pflege der Künste und Wissenschaften, deren feste Dauer König Malcolm durch weise Geseze sicherte.

Ueber ihren Pflichten als Landesmutter, die die seltene Frau, wie wir gesehen haben, in so weitem Umfange erfüllte, vernachlässigte Margaretha keineswegs die Pflichten gegen ihr eigenes Haus. Sie hatte ihrem königlichen Gemahle acht Kinder geboren, und hat dieselben treulich in der Furcht des Herrn aufgezogen. Es waren sechs Söhne und zwei Töchter, Eduard, Edmund, Edgar, Ethelred, Alexander, David, Mathildis und Maria mit Namen. Schon frühe suchte sie in die jungen Herzen die Liebe zu Gott zu pflanzen, machte sie auf die Nichtigkeit aller irdischen Dinge aufmerksam, zeigte ihnen, wie der Mensch in alle dem kein Genüge habe, wie die Sünde der stete Friedensstörer sey, und wie allein das Herz, wenn es in Gott ruhe, ewigen Frieden und volles Genüge finden könne. Wuchsen dann die Kinder heran, so gab sie ihnen Lehrer von bewährter Gottesfurcht. Immer aber überwachte ihre treue Mutterliebe den Unterricht, und ließ sich strenge Rechenschaft von den Fortschritten geben, die die Kinder in der Erkenntniß machten. Und vor allem wurde sie nicht müde, in täglicher, treuer Fürbitte dieselben dem Herrn, von dem allein Segen und Gedeihen kommt, an's Herz zu legen. Und Gott segnete sie, wie in allem ihrem Thun, so auch in ihrer Kindererziehung. Von ihren sechs Söhnen haben Edgar, Alexander und David nach einander auf dem schottischen Throne gesessen, und haben alle drei mit großem Ruhme der Tapferkeit, Weisheit und Frömmigkeit regiert. Vor allen hat sich David ausgezeichnet, von dem die Geschichte mit Recht rühmt, daß er die schönste Zierde des schottischen Thrones gewesen sey.

So herrschte unter der Regierung Malcolms und Margarethens Segen und Heil, wie in des Königs Hause, so im ganzen Lande. Die Schlechten wagten nicht, an den Hof zu kommen, an welchem nur Frömmigkeit und Tugend als Empfangung galt. Mangel an Gottesfurcht schloß von den Stellen aus. Während nun so an dem Königspaare herrlich in Erfüllung ging, was im 128. Psalm geschrieben steht, gesiel es dem Herrn, den Glauben der Vielbewährten noch kurz vor ihrem Ende eine

schwere Prüfung bestehen zu lassen. Unter rastloser Thätigkeit für das Wohl der Ihren war die Zeit herbeigekommen, wo der Herr seine Dienerin in die ewigen Wohnungen des Friedens heimholen wollte. Die Königin mußte sich im Jahre 1093 auf's Krankenlager legen. Da erhob sich plötzlich Krieg an den Grenzen des Reiches, und König Malcolm mit Edward, ihrem Erstgeborenen, mußten vom Bette der kranken Königin in den Streit ziehen. Gott hatte beschlossen, daß sie einander hienieden nicht wieder sehen sollten; denn Vater und Sohn fielen bei der Belagerung des Schlosses Alnwick, das ihnen König Wilhelm von England entrisen hatte.

Inzwischen lag Margaretha still und gottergeben auf ihrem Sterbelager. Sie hatte keine Kunde von ihren Lieben; aber an dem Tage, an welchem Gott ihr und aller Schotten Herz so schwer heimsuchte, schien sie sehr traurig und nachdenkend, und sagte zu denen, die um sie waren: „Heute ist Schottland ein Unglück widerfahren, wie seit langer Zeit nicht!“ Vier Tage darauf hatten sich ihre Schmerzen etwas gelindert, so daß sie sich in die Schloßkapelle führen lassen, und hier das heilige Abendmahl genießen konnte. Kaum war sie aber in ihr Gemach zurückgekehrt, als sie von heftigem Fieber ergriffen wurde. Sie litt viele Schmerzen, und betete mitten in denselben den 50. Psalm. Während dies vorging, war ihr Sohn Edgar vom Heere zurückgekommen. Die Königin fragte sogleich, wie sich ihr Gemahl und ihr Erstgeborener befänden. Edgar fürchtete ihren Zustand zu verschlimmern, wenn er die Trauerbotschaft verkündete, und erwiderte bloß: „Sie befinden sich wohl.“ Da rief Margaretha: „Ich weiß wohl, was geschehen ist!“ Dabei hob sie ihre Hände zum Himmel, und betete: „Allmächtiger Gott, ich danke dir, daß du mir eine so große Trübsal in den letzten Augenblicken meines Lebens geschickt hast; denn ich hoffe, daß sie durch deine Barmherzigkeit dazu dienen wird, mich von meinen Sünden zu reinigen.“ Als sie dies gesagt hatte, fühlte sie ihr Ende nahen. Nun verdoppelte sich ihre Inbrunst, und mit tiefem Flehen wiederholte sie mehrere Male die Worte: „Herr Jesu, der du durch deinen Tod der Welt das Leben gegeben hast, befreie mich von allem Uebel!“ Unter diesem Gebete verschied sie. Ihr Geist war hinübergegangen in jenes Land, wo Sünde, Tod und alle Uebel für immer schweigen müssen. Es war am 16. November des Jahres 1093, im sieben und vierzigsten ihres thatenreichen Lebens.

Die syrischen Christen in Ostindien.

„Ich habe mir lassen überbleiben sieb entausend Mann, die nicht haben ihre Kniee gebeuget vor dem Baal. Also gehet es auch jetzt zu dieser Zeit mit diesen Uebergebliebenen nach der Wahl der Gnaden.“ (Römer 11, 4. 5.)

Wir haben, lieber Leser, vom neunten und zehnten Jahrhundert an bereits tiefe Blicke in das wachsende Verderben der herrschenden Kirche gethan, Blicke, welche einen ungeheuren Abgrund vor unseren Augen öffneten. Die Kirche Jesu Christi warf mehr und mehr das Gnadenkleid ihres Herrn und Meisters von sich, in das sie sich anfangs so fest eingehüllt hatte. Sie fing an, sich mit einem Gewande zu bekleiden, das nicht im Himmel, nicht von des Mittlers Händen durch sein eigen Blut, sondern auf irdischen Webstühlen, und mit Menschenhänden gewirkt war. Fasten, Wallfahrten, Kasteiungen, Mönchsgelübde und anderes Menschenwerk verdrängten die Lehre von der freien Gnade in Christo, und die früheren Thaten glühender Christusliebe wurden jetzt eitle Werke der Lohnsucht, welche die Himmelstrone verdienen sollte. Christus, der einige, heilige, ewige, unsichtbare König mußte menschlichen, felhbaren Herrschern weichen, die sich anmaßten, seine Stellvertreter zu seyn, ohne daß er sie dazu gemacht hatte. Neben sein unfehlbares, geschriebenes Gottes Wort, ja über dasselbe wurden, wie dort von den Juden (Matth. 15, 3.) Menschen-Aussätze und Fündlein gestellt, als Gesetz der Kirche.

Kurz, die Kirche als Ganzes, die Masse des Christenvolkes war des Abweichens voll, das ganze Haupt krank, das ganze Herz matt. Die einzelnen, für die lautre evangelische Wahrheit streitenden und leidenden Glaubenszeugen, von welchen wir bisher erzählten, schienen doch nur wie einsame Dafen in der großen Wüste zu seyn.

War denn da die Kirche, der wahrhaftige Leib des Herrn, die Hütte Gottes bei den Menschen, die Braut Christi, gar nicht mehr auf Erden zu finden?

Lieber Leser! Es verhält sich mit der Kirche des neuen Testaments, wie mit dem Israel des alten Bundes. Da blieb

dennoch in Israel, auch in den Zeiten seines tiefsten Abfalls, und der weitverbreitetsten Abgötterei, ein Same, ein Volk Gottes übrig, wenn auch nur, wie ein Häuslein im Weinberge, wie eine Nachthütte in den Kürbisgärten. Ja, in den Tagen der dicksten Finsterniß, wo selbst ein Elias-Herz verzweifeln will, wird diesem die göttliche Antwort: „Ich habe mir lassen überbleiben sieben Tausend Mann, die ihre Kniee nicht gebeuget haben vor dem Baal.“ Schicken wir uns jetzt an, die Geschichte der Siebentausend des neuen Bundes, jener Uebergebliebenen nach der Wahl der Gnaden, des verborgenen Volkes Gottes in der Zeit des allgemeinen Verderbens, mit einander zu betrachten, und welche, nicht als einzelne Glieder, sondern als eine Kirche, als eine christlich organisirte Gesamtheit dem Herrn Jesu in apostolischer Einsalt dienten, in Lauterkeit evangelischer Lehre und evangelischen Lebens.

Und zwar haben wir die Freude, zweimal diese Siebentausend zu sehen, und in verschiedenen Ländern und Welttheilen, in Asien und Europa, nämlich: die syrischen Christen in Ostindien, und die Waldenser in Südfrankreich und Savoyen und Piemont. Die ersteren bildeten schon seit dem vierten Jahrhundert eine solche sichtbare, lautere Kirche Christi, die letzteren wenigstens seit dem neunten und zehnten Jahrhundert, wenn schon sie auch lange den Augen der Welt verborgen waren, wie dort die 7000 dem Propheten Elias.

Zuerst also: Die syrischen Christen in Ostindien.

Von den Hochgebirgen Mittel-Asiens läuft eine steile Gebirgskette südlich durch ganz Ostindien, bis sie im Cap Comorin endigt. Von diesem Cap bis zum Cap Dilly liegt zwischen dem Meere in den Gebirgen das Land Malay-Mla, welches in die Länder Travancore und Malabar zerfällt. An dieser bisher unentdeckten Küste landete im Jahre 1503 der portugiesische Seefahrer Vasco de Gama. Er meinte in ein völlig heidnisches Land zu kommen, war aber nicht wenig erstaunt, an der Küste hin und her über hundert christliche Kirchen zu finden.

Hier wohnten nämlich seit den frühesten Zeiten des Christenthums Jünger des Herrn Jesu, welche ihren Ursprung vom Apostel Thomas, und den alten Christen zu Antiochien herleiteten. Ihre syrische Bibel und Liturgie, und daß ihr Gottesdienst von jeher in syrischer Sprache gehalten wird, zeugt für diesen Ursprung. In den Acten des ersten allgemeinen Concils

zu Nicäa im Jahre 325 hat sich auch ein Bischof Johannes als Bischof von Indien unterzeichnet. Die syrischen Christen haben, nach ihrer allgemeinen Angabe ihre syrischen Bibel-Üebersetzungen schon vor dem Jahre 325 erhalten.

Als die Portugiesen in dem fernen, fremden Lande diese Christen fanden, waren sie anfangs freudig überrascht. Als sie aber die Einfachheit und Reinheit ihres Gottesdienstes sahen, ärgerten sie sich gewaltig, und wollten sogleich Roms Scepter über diese Kirchen schwingen. „Diese Kirchen, erklärten sie, gehören dem Papste.“ — „Wer ist der Papst? sagten die Syrer, wir haben noch niemals von ihm gehört.“

Bei genauerer Untersuchung des kirchlichen Zustandes dieser Christen fanden die römischen Priester nun zu ihrem großen Schrecken, daß dieselben nur wohlgeordnete Kirchenverfassung und Kirchenzucht hatten, die ganz auf die heilige Schrift gegründet war. Sie hatten die Aemter der Bischöfe, Presbyter und Diakonen. Die Bischöfe waren seit einer Reihe von 1300 Jahren von Antiochien gesetzt.

Diese Kirche stammte also nicht von Rom ab. Das mußte denn natürlich, wie die Römer schlossen, eine kezerische Kirche seyn. So suchten diese sie denn in die Arme Roms zu führen. Die ersten Befehrungs-Versuche, auf dem Weg der Ueberredung schlugen fehl. „Wir haben den wahren Glauben, erklärten die Syrer und wissen nicht, wer ihr Leute vom Westen seyd. Denn wir stammen von dem Orte her, wo die Nachfolger Christi zuerst Christen genannt worden sind.“ — Da wurde denn Gewalt versucht, und ein Inquisitions-Gericht zu St. Goa eingesetzt, das bis auf unsre Zeit besteht. Die ruhigen Gemeinden der syrischen Christen wurden mit Waffen-Gewalt überfallen, einige ihrer Geistlichen eingekerkert, und endlich zum Ketertode verurtheilt. Aber die alten, evangelischen Christen blieben standhaft. Da nahmen die Römer den syrischen Bischof, Mar Joseph, gefangen, und schickten ihn gefesselt nach Lissabon. Dann wurden, im Jahre 1599, 150 syrische Geistliche gezwungen, zu Diampore, nahe bei Cochin, in einer ihrer Kirchen eine Synode zu halten, zusammen mit den Römern, unter dem Vorßiß des römischen Erzbischofs Menezes. Dieser klagte die Syrer hier folgender Verbrechen an: „Sie hätten Frauen geheirathet, sie erkannten nur zwei Sakramente an, die h. Taufe und das h. Abendmahl, sie hätten noch nie weder Heilige angerufen, noch Bilder verehrt, noch an ein Fegfeuer geglaubt; sie

hätten keinen andern Amtstitel in der Kirche, als Bischöfe, Priester und Diakonen."

Wahrlich ein herrliches Zeugniß für die Reinheit ihrer Lehre aus dem Munde der Ankläger selbst!

Die Synode beschloß, daß alle syrischen Geistlichen, welche obige angebliche Ketereien nicht abschwören wollten, ihrer Kirchenämter verlustig seyen, und alle alten syrischen Religions-Bücher verbrannt werden sollten, damit, — wie die Inquisitoren sich ausdrückten, — „keine vorgebliehen apostolischen Denkmale übrig blieben.“ Als die Flammen über den alten heiligen Büchern aufschlugen, weinten die Geistlichen, wandten aber ihr Angesicht ab, damit sie nicht durch ihre Thränen auf den Scheiterhaufen gebracht würden. Während dieses Autebafé's hielt der Erzbischof Meenerzes eine Prozession um die Kirche, und stimmte einen Triumphgesang an.

So wurden die syrischen Kirchen zunächst der Küste gezwungen, die Oberherrschaft Roms anzuerkennen. Aber die Kirchen im Innern blieben standhaft und frei. Sie wehrten sich beharrlich gegen die Inquisition, versteckten ihre h. Bücher, flüchteten sich auf die Gebirge, und suchten den Schutz der eingebornen Herrscher, die auf ihre Verbindung mit ihnen immer stolz gewesen waren.

Seitdem vergingen zwei Jahrhunderte, ohne daß man von den syrischen Christen, die tiefer in den Gebirgen wohnten, etwas erfuhr.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts machte der gottselige Missionar Claudius Buchanan, eine Reise durch Malabar und Travancore, um die alten syrischen Christen aufzusuchen. Im Novbr. 1806 kam er nach Mavelly-Car, der ersten von den syrischen Gemeinden, die ihren Glauben standhaft gegen die Menschen-Satzungen Roms vertheidigt haben, darauf zu vielen andern Gemeinden in Chiganoor, Ranniel, Candenad, u. a. D., und hatte mit ihren Geistlichen, auch mit ihrem obersten Bischof, dem Metropolit, Mar Dionysius, einem frommen, allgemein verehrten Manne viele Unterredungen.

Nach ihrem einstimmigen Zeugnisse stimmt ihre Glaubenslehre in den wesentlichen Punkten mit der unsrer evangelisch-protestantischen Kirche überein.

Denn, 1) bekennen sie sich zu der Lehre einer stellvertretenden Versöhnung für die Sünden der Menschen durch das Blut und Verdienst Jesu Christi, und zu der Rechtfertigung des Herzens vor Gott allein durch den Glauben an diese Versöhnung;

2) lehren sie die Wiedergeburt des Herzens zur Gerechtigkeit durch den Beistand des Geistes Gottes.

3) lehren sie die Dreieinigkeit in Uebereinstimmung mit dem Glaubensbekenntniß des Athanasius.

Der obige Metropolit Mar Dionysius drückt sich in einem amtlichen Glaubensbekenntniß, das er an den englischen Residenten zu Travancore sandte, darüber folgendermaßen aus: „Wir glauben an den Vater, Sohn und h. Geist, drei Personen in Einer Gottheit; auch vermischen wir nicht die Personen, noch theilen wir die Substanz, Eines in Dreien, und Drei in Einem. Der Vater zeugt, der Sohn ist gezeugt, und der h. Geist geht aus. Keine ist vor oder nach der Andern; sie sind an Majestät, Ehre, Macht und Gewalt gleich, Einheit in der Dreiheit, und Dreiheit in der Einheit.“ Nun verwirft er die verschiedenen Irrthümer des Arius, Sabellius, Macedonius, Manes, Marcianus, Julianus, Nestorius, und der Chalcedonier, und schließt also: Daß zur vorherbestimmten Zeit nach der Vorhersehung des Vaters und des h. Geistes der Sohn zum Heil der Welt auf der Erde erschienen sey, von der Jungfrau Maria vermittelt des h. Geistes geboren wurde, und Gott im Fleische und Mensch gewesen sey.“ Hieraus ersieht man, daß der römisch-katholische Geschichtschreiber, Alban Butler, und seine Nachschreiber, mit Unrecht diese syrischen Christen der Irrlehre des Nestorius beschuldigt haben.

Ihre Kirchen=Ceremonien sind einfach, ihre Liturgie ächt biblisch. Außer dem Kreuze dulden sie keine Bilder in ihren Kirchen. Ihre Kirchenzucht ist eine einfache, patriarchalische. Nach dem Gottesdienste stellt sich der Bischof, oder der Priester an die Kirchthüre, legt dem Herausgehenden seine Hand auf, und fleht auf ihn den Segen Gottes nieder. Wenn nun Einer kommt, der durch unordentliches Wesen und grobe Sünden der Gemeinde zum Aergerniß geworden ist, so läßt ihn der Bischof ohne den Segen des Herrn gehen.

Vor Allem erfreulich und rührend ist ihre innige Anhänglichkeit an die h. Schrift. Sie ist die einzige Richtschnur ihres Glaubens und Lebens. Ihre syrische Uebersetzung der Bibel ist, wie sie erklären, über 1400 Jahre alt, und aus Antiochia gekommen. Buchanan verglich ihr syrisches Neues Testament mit dem syrischen Exemplar, was er aus Europa mitgebracht, und fand es ganz damit übereinstimmend. Da dem Volke das Syrische durch die Länge der Zeit unverständlich geworden ist, so hat die

brittische Bibel-Gesellschaft ihnen eine Uebersetzung der h. Schrift in ihre malabarische Sprache verschafft.

Dieses feste Leben und Weben in dem Worte Gottes ist es vorzüglich, was auch eine große Sitten-Reinheit bei den syrischen Christen erhalten hat, wodurch sie sich vor den Heiden und Römisch-Katholiken des dortigen Landes so vortheilhaft auszeichnet, so daß sie nicht wenige Heiden zu Christo gebracht haben. Denn diese lernen einen Glauben lieben, der so süße Früchte bringt.

Dieses Leben und Weben im Worte Gottes ist es denn auch, was dieser syrischen Kirche den Muth und die Ausdauer gegeben, ihren allerheiligsten evangelischen Glauben, mitten unter einer fanatischen heidnischen Bevölkerung, und von heidnischen Fürsten bedrückt, länger als ein Jahrtausend sich zu bewahren, und als darauf die Römlinge mit mehr als heidnischer List und Grausamkeit sie durch alle Waffen der blutgierigen Inquisition bekämpften, diese drei Jahrhunderte hindurch, sich wenigstens zum größten Theile, unter den größten Opfern, frei von dem römischen Aberglauben und Unglauben zu erhalten.

Denn noch sind es über 70,000 Seelen, also zehnmal Siebentausend, mit mehr als 50 Kirchen, welche diese freie syrische Kirche in Malabar bilden.

Die Waldenser.

„Welche haben durch den Glauben Königreiche bezwungen, Gerechtigkeit gewirkt, die Verheißung erlangt, der Löwen Rachen verstopft, des Feuers Kraft ausgelöscht, und des Schwertes Schärfe entronnen, sind kräftig geworden aus der Schwachheit, sind stark geworden im Streit, haben der Fremden Heer darnieder gelegt.“ (Hebr. 11, 33. 34.)

Als ein zweiter lebendiger Beweis, daß auch in der Zeit der Mitternacht der christlichen Kirche, im finstersten Mittelalter der Herr nicht bloß Einzelne, sondern auch noch ein Volk, eine kirchliche Gesamtheit hatte, die ihm im Lichte evangelischer Wahrheit und Gottseligkeit diente, stehen die Waldenser vor unsern Augen.

Die Häupter der römischen Kirche, Papst und Geistlichkeit, schwelgten damals in dem Genuße ihrer Macht und Reichthümer, während die Heerde Christi darben mußte. Das Volk war verschmachtet, wie Schaaf, die keinen Hirten haben; denn die, welche diesen Namen führten, kümmerten sich entweder gar nicht um dasselbe, oder redeten zu ihm in einer Sprache, die es nicht verstand. Da begann, in einem großen Theile Europa's, als die Noth aufs höchste gestiegen war, besonders im elften und zwölften Jahrhundert, der Odem des Herrn fühlbarer zu wehen. Ein mächtiges Gefühl seines verlassenem Zustandes, ein Suchen nach dem, was ihm fehlte, ergriff das ganze Volk. Eine Menge von Sekten entstanden, und traten in entschiedenem Widerspruch gegen die römische Kirche. Freilich fehlte es, wie bei allem Menschenwerk, auch hier an den mannichfachen Verirrungen nicht. Die heilbegierigen Seelen suchten die rechte Befriedigung häufig nicht auf dem rechten Wege, zumal diesen Suchenden der einzige Wegweiser, den es giebt, das Wort Gottes entzogen war. So begegnen wir denn in diesen Sekten viel schwärmerischer Ueberspannung, viel fleischlichem, stürmischem Eifer. Dennoch war der Odem des Herrn und der Geist seines Mundes in dieser Bewegung. Es war der Sauerteig des lebendigen Wortes Gottes, welcher die todte Masse in Gährung gesetzt hatte. Zum Beweise des, finden wir mitten unter den verschiedenen Sekten, die alle die göttliche Wahrheit durch mehr oder weniger fremde Beimischung entstellt hatten, zum zweiten Male ein Volk Gottes, welches festgewurzelt stand in dem Bekenntnisse des lautern Evangeliums, welches sich daher auch unter allen Stürmen der Verfolgung bis auf den heutigen Tag erhalten hat, während jene Sekten früher oder später wieder untergegangen sind. Es sind die Waldenser, eine kirchliche Gemeinschaft, in Lehre und Leben so rein und entschieden evangelisch, daß wir getroßt auch auf sie hinzeigen können, wenn uns die Römisch-Katholischen höhrend fragen: „Wo war die evangelische Lehre vor Luther und Calvin?“

Es ist von den Gelehrten, und zwar von Freunden und Feinden, viel über den Ursprung und den Namen dieses Volkes Gottes gestritten worden. Viele sind bis auf die Zeiten des Kaisers Konstantin zurückgegangen, und haben behauptet, daß, während damals die Waldenser noch äußerlich im Verbande der verweltlichten Kirche geblieben wären, sie doch bereits im neunten Jahrhundert mit dem Bischof Claudius von Turin, von dem an seinem Orte erzählt worden ist, sich von derselben

getrennt, und eine selbstständige, sichtbare Kirche gebildet hätten. Dem widerstreitet aber die Geschichte. Claudius ist bis an sein Ende Bischof von Turin geblieben, und kann also nicht aus der herrschenden Kirche ausgetreten seyn. Gewiß aber ist es, daß die reine Lehre des nicänischen Glaubens-Bekenntnisses sich von dem vierten Jahrhundert her in vielen Christen-Gemeinden, nicht bloß bei einzelnen Personen im Stillen rein erhalten, und von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgepflanzt hat, mitten in der wachsenden Verfinsternung, welche die zunehmende Macht des Papstthums begleitete.

So war dies auch in den Thälern Savoyen's, Piemont's und den Ebenen Südfrankreich's geschehen, und dieser apostolische Same war begossen und gestärkt worden, durch die kräftigen Zeugnisse, welche selbst katholische Bischöfe und andere hervorragende Männer der Kirche von Zeit zu Zeit für die reine evangelische Lehre, im Widerstreit gegen die Menschen-Satzungen des römischen Stuhls, erschallen ließen, z. B. Claudius, und Andere, die das Märtyrer-Buch aufgeführt hat. So hängt der Bischof von Turin doch jedenfalls sehr nahe mit den Waldensern zusammen, und hat großen Antheil an dem Emporreifen des lieblichen und reich gesegneten Erndtefeldes, von dem wir jetzt berichten wollen.

Andere haben Ursprung und Namen der Waldenser von einem hervorragenden Mitgliede ihrer Gemeinschaft, dem Petrus Waldus aus Lyon, auf den wir im Verlauf der Geschichte noch ausführlicher zu sprechen kommen, herleiten wollen. Aber auch diese Ansicht kann nicht die richtige seyn; denn wir finden Lehre und Namen der Waldenser schon in einigen ihrer alten Bekenntnisschriften, die fünfzig Jahre früher abgefaßt sind, als Petrus Waldus in Lyon auftrat. Am wahrscheinlichsten wird ihr Name Vaudés von Vaur, Thal oder Wald, abgeleitet. Waldenser würde demnach in unserer Sprache „Thalleute“ oder auch „Waldleute“ heißen. Doch wir wollen uns jetzt nicht länger bei ihrem Ursprunge und Namen aufhalten, sondern den Streit darüber den Gelehrten überlassen, und wollen lieber einen prüfenden Blick auf ihre Lehre werfen, um zu sehen, ob sie in Wahrheit das Zeugniß evangelischer Reinheit verdienen, welches wir ihnen beigelegt haben. Wir schöpfen unsere Mittheilungen aus einigen ihrer ältesten Bekenntnisschriften, dem Katechismus von 1100, dem Glaubensbekenntniß vom Jahre 1120, und der Schrift über den Antichrist, gleichfalls von 1120.

Zunächst stimmt die Lehre der piemontesischen Thaleute, oder Waldenser, mit dem apostolischen Glaubensbekenntnisse überein. Auf diesem Grunde bauen sie dann weiter. Christus ist ihnen der Erlöser der Menschheit, der einige Mittler zwischen Gott und Menschen, und unser Fürsprecher beim Vater. Er hat durch seinen Tod das ganze Menschengeschlecht, welches durch die Sünde einem ewigen Tode entgegen ging, vom Tode errettet, und das Leben und volle Genüge wieder gebracht. Seine Gnade aber, die in der Sündenvergebung, Rechtfertigung, Kindschaft und Heiligung besteht, erlangen wir allein durch Buße und Glauben. Das Gesetz des neuen Bundes ist die Liebe. Wer dieses Gesetz hält, der hat den lebendigen Glauben, und ist ein Nachfolger Christi. Christus allein kann uns die Kraft geben, sein Gebot der Liebe zu erfüllen; zu Christo gelangen wir nur durch den Glauben, und den Glauben schöpfen wir allein aus der heiligen Schrift. Alle die, welche durch Christum erlöst, mit Christo verbunden, und durch den Geist Gottes geheiligt sind, bilden die Gemeinschaft der Heiligen, die wahre, katholische allgemeine Kirche, die alle Auserwählten Gottes von Anfang der Welt bis zu ihrem Ende in sich schließt. Dieser entspricht die gegenwärtige römisch-katholische Kirche nicht. Es sind viele falsche Lehren in dieselbe eingedrungen, nämlich die von der abgöttischen Anrufung der Maria und der Heiligen, vom Fegfeuer, von der Beichte und Sündenvergebung um Geld, von der Tradition u. s. w. Es giebt nur zwei Sakramente, die Taufe und das Abendmahl, und allein die Bibel, alten und neuen Testaments, ist die Richtschnur für Glauben und Leben.

Dieses lautere, evangelische Bekenntniß wird in den oben genannten Schriften weiter ausgeführt und vertheidigt. In der Schrift über den Antichrist weisen die Waldenser deutlich auf die herrschende Kirche, und sagen sich von derselben los. Es heißt hier: „Die Werke des Antichrists sind: er raubt Gott die Ehre, und überträgt sie auf sich und seine Werke, die Heiligen, die Bilder, die Reliquien und die Messe. Zum Zweiten raubt er Christo sein Verdienst; denn er verwirft das volle Genüge der Gnade Christi, seiner Gerechtigkeit, Wiedergeburt und Heiligung, und schreibt alles dies seiner eigenen Macht, seinen Worten und Werken, den Heiligen und ihrer Fürbitte und dem Fegfeuer zu. Er entfernt das Volk von Christo, und predigt, daß das ganze Heil in seinen Werken bestehe. Zum dritten schreibt er die Erneuerung durch den heiligen Geist dem äußern, todten Glauben

zu, und tauft die Kinder auf diesen Glauben. Er setzt die ganze Religion und Heiligkeit des Volks in die Messe, und hat eine Menge Ceremonien aus dem Judenthum, Heidenthum und Christenthum miteinander verbunden und vermischt. *) Er bewerkstelligt und erhält seine Einheit nicht durch den heiligen Geist, sondern durch die weltliche Macht. Er haßt, verfolgt, beraubt und tödtet die Glieder Christi. Das Verderben in der römischen Kirche, als dem Antichrist, wird weiter in folgendem nachgewiesen: „Das erste Verderben des Antichrists liegt darin, daß seine Anhänger statt des Schöpfers die Creatur verehren, und ihr auf verschiedene Weise dienen durch Wallfahrten, Almosengeben, kostbare Opfer, Gesänge, Gelübde, Messen, Vespern, Horen, Vigilien und Fasten. Dadurch wird die Gnade, die wesentlich in Gott, und verdienstlich in Jesu Christo ist, und allein durch den Glauben durch den heiligen Geist erlangt wird, jenen Dingen zugeeignet.

Das zweite Verderben des Antichrists liegt in der Hoffnung, daß er Vergebung, Gnade, Gerechtigkeit, Wahrheit und ewiges Leben gibt, nicht durch Gott in Christo, sondern durch lebende und gestorbene Menschen, kirchliche Autoritäten und Ceremonien, Segensprechen, Opfer, Gebete und andere schon bezeichnete Dinge, also nicht durch den wahren Glauben, welcher Buße und Liebe wirkt, welcher von der Sünde scheidet, und zum Guten lebt.

Das dritte Verderben des Antichrists besteht darin, daß er außer dem bereits Angeführten an falsche Orden und Regeln, an Klöster und Kirchen die Hoffnung auf Erlangung der Gnade gebunden hat. Ebenso daran, wenn Jemand oft und andächtig der Messe beigewohnt, an den Sacramenten Theil genommen, wenn er gebeichtet und durch Fasten und Gaben Genugthuung geleistet hat. Weil nun vom Herrn geboten ist, sich von ihm zu trennen, so scheiden wir, die wir zur Erkenntniß dieser Dinge gekommen sind, und nach der heiligen Schrift an die Offenbarungen glauben, uns innerlich und äußerlich von ihm, weil wir glauben, daß er der Antichrist ist. Da wir nun den aufrichtigen, reinen und einfältigen Vorsatz haben, dem Herrn zu gefallen, und durch den Beistand des Herrn selig zu werden, so

*) Das treffliche Büchlein aus der neuesten Zeit: „Das heidnische Rom“ hat das Vermischen heidnischer Ceremonien mit christlichen in der römischen sehr gut nachgewiesen.

schließen wir uns der Wahrheit Christi und seiner Braut nach unserm besten Verständniß an. Auch haben wir beschlossen, die Gründe unseres Austritts darzulegen, und welcher Art unsere Verbindung ist, damit, wenn der Herr die Erkenntniß dieser Wahrheit giebt, diejenigen, welche sie empfangen, sie mit uns lieben. Wenn Jemand diese Erkenntniß in reicherm und vollerm Maße besitzt, als wir, so wünschen wir demüthig, besser unterrichtet und belehrt, und von unsern Fehlern geheilt zu werden. Unser Austritt geschieht demnach für die wesentliche Wahrheit des Glaubens, für die innerliche Erkenntniß Eines Gottes, und die Wesenseinheit in drei Personen, für den Dienst, wie er Gott allein gebührt, für die Liebe gegen ihn in allen Dingen, daß wir ihn lieben über alles Andere, daß wir ihn heiligen und ehren über alle anderen Dinge, für die Wiedergeburt durch Glaube, Hoffnung und Liebe, für das vollgültige Verdienst Jesu Christi zur Gnade und Gerechtigkeit, für die Gemeinschaft mit allen Auserwählten, für die Vergebung der Sünden, für einen heiligen Wandel, und die treue Erfüllung aller Gebote Christi im Glauben, für die wahre Reue, für die Treue bis zum Tode, und für das ewige Leben.“

In einer andern waldensischen Schrift über die Anrufung der Heiligen finden sich folgende Stellen: „Christus ist der Mittler zwischen Gott und den Menschen, ihr Fürsprecher vor Gott, dem Vater, der für unsere Sünden genug gethan hat, der sich für uns Gott naht, immer lebt, und beständig für uns bittet, so daß Niemand zum Vater kommt, denn durch ihn. Er bietet sich uns selbst an, ehe wir uns noch bewegen; er steht an der Thüre, und klopfet an, damit man ihm aufthue; er sitzt im Himmel zur Rechten des Vaters, und will, um allen Götzendienst zu verhindern, daß jeder Gläubige ihn im Herzen habe, und sich nur auf ihn verlasse. Die Heiligen aber sind uns gegeben, nicht, damit wir ihnen einen Dienst darbringen, sondern ihnen nachahmen. Wir sagen also, daß kein Mensch darf angerufen werden, und daß es außer Christo keinen wahren und höheren Beistand oder Mittler zwischen Gott und den Menschen, oder Fürsprecher für die Sünder beim Vater giebt. Der wäre thöricht, der einen andern Fürsprecher verlangen würde; denn Christus lebt immer, und bittet für uns den Vater; er ist immer bereit, dem zu helfen, der ihn liebt.“

Das soll des Zeugnisses genug seyn für die evangelische Reinheit der Lehre der Waldenser. Ihr Leben nun entsprach

dieser Lehre auf das vollkommenste. Wenn irgendwo in damaliger Zeit, so finden wir bei ihnen die wahre Kirche, von der sie in ihrem Bekenntnisse zeugen. Ihr Leben war ein Leben in und nach dem Worte Gottes. Jeder Stand und Beruf hatte seine besondern Pflichten. Die Hirten leuchteten ihren Heerden vor, und suchten durch gutes Beispiel in Wort und That mit aller Sorgfalt Jeden zum Herrn hinzuleiten. Nach dem Vorbilde des Herrn und seiner Apostel begnügten sie sich nicht damit, in den Versammlungen zu lehren, sondern gingen hin und her in den Häusern, die Kranken zu besuchen, die Betrübten zu trösten, die Angefochtenen wieder aufzurichten. Alle Jahre einmal versammelten sich die sämmtlichen Geistlichen zu einem allgemeinen Concile. Von den Pfarrern wurden die Kirchenältesten gewählt, und in Gemeinschaft mit diesen die Kirchenzucht geübt. „Jeder Christ,“ sagten sie, „muß so leben, daß er seinem Nächsten kein Aergerniß giebt. Wer nicht treu erfunden wird, muß gestraft, und aus unserer Gemeinschaft entfernt werden. Die Gefallenen aber dürfen nicht aufgegeben, sondern müssen mit allem Fleiße wieder aufgerichtet werden.“ Das war ihnen das Amt der Schlüssel, welches nicht etwa Petro allein, sondern der ganzen Kirche übertragen sey. Tanzen, Spielen, Wirthshausgehen, Schwelgereien und unnützes Kleidergepränge war bei den Waldensern streng verboten. Sie suchten, wie es den Heiligen Gottes geziemt, ihren Wandel zu führen in aller Zucht und Ehrbarkeit. „Diejenigen, welche ihre Töchter äußerlich schmücken,“ sagten sie, „sind denen gleich, die trocknes Holz ans Feuer legen, damit es um so besser brenne.“

Bei alledem konnte es nun nicht fehlen, daß auch an ihnen das Wort des Herrn in Erfüllung ging: „Haben sie den Hausvater Beelzebub geheißen, wie viel mehr werden sie seine Hausgenossen also heißen.“ Die abscheulichsten Verläumdungen wurden von ihren Feinden gegen sie ausgesprengt. Man warf ihnen Hurerei, Empörung gegen die Obrigkeit und dergleichen vor. Ja, man sagte, um dem Volke einen Abscheu vor ihnen einzujagen, die Waldenser hätten vier Reihen Zähne, wie Ungeheuer, und trügen am ganzen Leibe, gleich wilden Thieren, lange Haare. Gott aber hat es so gefügt, daß gerade aus den Schriften ihrer Feinde die unwiderleglichsten Beweise für die Unschuld und Reinheit ihres Wandels hervorgehen. Da muß einer derselben insbesondere ihre Keuschheit rühmen und berichten, daß ihre katholischen Nachbarn, um die Unschuld ihrer Töchter zu bewahren, dieselben den verachteten Thalleuten zur Erziehung anvertraut hätten. Ferner

bezeugt derselbe, daß Prozesse unter den Waldensern gar nicht vorgekommen seyen, daß sie jede Art von Schlechtigkeit von sich ferne hielten, und Eidschwüre, Fluchworte, Streit, Aufstand, Unzucht und alles Aehnliche von Herzen verabscheuten. Ein Anderer erzählt, nichts habe den Waldensern den Haß des Papstes und der Fürsten mehr zugezogen, als die Freimüthigkeit, mit der sie die Laster der herrschenden Kirche, und insbesondere der Priesterschaft getadelt hätten. Ein Dritter bezeugt, daß das Leben und die Sitten der Thalleute ohne Tadel gewesen seyen, und nur ihr Glaube hartnäckig und ungesund wäre. Er bedenkt freilich bei diesem Urtheil nicht das Wort des Herrn, daß ein fauler Baum niemals gute Früchte bringen kann. *)

So erquicklich nun aber auch für ein evangelisches Herz diese Zeugnisse von dem Glaubens- und Liebes-Leben der Waldenser seyn mögen, dürfen wir uns doch bei demselben jetzt nicht länger aufhalten. Wir haben es ja hier vornehmlich mit der Geschichte ihrer Kämpfe und ihres Märtyrertums zu thun, die wiederum das kräftigste Zeugniß ihres Glaubens und ihrer Liebe ist. Wie schon erwähnt, haben wir die Mittheilungen über ihre Lehre aus den ältesten Bekenntnisschriften der piemontesischen Thalleute geschöpft. Wie sich dies Volk Gottes in jenen stillen Thälern gesammelt hat, davon hat die Geschichte keine verbürgten Nachrichten. Dagegen wissen wir von ihren Glaubensbrüdern im südöstlichen Frankreich, welche Landstriche in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts der Heerd einer gewaltigen Geisterbewegung wurden, gewissern Bescheid. Um diese Zeit lebte nämlich in der Stadt Lyon ein Mann, der in der Geschichte aller Waldenser-Kirchen eine große Bedeutung gewonnen hat. Er hieß Petrus Walbus, und war seines Standes ein reicher Kaufmann. In wunderbarer Weise erwählte sich ihn der Herr zu seinem besondern Rüstzeuge. Petrus war von jeher ein ernsteres Gemüth gewesen, gab gerne den Armen, und war Jedermann behülflich, wo er wußte und konnte. Da saß er nun einstmals um das Jahr 1160 mit seinen Freunden bei einem Gastmahl. Es wurde über allerlei gesprochen, auch über die bösen Zeiten und das wachsende Verderben

*) Die Schriftsteller der römischen Kirche, welche solche günstige Zeugnisse von den Waldensern ablegen mußten, waren Claudius Senffel, Erzbischof von Turin, sodann de Thou, Bernhard Girard, Wilh. Parabia u. A.

der Kirche. Da geschah es, daß einer der Freunde plötzlich vor Aller Augen todt zur Erde fiel. Dies Ereigniß machte einen so gewaltigen Eindruck auf Petrus, daß er von Stund an beschloß, alles Irdische fahren zu lassen, und sich nur allein noch um das Heil seiner Seele zu bekümmern. Die gute Hand Gottes führte ihn von dem Schutte verderblicher Menschenfagungen in der herrschenden Kirche zu den Schriften gottseliger Männer aus der besseren, alten Zeit. Diese wieder führten ihn zu der ursprünglichen Quelle alles Heils, zu der heiligen Schrift selbst. Hier nun fand er, was er suchte; und je mehr er sich in seinen köstlichen Schatz vertiefte, um so seliger fühlte er sich im Besitze desselben; um so mehr erkannte er aber auch, wie weit die herrschende Kirche sich von der ursprünglichen Wahrheit entfernt hatte. Da erwachte in seinem Herzen das glühende Verlangen, auch Andere zu dem Lebensborne zu leiten, dessen Wasser ihn so überschwänglich erquicht hatte. Die Bibel war aber, ehe die Buchdruckerkunst erfunden war, noch ein gar seltenes Buch, und dazu nur in lateinischen, dem Volke unverständlichen Handschriften vorhanden. Deshalb ließ Petrus von zwei Geistlichen, dem Stephan de Ansa und dem Bernhard Adros auf seine Kosten eine Uebersetzung der heiligen Schrift in die Landessprache verfassen. Stephan, als der gelehrtere, dictirte; Bernhard, im Schreiben wohl geübt, schrieb das Dictirte nieder. Nun gab Petrus, gleich jenem Kaufmanne, der die Eine, köstliche Perle gefunden hatte, alles was er besaß, für dieselbe hin. Er verwandte den größten Theil seines bedeutenden Vermögens dazu, die Bibel in vielen Exemplaren abschreiben zu lassen, und vertheilte diese unter das Volk. Aber auch daran hatte seine Liebe noch nicht genug. Er verschenkte seine übrige Habe unter die Armen, und beschloß, sein ganzes ferneres Leben dem Gesächste zu weihen, das Wort, welches er seinem Volke bereits in todten Buchstaben der Schrift gegeben hatte, nun auch durch die lebendige Rede des Mundes immer weiter auszubreiten, und näher an die Herzen zu bringen. Wie ein zündender Funke fiel seine Predigt in viele heilsbegierigen Seelen, die bald im gleichen Verlangen entbrannten, das theure Evangelium, welches sie so selig machte, denen zu verkündigen, welche seinen süßen Trost noch nicht geschmeckt hatten. Mit solchen Freunden zog nun Petrus umher durch Stadt und Land, und verkündigte die Botschaft des Heiles aus dem lautern Worte Gottes. Und viele Herzen, besonders unter dem armen Landvolke, kamen weit und breit zur

Erkenntniß des Heiles, und zur wahrhaftigen Erneuerung. Bald machte die Sache Aufsehen. Doch, während sich rechte Diener Christi darüber gefreuet hätten, daß das Wort Gottes also lief von Haus zu Haus, fürchteten die Priester der römischen Kirche nichts mehr, als das Emporkommen eben dieses Wortes, durch welches ihre bösen Werke gestraft, und ihre falschen Lehren an das Licht gebracht werden mußten. Johann, der damalige Erzbischof von Lyon, hatte also nichts Eiligeres zu thun, als dem Petrus und seinen Gefährten das Predigen zu verbieten. Er meinte kurz weg, einem ungelehrten Manne aus dem Laienstande, ohne Glaze und äußere Salbung, dürfe so etwas nicht gestattet werden. Petrus entgegnete, man müsse Gott mehr gehorchen, als den Menschen, und fuhr fort, das Evangelium zu verkündigen. Er trennte sich aber mit seinen Gefährten damals noch nicht von der römischen Kirche, sondern schickte vielmehr im Jahre 1179 Gesandte nach Rom, die dem Papst Alexander III. ein Exemplar der Lyoner Bibelübersetzung überreichen, und denselben zugleich um Bestätigung ihres Vereins angehen sollten.

In Rom war damals das lateranische Concil versammelt, dem diese Frage vorgelegt wurde. Auf diesem Concile entwarf der Franziskanermönch Walter Mapes nach seiner Anschauung folgende Schilderung von den neuen Boten des Evangeliums: „Sie haben keine bestimmten Wohnsitze; wandern zu zwei und zwei umher, barfuß, in wollenen Kleidern, und indem sie nichts besitzen, sondern wie die Apostel alles untereinander gemein haben, folgen sie nackt dem nackten Christo.“ Dann sagte er weiter: „Sie fangen jetzt auf die demüthigste Weise an, weil sie noch keinen festen Fuß gewonnen haben; wenn wir sie aber festen Fuß gewinnen lassen, so werden wir selbst von ihnen aus der Kirche getrieben werden.“ Der Mann hatte von seinem unbußfertigen Standpunkte Recht, und, getreu diesem Rathe, verweigerte auch der Papst die Sanction Roms. Dennoch fuhr Waldus rastlos und ohne Menschenfurcht fort, den hungernden und durstenden Seelen die Speise und den Trank des Evangeliums zu bieten. Jetzt erhielt der Erzbischof von Lyon den Befehl, gegen Petrus und seine Anhänger mit Strenge zu verfahren, und ihnen das Predigen mit Gewalt zu verbieten. Da sagte sich der Glaubensheld mit seinen Freunden öffentlich von der Kirche los, verließ mit ihnen Lyon, und wandte sich nach der Dauphiné. Und siehe da, es wiederholte sich, was in der Apostelgeschichte 11. schon von der ersten Verfolgung der Christen erzählt wird: „Die aber zerstreuet

waren in der Trübsal, gingen umher, redeten das Wort, und die Hand des Herrn war mit ihnen, und eine große Zahl ward gläubig, und bekehrte sich zu dem Herrn." Auch in der Dauphiné fand Petrus seines Bleibens nicht, und er flüchtete weiter nach der Picardie, wo seine Predigt ebenfalls offene Herzen fand. Von hier vertrieben, wandte er sich mit der Botschaft des Heiles nach Deutschland, bis er endlich, wie der Geschichtschreiber de Thou berichtet, in Böhmen seinen Pilgerstab niederlegte. Hier fand er nämlich für den Rest seines Lebens einen Friedenshafen, und wirkte in der Liebe Christi unter dem Segen des Herrn auch in diesem Lande fort, bis er im Jahre 1197 in das Land des ewigen Friedens heimgegangen ist.

So hatte denn nun der Herr, wie in den Thälern Piemonts, so auch im ganzen südlichen Frankreich ein großes Volk. In welchem Zusammenhange die Waldenser in beiden Ländern zu einander gestanden haben, darüber sind die Meinungen getheilt; es kommt aber auch bei dem Zweck dieser Geschichte weniger darauf an. Als nun aber die Bewegung mehr und mehr wuchs, und die evangelischen Freunde immer eifriger in der Verkündigung des Wortes fortführen, sprach der Papst Lucius III. im Jahre 1183 auf dem Conzile zu Verona den Bannfluch über sie aus. Sie werden in der päpstlichen Bulle „die Armen von Lyon“ genannt, und sammt anderen wirklichen Irrlehrern mit ewigem Fluche belegt. Die Folge davon war ein noch entschiedeneres Lossagen der Waldenser von Rom. Papst Innocenz III., des Lucius Nachfolger, versuchte sie durch anscheinende Milde wieder in sein Netz zu ziehen. Er wollte ihnen jetzt ihre Forderung, die freie Predigt der heiligen Schrift, gewähren und hatte den Plan, sie in einen kirchlichen Verein umzubilden, der den Namen „katholische Arme“ führen sollte. Noch im Jahre 1179 wären die Waldenser vielleicht mit Freuden auf diesen Vorschlag eingegangen; jetzt aber, wo sie bereits zur Freiheit der Kinder Gottes durchgedrungen waren, verwarfen sie denselben, und wollten lieber des Papstes ganzen Haß tragen, als das volle Theil an Christo missen. So mußte nach Gottes Rathe die Strenge jenes ersten Papstes, welcher die Waldenser aus der Kirche stieß, dazu dienen, daß diese sich ganz und völlig dem rechten Vater in die Arme warfen. Nur einige ihrer Glaubensgenossen kehrten in Folge jenes Vorschlags zur römischen Kirchengemeinschaft zurück. Sie hatten zwar nun äußern Frieden, aber ihre Namen sind in

der Kirche des Herrn verschollen, während die Treugebliebenen von jenen Zeiten an bis auf den heutigen Tag durch ihr lauterer, mit Strömen von Blut besiegeltes Zeugniß für das Reich des Herrn fortgewirkt haben, und fortwirken werden bis ans Ende der Tage. Sie thaten dies besonders durch ihr treues und unverbrüchliches Festhalten an dem geschriebenen Worte Gottes. Wie die heilige Schrift die Quelle war, aus der sie entsprungen, so blieb diese den Waldensern auch fort und fort der Lebensstrom, aus welchem sie in der nun folgenden Blut- und Drangsal-Periode Kraft und Ausdauer schöpften. Männer und Weiber zeichneten sich durch eine große Bibelenntniß aus. Ihre erbittertesten Feinde haben ihnen das Lob ertheilen müssen, daß sie fest gegründet standen in dem Worte Gottes. Einer derselben erzählt: „Sie sind meist rohe, ungebildete Leute, und wohnen theils in elenden Hütten, theils in Höhlen; aber alle können lesen und schreiben. Wir fanden Bauern, die das ganze Buch Hiob, viele andere, die das ganze neue Testament auswendig wußten.“ Ein Mönch, der ausgesandt war, sie zur katholischen Kirche zurückzubringen, bekannte, in seinem Leben habe er so viel nicht aus der Schrift erfahren, als in den wenigen Tagen, seit er sich mit den Ketzern unterredet hätte. — O, wie beschämen doch diese Zeugnisse Viele von uns, die wir uns im unverkümmerten Genuß des Wortes Gottes befinden, und für wenige Groschen eine Bibel uns ins Haus schaffen können!

Seit der Papst mit dem Stecken der Verfolgung in das vom Herrn angefachte, aber bisher noch ruhig dahin brennende Feuer geschlagen, waren die Funken des heiligen Geistes nach allen Seiten geflogen, und hatten überall gezündet. Die Lehre der Waldenser verbreitete sich mit unglaublicher Schnelligkeit über alle umliegenden Länder. Die Kirche des Herrn im Mittelalter ist größer gewesen, als man gemeinlich annimmt. Selbst die Feinde der Waldenser geben zu, es sei fast kein Land, in welchem man sie nicht finde. Zuerst verbanden sich die waldensischen Gemeinden im südlichen Frankreich mit denen in Piemont. Dann breiteten sie sich aus über die Lombardei, das mittlere Italien bis Calabrien; über die Provence und Picardie, woher sie auch den Namen „Picarder“ führen; über die Gascongne, das ganze südliche Frankreich und die Schweiz, so wie längs der Ufer des Rheines bis in die Niederlande hinein. Vom Rhein drangen sie in das Innere von Deutschland, nach Westphalen und Hessen, von da bis nach Böhmen, Mäh-

ren und Polen hinein. Und in allen diesen Ländern waren sie so zahlreich, daß ein Waldenser von Mailand bis Köln reisen, und jede Nacht bei einem Glaubensbruder Herberge nehmen konnte.

Wo Licht ist, kann die Finsterniß nicht bleiben, und eine solche Kirche, wie die der Waldenser, mußte allerdings der römischen den Untergang bereiten. Das sahen auch die Häupter dieser wohl ein, und eins derselben sagte: „Unter allen bisher gewesenen Sekten ist keine der Kirche verderblicher, als die Sekte der Lyonisten, (die der Waldenser von Lyon), weil, während die übrigen Sekten durch das Lasterliche ihrer Lehren die Zuhörer zurückstoßen, diese einen großen Schein der Frömmigkeit haben, vor den Augen der Menschen ein frommes Leben führen, in der Lehre von Gott ganz rechtgläubig sind, alle Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses annehmen, und nur auf die römische Kirche und ihre Geistlichkeit schimpfen, womit sie bei den Laien leicht Glauben finden.“ So rüstete sich denn nun Rom zum Vertilgungskampfe, zu einem Kampfe, der Jahrhunderte lang fortgedauert hat. Denn die ganze äußere Geschichte der Waldenser ist fast nichts, als eine ununterbrochene Reihe der grausamsten Verfolgungen, die je in der Christenheit erhört worden sind. Wir wissen aber fast nur die äußere Geschichte dieser Verfolgungen; denn wir haben die Berichte derselben allein aus Feindeshänden, und diese konnten die innern Erfahrungen, welche die Märtyrer in der Trübsalshitze machten, weder verstehen, noch hatten sie den guten Willen, dieselben auf die Nachwelt zu bringen.

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts saß auf dem römischen Stuhle Papst Innocenz III. Dieser Papst ist ohne Widerrede einer der größten unter allen seinen Vorgängern und Nachfolgern gewesen. Er hat bei einer Persönlichkeit, welche die der übrigen Päpste weit überragt, das eigentliche Ziel des Papstthums mit eiserner Consequenz, und unerhörtem Eifer nicht bloß verfolgt, sondern auch wirklich erreicht. Er hat das Papstthum auf die größte Höhe der Ehre, des Einflusses und des Glanzes erhoben, welche es jemals eingenommen hat. Von Portugal bis Palästina führte er mit gewaltiger Hand die Zügel des Kirchenregiments. Sein Wort war Gesetz, sein Wille unwiderstehlich. Es beugten sich vor ihm die mächtigsten Fürsten der Christenheit. Aber die Kirche, für die er stritt, war nicht die Braut des Herrn: die Einheit, die er erstrebte, nicht die der Liebe; die Mittel, die er an-

wendete, waren keine Gott wohlgefälligen. Er ging einen blutigen, grauenhaften Weg. Die Triebfedern, die ihn leiteten, waren ungemessener Ehrgeiz und Herrschsucht, die aus der Hölle stammte. Ein solcher war der Mann, der den Kampf auf Tod und Leben wider die armen, verachteten und verlassenen Waldenser begann, der ihnen den Untergang geschworen hatte. Wir mußten die Riesenmacht des Feindes schildern, damit die Wunderkraft Gottes um so herrlicher gepriesen würde, welche die Waldenser aus diesem hervorgehen ließ, als die Verführer, und doch wahrhaftig; als die Sterbenden, und siehe, wir leben; als die Gezüchtigten, und doch nicht ertödtet; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts inne haben, und doch alles haben.

Ghe wir nun die Einzelheiten dieses Kampfes näher beschreiben, müssen wir noch eines besondern Umstandes gedenken, der in der Geschichte desselben von besonderer Wichtigkeit ist. Die Waldenser hatten den Streit nach beiden Seiten zu führen: mit Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken. Denn keineswegs hatte es Rom allein auf die Vernichtung der Armen von Lyon abgesehen. Wir haben schon im Eingange dieser Geschichte darauf hingewiesen, wie günstig die damalige Zeit zur Sektenbildung war, und wie sich auch wirklich eine große Menge der verschiedensten Sekten gebildet hatte. Besonders war das ganze südliche Frankreich von denselben erfüllt. Sie lassen sich im Allgemeinen in die zwei großen Hauptklassen der Albigenser und der Waldenser theilen. Unter dem Namen der Albigenser werden aber gemeiniglich die mancherlei Ketzer verstanden, welche sich bis zum 13. Jahrhundert unter äußerlich sehr günstigen Umständen, besonders im Süden Frankreichs, weit ausgebreitet hatten. Sie führten ihren Namen von der Diöcese Albi in den sogenannten *partie's d'Albiges*, wo sie sich besonders häufig fanden. Mitten unter ihnen fanden sich, wie ein Sauerteig, der die ganze Masse zur Gährung und Abklärung bringen sollte, die in Lehre und Leben weit von ihnen verschiedenen Genossenschaften der Armen von Lyon, oder der Waldenser. Von römischen und protestantischen Geschichtsschreibern ist, freilich aus sehr verschiedenen Gründen, versucht worden, Albigenser und Waldenser nur für verschiedene Namen ein und derselben Religionsgemeinschaft zu erklären. Die römischen haben es in der Absicht gethan, um

die durchaus evangelischen Waldenser derselben Irrlehren beschuldigen zu können, welche die Albigenser wirklich hatten; von protestantischen aber, um damit auch die Albigenser als ächte Glaubenszeugen darzustellen. Es ist aber eins so falsch, als das andere. Denn die Albigenser waren wirklich entschiedene Irrlehrer, und zwar gehörten sie zu den sogenannten Neu-Manichäern. Sie nahmen nämlich zwei Schöpfer an, einen guten und einen bösen Gott; verwarfen die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit; fabelten von einem doppelten Christus; leugneten das Geheimniß der Menschwerdung des Sohnes Gottes; erkannten das alte Testament nicht an; verachteten die Sakramente und den heiligen Ehestand, glaubten an keine Auferstehung des Leibes, und erklärten den Genuß des Fleisches, so wie alles dessen, was von Thieren herkommt, für eine Todsünde. So trennte die Waldenser von diesen eine tiefere Kluft, als von der römischen Kirche, und wir haben den Herrn um so mehr dafür zu preisen, daß er in diesem Doppeltkämpfe den reinen Glauben der Armen von Lyon zu bewahren, und einem endlichen, herrlichen Siege entgegen zu führen mußte.

Raum hatte Innocenz III. den päpstlichen Stuhl bestiegen, als er Edikte auf Edikte gegen das von Ketzern überfüllte südliche Frankreich schleuderte. Aber auch diese päpstlichen Edikte blieben fruchtlos. Da griff der eiserne Mann die Ausrottung der Keger energischer an. Die Bischöfe Frankreichs schienen ihm viel zu menschenfreundlich. Er nahm denselben nach und nach alle Gerichtsbarkeit über die Keger, und übertrug sie eigenen Legaten. Die kümmerten sich wenig um das Wohl des Landes, und vernichteten, als blinde Creaturen des Papstes, mit un menschlicher Herzlosigkeit jeden, der eine widerstrebende Meinung hegte. Zuletzt kamen fast alle Kegergerichte in die Hände des Spaniers Diego, des Bischofs von Arma, und nach dessen Tode in die seines, ihn noch überbietenden Schülers Dominicus, des Stifters des Dominikanerordens. Das sind die ersten Anfänge der grauenhaften Inquisition, von der wir bald noch mehr zu berichten haben werden. Aber auch die einzelnen Strafen gegen einzelne Keger wollten bald nicht mehr genügen. Da rief Innocenz die weltlichen Fürsten um Feuer und Schwert an, zur Ausrottung der Keger, und als im Jahre 1208 sein Legat, Peter von Castelnau, ermordet wurde, wiederholte er seine Forderung mit verdoppeltem Eifer. So sind die bewaffneten Kreuzzüge entstanden, welche unter dem Namen der Albigenserkriege eine so traurige Berühmtheit erlangt haben.

Im Jahre 1209 begann der Vertilgungskampf, der alle Ketzer im südlichen Frankreich vernichten sollte. Der Papst hatte vorher predigen lassen, wer in diesem Kriege das Schwert zöge, solle Vergebung seiner Sünden erhalten, ja den Frauen, welche ihre Männer vermögen würden, zu den geweihten Fahnen zu schwören, wurde das ewige Leben für solchen Eifer verheißen. Da sammelte sich denn bald ein sehr großes Heer von Kreuzfahrern. Die Zahl der Männer überstieg 100,000. Simon von Montfort, getrieben von maßloser Ehrsucht und Ländergier, führte das sogenannte heilige Heer an. Graf Raymund VI. von Toulouse, in dessen Gebiete sehr viele Ketzer wohnten, und der sich derselben angenommen hatte, sollte überzogen werden. Doch unterwarf sich der Graf für jetzt, und das gewaltige Heer wendete sich nach der Stadt Beziers, gegen den Grafen Raymund Roger. Bischof Reginald forderte die Stadt auf, sich zu ergeben. Die Einwohner erwiederten: „sie würden ihren Glauben nie verläugnen, um ein elendes Leben zu fristen. Gott könne sie schützen, wenn er wolle. Läge es aber in seinem Willen, daß sie ihn durch ihren Tod preisen sollten, so hielten sie es für eine Ehre, für die Wahrheit zu sterben.“ Da vermaß sich der päpstliche Legat, Abt Arnold von Cisterz, in seinem Zorne durch einen Eid, alle Einwohner von Beziers sollten sterben, wosern sie nicht ihr Verbrechen bereuen würden. Er hat nur zu gräßlich Wort gehalten. Am 22. Juli 1209 wurde die unglückliche Stadt mit Sturm genommen, und das Gemetzel begann. Fast alle Einwohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechts wurden ermordet. In der Kirche der heiligen Magdalena allein gegen 7000. Als es schwer schien, die Katholiken von den Ketzern zu unterscheiden, und die Knechte Roms den Legaten fragten: „Was sollen wir thun? Wie können wir die Guten von den Bösen unterscheiden?“, erwiederte der Gräßliche: „Schlagt sie Alle todt! Der Herr kennt die Seinen!“ So wurden, wenn wir den geringsten Angaben folgen, an einem Tage über 20,000 Menschen hingewürgt. Nach Andern ist die Summe der Getödteten sogar bis auf 60,000 gestiegen. Der Legat aber berichtete triumphirend nach Rom: „Der Feind erlitt eine furchtbare Niederlage. Die ganze Stadt ist der Plünderung und den Flammen preisgegeben. Wunderbar war das Wüthen der göttlichen Rache gegen dieselbe.“

Das ist der blutige Tag von Beziers. „Der Herr kennt die Seinen!“ Dies Wort des furchtbaren Arnold wiederholen wir in unserm Sinne. Er kennt die, welche unter den vielen

Tausenden der Erschlagenen sein waren, und als rechte Blutszeugen für ihn gestorben sind, wenn wir sie auch nicht kennen, und keine Geschichte ihren Namen nennt. Am Tage der Offenbarung werden auch sie offenbar werden.

Graf Raymund Roger war nach der Stadt Carcasonne entflohen. Am 1. August langte das Kreuzheer auch vor dieser Stadt an. Man bot dem Grafen freien Auszug für sich und zwölf seiner Ritter, die Uebrigen sollten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Roger aber gab den Bescheid, er wolle sich lieber lebendig zerreißen lassen, ehe er nur einen, auch von den kleinsten und geringsten seiner Unterthanen, verlassen würde. Jetzt nahm man seine Zuflucht zur Verrätherei. Unter dem Versprechen eines freien Geleites, lockte man den Grafen ins feindliche Lager, und behielt ihn dann treulos als Gefangenen zurück. Nun waren die Einwohner ihres Führers beraubt; dazu wurden sie von Wassermangel gebrückt. Da verließen sie ihre Habe, entflohen Nachts durch einen unterirdischen Gang aus der Stadt, und flüchteten nach dem 3 Meilen entfernten Schlosse Cameret.

Von Carcasonne schritt das Kreuzheer zur Belagerung des festen Schlosses Menerbe an der spanischen Gränze. „Dies ist,“ sagte Simon von Montfort, „der verfluchteste Ort unter allen; denn seit dreißig Jahren hat man dort keine Messen gesungen.“ Das Schloß wurde mit Sturm genommen; der Graf von Vermes in den Kerker geworfen, wo er bald starb. Der Legat forderte die Einwohner auf, sich dem Papste zu unterwerfen. Sie aber baten ihn, seine Predigt einzustellen; denn sie wollten bei ihrem Glauben bleiben. Da zündeten die Feinde ein großes Feuer an und warfen zuerst die Gemahlinn des Grafen, dann seine Schwester und seine Tochter hinein, und als dennoch niemand widerrufen wollte, zuletzt alle übrigen Männer und Frauen. Im Ganzen wurden 140 Menschen verbrannt; nur drei Weiber hatten sich zum Widerruf bewegen lassen.

Am 3. Mai 1211 wurde nach tapferer Gegenwehr auch Lavaur erobert, einer der bedeutendsten und größten Plätze, und ein Hauptsitz der Ketzer. Die Behandlung der Gefangenen war unmenschlich. Die Gebieterinn des Ortes, die Wittve Giralda wurde in einen Brunnen geworfen, ihr Bruder Armeri an den Galgen gehängt, und ein großer Theil der Einwohner in's Feuer geworfen. In gleicher Weise wurde dann der Krieg gegen die beiden Grafen Raymund von Toulouse, Vater und Sohn, fortgeführt. Sie hatten sich zwar der Kirche unterwerfen

wollen, waren aber durch das treulose Verfahren des päpstlichen Legaten zum Kriege gezwungen worden. Es kann nicht zur Stärkung des Glaubens gereichen, wenn wir alle Grausamkeiten wieder erzählen wollten, welche in diesem Kriege von den Römischen begangen sind. Wir dürfen der Wahrheit zur Ehre nicht leugnen, daß auch von den Albigenfern manche Grausamkeiten verübt worden sind, weisen aber auf's neue darauf hin, daß diese Albigenfer keine wahren Nachfolger Jesu Christi waren, und nicht mit den Waldensern verwechselt werden dürfen. Am 12. April 1229 kam endlich der Friede zu Paris zu Stande. Graf Raymond, der Sohn, unterwarf sich der Kirche, erhielt Absolution, und seine Tochter wurde mit des Königs Bruder vermählt.

Damit hörten jedoch die Verfolgungen gegen die Waldensern nicht auf. Es galt jetzt, die Ueberreste der Ketzerei in jenen Gegenden vollends zu zertreten. Zu diesem Zwecke wurden auf dem Concile zu Toulouse, im November 1229, auf welchem auch den Laien das Lesen der heiligen Schrift in der Muttersprache, mit Ausnahme des Psalters, verboten wurde, strengere und sicherere Maßregeln ergriffen, und der Anfang der berüchtigten Inquisition, als einer systematischen Verfolgungsbehörde der Ketzer, gemacht. Im Jahre 1233 that Gregor IX. einen Schritt weiter in der Organisation der Inquisitionsanstalt, indem er die Verhandlungen gegen die Ketzer den bischöflichen Gerichten vollends entzog, und den Dominikanern übertrug. Peter Cellani und Wilhelm Arnoldi, zwei Dominikaner in Toulouse, sind die ersten vollständigen Inquisitoren gewesen.

Nun wurden die Maßnahmen gegen die Ketzer immer schärfer, und mit immer grausamerer Strenge in's Werk gesetzt. Es geschah, daß Verstorbene angeklagt wurden, als Ketzer gestorben zu seyn. Ihre Gebeine wurden aus den Gräbern gerissen, durch die Straßen geschleift, und mit Trompetenschall vor ihnen her ausgerufen: „Wer so thun wird, wird ebenso umkommen.“ Dann wurden die Gebeine verbrannt. Das innerste Gefühl des Volkes empörte sich gegen solche Gräuel, und an mehreren Orten brach ein Aufstand aus, in Folge dessen die Inquisition von 1137 bis 1141 ruhen mußte. Doch schon im Jahre 1142 setzte sie mit erneuter Gräßlichkeit ihr Werk fort. Auf dem Concile zu Narbonne (1143) wurden neue Canones über die Inquisition festgesetzt. In denselben wurde unter andern bestimmt: „Es ist

erlaubt, das Zeugniß von Ehrlosen, Verbrechern und selbst von Mitangeklagten gegen die Ketzer anzunehmen.“ Ferner: „den Inquisitoren ist es verboten, die Zeugen zu nennen.“ Ja, es sollten sogar diejenigen für Ketzer angesehen werden, welche durch Zeugen überwiesen seyn würden, wenn sie auch selbst ihre Schuld leugneten. Auf's neue rauchten nun die Scheiterhaufen, auf's neue wurden Todte ausgegraben, und die halbvermoderten Leiber den Flammen übergeben. Alle Verdächtigen wurden vor das Inquisitionstribunal gefordert. Es waren sowohl wirkliche Ketzer, als Waldenser, jedoch die letzteren in überwiegender Anzahl. Viele flohen in fremde Länder, besonders in die Lombardei.

Auf dem Concile zu Beziers, im Jahre 1246, wurde bestimmt, daß die Laien keine theologischen Bücher, auch nicht in lateinischer Sprache, die Geistlichen keine in der Landessprache haben sollten. Zugleich wurde den Inquisitoren wiederholt eingeschärft, daß sie die Namen der Ankläger und Zeugen nicht nennen sollten. Im Jahre 1249 wurden auf einmal 80 Ketzer bei Agennum lebendig verbrannt. So wüthete die Inquisition fort; aber alle ihre Schrecken vermochten nicht den Glauben der Waldenser zu besiegen. Dagegen hatte der Kampf wider die Albigenser bessern Erfolg. Hier hat Rom äußerlich gesiegt. Es ist den römischen Henkern gelungen, dieselben, wenn auch nicht auf einmal, doch nach und nach fast gänzlich auszurotten. Das macht aber: die Albigenser kämpften mit Menschenwaffen; darum konnten sie auch durch Menschenwaffen besiegt werden. Es hat dem Herrn nicht gefallen, nähere Nachrichten über den seligen Heimgang einzelner dieser waldensischen Märtyrer aus jenen schweren Zeiten bis auf uns kommen zu lassen; aber das hat er uns durch die sogenannten Albigenserkriege deutlich vor Augen gestellt, daß alles unreine Feuer war erlösch, das Feuer des heiligen Geistes aber durch keine Macht der Welt gedämpft werden kann. Denn die Waldenser haben sich unter den erzählten furchtbaren Verfolgungen, welche sich auch noch durch alle folgende Jahrhunderte fortsetzten, bis auf den heutigen Tag erhalten, als lautes Zeugniß, daß „unser Glaube der Sieg ist, der die Welt überwindet.“

Vom Jahre 1250 an ruhten die Verfolgungen gegen die französischen Waldenser zwar nicht ganz, doch waren sie weniger heftig und ausgedehnt, bis im vierzehnten Jahrhundert eine neue schwere Drangsalperiode über die in der Dauphiné, besonders in den Thälern von Fraissinière, Argentière und Lonsé,

hin und her zerstreuten Waldensergemeinden hereinbrach. Im Jahre 1380 sandte Papst Clemens VII., der in Avignon residirte, seinen Inquisitor Franz Borelli zu einer neuen Verfolgung aus. Dieselbe hat volle 13 Jahre gedauert, und ist während dieser Zeit eine große Anzahl Waldenser zum Märtyrertode geführt worden. Sie wurden gewöhnlich zu Grenoble verbrannt. Aus Val Bute allein betrug ihre Anzahl hundert und fünfzig. Die letzte Verurtheilung erfolgte im Jahre 1393 zu Embrun. Der dritte Theil von den Gütern der Verurtheilten fiel dem Landesherren, die beiden übrigen fielen den Inquisitoren zu. So fand der Eigennutz der Letzteren bei den von ihnen angestellten Verfolgungen seine gute Rechnung. Papst Pius II. ließ im Jahre 1460 durch den Erzbischof Johann von Embrun die Verfolgungen gegen die Einwohner der obengenannten Thäler erneuern. Der Inquisitor Johann Byletti verfuhr mit der äußersten Grausamkeit. Diese neue Trübsal hat bis zum Tode des Erzbischofs im Jahre 1487 gedauert. Kurz vorher waren noch die beiden Consuln von Fraissinière, Michael Ruffi und Johann Giraud zum Feuertode verurtheilt worden. In dieser Verfolgung haben die Römischen noch die besondere Schuld auf sich geladen, daß sie die Antworten der Angeklagten vielfach verfälschten. Wenn z. B. jemand die Frage: ob er glaube, daß der Leib Christi, nach dem Aussprechen der Sakramentsworte durch den Priester, in der Hostie sey, und zwar so groß, als er am Kreuze hing? mit Nein beantwortete, so wurde niedergeschrieben: er habe bekannt, daß er nicht an Gott glaube. Wenn er die Frage: ob man die Heiligen anbeten müsse? verneinte, so schrieb man, er habe die Heiligen gelästert. Diese und andere Inquisitionsakten wurden im Jahre 1585 bei einem Brande auf die Straße geworfen, kamen auf diese Weise in die Hände einiger wohlgesinnten Personen, durch welche dann der waldensische Geschichtsschreiber Perrin Gelegenheit fand, sie abzuschreiben.

Schon im Jahre 1488 wurden die Waldenser abermals mit dem Schwerte angegriffen. Hugo de la Bala war der Anführer des neuen Kreuzzuges. Er wandte sich mit seinem Heere zunächst gegen das Thal Luyse. Die Einwohner flüchteten sich in die auf den Gebirgen gelegenen Höhlen. Hugo ließ vor der Oeffnung derselben große Feuer anzünden. Ein Theil der armen Schlachtopfer vom Rauche halb erstikt, oder vom Feuer gräßlich verbrannt, stürzte sich im Todestampfe von der Höhe herab. Sie zerschmetterten an den Felsen, oder wurden von den

Soldaten vollends getödtet. In den Höhlen selbst fand man nur allein 400 kleine Kinder, theils in ihren Wiegen, theils in den Armen ihrer todtten Mütter erstickt. Mehr als 3000 Menschen, d. h. alle Bewohner des Thales Loysse, sind in dieser Verfolgung ermordet worden. Der Franziskaner Franz Ploireri setzte dieselbe im folgenden Jahre (1489) gegen die Einwohner von Fraissinière fort. Nach kurzer Unterbrechung fing dann die Verfolgung fünf Jahre später (1494) durch den Inquisitor Fabri in Embrun von neuem an, und wüthete fast unausgesetzt fort bis 1501, wo König Ludwig XII. endlich seinen gequälten Unterthanen einige Ruhe verschaffte.

Dieser König war vom Papst Julius II. auch gedrängt worden, die Waldenser in der Provence auszurotten. Da sandte er aber zuerst zwei zuverlässige Männer dorthin ab, um das Leben und die Lehre der Waldenser zu untersuchen. Diese berichteten, daß sie zwar keine Bilder, noch römische Ceremonien, aber auch nichts von den ihnen zur Last gelegten Verbrechen gefunden hätten; daß der Sonntag heilig gehalten, die Kinder nach den Vorschriften der ersten Christen getauft, und in den Artikeln des christlichen Glaubens, wie in den Geboten Gottes unterrichtet würden. Als König Ludwig diesen Bericht hörte, rief er aus: „Sie sind bessere Menschen, als ich und mein Volk.“

Das ist in der Kürze die Geschichte des Märtyrertums der französischen Waldenser bis zur Zeit der Reformation. Während dieser Zeit hatten ihre Glaubensbrüder in den abgelegenen, einsamen Thälern, und auf den hohen, unzugänglichen Bergen von Piemont bis zum Jahre 1400 eine fast ununterbrochene Ruhe genossen. Zwar waren die Schrecken der Inquisition in den Jahren 1297, 1312 und 1376 auch bis in ihre Einsamkeit gedrungen, aber doch waren diese Verfolgungen nur vereinzelt, und von kurzer Dauer. Erst von jenem Jahre an sollte auch ihr Glaube im Feuer der Trübsal bewährt werden. Mit dem Jahre 1400 begann auch für die piemontesischen Thalleute eine Reihe der heftigsten und qualvollsten Verfolgungen. Der erste Anfall war gegen die Bewohner des Thales von Pragela gerichtet. Gegen Ende Decembers, als schon tiefer Schnee lag, wurden die Unglücklichen von ihren katholischen Nachbarn überfallen. Sie flüchteten in Eile auf die mit Schnee und Eis bedeckten Berge, besonders auf den Berg, welcher von jener Flucht noch heutigen Tags den Namen Albergan, d. h. Zufluchtsstätte führt. Haus und Hof mußten sie den wüthenden Feinden

zur Blünderung überlassen. Mütter trugen in einer Hand die Wiege mit dem Säugling, während sie an der anderen die größern Kinder hinter sich her schlepten. Es war eine gräßliche Scene. Die Männer suchten den verfolgenden Feind abzuwehren, der den Flüchtigen bis tief in die Nacht hinein nachsetzte, und viele niedermegelte, ehe sie die Höhen erreichen konnten. Und doch hob hier oben die Noth erst recht an. In dunkler Nacht irrten die dem Schwert Entronnenen auf den tiefen Schneefeldern umher, ohne Obdach und von allem entblößt, womit sie sich gegen die Kälte hätten schützen können. Vom Frost übermannt, schliefen viele ein, um in diesem Leben nicht wieder zu erwachen. Als endlich der Tag anbrach, lagen allein gegen 80 Kinderleichen auf dem kalten Todtenbette. Dieser plötzliche und grausenhafte Ueberfall ließ einen so tiefen Eindruck bei den armen Thalbewohnern zurück, daß sich von Geschlecht zu Geschlecht herab, die Kinder den Kindeskindern von der Schreckensnacht zu Pragela erzählten.

In den folgenden Jahren bis 1487 genossen die Waldenser in Piemont unter dem Schutze ihrer Fürsten wiederum einige Ruhe; aber es war eine Ruhe, wie sie einem Sturme vorangeht. Denn in dem genannten Jahre gab der Papst Innocenz VIII. dem Erzdiakon von Cremona, Albert de Capitanaïs, unbeschränkte Vollmacht, die Ketzer zu vertilgen. Er ließ einen neuen Kreuzzug gegen sie predigen, und absolvirte die Kreuzfahrer im voraus von allen Sünden, die sie begangen. Den Ketzerrichtern empfahl er, sich mit denen abzufinden, welche durch Diebstahl oder Betrug unrechtes Gut an sich gebracht, sobald sie dasselbe nur zur Vertilgung der Ketzer anzuwenden versprächen. Den Kämpfern verhiess er als Beute die Hausgeräthe und Besitzungen, deren sie sich im heiligen Kriege bemächtigen würden. In solcher Weise verfuhr mit sittenreinen Christen ein Papst, welcher offenkundiger Erzeuger von 16 Kindern war, und daher in Rom mit bitterm Spotte „Vater des Vaterlandes“ genannt wurde.

Der Erzdiakon Albert forderte den Statthalter der französischen Provinz Dauphiné, Hugo de la Pala, zur Mithülfe auf. Wie gräßlich dieser dem Verlangen entsprach, haben wir schon oben gesehen. Albert rückte indessen an der Spitze von 18000 Mann in die Thäler von Piemont ein. Um die Ketzer auf einmal zu vernichten, ließ er sein Heer sich in mehrere Haufen theilen, und nach verschiedenen Richtungen zugleich gegen die Thäler Ugrogne, Lucerne, Perouse und St. Martin

marschiren. Plötzlich ertönten diese stillen Gegenden, in denen drei volle Jahrhunderte hindurch nur die Gebete und Lobgesänge der Heiligen erschollen waren, von lautem Kriegsgetümmel. Jetzt aber griffen auch die Waldenser zur Gegenwehr, und mit Keulen, Tartschen, Bogen und Pfeilen bewaffnet, stellten sie sich an den Pässen ihrer Gebirge auf. Mit heldenmüthiger Tapferkeit schlugen sie die Feinde zurück. Während die Männer stritten, lagen die Frauen und Kinder auf den Knien, und flehten um Hülfe zu dem Herrn der Heerschaaren. Sie wurden erhört, wenn auch viele ihrer Väter, Männer und Brüder im Kampfe für ihren Glauben fielen.

Nachdem sie die Feinde zurückgetrieben, schickten die Waldenser eine Gesandtschaft an Philipp VII. von Savoyen, ihren rechtmäßigen Landesherrn. Philipp nahm die Gesandten freundlich auf. Sie hatten ja nicht gegen ihn, sondern gegen einen fremden Tyrannen gestritten. Auch hatte man dem Herzoge bisher die abentheuerlichsten Berichte über die Waldenser gegeben. Man hatte ihm gesagt, sie würden mit Einem Auge auf der Stirne, mit 4 Reihen Zähnen, mit schwarzen Hälsen, und einem ganz behaarten Körper geboren. Seit er sie nun durch eigenen Augenschein kennen gelernt hatte, nahm er sie in Schutz, und erneuerte ihre Gerechtsame. Dennoch hörten die Verfolgungen gegen sie noch nicht völlig auf; namentlich fand im Jahre 1500 eine solche im Marquisate Saluzzo statt.

Es bleibt uns nun nur noch zu berichten übrig, was wir von der Leidensgeschichte der Waldenser in unserem deutschen Vaterlande wissen. Schon in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts finden wir zu Cöln am Rhein ein Häuflein frommer Christen, welche sich auf die Bibel stützten, und in entschiedenen Widerspruch zu den auch in dieser Stadt sich findenden, ketzerischen Sekten traten, welche gewöhnlich mit dem Namen der Katharer bezeichnet werden. Everwin, der Probst der Prämonstratenser-Abtei Steinfeld in der Eifel, unterscheidet sie ausdrücklich von diesen letzteren, und schreibt über sie Folgendes: „In neuerer Zeit haben sich bei uns, in der Nähe von Cöln, besondere Ketzer gezeigt. Der Bischof derselben widersprach mit seinen Genossen offen in der Versammlung des Klerus und der Laien, wo der Erzbischof selbst mit vielen vom Adel zugegen war, und vertheidigte seine Ketzerei durch die Worte Christi und seiner Apostel. Wie sie allein stehen mit ihrer Verachtung aller weltlichen Größe, so streben sie danach, allein zu

stehen in der Nachfolge Christi und seiner Apostel, und demzufolge die einzige wahre Kirche auf Erden zu bilden. Sie besleißigen sich einer fleckenlosen Sittlichkeit, und indem sie sich auf ihren Fleiß, ihre Mäßigkeit und die Einfachheit ihrer Gottesverehrung berufen, vergleichen sie ihren Zustand mit dem der alten Märtyrer, die von Stadt zu Stadt flohen, als Lämmer unter den Wölfen. Zu gleicher Zeit tadeln sie die Geistlichen, als Diener der Welt und falsche Apostel, die das Wort Gottes verderben, und ganz der Heiligkeit ihres Berufes entfremdet seyen. Die Ansichten, in denen sie erzogen sind, halten sie für die wahre Lehre der Apostel. Sie betrachten das Fegefeuer als eine Fabel, verwerfen die Anbetung der Heiligen als Gottlosigkeit, und verweigern alle Unterwerfung unter den Papst, als schlechthin unvereinbar mit der weltlichen Natur seiner gegenwärtigen Herrschaft. Mit Einem Worte, alles, was in der Kirche beobachtet wird, ohne von Christus selbst und seinen Aposteln eingesetzt zu seyn, bezeichnen sie als Aberglauben.“

Nach diesem schönen Zeugniß der evangelischen Reinheit ihrer Lehre, erzählt Probst Everwin weiter, daß diese Ketzer versprochen hätten, in die Kirche zurückzukehren, sobald sie von ihren Gegnern des Irrthums ihrer Lehre überwiesen seyn würden, daß sie aber im entgegengesetzten Falle alle bereit wären, lieber zu sterben, als ihrer Lehre zu entsagen. Darauf hätten die Richter diese Leute für unverbesserliche Ketzer erklärt, worauf das wüthende Volk sie ergriffen, und allesammt in die Flammen geworfen habe.

Weiter haben wir unsere Blicke auf Strassburg zu richten, welches damals, wie das ganze Elsaß, noch zu Deutschland gehörte. Hier entdeckten im Jahre 1212 die Dominikanermönche eine zahlreiche Gemeinde, die ohne Zweifel zum größten Theil aus Waldensern bestand. Es waren ihrer gegen 500. Bischof Heinrich II. von Behringen versuchte, sie durch Milde zum Gehorsam des Papstes zurückzubringen, und veranstaltete mehrere Religionsgespräche mit ihnen. Die Waldenser begründeten ihre Glaubenssätze aus der heiligen Schrift, und schlugen die in der Bibel ganz unbewanderten Gegner stets aus dem Felde. Da ließ der Bischof öffentlich bekannt machen, er werde alle Ketzer, die nicht widerrufen würden, mit dem Feuertode bestrafen. Jetzt wurden leider viele schwach, wichen zurück, und lieferten die Glaubensschriften der Gemeinde dem bischöflichen Gerichte aus. Nur acht und achtzig blieben fest im Glauben, unter ihnen drei und zwanzig Weiber, zwölf Geistliche und vor allen der muthige

Priester Johannes, das Oberhaupt der Strassburger Gemeinde. Drohungen, wie Versprechungen, waren an diesem Häuflein verloren. Johannes wurde im Namen Aller verhört. Er berief sich fort und fort auf die heilige Schrift, und machte alle seine Ankläger verstummen. Sie wußten ihm weiter nichts zu erwidern, als, ohne des Papstes Erlaubniß dürfe niemand, am wenigsten aber ein Keger aus der heiligen Schrift lehren. Wenn sein Glaube der wahre wäre, so möge er ihn durch die Probe des glühenden Eisens beweisen. Darauf erwiderte Johannes mit vollem Rechte: „Man soll Gott nicht versuchen. Sein Wort ist da, um zu erkennen, was wahr und was falsch ist.“ „Ha!“ riefen die Mönche höhrend, „er will sich die Finger nicht verbrennen.“ „Ich habe Gottes Wort,“ entgegnete Johannes gelassen, aber fest; „dafür will ich mir nicht bloß die Finger, sondern den ganzen Leib verbrennen lassen.“

Nun wurde der Glaubensheld sammt seinen Genossen zum Feuertode verurtheilt. Ehe das Urtheil an den Märtyrern vollzogen ward, wurden ihnen vom Erker des bischöflichen Palastes herab siebzehn, als vorzüglich kezerisch und todeswürdig erkannte Sätze vorgelesen. Es waren eben so viele Zeugnisse ihres ächt evangelischen Bekenntnisses. Wir setzen einige dieser Artikel her. Da hieß es: „Sie glauben und lehren, man solle und müsse Gott allein durch Christum im Geiste und Glauben anbeten, darum seien alle Bilder und jede Verehrung derselben zu verwerfen. — Sie glauben und lehren, die Jungfrau Maria und die Heiligen begehren nicht, daß man sie anrufe, und weisen uns alle zu Gott. — Sie glauben nicht, daß der Papst ein Herr sey über die ganze Welt und alle Königreiche auf Erden, und die Macht habe, an Gottes Worten zu mindern und zu mehren.“ — „Sie glauben, daß Christus keines Hauptes auf Erden bedürfe, sondern seine Kirche wohl regieren könne, und Macht habe, sie zu erhalten.“ — „Sie halten für Recht, das Sakrament den Laien in beiderlei Gestalt zu geben.“ — — „Sie verwerfen des Papstes Ohrenbeichte, Absolution und Bann u. s. w.“ —

Nun, wir meinen auf solches Bekenntniß kann einer ruhig sein Haupt auf den Block legen, oder den Scheiterhaufen besteigen. Als nun die siebzehn Sätze vorgelesen waren, vertheidigte Johannes laut und kräftig vor allem Volke den Glauben seiner Gemeinde, und berief sich dabei immer und immer wieder auf die heilige Schrift. Aber das Herz seiner Richter wurde weder durch die Gewalt seiner Rede, noch durch die Thränen des Volks bewegt.

Sie fragten die Verurtheilten noch einmal: „Wollt ihr auf eurem Glauben bestehen?“ „Wir wollen!“ rief Johannes im Namen Aller. Da wurde die Zeugenschaar öffentlich aus der Kirche gestoßen, noch einmal feierlich verdammt, und dann auf den Richtplatz geführt, die sogenannte Schuchbush, links vor dem Kronenburger Thore, außerhalb des grünen Thurmes. Hier wurde eine große, tiefe Grube ausgeworfen, und dieselbe rings mit Holz umstellt. Dann wurden alle acht und achtzig Bekenner auf einmal in die Grube gestoßen, und das Holz angezündet. Die Märtyrer beteten laut, sangen Psalmen, und bekannten mit starker Stimme, daß sie von Gottes Wort nicht lassen könnten. Die Flammen loderten auf, die Psalmenklänge verstummten, und Todesstille lagerte sich über der furchtbaren Richtstätte. Noch fünfhundert Jahre später deutete das Volk zu Straßburg mit Schauer auf die Ketzergrube.

Aber alle diese blutigen Maßregeln rotteten die Waldenser nicht aus. Schon um 1400 wurde eine neue, zahlreiche Gemeinde derselben in Straßburg wieder entdeckt. Man nannte sie damals Winkeler, ein Name, der auf das Verborgene der Gemeinde hindeutet. Mit ihnen vereinigten sich die zerstreuten Hussiten. Von neuem floß Glaubensblut. Johann von Draendorf, aus Meissen, ward 1424 zu Worms, und Peter Tournau 1426 zu Speier verbrannt. Wenige Jahre später ließ sich Friedrich Keiser, ein Schwabe aus Deutach, bei Wörth, in Straßburg nieder, um die zerstreuten Reste der Winkler zu sammeln, und für das Evangelium zu leben und zu sterben. Er war von sehr mühseligen Reisen zurückgekehrt, die er zu den fernen Glaubensbrüdern in Böhmen und der Schweiz unternommen hatte, und stiftete nun in Straßburg einen Verein von Gleichgesinnten, denen er das reine Evangelium verkündigte. Seine Glaubenslehre ist ganz die der Waldenser. Die Dominikaner aber spürten auch diese kleine Gemeinde bald auf. Keiser wurde eingekerkert, und mit ihm Anna Weiler, seine treue Freundin und Begleiterinn, eine schon bejahrte Handelsfrau aus Nürnberg. Beide wurden verhört, gefoltert, und als sie standhaft blieben, am 6. März 1458 in Straßburg verbrannt.

Das ist die Geschichte der Leiden und Kämpfe der Waldenser in Frankreich, Italien und Deutschland. Nirgends waren sie sicher. Ueberall wurden sie von der Inquisition aufgespürt, und die Scheiterhaufen hörten nicht auf, zu brennen. Diese brennenden Scheiterhaufen zündeten aber ihr Glaubens-

feuer nur um so heller an. Es ist der Wuth der immerwährenden Verfolgung nicht gelungen, dies Volk Gottes zu verderben. Es hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Als das Licht der Reformation aufging, da fing auch der Waldenser Glaubenslicht an, um so freudiger zu brennen. Viele Gemeinden gesellten sich den Reformatoren zu, andere zogen es vor, ein abgesondert Volk zu bleiben, obwohl Eins mit uns im Glauben. Da, wo die Waldenser ihren Ausgang genommen, in den stillen Thälern von Piemont, haben sie sich, als ein Denkmal der Treue Gottes bis auf den heutigen Tag erhalten. Es hat ihnen bis auf die neueste Zeit herab nicht an unzähligen Bedrückungen von Seiten der katholischen Kirche gefehlt. Aber in dem allen hat ihr Glaube weit überwunden. In den letzten Jahren ist ihnen vom Herrn noch eine besonders tröstliche Hülfe zu Theil geworden. Der edle Schutzherr der evangelischen Kirche, unser theurer König von Preußen, hat ihnen seine kräftige Fürsprache und Unterstützung angedeihen lassen. Alle Sonntage wird in den stillen Thälern der Waldenser gebetet, daß Gott diesen König segnen wolle. Und wer es liest, der spreche: Amen! Gott wolle ihn segnen, und Alle, die die Erscheinung unseres Herrn Jesu Christi lieb haben!



Anselmus von Canterbury.

(gest. 1109.)

„Einem wird gegeben zu reden durch den Geist von der Weisheit.“ (1 Cor. 12, 8.)

Wir haben die Geschichte der Waldenser der besseren Uebersicht wegen bis zum Zeitalter der Reformation fortgeführt, und kehren nun wieder zu der bisher innegehaltenen Reihenfolge zurück. Während jene „Armen von Lyon“, vom Papst dazu getrieben, sich öffentlich von der herrschenden Kirche lossagten, begegnen wir in Anselmus von Canterbury einem Manne, dessen

Leben uns zum tröstlichen Zeugniß dient, daß der Gott aller Gnaden auch in der so tief gesunkenen, römischen Kirche, und in den dunkelsten Zeiten derselben, sich Zeugen der evangelischen Wahrheit aufbehalten hat. Wir lernen in ihm einen Erzbischof des eilften Jahrhunderts kennen, der die Rechtfertigung durch den Glauben, allein durch das Verdienst unseres Herrn und Heilandes, mit den nachdrücklichsten Worten gepredigt hat, und der dennoch von der römischen Kirche, trotz ihrer legerischen Irrlehre, daß man sich durch gute Werke die Seligkeit könne verdienen helfen, heute noch als ein hoher Heiliger verehrt wird.

Anselmus wurde im Jahre 1033 zu Aosta im Piemontesischen geboren. Frühe schon ward von seiner frommen Mutter Ermenberga der Saame des göttlichen Wortes in das empfängliche Gemüth des Knaben gestreut. Anders sein Vater. Der war mit der frommen Mutter nicht gleichen Sinnes. Es wird uns berichtet, daß der Haß desselben den kaum zum Jüngling herangewachsenen Sohn aus dem älterlichen Hause und der Heimath getrieben habe. Anselmus irrte in Frankreich umher, bis er im Kloster Bec in der Normandie endlich eine Stätte fand. Im Jahre 1060 ward er Mönch, und 1063 Prior dieses Klosters. Als solcher lag er den Pflichten seines Amtes mit unermüdllicher Treue ob. Mit Strenge beachtete er die vorgeschriebenen Andachtsübungen, sorgte für die Erziehung der Klosterjugend und die Seelsorge der Mönche, verbesserte die durch Unwissenheit der vorhergegangenen Jahrhunderte sehr entstellten alten Handschriften der Bibel, und versenkte sich mit seinem erkennenden Geiste tief in den Inhalt des christlichen Glaubens. Schon im Jahre 1078 wurde er zum Abte seines Klosters erwählt, und setzte als solcher seine segensreiche Thätigkeit rastlos fort, bis er im Jahre 1093 zur Würde eines Erzbischofs von Canterbury berufen ward. Jetzt ging aber das Sprüchwort recht buchstäblich an ihm in Erfüllung: „Große Würden, schwere Bürden.“ Sein hohes Amt stürzte ihn in eine ganze Reihe der widrigsten und heftigsten Kämpfe mit den Königen Wilhelm II. und Heinrich I. Wider alles Recht und Gesetz hatten sich nämlich diese Fürsten der geistlichen Güter bemächtigt. Nun stand zwar des frommen Bischofs Sinn nach nichts weniger als nach Geld und Gut, Glanz und Ehre, aber er sah die Reichthümer der Kirche als ein Erbtheil der Armen an, und betrachtete sich als den Verwalter und Austheiler derselben, und darum ward es ihm zur heiligen Pflicht, auch um diese zeitlichen Güter mit

den tyrannischen Mächthabern in den Kampf zu gehen. Wahrlich um seiner eigenen Person willen hätte er nicht Einen Finger da, nach ausgestreckt. Er hatte einen so harten Stand, daß er von jenen beiden Königen mehrmals von seinem bischöflichen Sitze vertrieben ward, und in fremden Ländern Schutz und Hülfe suchen mußte. Erst gegen das Ende seines Lebens sollte er nach Gottes Rath auch äußerlich Ruhe und Frieden finden. Er söhnte sich mit allen seinen Widersachern aus, ertheilte Allen sterbend seinen Segen, und schied dann am 21. April des Jahres 1109 hinüber in das Land des ewigen Friedens.

Seine größte Bedeutung für die Kirche des Herrn hat Anselmus durch die Tiefe seiner Gelehrsamkeit gewonnen. Er ist einer der schärfsten Denker aller Jahrhunderte gewesen. Von Haus aus besaß er eine vorherrschend beschauliche Natur. Er war ein geborener Grübler, so recht eigentlich, was man ein philosophisches Genie zu nennen pflegt. Wo er ging und stand, mitten unter seinen Geschäften, Kämpfen und Reisen, hing er der Lösung verwickelter, philosophischer Fragen nach, an denen sich die Weltweisen vergeblich die Köpfe zerbrachen. Aber es waren bei ihm keine ungeistlichen, losen Geschwätze, kein Gezänke der falsch berühmten Kunst, vor welchen bekanntlich der Apostel Paulus seinen Timotheus so eifrig gewarnt hat. Es war vielmehr ein unwiderstehlicher, tiefinnerlicher Drang in ihm, zu beweisen, daß sich die göttliche Weisheit vor dem armseligen Lichte des menschlichen Verstandes nicht zu verstecken braucht, daß kein Zwiespalt des Glaubens mit der Wissenschaft stattfindet, daß das, was als das höchste im Leben sich bewährt, auch das höchste im Denken sein müsse. Aus diesem Grunde allein fühlte er sich gedrungen, die göttliche Wahrheit, welche an sich keines Beweises bedarf, auch durch Vernunftschlüsse zu vertheidigen. Es geschah bei ihm lauter und allein zur Ehre des Herrn. Nun, eine solche Philosophie lassen wir uns gefallen! Gott schenke uns nur recht viele solcher Philosophen, nicht als ob sein Wort der Vertheidiger bedürfte, sondern um der Thorheit der Menschen willen, die mit ihrem Stumpfschen Licht noch immerdar den Glanz der hellen Sonne überschneiden zu können, sich eingebildet haben.

Von den philosophischen Schlüssen des scharfsinnigen Anselmus, die in der gelehrten Welt zum Theil noch heute ihre Bedeutung haben, wollen wir nun nicht weiter berichten. Wir meinen auch, daß den wenigsten Lesern des Märtyrerbuches damit gedient seyn würde. Philosophische Köpfe werden jaust nicht

nach einem Buche greifen, das die Wahrheit unseres Glaubens nicht mit Worten, sondern mit Kraft und Thaten beweisen will. Aber eine Probe von des Anselmus Art und Weise könnte doch mancher Leser von uns verlangen, und so wollen wir denn mittheilen, daß er der erste gewesen ist, der die Nothwendigkeit der Erlösung durch die Menschwerdung Gottes der Vernunft faßlich zu machen gesucht hat. Die großen Fragen: „Warum hat Gott dem Menschen nicht durch seinen bloßen Willen verzeihen können? Warum nicht die Erlösung durch einen Menschen oder Engel bewirken? Warum hat Gott selbst Mensch werden, und am Kreuze sterben müssen?“ suchte er in einem besondern Buche zu lösen, in dem er auf die zwiespältigen Forderungen der Heiligkeit und Barmherzigkeit Gottes hinweist. Er sagt darin unter anderem: „Durch die Sünde der Menschheit ist Gottes Majestät unendlich verletzt. Unser Gewissen verdammt uns, und die Heiligkeit Gottes fodert unsere Verwerfung, so daß es besser wäre, die ganze Menschheit führe zur Hölle, als daß die Unverbrüchlichkeit des Sittengesetzes, die Heiligkeit Gottes, verletzt würde. Nach seiner Gerechtigkeit also kann Gott nicht verzeihen, aber nach seiner Liebe will er es. Seine Liebe und seine Gerechtigkeit mußten also mit einander in Einklang gebracht werden. Nur ein unendliches Wesen konnte für die unendliche Verletzung unendliche Genugthuung leisten. Also mußte der Erlöser und Versöhner Gottmensch sein. Daher wurde Gott selbst Mensch, und dieser Gottmensch leistete dadurch, daß er die Schuld der Menschheit, an der er keinen Theil hatte, auf sich nahm, und durch seinen unschuldigen Tod büßte, Gotte die unendliche Genugthuung.

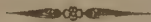
Gewiß, zu solchem Philosophiren hätte wohl auch der Apostel Paulus, der im Grunde selber der größte Philosoph war, gern und freudig Ja und Amen gesagt. Und wie es denn seyn soll, blieb die Erkenntniß unseres Anselmus nicht im Staub gelehrter Bücherrollen kleben, sondern trat frisch und frei hinaus ins Leben. Was er als Kern und Stern des Christenthums erkannt hatte, das sollte auch ein Eigenthum des ganzen Volkes werden. So schrieb er z. B. eine Agende für seine Geistlichen zum Gebrauch an Kranken- und Sterbebetten. Nach dieser mußte der Pfarrer den Kranken zuerst fragen: „Glaubst du, daß du mit deinen Sünden die Verdammniß verdient hast?“ und dann: „Ist es dein ernstester Wille, ein neues Leben zu beginnen?“ Nachdem diese beide Fragen bejaht waren, hieß es

weiter: „Glaubest du auch, daß du nicht anders selig werden kannst, als durch den Tod Christi?“ Der Kranke sollte antworten: „Ich glaube es!“ und der Pfarrer ferner mahnen und trösten: „Siehe nun zu, so lange das Leben in dir bleibt, daß du deine Zuversicht allein auf den Tod Christi setzest! Vertraue auf nichts anderes, übergieb dich gänzlich diesem Tode; bedecke dich ganz damit, und damit allein; vereine dein Selbst durchaus mit diesem Tode; hülle dich ganz in denselben ein! Und wenn der Herr dich wird richten wollen, so sprich: Ich werfe den Tod unseres Herrn Jesu Christi zwischen mich und dein Gericht, sonst lasse ich mich auf dein Gericht nicht ein. Sollte er zu dir sagen: Du bist ein Sünder; so sprich: Ich stelle den Tod unseres Herrn zwischen mich und meine Sünden. Sagt er zu dir: Du hast die Verdammniß verdient; so sprich: Herr, ich werfe den Tod unseres Herrn Jesu Christi zwischen mich und meine bösen Thaten, und halte dir sein Verdienst vor, statt des Verdienstes, welches mir fehlt.“

So haben wir im Eingange nicht zu viel von Anselmus gesagt. Die Lehre von der Rechtfertigung allein durch das Verdienst Jesu Christi war ihm der Mittelpunkt des christlichen Glaubens. Und daß dieser Glaube bei ihm nicht in einem todtten Wissen bestand, sondern zu einer Kraft Gottes geworden war, erkennen wir, wenn wir zum Schluß noch einen Blick auf sein Leben und die Art seiner Thätigkeit werfen. Er, der mit seinem so hochbegabten Geiste sich in alle Tiefen der Erkenntniß versenkte, verrichtete dabei mit Sorgfalt und Treue die kleinsten, noch so unscheinbaren und geisttödtenden Geschäfte seines Amtes. Da er noch seinem Kloster vorstand, verschmähte der Mann mit dem tiefen, erkennenden Geiste nicht, die Knaben der Klosterschule dekliniren zu lehren. Er besuchte selbst die Kranken, und brachte ihnen nicht bloß geistlichen Zuspruch, sondern hielt sich nicht zu hoch, ihnen mit der zuvorkommendsten Zartheit eigenhändig auch leibliche Pflege angedeihen zu lassen. Freilich mußte er dann, um für seine tiefern Studien Zeit zu gewinnen, oft einen großen Theil der Nacht zu Hülfe nehmen, so daß ihm nur wenige Stunden für den Schlaf blieben. Während er aber auf das Aeußerste strenge und hart gegen sich selber war, war er ein entschiedener Gegner der finstern, strengen Mönchszeit, und suchte die Liebe zum allesbeseelenden Mittelpunkte der Erziehung zu machen. Einst klagte ihm ein Abt, der im Gerüchte ab-

sonderlicher Frömmigkeit stand, daß er mit aller Strenge bei der Erziehung der Knaben doch nichts ausrichtete, ja, daß sie, trotz aller Schläge, unverbesserlich blieben, und endlich ganz stumpfsinnig und viehisch wurden. Da erwiederte ihm Anselm: „Das ist ein schöner Erfolg eurer Erziehung, daß ihr aus Menschen Thiere macht. Sagt mir, was soll aus einem Baume werden, den ihr von allen Seiten mit hohen Mauern einschließet? Weil die Knaben keine Liebe, kein Wohlwollen, keine Freundlichkeit von euch erfahren, so trauen sie euch auch nur zu, daß all euer Thun aus Haß und Mißgunst hervorgeht.“ Und nun setzte er ihm mit großem Ernst auseinander, wie in der Erziehung Liebe mit Strenge, und Strenge mit Liebe gepaart seyn müsse.

Ein solcher Mann ist Anselmus von Canterbury gewesen. Wir können seine Erkenntniß und sein Bekenntniß getrost als ächt evangelisch bezeichnen, ihn daher unter den evangelischen Glaubenszeugen mit anführen, welche durch die besondere Gnade des Herrn in der römischen Kirche, trotz des Wustes von Holz, Heu, Stroh und Stoppeln, den das Papstthum zusammen gehäuft hat, auch in den dunkelsten Zeiten derselben, auf den alleinigen Grund gebaut haben, außer welchem kein anderer gelegt werden kann, welcher ist Jesus Christ.



Otto von Bamberg.

(gest. 1139.)

„Ich bin jebermann allerlei geworden, auf daß ich allenthalben ja etliche selig mache. (1 Cor. 9, 22.)

Der Mann, dessen Leben wir jetzt schildern wollen, führt in der Geschichte den Namen: Apostel der Pommeren. Gott hatte sich ihn zum Werkzeug ersehen, um das Evangelium des Friedens auch nach diesem Lande zu bringen, dessen Bewohner in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts noch Heiden waren. Zwar war er nicht der erste Friedensbote, dessen Füße diesen Boden betraten, aber seine Vorgänger hatten nichts aus-

richten können. Es hatte ihnen an der nöthigen Klugheit gefehlt. Das gilt vor allem von dem spanischen Bischof Bernhard, der mit seinem Kaplane das Land predigend durchzog. Die Pommern waren ein lebensfrohes, mit Naturgaben reichlich gesegnetes, wohlhabendes Volk, unter welchem es gar keine Arme und Bettler gab. Sie waren gewohnt, ihre Priester nur in Glanz und Reichthum auftreten zu sehen. Deshalb blickten sie mit Verachtung auf Bernhard herab, als er barfuß und in Einsiedlertracht vor ihnen erschien. Sie hielten ihn für einen Bettler, den eigennützige Absichten ins Land geführt hätten, und erwiederten ihm, als er sich als Gesandten des Schöpfers Himmels und der Erde ankündigte: „ein so großer Gott werde sich sicherlich keines Bettlers zu seinem Abgesandten bedienen.“ Sie fügten dem Bischof zwar kein Leid zu, als er aber in seinem frommen Eifer eins ihrer Gözenbilder zerschlug, setzten sie ihn auf ein Schiff, und brachten ihn zum Lande hinaus. Auf seiner Rückreise nun fand Bernhard in der Stadt Bamberg den Mann, der ihm zu dem Werke geeignet schien, welches er selbst mit so schlechtem Erfolge begonnen.

Bischof Otto von Bamberg führte sein geistliches Hirtenamt in großem Segen. Durch Treue und aufopfernde Liebe zeichnete er sich gleich sehr aus. Sich selbst versagte er oft das Nöthigste, um es den Armen geben, oder im Dienste der Kirche verwenden zu können. Sein Name stand weit und breit in hohem Ansehen, und Fürsten und Herren aus der Nähe und Ferne sandten ihm häufig reiche Geschenke. Er brauchte indes wenig für sich selbst, und verwendete das Meiste für seine Armen und Kranken. Einst hatte ihm ein hoher Herr einen kostbaren Pelz überschickt. Da meinte Otto, er wolle das prächtige Geschenk so verwahren, daß es weder Diebe stehlen, noch Motten verzehren könnten, und schenkte es einem armen Krüppel. Ueber die Kranken seiner Stadt führte er ein besonderes, genaues Verzeichniß, um Jedem geben zu können, was ihm Noth that. Außerdem wendete er viel an die Verschönerung der Kirchen, und, was vor Gott noch mehr gilt, sorgte für Unterricht und christliche Bildung des Volkes.

So war der Mann beschaffen, dem Bernhard den Antrag machte, das Land Pommern dem Herrn Christo zu erobern. Otto ging freudig darauf ein. Das Beispiel seines Vorgängers lehrte ihn, sich vor ähnlichen Fehlern zu hüten. So sehr er für seine Person eine christliche Einfachheit liebte:

hielt er es doch in Berücksichtigung der Eigenthümlichkeit und Schwachheit dieses Volkes, für seine Pflicht, im vollen bischöflichen Glanze vor demselben zu erscheinen. Er begab sich zunächst zum Herzoge von Polen, der ihm seine kräftigste Unterstützung zu diesem Werke angeboten hatte. Versehen mit allem, was ihm zu seinem Zwecke irgend nöthig schien, machte er sich dann weiter auf den Weg. Nicht nur daß er alles erforderliche Kirchengeräth, und für sich und seine Begleiter reichliche Lebensmittel bei sich führte, er hatte auch kostbare Kleidungsstücke und viele andere Dinge zu Geschenken für die Angesehensten des Volkes mitgenommen. Er wollte eben den Leuten damit beweisen, daß er nicht komme, um etwas zu gewinnen, sondern daß er bereit sei, das Seinige hinzugeben, um ihnen das zu bringen, was ihm als das Höchste und Beste galt. Der Erfolg rechtfertigte die kluge Maßregel. Die ehrwürdige Gestalt, der Glanz und die Freigebigkeit, sowie das zahlreiche Gefolge des Bischofs, flößten den Pommern Achtung und Vertrauen ein. Otto hatte die Freude, in Pyritz und Kammin, wohin er sich zuerst gewendet hatte, zahlreiche Volkshaufen durch die h. Taufe zur christlichen Kirche hinzuthun zu können. Freilich war die Belehrung nur eine mehr äußerliche, aber es war doch immerhin ein schöner Anfang gemacht, dem Evangelio den Weg zu bahnen. In der Stadt Julin, wohin er sich nun begab, mußte er indeß inne werden, daß seine Bestrebungen nur dann einen sichern Erfolg versprechen würden, wenn Stettin, die älteste und edelste Stadt Pommerns sich für die neue Religion erklärt haben würde.

Sofort machte sich Otto auf den Weg. Es war im Jahre 1124, als er in Stettin einzog. Anfangs wollte es ihm schlecht gelingen. Die Stettiner pochten auf ihre guten Werke, und in der That, der Wandel dieser Heiden beschämte in vielen Stücken den der umwohnenden christlichen Völkerschaften. Betrug und Diebstahl war bei ihnen etwas Unerhörtes, und das Gebot der Schrift, gastfrei zu seyn ohne Murmeln, konnte Niemand besser befolgen, als sie. Das hielten sie dem Bischof vor, deuteten auf das Verhalten vieler Christen untereinander, und meinten, fern sey von uns eine Religion, die keine besseren Bekenner hat. Ach, liebe Christen, es ist ja leider noch heutiges Tages so, daß der Glaube der meisten unter uns nur in Worten besteht, statt in Beweisungen der Kraft, und daß, wenn manche Heiden in unsere Gemeinden träten, wir uns vor ihnen

schämen müßten, statt daß sie durch unsern frommen Wandel ohne Worte gewonnen werden sollten! Da hatte nun Bischof Otto einen schweren Stand. Er aber ermüdete nicht, und seine Geduld war nicht so bald zu Ende. Er wollte den Leuten beweisen, wie unrecht sie hätten, dem christlichen Glauben beizumessen, woran doch nur die Sünde der Menschen schuld war. So blieb er unter den Stettinern wohnen, und fing die kräftigste Predigt an, die es giebt, nämlich die durch die That. Er that Gutes, wo er nur konnte, speisete die Hungrigen, errettete die Verschuldeten, und kaufte die Gefangenen los. Er zeigte den Heiden die Liebe, die nur da lebt, wo alle Selbstsucht todt ist. Und solcher Liebe muß der Sieg zuletzt immer werden. Bald konnte der fromme Bischof auch hier die Erstlingsgarben seines weiten Erntefeldes einbringen. Es geschah unter Umständen, die eines besonderen Eindruckes auf die heidnischen Herzen nicht verfehlten. Ein reicher, angesehener Stettiner hatte eine heimliche Christinn zur Frau. Sie war in ihrer Jugend aus einem christlichen Lande als Gefangene fortgeführt worden, war zwar in ihrem Herzen dem Glauben treu geblieben, hatte aber nicht Kraft genug, denselben öffentlich vor den Heiden zu bekennen. Jetzt nun erwachte plötzlich in ihren beiden Söhnen eine lebendige Heilsbegier; sie schlossen sich dem Bischöfe immer inniger an, und verlangten endlich, getauft zu werden. Es geschah ohne Vorwissen ihrer Aeltern, und acht Tage blieben die Jünglinge noch im Hause des Bischofs, um ihren Glauben fester zu gründen. Inzwischen erfuhr die Mutter davon, und ließ dem Bischöfe voller Freuden sagen, sie wünsche ihn und ihre Söhne zu sehen. Otto empfing sie im Freien auf einem Rasen sitzend, von seinen Geistlichen umgeben, zu seinen Füßen die beiden Jünglinge im weißen Taufgewande. Dieser Anblick überwältigte die Mutter so, daß sie weinend zur Erde niedersank. Der Bischof und seine Geistlichen eilten erschrocken herbei, hoben sie auf, und suchten sie zu beruhigen; denn sie meineten nicht anders, als der Schmerz über den Abfall ihrer Söhne, habe einen so erschütternden Eindruck auf ihr Herz gemacht. Aber wie staunten sie, als die Frau plötzlich sich erhob, und mit lauter Stimme ausrief: „Ich preise Dich, Herr Jesus Christus, Du Quell aller Hoffnung und alles Trostes, daß ich meine Söhne in Deine Sacramente eingeweiht, und durch den Glauben an Deine göttliche Wahrheit erleuchtet sehe!“ Darauf küßte sie ihre Söhne, und redete weiter: „Du weißt, mein Herr

Jesus Christus, daß ich diese hier im Verborgenen meines Herzens Deiner Erbarmung zu empfehlen nicht aufgehört habe, indem ich Dich bat, an ihnen zu thun, was Du an mir gethan hast." Und zum Bischöfe sprach sie: „Gefegnet sei eure Ankunft in dieser Stadt! Denn, wenn ihr nur ausharret, werdet ihr dem Herrn ein großes Volk hier gewinnen. Seht, ich selbst, die ich hier vor euch stehe, bekenne durch den Beistand des allmächtigen Gottes, ermutigt durch eure Gegenwart, und gestärkt durch den Uebertritt dieser meiner Kinder, daß ich eine Christinn bin, was ich bisher noch nicht offen auszusprechen wagte." Und nun erzählte sie die Geschichte ihres Lebens. Tief bewegt, pries Otto den Herrn für seine wunderbare Gnade, und entließ Mutter und Kinder reichlich beschenkt.

Nun war dem Evangelio eine weite Thür aufgethan. Jung und Alt strömte zur Taufe. Ueberdies ließ der polnische Herzog den Stettinern die größten Verheißungen machen, falls sie das Christenthum annehmen würden. Das brachte viele Herzen vollends zur Entscheidung. Bald kam's so weit, daß das Volk dem Bischöfe und seinen Priestern bei der Zerstörung der Gözenbilder selbst mit die thätigste Hülfe leistete. Ja, man wollte Otto alle Denkmäler und Kostbarkeiten der heidnischen Tempel schenken. Der aber erwiderte mit edler Uneigennützigkeit: „Wir sind nicht gekommen, um bei Euch uns Reichthum zu suchen; denn alle solche Dinge und noch herrlichere, haben wir selbst zu Hause in Fülle." Nach dem Vorgange der Stettiner sträubten sich auch die Bewohner der Stadt Julin nicht länger, das Christenthum anzunehmen. Es war ein solcher Drang zum Uebertritte, daß Otto in zwei Monaten nicht weniger als 22,000 getauft haben soll. Mitten aus dieser Wirksamkeit riefen ihn aber Amtsgeschäfte nach seinem Bisthum Bamberg zurück.

Er hatte nun zwar bisher schon Großes in Pommern geleistet; doch fehlte noch gar viel, daß die Kirche des Herrn bereits festen Fuß gefaßt hätte. Ein großer Theil des Landes war dem Heidenthume noch völlig ergeben, und das Christenthum Vieler unter den Neubefehrten bestand leider aus bloßem Lippenwerk. Solche Leute sind keiner Anfechtung gewachsen, und die Anfechtung konnte hier nicht ausbleiben, zumal Bischof Otto nur eine sehr ungenügende Zahl von Priestern den neuen Gemeinden hatte zurüßlassen können. So entstand bald ein Zustand großer Bedrängniß für die junge Kirche. Das Heidenthum hob aufs neue sein Haupt empor. Otto hörte wohl davon, aber mancherlei Unglücksfälle

und Berufsarbeiten hinderten ihn, dem Drange seines Herzens folgen, und der unterdrückten Kirche zu Hülfe eilen zu können. Erst nach 3 Jahren konnte er sich zu einer zweiten Reise rüsten. Sein Geschichtsschreiber erzählt, er habe, um seiner Braut, der pommerschen Kirche, nicht beschwerlich zu fallen, und um nicht verächtlich in ihren Augen zu erscheinen, wenn er leer komme, vorher große Einkäufe gemacht, also, daß er mit fünfzig beladenen Wagen seinen Einzug in die Stadt Demmin halten konnte. Es geschah im Jahre 1128. Otto kam gerade wie gerufen. Er fand die trefflichste Gelegenheit, seinen Vorrath gut unterzubringen. In Folge eines blutigen Krieges lag das ganze Land verwüstet da. Auch traf Otto hier nicht bloß im Statthalter des Landes einen alten Bekannten, sondern Gott fügte es so, daß bald nach seiner Ankunft Herzog Wartislav selbst mit einer zahlreichen Menge von Kriegsgefangenen, und mit Beute beladen erschien. Er kehrte eben als Sieger von einem Kriege mit den benachbarten slavischen Völkerschaften zurück. Ottos Herz blutete, als er die Gräuel des Krieges so in nächster Nähe sehen mußte. Die Gefangenen sollten gleich der übrigen Beute vertheilt werden. Schonungslos sollten Männer von ihren Weibern, Aeltern von ihren Kindern gerissen werden. Nun hatte Otto schon auf seiner ersten Missionsreise das Herz des Herzogs zu gewinnen gewußt, und durch seinen Einfluß setzte er jetzt bei ihm den Befehl durch, daß die schwächlichen Personen ganz freigelassen, im übrigen aber die Angehörigen einer Familie nicht mehr von einander gerissen werden sollten. Und auch damit begnügte sich seine Liebe noch nicht. Aus seinen eigenen Mitteln gab er für die meisten der Uebrigen das Lösegeld her, unterrichtete die Erkauften im Christenthume, taufte sie, und sandte sie dann frei zu den Ihrigen zurück, als eben so viele Missionare, die nun in ihrer dunklen Heimath ein beredetes Zeugniß von der Liebe Christi ablegen mußten.

Wichtiger noch in ihren Folgen, als diese Liebesthat, war die Verabredung, welche der unermüdlche Bischof außerdem mit dem Herzoge traf, daß zum bevorstehenden Pfingstfeste auf der Insel Usedom ein allgemeiner Landtag ausgeschrieben werden sollte. Auf diesem Landtage erschienen theils Heiden, theils wieder abgefallene Christen, und diesen allen stellte der Herzog den Bischof vor, dessen ganze Erscheinung Ehrfurcht gebot. Dann redete Wartislav weiter: „Durch diesen Mann ist euch jeder Entschuldigungsgrund genommen, als wenn die Verkündiger dieser

Religion arme, verächtliche Leute wären, zu denen ihr kein Vertrauen haben könntet, weil sie nur ihren Lebensunterhalt hier suchten. Ihr sehet vor euch einen der ersten deutschen Reichsstände, der in seiner Heimath allen Ueberfluß hat, viel Silber, Gold und Kleinodien besitzt. Der sucht nicht seinen Nutzen, sondern opfert Leben, Ehre, Gemächlichkeit und Vermögen, nur um euch das mitzutheilen, was er für das Beste hält." Nach dem Herzoge nahm der Bischof selbst das Wort, und beider Reden machten einen so gewaltigen Eindruck, daß die Anwesenden sich nicht allein selbst taufen ließen, sondern auch durch feierlichen Landesbeschluß die freie Verkündigung des Evangeliums durch ganz Pommern bewilligten.

Mit Milde und Festigkeit fuhr Otto fort, für Jesum Christum zu wirken. Als er in der Stadt Güzkow predigte, bat ihn das Volk, den prächtigen Tempel, den Schmuck der Stadt, zu schonen. Aber Otto erwiderte ihnen: „Würdet ihr wohl auf Dornen und Disteln Getraide säen? Wie ihr aber auf euern Feldern zuerst Dornen und Disteln ausrottet, damit der Same gedeihe, so muß ich alles, was zum Unkraute des Gözendienstes gehört, die Dornen für meine Predigten, aus eurer Mitte wegschaffen, damit eure Herzen aus dem guten Samen des göttlichen Wortes Frucht bringen können für das ewige Leben.“ Das Volk fügte sich seinen Ermahnungen, so daß es zuletzt selbst Hand anlegte, und Gözen und Tempel zerstörte. Mizlav, ein Vasalle des Herzogs, und der Gebieter der Stadt Güzkow, war unter denen, die zu Usedom die Taufe angenommen hatten. Bei einem großen Kirchweihfeste, das Otto veranstaltete, wendete er sich an diesen Fürsten mit den Worten: „Zum Theil, mein Sohn, hast du bereits angefangen ein Haus Gottes zu seyn; schaffe, daß du es bald ganz werdest! Den Gözendienst hast du zwar mit dem Glauben vertauscht; beweise nun aber auch deinen Glauben durch Werke der Gerechtigkeit! Laß alle deine Gefangenen frei, wenigstens die, welche Christen sind, und mit dir denselben Glauben gemein haben!“ Mit sich selbst kämpfend erwiderte Mizlav: „Es ist hart für mich, o Vater, Allen die Freiheit zu geben; denn einige sind mir große Summen schuldig.“ Der Bischof entgegnete: „Der Herr befiehlt uns, Schulden zu erlassen, damit sie uns wieder erlassen werden. Wie willst du Freisprechung von deiner Schuld bei Gott erlangen, wenn du deinen Schuldnern nicht vergiebst?“ Mizlav seufzte tief auf, rief dann aber nach kurzem Besinnen:

„Ja, im Namen unseres Herrn Jesu, will ich sie Alle frei lassen!“ Und er gebot dem Aufseher über seine Gefangenen, Allen die Freiheit zu schenken. Nur mit Einem ließ er eine Ausnahme machen. Das war der Sohn eines dänischen Großen, der ihm als Bürgschaft für eine große Schuld vom Vater übergeben war. Er schmachtete in schweren Ketten tief unten in einem unterirdischen Kerker. Niemand wußte um den Unglücklichen. Aber Gottes Auge sah doch hinab in seine Kerker Nacht! Seine Weisheit fügte es so, daß die Geistlichen gerade heute ein vermischtes Kirchengefäß überall suchen, und dabei auch in die Nähe jenes Kerkers kommen mußten. Sie hörten des Jünglings Klagen, machten sich ihm bemerklich, und wurden nun von ihm dringend angegangen, durch den Bischof seine Freilassung zu bewirken. Otto ward von Mitleid tief ergriffen, wagte aber nicht von dem, der ihm so viel schon bewilligt hatte, auch dieses noch zu verlangen. Dafür wandte er sich an den Herrn, und flehete in brünstiger Fürbitte, Gott wolle doch auch an diesem Einen noch Barmherzigkeit geschehen lassen. Als er vom Gebete aufstand, war er der Erhörung gewiß, und forderte seine Geistlichen auf, auch um dieses Letztern Freiheit den Mislav getrost anzusprechen. Und der gerührte Fürst überwand sich selbst, verzichtete auch auf diese große Summe, ging zum Bischof, und sprach: „Für den Namen meines Herrn Jesu will ich selbst meinen Leib und all das Meinige in Gehorsam dahin geben.“ Solch edles Beispiel des Fürsten erweckte in Vielen Nachseiferung, so daß sie durch Thaten und Opfer gleicher Liebe die Aechtheit ihrer Bekehrung zu beweisen strebten.

Nach diesen Vorgängen richtete der Bischof sein Augenmerk auf die große Insel Rügen. Gern hätte er ihren kriegerischen Bewohnern das Evangelium verkündigt, aber die Wuth dieser Heiden war durch das, was in Pommern geschehen war, auf's Aeußerste erregt worden, und sie schwuren dem Feinde ihrer Götter den Tod, wenn er sich herüber wagen würde. Die augenscheinliche Gefahr konnte jedoch den Mann Gottes nicht schrecken. Er hätte ja mit Freuden sein Leben für den Herrn Christus hingegeben. Vergeblich suchten ihn der Herzog und alle seine Freunde durch die Vorstellung zurückzuhalten, daß er sein Leben zu größeren Zwecken sparen müsse. Er nannte solche Gesinnung Kleingläubigkeit. „Wie können,“ sprach er, „die Verkündiger der Wahrheit den Lohn des ewigen Lebens erwarten, wenn sie dies zeitliche hinzugeben sich scheuen? Und wenn

wir alle in der Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden für Christi Namen sterben müßten, würde nicht unsere Verkündigung desto glorreicher sein, da sie durch unser Blut besiegelt würde?" Man suchte indeß die Abreise des Bischofs nach Rügen mit Gewalt zu verhindern. Endlich schlug sich der Priester Ulrich ins Mittel. Er fühlte sich gedrungen, für Otto sein Leben einzusetzen, und nachdem er den Segen des Bischofs zu seinem Werke empfangen, bestieg er ein Fahrzeug, um nach Rügen überzuschiffen. Er hatte aber so mit Wind und Wellen zu kämpfen, daß er, nach dreimaligem Versuche, der Gewalt der Elemente nachgeben mußte. Kaum hatte sich jedoch der Sturm ein wenig gelegt, als er von neuem ansetzte, und so bestand er sieben Tage hindurch den Kampf mit dem wildbewegten Meere, also, daß er oft in großer Lebensgefahr war, bis endlich, da das Wetter immer gleich ungünstig blieb, der Bischof selbst dies als ein Zeichen des göttlichen Willens erkannte, und in eigener Person den glaubenskühnen Priester vom Ufer ins Haus holte, und dabei Gott dankte, daß er demselben so große Liebeskraft verliehen habe.

Jetzt trieben neue Sorgen den Bischof nach Stettin. Die Macht des Heidenthums hatte sich hier von neuem erhoben. Die Priester hatten sich zwar taufen lassen, waren aber nicht von Herzen bekehrt worden. Sie verloren durch die Annahme des Kreuzes äußerlich zu viel, als daß sie das sobald hätten verschmerzen können. Eine plötzlich ausbrechende Seuche wurde von ihnen als Zeichen des Zornes der Götter gedeutet, und bereits rottete sich das Volk zusammen, um die christliche Kirche zu zerstören. Aber das Christenthum war doch in Stettin schon eine Macht geworden. Besonders unter den höhern Klassen, auf welche die heidnischen Priester weniger Einfluß ausübten, war es bereits Herzenssache. Diese widerstrebten denn auch kräftig, und Gott selbst kam ihnen zu Hülfe. Die erbitterten Heiden hatten bei dem erwähnten Aufruhr schon Hand an das Zerstörungswerk gelegt; da erstarrte plötzlich einem der Eifrigsten, als er eben mit einem Hammer die Wände einzuschlagen begann, der Arm; er ließ den schweren Hammer fallen, und stürzte selbst ohnmächtig zur Leiter herab. Das Volk erschrak zwar, und wich für jetzt zurück, aber noch war seine Wuth nicht gedämpft. Da erschien Otto. Die Schreckensnachrichten hatten ihn erreicht. Alles war dem Bischof daran gelegen, daß das Christenthum in Stettin den Sieg behalte. Sofort wollte er

aufbrechen; aber seine Geistlichen wurden von Furcht zurückgehalten. Da machte sich der unerschrockene Mann allein auf den Weg. Abends im Dunkeln schlich er heimlich fort, nachdem er sich den Tag über im Gebet auf die Reise vorbereitet hatte. Erst am folgenden Morgen vermißten ihn seine Geistlichen, und eilten ihm nun voll Scham und Reue nach. Alle bestiegen ein Schiff, und fuhren die Oder hinauf nach Stettin.

Als Otto vor der Stadt ankam, nahm er zuerst in einer von ihm außerhalb des Thores erbauten Kirche Zuflucht. Sobald sein Anfunft drinnen ruchbar wurde, rottete sich vor der Kirche eine Schaar bewaffneten Volkes zusammen. Priester waren die Anführer. Man drohete allen in der Kirche Versammelten den Tod. Otto glaubte nicht anders, als daß die Zeit seines Märtyrertums gekommen sei, warf sich auf seine Kniee, und flehte zu Gott um Glaubenskraft. Dann legte er seine bischöfliche Kleidung an, nahm ein Kreuz in seine Hände, und schritt, von seinen Geistlichen umgeben, psalmsingend, wie einer, der dem größten Glücke entgegengeht, ruhig mitten unter die tobende Menge. Das war zu viel, selbst für diese rohen Herzen. Das Ehrfurchtgebietende der ganzen Erscheinung machte die Menge bestürzt. Es entstand eine Stille, welche von den Besonnenenern zur Beruhigung der Gemüther benützt wurde. Man sagte den heidnischen Priestern, sie möchten mit Gründen, statt mit Gewalt, ihre Sache vertheidigen. Beschämt verließ sich das Volk. Otto aber bereitete sich durch Gebet und Fasten auf die kommenden Ereignisse vor.

Bei des Bischofs erster Anwesenheit in Stettin, im Jahre 1124, war auch ein angesehener Mann, mit Namen Wittstock, von ihm bekehrt und getauft worden. Der Mann war später in einer Schlacht von den wilden Mägenianern gefangen genommen, und mit fortgeschleppt worden. Er suchte in seiner Gefangenschaft Trost und Stärkung im Gebete. Da erschien ihm eines Nachts nach inbrünstigem Flehen Bischof Otto im Traumgesicht, und versprach ihm Errettung. Ermuthigt durch diesen Traum, floh er aus Meeresufer, fand hier einen Kahn, und kam bei äußerst günstigem Winde glücklich nach Stettin zurück. Diese wunderbare Rettung hatte auf Wittstock einen tiefen Eindruck gemacht. Zum steten Andenken derselben, und zum Preise seines Retters, ließ er den Kahn am Stadthore aufhängen. Und mehr als dies, er fühlte sich auch berufen, unter seinen Landsleuten fort und fort von dem

Gotte zu zeugen, der ihn errettet. Jetzt aber wurde dieser Mann recht eigentlich das Werkzeug Gottes, durch welches der Predigt Otto's der Weg gebahnt, und die Abgefallenen zum Herrn zurückgeführt werden sollten.

Am nächstfolgenden Sonntage ließ sich Otto im priesterlichen Gewande von Wittstock mitten auf den Markt führen. Er bestieg die Staffeln, von welchen herab die Herolde und obrigkeitlichen Personen das Volk anzureden pflegten. Nachdem Wittstock durch Wort und Geberden Schweigen geboten hatte, begann der Bischof zu reden. Da drängte sich plötzlich ein Gözenpriester hervor, groß und stark, übertönte mit seiner gewaltigen Stimme den Bischof, und donnerte dem Volke zu, den Feind der Götter nieder zu stoßen. Augenblicklich erhoben sich Vieler Lanzen, aber alle Arme blieben wie gelähmt. Niemand wagte, den Bischof anzurühren. Unererschrocken aber begab sich dieser zur christlichen Kirche, neben welcher bereits ein heidnischer Altar errichtet war, und weihte sie aufs neue für Christum ein. Am folgenden Tage sollte in einer allgemeinen Volksversammlung über den Glaubensstreit entschieden werden. Sie dauerte von früh Morgens bis tief zur Mitternacht. Mit glühender Begeisterung redete besonders Wittstock von den großen Thaten Gottes, und endlich errang auch hier das Kreuz den glänzendsten Sieg. Es wurde der Beschluß gefaßt, daß das Christenthum eingeführt, und alles zum Heidenthum Gehörige zerstört werden sollte. Noch in derselben Nacht eilte Wittstock mit dieser Freudenbotschaft zum Bischof. Der aber dankte am andern Morgen öffentlich dem Herrn inbrünstig für alles, was seine Gnade gewirkt hatte, und richtete kräftige Worte der Ermahnung an die versammelten Bürger. Viele Abtrünnige verlangten, auf der Stelle in die Gemeinschaft der Gläubigen wieder aufgenommen zu werden, und viele Heiden ließen sich taufen.

Mitten aus seinem gesegneten Wirken ward Bischof Otto durch einen Befehl des Kaisers Lothar in sein Bisthum Bamberg zurückgerufen. Dringende Amtsgeschäfte fesselten ihn hier so sehr, daß es ihm nicht vergönnt ward, seine Pflanzungen in Pommern wiederzusehen; aber bis an seinen Tod hat er sie auf betendem Herzen getragen, und mit unablässigem Eifer für ihr Gedeihen gesorgt. Im Jahre 1139, und im siebenzigsten seines Alters, am 30. Juni, ist der treue Knecht endlich zu seiner Ruhe eingegangen. Drei Tage darauf, am 2. Juli, demselben Tage, an welchem die christliche Kirche sein Gedächtniß feiert-

ward seine sterbliche Hülle der Erde zurückgegeben, und harret nun, wie die Leiber aller Heiligen Gottes, ihrer fröhlichen Auferstehung.

Bernhard von Clairvaur.

(gest. 1143.)

„Dabei wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habet.“ (Joh. 13, 35.)

Cecelin, Herr und Edler von Fontaines im Lande Burgund, war ein tapftrer, biederer Rittersmann, — seine Gemahlinn, Elisabeth von Montbar, eben so innig fromm, als ihr Eheherr ritterlich, eine vortreffliche Mutter ihrer Kinder, deren sie sieben, sechs Söhne und eine Tochter, geboren hat. Im Jahre 1091 schenkte der Herr diesem Aelternpaare das dritte Söhnlein, welches in der heiligen Taufe den Namen Bernhard empfing. Unter dem Einflusse der frommen Mutter wuchsen zwar die Kinder alle in der Furcht Gottes heran, aber besonders bei Bernhard zeigte sich schon frühzeitig eine vorherrschend religiöse Richtung. Als kleiner Knabe litt er einmal an heftigen Kopfschmerzen. Da kam eine sogenannte weise Frau zu ihm, welche durch Besprechung und Amulette ihn zu heilen versprach. Aber das Kind stieß sie mit Abscheu und heftigem Unwillen zurück. Es beschämte damit viele unserer heutigen sogenannten aufgeklärten Christen. Seine Jugendbildung erhielt Bernhard in der Kirche zu Chatillon. Er zeigte viel natürlichen Verstand, und machte bald große Fortschritte. Seine Gemüthsart war still, eingekehrt, der Welt abgewendet. Milde und Barmherzigkeit waren schon frühe hervorstechende Züge seines Charakters. Was er hatte, verschenkte er im Stillen an die Armen.

Als Bernhard in das Jünglingsalter getreten war, verlor er seine Mutter. Dieser Tod machte einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth. Er stand gerade in dem Alter, in welchem das Herz für Eindrücke jeder Art am empfindlichsten ist. Da hatte

freilich auch die Welt mit ihren Reizen nicht spurlos an dem Jüngling vorübergehen können, der uns geschildert wird, als schön an Leib und Seele, reich, gebildet, beredt und von adeligen Sitten. Er hat einige Male Versuchungen zu bestehen gehabt, die an Joseph und Potiphars Weib erinnern. Das Andenken an seine Mutter bewahrte ihn aber vor dem Fall. Er glaubte öfters ihr Bild vor sich zu sehen, und ihre mahnende Stimme zu hören. Um der Welt ganz zu entfliehen, faßte er den Entschluß, das Mönchskleid zu erwählen. Noch galten ja im Mittelalter bei den meisten Christen die Mönchszellen für das Allerheiligste des Tempels, wo Gott allein bleibend und wesenhaft wohne. Im Jahre 1113, dem zwei und zwanzigsten seines Alters, trat er in den Orden von Cîteaux, (den Cistercienser-Orden) den strengsten, den es zu jener Zeit gab.

Bernhard wurde Mönch mit ganzer Seele. Seine Kasteiungen sind von seinen mittelalterlichen Lobrednern mit einer fast widerlichen Umständlichkeit aufgezählt worden. Sie hätten sich dies Lob sparen können, da Bernhard selbst bekennt, daß er damit sehr gefehlt habe, weil seine Gesundheit dadurch geschwächt worden sey. Auch habe er darin geirrt, daß er seinen Brüdern zu viel Arbeit, und zu viel Entbehrungen zugemuthet habe. Bernhards Aufrichtigkeit steht außer Zweifel, sowohl bei seinem jugendlichen Eifer, als bei dem freien Bekenntnisse seiner Fehler. Er klagt sich später sogar des Kirchenraubes an, weil er sich durch übermäßige Kasteiungen beinahe untüchtig gemacht habe, Gott und der Kirche zu dienen. Seine körperliche Schwäche, die er sich selbst zugezogen, dauerte bis ans Ende seines Lebens fort, ob er gleich in spätern Lebensjahren sich die erforderliche Mühe nicht mehr versagte. Seine vielseitige Thätigkeit giebt ein schönes Zeugniß davon, wie die Kraft eines von dem höchsten Ziele befeelten Geistes sich das schwache, gebrechliche Gefäß des Leibes dienstbar zu machen, und die Hindernisse der Kränklichkeit zu überwinden vermag. Die feurige Kraft aber, mit welcher er trotz seiner körperlichen Schwäche sprach und handelte, mußte um so größere Wirkungen hervorbringen.

In den drei Jahren seines Aufenthaltes in Cîteaux erwarb sich Bernhard trotz seiner Jugend bereits so großes Ansehen, daß er, erst 25 Jahre alt, selbst Abt eines Klosters wurde. Im Bisthum Langres war in einem öden, wilden, rings von hohen Bergen eingeschlossenen Thale ein neues Cistercienserkloster gestiftet worden. Die Gegend war ehemals, als Sitz einer gefürchteten

Räuberbande, das Vermuthsthal genannt worden, und empfing jetzt im Gegensatz den Namen Clairvaur, d. h. das helle Thal. Im Jahre 1115 ward Bernhard Abt dieses Klosters, und dasselbe bildete nun den Mittelpunkt seiner vielseitigen Thätigkeit, welche von hier aus sich über ganz Europa verbreitete. Selbst im Aeußerlichen erwarb unter seiner Leitung das in einer unbebauten Gegend angelegte Kloster durch die saure Arbeit der Mönche bald so viel, daß bei einer schweren Hungersnoth, als von allen Seiten Schaaren Hungernder zu seinen Pforten strömten, zweitausend derselben mehrere Monate lang mit allen erforderlichen Nahrungsmitteln versorgt werden konnten. Das Kloster Clairvaur ward bald das Muster des Mönchsthums. Von allen Seiten her wurden Colonien aus demselben verlangt, so daß es dem Abte oft an Mitteln fehlte, allen Anforderungen zu genügen. Nach allen Theilen von Frankreich, Italien, Spanien, der Schweiz, Deutschland, England, Irland, Dänemark und Schweden mußten Mönche aus Clairvaur gesandt werden, neue Klöster zu gründen, oder alte zu reformiren, so daß Bernhard bei seinem Tode im Jahre 1143 nicht weniger als hundert und sechzig Klöster zurückließ, welche in solcher Weise unter seinem Einflusse gebildet, und durch seinen Geist beherrscht wurden. Von allen diesen Gegenden wurden Verbindungen mit ihm angeknüpft, und die durch ihn entstandenen Klöster betrachteten ihn als ihren Vater und Lehrer. Sein Briefwechsel und sein Einfluß wuchsen von Jahr zu Jahr. Er war der Rathgeber der Großen, Bischöfe, Fürsten und Päpste. Häufig wurde er von ihnen zu Hülfe gerufen, Streitigkeiten zu schlichten, und Unruhen zu beschwichtigen. Die allgemeine Begeisterung verlangte ihn in mehreren ansehnlichen Bisthümern, in Langres, Chalons sur Marne, Rheims, Genua, Mailand zum Bischofe; aber er schlug alle solche Anträge aus. Bei Fürsten und Gewaltigen trat er als Fürsprecher für Unglückliche und Unrechtleidende auf. Sie, welche sich ihm enger angeschlossen, spornte er zu wohlthätigen Unternehmungen an, und leitete sie dabei durch seinen Rath.

Höher aber noch, als durch seine rastlose Liebeshätigkeit, steht uns Bernhard von Clairvaur durch seine acht evangelische Erkenntniß. In der Darstellung der Heilsordnung unterscheidet er sich weit von allen übrigen Lehrern seiner Zeit. Die Erfahrungen, welche er in seinen eigenen Seelenkämpfen, und bei der geistlichen Leitung anderer gemacht, führten ihn zu der

Ueberzeugung, daß allein das Vertrauen auf die Gnade unseres Herrn und Heilandes, nicht aber das Vertrauen auf eigene Werke uns sichere Ruhe gewähren könne. Es ist aber sehr wichtig und stärkend für unseren Glauben an eine heilige, allgemeine, christliche Kirche, daß selbst unter denen, welche die römische Kirche des Mittelalters für ihre größten Heiligen hält, nicht solche fehlen, deren Gottseligkeit auf reiner und lauter evangelischer Wahrheit, besonders auf der Rechtfertigung durch Gnade im Glauben allein, was die römische Kirche verwirft, ruhet. Ein solcher ist Bernhard gewesen, wie das unwiderleglich seine zahlreichen und hinterlassenen Schriften beweisen. Wir wollen einige Stellen aus denselben hervorheben. „Keiner ist ohne Sünden; aber zu aller Gerechtigkeit ist mir genug, daß mir gnädig sey der, gegen den ich gesündigt habe.“ „Wer, zerknirscht über seine Sünden, nach Gerechtigkeit hungert und durstet, der glaube an den, der die Gottlosen gerecht macht, und durch den Glauben allein wird er gerechtfertigt werden, und Frieden mit Gott haben.“ „Glücklich ist der allein, dem der Herr die Sünden nicht zurechnet. Ihn gnädig zu haben, gegen den allein ich gesündigt habe, genügt mir zu meiner ganzen Gerechtigkeit. Ist meine Missethat groß, so ist seine Gnade noch viel größer. Wenn meine Seele über den Anblick ihrer Sündhaftigkeit betrübt ist, so blicke ich auf seine Barmherzigkeit, und werde erquickt. Sie wird allen angeboten; und nur wer sie von sich stößt, genießt ihrer Wohlthat nicht. Der müsse sich freuen, der sich als einen Sünder fühlt, der ewige Verdamniß verdient hat! denn die Gnade Jesu überwiegt alle Sünde. Kain sprach: Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir könnte vergeben werden. Dieser Gedanke sey ferne! Die Gnade Gottes ist größer, als es je eine Missethat seyn könnte. Seine Natur ist die Liebe selbst, und er wird daher nicht der Vater des Zornes, sondern der Vater der Barmherzigkeit genannt.“ —

Hören wir nach diesen Worten über die Rechtfertigung noch einige Worte Bernhards über den Zustand der Gerechtfertigten. „Kein Mensch müsse in seinem Herzen von der Sünde sprechen: Das sind geringe Uebel; ich kümmere mich nicht darum! Es hat nichts zu bedeuten, wenn ich in diesen verzeihlichen Schwachheiten beharre! Das ist eine Lästerung gegen den heiligen Geist, und eine verhärtete Unbusfertigkeit. Auf der andern Seite kann die Sünde nie aus unseren Herzen vertilgt werden, so lange wir noch in der Welt sind. So weit du auch gefördert

seyn magst, so bist du in einem Irthum, wenn du die Sünde für todt hältst. Du magst wollen oder nicht, der Zebusiter wohnt innerhalb deiner Grenzen. Er kann unterjocht, aber nicht ausgerottet werden. Die Sünde, diese Krankheit der Seele, kann nicht weggenommen werden, bis wir vom Leibe befreit sind. Durch die Gnade Gottes kann sie unterdrückt werden, daß sie nicht in uns herrsche, aber nur im Tode wird sie vertrieben.“ — „Wir fehlen Alle mannigfaltig! Niemand achte dies als etwas kleines; aber auch niemand sey darüber zu ängstlich! Es wird uns vergeben, wenn wir unsere Sünden bekennen. Bei diesen täglichen Uebeln ist die Gleichgültigkeit schädlich, aber ebenso auch die unmäßige Furcht; denn es ist nichts Verdammlisches an denen, die in Christo Jesu sind. Damit wir gedemüthigt werden, läßt der Herr es zu, daß das Verderben in uns lebendig bleibt, aber ebenso auch, damit wir erfahren mögen, was die Gnade für uns thun kann.“ —

Ueber die Bedeutung der Trübsale für die Gerechtfertigten sagt Bernhard Folgendes: „Es ist gut für mich, daß ich in Trübsal gewesen bin. Das ist die wunderbare Wirksamkeit des Wortes Gottes, daß, indem es uns demüthigt, es uns auch erhöht. So wird in Wahrheit das Joch Christi sanft, und seine Last leicht. Leicht ist seine Last; denn was kann leichter seyn, als eine Last, welche den Träger selbst trägt, eine Last, welche die Seele entlastet? Ich sehe mich in der ganzen Natur nach einem Gleichniß dafür um, und mich dünkt, ich finde es in den Flügeln eines Vogels, welche von ihm getragen werden, und die ihn doch bis in die Wolken heben.“ — Endlich möge hier noch eine Stelle Platz finden, die die wahrhaftigen Christen aller Zeiten und Orte gewiß gern unterschreiben. „Ich betrachte drei Dinge, auf denen meine Hoffnung beruht! Die Liebe, die mich an Kindesstatt angenommen hat — die Wahrheit der Verheißung — und die Macht, die Verheißung in Erfüllung zu bringen. Mein thörichtes Herz mag zweifeln, so viel es will: Wer bist du und wie groß ist jene Herrlichkeit! Womit hast du sie verdient? Ich will antworten: Ich weiß, an wen ich geglaubt habe, und ich bin gewiß, daß Er in Liebe mich an Kindesstatt angenommen hat, daß Er in seinen Verheißungen wahrhaftig ist und mächtig genug, sie zu erfüllen. Dies ist das dreifache Seil, das nicht zerissen werden kann, das aus unserem himmlischen Vaterlande zu uns auf Erden herabgelassen wird, das wir fest zu halten haben, und mit welchem Er uns selbst hinaufziehen wird in die Herrlichkeit Gottes, der da ist gelobet von Ewigkeit.“

So viel von der ächt evangelischen Erkenntniß des heiligen Bernhard. Wie nun ein großer Magnetstein alles Eisen, das in seine Nähe kommt, an sich reißt und mit seiner Kraft erfüllt, so riß auch Bernhard mit unwiderstehlicher Gewalt die Gemüther an sich, die mit ihm in Berührung kamen. Er hielt sie an seine Person, seinen Willen festgebannt, und strömte seinen Willen und seinen Geist in sie über. Das zeigte sich vor allen recht deutlich in seinen Kreuzespredigten, mit denen er Frankreich und Deutschland entzündete, da er zum zweiten Kreuzzuge auffoderte. Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir auf diese Seite seiner Thätigkeit ausführlicher eingehen, doch werden uns bei dieser Gelegenheit Wunderthaten von ihm berichtet, über die noch einige Worte gesagt werden müssen. Wenn auch bei dem Vorgeben der katholischen Kirche von Wunderheilungen ihrer Heiligen sich oft absichtliche oder unbewusste Täuschung mit einmischt, so dürfen wir doch beides bei einem Manne von Bernhards Charakter nicht annehmen. Auch sind diese Thatsachen hinlänglich bezeuget. Der Mönch Gottfried von Clairvaux erzählt, daß Bernhard im Gebiete von Lüttich einen blindgeborenen Knaben, in Cambray einen Taubstummen geheilt habe. Ebenso berichtet derselbe Mönch als Augenzeuge die Heilung eines zehnjährigen Knaben zu Charlerie, der in solchem Grade gelähmt gewesen, daß er kein Glied, nicht einmal den Kopf mehr, bewegen konnte. Bernhard selbst be ruht sich später auf seine Wunder. Wir dürfen also glauben, daß sich der Herr an diesem außerordentlichen Manne auch auf so außerordentliche Weise verherrlicht, und seine Wirksamkeit durch Wunder unterstützt habe.

Die Wurzel und Triebfeder alles seines Thuns war bei Bernhard die Liebe. Die Liebe war ihm die Seele der christlichen Vollkommenheit. „Nur so viel erkennen wir Gott, als wir ihn lieben!“ sagt er. Darin ist er ein Nachfolger des Apostels Johannes, dem ja auch eine Erkenntniß ohne Liebe nichts ist. (1 Joh. 4, v. 7 u. 8.) Darum wurde Bernhard auch von andern frommen Männern seiner Zeit der Mann der Liebe genannt. Ein anderer, schöner Ausspruch von ihm ist der: „Leichter als durch den Verstand, und würdiger suchst und findest du Gott durch Gebet!“ An einen Mönch, der ein Schultheologe, aber kein Herzenstheologe war, schrieb er: „Willst du Christum ergreifen, so wirfst du dadurch, daß du ihm nachfolgst, leichter dazu gelangen, als durch alles Studium. Was suchst du im

Worte das Wort, welches doch schon als fleischgeworden dir vor Augen steht? O, wenn du nur einmal etwas von dem fetten Marke des Getreides kostetest, mit welchem das himmlische Jerusalem gesättigt wird, so würdest du die Schriftgelehrten an ihren Brotkrusten nagen lassen!“ — Als Bernhard durch den Kampf für die Sache des Papstes nach Italien gerufen wurde, viel hin und her reisen, und sich abmühen mußte, schrieb er von dort seinen Mönchen: „In allen meinen Mühen finde ich meinen größten Trost darin, daß ich für die Sache dessen arbeite, welchem Alles lebet. Ich muß, mag ich wollen oder nicht, dem leben, welcher sich mein Leben zum Eigenthum erworben hat, indem er das seine für mich hingab. Wem bin ich mehr zu leben verpflichtet, als demjenigen, dessen Tod die Ursache meines Lebens ist? Wem könnte ich zu größerem Vortheile mein Leben weihen, als demjenigen, welcher mir das ewige Leben verheißt? Wem mit größerer Nothwendigkeit, als demjenigen, welcher mit dem ewigen Feuer dreht? Aber ich diene ihm mit Freiheit, weil die Liebe Freiheit verleiht. Dienet ihm, meine Theuern, in jener Liebe, welche die Furcht austreibt, keine Mühe fühlt, an kein Verdienst denkt, keinen Lohn verlangt, und doch einen gewaltigeren Drang als alles andere mit sich führt! Kein Schrecken spornet so sehr an, kein Lohn ladet so sehr ein, keine Schuldforderung dringt mit solcher Macht. Diese Liebe verbinde euch unaufhörlich mit mir, diese Liebe mache mich euch immer gegenwärtig, besonders wenn ihr betet.“

Freilich blieb Bernhard, trotz dieser glänzenden Zeugnisse seiner evangelischen Erkenntniß, noch in manchen Irrthümern seiner Zeit, die nicht geradezu dem Evangelium widersprachen, befangen. Wenn er aber auch das Papstthum für eine göttliche Institution hielt, und mit großer Entschiedenheit und Thatkraft für dasselbe kämpfte, so war er doch fern von einem blinden Gehorsam gegen die Päpste, sondern deckte ihnen vielmehr mit Freimüthigkeit das Böse auf, was unter ihrem Namen geschah. So schrieb er einst an Papst Innocenz II.: „Es sey die eine Stimme aller, welche mit treuer Sorgfalt den Gemeinden vorstünden: die Gerechtigkeit gehe in der Kirche zu Grunde, die Schlüsselgewalt werde vernichtet, das bischöfliche Ansehen verliere alle Achtung, da kein Bischof in seinem eigenen Sprengel das Schlechte strafen dürfe, und die Schuld davon schreibe man ihm, dem Papste, und der römischen Kurie zu; denn man sage, was die Bischöfe Gutes anordneten, das werde dort umgestoßen, was

sie mit Recht abgeschafft hätten, werde wieder eingeführt. Alle Lasterhaften und Streitsüchtigen, die von ihnen aus den Gemeinden, der Geistlichkeit oder den Mönchen ausgestoßen seyn, liefen nach Rom, und erfreuten sich des daselbst gefundenen Schutzes.“

Als später sein Schüler Eugenius zum Papste gewählt wurde, schrieb er diesem: „Ich beneide dich nicht um deine Würde; denn so erhaben du nun auch bist, habe ich dich doch gezeugt durch das Evangelium. Verlange nichts von der Kirche für dich selbst, lasse vielmehr dein Leben für sie, wenn es nöthig ist. Wenn dich Christus gesandt hat, so wird es dein Sinn seyn, zu dienen, nicht dir dienen zu lassen. Ein rechter Nachfolger des Paulus wird mit ihm sagen: „Nicht daß wir Herren seyen über euern Glauben, sondern wir sind Gehülfsen eurer Freude.“ Und der Nachfolger des Paulus wird die Stimme des Petrus hören: „Nicht als die über das Volk herrschen, sondern werdet Vorbilder der Heerde.“ Ich freue mich wohl, aber mit Zittern. Ob ich gleich nun den Namen eines Vaters gegen dich abgelegt habe, fühle ich doch die Liebe, die Furcht, die Mangellichkeit eines Vaters für dich. Ich denke an deine Erhebung, und fürchte einen Fall. Ich bedenke die Höhe deiner Würde, und schaudere über den Abgrund, der dicht dabei ist. Gedanke, daß du dessen Nachfolger bist, der gesagt hat: „Silber und Gold habe ich nicht!“ O möchte ich doch, ehe ich sterbe, die Kirche Gottes so sehen, wie sie in alten Zeiten war, da die Apostel ihr Reg auswarfen, nicht nach Silber und Gold, sondern nach Seelen. O, wie wünschte ich, daß du die Stimme dessen erben möchtest, der gesprochen hat: „Daß du verdammt werdest mit deinem Golde!“ O Donnerstimme! möchten doch Alle, die Zion übel wollen, durch ihren Schall zu nichte werden!“ —

Trotz seiner großen Leibeschwachheit erreichte Bernhard ein Alter von drei und sechzig Jahren. Unter schweren körperlichen Leiden kam es mit ihm endlich zum Sterben. Seine Freunde bewunderten ihn als einen Engel, er selbst fühlte sich als eine sündliche, gefallene Kreatur. Wenige Tage vor seinem Tode dictirte er noch an einen seiner Freunde einen Brief, ein ächtes Denkmal seiner Bescheidenheit, Demuth und Frömmigkeit. „Ich habe,“ schreibt er, „deinen Brief empfangen, mit Liebe. Ich darf nicht sagen, mit Vergnügen; denn welches Vergnügen kann ein Mensch in meinem Zustande genießen? Keine festen Speisen zu mir zu nehmen ist der einzige Weg, meine Lage nur einigermaßen erträglich zu machen. Meine empfindenden Kräfte sind keines

Genusses mehr fähig. Der Schlaf hat meine Augen verlassen, so daß ich keine Unterbrechung meiner Schmerzen mehr habe. Magenschwäche ist die Hauptursache meines Leidens. Und um meinem ängstlichen Freunde nichts zu verhehlen, so steht es mit meinem inwendigen Menschen so: „Der Geist ist willig, wie wohl das Fleisch schwach ist.“ Bitte für mich zum Heilande, der den Tod des Sünders nicht will. Stärke mit deinem Gebete eine arme, unwürdige Kreatur, daß der lauernde Feind keine Stelle finde, wo er seinen Zahn ansetzen, und mir eine Wunde beibringen kann.“ — Mit diesem demüthigen Bekenntnisse ist der Mann der Liebe gestorben. Er ging in das Land der ewigen Liebe am 20. August des Jahres 1143, an welchem Tage auch die christliche Kirche sein Gedächtniß feiert.

Luther sagt von diesem evangelischen Glaubenszeugen mitten in der römischen Kirche: „Er übertreffe schier alle Kirchenlehrer.“ Decolampad preiste ihn als einen Gottesgelehrten, dessen Urtheil richtiger war, als das aller Schriftsteller seiner Zeit. Galvin nennt ihn einen frommen und heiligen Schriftsteller, durch dessen Mund die Wahrheit selbst zu reden scheine. „Mitten in den Finsternissen,“ sagt Morton, „schimmert Bernhardus durch das Licht seines Beispiels und seiner Erkenntniß.“ Und Carleton, der die Irrthümer des Bernhard sehr hart tadelte, ruft doch aus: „Wollte Gott, wir hätten jetzt mehrere, oder auch nur einen Mann, wie dieser Bernhard gewißlich war.“



Bicelin.

(gest. 1154.)

„In allen Dingen lasset uns beweisen, als die Diener Gottes, in großer Geduld und Trübsal.“ (2 Cor. 6, 4.)

„Geduld ist euch noth, auf daß ihr den Willen Gottes thut, und die Verheißung empfanget!“ Mußte der heilige Apostel Paulus solche Worte schon den ersten, in frischem Glaubensleben stehenden Christengemeinden zurufen, wie viel mehr thut eine gleiche Mahnung unserer Zeit noth, die recht eigentlich eine Zeit der Ungeduld ist, die alles gelernt zu haben scheint, nur das Warten nicht. Wer kaum gepflanzt hat, der möchte auch schon ernten. Wie viele, die ihre Hand bereits an den Pflug gelegt haben, schauen wieder zurück. Wie oft lodert hier und da ein helles Liebesfeuer empor, aber wie schnell sinkt es wieder in ein Häufchen Asche zusammen. Und doch hat der Herr auf das stille Ausdauern eine so herrliche Verheißung gesetzt. Er hat es so geordnet, daß zwischen Saat und Ernte ein weiter Raum und viele Hitze und viele Schweißtropfen liegen. Wenn nun die Lebensführungen der Blut- und Glaubenszeugen unserer theuern evangelischen Kirche, welche wir mit einander betrachten, uns zu Vorbildern gereichen sollen des Glaubens, der Lehre und aller guten Werke, so gewiß auch der Geduld. Wie aber mancherlei Gaben sind, so hat auch jede Geschichte dieses Buches ihren besondern Zielstein, mit dem sie unser Herz treffen will. Worauf die des heiligen Bicelin zielt, merkt der Leser nach diesem Eingange wohl schon. Der gottselige Mann soll uns zu einem Spiegel der Geduld und gläubigen Beharrlichkeit werden. Das walle Gott an dir und mir, lieber Leser, sofern auch von uns beiden das Wort gilt: „Geduld aber ist euch noth!“

Bicelin stammte aus einer Familie mittleren Standes, und wurde in dem westphälischen Dorfe Quernheim, am Weserufer geboren. Früh seiner Aeltern beraubt, nahm ihn eine Frau von Adel zu sich auf ihr Schloß Everstein, und ließ es ihm an nichts gebrechen. Aber der Herzenskündiger sah besser, als jene edle Dame, was dem jungen Manne doch gebrach, nämlich die rechte Demuth und Selbsterkenntniß. Nach seinem Rathe, den auch das

Böse unbewußt befördern hilft, mußte der Haß des Burgkaplans zu Everstein an Vicelin zum Segen werden. Jener Priester hatte ihn nämlich längst mit neidischem Auge angesehen, und beschämte ihn einst öffentlich, indem er ihm eine Frage vorlegte, die Vicelin nicht zu beantworten wußte. Aber siehe, nun gingen dem jungen Manne plötzlich die Augen über seine Unwissenheit auf. Voll Scham verließ er auf der Stelle das Schloß seiner Wohlthäterinn, und begab sich nach der damals blühenden und berühmten Schule zu Paderborn. Hier studirte er mit so großer Anstrengung, daß Hartmann, der Vorsteher der Schule, seinen Eifer mäßigen mußte. Vicelin brachte es in kurzer Zeit dahin, daß er von Hartmann zum Gehülfsen angenommen wurde, und bald darauf zur Leitung einer eigenen Schule nach Bremen berufen werden konnte. Aber noch war sein Wissensdurst nicht gestillt. Als er seiner Schule einige Jahre mit großer Treue vorgestanden hatte, trieb ihn das Verlangen nach weiterer Ausbildung nach Paris, dem damals berühmtesten, von Lernbegierigen aus allen Theilen Europas erfüllten Sitz der Wissenschaft. Hier verbrachte er noch drei Jahre in eifrigem Studium. Bisher hatte er aus Mißtrauen in seine, den Versuchungen ausgesetzte Jugend noch nicht gewagt, die Priesterweihe anzunehmen. Endlich im Jahre 1125 glaubte er, es thun zu dürfen. Längst hatte ihn ein Verlangen ergriffen, den Heiden das Evangelium zu verkündigen, und kaum war er geweiht, als er sich zur Ausführung seines Vorhabens anschickte. Er wollte den Segen des Evangeliums dahin bringen, wo es am meisten noth that, und er hatte nicht weit danach zu suchen. Die Noth stand an der Thür seiner Heimath.

Wir haben schon von den wilden Völkern wendischen und slavischen Stammes erzählt, die im nördlichen Deutschland, besonders zwischen Elbe und Weser wohnten. Der Leser erinnert sich noch des frommen Königs Gottschalk, der hier ein großes, christliches Reich gegründet hatte. Er weiß aber auch, daß dieser König sammt seinen Priestern von seinem eigenen Volke ermordet wurde. Mit seinem Blute waren die heidnischen Altäre von neuem geweiht worden. Seit dieser Zeit war denn auch der Götzendienst in jenen Gegenden wieder völlig im Schwange, obgleich Gottschalks Sohn im Jahre 1105 versucht hatte, die Stiftungen seines Vaters wieder herzustellen. Als nun gar in der Herrscherfamilie selbst Streit entstand, und diese endlich ganz ausstarb, zerfiel das Reich gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts

immer mehr. Die benachbarten, christlichen Fürsten suchten sich desselben zu bemächtigen, und das Christenthum mit Gewalt der Waffen zu gründen. Besonders zeichneten sich in solchen Kriegen die beiden großen Helden jener Zeit, Albrecht der Bär, und Heinrich der Löwe aus. Doch solche Mission mit dem Schwerte in der Faust geht uns hier im Märtyrerbuche nichts an. Wir haben mit dem Helbenthum der aufopfernden Liebe zu thun. Und ein solcher Held war Vicelin. Er beschloß, sich der zertrümmerten Völker anzunehmen, und zog mitten auf den Schauplatz der Zerstörung.

Adalbert, der Erzbischof von Bremen, übertrug ihm den förmlichen Beruf, den slavischen Völkerschaften das Evangelium zu verkündigen. Rudolph, ein Priester aus Hilbesheim, und Ludolph, Kanonikus aus Berden, gesellten sich ihm zu als Gehülfsen an dem heiligen Werke. Vicelin wendete sich direkt an Heinrich, den damaligen König der Wenden. Dieser nahm wider Erwarten die Glaubensboten bereitwillig und mit großer Achtung auf. Er wies ihnen Lübeck als Sitz ihrer Wirksamkeit, und zugleich eine Kirche in dieser Stadt an. Ehe sie aber noch ihre Thätigkeit beginnen konnten, starb König Heinrich, und zwischen seinen Söhnen brachen heftige Kriege aus, die es ihnen unmöglich machten, in jener Gegend für das Reich des Herrn zu wirken. Vicelin kehrte deshalb zum Erzbischof Adalbert zurück, und begleitete diesen auf den Visitationsreisen durch seinen Archiensprengel, an dessen Grenzen die heidnischen Wenden wohnten.

Auf einer dieser Reisen kamen sie in ein Dorf, das die Wenden *Faldera* nannten. Sonst hieß der Ort auch Wippendorf, und erhielt späterhin den Namen Neumünster. Die Einwohner dieses Dorfes baten um einen Priester, der unter ihnen wohnen könnte. Mit Freuden nahm Vicelin den Ruf an; denn hier wurde ihm eine treffliche Gelegenheit für seine Wirksamkeit unter den umwohnenden Heiden geboten. Mit menschlichen Augen betrachtet, war seine Stellung freilich dürftig genug. Er fand ein armes, wildes, durch die vielen Kriege völlig verwüstetes Land; Einwohner, die nur dem Namen nach Christen waren; viele Ueberbleibsel des Gözendienstes, heilige Haine und Quellen. Vicelin predigte mit großem Eifer das Wort vom Kreuze, und nicht vergeblich. Die ewigen Wahrheiten der Schrift, welche der Menge noch ganz neu waren, fanden vielen Eingang. Er zerstörte alles, was noch an den Gözendienst irgend erinnerte, und reiste dann in den nördlicheren Elbgegenden umher, Buße und Erneuerung

der Herzen predigend. Seine fromme Thätigkeit erweckte bald auch andere, die seinem Beispiele nachfolgten. Es bildete sich ein freier Liebesverein von ehelosen Laien und Geistlichen, welche sich unter Vicelin's Leitung zu einem Leben des Gebetes, der Liebe und der Entsagung verbanden. Kranke zu besuchen, Arme und Nothleidende zu unterstützen, für das eigene und das Heil anderer zu sorgen, besonders aber an der Belehrung der Slaven zu arbeiten, das war das schöne Ziel, welches sich dieser Verein gesteckt hatte.

Als im Jahre 1134 Kaiser Lothar II. nach dem Holsteinischen kam, fand Vicelin bei ihm die eifrigste Theilnahme für seinen Plan der Belehrung aller slavischen Völker. Auf Vicelin's Rath baute der Kaiser zu Segeburg eine Festung. Die sollte Schutz gewähren gegen die Raubzüge des heidnischen Ingrimms. Der Rath war aber nicht gut, und verdarb vieles wieder, was Vicelin bisher mit Mühe gewonnen. Die Festung war den Slaven ein Dorn im Auge. Sie sahen in ihr ein neues Mittel zu ihrer Unterjochung. Wohl ward auch eine Kirche neben die Festung gebaut, aber die Festung schützte nicht die Kirche, sondern eher die Kirche die Festung. Zugleich hatte Kaiser Lothar unserm Vicelin abermals die Leitung der Kirche zu Lübeck übertragen, und mit diesem Hauptsitze war überhaupt die Leitung der ganzen Mission unter den Slaven in seine Hände gelegt. Vicelin ging denn auch rüstig ans Werk, und gründete zu Segeburg und zu Lübeck Pflanzschulen für Missionare. Doch seine Geduld sollte bald wieder auf eine neue, harte Probe gestellt werden. Der Landfriede dauerte nur so lange, als Kaiser Lothar die wilden Heiden im Zaum hielt. Mit dessen Tode, im Jahre 1137 brach die Wuth der erbitterten Völker aufs neue los. Eine christliche Stiftung nach der andern wurde zerstört; die Geistlichen mußten flüchten, und bald sah sich Vicelin in seiner Wirksamkeit wieder auf das Dorf Faldera beschränkt. Ja, auch dieser Ort blieb von den Gräueln der Verwüstung nicht verschont, und es schien wirklich, als ob der fromme Mann seine Kraft vergeblich gearbeitet hätte. Er aber behielt den Spruch wohl in seinem Herzen, den wir zur Ueberschrift seiner Lebensgeschichte gewählt haben, und benutzte die Zeit dieser Drangsale, um auch den Blick der seiner geistlichen Pflege Befohlenen vom Vergänglichen auf das Ewige hinzurichten, und sie im Evangelio die Quelle des Gottvertrauens und des Trostes finden zu lassen.

Die Verheißung, die der Herr auf das Stilleseyn und Harten

gesetzt hat, verfehlte nicht, auch an Vicelin in Erfüllung zu gehen. Nachdem er einige harte Nothjahre durchlebt, verbesserte sich seine äußere Lage wieder, sonderlich durch die Herrschaft, welche Graf Adolph von Holstein nach Befiegung der Slaven in diesen Gegenden errang. Die Erfahrung aber hatte den Glaubensboten weiser gemacht. Er mochte mit dem Schwerte nicht wieder gemeinschaftliche Sache machen. Auch gefiel ihm das unruhige Treiben in der Festung Segeberg nicht. Er verlegte daher sein Kloster nach dem nahen Högelsdorf, und wie sich bald zeigte, zum großen Segen für dessen inneres und äußeres Gedeihen. Als späterhin der Krieg von Neuem losbrach, und in Folge desselben eine schwere Hungersnoth in jenen Gegenden entstand, da hatte die fromme Brüderschaft die beste Gelegenheit, zu zeigen, mit welchen Waffen die Streiter Christi kämpfen. Ganze Schaaren Hungernder fanden sich täglich vor der Thür des Klosters zu Högelsdorf ein. Dittmar, ein Schüler Vicens, stand demselben vor, ein Mann ganz von seines Lehrers Geiste beseelt, der sein einträgliches Kanonikat zu Bremen aufgegeben, und sich dem frommen Vereine angeschlossen hatte. Durch Ermahnung und eignes Beispiel fachte dieser einen allgemeinen Eifer der Wohlthätigkeit an, und that alles, was er vermochte, um die große Noth zu lindern.

Herzog Heinrich der Löwe hatte inzwischen das Land Oldenburg ganz den Slaven entrißen, und Hartwig, der Erzbischof von Bremen, weihte Vicelin im Jahre 1145 zum Bischofe von Oldenburg. Dadurch schien sich seine äußere Stellung bedeutend zu verbessern, aber es schien auch nur so. Alle Kinder Gottes haben zeitlebens an dem Sprüchlein vom Stillsitzen zu lernen, und lernen es doch nimmer aus. Kaum ist eine Geduldsprobe überstanden, so hebt der Herr auch schon eine neue wieder an. So ging es recht eigentlich unserm Vicelin. Er hätte nun Macht, Ansehen, Einfluß und Mittel genug gehabt, um für das Reich seines Herrn immer ausgebreiteter wirken zu können. Aber er ward auf das Unangenehmste in seiner Wirksamkeit verhindert und beschränkt. Herzog Heinrich verlangte, daß er die Belehnung des neuen Bisthums von ihm empfangen sollte. Vicelin hätte sich das auch gern gefallen lassen; denn seiner ganzen Gesinnung lagen die Interessen der Priesterherrschaft ferne. Er wollte ja nicht herrschen, sondern dienen. Aber der Erzbischof verbot es ihm auf das Strengste. Dieser sah es als einen argen Schimpf für die Kirche an, wenn

der Bischof von einem andern, als dem Kaiser selbst belehnt werden sollte. Dafür mußte Bicelin unaufhörliche Plackereien erleiden. Namentlich ließ ihn der Herzog nicht zum Besitze der ihm gebührenden Einkünfte kommen. Dazu war Oldenburg damals, wie ein Geschichtsschreiber jener Zeit sich ausdrückt, nicht bloß ein Land der Dürftigkeit und des Hungers, sondern auch ein rechter Sitz des Satans und seiner Gefellen. Bicelin that indeß, so viel er konnte, und ließ sich besonders die Visitationsreisen in seinem Sprengel sehr angelegen seyn.

Als er aber durch die Mißhelligkeiten mit dem Herzoge in seiner Amtsführung sich immer mehr gehindert sah, erwog er in seinem Herzen, daß es doch besser wäre, die Rücksicht auf seinen kirchlichen Vorgesetzten den höheren Interessen für das Heil der Seelen zu opfern. Er selber wollte lieber der Knecht eines Fürsten heißen, als daß die armen Leute noch länger Knechte der Sünde bleiben sollten. Darum sprach er zum Herzoge: „Um dessentwillen, der sich für uns erniedrigt hat, bin ich bereit, jedem euerer Vasallen zu huldigen, geschweige denn euch selbst, einem von Gott so hochgestellten Fürsten.“ Nun hatte Bicelin zwar den Fürsten zum Freunde, aber er gerieth dafür in ein gespanntes Verhältniß mit dem Erzbischofe. Daneben mußte er noch den Kummer erleben, durch den Tod seinen treuen Freund Dittmar zu verlieren, der mit ihm in gleichem Geiste gewirkt hatte.

So führte denn der, dessen ganzes Leben eine stete Uebung in der Geduld gewesen war, sein Amt unter mancherlei Kreuz und Anfechtung fort, bis ihn Gott endlich in die letzte schwere Geduldsprobe nahm, nach welcher er droben im Lande der ewigen Ruhe den Lohn seiner Treue schmecken sollte. Drittehalb Jahre vor seinem Tode ward der fromme Dulder vom Schlage so heftig getroffen, daß er sich nicht mehr bewegen konnte, ja selbst der Sprache nicht mehr mächtig blieb. Durch Worte konnte nun Bicelin den Seinen nicht mehr predigen; dafür predigte er aber um so mächtiger durch die That, durch die stille Ruhe und Geduld, mit welcher er seine schweren Leiden ertrug. Vielen hat er durch diese stumme Predigt noch zur Erbauung gedient; möge er auch uns und der Ungeduld unserer fleischlichen Herzen noch recht laut und kräftig predigen! Wie einst der Apostel Johannes, oder wie später der fromme Gregor von Utrecht, ließ er sich bis an sein Ende von seinen Schülern in die Kirche tragen. Endlich, im Jahre 1154, kam der Herr, den

müden Dulder zu erlösen. Der 13. Dezember, derselbe Tag, an welchem die christliche Kirche das Andenken dieses Musters christlicher Geduld und deutscher Treue und Ausdauer feiert, war der Tag seines Heimganges.

Raymundus Palmaris.

(gest. 1200.)

„Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränkt. Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherberget. Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich bekleidet. Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht. Ich bin gefangen gewesen, und ihr seyd zu mir gekommen.“ (Matth. 25, 35. 36.)

Dies Wort des Herrn, mit welchem wir das neue Lebensbild eines seiner Knechte beginnen, ist recht eigentlich die Legitimationsurkunde für die freie Liebesthätigkeit, für die Beweisungen des evangelischen Glaubens, welche jetzt gemeiniglich unter dem Namen der innern Mission zusammengefaßt werden. Es geht ja auch, Gott sey Dank, ein neuer Impuls durch unsere evangelische Kirche, an solchem Werke mit zu schaffen. Das Märtyrerbuch selbst will nichts anderes, als Steine zu dem heiligen Bau herbeitragen helfen. Nicht allein, daß es durch die Exempel des Glaubens, die es aufstellt, den Glauben der evangelischen Christenheit zu stärken begehrt, es will auch im Aeußerlichen, so es nur anders recht viele Leser findet, dazu beitragen helfen, daß noch manche Kranke mehr gepflegt, Hungernde gespeiset, und überhaupt Betrübte getröstet werden können. Darin richtet es denn auch gern die Blicke auf einen Mann, der vor langen Jahren schon, obwohl er dem Handwerkerstande angehörte, und weder große Mittel noch Gaben besaß, doch jene Worte des Herrn in aller Treue zu erfüllen getrachtet, und, nachdem er zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen war, sein ganzes Leben im Dienste solcher innern Mission verbracht hat. Er hieß Ray-

mund Valmaris, und wir wünschen von Herzen, daß sein Beispiel recht Viele zur Nachahmung reizen möge.

Es ist aber dieser Raymund im Jahre 1140 zu Piacenza in Oberitalien geboren worden. Seine Aeltern waren fromme Leute aus dem Mittelstande. Schon in seinem zwölften Jahre brachte ihn sein Vater zu einem Handwerker in die Lehre. Dieser Beruf wollte aber seinem nach höhern Dingen strebenden Geiste nicht genügen. Er trieb sich lange in viel äußerlichem Werk und Wesen umher, ehe er die rechte Befriedigung für sein Herz fand. Schon als Jüngling verlor er seinen Vater, und kam in den Besitz des älterlichen Vermögens. Da gab er sein Handwerk auf, und beschloß, die heiligen Stätten des gelobten Landes zu besuchen, nach welchen ihn ein heftiges Verlangen ergriffen hatte. Seine fromme Mutter begleitete ihn auf der Pilgerreise. Sie sollte bald in das himmlische Canaan eingeführt werden; denn bald nach der Rückkehr in ihr beiderseitiges Vaterland starb sie. Nun stand Raymund ganz allein, und wußte nicht recht, was er beginnen sollte. Zuletzt griff er wieder nach seinem frühern Handwerke, und verheirathete sich auch. Das liebe Kreuz kehrte, wie bei allen Kindern Gottes, auch in seinem Hause ein, aber er hielt es als einen lieben Gast. Sein Weib gebar ihm nach einander fünf Söhne, aber Gott nahm sie alle fünf im frühen Alter wieder zu sich. Raymund ergab sich in den Willen Gottes. Er hatte über jedem Kinde bei der heiligen Taufe gebetet: „Herr Gott, hier ist ein Wesen, das Dein Bild an sich trägt, Dir weihe ich es als Dein Geschöpf. Leben und Tod steht in Deiner Hand.“ Nun war es ihm ein Trost und eine Freude, daß der Herr die Kinder im Gewande der Unschuld aus dem Leben der Versuchung zu sich genommen hatte. Als ihn drauf sein Weib mit dem sechsten Sohne beschenkte, nahm er das Kind, trug es nach der Kirche, warf sich mit demselben vor einem Krucifixe nieder, und betete: „Mein Herr und Heiland, der Du Deine Arme ausstreckst, um Alle, welche sich zu Dir wenden, aufzunehmen, ich bitte Dich, daß Du, wie Du meine fünf Kinder in zartem Alter zu Dir genommen, und sie zu Mit-erben der ewigen Seligkeit gemacht hast, nun auch diesen meinen kleinen Sohn, den Du mir über all mein Hoffen geschenkt hast, würdigen mögest, ihn zu Dir aufzunehmen. Hast Du ihm aber ein längeres Leben bestimmt, so erhalte ihn keusch und rein für den heiligen Mönchsstand, welchem ich ihn jetzt weihe.“ Dies Kind ließ ihm der Herr.

Schon in dieser Zeit, da er noch das Handwerk trieb, und seinem Hauswesen vorstand, benutzte er alle Stunden, die er von der Arbeit abmüßigen konnte, und die Sonn- und Festtage, um sich von frommen Priestern und gelehrten Mönchen über den Inhalt der heiligen Schrift und über die Glaubenslehren genauere Kenntniß zu verschaffen. Er wollte aber mit solchem Pfunde nach dem Gebote des Herrn zum Heile Anderer Bucher treiben. An Sonn- und Festtagen versammelte er seine Standesgenossen, besonders die, welche das gleiche Handwerk mit ihm trieben, in seiner Werkstatt, und legte ihnen hier in schlichter, zu Herzen gehender Sprache die Schrift aus. Immer Mehrere strömten herzu, und er fand bald so viel Zuhörer, daß sie seine Stube nicht mehr fassen konnte. Etliche forderten ihn auf, auf dem Markte oder anderen öffentlichen Plätzen zu predigen. Aber der demüthige Mann lehnte es ab, weil, wie er sagte, dieß nur Sache der Priester und Gelehrten sey, ein Ungelehrter aber dabei gar zu leicht in Irthümer verfallen könnte. Er begnügte sich deshalb mit den bisherigen einfachen Ermahnungen für seine Standesgenossen, die ihn wie ihren geistlichen Vater betrachteten.

Nachdem er einige Zeit in solcher gesegneten Thätigkeit verlebt, starb ihm sein Weib, und Raymund beschloß, sein weltliches Geschäft ganz aufzugeben, um sich ganz dem Dienste des Herrn zu weihen. Nach seiner noch mangelhaften Erkenntniß und seiner Hingebung an einseitige, religiöse Gefühle suchte er aber in weiter Ferne, was er viel näher haben konnte. Er beschloß nämlich, Wallfahrten zu machen nach allen von der Kirche für heilig gehaltenen Orten, und übergab deshalb seinen kleinen Sohn der Fürsorge seiner Schwiegerältern, die ihn zu einem frommen Mönche zu erziehen versprachen. Raymund hatte, wie wir wissen, bereits als Jüngling Palästina besucht, auch jezt schon wieder Wallfahrten nach Spanien u. a. D. vollbracht, und befand sich eben in Rom, um sich zu einer zweiten Pilgerreise nach Jerusalem anzuschicken, als ihn der Herr durch ein Traumgesicht eines Besseren belehrte. Er hatte sich in seiner Pilgertracht in einer Halle neben der Peterskirche zum Schlafen niedergelegt. Da erschien ihm der Herr im Traume, und rebete ihn an: „Dein Vorhaben, nach meinem Grabe zu wallfahrten, gefällt mir nicht. Du sollst dich mit solchen Dingen beschäftigen, welche mir wohlgefälliger und dir nützlicher sind, mit Werken der Barmherzigkeit. Glaube nicht, daß ich bei dem letzten Gerichte nach Wallfahrten und dergleichen Uebungen fragen werde, wenn ich sagen werde:

„Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset, u. s. w.“ Streife doch nun nicht länger so in der Welt umher, sondern kehre heim in deine Vaterstadt, wo so viele Arme, so viele verlassene Wittwen, so viele Kranke meine Barmherzigkeit anseh'n, und Keiner ist, der sich ihrer annimmt! Gehe hin, und ich will mit dir seyn, und dir Gnade geben, daß du die Reichen zur Wohlthätigkeit, die Streitenden zum Frieden, und die Verirrten zur Umkehr ermahnen könneſt.“

Das war sicherlich ein Traum aus göttlicher Eingebung, und Raymund folgte denn auch ohne Widerstreben dieser Mahnung, und kehrte im Jahre 1178 in seine Vaterstadt Piacenza zurück. Hier erzählte er dem Bischofe von dem im Traum erhaltenen Befehle, und auch dieser glaubte einen göttlichen Beruf darin erkennen zu müssen, und unterstützte unsern Raymund auf sehr wirksame Weise. Er sorgte nämlich, daß ihm ein Haus übergeben wurde, welches er für seine Liebeszwecke gebrauchen konnte. Nun begann Raymund mit glühendem Eifer seine fromme Thätigkeit. Er suchte die verschämten Armen, oder die, welche wegen Krankheit nicht selbst um Almosen ansprechen konnten, in ihren Hütten auf, sammelte für sie, und übernahm ihre Pflege. Alle Hülfsbedürftige fanden bei ihm Aufnahme. Auch auf Andere wirkte sein Beispiel belebend ein. Manche aus der Stadt schlossen sich ihm an, um unter seiner Leitung die Armen- und Krankenpflege mit ihm zu theilen. Für Arme und Kranke des weiblichen Geschlechtes richtete er eine besondere Wohnung ein. In diese nahm er auch solche auf, welche er durch Gottes Gnade von einem unkeuschen Leben zur Buße geleitet hatte. Die geistliche Pflege dieser tief Gefallenen übergab er frommen und bewährten Frauen. Hatten sie eine genügende Zeit durch ihr Leben die Umkehr ihrer Herzen bewährt, so überließ er es ihrer Wahl, welche Lebensweise sie ergreifen wollten. Wünschten sie sich zu verheirathen, so sorgte er dafür, und verschaffte ihnen von mildthätigen Reichen eine Aussteuer. Für die hingegen, welche Neigung zu einem stillen, beschaulichen Leben zeigten, wußte er Aufnahme in einem Kloster auszuwirken.

Auch die Gefängnisse ließ Raymund einen Gegenstand seiner besonderen Fürsorge seyn. Er vertheilte leibliche Wohlthaten unter die Gefangenen, und suchte durch Ermahnung und Zusprache auf das Heil ihrer Seelen einzuwirken. Für diejenigen, bei denen er wahre Buße erprobt hatte, verwendete er sich bei der Obrigkeit, und verbürgte sich für sie, daß sie ein anderes Le-

ben anfangen, und der Stadt zum Besten gereichen würden. Einige von diesen bekehrten Verbrechern zogen sich, um ferneren Versuchungen zu entgehen, in Mönchszellen zurück, und zeichneten sich von nun an durch einen frommen Wandel aus. Wie der Gefangenen, nahm sich Raymund auch der ausgesetzten Kinder mit gleicher Liebe an, trug sie auf seinen Armen in seine Wohnung, und sorgte für ihre Erziehung. Oft nahm er Kranke, die er auf den Straßen fand, auf seine Schultern, und trug sie in sein Pflegehaus. Wittwen und Waisen, so wie alle Unrecht Leidenden fanden in ihm den eifrigsten Schützer. Er ließ ein Kreuz vor sich hertragen, und suchte sein Vertrauen auf Christum dadurch zu stärken. Auf Christi Liebe, die ihn getrieben, sein Heil für das Leben der Menschen zu lassen, berief er sich, um die Leidenschaften zu beschwichtigen. Oft versöhnte er Streitende mit einander, ja, er suchte mit nicht geringem Erfolge unter den damaligen bürgerlichen Zwistigkeiten, die Italien zerfleischten, die Kämpfe der gegeneinander wüthenden Parteien zu stillen. So waren einst die Bürger von Vercenza mit denen von Cremona in blutige Fehde gerathen. Raymund stürzte zwischen die sich gegenüberstehenden Heere, und wirklich gelang es der Gewalt seiner Rede, seine Landsleute zum Nachgeben zu bewegen. Desto erbitterter wurden jedoch die Cremonenser gegen ihn. Er hatte ihnen mit dem göttlichen Strafgerichte gedroht. Sie ergriffen ihn, und schleppten ihn als Gefangenen mit fort. Doch der Geist der Liebe, der in ihm war, siegte auch über diese erbitterten Gemüther. Sie ließen ihn später wieder frei, und bereueten bitter, einen Mann, den sie wie einen Heiligen verehren mußten, so feindlich behandelt zu haben.

Nachdem Raymund volle zwei und zwanzig Jahre in Segen fortgewirkt hatte, sah er freudig dem herannahenden Tode entgegen. Die Fortsetzung seines Werkes und die Fürsorge für die Armen empfahl er den Genossen seiner Liebesarbeit, die er um sich gesammelt hatte, und dankte seinem Heilande, daß er nunmehr seine Laufbahn zu dem ersehnten Ziele geführt habe. Dann ließ er seinen Sohn rufen, und ertheilte ihm seine letzten väterlichen Ermahnungen und seinen Segen. Er rieth ihm zwar, vor den Versuchungen der Welt sich in ein Kloster zu flüchten, aber bestimmt und entschieden bezeugte er noch auf seinem Sterbelager, daß er nicht auf sein Verdienst, sondern allein auf Christi Barmherzigkeit vertraue. Heiter blickte er auf das Kreuz, das ihn bei seiner gottgeweihten Thätigkeit stets begleitet hatte, und sprach: „In deinen Armen, in deinem Namen, in

deiner Kraft gehe ich aus dieser Welt zu meinem Heiland und Schöpfer!" Das waren seine letzten Worte.

Möge das Andenken an ihn und seine Barmherzigkeit, das die Kirche am 28. Juli begeht, uns Allen die Mahnung ins Herz rufen: „Gehe hin, und thue desgleichen!"

Elisabeth von Ungarn,

Landgräfinn von Thüringen und Hessen.

(gest. 1231.)

„Die Liebe verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles.“ (1 Cor. 13, 7.)

Gertrud von Meranien, fromm und männlich, wie ihr Gemahl, König Andreas von Ungarn, gebär demselben im Jahre 1207 zu Preßburg eine Tochter, die bestimmt war, eine der berühmtesten und gottseligsten Frauen der deutschen Vorzeit zu werden. Elisabeth war der Taufname des Kindes. Schon in ihrer zartesten Kindheit, als dreijähriges Mägdlein, zeichnete sie sich durch Züge des Mitleids gegen Arme aus, während in ihr junges Herz die vorgedachten Gebete, die Unterweisung im Glauben als lebendige Samenkörner fielen. Sage und Dichtung verherrlichten wetteifernd schon die ersten Jahre der frühreifen Elisabeth als eines Wunderkindes.

Landgraf Hermann von Thüringen, ein mächtiger und trefflicher Fürst, ließ für seinen Sohn Ludwig um das Königskind werben, und die kleine, nicht mehr als vier Jahre alte Elisabeth wurde denn auch dem jungen Ludwig versprochen, in ein gold- und silbergesticktes, seidenes Gewand gehüllt, in eine Wiege von gediegenem Silber gelegt, und von der weinenden Mutter den Thüringern übergeben. Mit Geschenken und Kostbarkeiten beladen, brachten die Brautwerber die Verlobte glücklich nach Eisenach. Der Landgraf mit seiner Gemahlinn eilte von der Wartburg herab, und am folgenden Tage wurde vor Hof und Bürgerschaft die vierjährige Brinzessinn feierlich mit dem eilfjährigen Prinzen Ludwig verlobt, den sie von da an nie mehr verließ, und den sie fortan ihren Bruder nannte.

Einen tiefemsten Eindruck machte auf sie die grausame Ermordung ihrer jungen Mutter durch die eigenen Unterthanen, denen sie ihr Leben preisgab, um den Gemahl vor den Verschwörern zu retten. Gewiß bildete dieses schreckliche Ereigniß den dunkeln Grund ihres ganzen Lebens und ihrer absonderlichen Frömmigkeit. So oft sie nur konnte, ging sie in die Schloßkapelle, legte sich am Fuße des Altars hin, und, obwohl des Lesens noch nicht kundig, ließ sie sich das große Psalmbuch öffnen, faltete die Hände, blickte gen Himmel, um nach Kinder Weise gar eifrig zu beten. Gewann sie etwas im Spiele mit andern Kindern, so gab sie es armen Mädchen, mit dem Auftrage, dafür eine Anzahl Vaterunser zu beten. Selbst die Streiche, die sie ihren Gespielinnen spielte, hatten eine religiöse Beziehung. Alles Geld, das sie von ihren Schwiegerältern erhielt, oder ihnen ablocken konnte, theilte sie den Armen aus; alle Ueberbleibsel von Speisen, derer sie in den Küchen und Gewölben habhaft werden konnte, brachte sie armen Hungrigen, zum großen Verdruß der landgräflichen Hausbeamten. Zu ihrem Lieblingsheiligen erfor sie den jungfräulich zarten Apostel Johannes.

Frühe übte sie sich in freiwilligen Entbehrungen. An Sonn- und Festtagen ließ sie einen Theil ihres fürstlichen Putzes zur Seite. Mitten im Spiele, wo sie am fröhlichsten war, konnte sie aufhören. Obwohl eine große Freundin des Tanzes, begnügte sie sich doch stets mit einer einmaligen Runde.

In ihrem neunten Jahre starb der Vater ihres Verlobten. Nun kam sie unter den Einfluß seiner Mutter, der Landgräfin Sophie, einer Tochter des Baiernherzogs Otto von Wittelsbach, welche diesen frühzeitigen Uebungen katholischer Frömmigkeit des Kindes gram war, und sie um so mehr dem Spotte des Hofes aussetzte, als sie eine Vorliebe für den Umgang mit schlichten Eisenacher Bürgerkindern, ja mit den Töchtern von Dienstfrauen und armen Leuten zeigte. Es sei nichts Fürstliches an ihr, sie taue nur zu einer Kammerfrau oder Magd, hieß es. Unerträglich war es der Landgräfin, daß an einem hohen Feste Elisabeth, neben ihr vor dem Bilde des Gekreuzigten in der Kirche knieend, die Krone vom Haupte nahm, auf den Betstuhl legte, und sich ohne allen Kopfschmuck zur Erde niederwarf. Bittere Scheltworte entlockten ihr bittere Thränen, aber vermochten sie nicht, von ihrer Weise abzugehen.

Sie wurde Gegenstand förmlicher Verfolgung am Hofe; man wollte sie nach Hause senden, denn eine solche Beginne

(Betschwester) taugte nicht zur Fürstin; die Landgräfinn wollte sie in ein Frauenkloster zwingen. Agnes, die Tochter der Gräfinn, strahlend in allen Reizen weltlicher Schönheit, meinte, eine Dienstmagd sei an ihr verloren.

Sie hatte Niemand an dem fremden Hofe, dem sie ihr Leid klagen konnte, als ihren Gott, und nur zu den Füßen des Gekreuzigten konnte sie ihren Schmerz ausweinen. Ihre einzige Gesellschaft blieben ihre Kammerfrauen und arme Mädchen, gegen die sie ihre Freundlichkeit verdoppelte.

Gegen alle Erwartung blieb der junge Landgraf seiner Verlobten in der Stille treu. Ihre Bescheidenheit, ihre Geduld, ihre Mildthätigkeit war sein geheimes Glück. Er verfehlte nicht, in einsamen Stunden sie mit freundlichen Worten aufzurichten, von jeder Reise ihr einen Beweis seiner herzlichen Zuneigung mitzubringen. Am St. Kilianstage des Jahres 1218, als er sein achtzehntes Jahr zurückgelegt, ließ er sich in der St. Georgskirche zum Ritter schlagen, das folgende Jahr führte er Krieg gegen den Erzbischof von Mainz, und im Jahre 1220 feierte er in fürstlicher Pracht seine Vermählung. Ludwig zählte zwanzig, Elisabeth dreizehn Jahre. Nach allen Nachrichten war er ein, nach Körper und Geist, gleich ausgezeichnete Jüngling.

Er mußte als Landgraf Zucht, Sitte und Religion zu üben und zu schützen; sein liebster Gang war die Benediktiner-Abtei zu Reinhardsbrunn, wo er sich seine Grabstätte ausersah. Dort besuchte er regelmäßig zuerst das Kranken- und Pilgerhaus, tröstete die Siechen, und spendete reichliches Almosen. Aus Enthaltensamkeit aß er nie gesalzne oder gewürzte Gerichte, ganz gegen damalige Fürstensitte trank er niemals Bier, und nur wenn er krank war, Wein. Er war einer der stärksten und ritterlichsten Männer seiner Zeit; einen losgewordenen Löwen bändigte er durch bloßes Drohen mit Faust und Stimme. Zudem war er voll guter Sitte gegen die Frauen, voll Leutseligkeit gegen Untergebene, und gegen Jedermann bewies er jene Höflichkeit, die sein Zeitgenosse Franz von Assisi so schön die Schwester der Liebe nennt. Nur Eine Leidenschaft hatte er, die Gerechtigkeitsliebe. Unerbittlich war er gegen die, welche Recht und Wahrheit beugten, die Armen bedrückten, Ungebührliches thaten oder sprachen; persönliche Beleidigungen gegen ihn selbst vergab und vergaß er. Neben dieser Milde und Schlichtheit war er aber ein weiser und staatskluger Herr, trotz seiner Jugend. Thüringen blühte unter

ihm, dessen Wahlspruch war: „Fromm, keusch, gerecht!“ und der hiemit auf seltene Weise den ritterlichen Sinn mit dem priesterlichen verband.

Für einen solchen Mann war Elisabeth die fromme, die keusche, und „die liebe“, wie sie in den Chroniken genannt wird, das von Gott erwählte Weib. Sie wird als eine vollkommene Schönheit geschildert, das rundliche Angesicht bräunlich und schön, ihr Haar schwarz, ihr Wuchs unvergleichlich schlank und voll Anmuth, ihr Gang ernst und voll Adel, ihre Augen ein Sitz der Zärtlichkeit, der Spiegel ihrer schönen Seele. So steht sie noch jetzt in Holz gebildet, hoch an einer Säule der Elisabethenkirche zu Marburg, in der Linken das Modell ihrer Kirche haltend, rechts einem Armen zu ihren Füßen Almosen spendend.

Mit ihrer feurigen Liebe zu ihrem jungen Gemahl verband sie eine kindliche Ergebung und eine zärtlich gehorsame Aufmerksamkeit auf jeden Wink. Dafür ließ Ludwig sie in ihren milden Werken gewähren, munterte sie auf und half dazu; nur, wenn ihr Eifer zu weit gehen wollte, warnte er die Folgsame mit liebender Vorsicht.

Mit schonender Liebe trug er ihre selbsterwählten klösterlichen Uebungen, die sie sich nach damaliger katholischer Weise auslegte. Jede Nacht nämlich verließ sie, während ihr Gemahl schlief, oder zu schlafen schien, ihr Lager, um neben demselben niederzuknieen. Oft bat sie der erwachende Gatte, sich zu schonen, nahm sie an der Hand, und hielt sie, bis sie sich wieder niedergelegt hatte. Ein gar heiterer Zug ist, wie sie, um ihre Gebetsstunde nicht zu verschlafen, und ihren Mann nicht zu stören, ihrer vertrautesten Kammerfrau befahl, sie zur Zeit durch ein Zupfen am Fuße zu wecken, wie die Dienerin aber einmal sich irrte, und den Landgrafen an der Zehe zupfte, der plötzlich erwachte, aber die Ursache der Störung merkend, sich wieder geduldig zur Ruhe legte.

Auch in der Ehe fuhren die beiden, von frühester Jugend an einander gewöhnten Gatten fort, sich Bruder und Schwester zu nennen. Sie begleitete ihn fast auf allen Reisen. Ging er zu weit fort, als daß sie hätte mitgehen können, so legte sie ihren fürstlichen Schmuck ab, zog Wittwenkleider an, verhüllte sich das Haupt, und erwartete seine Heimkunft im Gebet, Wachen und nonnenhaft strengen Bußübungen. Mit kindlicher Freude ging sie dem Heimkehrenden in fürstlichem Schmuck entgegen, Alles

aufbietend, ihm wohlzugefallen um Gottes Willen. Es stieß schon damals gegen die Sitte der Vornehmen an, daß bei Tische die Gemahlinn zur Seite ihres Herrn sitze, sie aber ließ sich das Vorrecht der Liebe schlechterdings nicht nehmen, und mußte durch ihre Anwesenheit dem leichtfertigen Tone der Hof- und Weltleute einen Zügel anzulegen.

So war sie auf dem Gipfel des irdischen Glückes. Aber als ob sie auch dem Kreuze zuvorkommen wollte, das der Herr seinen Lieblingen aufzulegen nicht vergißt, weil sie ohne dasselbe sind „wie eine Braut ohne Kranz,“ suchte sie in selbsterwählter Geistlichkeit über Gebot und Noth sich Opfer aufzulegen, und das wirft uns über das herrliche Frauenbild einen trüben Schatten, den wir freilich mit der Sitte ihrer Zeit, und der Lehre ihrer verfinsterten Kirche entschuldigen müssen. Sie strebte ihr Fleisch abzutöden durch Nachtwachen, durch stetiges Tragen eines härenen Hemdes auf bloßem Körper, durch Geißelhiebe auf dem bloßen Rücken, jeden Freitag und die ganze Fastenzeit hindurch, später in jeder Nacht, „um damit dem Heilande, der auch gegeißelt wurde, einige Vergeltung anzubieten!“ Dabei übte sie sich übrigens, nie sauer zu sehn, immer heiter und freundlich zu seyn, allen Hoffesten und Bräuchen abzuwarten. Auf den Rath ihres Beichtvaters, Konrads von Marburg, aß sie bei Tafel nichts von solchen Gerichten, welche durch den Schweiß der Unterthanen und nicht vom Ertrage der eigenen Güter bestritten wurden, so daß sie oft hungrig und durstig von dem reichbesetzten Fürstenmahle aufstand, und sich mit einem Stück Schwarzbrod begnügte. Fand sie in den Küchen und Speisegewölben nur solche Speisen, die sie für erlaubt hielt, so konnte sie kindlich froh in die Hände klatschen und rufen: „Heute geht's gut; heute dürfen wir essen und trinken!“ Sie war damals noch nicht sechszehn Jahre alt.

Einst ging sie an einem großen Festtag prächtig geschmückt, in Edelsteinen strahlend, das Haupt mit der landgräflichen Krone geschmückt, von ihrer Schwiegermutter und zahlreichem Gefolge begleitet, von der Wartburg nach Eisenach hinab in die Kirche. „Da hängt dein Gott nackt am Kreuze, und du, unnütze Kreatur, bist mit kostbaren Gewändern bedeckt; Sein Haupt durchstechen Dornen, und das deine schmückt eine goldne Krone!“ so sprach sie, sank ohnmächtig zusammen, und gelobte von Stund an, auf allen Schmuck zu verzichten, außer, wo ihr Rang oder ihr Gemahl es gebot, dann aber unter dem

fürstlichen Gewande das wollene Kleid und das härene Bußgewand zu tragen.

Während sie also hart gegen sich war, floß ihr Herz über von Liebe und Barmherzigkeit gegen die Unglücklichen. Allen ihren Ueberfluß, alle Ersparnisse widmete sie den Armen, manchmal ihre eigenen Kleider. Wichtiger noch, als dieses, war die persönliche Hingabe, die sie mit kindlicher Einfalt und Heiterkeit übte. Kamen Kranke mit Bitten, so erkundigte sie sich nach ihrer Wohnung, um sie besuchen zu können. Kein Weg war ihr zu weit, keine Hütte zu schmutzig, zu dumpf. Erquickung und Aushülfe brachte sie selber mit, mehr als ihre Gaben galt ihr sanftes, liebevoll tröstendes Wort. Schulden tilgte sie aus ihrer eigenen Kasse. Die neugeborenen Kinder armer Wöchnerinnen nahm sie mütterlich auf, die Armen hüllte sie in selbstverfertigte Kleider, hob sie aus der Taufe, um ein Recht zu haben, ihnen stets die Mitmutter zu seyn. Starb einer ihrer Armen, so kam sie, wenn es irgend möglich war, und wachte bei der Leiche, hüllte sie eigenhändig, oft in die eigenen Betttücher, ein, war beim Begräbniß zugegen, und folgte demüthigst dem dürftigen Sarge des letzten ihrer Unterthanen.

War sie auf ihrem Schlosse, so verwandte sie ihre Stunden auf mühsame und nützliche Arbeiten. Sie spann mit ihren Ehrenfräulein Wolle, und verarbeitete sie selbst zu Kleidern für Arme. Um zu erfahren, wie Armenkost schmecke, ließ sie ihre Mahlzeit aus einfach, ohne Salz und Würze gekochtem Gemüse bestehen, die sie dann mit großer Freude aß.

Entdeckte sie die Spur irgend einer Gewaltthatigkeit, oder eines Unrechtes gegen die armen Landleute, so zeigte sie es alsbald ihrem Gemahle an, oder suchte selber das Unrecht wieder gut zu machen, so weit es ihre Mittel erlaubten. Sie überbrachte ihnen Geld, Lebensmittel, Kleidungsstücke. Einst stieg sie so belastet, in Begleitung ihrer vertrauten Frauen, einen kleinen, sehr rauhen Weg, den man noch heute zeigt, hinunter, und trug unter ihrem Mantel Brod, Fleisch, Eier für die Armen. Plötzlich stand ihr Mann, von der Jagd heimziehend, vor ihr und fragte die gebückt Einhergehende: „Laß sehen, was du trägst!“ — „Rosen,“ antwortete sie, „um mir einen Kranz zu machen.“ Er aber zog mit den Worten: „Laß sehen die Rosen!“ der sich Sträubenden den Mantel zurück, und sah lächelnd und erstaunt die Bescheerung, die ihm schöner als der schönste Rosenstrauch am Busen seiner Getreuen dünken mußte. Die Sage ließ

auch wirklich die Siebensachen wunderbarer Weise sich vor seinen Augen in Rosen verwandeln. Die Maler und Bildhauer bildeten sie daher vielfach mit Rosen in ihrem Mantel ab. Noch heute sieht man Rosen in großer Zahl um ihre Kirche zu Marburg und auf der Wartburg selbst.

Die erste Stelle an ihrem Herzen nahmen die Aussätzigen ein. Es war eine so furchtbare Krankheit des Mittelalters; man hielt diese Kranken als von Gott gezeichnet und schied sie von der christlichen Gesellschaft aus. Elisabeth aber ging, wo sie einen sah, zu ihm hin, tröstete ihn, sprach heitern Muth zu, hieß ihn den Segen dieses Kreuzes erkennen, und beschenkte ihn. Einst traf sie einen dieser Unglücklichen, der noch dazu an einer ekelhaften Kopfkrankheit litt. Sie ließ ihn, dessen kein Mensch sich annahm, in einen abgelegenen Theil ihres Gartens bringen, schnitt ihm selbst die Haare ab, wusch und verband ihm den Kopf auf ihrem Schooße. An einem grünen Donnerstage wusch sie einer großen Anzahl Aussätziger Füße und Hände, und küßte knieend ihnen Wunden und Geschwüre. Einmal nahm sie einen entsetzlich kranken Aussätzigen, dem Niemand zu nahen wagte, zu sich, badete ihn, salbte ihn mit heilsamen Oelen, und legte ihn in ihr eigenes Bett, zum Entsetzen der Schwiegermutter und des heimkehrenden Gemahls, der sich aber besänftigte, als er begriff, wie der Herr in seinen kranken Gliedern aufgenommen und verpflegt werde.“ Den tiefen Eindruck, den dieser Auftritt auf den Landgrafen gemacht, benutzte Elisabeth, um von ihm die Erlaubniß zu erbitten, daß sie ein Krankenhaus am Abhange der Wartburg bauen dürfe. Hier verpflegte sie dann achtundzwanzig Kranke, oder Altersschwache, welche nicht bis zum Schlosse emporsteigen konnten. Jeden Tag besuchte, speiste und tränkte sie die armen Pfleglinge, denen zu lieb sie gern selbst die Aermste werden wollte.

Bezeichnend für ihre kindliche Einfalt ist das Gespräch, das sie in einer schlaflosen Stunde mit ihrem Gemahle hatte. „Ich wünschte,“ sprach sie, „daß wir nur Einen Pflug Ackerland hätten, wovon wir lebten, und etwa zweihundert Schaafse, dann könntet Ihr adern, während ich die Schaafse hütete.“ Laut über den kindischen Einfall lachend, erwiderte der Landgraf: „Ei, liebe Schwester, wenn wir so viel Land und Schaafse hätten, so wären wir, wie mich dünkt, nicht grade sehr arm; gar Mancher würde uns da noch viel zu reich finden.“ In vertraulichen Stunden legte sie wohl ihre schönen Kleider ab, hüllte sich in

einen elenden Mantel und zerrissenen Schleier, und spielte wie ein Kind vor ihren Frauen die arme, um Brod bittende Bettlerin. „So werde ich umhergehen,“ sprach sie mit prophetischem Worte, „wenn ich durch Gottes Willen arm und elend seyn werde.“

Ihre ganze Art zu seyn, hing, wie bereits bemerkt, mit der menschlichen und kirchlichen Sitte ihrer Zeit zusammen, und darf daher nicht mit unserm Maasstabe gemessen werden. Wenn man in den alten Jahrbüchern liest, wie das damalige Geschlecht ein Gott-inniges, natürliches, von jeder gemachten Empfindsamkeit freies Gemüthsleben hatte, daß selbst eiserne Männer, die unüberwindlichen Helden, Herzen in ihrem Busen trugen, weich und ungekünstelt, wie die Kinder, daß Fürsten und Ritter, ja ganze Heere tiefgerührt in Thränen zerschmolzen, wie die Recken des Nibelungenliedes, wie Gottfried von Bouillon mit den ersten Kreuzfahrern am eroberten heiligen Grabe, wie Richard Löwenherz beim Anblicke Jerusalems — so kann es nicht Wunder nehmen, wenn ein Wesen, wie Elisabeth, der einfachen, starken Empfindung sich kindlich hingab, und die Lebensbeschreiber dieses zarten, liebeseligen Gemüths ganz besonders die ihr zu Theil gewordene „himmlische Gabe der Thränen,“ rühmen. Kam noch die einseitige, auf leibliche Abtödtung und irdische Heiligkeit gerichtete Lehre und Zucht der mittelalterlichen Kirche hinzu, so wird die offenbare Uebertreibung und Ueberspannung dieser kindlich-frommen Seele begreiflich.

Elisabeth gab sich willenlos willig allen diesen Geboten ihrer Kirche und Gefühlen ihrer Zeit hin. Sie flog zur Kirche, sagt eine alte Handschrift von ihr, wenn man die Glocken anzog; die Fastenzeit, die Passionszeit war ihr die Zeit der tiefsten Demüthigung, nur im Bettelrocke und in dürftigen Sohlen, oder baarfuß, wallte sie zum Grab des Erlösers, nachdem sie die Nacht durchwacht hatte; ihr Platz war dann mitten unter dem ärmsten Volke, dem sie in Demuth ihr Almosen vertheilte. Sie ging in der Nachfolge des armen Lebens Christi an der Hand ihres Freundes, des Franziskus von Assisi, des reichen italischen Kaufmannssohnes, der, vom Vater verstoßen, von seinen Mitbürgern mit Hohn und Roth bedeckt, sein letztes Gewand ablegte, um in vollendeter Armuth Dem, der nicht hatte, da er sein Haupt hinlegte, die Welt zu erobern. Wie derselbe Alles, Mann und Frau, jenseits und diesseits der Alpen, in die Bahnen der freiwilligen Armuth zog, so war Elisabeth eine der ersten, Stifterinn eines Franziskanerklosters in Eisenach, und ein Franziskanerbruder mußte ihr

Beichtvater seyn. Sie war die Erste, welche sich dem von Franziskus gestifteten „dritten Orden“ anschloß, der den Gliedern das Bleiben in ihrem weltlichen Stande und bürgerlichen Berufe erlaubte, und daher die damalige halbe Welt in sich schloß. Zum Dank für die dem Orden geleisteten Dienste, zur Anerkennung ihrer selbst erwählten Demuth und freiwilligen Armuth mußte Franziskus „seiner deutschen Tochter“ den armen, alten Mantel von seinen Schultern übersenden, der ihr denn auch der kostlichste Juwel blieb, nachdem sie Alles hergegeben.

Ihr zweiter, vom Papste ihr zugewiesener Beichtvater war der Weltpriester Conrad von Marburg, der ihr folgende Verhaltensregeln vorzeichnete:

1. Ertrage geduldig Verachtung in freiwilliger Armuth!
2. Laß dir die Demuth am Herzen liegen!
3. Laß fahren menschlichen Trost und die Lüste des Fleisches!
4. Sey barmherzig gegen den Nächsten!
5. Habe Gott stets in deinem Herzen und in deinen Gedanken!
6. Danke Gott dafür, daß Er dich durch seinen Tod von Hölle und Tod erlöst hat!
7. Weil Gott so viel für dich gelitten, so trage auch du dein Kreuz geduldig!
8. Weihe dich nach Leib und Seele ganz deinem Gotte!
9. Erinnere dich oft, daß du das Werk der Hände Gottes bist, und bestrebe dich daher, daß du auf ewig mit Gott vereinigt werden könne!
10. Was du willst, daß dir die Menschen thun, das thue ihnen auch!
11. Denke immer daran, wie kurz dein Leben ist; darum strebe immer nach dem himmlischen Leben!
12. Bereue stets deine Sünden, und flehe zu Gott um Vergeltung derselben!

Elisabeth fügte für sich das Gelübde immerwährender Enthaltbarkeit hinzu, für den Fall, daß sie Wittwe würde.

Jeder Christ wird den evangelischen Kern dieser Vorschriften erkennen, und in ihrer Weise sich dieselben anzueignen trachten.

Elisabeth hatte ihrem Conrad das Gelübde des unbedingten Gehorsams abgelegt. Streng und unbeugsam erleichterte er ihr nicht im Geringsten das Joch. Einst ließ er sie zu einer Predigt rufen; da aber eben ihre Schwägerin auf Besuch bei ihr war, ging sie nicht hin. Unwillig über diesen Ungehorsam, ließ er ihr sagen, er wolle sich ferner mit ihrer Seelsorge nicht mehr be-

fassen. Elisabeth eilte zu ihm, und beschwor ihn, er möchte ihr verzeihen. Er schlug es ihr ab. Sie warf sich ihm zu Füßen; aber nur nach langem Zögern, und unter Auflegung herber Buße erhielt sie Verzeihung.

Im Jahr 1223, als sie sechzehn Jahre alt war, wurde Elisabeth zum ersten Male Mutter auf dem Schlosse Kreuzburg. Der Landgraf erhielt zu Marburg die Kunde von seinem Erstgeborenen, eilte nach Kreuzburg, und ließ zum Andenken daran die steinerne Brücke bei Kreuzburg bauen, die noch heute steht. Das Jahr darauf genas sie einer Tochter. Zwei weitere Töchter, von denen die eine, Gertrud, nach dem Tode des Vaters geboren wurde, nahmen, von ihrer Wiege an Gott geweiht, den klösterlichen Schleier.

Gleich nach jedem Wochenbette ging Elisabeth mit dem Kinde auf den Armen, baarsuß in wollenem Kleide, den rauhen Pfad hinab zur Katharinenkirche, um es dem Herrn darzubringen.

Während nun Ludwig mit der Kraft seines Amtes über dem Rechte seiner Unterthanen waltete, und ritterlich den Bedrückten zu Hülfe eilte, fand Elisabeth in einer schrecklichen Hungersnoth, die über Deutschland und Thüringen hereinbrach, ein reiches Feld der barmherzigen Liebe. Das hungernde Volk aß wilde Früchte und Wurzeln, das Aas von todten Pferden und Eseln, ja von der schmutzigsten Thieren, und doch verhungerte eine Anzahl. Jetzt wurde Wartburg zum Spital. Elisabeth ließ alles baare Geld austheilen, alle Vorrathskammern öffnen zu sorgfältiger Austheilung für die tägliche Nothdurft; in allen Defen des Schlosses wurde Brod gebacken, täglich labte sie neunhundert Unglückliche. Zu den Gebrechlichsten trug sie die Ueberbleibsel der Tafel selber hinab. Zwei neue Hospitäler wurden gegründet, und täglich ging die Fürstinn Morgens und Abends den langen, rauhen Weg hinab, um die Kranken von Bett zu Bett zu besuchen, und ihnen selber die widerlichsten Dienste zu leisten. Sie reichte den abstoßendsten Kranken mit eigener Hand die Nahrung, machte ihnen das Bette, und trocknete sie mit ihrem Schleier ab in unverwüßlicher Heiterkeit. Bei allem natürlichen Widerwillen gegen Krankenkunst blieb sie in der Hitze des Sommers, ohne Esel, in den verpesteten Krankenhäusern, während ihre Frauen murrten, oder ohnmächtig wurden.

In einem dieser Pflegelhäuser hatte Elisabeth eine besondere Anstalt für arme, verlassene und verwaiste Kinder gestiftet, denen sie ihre besondere Zärtlichkeit zuwandte. So oft sie erschien,

hingen sich Alle an ihre Kleider, und riefen: „Mutter! Mutter!“ Dann mußten sie sich um die Fürstinn hersehen, die ihnen kleine Geschenke austheilte, und ihren Zustand untersuchte. Die elendesten und ekelhaftesten Kranken pflegte sie auf ihrem Schooße.

Die übrige Zeit des Tages durchzog sie die Umgebung der Wartburg, um Almosen und Lebensmittel zu bringen, die ärmlichsten Hütten mit eigenen Augen zu durchforschen, und die geringsten Dienste zu thun. Eines Tages bat sie ein Kranker, der zu schwach war, seine Kuh zu melken, in den Stall, wo freilich das an eine stärkere Faust gewöhnte Thier ihr gar nicht gehorchen wollte.

Besonders gern trat sie an das Bette der Sterbenden, um tröstend und betend ihren Kampf zu lindern, und den letzten Seufzer mit schwesterlicher Liebe weg zu küssen. Wo immer möglich, begleitete sie die Hingeschiedenen zu Grabe, nachdem sie mit selbstgewobener, oder aus ihrem Vorrathe genommener Leinwand sie umhüllt hatte. Einmal gab sie ihren eigenen Schleier dazu her. Sie litt es nicht, daß man die Reichen in kostbare Stoffe einwickelte, man sollte alte Stoffe nehmen, und den Werth der neuen an die Armen vertheilen.

Nicht minder wandte sie den armen Gefangenen ihre Liebe zu. Sie besuchte dieselben, kaufte die in der Schuldhaft befindlichen frei, verband die von den eisernen Fesseln verursachten Wunden, betete auf den Knien für ihr Heil.

Ihr einziger Ersatz für die ruhelose Thätigkeit war der Friede Gottes in ihrem Herzen, ihre einzige Erholung war das Dankgebet zu ihrem Gott, der ihr verstattete, „diese armen Mitmenschen, seine liebsten Freunde, aufzunehmen und zu verpflegen.“

Und nicht bloß der nächsten Nähe, dem ganzen Lande galt ihre mütterliche Sorgfalt. Alle Einkünfte des Landes mußten ausschließlich zur Linderung der Hungersnoth verwendet werden, alle ihre Edelsteine und Kleinodien verkaufte sie zum Besten der Unglücklichen. Ihr Gemahl war abwesend; so war in ihrer Person die barmherzige Liebe Regentinn des Landes.

Diese Vorkehrungen dauerten bis zur Ernte des Jahres 1226. Nun versammelte Elisabeth alle arbeitsfähigen Armen, gab ihnen Sichel, neue Hemden und Schuhe zur Arbeit. Denen, die zu schwach dazu waren, theilte sie eigenhändig Kleider aus. Jedem Armen gab sie eine kleine Summe Geldes mit nach Hause; fehlte es ihr daran, so theilte sie ihre Gewänder aus mit dem

Befehl, sie zu verkaufen, dann aber auch nach Kräften zu arbeiten; denn „wer nicht arbeite, solle auch nicht essen.“

Mit dankbarer Liebe hielt solche Thätigkeit der Mund des Volkes fest, der noch bis in die neuere Zeit der Orte ihrer stillen Großthaten, des Elisabethenbrunnens, des Elisabethengartens, des Liliengrundes, der Armenruhe und des Elisabethenthales gedachte. Mit herzlichster Liebe aber erkannte ihr, vom kaiserlichen Kriegeszuge heimkehrender Gemahl die treue Pflegerinn des Landes an, und beschwichtigte die über ihre Verschwendung klagenden Beamten. „Wenn sie mir nur Wartburg, Eisenach und Naumburg bewahrt, das Uebrige wird uns Gott wiedererstatteten. Er wußte: „Almosen geben, armet nicht.“

Im Jahre 1227 schloß sich der Landgraf als Feldoberster des mittlern Deutschlands dem Kreuzzuge Kaiser Friedrich's II. an. Es war ein herzzerreißender Abschied von Land und Weib. Sie konnte ihn nicht verlassen, mit Gewalt riß er sich endlich los, und sie kehrte, in Thränen zerfließend, halb todt in ihre Wohnung zurück. Ihr ahnte, er werde nimmer wiederkommen; sie legte sogleich Wittwenkleider an.

An der südöstlichen Spitze Italiens sammelte sich das mächtige Heer gegen Ende Augusts, nachdem es wohlgemuth die Alpen überstiegen. In Brundisium ging Ludwig mit dem Kaiser zu Schiffe; kaum aber an Bord angekommen, wurde er von einem kalten Fieber befallen. Er fühlte bald die Nähe des Todes, ließ seinen letzten Willen niederschreiben, beichtete, nahm das h. Abendmahl, und sah freudig der letzten Stunde entgegen. Ohne Seufzer und Thränen schied seine fromme Seele von hinnen. Ein ungeheurer Schmerz aber ergriff die Seinigen, als sie ihm in's verklärte Antlitz schauten. Wehklagen erfüllte die Lüfte: „Das Licht unserer Augen, den Führer unseres Zuges haben wir verloren. — Wehe, wehe uns!“ —

Indessen hatte Elisabeth ihr viertes Kind geboren. Man konnte die langsam zur Heimath ziehende Hiobspost der verwittweten Mutter nicht ansagen, bis endlich die Landgräfinn Sophie, die bei diesem Anlasse wieder mütterlich zu der Gemahlinn ihres Sohnes sich neigte, es übernahm, sie darauf vorzubereiten. Erst meinte Elisabeth, der Landgraf sei gefangen, und hoffte auf Befreiung durch ihren Vater. „Sei geduldig, liebe Tochter, er ist leider gestorben!“ . . . „Ach, Herr Gott, nun ist Alles, Alles für mich todt!“ rief die Unglückliche mit krampfhaft gefalteten Händen und erstickter Stimme. Leichenblaß, halb von Sinnen

lief sie durch die Hallen, und schrie: „Gestorben! gestorben! gestorben!“ Sie war wie von Sinnen, lief wider eine Mauer, und hielt sich an ihr, in Thränen zerfließend. „Nun hab' ich Alles verloren! — Ach, ich trostlose Wittwe, nun tröste mich Der, der Wittwen und Waisen nicht verläßt, Gott, mein Gott, tröste mich!“ flehte sie in unsäglichem Schmerze. Ihre ganze Umgebung, das ganze Land theilte ihn mit der zwanzigjährigen Wittwe.

Aber die Theilnahme für die junge Wittwe dauerte nicht lange. Ihrem Harme lebend, vergaß sie der Regierungsforgen, und der Feind lauerte. Der ältere Bruder des verstorbenen Landgrafen, Heinrich mit seinem Bruder Raspe, ließen sich gegen die „überfromme, verschwenderische“ Elisabeth und ihren minderjährigen Sohn verheßen. Weil sie den Schatz verschleudert, das Land arm gemacht, ihren Mann betrogen und entehrt habe, wurde sie ihrer Güter beraubt, und aus dem Schlosse verjagt. Nur bis zum äußeren Thor durfte ihre Schwiegermutter sie begleiten; im Hofe fand sie, ledig jeder Habe, ihre Kinder und zwei Frauen. Beide Brüder hielten sich, bis sie fort war, versteckt.

Allein, in Thränen, zu Fuß im strengen Winter, stieg die Königstochter den Felsenpfad zur Stadt hinab. Sie trug das jüngste Kind, die drei andern wurden von den Frauen geführt. Den Einwohnern von Eisenach, die sie mit Wohlthaten überschwemmt, hatte Landgraf Heinrich die Aufnahme der Fürstinn verboten, und — sie gehorchten! In einer elenden Schenke fand sie in einem verfallenen Stalle eine Unterkunft, nachdem die darin befindlichen Schweine vom Wirth hinausgetrieben worden.

Jetzt, in dieser tiefsten Erniedrigung, kehrte plötzlich die Ruhe ihrer Seele wieder, ihre Thränen stockten, und ein göttlicher Friede durchdrang ihr Herz. Um Mitternacht hörte sie das Glöcklein im nahen Franziskanerkloster zur Mette läuten; sie stand auf, ging zur Kirche, und bat die Mönche um ein „Herr Gott, Dich loben wir!“ zur Dankagung für die Trübsale, die der Herr über sie verhängt. Gänzliche Unterwerfung unter Gottes Willen, völlige Hingabe in die jetzt über sie gekommene Armuth erfüllte von nun an ihr Gemüth bis zum Tode.

Die scharfe Kälte und der Hunger ihrer Kinder zwangen sie, gegen Morgen die Kirche zu verlassen, und um Obdach und Nahrung zu betteln. In der Stadt, wo sie Hunderte genährt

und gepflegt, klopfte sie lange vergebens an die Thüren. Ein armer Priester erbarmte sich ihrer, richtete Strohlager hin, und suchte gegen Verpfändung einiger Habseligkeiten, die sie bei sich hatte, nach Lebensmitteln für die Mutter und ihre Kinder. Als aber ihre Verfolger erfuhren, daß sie eine Zuflucht gefunden, ließen sie ihr den Befehl zukommen, sie solle zu einem der Hofleute gehen, der ihr am feindseligsten gewesen, und in Eisenach ein geräumiges Haus mit großen Nebengebäuden besaß. So groß indessen seine Wohnung war, so wies der Glende ihr doch nur ein dunkles Zimmer an, wo er sie einschloß, Nahrung und Heizung versagend. An diesem Orte brachte Elisabeth unter ihren weinenden Kindern die Nacht zu. Bei Tagesanbruch eilte sie fort, den Mauern für den Schutz gegen Wind und Wetter dankend, und herzlich gerne auch deren Herren dankend, „wenn sie nur wüßte, warum.“ Sie kehrte in die Schenke zurück, um hier die Nacht, und in die Kirchen, woraus sie Niemand vertreiben konnte, den Tag zuzubringen. Um aber ihre Kinder vor Hunger und Kälte zu retten, mußte sie sich auch noch zum härtesten Opfer entschließen. Zuverlässige Personen übernahmen die Kleinen, und verbargen sie einzeln an entfernten Orten.

Jetzt ertrug sie, über das Loos ihrer Liebsten beruhigt, ihr eigenes um so ergebener. Nachdem sie das Letzte verpfändet, suchte sie Verdienst durch Spinnen, um ihr eigenes Brod zu essen, und noch einen Bissen zu haben, den sie dem Dürftigen theilen könne. Nicht ein Zug der Theilnahme und des Mitgeföhls regte sich in Eisenach; nach einmal bewiesenem Undank machte das verklagende Gewissen nur um so trotziger. Eine arme Bettlerin, der sie früher so lange wohlgethan, stieß sie sogar einmal, beim Hinüberschreiten über einen unreinen Bach, hohnlachend in das kothige Wasser: „du wolltest keine Landgräfinn seyn, als du es warst, so liege nun arm im Koth! ich helfe dir nimmer auf! Elisabeth aber stand lächelnd auf, hieß auch dieß, wie alles ihr Unglück, nicht unverdient, wusch ruhig und ergeben ihre Kleider in einem benachbarten Wasser ab, und, — fügt ein altes Buch hinzu, — ihre geduldige Seele in dem Blute des Lammes. Der Herr, dem sie in Gebet und Andacht ohne Murren und Klagen sich hingab, trocknete ihre Thränen, daß sie erfuhr: „Den Abend lang währet das Weinen, des Morgens die Freude.“

Indessen hatte Elisabeths Ruhme, die Aebtissinn Mathilde von Rizingen, durch ihre Schwiegermutter die Noth

erfahren, und ließ sie mit ihren Kindern nach Alzingen holen, wo sie ihr eine würdige Wohnung anwies. Von da zog Elisabeth zu ihrem Oheim, dem Fürstbischöfe Egbert von Bamberg, der ihr das Schloß Botenstein zu freier Verfügung gab. Auf den Gedanken einer Wiedervermählung — mit Kaiser Friedrich II. — ging sie, ihrem seligen Gemahle, seinen Kindern und ihrem Gelübde getreu, nicht ein. Sie lebte der Andacht und frommen Wallfahrten. Unendlichen Schmerz und unendliche Freude bereiteten ihr die Gefährten ihres Gemahls, welche die Leiche desselben von Otranto auf ihrer Rückfahrt von Jerusalem mit zurückbrachten. In der Abtei zu Reinhardtsbrunn setzte sie ihn, begleitet von den treuen Rittern, bei, unter dem Zusammenströmen von Reichen und Armen, Vornehmen und Geringen, unter dem Wehklagen des Volkes, das ihn drei Jahrhunderte lang als einen Heiligen verehrte.

Nun fehlte es nicht, daß die thüringischen Ritter den Landgrafen Heinrich zur Reue über seine Niederträchtigkeit brachten, und der Verstoßenen zu ihrem Rechte verhalfen. Sie verzichtete auf Land und Leute, nur ihre Wittgilt und das Leibgedinge ihres seligen Mannes sprach sie an. Der Landgraf, der einstweilen Vormünder über den rechtmäßigen Erben des Landes, den jungen Hermann, bleiben sollte, ging ihr, von seiner Mutter und seinem Bruder begleitet, entgegen, und bat sie um Gotteswillen um Verzeihung. Statt zu antworten, warf sich Elisabeth weinend in die Arme ihres Schwagers. Auch die tapfern Reden umher konnten sich der Zähren nicht enthalten.

So war Elisabeth (zu Anfang des Jahres 1229) mit ihren Kindern und ihrer Schwiegermutter wieder auf ihrer Wartburg in allen gebührenden Ehren, und von ihrem Schwager mit aller Aufmerksamkeit behandelt. Sie hatte volle Freiheit zu den Uebungen ihrer Andacht und ihrer Liebeswerke. Als Wittve von den Pflichten des Hofes entbunden, mied sie die Gesellschaften und Vergnügungen desselben, von denen sie wohl wußte, wie sie nur zu oft vom sauern Schweisse der Unterthanen bestritten werden. Die Verächterinn des Reichthums, die Liebhäberinn der Armuth wurde natürlich wieder als Närrinn von den Dienern des Mammons verachtet; selbst die alte Landgräfinn Sophie wurde wieder gegen sie eingenommen. Sie aber duldete und wirkte in aller Freundlichkeit; der innere Friede strahlte von dem schönen Antlitze der jungen Wittve nieder. Papst Gregor IX. nahm sich ihrer freundlichst an, gewährte ihr das

Recht zu einer Kirche, und zu einem Kirchhofe für ihr Magdalenenhospital, das sie in Gotha gründete, und empfahl ihre geistliche Leitung wieder dem Konrad von Marburg, seinem apostolischen Bevollmächtigten in Deutschland.

Gespornt von diesem, ermuntert vom Papste, überließ sie sich nun einer selbsterwählten Geistlichkeit, wie nie zuvor. Ihrem Franz von Assisi nach, das Wort des Erlösers mißverstehend, gab sie alle Besitzthümer auf, und beschloß, sich von Thür zu Thür ihren Lebensunterhalt zu erbetteln. Nicht um der evangelischen Wahrheit willen, sondern weil ihr Geschlecht und ihre Schwäche ihr eine solche Lebensart untersagten, verwies ihr Beichtvater ihr strenge diesen Gedanken. So ließ sie sich von ihrem Schwager die Stadt Marburg in Hessen, sammt ihrem Gebiete und Einkommen, zum Eigenthum abtreten, um dort sich ganz Gott und ihren Werken überlassen zu können, und zog sich, eigentlich wider Konrads Willen, aber von ihm begleitet, von der Welt zurück. In Marburg ward ihr „zu viel“ Ehre erwiesen; daher bewohnte sie eine arme, verlassene Hütte, im kleinen Dorfe Wehrda an den reizenden Ufern der Lahn, um Niemand zur Last zu fallen. Vor Wetter und Sonne mußte sie sich unter einer Treppe verkriechen, mit Baumzweigen die Oeffnungen verstopfen; ihre Augen litten vom Rauche, ihr Körper hatte nicht Schutz vor Hitze und Kälte, sie kochte sich die kümmerlichste Nahrung, bis in Marburg ihr neben dem Franziskanerkloster ein hölzernes Häuschen, mit Lehm verstrichen, nach ihrem Willen zur Wittwenwohnung erbaut war. Am liebsten wäre sie ganz in die strenge Ordensregel des Franziskus getreten; da aber Konrad es nicht zugab, so wollte sie wenigstens öffentlich die Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams, und der gänzlichen Armuth erneuern. Ihre Hände auf den nackten Altarstein der Minoritenkirche legend, schwur sie, ihren Willen, ihre Aeltern, ihre Kinder, ihre Verwandten und Freunde, alle Freude und Pracht dieser Welt aufzugeben. Sie ließ sich ihre Haare abschneiden, legte das graue Kleid an, umgürtete sich mit dem Stricke der Franziskaner, und ging fürder immer barfuß. Ihre zwei ältern Kinder wurden auf Schloß Kreuzburg erzogen, die zwei jüngern Töchter in Frauenklöster gebracht. So war sie der Welt gestorben, und die Welt ihr, — in der Art ihrer Kirche, aber nicht im Sinne des Apostels Paulus, der die Pflichten des Lebens und Arbeitens neben, und in die Pflicht des Wetens und Sterbens stellte: nicht im Geiste Jesu Christi, der allerdings

gesprochen hat: „So Jemand zu mir kommt, und hasset nicht Vater, Mutter, Weib, Kinder, Bruder, Schwester, auch dazu sein eignes Leben, der kann nicht mein Jünger seyn,“ — der aber dieses Wort mit dem entsprechenden: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, der ist mein nicht werth,“ deutlich genug dahin erklärt, daß es sich nur um eine Austilgung der fleischlichen, bloß natürlichen, selbstsüchtigen, und also sündlichen Zuneigung zu den Banden des Blutes, die von der ächten, geistlich beherrschenden und gottmenschlich verklärten Liebe abziehe, handelt. Wie konnte der, welcher die Liebe selber war, das Gebot der Liebe als erstes gab, und in den letzten Augenblicken die geliebte Mutter Maria dem geliebten Sohne Johannes zur Liebe empfahl, einer Elisabeth es zumuthen, ja nur erlauben, also ihre Kinder und alles Leben aus ihrem Herzen zu reißen? Wie konnte Er es ihr erlauben, die Pflichten des Weibes, der Mutter, der Fürstinn wegzuwurfsen, und, statt das ihr darin verordnete Kreuz auf sich zu nehmen, lieber sich selbst ein Kreuz zu machen, und darin mehr Gott zu versuchen, als Gott zu dienen? — Aber freilich sie theilte den Mißverstand ihrer Kirche. Und kann sie in dieser Ueberspannung und Verkennung des lautern Gottes Wortes, in dieser selbsterwählten Geistlichkeit und Werkheiligkeit uns kein Vorbild seyn, so wird kein ernstes Gemüth, keine Gott verwandte Seele die Fülle der Anregung an sich vorüber gehen lassen, welche in dieser selbstlosen Hingabe an das Unglück, an die Armuth, an Alles, was nur von der Liebe gepflegt werden kann, in der „lieben, heiligen Elisabeth“ liegt. Wer dem Evangelium hold ist, wer den Herrn Christum liebt, muß in dem Leben dieser „Heiligen“ Antriebe zum Erwachen aus der Selbstsucht des Puges, des Geldes, des Fleisches empfangen.

Alle Einkünfte, die Meister Konrad sie genöthigt, wenigstens dem Namen nach zu behalten, verwandte sie ohne Ausnahme zur Unterstützung der Armen und milden Anstalten. Da Konrad ihr nicht erlaubte, ihr Brod zu erbetteln, so beschloß sie, es durch ihrer Hände Arbeit zu verdienen. Sie verstand nur Woll zu spinnen, und spann für das Kloster trotz der Ärmsten. Konnte sie, vor Schwäche oder Krankheit, die Spindel nicht mehr rühren so zupfte sie Wolle zur nächsten Arbeit. Sie aß die größte Speise, ihr Gemüse ohne Salz, in bloßem Wasser gekocht; sie trug einen ärmlichen Rock von ungefärbtem Luch, der viel

geflücht, und mit einem Strick umgürtet war. Selbst diese Kleider verschenkte sie noch an Arme, und behielt kaum etwas zur eigenen Bekleidung. Die liebliche Anmuth ihres Wesens, ihre Güte und Freundlichkeit blieb dabei unverändert dieselbe. Sie wollte nur dienen. Umhergehen und wohlthun, das Glend in ihr Haus aufnehmen, oder es im Hause des Glends besuchen, das war ihre Lust. Unter Anderm nahm sie einen kleinen, alternlosen, von Geburt lahmen und blinden Knaben zu sich, der noch dazu einen immerwährenden Blutausfluß hatte. Ihn pflegte sie, wie eine Mutter, Tag und Nacht. Nach seinem Tode nahm sie ein aussäziges Mädchen ins Haus, das entsetzlich entstellt war; wusch, und verband, und besorgte es, daß es sich bald mit ihm besserte. So unterzog sie sich noch viel mehr als früher jeder ekelhaften Krankenpflege, und fand darin ihr Glück. Selbst Meister Konrad mußte ihrem Wesen mit strengem Gebote Schranken setzen, und ihr verbieten, die Geschwüre der Aussätzigen zu berühren und zu küssen, damit sie nicht selbst angesteckt würde.

Uebrigens brachte sie den Leidenden nicht bloß leibliche Hülfe; mit sanftem Eifer suchte sie das Heil ihrer Seelen zu fördern, und sie zur Kirche und den Sacramenten anzuhalten.

Unterdessen hörte ihr Vater, König Andreas, von der Lage unserer Armenpflegerinn, und ließ sie zur Heimkehr nach Ungarn einladen. Sie schlug es aus, und blieb bei ihrem Roden sitzen. Als der Landgraf ihr Heirathsgut ihr anheimstellte, theilte sie es völlig unter die Armen aus, gegen Konrads Wissen und Willen. Nun aber beschloß auch dieser, sie zur vollkommenen Heiligen zu machen. Selbst die, von all' dieser unevangelischen Werkheiligheit begeisterten Lobredner der Elisabeth getrauen sich nicht, das Verfahren Konrads zu rechtfertigen, der sich von der natürlichen Heftigkeit seines Charakters, -- im Jahre 1233 wurde er von einigen Rittern erschlagen, weil er sie unschuldigerweise als Ketzer behandelt hatte, -- über die Gränzen christlicher Mäßigung weit hinausreißen ließ. Erst verbot er ihr, einem Armen mehr als Einen Pfennig zu geben. Da ließ sie silberne Pfennige, -- noch jetzt sind in Münzsammlungen solche „Elisabethen-Pfennige“ zu sehen, -- schlagen. Und als die Armen über diese Kargheit klagten; ließ sie dieselben nach einiger Zeit zurückkehren, wo sie wiedererhalten sollten. Das ließen sich die Bettler nicht zweimal sagen, gingen ein- oder zweimal um's Hospital, und kamen wieder, und so fort ohne Ende. Wir fügen auch diese Ausartung ihrer Wohlthätigkeit mit gutem

Fuge an, als altes Beispiel, was eine nicht wohlgeordnete, nicht weise Almosenspende Uebels thut. Konrad, von Marburg aber, in seiner Entrüstung über ihren Ungehorsam, holte weit aus mit seiner Hand zu einer Ohrfeige für die thörichte Fürstinn. Er verbot ihr weiterhin jede Gattung von Almosen, und ließ ihr nur die Pflege der Kranken und Gebrechlichen. Gebliffentlich suchte er ihr hierbei jeden Weg dornicht zu machen, und sie folgte willenlos. Einst betrat sie gegen die Satzung das Kloster zum Besuche ihrer Tochter; — zur Strafe ließ er ihr, und ihrer Dienerinn Stockstreiche geben, über deren Spuren letztere nach drei Wochen noch klagte. Ein anderes Mal kam die Fürstinn wegen zweier Kranken nicht zur Predigt. Konrad ließ sie nachher zu sich holen, und ohne ihre Antwort zu hören, schlug er sie heftig mit den Worten: Ein andermal komme, wenn ich dich rufe! das hast du dafür.“ Demüthig nahm sie's hin, und lächelnd wollte sie sich nun entschuldigen. Konrad aber schlug sie auf's Neue, daß sie blutete. Da hob Elisabeth ihre Augen zum Himmel, und sagte: „O Herr! ich danke dir, daß du mich hiezu auswählst hast.“ Als sie ihren klagenden Frauen antwortete, sie habe unter dieser Mißhandlung, bis in den dritten Himmel entzündet, Christus und seine Engel gesehen; entgegnete Konrad, dem's hinterbracht wurde: „So reut es mich, daß ich sie nicht schlug bis in den neunten Himmel.“ Wenigstens wird so erzählt, und daß es nur erzählt werden konnte, ist bedeutsam genug. Auch das letzte Band der Liebe beschloß Konrad, ihr zu zerreißen. Ihre beiden letzten, getreuen Dienerinnen Mentrube und Guda, die Gefährtinnen ihrer Kindheit seit ihrem fünften Jahre, mußte sie weinend entlassen. Dafür gab er ihr eine rohe, zänkische Magd, und eine alte, taube, zänkische, tückische, zornige Wittwe bei. Sie ergab sich darin, und kehrte und reinigte das Haus für sie. Ganz hatte sie sich bis dahin noch nicht von ihren geliebten Kindern trennen können, von Zeit zu Zeit ließ sie eines zu sich kommen; auf Konrad's Antrieb ließ sie auch diesen, allerletzten Rest ihres irdischen Glücks für immer von sich entfernen. —

So eilte sie ihrem Ende entgegen. Ihre letzten Tage verkehrte sie ganz allein mit Gott. Sie beichtete, erklärte als ihren letzten Willen, in der Kirche ihres Hospitals ohne alles Gepränge begraben zu werden, nahm das h. Abendmahl, sprach zu ihrer Umgebung von der Auferweckung des Lazarus, und dem Besuch des Heilandes bei Maria und Martha, daß den Zuhörern die Thränen überströmten; dann lag sie die Nacht über in einer

Art stiller Verklärung, in ihrer Seele selige Lieder ohne Worte singend, bis sie beim ersten Hahnschrei den Bräutigam kommen fühlte, der die Braut zur Hochzeit holte. „Stille, stille!“ sagte sie endlich leise, und neigte ihr Haupt zum letzten Schlummer. Es war in der ersten Morgenfrühe des 19. November's 1231; Elisabeth hatte eben ihr vierundzwanzigstes Jahr vollendet. —

Nun umrankte die fromme Sage ihr Leben, Leiden, ihren Tod und ihren Sarg mit Wundern über Wunder, daß der Papst Gregor IX. sie 1235 heilig sprechen mußte, nachdem im Jahre 1233 die Aussagen über dieselben von Konrad gesammelt, und nach dessen Ermordung nach Rom berichtet worden waren. Im Dominikanerkloster zu Perugia ertönte zum ersten Mal die kirchliche Stimme: „Bitte für uns, heilige Elisabeth!“ und wurde, nachdem Wachslichter, Brod und Wein als Zeichen des beschaulichen, zurückgezogenen Lebens, zwei Tauben als Zeichen des reinen, thätigen Lebens dargebracht, und aus einem Käfig eine Anzahl kleiner Vögel in die Luft geflogen war, als Zeichen des Auffluges heiliger Seelen zu Gott der neuen „Heiligen“ zu Ehren der erste Altar geweiht. Bald verbreitete sich ihre Verehrung durch die ganze Christenheit; über vierzig Kirchen, Klöster und fromme Stiftungen sind nach ihr benannt. Ihr schönstes Denkmal aber steht in dem schönen Marburg, wo ihr zu Ehren die herrliche Elisabethenkirche, an den Ufern der Lahn am Fuße des Schloßberges, vom Landgrafen Konrad gebaut wurde.

Robert Großhead, Bischof von Lincoln.

(gest. 1253.)

„Richtet ihr selbst, ob es vor Gott recht sey, daß wir euch mehr gehorchen, denn Gott!“ (Apgesch. 4, 19.)

Großheads Bedeutung für die Kirche des Herrn liegt besonders in seinen muthvollen Kämpfen wider die Anmaßung und GlaubensTyrannei des Papstes. Von seinen Jugendjahren haben wir keine gewisse Nachricht. Im Jahre 1235 wurde er

zum Bischof von Lincoln in England erwählt. Für die damalige Zeit war seine Gelehrsamkeit so ungewöhnlich, daß er von seinen Zeitgenossen für einen Zauberer verschrien wurde, was übrigens mehreren gelehrten Männern des Mittelalters widerfahren ist. Er wirkte, wenn auch nicht im vollen Lichte evangelischer Erkenntniß, aber ohne Falsch, mit reinem Herzen, dazu mit seltener Thakraft und Freimüthigkeit zur Ehre des Herrn. Weil er Gott über Alles fürchtete, so kannte er keine Furcht vor Menschen, auch vor dem Papste nicht, der den mächtigen deutschen Kaiser gedemüthigt, und Roberts eigenen König gezwungen hatte, sein Land von ihm zu Lehen zu nehmen.

Auf dem Conzile zu Lyon im Jahre 1250 trat er zuerst vor dem versammelten päpstlichen Hofe mit seinem freimüthigen Zeugnisse auf. Er hatte auf einer Reise nach Rom, von der er eben zurückkehrte, das am päpstlichen Hofe herrschende, und von demselben ausgehende Verderben in seiner nacktesten und widerlichsten Gestalt aus eigener Anschauung — wie später Luther, — kennen gelernt. Das Conzil zu Lyon war übrigens dasselbe, auf welchem Papst Innocenz IV. über Kaiser Friedrich II. einen fürchterlichen Bann ausgesprochen, weil ihm dieser nicht zu Willen gewesen war. Angesichts solcher Macht des Papstes scheute sich Robert nicht vor den versammelten Bischöfen sein Wort zu schwerer Anklage zu erheben. „Des Unglaubens Ursachen sind die schlechten Hirten,“ sprach er, „so wie die Urheber der Irrlehren, der Spaltungen und des schlechten Wandels in der ganzen Christenheit. Das höchste Werk Christi, darum er in die Welt gekommen, ist das Heil der Seelen, — des Satans Hauptwerk aber ist das Verderben derselben. Darum sind die Hirten, die Jesu Christi Stelle vertreten sollen, wenn sie das Wort Gottes nicht verkündigen, der Antichrist und der Satan, der sich als Engel des Lichtes verkleidet.“ Dann fährt er fort, und schildert mit scharfer Zunge das schlechte Leben der Geistlichen, das noch zu ihrer Unwissenheit im Worte Gottes und zu ihrer Trägheit, dasselbe zu predigen, hinzukomme. „Und die Schuld von dem Allen,“ sagt er dann, „fällt auf den römischen Hof, weil er solche Uebel nicht tilgt, da er doch allein dazu im Stande, und auch verpflichtet ist. Seine größte Schuld ist aber noch diese, daß er schlechte Hirten anstellt, und daher, indem er für das zeitliche Leben eines Einzelnen sorgt, viele Tausende von Seelen, für deren Heil Christus gestorben ist, dem ewigen Tode überliefert. Wohl gebührt den Päpsten, als den Stellvertretern Christi, Ge-

horsam in allen Dingen; aber wenn einer unter ihnen sich durch verwandtschaftliche oder andere weltliche Interessen bewegen läßt, etwas dem Gebot und Willen Christi Widerstreitendes zu thun, so trennt sich, wer ihm darin gehorcht, offenbar von Christus und seinem Leibe, der Kirche. Wenn aber dem Papste nicht bloß von Einzelnen, sondern allgemein und von Allen in solcherlei Dingen Gehorsam geleistet wird, dann kommt der wahre und vollkommene Abfall, die Zeit des Antichrists.“ Es liegt eine herrliche Weissagung der zukünftigen Reformation darin, wenn er weiter sagt: „Gott verhüte, daß nicht künftig dieser Stuhl, wenn einst wahre Christen in solchen Dingen ihm nicht gehorchen wollen, und wenn er sie dazu zu zwingen suchen sollte, die Ursache des Abfalls und einer offenbaren Spaltung werde!“

Von Lyon kehrte Robert wieder in sein Bisthum nach England zurück. Die Sorge für die äußerlichen Geschäfte seines Amtes überließ er Anderen, um sich mit den rein geistlichen desto eifriger und unausgesehter beschäftigen zu können. Mit großem Eifer unternahm er die Visitation seines Kirchensprengels, und predigte an allen Orten, durch die er kam. Er wandte überhaupt ein besonderes Augenmerk auf die Predigt, und gab sich alle Mühe, auch unter seinen Geistlichen Eifer für dieselbe anzuregen. Mit der gewissenhaftesten Sorgfalt ging er bei der Anstellung neuer Priester zu wege, und keine Rücksicht konnte ihn bewegen, solche mit einem Amte zu betrauen, die ihm nicht würdig für dasselbe schienen. Bald kam er über diesen Punkt mit dem Papste in ein neues, heftiges Zerwürfniß. Es war zu jener Zeit etwas ganz Gewöhnliches, daß die Päpste ihre meist durchaus unwürdigen Günstlinge den Bischöfen in ganz Europa zusandten, um sie in ihren Sprengeln unterzubringen. Und die Bischöfe fürchteten den Papst mehr als Gott, und stellten, um des Papstes Wohlgefallen zu erhalten, ohne Murren und mit Freuden solche päpstliche Kreaturen in ihren Sprengeln an. Innocenz IV. meinte, so würde es Robert Großhead auch halten, und sandte ihm in gleicher Absicht einen jungen Mann zu, dem es nicht nur an allen geistlichen Eigenschaften völlig fehlte, sondern der noch obenein nur der italienischen Sprache kundig war. Aber der Papst mußte bald erfahren, wess Geistes Kind der Bischof von Lincoln war. Mit Ernst und Entschiedenheit und mit demselben männlichen Freimuth, mit dem er zu Lyon gesprochen, verweigerte er, einem solchen Befehle zu gehorchen.

Der Papst, an die Siege über die mächtigsten Fürsten gewöhnt, ward über solche Kühnheit eines englischen Bischofs aufs äußerste erbittert. „Wer ist dieser alte Schwachkopf,“ rief er, „der sich erfrect, meine Handlungen zu beurtheilen? Bei Petrus und Paulus, wenn mein Großmuth mich nicht zurück hielte, so wollt' ich ihn zu einem Spektakel vor allen Menschen machen! Ist nicht der König von England mein Vasall und mein Slave? Müßte er ihn nicht, wenn ich nur Ein Wort sagte, ins Gefängniß werfen lassen?“ Indessen suchten einige Kardinäle den zornigen Papst von allen heftigen Maßregeln zurück zu halten. Das Gewissen dieser Männer hatte Roberts männlicher Brief aufgerüttelt. Insbesondere sprach Giles, ein spanischer Cardinal: „Es taugt nicht, gegen den Bischof so gewaltthätig zu verfahren; denn was er sagt, ist gewiß wahr, und wir können ihn nicht irgend mit Glimpf verurtheilen. Er ist ein heiliger Mann, mehr als wir Alle zusammen, ein Mann von großem Talent und den besten Sitten. Man glaubt, daß er von keinem Bischof in der Christenheit übertroffen wird. Es ist möglich, daß die Wahrheiten, welche er in seinem Briefe gesagt hat, jezt schon Vielen bekannt sind, und man wird eine Menge Menschen gegen uns aufheizen. Die ganze Geistlichkeit von England und Frankreich kennt diesen Menschen, und es wird nicht möglich seyn, ihm irgend einen Flecken anzuhängen.“ Wahrlich ein berebtes Lob aus dem Munde eines erbitterten Gegners. Auch alle übrigen Kardinäle riethen dem Papste, von der Sache weiter keine Notiz zu nehmen, damit nicht Unruhen in der Kirche daraus entstehen möchten; denn, sagten sie, „es ist eine offenbare Wahrheit, daß irgend einmal in der Christenheit ein Abfall von der römischen Kirche kommen muß.“ Ebenfalls ein merkwürdiges, und für die Zustände der römischen Kirche bezeichnendes Geständniß. Aber Innocenz Wuth war nicht zu besänftigen. Er sprach den Kirchenbann gegen Groshead aus, und ernannte einen seiner Kreaturen zum Bischof von Lincoln. Robert appellirte an den Richterstuhl Christi, und versagte dem päpstlichen Dekret alle Achtung. Was die Bischöfe voraus gesagt hatten, ging in Erfüllung. Die päpstlichen Befehle wurden mißachtet, und der Bischof blieb im ruhigen Besitze seines Amtes.

Im Spätsommer desselben Jahres 1253 wurde Robert in seinem Wohnsitz zu Badra von einer tödlichen Krankheit befallen. Da ließ er etliche Mönche und Kapläne vor sich kommen, und sprach: „Ich bin überzeugt, daß sowohl der Papst, wenn er

sich nicht bessert, als auch die Mönche, wenn sie an seiner Besserung nicht arbeiten, der ewigen Verdammniß nicht entgehen werden.“ Dann schilderte er die habgüchige und arglistige Handlungsweise der Päpste gegen England, eiferte gegen die Kunstgriffe der Mönche, um für die Kreuzzüge Geld zusammen zu scharren, klagte über die schändliche Bejegung der Kirchenpfründen, welche im Schwange ginge, und jammerte darüber, daß die Mönche, die sich der Armuth gewidmet hätten, in Steuereinnehmer des Papstes verwandelt wären. Er seufzte: „Aus solcher ägyptischen Knechtschaft kann die Kirche nicht anders errettet werden, denn durch die Schärfe des Schwertes!“ Hier konnte er vor tiefem Schluchzen und vor Thränen nicht weiter reden. Bald sollte sein Jammer um die streitende Kirche vorüber seyn, und er die triumphirende droben mit Augen sehen. Er starb zu Bagdra, am 9. October 1253.

Als Papst Innocenz Roberts Tod vernahm, freuete er sich hoch, und sprach: „Ich freue mich, und jeder wahre Sohn der römischen Kirche muß sich mit mir freuen, daß mein großer Feind nicht mehr ist.“ An König Heinrich von England ließ der rachsüchtige Mann den Befehl ausfertigen, daß Roberts Leichnam ausgegraben und verbrannt werden sollte. Doch setzten sich die Kardinäle dagegen, und drangen auch durch, daß der Brief nicht abgesandt wurde. Der Geschichtschreiber jener Zeit, Matthäus von Paris, erzählt: „In der Nacht erschien der verstorbene Bischof dem Papste mit ernster und drohender Miene, und stieß mit seinem Hirtenstabe des Papstes Seite. Da mußte der, welcher den Lebenden nicht hatte hören wollen, den Gestorbenen fühlen. Von dieser Stunde an hat der Papst keinen ruhigen Augenblick mehr gehabt, sondern war Tag und Nacht ohne Schlaf voll Mühsal.“

Werfen wir nach diesem Abriß seiner äußern Schicksale nun auch noch einen kurzen Blick auf des Bischofs inneres Leben, und zwar, indem wir einige seiner eigenen Worte anführen. Ueber die Gnade schreibt er: „Die Gnade ist das Wohlgefallen Gottes, wodurch er uns verleiht, was wir nicht verdient haben. Alles Gute was wir besitzen, es sei durch Natur, oder durch ein freies Geschenk, kommt von der Gnade Gottes. Er ist es, welcher den menschlichen Willen vom Uebel lenkt, zum Guten hinleitet, auch bewirkt, daß er im Guten beharrt.“ Und von der Demuth: „Je niedriger ein Christ in die Demuth sinkt, um so höher steigt er zu Gott empor. Er fühlt, daß er nicht nur

nichts in sich selbst ist, sondern, daß er auch das verloren hat, was er aus Gnade empfangen hatte, daß er sich ins Elend gestürzt, und der Sklaverei des Teufels unterworfen hat, und daß er in sich kein Hülfsmittel der Rettung hat. So wird er darauf geführt, seine ganze Zuversicht auf den Herrn zu setzen, sich selbst zu verabscheuen, Andern den Vorzug zu lassen, und immer den niedrigsten Platz als den seinigen anzusehen."

Sehet da die unverfiebare Quelle, aus welcher Robert Großhead die Kraft geschöpft hat, an welcher der zu Schanden geworden ist, der die ganze Welt mit seinem Worte zu regieren, und Fürstenhäupter zu seinen Füßen zu sehen sich gewöhnt hatte.

Ludwig IX., König von Frankreich.

(gest. 1270.)

„Fromm und wahrhaftig seyn, behütet den König, und sein Thron bestehet durch Frömmigkeit.“ (Spr. Sal. 20, 28.)

König Ludwig IX. wurde am 25. April des Jahres 1215 auf dem Schlosse Boissy geboren. Sein Vater war Ludwig VIII., seine Mutter Blanka, Alphons IX., des tapferen Königs von Kastilien, würdige Tochter. Die vortreffliche Frau zog ihren Erstgeborenen selbst groß. Mit ihrer Milch nährte sie seinen Leib, mit ihrer Gottesliebe seinen Geist. Kein Gärtner kann seine Lieblingspflanze sorgfältiger vor Raupen und anderem Geschmeiß zu bewahren trachten, als die königliche Mutter den jungen Thronerben vor der Sünde, besonders vor der Sünde der Unkeuschheit, dem gefährlichsten Gifte für fürstliche Jünglingsherzen. „Ich liebe dich gewiß, mein Sohn,“ hat sie oft zu ihm gesprochen, „ich liebe dich mit aller Zärtlichkeit, deren eine Mutter fähig ist; aber tausendmal lieber wollte ich dich todt zu meinen Füßen, als jemals eine Todsünde begehen

sehen.“ Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf das Herz des jungen Prinzen. Er hat späterhin oft gestanden, daß er sie nie vergessen, und keinen Tag habe vorbei gehen lassen, an welchem er sich dieselben nicht ins Gedächtniß zurückgerufen habe, um sich gegen die Versuchung von innen und außen zu schützen. Es war eine besondere Gnade Gottes, daß er den jungen Ludwig so frühe gegen die Sünde waffnete; denn schon im Jahre 1226 starb sein Vater, und der kaum zwölfjährige Prinz wurde zu Rheims zum Könige Frankreichs gesalbt. Auf dieser schwindelnden Höhe bedurfte er wahrlich eines starken Haltes, an den er sich klammern konnte, um nicht in den bodenlosen Abgrund der Herrscherlust, der Eitelkeit und des Ehrgeizes zu stürzen. Es war am ersten Advents-Sonntage des Jahres 1226, als Ludwig die Königskrone empfing. Ein heiliger Schauer durchbebt ihn. Er warf sich vor der feierlichen Handlung auf seine Kniee, und flehte um Einsicht und Muth, die Königspflichten zur Ehre Gottes und zu des Vaterlandes Wohl getreulich erfüllen zu können. Dann stand er auf, und leistete den vorgeschriebenen Königseid. Und Gott hat ihm Kraft gegeben, diesen Schwur getreu zu halten.

Bis zu seinem zwanzigsten Jahre führte seine weise und kräftige Mutter in seinem Namen die Regierung; dann ergriff er selbst mit fester Hand das Scepter. Wie zum Herrscher geboren, hat er sich als Held im Kriege, wie im Frieden bewiesen. Seinen Muth, seine Kühnheit, seine Seelenruhe und Geistesgröße, hat er aus dem unverstiegbaren Quell der Gnade Gottes geschöpft. Ehrgeiz und Selbstsucht kannte er nicht, so weit nämlich ein Mensch von diesen Lastern frei seyn kann. Was er auch unternommen, hat er nicht für sich, sondern zu Gottes Ehre und seines Volkes Heil unternommen. Sein Ruhm war groß und sein Name viel genannt. Selbst der unglückliche Erfolg seiner beiden Kreuzzüge, auf die wir uns hier nicht näher einlassen können, konnte seines Namens Glanz nicht verdunkeln, sondern mußte dazu dienen, seine vortrefflichen Eigenschaften in um so helleres Licht zu setzen.

„Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang,“ sagt das Wort Gottes. Ludwig fürchtete Gott, darum war er weise; er rief den Herrn an, darum war er stark. Er gab Gotte, was Gottes war. Einen nicht unbeträchtlichen Theil des Tages verbrachte er mit tiefer Andacht und lauterem Herzen in gottesdienstlichen Uebungen. In goldenen Kleinodien

und prächtigen Purpurgewändern suchte er der Könige Majestät nicht. Er war vielmehr ein Feind alles übeflüßigen Schmuckes. „Möge man das Geld dafür lieber den Armen geben!“ hat er oft gesagt. Ja, weil die Liebe Christi in ihm wohnte, hielt es Ludwig nicht unter seiner Königswürde, mit eigener Hand Arme und Kranke zu pflegen. Das alles war freilich den Weltmenschen an seinem Hofe nicht recht. Sie nannten ihn den Pietisten-König. Um einen Schein des Rechtes für sich zu haben, stellten sie sich, als murrten sie nur darüber, daß der König so viel Zeit auf seine Andachts-Uebungen verwende, die dem Lande und den Regierungs-Geschäften zukomme. Ludwig aber durchschaute die saubere Sippenschaft wohl. Er wußte, daß sie nicht über die Zeit, sondern über seine Gottesfurcht murrten, und sprach: „Ihr Herren, wenn ich noch einmal so viel Zeit, als ich meinem Gotte gebe, auf Jagd oder Würfelspiel verwendete, so würde sicherlich keiner von euch etwas dawider haben.“ Damit mußten die Spötter beschämt abziehen.

Wie alle Menschen, auch die besten und reinsten, nach gewissen Richtungen hin ihrer Zeit unterworfen sind, so war es auch Ludwig der seinigen. Seine Frömmigkeit hatte etwas Mönchisches, denn seine ganze Zeit trug das Gepräge des Mönchthums. Dennoch war sie eine freie, echt christliche. Frei: — den Anmaßungen der römischen Päpste und der Werkgerechtigkeit seiner Zeit gegenüber; ächt christlich: — weil Christi Geist sich in derselben offenbarte. Von beiden Behauptungen bringen wir einige Beweise.

Die römischen Päpste standen zu jener Zeit auf dem Gipfel ihrer Macht. Sie schickten ihre Günstlinge durch ganz Europa, und stellte sie in allen Ländern an, wo und wie sie wollten. Sie schalteten und walteten mit den fremden Kirchengütern ganz nach Willkühr. Jeder konnte von seinem Bischof, oder Erzbischof an den Papst appelliren, und vom Papste von allem dispensirt werden, was ihm von seinem Bischof aufgelegt war. Das gab dem Papste die Herrschaft über ganz Europa, und alle Volkseigenthümlichkeit und National-Selbstständigkeit wurde dadurch auf das Ernstlichste bedroht. Gegen solches Wesen hat nun Ludwig kräftig und mit Erfolg gekämpft, sonderlich durch jene Verordnung von 1268, die in der Geschichte den Namen der pragmatischen Sanction führt. Durch dieselbe hat er den ersten und bedeutendsten Grund zu der Freiheit gelegt, welche die Kirche Frankreichs noch heute besitzt.

Wie gegen die päpstliche Willkühr, kämpfte Ludwig gegen die Werkgerechtigkeit seiner Zeit. Sein Schwiegersohn Thibaut II. hatte einem Dominikanerkloster große Güter geschenkt. Man meinte eben damals den Himmel erkaufen zu können, wenn man nur sein Geld an die Klöster gebe. Ludwig aber schrieb ihm: „Siehe wohl zu, was du thust, und hüte dich, deine Seele in Gefahr zu bringen, indem du glaubst, mit dem bloßen Almosen alles abgemacht zu haben!“ Ueber denselben Punkt äußerte er einst an seiner Tafel: „Wahrlich, der Teufel fängt es gar klug an, wenn er die Wucherer und Räuber verführt, und sie dann bewegt, das, was sie durch Wucher und Raub gewonnen haben, den Kirchen zu schenken, da sie doch wohl wissen, wem sie es wiederzugeben hätten.“ Und er hatte damit ein Hauptgebrechen seiner Zeit bezeichnet. Man meinte wirklich damals, wenn man von ungerechtem Gute einen Theil der Kirche gäbe, so sei man gerechtfertigt, bedürfe der Buße nicht mehr, und könne den andern Theil des Geraubten mit gutem Gewissen behalten.

Ludwigs ganzes Leben war vom Geiste Christi erfüllt und getragen, das zeigt jeder Blick in sein Leben. Als ihm der Tod seiner Mutter gemeldet wurde, warf er sich vor dem Altar in seiner Hofcapelle nieder, und betete: „Mein Gott, ich danke Dir, daß Du mir meine geliebteste Mutter, so lange es Deiner Güte gefiel, geliebt, und sie nun nach Deinem Wohlgefallen zu Dir genommen hast. Es ist wahr, daß ich sie, wie sie es verdiente, mehr als alle anderen Geschöpfe geliebt habe; aber weil es Dir so gefallen hat, sei Dein Name ewig gepriesen!“ Als er auf seiner Rückreise vom gelobten Lande zehn Wochen auf dem Meere zubringen mußte, ließ er auf dem Schiffe wöchentlich drei Predigten halten. Wenn die See ruhig war, und die Schiffleute wenig zu arbeiten hatten, ließ er für sie besonders predigen. Er machte sie auf die Lebensgefahr aufmerksam, der sie immer ausgesetzt seyen, und ermahnte sie dann dringend, den Priestern zu beichten. Wenn nun, während die Matrosen beichteten, ein Seil zu ziehen, oder sonst etwas im Schiffe zu thun war, legte er lieber selbst Hand an, ehe er sie in der Sorge um ihr Seelenheil stören lassen wollte.

Im Jahre 1270 unternahm Ludwig seinen Kreuzzug gegen den saracenischen Raubstaat Tunis. Als er aber kaum in Afrika gelandet war, brach in seinem Heere eine Seuche aus, von der er selbst ergriffen wurde. Da er sein baldiges Ende fühlte,

nahm er von seinem Erbprinzen Philipp Abschied, und überreichte ihm sein Testament. „Das ist die schönste Erbschaft, welche der heilige Ludwig seinem Hause hinterlassen hat,“ sagte 500 Jahre später einer seiner Enkel. Und wahrlich, er hat recht gesprochen. Das Testament lautet: „Mein lieber Sohn! das erste, was ich dir empfehle und verschreibe, ist dieses, daß du Gott von ganzem Herzen und über alles lieben mögest; denn ohne Liebe zu Gott ist kein Mensch selig. Hüte dich wohl, eine Sünde zu begehen! denn sie mißfällt deinem Gotte. Eher müßtest du bereit seyn, alle Marter zu erdulden, als in eine Todsünde dich hineinreißen zu lassen. Wenn Gott dir Unglück zuschickt, so nimm es willig an, und danke ihm dafür! Danke erstlich, weil du es wohl verdient hast, und zum zweiten, weil dir alles zum Besten dienen muß! Wenn er dir aber Glück verleihet, so danke ihm mit aller Demuth, und sieh dich vor, daß das Glück dich nicht durch Stolz zur Sünde verleite! Habe auch ein sanftes und gegen die Armen mitleidiges Herz, hilf ihnen, so viel du kannst! Die guten Gebräuche deines Reiches halte aufrecht, und verbessere die schlechten! Ueberlade dein Volk nicht mit Abgaben! Wähle zu deiner Umgebung kluge und freimüthige Männer! Höre gerne Gottes Wort; behalt es in deinem Herzen; erfreue dich am Gebet; verzeihe gern; dulde nicht, daß eine Verachtung Gottes von dir gehört werde! Halte fest an der Gerechtigkeit; sey offen und redlich; laß dich weder zur Rechten noch zur Linken wenden; unterstütze das Recht; stehe dem Armen in seiner Klage bei, bis die Wahrheit ans Licht gekommen ist! Suche dir gute Richter und unbestechliche Beamte; untersuche du ihr Betragen, damit du wissest, ob unter ihnen kein Laster, keine Habsucht, kein Betrug herrsche! Die allerheiligste Dreieinigkeits aber und alle Heiligen wollen dich behüten, und vor allem Uebel bewahren, und Gott wolle dir seine Gnade geben, allezeit seinen Willen zu thun, damit er durch dich geehrt werde, und du und wir nach diesem sterblichen Leben bei ihm uns wiedersehen, und ihn ohne Ende loben! Amen.“

Dann ließ Ludwig seine Tochter Isabella, die Königin von Navarra, vor sein Bett kommen, die, sammt ihrem Gemahl, den Vater nach Afrika begleitet hatte. „Meine Tochter, sprach er zu ihr, verliere niemals aus den Augen, was Jesus für unsere Erlösung gelitten hat, sondern suche ihm allezeit zu gefallen! Und wenn du auch wüßtest, daß du nie eine Vergeltung für irgend etwas Gutes, noch eine Strafe für die Sünden

empfindest, so hüte dich doch, mein Kind, daß du nicht irgend etwas thuest, was unserem Heiland mißfällt; trachte aber aus allen deinen Kräften, darnach zu thun, was ihm gefällt, allein aus reiner Liebe zu ihm!"

Als der König so das Haus bestellt hatte, welches er auf Erden zurückließ, bestellte er noch sein eigen Häuslein im Himmel. Er empfing mit Inbrunst das heilige Abendmahl, kniete dann neben sein Bett hin, und betete mit tiefer Innigkeit. Er flehte zu Gott, daß er über die ungläubigen Länder das Licht des Glaubens möge aufgehen lassen, und allen Sündern seine Barmherzigkeit schenken möge. Dann legte er sich nieder auf sein Lager, und erwartete mit Sehnsucht und in stiller Ergebung den Ruf ins ewige Vaterland. Schon wurde ihm das Sprechen schwer, da rief er noch einige Male laut: „Gieb, o Herr, daß wir das Glück der Welt nicht lieben und ihre Widerwärtigkeiten nicht fürchten!“ Und nach einer Pause sprach er: „O Herr, sei deines Volkes Schützer und Seligmacher!“ Nun hielt er die Augen etwa eine halbe Stunde geschlossen; dann schlug er sie wieder auf, blickte gegen Himmel, und sprach: „Ich werde in dein Haus eingehen, und dich, o Gott, in deinem heiligen Tempel anbeten.“ Als er das gesagt, entfloh sein Geist, um drüben anzubeten. Sein Leichnam aber blieb schön und frisch, und sein Angesicht war so heiter und friedevoll, daß, die ihn gesehen haben, meinten, er habe noch gelächelt. Er starb am 25. August 1270, an welchem Tage auch die christliche Kirche sein Gedächtniß feiert.

Johannes de Monte Corvino.

(gest. 1306.)

„Das Evangelium muß zuvor gepredigt werden unter allen Völkern.“ (Marc. 13, 10.)

Von allen Ländern der ganzen Erde ist China dasjenige, welches bis auf die neueste Zeit herab dem Evangelio am hartnäckigsten die Thüren verschlossen hat. Wie aber alles herwidergebracht werden muß, was Gott geredet hat, durch den Mund

seiner heiligen Propheten von Anfang der Welt an, so beginnt nun auch über China die Verheißung in Erfüllung zu gehen, welche wir zur Uebersicht dieses Abschnittes gewählt haben. Ein eigener Strom der evangelischen Missionsthätigkeit hat sich, besonders seit Gützlaff's Wirken, nach diesem merkwürdigen Lande gewendet, und gebe Gott, daß er die Fluren so reichlich wässere, daß dort bald recht viele Pflanzen dem Herrn zum Preise erblühen! Wir dürfen aber nicht meinen, daß in dem mächtigen chinesischen Reiche jetzt zum ersten Male die Predigt vom Kreuze ertönt. Das Evangelium, wenn auch nicht in seiner völligen Reinheit, ist auch diesem Volke schon viel früher angeboten; es hat aber die Zeit seiner Heimsuchung nicht erkannt, und das Heil wieder von sich gestoßen.

Freilich sind die Nachrichten sehr dunkel, die über diese Länder im fernsten Morgen des weiten Asiens auf uns gekommen sind. Von der persischen Kirche ist in dem Märtyrerbuche schon öfter die Rede gewesen. Wir wissen, daß diese Kirche noch in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts mit Strömen vom Märtyrerblute ihren Glauben besiegelt hat. Das war aber auch der letzte Höhenpunkt ihres Glaubenslebens. Sie trennte sich bald darauf ganz, von dem Bekenntnisse der übrigen christlichen Kirche. Die sogenannten Nestorianischen Streitigkeiten hatten in allen Ländern viel böses Blut gemacht. Es schien anfangs mehr ein Streit um bloße Worte zu seyn. Der ganze Zank drehte sich um die beiden Naturen in Christo, die göttliche und die menschliche. Man wollte eben wieder mit dem Verstande begreifen, was dort im Glauben gefaßt seyn will. Die Nestorianer hielten die beiden Naturen scharf auseinander, was denn freilich der Einheit der Person Christi Eintrag that. Von der Synode zu Ephesus im Jahre 431 war ihre Lehre verworfen, und Nestorius selbst verdammt worden. In Persien jedoch dauerten die Streitigkeit fort, und endlich kam es so weit, daß im Jahre 499 die ganze persische Kirche sich auf einer Synode für den Nestorianismus erklärte. Damit trat sie aus der Lebensgemeinschaft mit der übrigen Kirche, und fing an, ihre eigenen Wege zu gehen. Von Persien aus verbreiteten sich die Nestorianer nach Ostindien.

Unter ihrem Einflusse bildete sich im elften Jahrhunderte nördlich von China ein christliches Reich, welches von einem Priesterkönige beherrscht wurde. Ein Tartarenfürst hatte sich von einem nestorianischen Bischöfe taufen und, zum Priester weihen lassen, und dann nach morgenländischer Weise die priesterliche

Würde mit der königlichen vereinigt. Sein Reich hatte aber nicht lange Bestand. Die Mongolen, welche um jene Zeit in ungezählten Schaaren ganz Asien und selbst einen großen Theil von Europa überflutheten, zerstörten nicht allein dieses Reich, sondern auch die meisten christlichen Stiftungen, welche in Asien überhaupt noch geblieben waren. Ganz zerstören konnten sie aber die Nestorianer nicht, eben sowenig die syrischen Christen, welche, wie S. 670 ff. näher dargethan ist, der reinen christlichen Lehre zugethan waren.

Unter diesen Nesten der nestorianischen Kirche, und später unter den Mongolen in China, wirkte zu Ende des dreizehnten und zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ein Missionar mit hingebendem Eifer, ausdauernder Treue und gesegnetem Erfolge. Es war der Franziskanermönch Johannes de Monte Corvino. Zuerst war er in Persien, in der Stadt Taurus, als Missionar aufgetreten, und war dann von da im Jahre 1291 nach Ostindien gereist. Hier hielt er sich mit dem Dominikaner Nikolaus de Bistorio 13 Monate auf. Letzterer ist auch in Ostindien gestorben. Es gelang dem Johannes, in verschiedenen Gegenden an hundert Personen zu taufen, und in einem Briefe, den er nach Europa geschrieben hat, äußerte er: „Wenn nur gediegene Männer aus dem Dominikaner- und Franziskanerorden hierher kämen, so würde sich in diesen Gegenden ein großer Erfolg für die Verkündigung des Evangeliums hoffen lassen.“

Von Ostindien reiste nun Johannes weiter von Land zu Land, bis er zuletzt nach China kam, welches Reiches sich damals die Mongolen bemächtigt hatten. Hier ließ er sich in der Residenz des großen Khan, in der Stadt Kambalu, oder Peking, nieder. Lange vernahm man in Europa nichts wieder von ihm. Endlich erstattete er in zweien, in den Jahren 1305 und 1306 geschriebenen Briefen seinem Orden Bericht über seine Wirksamkeit. Diesen Briefen entnehmen wir folgende Nachrichten. Johannes hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Besonders legten die im Lande umher zerstreuten Nestorianer seiner Wirksamkeit so große Hindernisse in den Weg, als sie nur irgend konnten. Selbst zu Lügen nahmen sie ihre Zuflucht, und wußten ihn mit solchem Schein der Wahrheit zu verläumdern, daß er nicht selten in große Gefahr gerieth. Er mußte sich sogar vor Gericht vertheidigen, aber endlich kam seine Unschuld doch ans Licht, und Timur-Khan wurde gegen die falschen Ankläger so erbittert,

daß er sie mit Verbannung bestrafte. Es hätte gar nicht so viel gefehlt, daß Johannes diesen chinesischen Kaiser selbst zum Christenthum befehrt hätte. Er schreibt von ihm: „*Han* ist nicht allzusehr im Götzendienste verstrickt, und erweist den Christen viele Wohlthaten.“

Monte Corvino zeigte bei dem großen Befehrungswerke, daß er unternommen, die Weisheit eines rechten Missionars. Vor allem ließ er es sich angelegen seyn, dem Volke das Wort Gottes in seiner Sprache zu geben; auf die Erziehung der Kinder einzuwirken, und Missionare aus dem Volke selbst heran zu bilden. Er übersetzte das neue Testament und die Psalmen in die tartarische Sprache, ließ diese Uebersetzung auf das schönste abschreiben, und gebrauchte sie bei seinen Predigten. Nach und nach kaufte er 150 Knaben, in einem Alter, wo sie noch von keiner Religion etwas wußten, taufte sie, gab ihnen eine christliche Erziehung, und unterrichtete sie im Lateinischen, Griechischen und im Kirchengesang. Schon in den ersten Jahren seines Aufenthalts in Kambalu brachte er es dahin, eine Kirche erbauen zu können. In dieser hielt er die Liturgie mit den von ihm vorbereiteten Knaben, so daß er schreiben konnte: „*Ich halte Gottesdienst mit einer Schaar von Kindern und Säuglingen.*“ Auch stellte er in demselben sechs Gemälde von Geschichten des alten und neuen Testaments auf, mit Erklärungen in lateinischer, persischer und tartarischer Sprache zum Unterrichte des ungebildeten Volkes. Wenige Jahre später hatte er die Freude, ganz in der Nähe des kaiserlichen Palastes eine zweite Kirche erbauen zu können. Ein reicher und gottesfürchtiger Kaufmann, mit dem er in Persien genauer bekannt geworden war, Peter de Lucalongo, kaufte nämlich ein sehr günstig gelegenes Grundstück, und schenkte es ihm. Im Jahre 1305 wurde diese zweite Kirche vollendet. Zwischen derselben und dem kaiserlichen Palaste war nur ein Raum etwa von der Breite eines Steinwurfs. Der Kaiser konnte aus seinem Kabinete den Kirchengesang hören, und hatte am Gesange der Kinder große Freude. Das war auch weit und breit im Volke bekannt, und verschaffte dem Missionar vielen Eingang. Monte Corvino konnte in den wenigen Jahren seines Aufenthalts in China an 6000 Mongolen taufen, trotz dem, daß er in der ersten Zeit ganz allein stand. Erst wenige Jahre vor seinem Tode (1303) gesellte sich der Franziskaner Arnold aus Cöln zu ihm.

Noch ehe Johannes in China auftrat, auf seiner Reise

nach diesem Lande, war er mit dem Fürsten Georg, einem Nestorianer, zusammengetroffen und es gelang ihm, diesen zur katholischen Kirche zu bringen. Georg ließ sich die niedern kirchlichen Weihen ertheilen, und unterstützte nun in seinem Fürstengewande die Haltung des Gottesdienstes. Doch schon im Jahre 1289 starb der Fürst, und hinterließ einen Sohn, der noch in der Wiege lag. Nun erhielten die Nestorianer wieder die Uebermacht in diesem Lande, und was Monte Corvino gewirkt hatte, ging wieder unter. „Weil ich allein bin,“ schreibt Johannes, „und den Kaiser nicht verlassen durfte, so konnte ich mich nicht nach jenem, zwanzig Tagereisen weit entfernten Lande hinbegeben. Doch, wenn einige gute Gehülfen und Mitarbeiter kommen, so hoffe ich zu Gott, daß sich noch alles wieder wird gut machen lassen, denn ich habe noch das vom verstorbenen Könige Georg mir verliehene Privilegium.“

Seit zwei Jahren hatte der thätige Missionar sogar Zutritt am kaiserlichen Hofe, und wurde daseibst hoch geehrt. Er schreibt, wenn er noch zwei oder drei Gehülfen gehabt hätte, so möchte es ihm gelungen seyn, den Kaiser selbst zu taufen. Dringend bittet er in beiden Briefen um Gehülfen; doch verlangt er solche Brüder, welche sich selbst als Beispiel darzustellen, und nicht ihre Denkfettel breit zu machen suchten. (Matth. 23, 5.) „Ich bin alt und grau geworden,“ schreibt er, „viel mehr durch Arbeiten und Mühseligkeiten, als durch die Zahl der Jahre; denn ich bin 58 Jahre alt.“ Der Papst schickte zwar Gehülfen, aber diese hatten nicht Monte Corvino's Geist, und es ward über dies dem frommen Mann nicht gegeben, die neuen Sendlinge in ihre Arbeit einzuführen und zu leiten. Er starb schon im Jahre 1306. Bald nach seinem Tode gingen die lieblich aufsprossenden Keime wieder zu Grunde. Den späteren Missionaren war es lediglich darum zu thun, die chinesischen Christen von Rom abhängig zu machen. Mit der Vertreibung der Mongolen aus China ward aber die junge christliche Pflanzung völlig zerstört, und konnte nicht wieder emporblühen, weil die Chinesen allen Fremden den Zutritt in ihr Reich versagten. Das Gedächtniß Monte Corvino's begehrt die Kirche am 28. Februar.

Raymund Lull.

(gest. 1315.)

„Denn die Liebe Christi dringet uns also.“ (2 Cor. 5, 14.)

Neun Jahre nach Johannes de Monte Corvino's Tode starb ein anderer Missionar, größer noch als jener, sowohl in hingebender Liebe, als in reiner Erkenntniß, ein Mann, der dem neu erwachten Missionseifer in der Christlichen Kirche zum treibenden Sporn, und allen Missionaren draußen unter den Heiden in vielen Stücken zum leuchtenden Vorbilde dargestellt zu werden verdient.

Der außerordentliche Mann, welchen wir meinen, ist Raymund Lull, geboren im Jahr 1236 auf Majorka, einer der balearischen Inseln, welche jetzt zur Krone Spanien gehören, damals aber einen eigenen König hatten. Er war Seneschall (Hofmarschall) am Hofe dieses Königs, und führte bis in sein dreißigstes Jahr ein ganz weltliches, allen höhern Bestrebungen durchaus entfremdetes Leben. Selbst als Gatte und Familienvater blieb er seinen, der ehelichen Treue widerstreitenden Lüsten ergeben. Seine schönen Geistesgaben verwendete er im Dienste derselben, seine Poesie war nur der sinnlichen Liebe geweiht. Der Herr aber hatte sich dies Herz längst zur Beute ersehen. Er wollte das Feuer dieser unreinen Lust zur Flamme seiner heiligen Liebe verklären. Einst saß Raymund tief in der Nacht, über einem neuen Liebesliede sinnend. Da stellte sich plötzlich seiner Phantasie das Bild des gekreuzigten Christus so lebendig dar, daß er zusammenschütterte, und an sein Liebeslied nicht weiter denken konnte. Einige Zeit darauf wollte er an demselben Liebe weiter zu dichten beginnen, aber siehe, dasselbe Gesicht trat ihm wieder so lebendig entgegen, daß er zum zweitenmale davon absteigen mußte. Dasselbe wiederholte sich in den folgenden Tagen, und bald schwebte ihm das Bild des sterbenden Erlösers Tag und Nacht vor Augen, so daß er dem Eindrucke desselben nicht entfliehen konnte. Er erkannte in diesen Visionen die Mahnung, daß er von der Welt sich zurückziehen, und sich dem Dienste Christi ganz weihen sollte. Nun aber stieg in seinem Herzen der Zweifel auf: „Wie soll ich von meinem bisherigen, unreinen Leben zu einem so heiligen Berufe

mich hinwenden können?" Dieser Gedanke ließ ihm keine Ruhe. Doch das Bild des gekreuzigten Christus ist nicht bloß ein Schwertstich in das harte Herz des Sünders, es ist auch der mildeste Trostbalsam für das verwundete und zerschlagene Gewissen. Das erfuhr auch Raymund. Bald konnte er zu sich sprechen: „Christus ist so milde, geduldig und barmherzig, er ruft alle Sünder zu sich; er wird auch mich, trotz aller meiner Sünden, nicht von sich stoßen.“ Von dieser Stunde an ging ihm ein neues, von der Liebe zum Herrn erfülltes und beseeltes Leben auf. Seinem ganzen Wesen ward ein neuer Schwung mitgetheilt, den er bisher nicht gekannt hatte. Jetzt erst traten alle bisher schlummernden Kräfte dieses außerordentlichen, in seinen Tiefen aufgeregten Geistes ans Tageslicht.

Raymund war auf das festeste entschlossen, sein ganzes Leben dem Dienste des Herrn zu weihen, und ging nur mit sich selbst zu Rathe, in welcher Weise er dies am besten ausführen könne. Das dünkte ihm die größte Liebe, in der Verkündigung des Evangeliums sein Leben, wenn es seyn müsse, für Christum dahinzugeben. Dabei richtete sich sein Augenmerk vorzüglich auf die Saracenen, welche man in den Kreuzzügen vergeblich durch die Gewalt des Schwertes zu unterjochen gesucht hatte. Nur trat ihm immer das Bedenken entgegen, wie er, der unwissende Laie, solchem Werke gewachsen seyn könnte? Je mehr er aber darüber nachsann, mit um so größerer Gewalt ergriff ihn der Gedanke, ein Buch zu schreiben, welches die Wahrheit des Evangeliums gegen alle Irrthümer der Ungläubigen unwiderleglich beweisen könnte. Doch, wie er sich nun so in seinen Plan vertiefte, traten ihm immer neue Schwierigkeiten entgegen. Wenn es mir nun auch gelänge, fragte er sich weiter, ein solches Buch zu schreiben, was würde es den Saracenen helfen, die doch nur die arabische Sprache verstehen? Aber je mehr Schwierigkeiten, um so heißer entbrannte seine Liebe. Jetzt schon keimte der Gedanke in ihm auf, die ganze Christenheit zu durchziehen, den Papst und alle christlichen Fürsten aufzufordern, daß sie, als thätigstes Mittel zur Befehrung der Ungläubigen, in den Klöstern besondere Anstalten zur Erlernung der arabischen und anderer morgenländischen Sprachen gründen möchten. Und wie er nun so über seinen Plan mit sich einig geworden war, da besprach er sich nicht weiter mit Fleisch und Blut. Auf frischer That begab er sich in die nächste Kirche, und bat Gott mit heißen Thränen, daß er, der diese Gedanken durch seinen heiligen Geist in

ihm geweckt habe, sie nun auch durch denselben Geist zu Stand und Wesen bringen möge. Dann verkaufte er alle seine Besitzungen, und behielt sich nur so viel zurück, als zum Lebensunterhalt seiner Frau und Kinder erforderlich war. Er selbst aber verließ mit freudigem Herzen, von glühendem Liebesdrange getrieben, nach der Ansicht jener Zeit seine Familie verlassen zu dürfen glaubend, seine Heimath.

Neun Jahre verlebte er nun, theils als Einsiedler stillen Betrachtungen und eifrigem Studium hingegeben, theils als Pilger Europa durchziehend, aber unverrückt sein großes Ziel im Auge. Er kaufte sich einen saracenischen Sklaven, um sich von diesem in der arabischen Sprache unterrichten zu lassen, und war in seinen reifen Mannesjahren der unverdrossenste Schüler. Dabei arbeitete er mit großem Eifer an dem Werke, welches ihm so tief in der Seele lag, und verfaßte noch außerdem zahlreiche gediegene Schriften. Es ist vielleicht jetzt der schicklichste Ort, daß wir einige Stellen aus diesen seinen Schriften mittheilen, damit der Leser den außerordentlichen Mann erst noch besser kennen und lieben lerne, ehe er ihn auf seinen gefährvollen Missionsreisen begleitet, und seine sonstige rastlose Thätigkeit betrachtet. Von thätigem Missionseifer erfüllt, klagt er seinem Herrn den Gang der frommen Seelen zum beschaulichen Kloster- und Einsiedlerleben. „Ich sehe,“ ruft er aus, „Mönche in den Einöden leben, um der Gelegenheit zur Sünde zu entfliehen, ich sehe sie pflügen, und das Land bebauen, um sich und die Armen zu nähren, aber, so viel ich um mich blicke, und das Land durchforsche, sehe ich doch keinen, der aus Liebe zu dir in den Märtyrertod ginge, wie du aus Liebe für uns gethan hast.“ O, daß der herrliche Tag erschiene, an welchem fromme Mönche, wohl bewandert in den Sprachen der fremden Völker, nach dem Beispiele der Apostel, sich unter die Ungläubigen begeben werden, bereit, für die Verkündigung des Glaubens ihr Leben hinzugeben!“ Ueber die zahlreichen Wallfahrer jener Zeit, von denen freilich viele das Kreuz nur auf ihren Mänteln, aber nicht in ihren Herzen trugen, sagt er: „Wir sehen, wie die Wallfahrer hingleichen in ferne Lande, dich zu suchen, Herr, und du bist doch so nahe, daß jeder, wenn er wollte, dich in seinem Hause und Gemache finden könnte. Wer dich finden will, o Herr, gehe hin in Liebe, Treue, Andacht, Glauben, Hoffnung, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Wahrheit, dich zu suchen! denn an jedem Orte, wo diese Tugenden sind, bist du. Selig sind alle, welche in sol-

chen Dingen dich suchen.“ Das Gebet bezeichnet Raymund als die Nahrung des geistlichen Lebens. „Es ist von Gott geordnet,“ sagt er, „als die Leiter, auf welcher der Mensch zur ewigen Herrlichkeit emporsteigt. So oft du zu beten beginnest, indem du Gott preisest, von seiner Güte zeugest, und dein eigenes Elend bekennest, so oft beginnst du, zu Gott empor zu steigen. Das Gebet macht aus dem Hochmüthigen einen Demüthigen, aus dem Trotzigen einen Leutseligen.“ Und wie das Gebet als die Nahrung, so stellte er die Liebe als die Seele alles geistigen Lebens hin, die Liebe, von deren heiligem Feuer er mehr, als irgend ein anderer zeugen konnte. „Wie die Nadel,“ ruft er aus, „wenn sie vom Magnet berührt worden ist, sich von Natur gen Norden wendet, so muß dein Knecht sich dahin wenden, Gott, seinen Herrn zu lieben, zu preisen, und ihm zu dienen, weil er ihm zu Liebe so schwere Leiden in dieser Welt erduldet hat.“ „Wer nicht liebt, lebt nicht!“ ruft er an einem andern Orte, und wir möchten hinzufügen: Wer aber liebt, der lebt! Wie Gottes Leben in der Liebe besteht, wie Gott gar nicht wäre, wenn er nicht liebte; so besteht auch des Menschen Leben in der Liebe, so ist er ohne Liebe todt bei lebendigem Leibe. Dann fährt Raymund fort: „Nach nichts verlangt der Geist, als nach Gott. Alles Gold ist nicht so viel werth, wie ein Seufzer der heiligen Sehnsucht. Wer mehr Sehnsucht hat, weiß mehr vom Leben. Der Mangel der Sehnsucht ist der Tod. Habe Sehnsucht, und du wirst leben. Arm ist nicht, wer Sehnsucht hat. Traurig lebt, wer ohne Sehnsucht lebt. Wer seinem Freunde seine Liebe schenkt, schenkt ihm mehr, als wenn er ihm alles Gold gäbe, denn mehr kann Niemand geben, als Gott selbst. Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe ist, ist in Gott, und hat Theil an Gott. Wer also die Liebe schenkt, der schenkt Gott, nämlich seinen Geist.“

Wir wollen es an diesen wenigen Proben genug seyn lassen. So war der Mann beschaffen, den der Herr als Boten des Evangeliums unter die Sarazenen senden wollte. Von solcher glühenden, tiefinnigen Liebe ging in Raymund das Leben seines Geistes aus. Sie hatte sein ganzes Wesen, alle Kräfte seines Erkennens erfüllt. Zunächst wollte er nur Arbeiter werben für den Weinberg des Herrn. Im Jahre 1275 war's ihm auch gelungen, seinen eigenen Landesherren, den König der balearischen Inseln, zu bewegen, auf der Insel Majorica ein Kloster mit der besonderen Bestimmung zu gründen, daß in demselben immer

13 Franziskanemönche in der arabischen Sprache unterrichtet werden sollten, um als Missionare unter die Sarazenen gehen zu können. Das war aber auch fürs erste alles, was er für sein heiliges Unternehmen bei seinen Zeitgenossen auswirken konnte. Da drang ihn denn die Liebe, ganz allein unter die Ungläubigen zu gehen. Er reiste im Jahre 1287 nach Genua, um von hieraus nach dem nördlichen Afrika hinüberzuschiffen. Schon lag das Fahrzeug zur Abfahrt bereit, welches ihn aufnehmen sollte, schon waren seine Bücher an Bord gebracht, als ihm seine glühende Phantasie das Bild des Schicksals, welches ihn unter den Muhamedanern erwartete, in so lebendiger und schrekender Weise vormalte, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, das Schiff zu betreten. Kaum war dasselbe jedoch abgese-
 segelt, als so heftige Gewissensbisse über seinen Kleinmuth in ihm aufstiegen, daß eine schwere Krankheit die Folge seiner Kämpfe wurde. Mitten in den bedentlichsten Körper- und Seelenleiden hörte er zufällig von einem andern im Hafen liegenden Schiffe, das nach Tunis unter Segel gehen wollte. Da ließ er sich, obschon er dem Tode näher zu seyn schien, als dem Leben, in dasselbe tragen. Seine Freunde jedoch hielten es für unmöglich, daß er in solchem Zustande die Reise bestehen könne, und holten ihn mit Gewalt zurück. Nun verstrich eine geraume Zeit, aber Raymund erholte sich nicht. Der Leib konnte nicht gesunden, da die Krankheit in der Seele lag. Endlich hörte er abermals von einem nach Tunis gehenden Schiffe. Nun konnte ihn nichts mehr abhalten, sich an Bord bringen zu lassen. Und siehe! kaum, daß das Schiff abgese-
 segelt war, als er sich auch von der Last, die sein Gewissen drückte, befreit fühlte. Der Frieden, den er früher so reichlich genossen, kehrte zurück. Befand er sich doch nun in seinem Elemente, in der Erfüllung des Berufes, den er als einen göttlichen erkannt hatte. Und mit der Gesundheit der Seele stellte sich auch die des Leibes wieder ein. Zum Erstaunen aller Mitreisenden fühlte er sich schon nach einigen Tagen so gesund, als er nur je in seinem früheren Leben gewesen war.

Es war Ende 1291 oder Anfang 1292, als Raymund in Tunis ankam. Sogleich versammelte er die muhamedanischen Gelehrten um sich, und erklärte ihnen, er sei hergekommen, um zwischen dem Christenthume, das er genau kenne, und mit allen Gründen zu vertheidigen wisse, und dem Muhamedanismus eine Vergleichung anzustellen. Wenn er die Gründe für die Lehre Muhameds stärker finde, würde er zu dieser über-

treten. Es war eine große Anzahl muhamedanischer Gelehrten zusammen gekommen; aber die Gründe, welche sie zur Vertheidigung ihrer Religion vorzubringen wußten, widerlegte er siegreich, und sprach dann: „Jeder Weise müsse die Religion als die wahre anerkennen, welche Gott die größte Vollkommenheit beilege,“ und zeigte dann, daß dies die christliche Lehre von der Dreieinigkeit und der Menschwerdung Gottes thue. Als sich nun seine Gegner mit Gründen nicht mehr zu helfen wußten, griffen sie zur Gewalt. Der fanatischste unter ihnen machte den König auf die dem Muhamedanismus durch Raymunds Befehrungsseifer drohende Gefahr aufmerksam, und trug auf die Todesstrafe gegen ihn an. Raymund ward ins Gefängniß geworfen, und schon sollte er wirklich zum Tode verurtheilt werden, als einer der sarazenischen Großen sich für ihn verwendete. So wurde er denn nur zur Landesverweisung verurtheilt, hatte aber, als er das Gefängniß verließ, von dem fanatischen Volke viele Mißhandlungen zu erdulden. Er wurde auf ein genuesisches Schiff gebracht, und ihm zugleich angekündigt, daß er unfehlbar gesteinigt werden würde, wenn er sich wieder auf tunesischem Gebiete blicken ließe. Dennoch konnte dieser glaubensstühne Mann sich nicht entschließen, so schnell dieses Land zu verlassen. Er hoffte, durch fortgesetzte Bemühungen manche der sarazenischen Gelehrten bekehren zu können, und für solchen Zweck war ihm sein Leben nicht zu theuer. Er verließ also heimlich das Schiff wieder, und trachtete unbemerkt nach der Stadt Tunis zurückzukommen. Während er sich in dieser Absicht im Hafen von Tunis verborgen hielt, hatte er die große Seelenruhe, an einem Buche zu arbeiten, das gleichfalls den Zwecken der Mission dienen sollte. Es gelang ihm indeß nicht, seine Absicht auszuführen, und nachdem er drei Wochen vergeblich auf Gelegenheit gewartet hatte, kehrte er auf einem Schiffe nach Neapel zurück.

Von hier begab er sich nach Rom, weil er glaubte, an dem Mittelpunkte der abendländischen Kirche für seinen großen Zweck am meisten wirken zu können. Er schrieb hier ein Buch, indem er am Schlusse der ganzen Christenheit zuruft: „Mögen die Christen, entbrannt von glühendem Eifer für die Sache des Glaubens, doch bedenken, daß, da der Wahrheit nichts zu widerstehen vermag, sie durch Gottes Macht die Ungläubigen würden zum Wege des Glaubens zurückführen können, so daß der glorreiche Name Jesu Christi, der in den meisten Gegenden der Welt noch unbekannt ist, offenbar werden wird!“

Aber zu Rom hatten die hohen Kirchenfürsten damals andere Dinge im Sinn, als die Ehre Gottes und seines Sohnes zu suchen, darum blieben sie taub gegen Raymunds Predigten. So mußte denn dieser auch von Rom unverrichteter Sache fortziehen, und versuchte nun, eine ganze Reihe von Jahren hindurch, zu wirken, wo sich ihm die Gelegenheit dazu bot. Zunächst begab er sich nach seinem Vaterlande zurück, und suchte auf der Insel Majorka die hier lebenden Juden und Sarazenen für das Christenthum zu gewinnen. Von hier reiste er zu gleichem Zweck nach der Insel Cypern, und von dieser nach Armenien. Alle diese Reisen unternahm er allein, ohne alle Unterstützung von den Mächtigen der Erde, und nur von Einem Gefährten begleitet.

Um das Jahr 1306, oder 1307 schiffte er zum zweiten Male nach Afrika hinüber, und zwar nach Bugia, welches damals die Hauptstadt eines muhamedanischen Reiches war. Er trat öffentlich, und in arabischer Sprache mit der Erklärung auf: „Das Christenthum sei die einzig wahre Religion; die Lehre Muhameds hingegen sei falsch. Das wolle er jedem beweisen.“ Als bald versammelte sich um ihn eine große Menge Volks, an die er eine Ermahnungsrede hielt. Schon legten viele Hand an, um ihn zu steinigen, als der Musti davon hörte, ihn der Menge entreißen, und den kühnen Mann vor sich führen ließ. „Wahnsinniger,“ redete er ihn an, „weißt du nicht, daß du dein Leben verwirkst hast, weil du öffentlich gegen die Lehren unseres Propheten aufgetreten bist? Raymund erwiederte: „Ein ächter Diener Christi darf keine Todesgefahr fürchten, wenn er die Seelen zum Heile führen kann.“ Und nun fing er an, dem Musti zu beweisen, daß die Wahrheit allein im Christenthume zu finden sey. Er that es mit großem Scharfsinne, indem er ihn darauf aufmerksam machte, daß die Selbstgenügsamkeit, Güte und Liebe Gottes ohne die Lehre von der Dreieinigkeit gar nicht verstanden werden könne. „Die Güte Gottes,“ sagte er, „kann nicht wirkungslos gedacht werden. Willst du aber nicht an die Dreieinigkeit glauben, so mußt du sagen, daß bis zum Anfange der Schöpfung Gottes Güte wirkungslos gewesen sey. Ferner gehört zum Wesen des höchsten Gottes die Liebe; das ist die Selbstmittheilung, und auch diese kannst du als eine ewige und vollkommene allein in der Dreieinigkeit erkennen.“ Der Musti aber setzte seinen Gründen dasselbe entgegen, was die tunesischen Gelehrten gethan hatten. Er ließ Raymund in einen sehr harten Kerker werfen. Genuesische und spanische Kaufleute verwendeten sich für ihn; dennoch blieb

er ein halbes Jahr Gefangener. Während dieser Zeit wurden große Anstrengungen gemacht, um ihn zum Muhamedanismus zu bekehren. Reichthümer und hohe Ehrenstellen wurden ihm versprochen, er aber erwiederte: „Und ich verspreche euch, wenn ihr diese falsche Religion verlassen, und an Jesum Christum glauben wollt, die größten Reichthümer und das ewige Leben.“

Endlich wurde Raymund auf des Königs Befehl auf ein Schiff geschleppt, um fortgebracht zu werden. Das Schiff strandete bei Pisa. Ein Theil der Reisenden fand in den Wellen seinen Tod. Raymund mit seinen Gefährten wurde gerettet. Auch in Pisa blieb der mehr als siebzigjährige Greis mit jugendlicher Begeisterung für seinen Einen Zweck immerfort thätig. Er sagt von sich: „Ich hatte Weib und Kind; ich war ziemlich reich, ich führte ein weltliches Leben. Das alles habe ich gerne dahin gegeben, um unsern heiligen Glauben auszubreiten. Ich habe das Arabische gelernt, und bin mehrere Male ausgegangen, den Sarazenen das Evangelium zuverkündigen. Ich bin um des Glaubens willen ins Gefängniß geworfen, und gemißhandelt worden. Ich habe 45 Jahre gearbeitet, um die Hirten der Kirche und die Fürsten für das allgemeine Beste der Christenheit zu gewinnen. Jetzt bin ich alt, jetzt bin ich arm, und bin noch in demselben Vorfaze. Ich werde darin verharren bis an den Tod, wenn der Herr selbst es verleiht.“

Und siehe, am Abend seines Lebens wollte der Herr dem treuen Knechte noch eine fröhliche Wegzehrung für die letzte große Reise bereiten. Auf dem allgemeinen Concile zu Vienne im Jahre 1311 setzte Raymund es endlich durch, daß, um die Bekehrung der Juden und Sarazenen zu befördern, besondere Lehrstühle für die arabische, hebräische und chaldäische Sprache in allen Städten, wo sich der päpstliche Hof aufhalte, und außerdem noch auf den Universitäten Paris, Salamanca und Oxford gestiftet werden sollten. Und, wie ein Held sich sehnt, auf dem Schlachtfelde zu sterben, so entbrannte nun auch, nach dieser Erfüllung seiner liebsten Lebenshoffnung, in dem alten Raymund ein heißes Verlangen, sein Leben in der Verkündigung des Evangeliums zu opfern. Er flehte seinen Herrn an: „Die Menschen sterben dahin wegen der Abnahme der natürlichen Wärme; dein Knecht aber möchte, wenn es dir so gefällt, keines solchen Todes sterben, sondern er möchte sein Leben enden in der Gluth der Liebe, wie du in Liebe dein Leben für uns hingegeben hast. Dein Knecht bereitet sich, hinzugehen, und für

dich sein Blut zu vergießen. Es gefalle dir also, ehe er zum Tode gelangt, ihn so mit dir zu vereinigen, daß er durch Betrachtung und Liebe nie von dir getrennt werde!"

Am 14. August des Jahres 1314 reiste er zum dritten Male nach Afrika. Er begab sich wieder nach Bugia, und wirkte hier zuerst im Stillen in dem kleinen Kreise derjenigen, welche er während seines letzten Aufenthaltes fürs Christenthum gewonnen hatte. Er suchte ihren Glauben zu stärken, und ihre Erkenntniß zu erleuchten. Als er aber eine Zeit lang im Verborgenen gewirkt, und das Bestehende gekräftigt hatte, meinte er leider, in heißer, schwärmerischer Gluth, den Märtyrertod suchen zu müssen. Er trat öffentlich mit der Erklärung auf, er sei derselbe, den man einst aus dem Lande verbannt habe. Zugleich ermahnte er das Volk mit eindringlicher Rede zum Abfall vom Muhamedanismus, unter Androhung des göttlichen Strafgerichtes. Da überfielen ihn die Sarazenen in blinder Wuth, mißhandelten ihn fürchterlich, schleiften ihn zur Stadt hinaus, und steinigten ihn auf des Königs Befehl. Kaufleute von Majorca zogen den Leichnam aus dem Steinhäusen hervor, und brachten ihn zu Schiffe in ihr und sein Vaterland. Es war im Jahre 1315. Der 30. Juni ist der Tag seines Märtyrertodes und seines kirchlichen Gedächtnisses.

Johannes Tauler.

(gest. 1361.)

„Auf daß ihr begreifen möget mit allen Heiligen, welches da sei die Breite, und die Länge, und die Tiefe, und die Höhe; auch erkennen, daß Christum lieb haben, viel besser ist, denn alles Wissen, auf daß ihr erfüllet werdet mit allerlei Gottesfülle.“ (Eph. 3, 18. 19.)

Johannes Tauler wurde im Jahre 1290 zu Straßburg geboren, und war der Sohn angesehener und bemittelter Aeltern. Ueber seine ersten Jugendjahre wird uns nichts berichtet. Schon sehr frühe aber wurde er Dominikanermönch, und als

achtzehnjähriger Jüngling ging er bereits nach Paris, um daselbst die Gottesgelehrtheit zu studiren. Er ist auch hernachmals Doktor derselbigen geworden, und von seinen Zeitgenossen wird er ein Meister der heiligen Schrift genannt. Dennoch fand er in Paris nicht, was seine Seele suchte. Hier stand damals das Gezänke der falsch berühmten Kunst in der Scholastik, oder Schultheologie, in vollster Blüthe. Das an sich löbliche Streben eines Anselmus von Canterbury, die kirchliche Lehre mit der Vernunftserkenntniß in Einklang zu bringen, war bei seinen Nachfolgern zu einer einseitigen Verstandesrichtung geworden, bis zuletzt die ganze Scholastik in dürre Spitzfindigkeiten ausartete. Tauler selbst sagt von seinen Lehrern: „Die kunstreichen Meister zu Paris lasen große Bücher, lehrten fleißig viele Blätter um, aber forschten nicht in dem einzigen Buche des Lebens. Die Weisheit studirt man nicht zu Paris, sondern in den Leiden unseres Herrn.“

Nach einiger Zeit kehrte Tauler in seine Vaterstadt zurück. Er fand's daheim nicht besser, als er es zu Paris gelassen. Es war damals eine gar böse Zeit in geistlichen, wie in weltlichen Dingen. Der Papst wollte herrschen über alle Geister in ganz Europa. Seine Anhänger machten ihn zum irdischen Gotte, und erwiesen ihm göttliche Ehre. Er aber ließ sich nicht nur solches gefallen, sondern ließ die als Ketzer verbrennen, welche ihn nicht über alle Menschen ehrten. Dazu herrschte im ganzen deutschen Reiche Hader und Zwiespalt. Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne von Oestreich stritten sich um die Kaiserkrone. Die Städte hingen an Ludwig, der Papst aber stand auf Friedrich's Seite, und als er durch sein bloßes Wort diesem die Krone nicht verschaffen konnte, überdies auch das Glück auf des andern Seite war, schleuderte er gegen alle Anhänger Ludwig's Bann und Interdikt. Da erließen im Jahre 1338 der Churverein zu Rense (bei Coblenz) und Kaiser Ludwig ein Edikt, in welchem erklärt war, die kaiserliche Würde komme allein von Gott, und nicht vom Papste, und diejenigen, welche anders dächten, seien Hochverräther. Zugleich befahl Ludwig auf strengste, dem Interdikte des Papstes zu trotzen. Doch die Geistlichen gehorchten dem Papste mehr, als dem Kaiser, und verließen ihre Aemter, die Mönche ihre Klöster. So stand's fast in allen Städten und so stand's auch in Straßburg. Die Priester wollten keinen Gottesdienst mehr halten. Der Rath aber stand auf des Kaisers Seite, und befahl ihnen, die Messe fortan zu singen, denn, weil sie bisher gesungen hätten:

„Da sollten sie auch fürbaß singen,
„Oder aus der Stadt flugs springen.“

Nun zogen die Predigermönche aus der Stadt, einige aber jammerte des Volkes, und blieben. Indessen waren doch kraft der päpstlichen Bulle die Glocken verstummt, Predigten durften nicht mehr gehalten, Sakramente nicht mehr ausgeheilt werden. Unter diesen gewaltigen Wirren schlossen sich die innigern, nach Erbauung sich sehnenden Gemüther enger aneinander, und bildeten fromme Vereine. Da, wo die Stimmen der verordneten Prediger schwiegen, stellten sie sich vor den Riß. Ein solcher Verein war der „der Gottesfreunde“. Priester, Mönche verschiedener Orden, adliche Herren und Frauen, Bürger und Adersleute gehörten zu dieser Gesellschaft. Aus dem verworrenen Treiben der Welt um sich her, aus dem todten, starren Wesen bloß äußerlicher Rechtgläubigkeit, und den widerlichen Spitzfindigkeiten der Scholastiker zogen sich diese Leute in sich selbst zurück, trugen das Geheimniß des Glaubens in der Tiefe ihres frommen Gemüthes, und schmeckten den Frieden, welchen die Welt nicht kennt, in der unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott. Das sind die sogenannten Mystiker, und, wie auch heutigen Tages gerade die treuesten und ernstesten unter den Christen von der Welt Mystiker gescholten werden, so waren auch damals diese Mystiker die edelsten unter ihren Zeitgenossen. Bei allem Hang zur stillen Beschaulichkeit vergruben sie aber ihr Pfund nicht im Schweistuche; vielmehr trieb sie ihre lebendige Gottes- und Bruderliebe zur Beweisung derselben in der That und Wahrheit. Das Gebot der Liebe achteten sie höher, als des Papstes Machtwort. Im Streite der Fürsten, meinten sie, dürften die päpstlichen Bannflüche das arme Volk nicht treffen, und darum hielten sie die Gottesdienste überall aufrecht, wo ihnen eine Thür dazu geöffnet wurde.

Zu dieser Gesellschaft der Gottesfreunde hielt sich nun auch Johannes Tauler; ja, er nimmt eine der vornehmsten Stellen unter diesen Mystikern des Mittelalters ein. Darum haben wir ihren Ursprung und ihr Wesen hier kurz erzählt. Er war ein volksthümlicher Redner, hochbegabt und vielgeliebt. Er predigte mit Erweisung der Kraft, und für seine Zeit so ungewöhnlich, daß das Gerücht von ihm bis weit über die Mauern Straßburgs erscholl. Selbst in Italien war er bekannt, als ein Mann, der auf innere Frömmigkeit dringe. Als nun in Straßburg das Wort Gottes so theuer ward, als man statt desselben

an den Kirchenthüren des Papstes Bannfluch las, da protestirte Tauler freimüthig gegen des Papstes Bulle, zwar nicht mit Worten, aber durch Thaten; denn er redete frei öffentlich, predigte, tröstete und ermahnte das arme verlassene Volk, wie ein geistlicher Vater. Darum nannte ihn auch das Volk, bis in die Schweiz hinein, seinen lieben Vater Tauler. Denn nicht allein in Straßburg war er thätig, sondern er zog den Rhein hinauf bis gen Basel, und den Rhein hinab bis gen Köln, zur Freude und Erbauung der Gottesfreunde, welche sich in den beiden Städten zahlreich verbreitet hatten. Von Köln rühmt Tauler sogar, er kenne keine Stadt, wo seit mehr als 60 Jahren das Wort Gottes lauterer und reichlicher verkündigt worden wäre. Hier in Köln traf er auch mit dem Mystiker Ruysbroeck zusammen, von welchem im Folgenden ausführlicher berichtet ist.

Bald jedoch sollte ein anderer Mann den bedeutendsten Einfluß auf Taulers fernere Entwicklung gewinnen. Während er selbst den Rhein hinauf und hinab neues Leben in viele Städte und Dörfer brachte, erwählte sich der Herr in Basel ein Rüstzeug, durch welches er die Schladen der Eitelkeit und des Dünkels, welche sich noch in Taulers Herzen fanden, fortschaffen, und ihn zu einem immer herrlicheren Gefäße seiner Gnade machen wollte. Dieser Mann war Nicolaus von Basel, ein Laie, das Haupt aller Gottesfreunde in Basel und am ganzen Ober- rheine. Wir müssen jedoch hier einschalten, daß sich diese oberländischen Gottesfreunde darin von den Straßburgern unterschieden, mit denen sie sonst in der Gesinnung vollkommen übereinstimmten, daß sie mit den hart bedrängten Waldensern sich verbunden, und selbst deren Namen angenommen hatten. Dadurch waren sie in eine viel freiere und entschiedenere Stellung zur römischen Kirche getreten, während die Straßburger sich niemals von derselben förmlich geschieden haben, obschon sie eines andern Geistes Kinder waren, als die Anhänger Roms. Die Chroniken jener Zeit nennen unsern Nikolaus „einen gnadenreichen Mann und einen großen Gottesfreund im Oberland.“ Dieser Laie nun hatte von Taulers Predigten gehört, und empfing im Traume zu dreien Malen Befehl, gen Straßburg zu ziehen. Er machte sich denn auch flugs auf den Weg. Es war im Jahre 1340, als er nach Straßburg kam. Hier hörte er Tauler fünfmal predigen, und erkannte in ihm „einen sanftmüthigen, gutherzigen Mann, der die heilige Schrift gut ver-

stände, aber doch vom Licht der Gnade noch nicht völlig erleuchtet wäre, sich noch zu sehr auf seine vernünftige, sinnreiche Meisterschaft verlasse, und überhaupt sich selbst noch mehr liebe, als Gott.“ Er machte sich nun zu ihm, und redete ihn an: „Lieber Herr Meister, in bin dreißig Meilen weit zu euch hergezogen, da mir viel von eurer Lehre in meiner Heimath gesagt worden; nun bitte ich euch durch Gott, daß ihr meine Beichte hören wollt!“ Gern gewährte es ihm der Meister, aber Nikolaus kam nun öfter, unterhielt sich mit ihm über seine Predigten, und erklärte ihm endlich geradezu, er sei nicht gekommen, bloß um ihn predigen zu hören, sondern um selber mit Gottes Hülfe etwas Rath zu schaffen.“ „Wie,“ rief Tauler, „was willst du für Rath schaffen? Verstehest du doch die Schrift nicht!“ Zugleich bat er ihn, noch länger in Straßburg zu bleiben, er werde hoffentlich so predigen, daß er ihn befriedige. Nikolaus wurde nun immer offener, und sprach: „Ihr seid wohl ein großer Pfaffe, und habt eine gute Lehre gethan, doch stehet ihr noch mehr im Buchstaben, als im Geiste; auch vermischt ihr den edlen Wein eurer Lehre mit Hefen, und lebet nicht ganz nach eurer Lehre, sondern haltet euch noch zu den Kreaturen, sonderlich zu Einer. In Summa, ihr seyd, wenn auch nicht der falschen Pharisäer einer, doch gewißlich ein Pharisäus.“ Da rief der Meister, erzürnt über solche Worte eines Laien: „Wie! ich bin so alt geworden, und nie wurden solche Worte mir gesagt.“ Doch der Laie entgegnete: „Wo ist nun euer Predigen? Seht ihr nun, wie man euch findet? Ihr meint, ich habe zu hart mit euch geredet, und habe doch Recht gehabt; denn, wo ist eure Demuth? Verlaßt euch nicht auf eure Meisterschaft und Gelehrsamkeit! Ihr meint, ihr suchet Gottes Ehre, und sucht doch nur euch selber. Seid ihr da nicht vor den Augen Gottes ein Pharisäus? Als Tauler solches hörte, ward er erschüttert, umarmte den Mann, und sprach: „Wahrlich ihr seid der erste, der mein Gebrechen mir offenbaret hat! Nun will ich suchen, mit Gottes Hülfe und eurem Rathe mein Leben zu ändern. So seid von jetzt an mein geistlicher Vater, und laßt mich euren armen, sündigen Sohn seyn!“

Von jetzt an that Tauler nichts ohne den Rath und Willen des Nikolaus, und verlangte von ihm Auskunft, wie er zur Vollkommenheit gelangen könnte. Nikolaus gab ihm gar einfache Regeln, darunter die folgenden: „Den eigenen Willen brechen, und auf Gott horchen. Fest und mit stetem Ernste an Gott und in Gott bleiben zu lernen. Nicht wieder hinter sich, und nicht

den Creaturen nachzusehen. Christi Lehre und Leben allezeit bedenken, und danach leben.“ Vor allem aber rieth er ihm, er solle sich eine Zeit lang ganz vom Predigen zurückziehen, weder Beichte hören, noch studiren, sondern in seine Zelle sich einschließen, und das Leben und Leiden Christi betrachten, um zur vollkommenen Demuth und Wiedergeburt zu gelangen. Seine Beichtkinder würden ihn zwar verlassen, ja man würde ihn für einen Narren verschreien; aber er solle sich daran nicht stoßen, sondern sich darüber freuen, denn das bringe ihn nur der rechten Demuth näher. Tauler befolgte den Rath, und was Nikolaus gesagt, traf buchstäblich ein. Noch ehe Ein Jahr verging, wurde er in seinem Kloster verspottet, und von seinen Freunden und Beichtkindern verlassen. Hierzu gesellten sich nun noch körperliche Leiden, so daß er recht arm und elend an Leib und Seele wurde. Er sandte zu Nikolaus, aber dieser gab ihm die Versicherung, es gehe gut mit ihm, und werde täglich besser gehen, und damit zog der geheimnißvolle Mann wieder hin, von wannen er gekommen war, nach Basel, „von einer großen Sache wegen“ wie er selbst schreibt.

Zwei Jahre lang dauerten noch Taulers Uebungen und innere Kämpfe. Von allen seinen Freunden ward er verschmäht, und vor Armuth mußte er einen Theil seiner Bücher versetzen. Da endlich besuchte ihn Nikolaus wieder. Tauler erzählte ihm, wie er nach einer heftigen Anfechtung eine Stimme gehört habe, die zu ihm gesprochen: Stehe nun fest in deinem Frieden, und vertraue Gott!“ Darauf hin gab ihm der Laie das Zeugniß, er habe nun Gottes Gnade gefunden, nun werde er die Schrift verstehen. „Darum sollt ihr nun auch wieder anheben, zu predigen, fuhr er fort, um euren Mitchristen den rechten Weg zum ewigen Leben zu zeigen! Nun ist's nicht mehr Noth, daß ich euch lehre, dieweil ihr den rechten Meister gefunden habt, dessen bloßes Werkzeug ich war. Den höret, und seid ihm gehorsam! das ist mein letzter Rath; denn jetzt ist's an mir, von euch Lehre zu empfangen.“ Zugleich gab er ihm dreißig Goldgulden, um seine Bücher wieder einzulösen.

Ermuthigt durch diesen Zuspruch, ließ Tauler nun verkündigen, er werde am dritten Tage wieder predigen. Darüber erstaunten die Leute sehr, und es kam eine gar große Schaar zusammen. Als aber Tauler die Kanzel bestiegen, und das Eingangsgebet gesprochen hatte, flossen seine Augen so von Thränen über, daß er kein Wort weiter zu sprechen vermochte,

und die Kanzel verlassen mußte. Dies Geschieh war um so demüthigender für ihn, als sich das Gerücht von dem seltsamen Vorfalle durch die ganze Stadt verbreitete, und die Leute allgemein über ihn urtheilten: „Nun sehen wir wohl, daß er ein rechter Narr geworden ist.“ Sein treuer Rathgeber tröstete ihn jedoch, und ließ ihn in dieser neuen Demüthigung eine besondere Gnade Gottes erkennen, für die er inbrünstig zu danken habe. Bald zeigte sich auch, daß diese Erfahrung seine geistigen Kräfte nur gestärkt hatte. Tauler trat zum zweitenmale wieder auf, und predigte über Matth. 25, 6. „Zur Mitternacht aber ward ein Geschrei: siehe der Bräutigam kommt; gehet aus ihm entgegen!“ Er schilderte die Liebe und das Kommen des Herrn mit solcher hinreißenden Beredsamkeit, daß die ganze Versammlung an seinen Lippen hing. Als er die Freude beschrieb, welche die Braut beim Herannahen des Bräutigams empfindet, rief einer aus der Menge: „Es ist wahr!“ und fiel wie todt nieder. Da rief eine Frau: „Herr, höret auf! sonst stirbt uns dieser Mann.“ Tauler antwortete: „Ach, liebe Kinder, will der Bräutigam die Braut heimführen, so wollen wir sie ihm gerne lassen; dennoch aber will ich ein Ende machen.“ Er fügte nur noch wenige Worte hinzu, und schloß dann die Predigt. Zwölf Personen lagen ohnmächtig auf dem Kirchhofe, die seine Predigt bis ins Innerste erschüttert hatte. Dies alles hat Tauler selbst aufgezeichnet, und auf seinem Todesbette dem Freunde übergeben, damit er ein Büchlein daraus mache. Dieser schreibt in jenem Büchlein weiter von ihm: „Er nahm nun zu an göttlichem Leben, und ward immer mehr von der Gnade des heiligen Geistes erfüllt.“

Seit Tauler sein Schweigen gebrochen, fuhr er rastlos fort, das Wort Gottes zu verkündigen. Er predigte von nun an ganz in deutscher Zunge, während er bisher stets lateinische Sätze mit eingeschoben hatte. Dabei wurde seine Liebe und sein Mitleid für das Volk, und die sonst so geringe geschätzten Laien, stets größer. Er ließ sich herab zu den Elenden und Niedrigen, und tröstete und ermahnte sie, so viel er konnte. Dabei strafte er mit Ernst die Gebrechen und Sünden, doch ohne den weltlichen Arm anzurufen, allein mit dem Schwerte des Wortes. Vor allem deckte er das tiefe Verderben der Geistlichkeit auf, und strafte es mit harten Worten. Sie machten's aber auch damals arg genug dazu. Mit goldenen Borden und Schleifen schmückten sie ihre Kleider, zogen mit Schwertern und Dolchen durch die Straßen, wohnten den Waffenspielen und Turnieren

bei, und besuchten die Schenken und Trinkstuben. Ebenso ergözten sich die Stiftsdamen in den vornehmen Frauenklöstern an den Turnieren, und tanzten mit den Laien bei ihren Gelagen. „Das sind,“ sagt Tauler in einer Predigt, „gemeine, verdingte Knechte, Pfaffen und Nunnen, die dienen Gott um ihren Pfund willen, und wären sie der nicht sicher, so dienten sie Gott nicht, kehrten um, und würden Gefellen der Feinde Gottes.“ Bei solchem Auftreten konnte es nicht fehlen, daß Tauler von Geistlichen und Laien vielfach angefeindet, verhöhnt und verspottet wurde. Sein Dringen auf innere Frömmigkeit, und seine Forderung, den eigenen Willen zu verläugnen, behagte gar Vielen nicht. Doch hatte sich auch ein großer Anhang um ihn gesammelt. Selbst auf manche Geistliche gewann er einen heilsamen Einfluß, so daß „viele Priester ganz fromm wurden.“ Die Gottesfreunde schlossen sich fest und innig an ihn an, unter ihnen ist Sulmann Marswin, ein reicher Straßburger Bürger, besonders zu nennen, der ein damals beliebtes geistliches Buch verfaßt, und das Johanniterhospital gegründet hat.

Im Jahre 1347 war Kaiser Ludwig gestorben, und Karl IV. „der Pfaffenkaiser“ kam zur Regierung. Den erkannten viele Stände nicht an, darunter auch Straßburg. Daher blieb der Bannfluch noch immer auf der Stadt liegen, und des Papstes Groll ward von neuem rege. Zu diesen fortdauernden, bürgerlichen und kirchlichen Zerwürfnissen kam aber noch andere Noth. Nachdem Erdbeben, Stürme und Hungersnoth vorangegangen waren, zog im Jahre 1348 eine furchtbare Seuche, der schwarze Tod, durch ganz Europa. Alle gesellschaftlichen Bande wurden gelöst, an allen Orten herrschte dumpfes Entsetzen. 16000 Menschen wurden in Straßburg, 14000 in der Stadt Basel hingerafft. Allgemein sah man diese Noth als ein Strafgericht Gottes an, und mit dem Zittern der Verzweiflung frugen die Menschen: „Was sollen wir thun?“ Viele Tausende durchzogen in Schaaren das Land, bis auf den Unterleib entblößt, sangen schauerlich klagende Bußgesänge, und geißelten sich auf eine furchtbare Weise, um den Zorn Gottes zu erreichen. Plötzlich wendete sich die ganze Wuth auf das Volk, welches einst den Herrn gekreuzigt. Das Gerücht verbreitete sich, die Juden hätten die Brunnen vergiftet, und Tausende dieser Unglücklichen wurden in wilder Wuth in die Flammen gestürzt.

Das war wohl eine gar traurige Zeit, von welcher wir

jetzt kaum eine Ahnung haben können. Eine tiefe Klage durchzog die Herzen der Gottesfreunde, und am tiefsten und rührendsten sind diese Klagen bei Tauler. Auf jeder Seite seiner Predigten spricht sich eine tiefe Wehmuth aus. Doch tritt er dem wachsenden Verfall nicht mit tobendem Eifer entgegen, sondern nur mit dem Schmerze der innigsten Liebe. „O weh“ ruft er, „wie ist des minniglichen Kreuzes sogar vergessen! Wie ist die allgemeine Liebe nun erloschen aller Orten dieser Erden!“ Je mehr aber die Selbstsucht herrschend ward, und das allgemeine Unglück, statt die Menschen zu Liebe und Mitleid zu stimmen, sie nur immer feindseliger trennte, um so mehr zogen sich die innigern Seelen ganz von der Welt zurück, wollten nicht mehr für die Welt wirken, sondern sich nur allein in sich versenken. Gegen solches Streben aber erhob sich mit der vollen Inbrunst seiner Liebe Tauler, wie ein Held. „Werke der Liebe,“ predigte er, „sind Gott wohlgefälliger, als große Beschaulichkeit. Bist du in innere Andacht versunken, und Gott will, du sollst hinausgehen, und predigen, oder einem Kranken dienen, so thu's mit Freuden.“ Und so trieb er's auch selber. Des Papstes Bannfluch hielt er für leeren Schall, wo Gott selbst mit Donnerstimme rief: „Tröstet, tröstet mein Volk!“ Mehr als fünfzig Leichen wurden täglich durch die Straßen getragen, die Priester aber fehlten, die sie geleiteten; denn sie unterwarfen sich des Papstes Machtspruch. Da machte er sich auf trotz Bann und Papst, besuchte die Kranken und Sterbenden, tröstete sie mit Gottes Wort, reichte ihnen die Sakramente, und half die Todten bestatten. Thomas von Straßburg, ein Augustinermönch, und Rudolph von Sachsen, Karthäuserprior, standen dem Liebeshelden mannhaft zur Seite. Dazu ließen diese Beiden ein Schreiben an die gesammte Geistlichkeit ergehen, und sprachen es öffentlich aus: es sei ungerecht, das arme, unwissende Volk also unschuldig im Banne sterben zu lassen. Kein Geistlicher dürfe den Sterbenden den Trost versagen, wenn der Papst auch einen Bannstrahl darauf schleudere; denn Christus sey für alle Menschen gestorben, und der Papst könne den Himmel nicht vor einem zuschließen, der unschuldig im Banne sterbe. Des Papstes ungerechter Bann lehre sich zum Segen für die, welche er getroffen habe, und wer den wahren, christlichen Glauben bekenne, und sich nur gegen des Papstes Person auflehne, der sey kein Ketzer.

Solch christlich Wort und Werk konnte natürlich der Papst

in seiner blinden Herrschsucht nicht dulden. Er ließ die Schriften jener beiden Mönche, sowie auch die Taulers, verbieten und verbrennen, und alle drei aus Straßburg entfernen. Darüber waren die frommen Herzen tief betrübt, nicht um ihretwegen, sondern um der armen Schafe willen, die nun keinen Tröster und Berather mehr hatten. Taulers Christenmuth aber entsank ihm nicht. Er wirkte jetzt auf andere Weise für Gottes Ehre. Da er mündlich das Wort Gottes nicht mehr verkündigen durfte, verfaßte er volksthümliche Schriften, und verbreitete sie unter das Volk. Doch auch das Schreiben ward ihm verboten. Da zog er gen Köln, und predigte hier in der Kirche des Nonnenklosters zu St. Gertruden. Dasselbst wirkte er mit großem und reinem Eifer, besonders unter den eiteln, prachtliebenden Nonnen. Doch hat es Gott nicht gefallen, von Taulers Leben und Wirken in dieser Zeit ausführlichere Nachricht auf uns kommen zu lassen.

Erst im Jahre 1361 vernehmen wir wieder etwas von dem treuen Knechte Gottes. Da finden wir ihn in Straßburg, seiner Vaterstadt, in schweren körperlichen Leiden, schon seit 20 Wochen auf dem Krankenlager. Als er fühlte, daß es zum Tode mit ihm ging, schickte er gen Basel, und ließ seinen geheimnißvollen Freund Nikolaus rufen. Der kam schnell, und redete ihn an: „Lieber Herr, wie geht es euch?“ Da sprach der Meister: „Ich glaube, die Zeit ist nahe, daß mich Gott von dieser Welt nehmen will; darum, lieber Sohn, ist es mir ein Trost, daß du bei meinem Ende bist.“ Darauf übergab er ihm einige Schriften, in welchen er auch die Unterredungen aufgezeichnet hatte, die er vor zwanzig Jahren mit Nikolaus gepflogen, und bat ihn, ein Büchlein daraus zu machen. Der Laie versprach es, und Tauler forderte noch, daß er ihrer beider Namen verschweige. Denn „du sollst fürwahr wissen,“ sprach er, „das Leben und die Worte und Werke, die Gott durch mich armen, unwürdigen, sündigen Menschen gewirkt hat, die sind nicht mein, sondern des allmächtigen Gottes, dessen sie auch ewiglich seyn werden.“ Der Laie hat solches Büchlein später zusammengestellt, und daraus ist dies alles bis auf uns gekommen. Fünf Tage lang hatten Nikolaus und Tauler noch sehr ernste Gespräche mit einander; dann ließ sich der Kranke zu seiner greisen Schwester bringen, die Nonne zu St. Claus war, um sich von ihr pflegen zu lassen. In deren Gartenhaus ist er nach schweren Leiden, und einem harten Todeskampfe am 16. Juni 1361 gestorben. Sein Heimgang verursachte eine tiefe Trauer in Stadt

und Land. Das Volk kam, um den Laien zu suchen, und in ihm den Freund ihres Vaters Tauler zu ehren. Der aber war schon längst wieder von dannen gezogen. Taulers Leichnam ward in seinem Kloster begraben. Den Stein, der jetzt sein Grab deckt, haben im Jahre 1824 die Protestanten in der Kirche aufstellen lassen, in welcher der treue Knecht vor einem halben Jahrtausende in gar arger Zeit unsere deutschen Väter gestraft und getröstet hat.

Taulers Freund, Nikolaus von Basel, hat seinen Mund nicht zugethan, sondern nach des Meisters Tode noch viel eifriger das Wort gepredigt, bis er zuletzt im südlichen Frankreich von einem Kegermeister ergriffen worden ist. Da hat er ein frei, muthig und offen Bekenntniß von seinem Glauben abgelegt, und hat dann, wie ein Held Christi, den Scheiterhaufen bestiegen, darauf er lebendig verbrannt worden ist.

Zum Schluß noch ein Zeugniß unseres großen Kirchenreformators über Tauler. Wir bemerken dabei, daß von den Predigten, die bis auf uns gekommen sind, sein Buch „über die Nachfolge des armen Lebens Christi“ sein bedeutendstes Werk ist, welches seitdem schon gar vielen Seelen Trost und Segen gespendet hat. Luther schreibt darüber an Spalatin: „Wenn es dich ergötzt, eine, der alten vollkommen ähnliche Theologie in deutscher Zunge kennen zu lernen, so schaffe dir Johann Taulers Predigten an; denn weder in lateinischer noch in unserer Sprache habe ich je eine gesündere, und mit dem Evangelium mehr übereinstimmende Theologie gelesen. Schmecke und siehe, wie freundlich der Herr ist, wenn du zuerst geschmeckt und gesehen hast, wie bitter alles das ist, was wir selbst sind!“



Johannes Ruysbroeck.

(gest. 1381.)

„Das kein Auge gesehen, und kein Ohr gehört hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist, das Gott bereitet hat denen, die ihn lieben: uns aber hat es Gott geoffenbaret durch seinen Geist. Denn der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit.“ (1 Cor. 2, 9. 10.)

Den Geschlechtsnamen des Johannes kennen wir nicht; gemeinlich wird er Ruysbroeck genannt, von dem an der Senne zwischen Brüssel und Hull gelegenen Dorfe gleichen Namens, wo er im Jahre 1293 geboren ward. Eben so wissen wir von seinem frühern Leben nur wenig, obgleich er hernachmals eine große Berühmtheit erlangte, und unter den Häuptern der Mystiker von seinen Zeitgenossen noch mehr gepriesen wurde, als Tauler. Von früher Jugend an trachtete er mehr der Frömmigkeit, als den Wissenschaften nach, und selbst während seiner Studienzeit war er mehr der Andacht und Heiligkeit, als der Gelehrsamkeit ergeben. Seine tiefe, innige Gottesliebe war denn auch die Kraft, durch welche er die Gemüther entzündete und bedeutende Wirkungen hervorbringen sollte. In seinem 24. Jahre wurde er als Priester geweiht, und bald darauf als Vikarius an einer Kirche in Brüssel angestellt. Schon damals zeigte sich bei ihm eine große Neigung zur Stille und Beschaulichkeit. Man hat ihn oft in den Straßen Brüssels umhergehen sehen, so tief in Betrachtungen versenkt, daß er nichts um sich her bemerkte. Dennoch unterzog er sich bis zu seinem sechzigsten Jahre den Geschäften des weltpriesterlichen Standes mit anerkanntem Eifer. Dann aber überwältigte ihn die seiner Natur tief eingewurzelte Vorliebe, und er zog sich mit mehreren Freunden in das Kloster Grönthal zurück. Es gehörte dasselbe einem neu gestifteten Vereine regulirter Chro. herrn des heiligen Augustin, und lag zwei Meilen von Brüssel mitten in einem prächtigen Buchenwalde, dem Soigner Walde, an dessen südlichem Ausgange das berühmte Waterloo liegt. Ruysbroeck wurde bald Prior dieses Klosters, und der Urheber einer Reformation

der Kanoniker, die sich weit in den Niederlanden verbreitete. Er lebte von nun an in der stillsten Einsamkeit und Zurückgezogenheit. Ganz der Betrachtung hingegeben, vergrub er sich, wenn ihn der Geist ergriff, gern in die einsamsten Stellen des schönen Waldes, der das Kloster umgab. Oft fanden ihn die Seinen nach langem Suchen in heiliger Entzückung, sein Angesicht strahlend von göttlicher Herrlichkeit. In solchem Zustande pflegte er seine Eingebungen in eine Wachstafel aufzuzeichnen, und den Entwurf dann in seiner Klosterzelle weiter auszuführen. So entstanden nach seiner festen Ueberzeugung alle seine zahlreichen Schriften unter unmittelbarer Leitung des heiligen Geistes. Er antwortete, als er einst von Gerhard Groot darüber befragt wurde, demselben getrost: „Sei versichert, daß ich kein Wort in meinen Schriften gesetzt habe, ohne des heiligen Geistes Eingeben, und in einer sonderbaren und aller süßesten Gegenwart der hochheiligen Dreieinigkeit!“

Es mag das vielleicht Manchem überspannt vorkommen, aber dennoch war Ruysbroek weit entfernt von aller Schwärmerei. Wir vermögen es nicht, uns in dies unverrückte Glaubensleben, diese Liebesinnigkeit und Andachtsglut der alten Mystiker zu versetzen. Das Gottesfeuer in Ruysbroek war kein künstlich angefachtes, schnell auflackerndes und ebenso schnell wieder verlöschendes, sondern wirklich ein dauerndes Flammen des heiligen Geistes, ein immer mehr Einswerden mit Gott, eine unbedingte Ergebung in seinen Willen, die selbst den Schrecken des Gerichtes, ja der Höllepein furchtlos ins Auge schaute, wie er denn auch einst einem Freunde erwiedert hat: „Glaube mir, ich bin bereit, Alles zu dulden, was mir Gott zuschickt, auch den Tod und die Höllepein; denn es ist mein einiger und höchster Wunsch, daß Gottes liebevoller Wille an mir geschehe.“

Hier in Grünthal empfing Ruysbroek die Besuche Johann Taulers und Gerhard Groots. Aber auch viele andere Personen jeden Alters und Standes, von Flandern bis hinauf gen Basel, wallfahrteten zu dem frommen Greise, dem vielgepriesenen Lehrer der selbstverläugnenden Gottesliebe. Sein Ruf machte ihn nicht stolz. Er war mild, bescheiden, freundlich, theilnehmend; unterzog sich den Handarbeiten, dem Fasten und Wachen mit großer Strenge, und verrichtete auch die geringsten Dienste des Klosters. Erst im hohen Alter ließ er sich beim Niederschreiben seiner Aufsätze durch einen Schreiber unterstützen. So verfloß sein Leben sanft und stille,

ohne große Schicksale, ohne große Thaten. Seine Einfachheit und Mäßigkeit ließ ihn ein sehr hohes Alter erreichen. Zuletzt aber sehnte er sich herzlich nach seines Leibes Erlösung. Er starb sanft und heiter, wie er gelebt, am 2. Dezember 1381, im acht und achtzigsten Jahre seines Alters, im vier und sechzigsten seines Priesterthums, und ward in der Kirche seines Klosters beigesetzt. Ein Grabstein mit einfacher Inschrift bezeichnete die Stätte, da er ruhet.

Um einen tiefern Blick in Ruysbroecks Glaubensleben zu gewinnen, lassen wir noch einige Stellen aus seinen Schriften hier folgen. „In die Demuth niedersteigen,“ sagt er, „heißt über aller Himmel Höhe aufsteigen. Alle guten Werke verlieren ohne Demuth ihre Schönheit.“ „Nicht durch unsere, sondern durch seine Verdienste hat uns Gott frei gemacht. Um diese Freiheit zu fühlen, muß sein Geist unsern Geist in Liebe entzünden; da wird unser Geist getauft, mit Freiheit begabt, und mit dem seinigen vereinigt.“ Durch die Liebe, lehrt er, kommen wir zur Herzensereinheit mit Gott. „Das Gute, das wir thun, befriedigt uns nicht mehr, was wir erlangen, giebt uns kein Genüge. Es entzündet sich eine unendliche Sehnsucht in uns, und eine Andacht, durch welche alle gute Werke brennen. Da wollen wir Niemanden gefallen, und es gefällt uns nichts, was uns von Gott abzieht. Wir sind allein mit Gott; Gott und wir, sonst nichts. In diesem Zustande strömt uns die göttliche Gnade zu, ein gottgestaltetes Licht, das uns Gott ähnlich macht, und in der Gnade die Liebe, welche das Fundament für den menschlichen Geist, und eine Wurzel aller Tugenden ist. Gott läßt sich zu uns nieder in der Gnade, wir erheben uns zu ihm durch Andacht und Liebe. Die Menschheit ist ein wilder Baum. Die Gnade Gottes pflanzt darin das frische, göttliche Reis, Jesum Christum. Dadurch wird der ganze Stamm göttlich, und rückt immer näher zu Gott.“ In einer alten Handschrift des Werkes von Ruysbroeck, aus dem wir diese Stelle mitgetheilt haben, stehen am Rande neben diesen Worten folgende schöne Reime:

„O Mensch, willst eingeeimpft du werden,
 „Und seyn versetzt in die himmlisch Erden,
 „So mußt vorher die Aeste wild
 „Ganz hauen ab, daß Früchte mild
 „Fürkommen nach Gottes Ebenbild.“

Ruysbroeck hat zwar sein Leben lang entschieden darauf gehalten, ein lebendiges Glied seiner Kirche zu bleiben, und als

ein Knecht Christi im katholischen Glauben zu leben und zu sterben, dennoch aber ist er in einen ebenso entschiedenen Gegensatz zu dem herrschenden, römischen Kirchenthum getreten. Er hat das Innerliche gegen das Aeußerliche, den Geist des Glaubens der Liebe und des Schauens als das Höhere, gegen das Thun der Werke geltend gemacht, und als solcher ist er unter die Vorläufer der Reformation zu rechnen. In sofern er aber trotz seines unverwandten Schauens in das göttliche Licht, ein offenes Auge für die Zustände seiner nächsten Umgebung, ja für alle Verhältnisse des Lebens behielt, und sich nicht scheute, das, was er wahrgenommen, scharf und freimüthig auszusprechen, lag auch nach außen hin in seiner ganzen Thätigkeit viel Reformatorisches. Besonders strenge züchtigt er das Verderben des geistlichen Standes. „Päpste, Fürsten und Prälaten, klagt er, beugen ihre Kniee vor dem zeitlichen Gute, und haben nicht die Besserung und Zucht der Seelen, sondern den Beutel im Auge. Alle Gnadengüter und Gaben der Kirche sind ihnen, wie dem Krämer die Waare, für Geld feil. Für die Reichen wird gesungen und gelesen, und leicht erhalten sie Ablassbriefe für die Strafen des Fegefeuers. Nach ihrem Tode hört man singen, und alle Glocken läuten, sie werden vor dem Altare begraben, und selig gesprochen. Aber, wenn sie in Ungerechtigkeit gestorben sind, so vermögen alle Menschen insgesammt nicht, sie von den Qualen der Hölle zu befreien, und wenn sie auch alle ihre Habe den Armen gegeben hätten, es würde ihnen nichts nützen. Bei den Mönchen findet man insgemein drei Laster: Trägheit, Freßerei und Schwelgerei. Sie wollen Arme heißen, aber auf sieben Meilen um ihre Klöster saugen sie alles Land aus, und leben dann in Saus und Braus. Nicht besser sind die Priester. Auf hundert schlimme kommt kaum ein guter. Da sie selbst ihre Pfründen meist erkaufte haben, so sind ihnen auch alle geistlichen Güter feil. Ist ein Gewinn zu erwarten, so laufen sie zur Kirche, so bald die Glocke tönt; ist dies nicht der erste Fall, so könnte man die Glocken mit Läuten zersprengen, ehe einer käme. Und die Prälaten und Bischöfe sind noch schlimmer. Sie streben nach Gut und Ehre, da wird der Geist blind. Verbrecher müssen Geld bezahlen, je reicher desto mehr. Dann können sie wiederum Ein Jahr dem Teufel dienen. So hat jeder, was er will: der Teufel die Seele, der Bischof das Geld, die elenden, dummen Menschen eine augenblickliche Ergözung. Wahrlich, wenn am Anfange der Kirche die Geistlichen so wenig geistlich gewesen wären, die Kirche hätte sich nicht so weit ausgebreitet.“

So schrieb und sprach Ruysbroet, der stille, tiefsinnige Mystiker. Wir ehren ihn darum mit Recht als einen Vorläufer der Reformation. Sein kirchliches Gedächtniß begehen wir an seinem Todestage, den 2. December.

Gerhard Groot.

(gest. 1384.)

„Und mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft.“ (1 Cor. 2, 4.)

Gerhards Vater war Werner Groot, Schöffe und Bürgermeister der damals bedeutenden Stadt Deventer in Holland, ein angesehener Mann. Im Oktober 1340 ward ihm sein nachmals so berühmt gewordener Sohn geboren. Das Kind war von Körper schwächlich, aber mit desto besseren Geistesgaben ausgerüstet. Als Jüngling besuchte Gerhard nicht ohne Ehrgeiz die berühmte Hochschule zu Paris. Bereits in seinem 18. Lebensjahre erhielt er die Magisterwürde, und kehrte in seine Heimath zurück. Als Sprößling einer so angesehenen Familie erhielt er bald mehrere einträgliche Präbenden. Mit irdischen Glücksgütern reichlich ausgestattet, ging er Anfangs den gewöhnlichen Weg weltlichgesinnter Geistlichen. Er nahm an öffentlichen Vergnügungen Theil, liebte leckere Bissen und köstlichen Wein, schmückte sein Haar, trug ein schönes Gewand mit silberverziertem Gürtel und ein Oberkleid vom feinsten Pelzwerk. Aber bald sollte nach Gottes Rath ein neuer Sinn und Geist in ihm erweckt werden. Als er einst zu Köln am Rheine völlig unbekümmert einem öffentlichen Spiele zusah, redete ihn plötzlich ein fremder Mann mit ernster Stimme an: „Was stehst du hier, auf eitle Dinge gerichtet? Du mußt ein anderer Mensch werden!“ Damit ging der Fremde, aber Gerhard konnte die Stimme nicht wieder aus den Gedanken los werden. Es war ein Haken in sein Herz geworfen.

Bald darauf traf er mit einem Universitätsfreunde von Paris, Heinrich Aeger, zusammen. Der war auch der Alte nicht mehr. Er redete mit heiligem Ernste von der Eitelkeit und Nichtigkeit der Welt, von Tod, Gericht und der Ewigkeit, und wies den Freund auf das Eine hin, das im Tode bleibt. Diese Worte machten einen überwältigenden Eindruck auf Gerhard. Von Stund an kam ein neues Leben bei ihm zum Durchbruch. Es hieß in seinem Herzen: „Rein ab mit Einem Mal!“ Sofort entsagte er allen seinen kirchlichen Einkünften, so wie dem nicht unbedeutenden väterlichen Vermögen, und lebte nun ganz dürftig und eingezogen.

Da wurde er, einige Zeit später, von demselben Heinrich Aeger aufgefodert, dem Volke zu predigen. Er sah diesen Ruf als einen Wink vom Herrn an, und suchte die Erlaubniß des Bischofs zur Reisepredigt nach. Dann trat er öffentlich auf, und rief mit gewaltiger Stimme die Sünder zur Buße wach. In ärmlicher Kleidung zog er umher von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Ueberall sammelten sich ganze Volkschaaren um ihn, und hörten mit großer Begierde seine Predigten. Thomas von Kempen, der Gerhards Leben beschrieben hat, sagt: „So groß war der Eifer des Volkes, das Wort Gottes zu hören, daß die Kirchen kaum die zusammenströmende Menge fassen konnten. Die Leute verließen ihre Arbeit, und viele vergaßen Essen und Trinken.“ Gerhards Predigten, gehört von Bornehmen und Geringen, drangen tief ins Herz. Es war nicht bloß die Fülle und der freie Fluß seiner Rede, welche die Zuhörer so fesselten. Was seine Vorträge so besonders eindringlich machte, war, daß man diesem Manne den Eifer der Liebe, der ihn drängte, und den innersten Ernst der Gesinnung abfühlte. Man wußte, daß er das tiefste Anliegen seiner Seele aussprach, und daß er jedes dieser aus eigenster Erfahrung geflossenen Worte durch That und Leben besiegelte. Dazu war Gerhard in der Begeisterung besonnen, und wußte die jedesmalige Stimmung seiner Zuhörer augenblicklich zu benutzen. Zuweilen ließ er seine Blicke forschend über die Versammelten hinschweifen, und richtete dann seine Rede nach den unmittelbarsten Bedürfnissen der Hörer ein. Der Erfolg mußte um so größer seyn, als er nicht in der fremden lateinischen, sondern überall in der Sprache des Landes zum Volke redete. Und daß er durch sein Auftreten nicht bloße Bewunderung oder flüchtige Rührung, sondern wirkliche Umkehr und nachhaltige Besserung bewirkte, davon geben seine Zeitgenossen Zeug-

nist, welche uns berichten, daß Viele durch ihn bewegt wurden, gestohlenen Gut zurückzugeben, den Wucher einzustellen, keusch und mäßig zu leben, ja dem Weltleben ganz zu entsagen, und sich Gott zu widmen.

Der Welt war natürlich solches Treiben ein Dorn im Auge, und bald genug wurde der Bußprediger von Bauchdienern und Baalspfaffen angegriffen, und mit Galle übergossen. Priester und Mönche rotteten sich wider ihn zusammen, und setzten es endlich beim Bischof von Utrecht durch, daß ihm die Erlaubniß zum Predigen wieder entzogen wurde. Gerhard unterwarf sich, und sprach: „Es sind unsere Vorgesetzten; wir wollen gehorchen, wie es sich geziemt.“ Sein Wirkungskreis nahm dadurch zwar an Umfange ab, doch wirkte er im Stillen unter einer kleinen Zahl von getreuen, wahrheitsuchenden Schülern um so eifriger fort. Es bildete sich bald ein kleiner Kreis von Vertrauten um ihn, in dem es Jedem wohl ward, der sein Heil in Christo suchte. Um diese Zeit besuchte er auch mit seinem Freunde Thomas Cele den gottseligen Johann Ruysbroek, der damals schon ein hochbetagter Greis war, in seinem Kloster zu Grünthal. Gerhard verweilte mehrere Tage bei ihm, und erquidte sich an den gesalzten Reden, die aus dem ehrwürdigen Munde flossen. Im Kloster selbst herrschte ein so inniger, frommer Geist, über alle seine Bewohner war ein so stiller, heiterer Frieden verbreitet, daß er noch in späterer Zeit diesen Besuch zu seinen angenehmsten Erinnerungen zählte.

In dem Schülerkreise, der sich in Deventer um Gerhard gesammelt hatte, zeichnete sich Florentius, Radewins Sohn, besonders aus. Gerhard suchte den jungen Leuten neben seinem Unterrichte durch Bücherabschreiben Arbeit zu verschaffen, damit sie sich ihren Unterhalt selbst erwerben könnten. Da trat nun eines Tages der obengenannte Florentius zu ihm mit den Worten: „Lieber Meister, was könnte es schaden, wenn wir, die wir abschreiben, unseren wöchentlichen Verdienst zusammen legten, und gemeinsam lebten?“ „Gemeinsam?“ erwiderte Gerhard; „das werden die Bettelmönche nicht leiden!“ Aber Florentius drang weiter in ihn, es einmal zu versuchen, ob nicht Gott seinen Segen dazu gäbe, bis Gerhard ausrief: „Nun, in Gottes Namen, fanget an! ich will euer Vertheidiger und treuer Beschützer seyn, gegen alle, die sich wider euch erheben.“ Das ist der Anfang des sich nachmals so weit verzweigenden, und so überaus segensreich wirkenden Vereins der Brüder

vom guten Willen, auch Verein des gemeinsamen Lebens genannt. Er war dem Mönchsleben verwandt, aber zwangloser, und von einem reineren, edleren Geiste beseelt. Kein Mitglied war zu lebenslänglicher Verpflichtung gebunden. Die Brüder lebten gemeinschaftlich in Einem Hause, aßen mit einander, trieben Handarbeiten, Handwerke und Künste, schrieben Bücher ab, und verdienten sich so, wie einst Paulus als Zeltmacher, ihren nöthigen Unterhalt, ohne daß indeß freie Gaben ganz ausgeschlossen wurden. Der Bettel aber war gänzlich untersagt. Als Ausdruck ihrer brüderlichen Gesinnung war die Gütergemeinschaft bei ihnen eingeführt, jedoch ohne allen Gesetzeszwang, wie in der ersten christlichen Gemeinde zu Jerusalem; später mag eine bestimmte Regel gegeben worden seyn. Zur Nahrung des christlichen Sinnes hatten sie unter sich fromme Andachtsübungen; die Bibel und gute Erbauungsschriften wurden vorgelesen. Sie bekannten sich gegenseitig ihre Sünden, und ermahnten einander in brüderlichem, evangelischem Geiste. In demselben Maße nun, wie sie sich nach innen kräftigten und erbauten, wirkten sie auch nach außen. Der Jugendunterricht lag damals ganz in den Händen der Bettelmönche, und war deren engherzigem, finstern Geiste angemessen. Die Schulen waren zumeist Pflanzstätten des Aberglaubens. Die Brüder des gemeinsamen Lebens lehrten die Jugend wieder Gott fürchten, unterstützten die ärmeren Schüler, verbannten die Mönchsfabeln aus den Schulen, lehrten unentgeltlich viele nützliche Dinge, vor allen die Muttersprache, und förderten das Studium des Lateinischen. Sie schrieben Theile der heiligen Schrift und der besten Kirchenväter ab, und verkauften diese Schriften um einen billigen Preis, oder verschenkten sie. Natürlich wurden sie von den Bettelmönchen viel angefeindet; allein ihr Werk ging mit Gottes Segen trotz aller Kämpfe glücklich fort.

Bald zeichneten sich die Schulen der Brüder vor allen andern vortheilhaft aus, und bildeten in jener Zeit des Aberglaubens und der Sittenlosigkeit helle Lichtpunkte am finstern Kirchenhimmel. An vielen Orten, in Holland, Geldern, Brabant, Friesland, Westphalen, und sogar im fernen Sachsen entstanden Brüderhäuser, und nach ihrem Vorbilde bald auch Schwesterhäuser, welche alle im gleichen Geiste und Sinne wirkten, und von Gerhard geleitet wurden. Thomas von Kempis schildert uns den seltenen Mann als mit natürlichem Scharfsinn, festem Gedächtniß, fließender Sprache und besondern Fähigkeiten zur ermah-

nenden Rede begabt. Dabei hatte er ein ausdrucksvolles Aeußere; sein Angesicht war heiter, sein Sinn ruhig. Er war wohlwollend in der Unterhaltung, bescheiden in seiner ganzen Erscheinung, mäßig im Leben, scharfsinnig im Rathe, besonnen im Urtheil, streng gegen Laster, feurig im Guten. Seine Mäßigkeit im Essen war so groß, daß er sich in der Regel mit Einer Mahlzeit des Tages begnügte. Einladungen nahm er nicht an, aber er bewirthete bisweilen Freunde und ehrbare Bürger bei sich. Vor Tische wurde etwas aus der Schrift verlesen, und darüber gesprochen. Gerhards Rede war gehaltreich, ernst, dabei mit Witz gesalzen. Seine Kleidung war in der Regel von grauer Farbe, und so schlicht, daß, wer ihn nicht kannte, ihn weder beachtete, noch grüßte. Seine größte Liebhaberei waren Bücher, die er mit großer Begierde sammelte.

Gerhard konnte seinem Bischofe mit gutem Gewissen versichern, daß er sich „immer und allenthalben dem Urtheile der römischen Kirche demüthigst unterwerfe.“ Ueberall bewahrte er den strengsten, kirchlichen Sinn. Trotzdem aber half seine stille Thätigkeit mitten im Schooße der römischen Hierarchie eine Befreiung von dieser Gewalt vorbereiten. Er drang mit dem größten Ernste auf den Gebrauch der heiligen Schrift, auf deren Bervielfältigung und Verbreitung, während der Papst noch in unseren Tagen das Werk der Bibelgesellschaften als arge Kezerei verdammt. In der Schrift selbst aber suchte Gerhard nicht den todten Buchstaben, sondern Christum, wie er im Evangelium dargestellt ist, als Wurzel und Spiegel des Lebens, als Fundament der Kirche. Die ursprüngliche, apostolische Kirche, leuchtete ihm als höchstes Vorbild. Nach ihrem Muster wollte er daher auch in den Gebräuchen, wo nicht alles, doch das Wichtigere umgestaltet wissen. Vornehmlich arbeitete er für die Wiederherstellung eines rechten, innerlichen Priesterthums, und bekämpfte die Verderbnisse des bestehenden. Offenbar sind in allen diesen Bestrebungen reformatorische Reime enthalten, die auch in der von Gerhard gestifteten Genossenschaft zur vollständigen Ausbildung kamen.

Als nun Gerhard so das Werk vollendet hatte, dazu ihn Gott der Herr erwählt, war auch die Zeit seines Abscheidens vorhanden, und Gott rief ihn heim in die ewigen Hütten. War auch seine Lebenszeit nur erst eine kurze, so hatte er doch viel und treulich geschafft. Und er selbst sehnte sich auch, daheim zu seyn bei dem Herrn. Hatte er doch vor nicht langer Zeit erst

zu einem der Seinigen gesprochen: „Was soll ich hier länger thun? Wäre ich doch bei meinem Herrn im Himmel!“ Und als ihm der Schüler die Nothwendigkeit seines längern Wirkens vorhielt, war er demüthig genug, offen zu bekennen, daß, wie der Herr ihn erwählt habe, so werde er nach seinem Tode einen andern erwählen, der Gottes Werk herrlich weiter führete. Im Jahre 1384 brach in Deventer die Pest aus, und ein Freund Gerhards wurde von der Seuche befallen. Gerhard, in der Heilkunde nicht unerfahren, eilte ihm unerschrocken zu Hülfe, wurde aber selbst von der Pest ergriffen. Als er den Tod fühlte, sprach er: „Siehe! ich werde vom Herrn gerufen; der Augenblick meiner Auflösung ist da. Augustin und Bernhard klopfen an die Thüre; ich kann das von Gott gesteckte Ziel nicht überschreiten.“ Die Brüder standen weinend um sein Lager, und klagten über den unerseßlichen Verlust ihres Meisters. Da rief er: „Vertrauet Gott, meine Theuersten! Fürchtet euch nicht, und stehet fest! Der Mensch kann nicht hindern, was Gott auszuführen beschlossen hat. Und siehe! mein geliebter Sohn Florentius, auf dem der Geist des Herrn ruht, wird euer Vater und Rektor seyn. Ihn haltet, wie mich; ihm gehorchet! Denn ich weiß keinen, dem ich so sehr vertrauete, den ihr als einen Vater zu ehren und zu lieben hättet.“

So entschlief Gerhard im Herrn in seiner Vaterstadt am 20. Aug. 1384, erst 44 Jahre alt. Er ward unter allgemeinsten Theilnahme in der St. Marienkirche bestattet, in welcher er so oft das Wort des Lebens verkündigt. Sein Name hatte sich nicht nur im Vaterlande, sondern durch ganz Deutschland verbreitet. Thomas von Kempis, sein Lebensbeschreiber, sagt von ihm: „Unser ganzes Vaterland hat er durch sein Leben, sein Wort, seine Sitten, seine Lehre erleuchtet, und entzündet.“



Florentius Radewins.

(gest. 1400.)

„O Timotheus, bewahre, was dir vertrauet ist!“

(1 Tim. 6, 20.)

Der Leser hat den Mann, von welchem wir jetzt berichten wollen, bereits aus der vorigen Lebensgeschichte kennen und lieben gelernt. Wie einst der Apostel Paulus seinem Timotheus, so hatte der sterbende Gerhard seinem Florentius die Fortführung seines Werkes anvertraut, und sein Vertrauen sollte nicht zu Schanden werden. Florentius wandelte getreulich in seines Meisters Fußstapfen. Er war der Sohn des wohlhabenden Bürgers Radewin zu Leerdam. Seine Ausbildung hatte er auf der Hochschule zu Prag genossen, und war daselbst Magister geworden. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland hörte er die Predigten Gerhards, und wurde mächtig von denselben ergriffen. Bald wurde er Gerhards innigster Freund. Er entsagte dem Kanonikate zu St. Peter in Utrecht, zog nach Deventer, und wurde später zum Vikar bei St. Lebuin in dieser Stadt geweiht. Thatkräftig, wie er war, entzündete er mit dem Feuer, das ihn durchglühte, auch die Gemüther Anderer. Es sammelte sich bald um ihn ein Kreis junger Männer, und er war es denn auch, der, wie wir bei Gerhard schon berichtet haben, den ersten Anstoß zur Stiftung der Bruderschaft vom gemeinsamen Leben gegeben hat. Mit vollem Rechte vertraute also Gerhard auf seinem Sterbebette die fernere Leitung derselben ihm an.

Florentius war noch weniger ein Gelehrter, als Gerhard. Er ließ sich nie gern auf subtile Fragen ein, die nicht zur Erbauung führen konnten. Dafür hatte er aber alle Eigenschaften eines praktischen Mannes: einen rastlosen Thätigkeitstrieb, eine große Gabe, die Menschen zu behandeln, und zu beherrschen, eine anziehende Liebenswürdigkeit, und zugleich etwas Ehrfurchtgebietendes. Thomas von Kempen, der, wie Gerhard's, so auch sein Leben beschrieben hat, giebt uns von ihm folgende Schilderung: „Er war von edlen Sitten, im hohen Grade bescheiden, fröhlich unter seinen Freunden, ansprechend und frei-

gebig, von angenehmer Gesichtsbildung, mittelmäßiger Größe, feinem Bau. Der Jugend flößte er schon durch seine bloße Erscheinung die größte Ehrerbietung ein.“ Thomas erzählt von sich selbst: „So oft ich meinen Herrn Florentius im Chöre stehen sah, so scheute ich, wenn er auch nicht umherblickte, doch seine Gegenwart wegen seiner ehrwürdigen Erscheinung so sehr, daß ich nicht zu sprechen wagte. Einmal stand ich in seiner Nähe im Chor. Er wendete sich zu mir, um mit mir aus Einem Buche zu singen. Da er nun seine Hände auf meine Schultern legte, stand ich wie eingewurzelt, und wagte nicht, mich zu bewegen, vor Erstaunen über die Ehre, die mir widerfuhr.“ Ein Anderer bekennt: „Es giebt keinen Mann, den ich so sehr liebe, und zugleich so sehr fürchte, wie den Herrn Florentius.“ In seiner Lebensweise und Kleidung war er sehr einfach. Allen Schmeicheleien blieb er entschieden abhold. Kein Geschäft hielt er für zu gering. Seine Fürsorge für Arme und Nothleidende war unermüdlich. Oft schickte er ihnen Speisen von seinem Tische. Seine besondere Theilnahme war der Jugend gewidmet. Er zog Knaben und Jünglinge freundlich zu sich heran, feuerte sie durch seine Ermahnungen an, beschenkte sie, und suchte sie in jeder Weise sowohl in ihrem innern Leben, als in ihrem äußern Fortkommen zu fördern. Thomas von Kempen sagt in dieser Beziehung: „Und wenn alle stille sind, ich werde nicht schweigen von der Mildthätigkeit des Florentius, die mir so oft wohlgethan hat, sondern dieselbe ewig preisen.“ Aber auch bei den Erwachsenen war sein Rath hochgeschätzt. Er wurde von Leuten aller Art, selbst von den bürgerlich höchstgestellten Männern in schwierigen Fällen um seine Meinung befragt. „So oft ich dem Rathe des Herrn Florentius gefolgt bin,“ äußerte Jemand, „habe ich immer guten Erfolg gehabt; das Gegentheil, wenn ich meinem eigenen Sinne nachging.“

Was seine besondere Lebensaufgabe anbetrifft, so führte er das von Gerhard begonnene Werk zu immer herrlicherer Blüthe. Im Jahre 1386, zwei Jahre nach Gerhards Tode, stiftete er zu Windheim ein Kloster für sogenannte regulirte Chorherren, das den Mittelpunkt für die Männer- und Frauenvereine des gemeinsamen Lebens bilden sollte. Diesem folgte bald das auf dem St. Agnesberge bei Zwoll nach. Allein, obgleich diese eigentlichen Mönchsklöster anfänglich durch Abschreiben der heiligen Schrift sehr thätig waren, so scheinen sie doch das nicht völlig geleistet zu haben, was Gerhard von ihnen erwartete.

Desto herrlicher und lieblicher gediehen aber die Brüderhäuser. Es entstanden ihrer immer mehrere, und sie blieben auch ihrem ursprünglichen Zwecke der Volks- und Jugendbildung und des frommen Unterrichts stets getreu. Der Herr hatte einen recht sichtbarlichen Segen auf diese Anstalten gelegt. Der Geist der Liebe, der Demuth und des freiwilligen Gehorsams durchwehte alle Gemeinschaften. Dies Band der Liebe und des gegenseitigen Vertrauens wurde besonders durch das freiwillige, gegenseitige Sündenbekenntniß bewahrt. Die Brüder wohnten zu je ungefähr zwanzig in Einem Hause, und waren in Priester und Laien getheilt. Sie hatten allerhand Handwerker und Künstler unter sich, und nährten sich durch ihrer Hände Arbeit. Jedes Haus stand unter der besonderen Leitung eines Rektors, der aus der Mitte der Brüder gewählt wurde. Die gewöhnliche Kleidung war ein graues Obergewand und eine Kappe von gleicher Farbe. Das Leben im Hause selbst war sehr geregelt. Für Andachtsübungen, Schreiben und Handarbeit waren bestimmte Stunden angesetzt. Bei Tische wurde etwas vorgelesen. Die Aufnahme neuer Mitglieder in die Bruderschaft geschah in der Regel nur auf wiederholte, dringende Bitten. Ein Probejahr ging vorher, während dessen die zu Prüfenden eine sehr strenge Behandlung erfuhren. Ein Gelübde auf Lebenszeit fand nicht statt. Jeder konnte wieder austreten, so daß nicht Zwang, sondern allein Freiheit, Liebe und Beruf die Genossenschaft zusammenhielt. Die Brüder enthielten sich alles Strebens nach kirchlicher Gewalt, nahmen auch keine kirchlichen Ehrentitel an. Eben dadurch aber wurde ihr Einfluß auf das Volk um so größer. Durch ihre Predigten und Bibelstunden in der Volkssprache, belebt durch Geschichten und Beispiele, wirkten sie bedeutend, am wichtigsten und wohlthätigsten jedoch, und der Reformation vorarbeitend, durch ihre Hauptbeschäftigung, den Jugendunterricht. Sie waren es, die mit Ernst und Eifer und völliger Hingebung daran arbeiteten, ein neues, besseres Geschlecht heranzubilden.

Ganz nach den gleichen Grundsätzen hatten sich auch Schwesternvereine gebildet, die aber streng von den Brüderhäusern geschieden waren. Sie beschäftigten sich mit weiblichen Arbeiten und mit dem Unterricht und der Erziehung der weiblichen Jugend. Eine Pflegerinn, Martha genannt, stand an der Spitze jedes Schwesternhauses, ihr zur Seite eine sogenannte Untermartha. Eine Obermartha in Utrecht führte die Oberaufsicht über alle Vereine der Umgegend. Durch diese

Schwestern wurde der innig christliche Geist der ganzen Gesellschaft auch in die Familie verbreitet.

Wie schon sein Vorgänger gethan, hinterließ auch Florentius den Brüdern christliche Weisheitsregeln. Zur Bezeichnung seines Geistes führen wir hier einige derselben an: „Dann ist dein Gewissen gut, und deine Vernunft gesund, wenn du dein Leben ganz nach der heiligen Schrift führst, und diese nicht nach deinem eigenen Kopfe, sondern so auslegst, wie die Heiligen sie verstanden haben.“ — „Die Bücher der heiligen Schrift sind zu bewahren als der höchste Schatz der Kirche.“ (Diese Regel stimmt trefflich zu unserm Dr. Luthers zwei und sechzigster These, welche er der römischen Lehre von der Kirche überflüssigem Schätze guter Werke entgegengestellt hat, da es heißt: „Der rechte und wahre Schatz der Kirche ist das heilige Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes.“) Doch hören wir Florentius weiter: „Wenn du etwas Gutes thust, so thue es lauter und rein zur Ehre Gottes, suche aber auf keine Weise darin dich selbst!“ — „Besser ist ein geringes Maaß des Geistes, als große Gelehrsamkeit ohne Frömmigkeit.“ — „Jeder Arbeit schicke ein kurzes Gebet voran!“ „Beneide keinen, daß er frömmel ist, oder mehr Ruf hat, als du, sondern liebe die Gaben Gottes in ihm, und sie werden dein seyn!“

So wirkte Florentius mit Eifer und Treue bis zum Ziele seiner Laufbahn. Sein Ende kam schneller, als die Brüder dachten. Er hatte schon viel gelitten, und wurde zu Anfang des Jahres 1400 von einer tödtlichen Krankheit befallen. Mit tiefer Inbrunst genoß er das heilige Abendmahl, und ernannte seinen vertrauten und zuverlässigen Freund Aemilius v. Buren zu seinem Nachfolger. Dann ermahnte er die gegenwärtigen Brüder mit herzlichen Worten, und schloß: „Bleibet in demüthiger Einfalt, und Christus wird in euch bleiben!“ Als er das gesagt, verschied er, sechzehn Jahre nach Gerhards Tode, am 24. März des Jahres 1400. Bei seiner Bestattung in der St. Lebuinkirche äußerte ein Bürger von Deventer: „Ob Sanct Leuin ein Heiliger ist, weiß ich nicht, glaube es aber; das aber weiß ich gewiß, daß dieser Mann ein Bekenner Gottes gewesen ist.“

Gerhard Zerbolt,

oder

Gerhard von Zutphen.

(gest. 1398.)

„Denn alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nütze zur Lehre,
zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit.“ (2 Tim. 3, 16.)

Mit Florentius noch gleichzeitig, doch viel jünger als dieser, und dennoch nach Gottes Rath früher vollendet, wirkte unter den Brüdern zu Deventer Gerhard Zerbolt. Er ward um das Jahr 1367 zu Zutphen geboren, und wird daher auch häufig Gerhard von Zutphen genannt. Nachdem er einige auswärtige Schulen besucht, erhielt er seine hauptsächliche Bildung auf der blühenden Brüderanstalt zu Deventer, wo er sich bald aufs innigste an Florentius anschloß. Er war so recht eigentlich ein geborener Gelehrter. Schon als Knabe zeigte er einen verzehrenden Studieneifer. Er hing am Munde seiner Lehrer, und die Zeit zum Lernen schien ihm immer zu kurz. Er bedauerte nichts mehr, als wenn die Lehrstunden ausgesetzt wurden. Als Jüngling war er rastlos mit Lesen, Studiren, Abschreiben der Bibel und anderer christlichen Schriften beschäftigt. Kaum, daß er sich zum Essen Zeit gönnte. Nur seine Andachtsübungen unterbrachen seine Arbeit. Den ganzen Tag über vergrub er sich hinter Büchern in seiner Zelle, und trat kaum an den heitersten Tagen etwas ans Fenster, um frische Luft zu genießen. Außere Dinge waren ihm völlig gleichgültig. Er merkte selten, was er aß, und sein Körper wurde, selbst in krankhaften Zuständen, ungebührlich von ihm vernachlässigt. Doch war er auch in weltlicher Wissenschaft nicht unerfahren, und hatte sonderlich in Sachen des Rechts gute Kenntnisse und ein gesundes Urtheil. Darum wurde er in Rechtsfällen von Florentius häufig um Rath gefragt, und zu juristischen Verhandlungen gezogen.

Mit unermüdlichem Eifer strebte Gerhard danach, Bücher von gutem und nützlichem Inhalte für die Bruderschaft zu erwer-

ben. „Solche Bücher," pflegte er zu sagen, „predigen und lehren mehr, als wir aussprechen können." Er brachte auch wirklich eine reiche Büchersammlung zusammen, die er selbst ordnete. Er unterwies auch die Brüder, wie sie auf die zweckmäßigste Weise die Bücher abzuschreiben hätten, und suchte besonders christliche Schriften und Theile der heiligen Schrift in der Landessprache zu verbreiten. Er ging dabei von dem Grundsatz aus, daß, so lange bloß die lateinische Sprache gelehrt, in lateinischer Sprache gepredigt und gebetet werde, das Volk nicht zur Quelle der Wahrheit gelangen, und den Weg zum Evangelium finden könne. Diese Einsicht Zerbolts ist um so wichtiger, weil die ausgezeichnetsten Lehrer, und die sonst in mancher Hinsicht gegen das römische Wesen kämpfenden Theologen seiner Zeit, es für durchaus bedenklich und sehr gefährlich hielten, dem Volke die Bibel in seiner Sprache in die Hand zu geben. Zerbolt selbst hat über diesen Gegenstand ein sehr wichtiges Schriftchen verfaßt: „Nutzen des Bibellebens in der Landessprache." Dies zeigt auf eine erfreuliche Weise, wie gründlich und besonnen ein der Kirche vollkommen ergebener Mann schon 130 Jahre vor dem Anschlag der Lutherschen Thesen sich über diese Lebensfrage ausgesprochen, und wie Luther durch seine Bibelübersetzung ein längst gefühltes, allgemeines Bedürfnis befriedigt hat. In jener Schrift heißt es unter anderm: „Die heilige Schrift bildet und belehrt nicht bloß einen besondern Stand, sondern sie unterweist Jeden in seinem Stande. Mithin ist sie allen Menschen in allen Ständen gegeben, und zwar dazu, daß dieselben durch das Bild, welches ihnen die heilige Schrift vorhält, ihre Sünden erkennen sollen. Welcher Vernünftige will nun sagen, die Laien sündigten, wenn sie die Schrift dazu gebrauchen, wozu sie von Gott gegeben ist, daß sie nämlich ihre Sünden erkennen, schmerzlich bereuen und meiden lernen? Warum sollen sie nicht auch des göttlichen Gesetzes, wie anderer allgemeiner Wohlthaten theilhaftig werden, da das Gesetz Gottes und die heilige Schrift unter allen Wohlthaten die größte ist? Es dürfen also die Laien von dieser Wahrheit, von diesem göttlichen Trost, durch welchen die Seele Nahrung hat, mit Recht nicht ausgeschlossen werden. Das Volk soll ja auch zu gewissen Zeiten in die Kirche kommen, um das Wort Gottes zu hören. Wenn sie nun die heilige Schrift nicht wissen sollen, warum wird sie ihnen gepredigt? Und warum können sie dasselbe und Aehnliches nicht auch in Büchern lesen? Wenn die Laien, ohne daß man es ihnen

verbietet, oder sie auch nur tadelt, weltliche, oft schlüpfrige und verführerische Bücher und Gedichte lesen, so wäre es doch höchst unvernünftig, wenn man sie von der Schrift abhalten wollte, durch welche sie zur Liebe Gottes und zur Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterland entflammt werden. Haben doch die größten Kirchenlehrer, Hieronymus, Augustin, Gregor, Chrysostomus, das Volk stets zum Lesen der heiligen Schrift angehalten! Das aber würden sie nicht gethan haben, wenn sie es für schädlich oder unerlaubt gehalten hätten. Ursprünglich ist ja die ganze Bibel in der Sprache geschrieben, in welcher sie von denen verstanden ward, für die sie bestimmt war: das alte Testament für die Juden hebräisch, das neue Testament griechisch, weil damals jedermann griechisch verstand. Die Juden haben die Bibel hebräisch, die Chaldäer chaldäisch, die Griechen griechisch, die Araber arabisch, die Lateiner lateinisch, die Gothen gothisch, die Slaven slavisch: alle Völker haben sie in ihrer Sprache. Wenn nun die Bibel beinahe in allen Sprachen gelesen wird, die unter dem Himmel sind, warum sollte sie nicht ebensogut im Deutschen gelesen werden? Das Bibellesen kann nie unerlaubt seyn, denn es ist ein Hauptmittel, den Menschen im Guten und in der Ueberwindung des Bösen zu fördern. Statt also das Volk am Lesen guter deutscher Bücher und der deutschen Bibel zu hindern, sollte man dasselbe darin unterstützen. Denn es wäre viel wohlthätiger, wenn sie ihre Zeit damit zubrachten, als mit unnützen Fabeln und Geschichten, oder mit Trinken in den Schenken.“

So kräftig und entschieden redete Zerbolt. Er wollte einen freien, offenen Zugang zum Lebensquell des göttlichen Wortes für alles Volk. Wie sich nach dem von ihm Mitgetheilten nicht anders erwarten läßt, trat er ebenso entschieden für das Gebet in der Muttersprache auf. Die Laien hatten zwar damals schon geschriebene Gebetbücher, aber in lateinischer, dem Volke unverständlicher Sprache. Sie sagten die Gebete her, ohne zu wissen, was sie thaten. Dawider kämpfte Zerbolt mit Ernst und Nachdruck. Solche Grundsätze, und das Beispiel der Brüder, thaten aber sehr viel, um das Bibellesen der Laien, so wie den Gebrauch der Muttersprache bei der öffentlichen und häuslichen Gottesverehrung immer allgemeiner zu machen, und damit wurde auf die wirksamste Weise der kommenden Reformation der Boden bereitet. Hauptsächlich durch den Gebrauch der fremden Sprache hielt der Papst die deutsche Kirche in völliger Abhängigkeit von Rom. Als der

Deutsche eine deutsche Bibel hatte, deutsch sang und betete, und deutsche Predigten hörte, da war er innerlich von Rom schon abgelöst, und der innern Ablösung mußte nothgedrungen auch die äußere folgen. So wuchs die große Sache der Reformation im Stillen herauf, bis sie endlich in Luther zum völligen Durchbruch kam. Die Brüder vom gemeinsamen Leben aber, und unter ihnen vor allen Zerbolt mit seiner volksthümlichen Sprache, seinem Dringen auf deutsche Bibel und deutsches Gebet, sind kräftige Rüstzeuge in Gottes Hand zur Vorbereitung derselben gewesen.

Im Jahre 1398 war Zerbolt auf einer Amtstreife begriffen. Als er nach Deventer zurückkehren wollte, wurde er zu Windesheim von einer tödtlichen Schwachheit befallen. Die Brüder sprachen in solchen Fällen offen zu einander. Sie wußten, welchen unberechenbaren Werth die letzten Stunden eines Sterbenden für seine arme Seele haben, und wollten nicht, nach der Weise unserer Zeit, einen Vorhang vor die dunkle Todesthür hängen. Das mattwerdende Auge bemerkte ohne dies oft nicht das Herannahen des letzten Feindes, der überwunden werden muß. In der Ewigkeit wird es euch einmal Keiner danken, ihr leidigen Tröster, daß ihr ihn mit falschen Hoffnungen auf seinem Sterbebette hingehalten. Das that Zerbolts Freund, Nemilius von Buren, nicht. Er trat an Gerhards Bett, ergriff seine Hand, und sagte: „Es scheint, Bruder, daß es mit dir zum sterben gehen will.“ Zerbolt erwidert ruhig: „Es kommt mir auch so vor.“ Seine Seele war gefaßt und vorbereitet. Er befahl sie in Gottes Hand, und verschied sanft und selig in der Nacht des 4. Decembers 1398, im 31. Jahre seines Alters, zwei Jahre vor seinem siebenzehn Jahre älteren Freunde Florentius. Der aber, sammt allen Brüdern, beweinte den theuern Mann „als eine Säule des Hauses, und die rechte Hand in Geschäftssachen.“

Thomas Hamerken, genannt Thomas von Kempen.

(gest. 1471.)

„So seid nun Gottes Nachfolger, als die lieben Kinder.“
(Eph. 5, 1.)

Warum wir gerade diesen Bibelspruch zur Ueberschrift der nun folgenden Lebensbeschreibung gewählt haben, darüber sind viele Leser gewiß keinen Augenblick in Zweifel. Thomas von Kempen ist ihnen ein alter, lieber Bekannter. Sie wissen, daß der bloße Name dieses theuern Mannes jenen Spruch laut in die Christenheit hineinpredigt. Wer konnte nicht sein berühmtes Büchlein von der Nachfolge Christi, ein Buch, welches mehr Auflagen erlebt hat, als irgend ein anderes von deutscher Hand geschriebenes, vielleicht mehr, als irgend eins der Welt? Ein französischer Buchhändler, Piget, hat versichert, er kenne 1800 verschiedene Ausgaben desselben, und Herr von Fontanelle sagt: „Die Nachfolge Christi ist das schönste Buch, das je aus einer Menschenhand kam, denn das Evangelium kam nicht aus Menschenhänden.“ Desgleichen der große, deutsche Philosoph Leibniz bezeugt: „Die Nachfolge Jesu Christi ist eins der vorzüglichsten Werke, die je sind verfaßt worden. Selig, wer nach dem Inhalte dieses Buches lebt, und sich nicht damit begnügt, das Buch bloß zu bewundern.“ Das soll des Lobes genug seyn; denn für die, die das Buch kennen, bedarf es desselben nicht.

Die Geschichte der Lebensführungen des Thomas von Kempen bietet nichts Außerordentliches, Wunderbares. Sein Leben glich einem Wiesen-Bächlein, das nach kurzem Lauf in einen stillen, klaren See sich ergießt. Seine Jugend war ein solches Bächlein, sein ganzes späteres Erdenwallen der Spiegel eines ruhigen Sees, der den Himmel in sich aufgenommen, und ihn ungetrübt der Welt zurückstrahlt. Thomas Hamerken, oder Hämmerchen, ward im Jahre 1380 in dem freundlichen, ohnweit Köln gelegenen Städtchen Kempen geboren, daher er auch nach der Sitte jener Zeit den Namen Thomas von Kempen führt. Sein

Vater war ein armer Handwerksmann, der im Schweisse seines Angesichtes sein tägliches Brod aß. So arm aber die Aeltern an irdischem Gute waren, so reich waren sie in Gott, und sonderlich die fromme Mutter pflanzte schon frühe in des Knaben empfängliche Seele die Keime der himmlischen Liebe. Daß sein geringer Stand ihn von Kind auf zur Demuth stimmte, war ihm eben so wenig zum Schaden, als unserm großen Reformator Luther. Seine Aeltern hatten ihn für den geistlichen Stand bestimmt, und in seinem 13. Jahre wanderte Thomas fröhlich nach der gelehrten Schule zu Deventer. Er hatte an seinen Habseligkeiten nicht schwer zu tragen. In Deventer wirkte damals noch der ehrwürdige und wohlbekannte Rektor Florentius. Dieser gewann den stillen, offenen Knaben bald lieb, versah ihn mit Büchern, und verschaffte ihm Unterkunft bei einer frommen Matrone. Etwas später ward er ins Bruderhaus selbst aufgenommen. Zu einem besondern Segen gereichte ihm hier die innige Gemeinschaft mit einem frommen Jünglinge, Arnold von Schoonhoven, mit dem er Eine kleine Kammer gemeinschaftlich bewohnte, und in Einem Bette schlief. Er erzählt von ihm: „Ich wurde durch seinen Eifer mit zum Gebet entzündet, und wünschte nur bisweilen eine solche Gnade der Andacht zu empfinden, wie er sie fast täglich zu haben schien. Auch war es nicht zu verwundern, daß er so hingebend im Gebete war, da er, wo er ging und stand, der sorgsamste Hüter seines Herzens und Mundes war.“ Mit welcher hingebenden Liebe Thomas an der Seele der Anstalt, dem ehrwürdigen Florentius, hing, davon ist in dessen Lebensbeschreibung schon die Rede gewesen. So oft er sich innerlich beunruhigt fühlte, wandte er sich an den verehrten Meister, und häufig ging er getröstet von dannen, wenn er ihm nur in das heitere, friedenvolle Antlitz geschaut hatte. Des Meisters Worte und Handlungsweise prägten sich seiner Seele so tief ein, daß er dessen ganzes Lebensbild in sich aufnahm, und es in seinem eigenen Thun und Denken, so wie sonderlich in seinen Schriften abspiegelte.

Sieben Jahre hatte Thomas bereits in dem Brüderhause zu Deventer, das ihm zu einem wahren Paradiese gemorden war, in eifriger Uebung der Frömmigkeit zugebracht, als ihn Florentius einst zu sich rufen ließ. Es war kurze Zeit vor dem Abscheiden des theuern Meisters. „Mein theuerster Sohn Thomas,“ redete er ihn an, „es ist nun der Zeitpunkt gekommen, wo du dich über deinen Lebensberuf entscheiden mußt. Du siehst, welche Gefahren und Bedrängnisse die Welt hat, wie auch

ihre Freuden vergänglich und von Reue begleitet sind. Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele? Sorge also für dein Heil!" Dann setzte er ihm weiter auseinander, wie er, bei seinem stillen, beschaulichen Wesen das Klosterleben für ihn am geeignetsten halte, und schlug ihm das von der Bruderschaft gestiftete Kloster auf dem St. Agnesberge bei Zwoll vor. Thomas war tiefbewegt, und erwiderte: „Was ich lange gewünscht, mein Vater, dazu giebst du mir jetzt Aussicht!" Schon Tags darauf wanderte er fröhlichen und getrosten Herzens seinem neuen Bestimmungsorte zu. So sehr er aber auch innerlich für seinen Beruf entschieden war, sprach er doch nicht übereilt das bindende Wort aus. Erst sieben Jahre darauf legte er das Mönchsgelübde ab. Stille Thätigkeit, einsame Betrachtung und eifriges Gebet füllten nun einen Tag seines Lebens um den andern. Als ein ächter Jögling der Brüdergemeinschaft, trieb er das Bücherabschreiben mit dem sorgsamsten Eifer. Er hatte ein kindliche Freude an recht sauber gehaltner Schrift, und meinte, man müsse das Gute und Heilige auch auf diese Weise schmücken und ehren. Seine hauptsächlichste Thätigkeit aber widmete er seinen eigenen Schriften, von denen wir am Schluß noch besonders handeln werden.

Alle, die Thomas gekannt haben, bezeugen, daß er sein ganzes Leben lang sich als ein guter Streiter Jesu Christi gelitten habe. Sein ganzes Wesen war reinlich, mäßig, keusch, innerlich freudig, und nach außen heiter. Sein höchstes Streben ging dahin, sich eine gleichmäßige Ruhe und den vollen Frieden des Gemüthes zu bewahren. Darum verwickelte er sich nie gern in die Händel der Welt, mied den Umgang mit Großen und Vornehmen, und war, wenn die Rede auf weltliche Dinge kam, sehr schweigsam. Desto unerschöpflich floss sein Mund auf dem ihm heimischen Gebiete über, in Gesprächen über Gott und göttliche Dinge. Seine äußere Erscheinung entsprach ganz seinem zarten, innern Wesen. Er war unter mittlerer Größe, aber von guten Verhältnissen. Die Farbe seines Gesichts war lebhaft, etwas bräunlich, die Augen durchdringend klar, und, trotz des angestrengtesten Gebrauches, bis zum hohen Greisenalter scharf und kräftig.

Ohne irgend außerordentliche Zwischenfälle, still und ruhig, all sein Dichten und Trachten unablässig auf das Eine, was Noth thut, gerichtet, hat Thomas ein und siebenzig Jahre auf

dem Agnesberge durchlebt, darunter eine lange Zeit als Subprior des Klosters. Er erreichte das hohe Alter von 92 Jahren; doch ist über die näheren Umstände seines Todes nichts Genaueres auf uns gekommen. Er starb im Jahre 1471, zwölf Jahre vor Luthers Geburt, am 25. Juli. Die Liebe Gottes und der auf dieselbe gegründete innere Friede, die stille Seligkeit der ununterbrochenen Gemeinschaft mit Gott war der letzte, der einzige Zielpunkt alles seines Strebens. Und dieses Ziel hat er auch, wie Wenige, erreicht. Sein ganzes Wesen war so von der Liebe Gottes und Christi durchleuchtet, so von Ruhe und Frieden erfüllt, daß er, wie ein Magnet dieses Gottesfriedens, alles, was in seine Nähe kam, zu demselben hinzog. Er lebt aber fort in seinen Schriften, und wirkt, wie damals, noch heutzutage für Alle, die sich nach ihrem Ursprunge zurücksehnen.

Unter seinen Schriften ist die gediegenste, die reinste Liebe gegen Gott und Menschen athmende, sein schon erwähntes und viel bekanntes Buch von der Nachfolge Christi. Seit 1494 ist es in unzähligen Auflagen gedruckt und wieder gedruckt worden. Damals, also 23 Jahre nach Thomas Tode, schrieb der Karthäuserprior Georg Birk-Kamer zu Nürnberg an den Buchdrucker Peter Danckauer: „Es giebt für dich, mein Petrus, durchaus kein besseres Mittel, welches dich zum göttlichen Geiste hinführen könnte, als wenn du die Schriften des ehrwürdigen Thomas von Kempen liesest. Für die ganze Christenheit aber wirst du nichts Besseres, nichts Edleres, nichts Frömmeres thun können, als wenn du seine Schriften unter das Volk verbreitest. Du handelst recht, wenn du sie aus der Dunkelheit ans Licht hervorruffst. Achte sie deswegen nicht gering, weil sie in einfachem, ungeschmücktem Style geschrieben sind! denn der allmächtige Gott hat dies zum Merkmale seiner Apostel gemacht, daß sie alles Glanzes der Worte, alles Schmuckes der Rede sich entschlagen. Der ehrwürdige Thomas vertraute nicht auf die Beredsamkeit, sondern auf die Wahrheit, als er seine Werke schrieb.

Wie allem Menschenwerk, klebt auch den Schriften dieses theuern Mannes manche menschliche Schwäche und Unvollkommenheit an. Dahin rechnen wir besonders das Mönchische, was oft noch zu sehr aus ihnen spricht. Sein Buch „von der Nachfolge Christi“ behandelt besonders die große, wichtige Lehre: „Christus in uns,“ gar schön nach der heiligen Schrift und Erfahrung, mit Ausnahme einzelner Stellen und Kapitel, wie z. B. von der Messe, wo er

von diesen schriftwidrigen Irrlehren lobpreisend spricht, als ein strenger Mönch, in der römisch-katholischen Weise. Da solche Stellen den evangelischen Bibel-Christen natürlich störend und anstößig seyn müssen, so sind von Evangelischen mehrere Ausgaben des Buchs veranstaltet worden, worin diese schriftwidrigen Stellen und Abschnitte weggelassen sind, z. B. von Pastor Gossner in Berlin, von Göbel u. A. Auf diese Ausgaben machen wir die evangelischen Christen aufmerksam, damit sie nicht römisch-katholische Ausgaben nehmen, worin auch die Spreu für Gold ausgegeben wird. Unser berühmtes evangelisches Andachts-Buch: „Arnd's wahres Christenthum“ hat große Aehnlichkeit mit obigem Buch, nur daß es durch drei große Vorzüge weit über ihm steht. Erstens dadurch, daß es, von vorn bis hinten, nur reine, schriftmäßige evangelische Wahrheit gibt; zweitens dadurch, daß es „Christum für uns“ ebenso ausführlich behandelt, als „Christum in uns,“ während jenes vorzugsweise den Letzteren behandelt; drittens dadurch, daß es die herrlichen Bibelstellen, worauf es seine Wahrheiten gründet, in der Regel selbst anführt und wiedergibt, was jenes nur selten thut, so daß der Leser durch Arnd weit mehr in das Wort Gottes hineingeführt, und mit demselben vertraut gemacht wird, als durch Thomas.

Dem Thomas dient wegen seiner Möncherei zur Entschuldigung, daß jeder Mensch immer ein Kind seiner Zeit bleibt, und er durch seine Erziehung in den mönchischen Vorurtheilen befestigt wurde. Wie er nun aber mit ganzer Seele Mönch war, so forderte er auch viel von einem wahren Mönche. „Nicht die Kapuze,“ sagt er, „macht den Mönch, — die könnte auch ein Esel tragen, — auf das innere Wesen kommt es an. Wehe dem Mönche, der ohne Schrift ist! denn ein Mönch ohne die heilige Schrift ist ein Soldat ohne Waffen, ein Pferd ohne Zügel, ein Schiff ohne Ruder, ein Schreiber ohne Federn, ein Vogel ohne Flügel.“ Aber wir müssen noch mehr von Thomas sagen. Er ist sogar streng römisch-katholisch gewesen und geblieben, hat unmittelbar nichts von alledem bestritten, was das Papstthum geheiligt hatte, selbst solche Lehren nicht, die schon damals von erleuchteten Christen, ja von seinen eigenen Schülern (s. S. 819), als Irrlehren erkannt wurden. Er übte mit Eifer den ganzen vorhandenen Kultus aus, und gab viel auf den Dienst der Heiligen und der Maria.

Wie, und dieser abgeschlossene, streng römisch-katho-

lische Mönch steht in der Reihe der Glaubenszeugen des evangelischen Märtyrerbuches? Sein Buch soll der evangelischen Christenheit zur Erbauung empfohlen werden? — Wir antworten getrost: „Ja!“ und du sollst dich, lieber Leser, mit uns freuen, daß wir so antworten können. Es ist uns eine tröstliche Bestätigung des dritten Artikels, unseres Glaubens an eine heilige, allgemeine Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen, die Christus, der Herr, zu allen Zeiten und an allen Orten gehabt hat, und haben wird. Zu dieser unsichtbaren Kirche gehörte auch Thomas, gehörte zu derselben recht im Geiste und Sinne unseres Luthers, da wir Evangelischen, nicht so engherzig, als die außer ihrer römischen Kirche alle Andern verdammenden Katholiken, diejenigen Christen nicht für verloren achten, welche den Herrn Jesum und seine versöhnende Gnade, der h. Schrift gemäß, für den Mittelpunkt ihres Glaubens halten, welche mit Petro glauben, daß in keinem Andern Heil ist, auch kein anderer Name unter dem Himmel dem Menschen gegeben ist, darinnen wir sollen selig werden (Ap. Gesch. 4, 12.), wenn sie denn auch noch durch verfinsternde Erziehung und Lehre Holz, Heu und Stoppeln auf diesen Felsengrund, Jesum Christum, zu bauen gewöhnt worden sind. (1Kor. 3, 11 — 15.)

Thomas ist ein wahrhaftiger Nachfolger Jesu Christi gewesen, und Gott helfe uns, daß wir es alle auch werden, mögen wir lutherisch oder reformirt, römisch- oder griechisch-katholisch heißen! Und mögen wir nicht dieser, oder jener sichtbaren Kirche, sondern unserm Herrn und Meister allein die Ehre geben, wenn wir Evangelischen ihn auch billig für die Gnade preisen, daß wir dieser unserer Kirche angehören, welche uns den apostolischen Weg zur Seligkeit in seinem reinen Evangelio und Sakramente zeigt als den sichersten und gewissesten Weg, vor allen andern christlichen Confectionen.

Johann Papper,
genannt
Johann von Goch.

(gest. 1475.)

„Denn von ihm, und durch ihn, und zu ihm sind alle Dinge.“
(Röm. 11, 36.)

Johann Papper wurde zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in dem clevischen Städtchen **Goch** geboren, und führt nach der Sitte damaliger Zeit von seinem Geburtsort den oben genannten Zunamen. Von seinem äußern Leben ist uns nur sehr wenig bekannt geworden. Wir wissen nicht, welche Schulen er besucht hat, sondern nur, daß seine Gelehrsamkeit für jene Zeit eine sehr bedeutende war. Er war nicht nur in der heiligen Schrift wohlbewandert, sondern hatte auch die Kirchenväter, namentlich den **Hieronymus** und den **Augustinus** studirt. Höchst wahrscheinlich hat er sich auf einer Anstalt der Brüder des gemeinsamen Lebens ausgebildet, wenigstens wissen wir, daß er mit ihnen bekannt war. Etwa in seinem fünfzigsten Lebensjahre, im Jahre 1451, gründete er ein Priorat von Kanonissinnen in **Mecheln**. Er hatte um dieselbe Zeit die Priesterweihe empfangen, und wirkte in **Flandern**, von woher er auch die ersten Jungfrauen nach dem ebengenannten Kloster **Thabor** bei **Mecheln** brachte. **Mecheln** war damals eine recht eigentliche Mönchsstadt. Es zählte auch mehrere Frauengemeinschaften, die jedoch keineswegs ein müßiges Leben führten, sondern sich mit Krankenpflege beschäftigten. **Goch** selbst ward Rektor und Beichtvater seines Klosters, 24 Jahre lang, und ist am 28. März 1475 gestorben, und in der alten Kirche des Stifts von **Thabor** begraben worden.

Das ist alles, was wir von dem äußeren Lebensgange dieses Mannes wissen. Desto deutlicher tritt uns aber sein geistiges Bild aus seinen Schriften entgegen. Er war ein Mann von großer Innerlichkeit und seltenem Tiefsinn, begabt mit eindringender Urtheilskraft. Nach seiner Gemüthsart neigte er mehr zur stillen Betrachtung hin; auch mag ihm sein Umgang mit

Frauen etwas Mildeß und Zartes gegeben haben. Dennoch hat er durch die offen und rückhaltslos ausgesprochenen Ergebnisse seiner Betrachtungen fruchtbringend und reformatorisch in die Wirklichkeit eingegriffen. Darüber sind wir den Lesern und seinem Andenken noch einige Belege schuldig.

Johann von Goch hat uns unter andern zwei Schriften hinterlassen, die ein schönes Zeugniß seines Glaubenslebens geben. Die eine führt den Titel: „Von der christlichen Freiheit,“ die andere den: „Von den vier Irrthümern, die dem Evangelio widerstreiten.“ Die Hauptsumme dieser beiden Schriften kann man in die wenigen Worte zusammenfassen, welche wir zur Ueberschrift seiner Lebensgeschichte gewählt haben: „Von Gott, durch Gott, zu Gott!“ Von Gott stammen wir, und sind abgefallen von Gott, und nur durch Gott kommen wir wieder zu Gott. Aus eigener Vernunft kann der Mensch Gott nicht erkennen, die einzig zuverlässige und maßgebende Belehrung über die göttliche Wahrheit bietet uns die Offenbarung Gottes in der heiligen Schrift. An diese allein, so weit ihm der Herr das Verständniß derselben eröffne, erklärt Goch, sich halten zu wollen, und wo er auch gegen die unchristlichen Richtungen seiner Zeit auftritt, da kämpft er allein mit den Waffen des göttlichen Wortes. Auf der heiligen Schrift ruht sein Glaube, wie auf einem Felsen; sie allein besitzt eine unwidersprechliche Autorität, von der nichts hinweggenommen, zu der nichts hinzugethan werden kann. In Betreff ihrer Auslegung spricht er den ächt protestantischen Grundsatz aus, daß sie aus sich selbst, durch den heiligen Geist, der sie eingegeben hat, erklärt werden müsse, die dunkleren Stellen durch die helleren, die schweren durch die leichten. In der Schrift findet er als das Höchste in Gott, wie im Menschen, die Liebe. „Was für den Vogel die Schwingen sind,“ sagt er „das ist für uns die Liebe. Die Schwingen scheinen den Körper schwerer zu machen, und doch wird er durch dieselben mächtig emporgehoben. Ebenso das Joch der Liebe, wenn es unserer sinnlichen Natur aufgelegt wird, beschwert es dieselbe nicht nur nicht, sondern es erhebt den Geist sammt den Sinnen zum Himmlischen. Nimm dem Vogel die Schwingen, und er ist am Fliegen gehindert; nimm dem Willen die Liebe, und er ist unfähig zu allem, was über die Natur hinaus geht. Was aus Liebe geschieht, das kann nicht anders geschehen, als mit süßer Empfindung, und selbst die herbste Bitterkeit des Todes wird durch die Liebe süß. Die Liebe ist in Wahrheit ein sanftes und leichtes

Joch, welches den, dem es ausliegt, stärkt und erquickt, und über das natürliche Vermögen hinaus zu Gott führt." Die Liebe muß nun auch die Seele unserer Handlungen seyn. Ohne Liebe sind die besten und größten Thaten nichts werth. Ohne Liebe ist alle Tugend nichtig, und nur der thut den Willen Gottes, der ihn in innerer Uebereinstimmung mit ihm übt. Aber weit entfernt ist Johann von Joch, diesen Werken der Liebe ein Verdienst zu unserer Seligkeit zuzusprechen. „Es ist eine Kezerei," sagt er, „das Verdienst der ewigen Seligkeit aus dem natürlichen Vermögen des Willens abzuleiten, und der Gnade nichts übrig zu lassen, der es doch allein und ausschließlich zukommt. Zur Beweisung der Lehre, daß wir ohne unser Verdienst durch die Gnade gerechtfertigt werden, hat der Apostel Paulus fast alle seine Briefe geschrieben, vornehmlich den an die Römer. Der Mensch kann sich durch seine Handlungen kein Verdienst erwerben; denn er ist alles, was er thun kann, ohnedies Gott schuldig. Daher stützt sich die Kirche, die auf den Glauben an Christum gegründet ist, auf die Verdienste Christi, und glaubt und hofft von diesem allein Seligkeit. Das ist der wahre Glaube, durch den wir Christo einverleibt werden, daß wir glauben, unser ganzes Heil beruhe auf seinem Verdienste."

Die mitgetheilten Stellen sind aus dem zuerst angeführten Buche. In dem zweiten greift er vier Irrthümer seiner Zeit an. Zuerst bekämpft er die jüdische, oder pharisäische Gesetzhelichkeit. Er zeigt, wie solche Werkheiligkeit wieder in die Kirche eingedrungen sei. Der Papst sei der Oberzuchtmeister der großen Kirchenfamilie in Europa, die Priester die Vollstrecker seiner Befehle, die Heiligen die Vorbilder, die sogar mehr gethan haben sollten, als das Gesetz von ihnen fordere. Solchem Irrthum stellt er den Glauben gegenüber, den Paulus den Galatern ans Herz legte, Gal. 5, 3—6. Als zweiten Irrthum nennt er die Gesetzlosigkeit der ungläubigen Welt, die da meine, wenn sie nur äußerlich ohne Herzenszustimmung an Christum glaube, so sey ihr alles übrige erlaubt; denn es heiße: „Wer da glaubt, und getauft wird, der wird selig." Diese fleischlichen Menschen, die die Gnadenlehre zum Sündendeckel gebrauchen, straft er mit den Worten Pauli 5, 13. Der dritte Irrthum ist ihm das falsche Selbstvertrauen, in welchem dem Menschen an Gottes Gnade nicht genügt, und er noch andere Stützen nebenbei nöthig zu haben glaubt. Er sagt: „Es giebt viele in der Kirche, die mit gewaltigem Eifer nach dem Guten streben, und

die das Vorgeschiedene mit großer Strenge üben; aber die eigentliche Aufgabe ist nicht bloß, das Gute zu thun, sondern das Gute gut zu thun. Das natürliche Vermögen des Menschen reicht hierzu nicht aus, wie aus den Worten Pauli ergeht: "Ich lebe, aber nicht ich, sondern Christus lebet in mir. Das will sagen: die Werke des Lebens verbringe ich nicht aus Kraft der Natur, sondern der Gnade, welche Christus darreicht. Hiermit ist jedes Werk, als zur Seligkeit nothwendig, ausgeschlossen. Thut Christus Alles in uns, so bedürfen wir nichts außer ihm, um die Seligkeit und den Frieden zu erlangen." Den vierten Irrthum endlich nennt er das selbstgemachte Christenthum, und zielt hier besonders auf das Mönchsleben und die angebliche besondere Verdienstlichkeit der Mönchsgelübde, deren Richtigkeit er überzeugend darlegt.

So stand Johann von Goch in seiner Erkenntniß auf so entschieden evangelischem Boden, wie wenige seiner Zeitgenossen. Auch in der Lehre von der Kirche behauptete er die Irrthumsfähigkeit derselben. Das mag uns jetzt als ein Leichtes vorkommen; damals war dies ein Satz von centnerschwerem Gewichte. Es war der schärfste Widerspruch gegen den Standpunkt des ganzen Mittelalters, welches der Kirche eine gottgleiche Stellung, und in ihr dem Papste unbedingte Unfehlbarkeit zusprach. Die gewaltigen Kämpfe des ein halbes Jahrhundert später auftretenden, heldenkräftigen Luther drehten sich ja gleichfalls vornehmlich um diesen Einen Punkt. Die römische Kirchenversammlung zu Trident hat denn auch die Schriften Gochs in die erste Klasse verbotener Bücher gesetzt, die von den römischen Katholiken durchaus nicht gelesen werden dürfen. So ist er vom Papste zu einem Ketzer gebrandmarkt worden. Wir aber ehren sein Andenken als das eines wahrhaftigen Bruders in Christo, und eines tapfern Streikers des Herrn in dunkler Zeit.



Johann Wessel.

(gest. 1489.)

„Und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.“ (Joh. 8, 32.)

Unter den Strahlen der Morgenröthe, welche dem hellen Tage der gesegneten Kirchenreformation vorangegangen sind, ist einer der hellleuchtendsten Johann Wessel. Er ist derselbe Mann, von dem unser Luther geurtheilt hat: „Wenn ich den Wessel zuvor gelesen hätte, so ließen meine Widersacher sich dünken, Luther hätte Alles von Wessel genommen, also stimmen unser beider Geister zusammen.“ Dieser von Luther so ausgezeichnete Mann war ein Frieser von Geburt. Das Haus in der Stadt Gröningen, in welchem er im Jahre 1419 oder 1420 zuerst das Licht der Welt erblickte, steht noch heutigen Tages in der Herrenstraße, und wird am Familienwappen Wessels erkannt. Von dem Stammgute der Wessel, das in Westphalen lag, führte er den Beinamen Gansfoot (Gänsefuß). Seine Freunde haben ihn das „Licht der Welt“ genannt, um dadurch seine evangelische Erkenntniß anzudeuten, ein Name, der in seiner wahren Bedeutung allerdings allein dem Herrn gebührt; seine Feinde dagegen „den Meister des Widerspruchs“, weil er mit kräftigem Geiste dem Aberglauben und Irthume seiner Zeit widersprochen hat.

Wessels Eltern trieben das Bäckerhandwerk, wurden ihm aber schon sehr frühe durch den Tod entzogen. Da nahm sich eine fromme, gottesfürchtige Frau des verwaisten Knaben an, Ottilia Clantes war ihr Name, und schickte ihn in die Lehranstalt der Brüder vom gemeinsamen Leben in Zwoll. Wessel zeigte schon frühe ausgezeichnete Gaben, litt aber auch seit früher Jugend schon an Blödsichtigkeit der Augen, und hatte an dem einen Fuße einen verbogenen Knöchel. Diese Gebrechen wurden Gnadenmittel in der Hand Gottes, durch welche der reichbegabte Knabe von der Zerstreuung nach außen, und von Eitelkeit auf seine Talente in sein tiefstes Innere, in Ergebung in Gottes Willen geführt wurde. In der Schule zu Zwoll

nahm er zu an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen, und schon jetzt entwickelte sich zum Erstaunen seiner Lehrer jener freie evangelische Geist in ihm, der ihn später zu einem so entschiedenen Vorkämpfer Luthers machte. Unter seinen Lehrern war auch der gottselige Thomas von Kempen, der, wie wir wissen, auf dem Agnesberge bei Zwoll lebte. Wessel empfing reichen Segen vom dem Umgang mit diesem Gottesmanne, aber auch der Schüler blieb nicht ohne Einfluß auf den Lehrer; ja der evangelische Geist desselben wirkte fast ebenso entschieden auf Thomas, und insbesondere auf die Abfassung seines Buches der Nachfolge Christi ein. Als einst der Lehrer den Knaben zur besonderen Verehrung der Maria aufforderte, erwiderte dieser: „Vater, warum führst du mich nicht lieber zu Christo, der doch alle Mühseligen und Beladenen so gütig zu sich ruft?“ Und als Thomas ein ander Mal den Jüngling zum Fasten ermahnte, entgegnete dieser: „Gebe Gott, daß ich stets trunken wäre von göttlicher Liebe, und fastete nur von Sünden und Lastern!“

Aus der klösterlichen Erziehungsanstalt in Zwoll zog Wessel auf die hohe Schule zu Köln. Sein Geist fand hier wenig Nahrung. Die Lehrer waren Männer, wie Doktor Laurentius, der sich rühmte, den Kezer Huß mit eigener Hand ins Feuer gestoßen zu haben. Er würde die Stadt schon früher verlassen haben, wenn ihn nicht ein besonderer Umstand zurückgehalten hätte. Im Kloster zu Deutz, das Köln gegenüber liegt, wurden die Schriften des frommen Abts Rupert, oder Ruprecht, der schon im Jahre 1135 gestorben, noch aufbewahrt. Das Studium derselben war für Wessel ein unschätzbare Fund. Rupert hatte das Wasser aus der rechten Lebensquelle geschöpft, welches er den Durstenden zu trinken bot. Er gründete alle seine Lehren auf die Bibel allein. Wessel las mit großer Begierde diese Schriften, und machte sich Auszüge aus denselben. Darauf, in seinem 32. Jahre, zog er nach Paris, der damals immer noch berühmtesten Universität im ganzen Abendlande. Er fand auch hier nicht, was er suchte. Statt auf die Quelle alles Lebens, die heilige Schrift, zurückzugehen, berief man sich bei den gelehrten Disputationen stets nur auf das Ansehen berühmter Lehrer. Unserem Johann war solches Wesen so zuwider, daß er spottend zu erwidern pflegte, wenn ihm seine Gegner, statt mit der heiligen Schrift, immer und immer wieder etwa mit den Aussprüchen eines Thomas von Aquino, oder eines

andern Gelehrten entgegentraten: „Thomas war ein Doktor: nun gut, ich bin auch ein Doktor. Thomas verstand kaum lateinisch, und konnte nur Eine Sprache; ich habe Kenntniß von drei Hauptsprachen.“ Antworten solcher Art mögen ihm wohl zuerst den schon früher erwähnten Beinamen „Meister des Widerspruchs“ zugezogen haben.

Nach einem längern Aufenthalte zu Paris begab sich Wessel nach Italien. Hätte er Ruhm und Ansehen hier gesucht, so hätte er es wohl finden können. Er hatte mit Sixtus IV. vertrauten Umgang gepflogen, ehe dieser zur päpstlichen Würde erhoben ward, und als er nun nach Rom reiste, um dem mächtigen Kirchenfürsten seine Ehrerbietung zu bezeugen, forderte dieser den ehemaligen Freund auf, sich eine Gnade auszubitten. Aber Wessel erwiederte mit edler Freimüthigkeit: „Heiligster Vater, ihr wißt, daß ich nie nach hohen Dingen gestrebt habe; aber, da ihr nun die Stelle eines obersten Priesters auf Erden bekleidet, so wünsche ich, daß euer Ruf eurem Namen entsprechen, und daß ihr euer erhabenes Amt so verwaltet, daß wenn einst der Erzhirte kommt, dessen höchster Diener ihr hienieden seyd, er dann sagen könne: „Ei, du frommer und getreuer Knecht, gehe ein zu deines Herrn Freude!“ und ihr dann getrost sprechen könnt: „Herr, fünf Pfunde hast du mir gegeben, siehe hier fünf andere Pfunde, die ich dazu erworben habe!“ Der Papst erwiederte, dafür habe er selbst zu sorgen, Wessel möge jetzt für sich etwas erbitten. „Nun, so bitte ich,“ erwiederte dieser, „daß ihr mir aus der vatikanischen Bibliothek eine griechische und hebräische Bibel gebet!“ Der Papst darauf: „Das soll geschehen; aber, du Thor, warum hast du dir nicht ein Bisthum, oder etwas dergleichen erbeten?“ Wessel antwortete: „Weil ich dessen nicht bedarf.“ Er nahm auch weiter nichts an, als die beiden Bibeln, die noch lange nach seinem Tode in einem Kloster bei Gröningen aufbewahrt worden sind.

Wessel nahm, wie hernachmals Luther, die Ueberzeugung mit aus Rom, daß dieser Mittelpunkt der Kirche der Sitz des schändlichsten Unglaubens und der größten sittlichen Verderbniß sei. Es wurde ihm deshalb dort unheimlich zu Muth, und er verließ den unreinen Ort, nur noch mehr bestärkt in seinem Eifer für die Verbesserung der Kirche. Zunächst ging er nach Paria, und von da nach Basel, wo er seinen alten Freund Neuchlin wieder fand. Hier in Basel wurde er vom Churfürsten Philipp von der Pfalz im Jahre 1477 zum Professor der griechischen

und hebräischen Sprache nach Heidelberg berufen. Er mochte jetzt ungefähr 58 Jahre alt seyn. Endlich, am Abend seiner Tage, sehnte sich Wessel aus dem unsteten Leben heraus nach stiller Ruhe, kehrte in seine Heimath zurück, und verbrachte hier die letzten Lebensjahre in einigen Klöstern. David von Burgund, Bischof von Utrecht, der überhaupt nach Gottes Rathe das Werkzeug gewesen ist, ihn gegen seine Widersacher kräftigst zu schützen, hatte ihm auch diesen Zufluchtsort verschafft. Ein lernbegieriger Kreis von Männern, Jünglingen und Jungfrauen umgab ihn, um aus seinem Munde die Worte des Lebens zu vernehmen. Die Zeit, die ihm übrig war, verwendete er zum Bibellesen, und zum Briefwechsel mit seinen Freunden.

Durch diese stille und gesegnete Thätigkeit mit dem Wort und der Feder, so wie durch den großen Einfluß, den er über seine zahlreichen Freunde und Verehrer übte, wirkte er Vieles und Großes zur Anbahnung der so nöthigen Kirchenreformation. Eine Zeitlang schien die Befürchtung nur zu gegründet, es werde sich wegen seines freimüthigen Wortes die Verfolgung auch gegen ihn richten. Sein Freund und Mitstreiter, Johann von Wessel, zuletzt Prediger in Worms, der in gleichem Geiste wirkte, als er, war nämlich schon seit einiger Zeit das Ziel der Verfolgungen der Ketzerrichter. Jetzt nun ging die Nachricht ein, es sei derselbe von der Inquisition zum Scheiterhaufen verdammet worden. Da dachte Wessel nicht anders, als die Reihe werde nun auch an ihn kommen, und machte sich in christlicher Bereitschaft auf seinen Tod gefaßt. Aber er blieb unangetastet. Weil er kein öffentliches Amt bekleidete, und auch sonst nicht unmittelbar und gewaltsam die bestehenden kirchlichen Verhältnisse angriff, ließ ihn die römische Kirche gern zufrieden. Man scheute in Rom unnöthiges Rütteln, und hatte daher gegen bloß abweichende Meinungen ein weites Herz, wenn nur die Verfassung der Kirche nicht geradezu angegriffen wurde. So wirkte denn Wessel ruhig und kräftig bis an sein Ende für die Bildung der theologischen Jugend fort. Er wußte, daß der volle Tag, dessen Anbrechen er verkündigte, nicht mehr fern war, und äußerte oft zu seinen Schülern: „Es wird bald geschehen, daß jene unwiderleglichen Lehrer in den Kapuzen, in den schwarzen und weißen Kutten, in die ihnen gebührenden Schranken zurückgewiesen werden.“

Den leeren Wortschwall der Gebete bekämpfte Wessel mit großem Ernste. Nie bediente er sich eines Breviers und Rosenkranzes, so daß ihn einst die Brüder auf dem Agnesberge fragten,

ob er denn nie bete? Da erwiderte er: „Mit Gottes Gnade strebe ich dahin, immer zu beten!“ Als es endlich mit ihm zum Sterben ging, begegnete ihm noch, was so vielen treuen Knechten des Herrn vor ihm und nach ihm begegnet ist. Der Feind bestürmte sein Herz mit Zweifeln an der evangelischen Wahrheit, und warf ihn in schwere, innere Kämpfe. Allein der Herr, zu dem er unablässig flehete, verhalf ihm bald zum Siege. Wie er früher schon im lebendigen Glauben begeisterte Blicke in die Ewigkeit gethan, und den Tag selig gepriesen hatte, an welchem er hindurchbringen würde zur vollkommenen Liebe, so ging er auch nun dem letzten Augenblicke fest und freudig entgegen. Als ihn ein Freund besuchte, sagte er: „Ich danke Gott, alle jene nichtigen Gedanken sind verschwunden, und ich weiß nichts, als Jesum Christum, den Gefreuzigten.“ In diesem Glauben löste ein sanfter Tod seine Seele am 4. Oktober des Jahres 1489.

So viel von Johann Wessels äußerem Leben. Werfen wir noch den Blick auf sein inneres. Einen Grundzug seines Wesens bildet ein unablässiges Streben nach Wahrheit. Wahrheit suchte er sein ganzes Leben hindurch. Nach ihr durchwanderte er Länder und Städte, aber er fand sie nicht in allen Schätzen menschlicher Erkenntniß, nicht in diesem oder jenem philosophischem Lehrgebäude, sondern allein in dem geoffenbarten Worte Gottes. Und diese Wahrheit hat ihn freigemacht. Dem Gotte, den er in seinem heiligen Worte erkannt hatte, warf er sich nun auch ganz und rückhaltslos in die Arme. „Was an mir ist,“ so redete er Gott an, „das ist Alles allein von dir. Um deinetwillen von dir aus nichts erschaffen, darf ich nichts suchen, als deine Ehre. Und was dann mit mir geschehen mag, — wenn es von dir kommt, — muß es das Rechte seyn.“ Diese Erkenntniß führte ihn denn aber auch immer tiefer in die Demuth hinein. „Wer bei der Lesung der Bibel nicht täglich geringer von sich denkt,“ spricht er, „wer sich nicht immer mehr mißfällt, und täglich mehr gedemüthigt wird, der liest die heilige Schrift nicht nur vergeblich, sondern auch nicht ohne Gefahr.“

Als das Ziel, welches dem Menschen gesteckt ist, erkennt er die Gottähnlichkeit. Sie hat schon ursprünglich in dem göttlichen Ebenbilde gelegen, welches dem Menschen anerschaffen worden. Wir haben sie verloren, und sie muß in uns wieder hergestellt werden. Aber von diesem Ziele sind wir noch so weit entfernt, als der Himmel von der Erde, weiter als der Aufgang vom Niedergang. Wir sind von Natur Kinder des Jornes. Der

Eigenwille ist die Wurzel, aus welcher all unser Elend und unsere Niedrigkeit entspringt. Wir lieben nur uns selbst, und suchen nur das Unsere. Dies entfremdet uns von Gott, ja macht uns zu Feinden Gottes. In Christo dagegen ist am Baume der Menschheit ein neuer, fleckenloser und fruchtbarer Sproß erweckt worden. Durch ihn hat eine vollendete Erfüllung des Gesetzes stattgefunden, in ihm ist das Gebot der Liebe in allen Beziehungen mehr als erfüllt worden. Als wahrer Gott und Mensch ist er Mittler zwischen Gott und Menschen. Er ist in seiner Knechtsgestalt der Mittler zwischen dem gerechten und dem erbarmungsvollen Gott. Aller Gerechtigkeit hat er genug gethan, so daß nun die Ströme der göttlichen Erbarmung frei hervorbrechen können. Wir erblicken in ihm nicht bloß den versöhnten Gott, sondern auch den versöhnenden; denn er, der selbst Gott ist, hat sich auch selbst zum Opfer gebracht, und durch dieses Eine Opfer alle andern Opfer aufgehoben.

So wird die Rechtfertigung allein durch den Glauben der Kern und Stern der Bessel'schen Lehre. Es steht ihm fest, daß Niemand durch seine Verdienste, Niemand durch seine Gerechtigkeit selig werden kann. Das Gesetz selbst trägt noch etwas Unvollkommenes in sich, und doch kann es kein Mensch je ganz erfüllen. Wer durch seine Werke gerechtfertigt zu werden glaubt, der weiß gar nicht, was gerecht ist. Wer dagegen das Evangelium hört und glaubt, und mit Vertrauen als eine fröhliche Botschaft annimmt, wer den durch dasselbe verkündigten Heiland und Seligmacher liebt, und, um ihm nachzufolgen, alles thut und leidet, der erhebt nicht seine Werke und seine Thätigkeit, sondern ganz hinstrebend zu dem, und ganz hingeeben an den, welchen er liebt, auf welchen sich sein Glauben, Verlangen, Hoffen und Vertrauen gründet, und von dem er gerechtfertigt wird, schreibt er nichts sich selbst zu, da er weiß, daß er nichts aus sich hat. Und wenn er nichts hat, was er nicht empfangen hätte, so weiß er auch, daß er sich nicht des Seinigen rühmen kann, sondern allein dessen, der es ihm gegeben hat."

„Das Gesetz schrieb uns Vollkommenheit vor, aber es führte uns nicht zur Vollkommenheit. Das Evangelium allein thut es; denn für Jeden, der da glaubt, ist Christus des Gesetzes Ende. Er ist es, der Allen, die an seinen Namen glauben, Macht giebt, Kinder Gottes zu werden, weil mit dem Glauben die Liebe untrennbar verbunden ist. Die Liebe aber ist die Kraft und Seele des neuen Lebens. Die Liebe ist beides, des Glaubens Erzeug-

gerinn, und des Glaubens Erzeugniß. Der Glaube entspringt aus der göttlichen Liebe, denn Gottes Liebe in Christo erkennen, ihr vertrauen, sich ihr ganz hingeben, heißt: glauben; — und aus dem Glauben wieder entspringt die Liebe zu den Brüdern. Nur in der Liebe überhaupt ist Leben, und nur in der heiligen Liebe ein heiliges Leben. Die Liebe bedarf kein Gebot; denn der liebt nicht, der erst noch ein Gebot erwartet, um nach demselben zu handeln. Für Maria Magdalena wäre es weit schwerer gewesen, nicht nachzufolgen, nicht mitzudulden, als das Kreuz auf sich zu nehmen. Die Liebe wird durch die Liebe erzeugt, gestärkt, entzündet und entflammt. Die Liebe nährt die Liebe; die Liebe ist das Brod der Liebe. Willst du geliebt werden, so liebe! Alle Werke Christi, alle Lehren Christi, alle Leiden Christi sind Vorbilder der Liebe, dienen zur Entzündung, Erquickung, Anfeuerung und Nahrung der Liebe.“

Daß Wessel bei solchem echt evangelischen Bekenntnisse auch in entschiedenem Widerspruch mit der herrschenden Lehre von der Kirche treten mußte, ist kaum anders zu erwarten. Die wahre Kirche ist ihm etwas Innerliches, die Gemeinschaft der Heiligen, deren Einheit auf geistigen Grundlagen, nicht auf der Verbindung unter Einem sichtbaren Oberhaupte ruht. Er sagt: „die Einheit der Kirche unter einem Papste ist nur zufällig, nicht nothwendig, obwohl sie Vieles zur Gemeinschaft der Heiligen beitragen kann. Man muß eine katholische Kirche bekennen, aber diese Einheit setzen in die Einheit des Glaubens und des Hauptes, in die Einheit des Ecksteines Christi, aber nicht in die Einheit Petri, oder gar seines Nachfolgers. Ist doch das Evangelium bis an die Grenzen der Erde verbreitet, und es werden Christen gefunden, jenseits der Hyperboräer, Indier, Scythen, denen keine Beschlüsse des Papstes, oder unserer allgemeinen Concilien zu Constanx und Basel bekannt werden können. Nichts destoweniger bilden sie mit uns in der Einheit des Glaubens, der Frömmigkeit und der wahren Liebe eine katholische (die allgemeine) und apostolische Kirche, wenn sie auch nicht wissen sollten, daß es eine Stadt Rom, und einen römischen Bischof giebt.“

Eben so entschieden tritt er gegen die von der römischen Kirche behauptete Unfehlbarkeit des Papstes auf. Er sagt: „da man nicht genöthigt ist, überhaupt einem Menschen zu glauben, so ist man es auch nicht in Beziehung auf den Papst. Denn unser Glaube wäre sehr schwankend, wenn man dem glauben müßte, der selbst oft irrt, wie man in und aus den Dekretalen

darthun kann. Um Gottes willen glauben wir dem Evangelio, und um des Evangeliums willen der Kirche und dem Papste, nicht aber dem Evangelio um der Kirche willen. Es ist von dem Herrn zugelassen worden, daß selbst der erste der Apostel, Petrus, schwer geirrt hat, damit die Kirche späterhin wisse, daß sie nicht einem Menschen, sondern dem heiligen Geiste zu glauben verpflichtet sei. Und wie Petrus sich hat von einem Paulus müssen zurecht weisen lassen, so ist auch jeder Gläubige verpflichtet, nach dem Beispiele des Paulus für die Regel des Glaubens dem Papste in's Angesicht zu widerstehen, selbst in Gegenwart Aller, wenn es nicht anders seyn kann. Der Wille des Papstes muß nach der Wahrheit der heiligen Schrift, und nicht die heilige Schrift nach dem Willen des Papstes geregelt werden."

Desgleichen behauptete Bessel auch die Lehre von dem allgemeinen Priesterthum aller Christen. Er sagt: „Alle Christen sind ursprünglich Priester; darum können die Geistlichen keinen besonderen, Gott und die Menschheit vermittelnden Stand bilden, dem an und für sich eine höhere Würde und Heiligkeit zukäme; sondern sie sind um der Ordnung willen für gewisse Zwecke der Kirche bestellt, und nur, so weit diese Zwecke gehen, und von ihnen erfüllt werden, reicht auch ihre Gewalt und Würde. Die Kirche ist nicht um der Geistlichkeit willen, sondern die Geistlichkeit um der Kirche willen. So ist auch im Sakramente der Beichte der Priester nicht Richter oder Sündenvergeber, so wenig als er Reiniger in der Taufe ist. Er ist nur der Diener, aber das innere Geheimniß der Sündenvergebung wirkt Gott."

Bei solchen Ansichten läßt sich gar nicht anders erwarten, als daß Bessel sich auch gegen den greulichsten Mißbrauch der damaligen Kirche, den Ablass, entschieden erklärt. „Sünden zu behalten oder zu erlassen," sagt er, „käme ursprünglich nur Gott zu; der Kirche nur mittheilungsweise durch den heiligen Geist. Der Papst könne ebensowenig, als eine allgemeine Kirchenversammlung, Jemanden mit dem Schatze der Kirche bereichern, außer, wenn sie sein Herz zu erneuern, und ihn mit Liebe zu entflammen vermöchten, so daß der wahre Schatz der Kirche auch ihm in Wahrheit ein Schatz werde. Der Papst kann wünschen, beten, bethauern, vertrauen, empfehlen, danken, vielleicht auch bisweilen etwas durch Gebote erlangen, aber weiter geht seine Macht nicht. Erfühnt er sich, die Strafen des Fegfeuers zu

erlassen, so möge er bedenken, daß er sich dadurch über Gott selbst stellt!"

Doch es möge an diesen Grundzügen aus Wessels Schriften genug seyn! Der Leser wird nun hinlänglich das Eingangs angeführte Wort Luther's über ihn verstehen. Man könnte wirklich denken, daß dieser alles von Wessel genommen habe; denn die wesentlichsten Lehren der nachmaligen Reformation sind auch die seinigen gewesen. Das macht aber: er hatte, wie Luther, sein Licht an jenem einzigen Licht der Welt angezündet, dessen Aufgehen kurze Zeit darauf die Finsternisse zerstreuen sollte, welche die Kirche des Herrn bedeckt hielten.

Johann Wiclef,

oder

John Wicliffe.

(gest. 1384.)

„Ich habe über Zion fast sehr geeifert.“ (Sacharja. 8, 2.)

Die Urtheile über diesen merkwürdigen Mann sind sehr verschieden ausgefallen. Ganz abgesehen von den Anhängern des Papstthums, ist er auch von protestantischer Seite ebenso ungebührlich gelobt, als ungebührlich getadelt worden. Die Wahrheit ist: er war zwar ein sündiger Mensch, wie wir Alle, und als solcher dem Irrthum unterworfen, wird aber unter den Vorläufern der Reformation stets mit Auszeichnung genannt werden.

Johann Wiclef, oder John Wicliffe, wurde um das Jahr 1324 in dem Dorfe Wicliffe, nahe bei Richmond in der englischen Grafschaft Yorkshire, geboren. Von diesem Dorfe führt er den Namen. Seine Aeltern sind unbekannt, ebenso fehlt es an allen Nachrichten über seine Jugend und Erziehung. Wir finden ihn zuerst als Lehrer an der Universität Oxford, wo er durch seine Gelehrsamkeit und seinen Eifer in der Schrift-

forschung sich bereits einen Namen gemacht hatte. Bald zog er in noch viel höhern Maße die Augen von ganz England auf sich. Die Kirche Englands lag damals tief in Unwissenheit und Aberglauben versunken. Die Geistlichen selbst arbeiteten am Ruin derselben; denn sie erklärten, das Predigen sey unnütz. Nur die Bettelmönche, Franziskaner und Dominikaner, predigten noch, aber nicht Gottes Wort, sondern ihren eigenen Vortheil. Diese Mönche waren eine wahre Landplage. Als des Papstes Helfershelfer und geheime Abgesandte betrugen sie sich mit der größten Anmaßung, mengten sich in alle Verhältnisse, und richteten überall Verwirrung an. Etliche waren gar so schamlos, zu behaupten, die Bibel enthalte Ketereien. Ihre sogenannte Armuth setzten sie über Christi Verdienst. Das arme Volk war wie Schafe, die keinen Hirten haben. Aberglauben und Unglauben gingen Hand in Hand. Dieses Unwesen der Bettelmönche griff Wiclef mit Kraft und Muth an. Er deckte schonungslos alle ihre Umtriebe auf, und verfaßte mehrere Schriften wider sie, in welchen er sie faule Bäuche schalt, die sich mit Unrecht auf das Beispiel Christi beriefen, der nicht das Betteln, sondern das Arbeiten beföhlen. Almosen gebührten sich nur für Gebrechliche und Unvermögende. Ueberdies beschuldigte er sie der Religionsverfälschung, als die ihre Fabeln den Geboten Gottes vorzögen, und das Volk nicht bloß der zeitlichen Güter beraubten, sondern es auch am rechten Glauben irre machten. Alle diese Schriften schrieb er in der Landessprache, so daß sie von Jedermann gelesen werden konnten. Je mehr Beifall sie aber im Volke fanden, um so heftiger erregten diese Schriften den Haß der Bettelmönche. Wie Hornisse griffen sie ihn mit ihren scharfen Stacheln an, erzählt ein Zeitgenosse.

Seine Widersacher hätten dem tühnen Manne wohl längst Schweigen für immer geboten, wenn Wiclef nicht an der weltlichen Macht einen starken Rückhalt gehabt hätte. Das hing aber so zusammen. Der Papst hatte sich allerlei Eingriffe erlaubt, die das Ansehen des Königs von England schmälerten. Namentlich bestand er auf einer Abgabe an seinen Stuhl, den sogenannten Peterspfennig, der von jedem Hause entrichtet werden sollte, und das Land sehr drückte. Die Bettelmönche unterstützten die päpstlichen Forderungen auf das eifrigste, Wiclef aber trat gegen diese Anmaßungen für den König in die Schranken, und griff Rom unverzagt an. Daraus mußten denn die Mönche den Bolzen zu drehen, der ihren Widersacher verderben

solle. Wirklich brachten sie es mit Hülfe eines feindlich gesinnten Erzbischofs dahin, daß er im Jahre 1367 seines Amtes bei der Universität Oxford entsezt ward. Nun aber nahm sich der königliche Hof seiner kräftigst an. Besonders trat der Herzog von Lancaster, damaliger Regent von England, als Wicklefs Beschützer auf. Er gab ihm die Pfründe zu Euteworth, und sezte es sogar durch, daß er als Doktor der Theologie im Jahre 1372 von neuem an der Universität zu Oxford auftreten, und frei über theologische Gegenstände lehren konnte.

Wicklef trat nun zwar immer entschiedener auf; aber, gleich dem Doctor Luther, und, wie wir dasselbe auch bei Johann Wessel gesehen haben, lernte er das Uebel erst an der Wurzel angreifen, nachdem er sich durch eigene Anschauung von dem Mittelpunkte desselben überzeugt hatte. Im Jahre 1374 war er einer Gesandtschaft beigelegt worden, welche mit dem Papste über Abstellung einiger Beschwerden der englischen Kirche unterhandeln sollte. Bei dieser Gelegenheit gingen ihm die Augen über die Habsucht und die Ränke des römischen Hofes erst recht auf, und nach seiner Rückkehr erklärte er sich in den allerstärksten Ausdrücken gegen den Papst selbst. Er nennt ihn den abscheulichsten Schaaffscheerer und Beutelschneider, ja den Antichrist selbst. Nicht einmal ein Apostel habe je den Anspruch gemacht, daß er das Haupt der Kirche sey. Wie könne auch ein sündiger Mensch, der nicht wisse, ob er verdammt, oder selig werden würde, die Menschen nöthigen, zu glauben, daß er das Haupt der Kirche sey? Da müßten sie ja zuweilen gezwungen werden zu glauben, daß ein Teufel aus der Hölle das Haupt der Kirche sey; denn oft genug hätten die Päpste Werke gethan, welche sie in die Gemeinschaft der Teufel bringen müßten. Dadurch aber würden die Christen, welche Christus frei gemacht habe, in eine ärgere Knechtschaft gezogen, als ehemals die Juden ertragen mußten.

Bei solchem Auftreten zog er sich natürlich eine neue heftige Verfolgung zu, und um's Jahr 1377 ward er aufgefordert, vor Sadbury, dem Erzbischofe von Canterbury, und Courteney, dem Bischofe von London, in der Paulskirche zu London sich zu stellen. Seine Ankläger hatten neunzehn Sätze aus seinen Vorlesungen und Schriften gezogen, und als kaiserlich bezeichnet. Wicklef stellte sich nun auch wirklich; doch erscheint sein ganzes Auftreten bei dieser Gelegenheit nicht in reinem, evangelischen Lichte. Er hatte an der weltlichen Macht zu starken

Rückhalt. Es kamen nämlich in seiner Begleitung der damalige Reichsverweser, der mächtige Herzog von Lancaster, und Heinrich Percy, der Landmarschall von England, und diese beiden Edelleute benahmen sich gegen die Bischöfe in einer Weise, welche der Sache Willefs keine Ehre macht. Sie traten so heftig besonders gegen den Bischof von London auf, daß die Versammlung in Verwirrung auseinander gehen mußte.

Mehr im Geiste und der Kraft eines Kirchenreformators zeigte sich Willef kurz darauf bei einer andern Gelegenheit. Er verfiel bald nach diesem Vorgange in eine heftige Krankheit, und lag eine Zeitlang dem Tode nahe. Seine Feinde, die Bettelmönche, hörten davon, und sandten eine Deputation an sein Krankenbett. Diese Mönche erinnerten ihn an die vielen und großen Beleidigungen, welche er durch Schrift und Rede ihrem Orden zugefügt, und ermahnten ihn, jetzt an der Schwelle des Todes, als ein wahrer Büssender in ihrer Gegenwart alles, was er zu ihrem Nachtheile ausgesagt, zu bereuen und zu widerrufen. Willef aber gebot, man möge ihn im Bette aufrichten. Und als dies geschehen war, sprach er mit lauter Stimme: „Ich werde nicht sterben, sondern leben, und die bösen Thaten der Mönche verkünden.“ Da wurden seine Widersacher bestürzt, und entfernten sich schnell.

Im Jahre 1378 fand eine zweite Disputation mit seinen Gegnern in der Kapelle zu Lambeth statt. Lord Ludwig Cliford, ein Freund Willefs, wohnte der Unterredung bei. Die Sachen nahmen einen ähnlichen Ausgang, wie bei seiner ersten Verantwortung. Bald darauf verboten ihm die Bischöfe feierlich, seine ausgesprochenen Sätze weiter zu lehren. Allein Willef achtete dieses Verbot nicht. Es hieß auch bei ihm: „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predigte!“ Mit erneutem Glaubensmuthe ließ er vielmehr sein Zeugenwort erschallen, und Niemand durfte ihn hindern. Seine Wirksamkeit wurde immer entschiedener reformatorisch. Mit unermüdlichem Eifer griff er die Mißbräuche des Papstthums an. Ganz besonders scharf sprach er gegen den Ablass. Der Papst wolle mehr seyn, als Christus; denn dieser könne nur in der Ordnung, die Gott einmal bestimmt, die Sünde vergeben; der Papst aber meine, durch einen bloßen Federstrich die Seele aus dem Fegfeuer befreien zu können. Und wenn dem wirklich so wäre, so müsse es ihm wiederum zum höchsten Vorwurfe gerreichen, daß er nur Eine Seele darin lasse; wo nicht, so sey er ein Betrüger. In der h. Schrift

habe der Ablass nicht den geringsten Grund, denn man finde in der ganzen Bibel keinen Heiligen, der mehr Verdienst gehabt hätte, als ihm zu seiner Seligkeit nöthig gewesen.

Um diese Zeit vollendete Wiclef auch eine Uebersetzung der Bibel aus der lateinischen in die Sprache des englischen Volks. Dies Werk allein ist hinreichend, ihm ein dankbares Andenken zu sichern. Es war ein unschätzbares Geschenk für das Volk, von dem sich bald herrliche Früchte zeigten. Der katholische Geschichtschreiber Knyghton stimmt ein Klagelied darüber an, daß das Volk, und selbst Frauen, in der heiligen Schrift besser bewandert seyen, als gelehrte Geistliche. Er jammert, die Perlen würden jetzt vor die Säue geworfen. Wiclef antwortete auf solches Geschrei: „Das sind Ketzer, die behaupten, es müßten die Laien glauben, was die Priester ihnen von der Schrift sagen wollen. Man darf dem Geistlichen nur glauben, wenn er sich auf die Schrift stützt. Aber manche Prälaten sind allzu unwissend in der Schrift, andere lassen die Stellen hinweg, welche von der Demuth und Armuth handeln. Sie sagen, eine englische Uebersetzung sey eine Ketzerei, und sie sagen damit nichts anderes, als daß Jesus Christus ein Ketzzer gewesen sey; denn er hat geboten, das Evangelium allem Volk zu predigen, und hat es seinen Jüngern in der Sprache verkündigt, in welcher sie es verstanden haben. Das ist die Regel, welche für alle Christen Geltung hat. Die Geistlichen sollten sich freuen, wenn das Volk das göttliche Gesetz kennen lernte; sie sollten auf alle Weise dahin arbeiten, daß das ihnen anvertraute Volk mit der Wahrheit bekannt werde.“

Im Sommer des Jahres 1381 trat Wiclef mit seiner Lehre vom Sakramente des Altars hervor. Es war keineswegs zu tadeln, daß er der Abgötterei, welche mit demselben getrieben wurde, sich kräftig entgegenstellte. Aber, indem er die Lehre von der Brodverwandlung, in welcher jene Abgötterei ihren hauptsächlichsten Stützpunkt hatte, bekämpfte, gerieth er auf den andern Abweg, die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle zu leugnen, und Brod und Wein nur für Zeichen des Leibes und Blutes Christi auszugeben. Dieser seiner Lehre vom Abendmahl wegen ist ihm auch hauptsächlich unser Doctor Luther sehr abhold, und sagt von ihm: „Die Sophisten haben den Leib behalten, und das Brod lassen fahren; Wiclef dagegen behält das Brod, und läßt den Leib fahren. Also haben diese spitzigen Köpfe sich gegen einander

geweht, und ist nichts Gutes daraus geworden.“ Wiclef hatte seine Ansicht vom Abendmahl in sechzehn Sätze gefaßt, und sich zu deren öffentlichen Vertheidigung erboten. Aber diese seine Behauptungen waren doch selbst dem königlichen Hofe und seinen bisherigen Gönnern allzukühn, und sie fingen an, seine Sache zu verlassen. Schon im Mai 1382 hielt Wilhelm von Canterbury eine Kirchenversammlung, auf welcher 10 von Wiclef's Artikeln für kaiserlich erklärt wurden. Noch in demselben Jahre trat auch die Universität von Oxford diesem Urtheile bei, und die ihm bisher so zugethane Regierung willigte darein, daß Wiclef von Oxford verwiesen wurde.

Seine Widersacher hätten ihn zwar am liebsten auf dem Scheiterhaufen gesehen; doch beschützte ihn die englische Regierung wenigstens so weit, daß er sich ruhig auf seine Pfarre in Lutterworth zurückziehen, und hier trotz Papst und Bischöfen weiter wirken konnte. Zwei Jahre vor seinem Lebensende wurde er vom Schlage gerührt, blieb aber doch kräftig am Geiste. Die ihm in seiner Zurückgezogenheit vergönnte Zeit wandte er dazu an, ein weitläufiges Werk zu verfassen, in welchem er als sein Vermächtniß seine Meinung über alle Punkte der christlichen Lehre niederlegte. Am 31. December des Jahre 1384 starb er an einer Wiederholung des Schlagflusses. Zwei und zwanzig Jahre darauf stellte ihm die Universität Oxford, welche ihn vorher verdammt hatte, folgendes öffentliche Zeugniß aus: „daß sein ganzes Betragen im Leben redlich und lebenswürdig, daß sein Wandel von seiner Jugend auf bis an seinen Tod so rechtschaffen gewesen, daß nie einiger Verdacht gegen ihn habe entstehen können, und daß er durch die Kraft der heiligen Schrift alle überwunden hätte, die die Religion Christi schmäheten.“ Und abermals zwei und zwanzig Jahre später, im Jahre 1428, wurde das Urtheil des Conciles zu Constanz, daß er als ein halsstarriger Ketzer gestorben sey, und daß seine Gebeine ausgegraben und zerstreut werden sollten, wirklich vollzogen. Seine Gebeine wurden ausgegraben, verbrannt, und die Asche in den bei Lutterworth fließenden Fluß gestreut.

Wie widersprechend auch diese Urtheile über ihn seyn mögen, das bleibt wahr, daß wahre Christen, und besonders die Protestanten aller nachfolgenden Zeiten, der göttlichen Gnade viel Dank schuldig sind, daß ein solcher Mann erweckt wurde, gerade da man seiner am meisten bedurfte, und daß durch ihn der Kirche Christi, sowohl in England, als auf dem festen Lande, viele un-

schäßbare Wohlthaten zugeflossen sind.“ Wiclef selbst aber bezeugt von sich in einer seiner Schriften: „Gott ist mein Zeuge, daß ich vornämlich die Ehre Gottes gesucht habe, aus Ehrerbietung gegen das Wort Gottes, und aus Gehorsam gegen das Gesetz Christi. Wenn aber bei dieser Absicht eine unlautere Eucht nach weltlichem Ruhm, nach niedrigem Gewinn, oder boshafte Rache sich mir unbewußt eingeschlichen hat, so bereue ich dies aufrichtig, und durch die Gnade Gottes will ich dagegen auf meiner Hut seyn.“ Wir haben zu diesem Bekenntnisse nichts weiter hinzuzufügen, als: „Man suchet nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden.“ (1 Kor. 4, 2.)

Die Wicliffiten, oder Lollarden.

(geßt. von 1400 bis 1511.)

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ (Matth. 7, 16.)

Wenn uns auch an Wiclef, als Reformator, noch manches zu wünschen übrig blieb, so haben wir für sein Auftreten doch den Herrn zu preisen, und die Geschichte selbst hat die Rechtfertigung seines Namens übernommen. Wäre sein Thun Menschenwerk gewesen, so würde es im Strome der Zeit bald vergessen worden seyn, wie wir dies ja täglich an manch armem Menschenfündlein erleben, das als mächtige Schaumblase eine Zeit lang von den Wellen des Zeitgeistes oben auf getragen wird. Wiclef's Schüler sind ihrem Meister durch ihr Verhalten ein schönes Siegel seines göttlichen Berufes geworden. Sie wurden Wicliffiten, meist aber mit einem Spottnamen: Lollarden genannt. Sie fingen an, eine eigene Kirche zu bilden, und ihre Priester zu weihen. Ihre Prediger zogen in evangelisch-apostolischem Sinne, und in einfacher Kleidung umher, bald im Stillen, bald öffentlich lehrend, je nachdem es ihnen die christliche Klugheit anrieth. Auch viele angesehene Männer des Landes hielten

zu ihrer Gemeinschaft, und beschützten ihre Versammlungen. Selbst ihre Feinde müssen diesen Leuten folgendes schöne Zeugniß ausstellen: „Die Anhänger Wicliffe's sind Menschen von einem ernsthaften, bescheidenen Betragen. Sie vermeiden jeden Puz in der Kleidung, mengen sich wenig in weltliche Geschäfte, und klagen über die Ausschweifungen der Menschen. Sie verschaffen sich ihren Unterhalt lediglich durch die Arbeit ihrer Hände, und hegen die stärkste Verachtung des Reichthums, indem sie völlig zufrieden sind, wenn sie nur das Nothwendigste haben. Sie sind keusch und mäßig, und man sieht sie nie in Wirthshäusern, oder sonst bei Lustbarkeiten. Dennoch findet man sie immer beschäftigt; entweder lernen sie, oder sie lehren. In ihren Gebeten sind sie andächtig und kurz, und tadeln eine geistlose Weitläufigkeit. Sie schwören nie, und in ihren Predigten legen sie den Hauptnachdruck auf die Liebe.“ Trotzdem brach gegen sie mit dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, unter König Heinrich IV., eine schwere Verfolgung aus, die bis in das sechzehnte hineindauerte; eine Verfolgung, die unsere Herzen mit gerechtem Kummer erfüllen muß über die Verfinsterung der Herzen, von der sie ausging, in der wir aber auch wieder reichlich getröstet werden durch den edlen Glaubensmuth der Verfolgten, der als ein scheinendes Licht die Finsterniß jener Zeit lieblich erhellt.

Der Erstling der langen Reihe von Blutzeugen, von welcher wir einige der hervorragenden Glieder näher betrachten wollen, war Wilhelm Savoutre, oder Soutre, ein Priester in London. Sein Verbrechen bestand, wie das aller seiner Nachfolger, darin, daß er sich nicht der angemessenen Gewalt des Papstes, und den willkürlichen Satzungen Rom's unbedingt unterwerfen wollte. Er hatte das Volk aufgefodert, das Wort Gottes in der Landessprache zu lesen, und behauptet, es sey mit nothwendiger, daß ein Priester das Wort Gottes lehre, als daß er die von Rom vorgeschriebenen Gebetsformeln zu bestimmten Stunden herplappre. Die näheren Umstände seines Zeugnisses sind nicht bekannt geworden. Er ist im Jahre 1400 als ein guter Streiter Christi in den Flammen gestorben.

Sieben Jahre darauf folgte ihm Wilhelm Thorp, gleichfalls ein frommer Prediger des reinen Evangeliums. Angethan mit der Kraft aus der Höhe, vertheidigte er sich in mehreren Behören so tapfer, daß die Bischöfe sammt ihrem Haupte, dem blutdürstigen Erzbischofe Arundel, zu Schanden wurden. Im Jahre 1407 wurde er zuerst vor die geistlichen Richter geladen,

und zum Widerruf aufgefördert. Er entgegnete: „Da ihr die Meinung von mir habt, ich sey ein Ketzer, so bitte ich um die Erlaubniß, von meinem Glauben Rechenschaft geben zu dürfen.“ Arundel erwiderte: „Es sey dir erlaubt! Sag' und bekenne frei, wie Dir's ums Herz ist!“ Da hob Thorp an vom apostolischen Glaubensbekenntniß, und erläuterte jeden Artikel besonders. Als er an den von der Kirche kam, sprach er: „Ich unterwerfe mich billig der Kirche, die da ist in Christo Jesu, die da ist Fleisch von seinem Fleisch, und Bein von seinem Bein. Auch bezeuge ich vor euch, daß ich vor allen Dingen solcher Kirche zugethan zu seyn begehre. Ferner glaube ich, daß die heilige Schrift, darinnen Gottes Wort geoffenbaret ist, nöthig sey zur Seligkeit des menschlichen Geschlechtes, daß auch dieselbe zur Seligkeit genugsam ist. Auch halte ich fest dafür, daß wir mit festem Glauben und kindlichem Gehorsam alles annehmen sollen, was uns Gott darin verheißen und befohlen hat. So mich Jemand in irgend einem Artikel strafen, oder mit Gottes Wort und Gründen der alten Kirchenlehrer überzeugen kann, will ich mich gerne weisen lassen; denn die Kirchenväter will ich nicht mit Unbedacht verwerfen, sofern ihre Lehre mit der heiligen Schrift übereinstimmt.“ Da erwiderte der Erzbischof: „Du hast ein verstocktes Herz, wie Pharao. Der Teufel hat deinen Verstand bezaubert, daß du weder die Wahrheit erkennen, noch unsere Gnade, die wir dir bieten, annehmen kannst. Aber wisse, verfluchter Ketzer, du mußt entweder unsere Befehle annehmen, oder du wirst, wie dein Kamerad Savoutre, verbrannt und gebrandmarkt werden.“

Wilhelm Thorp aber erschrak über solche Worte nicht sondern beehrte nichts anderes in seinem Herzen, als daß er von Gott gleichfalls solches schönen Ehrenfränzleins gewürdigt werden möge. Darum betete er bei sich selbst, und bat seinen Herrn, daß er ihn gnädiglich stärken wolle wider die Wuth und den Ungeßüm seiner Feinde. Darauf fing er an, dem Bischofe zu erzählen, wie er zu Witlef gekommen sey, und von dem und von seinen Freunden das reine Wort Gottes gelernt habe. Nach vielem Hin- und Herreden fragte endlich Arundel: „Was glaubst du, daß die Kirche sey?“ Und Thorp entgegnete: „Ich glaube, daß die Kirche die Gemeinschaft der Heiligen ist. Sie besteht aus zwei Theilen. Der eine hat den Sieg über seine Feinde schon davongetragen, und triumphirt jetzt in großer Herrlichkeit; der andere kämpft noch auf Erden mit dem Schwerte des

Glaubens gegen die beständigen Anläufe des Satans, des Fleisches und der Welt. Es ist keine Gewalt so groß, kein Gepränge so stolz, kein Feuer der Verfolgung so heiß, keine Tyrannei so grausam, die streitende Kirche vom rechten Wege des Glaubens abzubringen. Sie ist stark in Christo durch das Wort Gottes, und steht feste, wie auf einem Felsen, der nicht wanket." Nachdem Thorp sich noch in ähnlicher, freimüthiger Weise über einige andere Fragen ausgesprochen hatte, herrschte ihn der Erzbischof an: „Unterwirf dich, du Ketzer, den Befehlen der Kirche!" Doch jener erwiderte: „Jesus Christus ist das Haupt der Kirche. Ich protestire gegen den Gehorsam eurer Befehle, und dazu berufe ich mich auf die heiligen Verordnungen Jesu Christi und seiner Apostel." Da gerieth der Erzbischof schier außer sich vor Zorn, schlug auf den Tisch, und rief: „So wahr der Herr Jesus lebet, wofern du dich nicht ohne Umstände unterwirfst, so werde ich dich in ein finsternes Loch einsperren, und will dich so übel behandeln lassen, wie kein Mörder, kein Straßenräuber je behandelt worden ist. Nun siehe wohl zu, was du thust!" Darauf wendete sich Arundel von ihm ab, stützte sich auf den Fenster Sims, und blickte in großem Zorne durch die Scheiben. Jetzt machten sich die andern Bischöfe an den Bekenner, redeten ihm zu, schilderten ihm die Qualen, die er schon hier zu erdulden haben würde, und droheten ihm mit der ewigen Verdammniß. Thorp aber blieb fest und unbeweglich, wie ein Fels im Meere. Da drehte sich der Erzbischof plötzlich wieder um, und rief im höchsten Grimme: „Ich will nicht eher ruhen, bis ich England von dergleichen Sekten gereinigt habe, so daß nicht die geringste Spur davon im ganzen Königreich zurückbleibt." Thorp erwiderte mit unerschütterlichem Gleichmuthe und tiefem Ernste: „Jeremias hat vor Zeiten zu dem falschen Propheten Hananja gesagt: Wenn die Weissagung des Propheten wird erfüllt seyn, alsdann wird wird man glauben, daß ihn der Herr gesandt habe." (Jer. 28, 9.)

Arundel biß die Zähne zusammen, lief vor Wuth hin und her, und rief endlich: „Ich werde dich in Eisen schlagen, und peinigen lassen, da wirst du gar bald eine andere Sprache führen." Nun gabs ein Lärmen, Trohen und Wüthen im Saal, daß einem wohl die Ohren hätten zerspringen mögen. Thorps Seele aber blieb stille, denn sie ruhte in Gott. Die Wache mußte ihn in ein finsternes und unreines Gefängniß werfen. Hier fiel er nieder, dankte Gott für alle Gnaden, die er ihm erwiesen, und betete: „O mein Gott und Herr, gieb, daß dieses alles zu deines

Namens Ehre gereiche, und daß wir eins seyen in deiner Wahrheit! Du wollest auch meinen Widersachern nach deiner unaussprechlichen Gnade vertheilen, daß sie deiner Lehre hinfort nicht mehr widerstreben, sondern sich in Glauben, Hoffnung und wahrer Liebe mit uns vereinigen, damit wir nach deinem heiligen Willen in Frieden und seliger Wohlfahrt leben mögen! Amen." Dann machte er sein Testament, befahl seine Seele seinem Herrn und Heilande, seinen Leib aber überließ er dem Henker, der ihn peinigen möge, wie es Gott beschlossen habe. Bald darauf errang er auch die Märtyrerkrone; doch mit welchem Tode er den Herrn gepriesen hat, ist uns nicht sicher bekannt geworden. Einige sagen, er sey im August desselben Jahres 1407 verbrannt worden; Andere behaupten, Arundel habe ihn im Gefängnisse verhungern, oder durch den Henker erdrosseln lassen. Der Erzbischof selbst aber ist acht Jahre darauf eines schrecklichen Todes gestorben. Die Zunge im Munde, mit der er den Glaubenszeugen Christi geslucht, schwoll ihm dermaßen an, daß sie den ganzen Hals erfüllte, also daß er hat weder essen, trinken, noch reden können, bis er jämmerlich erstickt ist.

Drei Jahre darauf, 1410, erlitt Johannes Babbby, ein armer Handwerksmann den Märtyrertod. Er hatte vor dem Erzbischofe die Anbetung des geweihten Brodes verweigert. Bekanntlich lehrt die römische Kirche, daß bei der Messe durch die Weihung des Priesters das Brod sich in den wirklichen Leib Christi verwandele. Diese Lehre wurde von den Wikkissiten außs eifrigste bestritten, und bildete immer einen Hauptanklagepunkt. Als Arundel den Johannes durch keine Ueberredung von seinem Bekenntnisse abbringen konnte, verurtheilte er ihn zum Feuertode. Der Märtyrer wurde in ein Faß eingeschlossen, damit er langsamer, und unter größeren Qualen vom Feuer verzehrt werde. Als die Flamme die Tonne ergriff, rief er: „Barmherzigkeit!“ Heinrich, Prinz von Wales, der der Hinrichtung bewohnte, hörte den Ausruf, und befahl sogleich, das Feuer zu löschen. Er meinte, Johannes wollte widerrufen; darum redete er ihm zu mit freundlichen Worten, und verhiess ihm ein Jahrgeld aus des Königs Kasse, wenn er solches thun wollte. Aber John Babbby kannte einen besseren Schatz, als der war, welchen ihm ein irdischer König geben konnte; darum mochte er ihn nicht annehmen, um diesen höchsten, ewigen Schatz nicht zu verlieren. Da befahl der Prinz zornig, daß man ihn sogleich wieder ins Faß stecken, und verbrennen sollte. Der Scheiterhaufen

wurde wieder angesteckt, und in den hellen Flammen schwang sich Babbys Seele zum Himmel auf.

Unter allen Glaubenszeugen aber, welche in dieser Trübsal bewährt erfunden wurden, glänzt in vorzüglicher Klarheit der Name des Ritters John Oldcastle, Lord Cobham. Das Verderben der Kirche erfüllte ihn mit tiefem Schmerze, und er war ein gewaltiger Eiferer gegen die Gräuel des Papstthums. Er sammelte Wiclifs's Schriften, ließ sie vielfältig abschreiben, und unter das Volk verbreiten. Auch unterhielt er auf seine Kosten eine Anzahl Reisprediger, welche dem Volke das Wort Gottes in der Landessprache auslegten. Lord Cobham war beim Volke, wie beim Könige sehr beliebt; deshalb konnte ihm der Erzbischof, der ihn schon lange mit mißtrauischen Augen betrachtet hatte, nicht sogleich beikommen. Er mußte auf Schleichwegen zum Ziele zu kommen suchen; und an der nöthigen Schlaueit hat es den Vertretern der römischen Kirche noch nie gefehlt, wo es galt, ihre Widersacher zu verderben. Nachdem er dem Könige lange genug in den Ohren gelegen, war's ihm endlich gelungen, denselben gegen Lord Cobham einzunehmen. Ehe er jedoch seine Zustimmung zu strengeren Maßregeln gab, wollte der König selbst erst noch einen Versuch machen, ob er seinen ehemaligen Günstling nicht durch Güte für Rom gewinnen könnte. Cobham jedoch entgegnete mit edler Freimüthigkeit: „Guch, mein König, bin ich immer bereit, zu gehorchen, weil ihr der bestellte Diener Gottes seyd, und das Schwert führt, die Uebelthäter zu bestrafen. Was aber den Papst und seine geistliche Herrschaft anbetrifft, so bin ich ihm keinen Gehorsam schuldig, und werde ihm auch keinen leisten. Denn, so wahr Gottes Wort die Wahrheit ist, ist es mir völlig klar, daß der Papst von Rom der große Antichrist ist, das Kind des Verderbens, der offenbare Feind Gottes, und der Gräuel, der an heiliger Stätte steht.“ Da überließ der König den Ritter der Wuth seiner Feinde. Arundel ließ ihn mehrmals vor sein geistlich Gericht laden, der Lord aber verschmähte, im Bewußtseyn der Vorrechte seiner hohen Geburt, sich zu stellen. Da that ihn der Erzbischof in den Bann, und forderte die weltliche Macht auf, ihn in Verhaft zu nehmen. Es geschah auf königlichen Befehl. Der Lord wurde in den Thurm gebracht, und die Verhöre begannen.

Am bestimmten Tage setzte sich Arundel, ein anderer Caiphas, im Kapitelhause der Paulskirche zu Gericht. Ritter

Robert Morley führte den Gebundenen vor. Der Erzbischof verhiess ihm die Freiheit, sobald er sich der Kirche unterwerfe. Der Lord würdigte ihn keiner Antwort, sondern las dafür ein von ihm selbst aufgesetztes Glaubensbekenntnis vor. Er erklärte sich in demselben auf das entschiedenste gegen die Brodverwandlungslehre, die Ohrenbeichte, gegen Wallfahrten, Bilder- und Reliquienverehrung. Darauf legte ihm Arundel ein römisches Bekenntnis vor, in welchem alle diese Lehren behauptet wurden, und bot ihm noch einmal Freisprechung an, wenn er der Kirche Abbitte leisten wollte. Lord Cobham entgegnete: „Ich habe noch nie gegen euch gesündigt, und bedarf eurer Absolution darum nicht.“ Dann kniete er nieder, hob seine Hände zum Himmel, und betete: „Dir, du ewiger lebendiger Gott! beichte ich hier, daß ich ein großer Sünder bin. Wie oft habe ich dich in meiner leichtsinnigen Jugend betrübt durch meine unbändigen Leidenschaften, durch Stolz, böse Begierden und Unmäßigkeit! Wie oft habe ich mich durch leidenschaftlichen Zorn zu schweren Versündigungen hinreißen lassen, wie viele meiner Mitmenschen habe ich dadurch beleidigt! O, mein Herr und Gott, ich flehe demüthig deine Barmherzigkeit an, denn ich bedarf deiner Absolution!“ Als er wieder aufstand, glänzten Thränen in seinen Augen, und mit tiefer innerer Bewegung, aber mit lauter Stimme rief er den zahlreich Versammelten zu: „Ihr guten Leute, sehet, das sind eure Führer! Merkt's euch wohl, nicht wegen der Verletzung irgend eines Gebotes Gottes haben sie mich in den Bann gethan, sondern um ihrer willkürlichen Satzungen und Ueberlieferungen willen behandeln sie mich und Andere so grausam. Mögen sie bedenken, daß das Wehe, welches Christus über die Pharisäer ausgesprochen hat, an ihnen in Erfüllung gehen wird!“

Nun begann der Erzbischof das Verhör. Die erste Frage lautete: „Glaubt ihr, daß nach der Weihung noch wirkliches Brod vorhanden ist?“ Cobham erwiderte: „Die heilige Schrift sagt hiervon nichts. Ich glaube, daß der Leib Christi vorhanden ist unter der Gestalt des Brodes. Im Sakrament ist beides, der Leib Christi und das Brod. Das Brod sehen wir mit den Augen, der Leib Christi wird bloß mit dem Glauben gesehen.“ Da riefen die Bischöfe durcheinander: „Keterei, Keterei!“ Einer vor allen rief mit gekannter Stimme, das sey eine schwere Sünde, es Brod zu nennen. Der Lord entgegnete: „Der Apostel Paulus war wohl so weise, und ein so guter Christ, als ihr, und doch nennt er es Brod, wenn er sagt: „das Brod, welches wir

brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi?" (1 Cor. 10, 16.) Kurz und gut, ich glaube der heiligen Schrift von ganzem Herzen, aber ich habe keinen Glauben an eure abgeschmackten Geseze, ihr gehört nicht zur h. Kirche Christi, wie eure Thaten deutlich beweisen." Da schrie der Karmeliterprior Dr. Wal- den: „Was für verwegene und verzweifelte Menschen sind nicht diese Wilkliffiten?" Gobham aber sagte gelassen: „Ich bekenne hier feierlich vor Gott und den Menschen, daß ich von der Sünde nicht abließ, bis ich den Wilkliffe kennen lernte; aber da ich mit jenem Manne und seiner verachteten Lehre bekannt wurde, ward es mit mir anders. So viel Gnade habe ich in euren prahlerischen Schriften nicht finden können." Der Prior drauf: „Ei, das wäre gar schlimm, wenn ihr bei so vielen gelehrten Männern nicht Gnade finden könntet, euer Leben zu bessern, bis ihr den Teufel Wilkliffe habt predigen hören." Der Lord antwortete: „Eure Väter haben Christi Wunder dem Teufel zugeschrieben; fahret nur fort in eurer Väter Weise, und schreibt, wie sie, alles Gute dem Teufel zu, fahret nur fort, und nennt jeden einen Ketzer, der euer lasterhaftes Leben tadelt! Welches Recht habt ihr zu der Handlung, die ihr jetzt vorhabt? Wo sagt das Gesez Gottes, daß ihr über das Leben eines Menschen Gericht halten könnt? Wollt ihr den Hannas und Kaiphas anführen, die Christum und seine Apostel verdammt haben?" Die letzte Verhandlung in diesem merkwürdigen Verhöre betraf die Anbetung des Kreuzes. Hier meinte man den Ketzer mit Bibelworten schlagen zu können, und hielt ihm den Ausspruch Pauli entgegen, der gesagt habe, daß er sich keines Dinges rühme, denn allein des Kreuzes Christi. „Ganz recht," rief Gobham, indem er seine beiden Arme ausbreitete, „das ist das rechte Kreuz, viel besser, als ein Kreuz von Holz." „Ihr wißt sehr wohl," warf ihm der Bischof von London ein, „daß Christus an einem hölzernen Kreuze gestorben ist." Doch Gobham gab treffend zurück: „Und ich weiß auch, daß unsere Seligkeit nicht von diesem hölzernen Kreuze herrührt, sondern allein von dem, der an demselben gestorben ist."

„Der Tag ist beinahe verüber," nahm jetzt der Erzbischof ungeduldig das Wort, „laßt uns zum Schluß kommen! Entweder unterwerft euch den Ordnungen der Kirche, oder tragt die Folgen, die aus solcher Weigerung entstehen." Mit würdevoller Seelenruhe entgegnete der Lord: „Meinen Leib mögt ihr verurtheilen, der ist ja nur ein elendes Ding; aber doch bin ich gewiß, daß ihr meiner Seele nicht schaden könnt. Ich zweifle nicht an

meiner Seligkeit, und werde durch die Gnade des ewigen Gottes bis an den Tod in meinem Glauben beharren." Dann wandte er sich mit vernehmlicher Stimme zum versammelten Volke: „Ihr guten Leute, hütet euch vor diesen Menschen! die betrügen euch, und werden euch blindlings mit sich in die Hölle führen." Darauf fiel er auf seine Kniee, hob Hand und Augen zum Himmel, und betete: „Ewiger Herr Gott! ich bitte dich nach deiner großen Barmherzigkeit, daß du meinen Verfolgern vergeben wollest!" Jetzt faßte der Erzbischof das Endurtheil. Es lautete: „Im Namen unseres Herrn Jesu Christi! Wir haben befunden, daß Herr Johann Oldcastle, Ritter und Herr zu Cobham, wahrhaftig ein Ketzer ist, und bleiben will, — daß er auch als ein Feind der Bosheit und Finsterniß sein Herz dermaßen ganz verstocket hat, daß er die Stimme seines Hirten nicht hören will, und sich weder mit ernstlichen Ermahnungen gewinnen, noch mit freundlichen Worten bekehren lassen will. — Darum haben wir aus gemeinem Rath und wohlbedachter Meinung obgenannten Herrn Johann Oldcastle verdammt und verbannt, überliefern ihn also von dieser Stunde an, als einen Ketzer, der weltlichen Obrigkeit. Gegeben in unserm Schlosse Maydeston, den 10. Tag des Octobers 1413."

Nach diesem Urtheilsspruche wurde Oldcastle von Robert Morley in den Thurm zurückgeführt. Solcher Art waren die Verhandlungen, welche damals in den peinlichen Verhören gepflogen wurden. Auf der einen Seite die tiefste Unwissenheit und Verstocktheit, auf der andern die klarste Erkenntniß des Wortes Gottes, unerschütterlicher Glaube, getroster Muth und seltene Demuth. Aus Furcht vor dem Volke wagte man jedoch nicht, die Hinrichtung sofort vollstrecken zu lassen, und gab dem Lord noch eine fünfzig tägige Bedenkzeit. Während derselben fand er Gelegenheit, aus dem Tower zu entfliehen. Er entkam glücklich nach Wales, und hielt sich hier vier Jahre lang im Verborgenen auf. Die arglistigen Prälaten geriethen darüber sichtbarlich in Unruhe, und boten Alles auf, ihren gefährlichen Gegner aufzuspüren. Sie lagen dem Könige fortwährend in den Ohren, die Lollarden, mit Cobham an der Spitze, seyen Aufrührer gegen seinen Thron, — ganz wie jene Hohepriester und Pharisäer gegen Christum, — und erlangten von ihm eine Verordnung, die alle und jede Versammlung derselben auf das Strengste verbot. Die Lollarden aber fürchteten Gott mehr, als den König, und kamen, wie die ersten Christen, in kleinen

Häuflein, meist zur Nachtzeit, zusammen. Lord Cobham vor allen benutzte die Frist, die ihm noch gegeben war, seine Glaubensbrüder zu stärken, und aus Gottes Wort zu erbauen, wo er nur irgend konnte.

Da, wo jetzt ein Theil der Riesenstadt London sich ausdehnt, war zu jener Zeit noch ein weitläufiges Gebüsch, welches den Namen der Felder von St. Giles führte. Hier pflegten sich die Lollarden der Umgegend häufig zu versammeln. Am 6. Januar des Jahres 1414 mochten hier wiederum an hundert beisammen seyn. Nach der Sitte jener Zeit trugen einige unter ihren Kleidern Waffen. Sie blieben bis tief in die Nacht zusammen. Die Römischen hatten durch ihre Späher Kunde davon erhalten, und hinterbrachten dem Könige, Cobham stehe mit 20,000 Lollarden in den Feldern von St. Giles, um seine Hand an ihn zu legen. Sofort ließ Heinrich seine Soldaten ausrücken, und griff das Häuflein an. Zwanzig wurden getödtet, und achtzig gefangen genommen. Unter den Gefangenen befanden sich der Prediger des Wortes, Johann Beverley, der Ordensritter Rogier Acton, und der Edelmann Johann Brown. Die drei Genannten wurden noch in demselben Monat, nachdem sie ein gutes Bekenntniß abgelegt vor vielen Zeugen, gehängt und verbrannt. Später traf auch alle Uebrigen das gleiche Schicksal. Man weiß von Keinem, der Christum, seinen Herrn, verleugnet hätte.

Lord Cobham indessen, gegen den der Streich besonders gerichtet gewesen, war wiederum den Stricken seiner Verfolgung entgangen. Seine Stunde war noch nicht gekommen. Noch etliche Jahre nach jenen Gräuelszenen zog er im Verborgenen umher, von Ort zu Ort fliehend, und überall die Brüder stärkend. Der König hatte einen hohen Preis auf seinen Kopf gesetzt. Erst im Jahre 1417 ward er zum zweitenmale ergriffen, und nach London gebracht. Er vertheidigte sich mit keinem Worte, und bat nur, man möchte ein kurzes Ende mit ihm machen. Das aber lag nicht in der Absicht seiner Feinde. Sie erkannten vielmehr für ihn einen besonders qualvollen Tod, damit gerade an diesem so hochgestellten Manne den andern Regern ein recht abschreckendes Beispiel gegeben werden möge. Zuerst ward der edle Lord auf die Felder von St. Giles geschleift. Eine zahllose Menschenmenge, unter ihr auch viele Personen aus den vornehmen Ständen, war bei seiner Hinrichtung zugegen. Der Märtyrer ging dem schmach- und qualvollen Tode, der seiner

harrte, mit dem unerschrockensten Muth und einer triumphirenden Freudigkeit entgegen. Er ermahnte das Volk nochmals mit kräftigen Worten, sich allein an die heilige Schrift zu halten, und den falschen Lehrern zu entsagen, deren Leben und Wandel Christo und seiner Religion so entgegen wären. Als er geendigt, ergriffen ihn die Henker, hingen ihn mit Ketten an einen gabelförmigen Balken, und zündeten unter demselben ein Feuer an, damit er so durch die emporschlagenden Flammen langsam von unten auf zu Tode gebraten werde. Cobham hat seinen Mund nicht aufgethan, sondern stille gehofft auf den, der auch durch große Feuer die Seinen führen kann. Das ist geschehen im Jahre 1417.

Die vornehmste Stütze der Anhänger Willels war nun gefallen, aber Rom noch immer nicht gesättigt. Man beschloß, die verhasste Ketzerei bis auf den Grund auszurotten. Alles wurde in Bewegung gesetzt, um die Ketzer aufzuspüren. Ueberall loderten in England die Scheiterhaufen, und immer trunkener ward die falsche Kirche vom Blute der Heiligen. Viele Namen, die uns unbekannt geblieben sind, stehen aus dieser Zeit im Buche des Lebens verzeichnet, die folgenden jedoch auch in den Büchern menschlicher Geschichte. Johann Claydon, ein Schuhmacher, und Turmyn, ein Bäcker, wurden zu Smithfield hingerichtet. Johann Purney, ein Mann von ausgezeichneten Gaben und Professor der freien Künste, hatte gleich im Anfang der Verfolgung widerrufen, später aber in aufrichtiger Buße seinen Abfall bereut, und aufs Neue für den Glauben gezeugt. Er starb 1421 im Gefängniß. Wilhelm Taylor sodann, gleichfalls ein namhafter Gelehrter und Professor der freien Künste, ward am 2. März 1422 auf dem Plage Smithfield zu London verbrannt. Wilhelm Whyte hatte mit lauter Stimme die Vergebung der Sünden allein durch die Gnade Gottes in Jesu Christo gepredigt, und mußte sein Zeugenwort durch den Flammentod besiegeln, im September 1428. Seine gottselige Wittve Johanna mußte nach seinem Tode viel vom Bischöfe zu Norfolk erdulden. Darauf, im Jahre 1473, ward Johann Gooze zu Tower Hill lebendig verbrannt, und endlich, noch im Jahre 1511, mußte Johann Brown von Ashford den Märtyrertod erleiden. Den letztgenannten Blutzengen hatten zwei Büttel ergriffen, auf seinem eigenen Pferde festgebunden, und so nach dem erzbischöflichen Sitze geschleppt. Vierzig Tage lang wurde er hier gefangen gehalten, ohne daß seine

Frau, oder irgend einer seiner Freunde erfahren hätte, wo er geblieben. Endlich entdeckte eines seiner Dienstmädchen, die an dem Gefängnisse vorbeiging, zufällig seinen Aufenthalt. Sie meldete es ihrer Gebieterinn, und diese eilte sogleich zum Kerker, und saß die ganze Nacht bei ihrem Manne. Aber in welchem Zustande mußte sie ihn wiedersehen! Die grausamen Menschen hatten seine Füße in den Stock gezwängt, und dann auf glühende Kohlen gesetzt, so daß sie schon bis an die Knöchel durchgebrannt waren. Er aber war fest und unerschütterlich geblieben. Auch jetzt sprach er tröstend zu seinem Weibe: „Meine gute Elisabeth, die Bischöfe haben meine Füße verbrannt, also daß ich sie nicht auf die Erde setzen kann. Sie haben mich zwingen wollen, meinen Herrn zu verleugnen; aber mit Gottes Gnade solls ihnen nicht gelingen. Weib, ich bitte dich, fahre fort, wie du bisher gethan hast, und erziehe deine Kinder in der Furcht Gottes! denn dein Mann wird nun bald den Scheiterhaufen bestiegen.“ Am Abend vor dem Pfingstfeste ist er denn auch wirklich verbrannt worden. Noch aus den Flammen hat er seine Hände zum Himmel empor gehoben, und inbrünstig gebetet: „In deine Hände befehle ich meinen Geist! Du hast mich erlöst, Herr, du treuer Gott!“ Der Mann, der uns diese Geschichte aufbewahrt hat, hat sie aus dem Munde der eigenen Tochter des Märtyrers vernommen.

In solcher Weise versuchte man über hundert Jahre lang, die angebliche Ketzerei Wicklefs zu unterdrücken. Aber Gottes Funken löscht nicht aus. Einzelne Bekenner konnten wohl aus dem Wege geräumt werden, aber in ihrem Tode leuchtete das Licht der Wahrheit nur um so heller auf, entzündete neue Herzen, und immer entschiedener bereitete sich der Sieg vor, den die Sache des Herrn nun bald über ihre Gegner davontragen sollte.



Die drei böhmischen Glaubenszeugen vor Huz.

Konrad Stiefna (gest. 1369.),
Johann Milicz (gest. 1374.), und
Matthias von Janow. (gest. 1493.)

„Siehe, ich sende euch, wie Schafe, mitten unter die Wölfe.“
 (Matth. 10, 16.)

Salb, nachdem Willef in England das Wort Gottes wiederum auf den Leuchter gestellt, sehen wir in einem weit von dort entfernten Lande dasselbe Licht plötzlich hell ausleuchten. Dies Land war Böhmen, ein Land großer Hoffnung zur Zeit der Reformation für unser ganzes Vaterland, dessen Volk aber leider jetzt wieder tief in geistiger Knechtschaft liegt. Die böhmische Kirche war eine Tochter der griechischen. Der aufmerksame Leser erinnert sich noch der beiden Stifter derselben, Cyrillus und Methodius. Es hatte nun die Tochter die Art und Weise der Mutter noch lange beibehalten, und nirgends kräftiger, als in Böhmen, war den Neuerungen und Anmaßungen der römischen Päpste widerstrebt worden, nirgends später hatten sie Eingang gewinnen können. Die Priesterehe und der Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt hatte nur durch die schärfsten Gesetze und die härtesten Strafen unterdrückt werden können. Das Salz der Erde, von dem unser Herr und Heiland geredet, war in diesem Lande nicht theuer. Wissen wir doch bereits, daß der edle Petrus Walbus, das vielumhergetriebene Haupt der Waldensergemeinden, in Böhmen seine letzte Zufluchtsstätte gefunden, und seit dieser Zeit hatten sich hier, wenn auch unter anderem Namen, stets Waldenser erhalten, der Kern der spätern Hussiten. Es war ein guter Sauerteig unter diesem Volke bewahrt geblieben. Zwar hatte, mit der Stiftung der Universität Prag im Jahre 1348, die römische Priesterherrschaft begonnen, auch in Böhmen sich festere Stützen zu bauen; aber doch war es ihr erst im Jahre 1361 gelungen, den Böhmen

den Kelch ganz zu entziehen. Ueberdies sorgte der Herr der Kirche dafür, daß gerade in dieser Zeit dem Lande kräftige Männer erweckt wurden, deren Zeugenwort dem einreißenden Aberglauben einen kräftigen Damm entgegen stellte. Vor allen sind es drei, die wir mit Namen nennen, deren Einfluß nicht wenig dazu beitrug, die Anhänglichkeit an die alte Verfassung, und den natürlichen Widerwillen des Volkes gegen das Joch und die Verderbnisse der römischen Kirche zu steigern.

Der erste dieser dreien war Conrad Stiefna, oder Conrad von Oestreich, Pfarrer und Domherr zu Prag, ein entschiedener Anhänger der alten Kirchenverfassung, und ein Meister der Rede. Er predigte gewaltig, und nicht wie die damaligen Bettelmönche, gegen deren Umtriebe und schändlichen Lebenswandel er vielmehr seine vornehmsten Angriffe richtete. Viele Seelen hat er zu aufrichtiger Buße geführt, und wider das herrschende Verderben der Kirche unverholen gezeugt. Ein Zeitgenosse von ihm berichtet: „Stiefna mußte wegen seiner Predigt voll göttlichen Eifers von den Mönchen Schweres erdulden, aber er trug alles mit Gleichmuth; denn er war ein Mann von großer Liebe.“ Wie sehr ihn aber auch die Mönche anfeindeten, konnten sie ihm doch nichts anhaben, und er starb in Frieden im Jahre 1369.

In demselben Sinne, aber mit noch größerer Kraft, wirkte sein Zeit- und Amtsgenosse Johann Milicz, aus Kremsier in Mähren gebürtig. Er war Erzdiakon und Domprediger gleichfalls in Prag, und hatte als solcher über 10 Dechanten und 390 Pfarrkirchen die Aufsicht. Nur allein der Erzbischof stand über ihm. Als er aber merkte, daß seine Predigt dem Erzbischof mißfällig war, legte er freiwillig im Jahre 1362 seine einträgliche Pfründe nieder, und wurde, um das Evangelium freier verkündigen zu können, armer Sacristan an derselben Kirche. Nun aber predigte er rücksichtslos der Stadt Prag Buße und Glauben. Um die rechte Schlichtheit und Einfalt des Ausdrucks zu lernen, ging er ein halbes Jahr aufs Land. Er predigte oft vier, fünfmal an Einem Tage, und erlernte um der Fremden willen auch die deutsche Sprache. Anfangs wurde er wegen der großen Einfachheit seiner Vorträge verspottet, bald aber gewann er die Herzen seiner Zuhörer, und hatte in der Kirche, wie in seinem Hause, stets eine heilsbegierige Menge um sich versammelt. Die hartnäckigsten Sünder hat er durch seine Predigt des göttlichen Wortes erschüttert, und zur Umkehr bewegt, und mit eigenem gottseligen Wandel das gepredigte Wort

geziert. Er nährte sich von den Gaben gottseliger Menschen, und ersparte auch davon das Meiste für die Armen. Mit besonderm Ernste drang er darauf, daß das heilige Abendmahl nach der Einsetzung Christi unter beiden Gestalten ausgetheilt werde. Als er fünf oder sechs Jahre so gearbeitet hatte, stellte er eine Zeit lang das Predigen ganz ein, um sich durch solches Schweigen zum Reden um so geschickter zu machen. Und wirklich wurden seine Predigten nachher um so gesegneter. Später fühlte er sich unwiderstehlich gedrungen, in Rom selbst sein Zeugenwort erschallen zu lassen. Er bereitete sich durch vieles Gebet und Studium der Schrift dazu vor, und machte sich dann getrost auf den Weg. In Rom, diesem Hauptsitze des Verderbens, angelangt, wollte er seine erste Predigt in der Peterskirche halten, und machte dies durch einen Anschlag an den Kirchthüren bekannt. Das aber erbitterte die Mönche so sehr, daß er noch vor gehaltenen Predigt in einem Franziskanerkloster eingekerkert ward. Indes waren die Mönchlein gar neugierig, und gestatteten zur Kurzweil ihrem Gefangenen eine Predigt. Der aber sprach mit solcher Kraft und Beweisung des Geistes, daß selbst die steinernen Herzen seiner feindseligen Zuhörer erschüttert wurden. Sie gaben ihm in aller Eil ein besseres Quartier, und entließen ihn, nach des Papstes Ankunft in Rom, ganz aus seiner Haft. Das geschah im Jahre 1367. Die Bettelmönche in Böhmen hatten inzwischen von der Einkerkelung ihres verhassten Feindes gehört, und triumphirten laut, Milicz werde nicht wieder heimkehren, sondern in Rom lebendig verbrannt werden. Aber Milicz kehrte doch zurück, ehe sie sich dessen versahen, und zur Geißel über dies Pharisäergeschlecht. Jetzt aber war's, wie wenn sie ganz von Sinnen kommen sollten. Der Teufel hegte die Prälaten, die Mönche und all den Böbel, der ihnen anhing, immer mehr gegen den frommen Mann auf. Mehr als Ein Mal wurde ihm das Predigen untersagt, er wurde ein Rezer gescholten, gemißhandelt, und mit Schimpfreden verfolgt. Milicz aber achtete des alles nicht, wandelte still fort in der Furcht Gottes, und stopfte mit Wohlthun den Mund seiner Ankläger. Den besten Beweis seines wahrhaft christlichen Sinnes offenbarte er dadurch, daß er, wie Christus, sich der armen Gefallenen mit herzlichster Barmherzigkeit annahm, und sich nicht schämte, bei ihnen zu verweilen, wenn er nur Hoffnung hatte, sie zu Gott zurück zu führen. In Prag wimmelte es damals von solchen tiefgefallenen Personen, die aus der Unzucht ein Gewerbe machten; ja, es gab ein öffentliches

Haus, in welchem an dreihundert feile, unzüchtige Dirnen beisammen lebten. Milicz ging mit dem Worte Gottes auch in dies Haus der Sünde, predigte Buße und Vergebung der Sünden, und siehe, das Hurenhaus ward in ein Bethaus, und in ein Haus des Friedens umgewandelt. Milicz konnte von diesen ehemaligen Buhlerinnen sagen, daß sie alle Nonnen der Christenheit durch ihren frommen Sinn und ihre werththätige Liebe weit überträfen. Auch einen Verein frommer Studenten sammelte er um sich, die sich unter seiner väterlichen Leitung, freilich auch nur unter Schmach und Verfolgung, für das Predigtamt vorbereiteten. Inzwischen hatte die Wuth seiner Feinde zwölf Sätze aus seinen Predigten gezogen, und diese als verdammliche Ketereien nach Rom gesandt. Papst Gregor XI. erließ im Jahre 1374 ein grimmiges Schreiben an die Geistlichkeit und an Kaiser Carl IV. „Es ist uns die Nachricht zugekommen,“ hieß es darin, „daß ein gewisser Priester, Namens Milicz, unter dem Scheine von Heiligkeit stolz und verwegen viele, nicht nur arge und gottlose, sondern auch keizerische und gefährliche Irthümer verbreitet.“ Milicz fürchtete Gott, und darum das Drohen keines Menschen, wie hoch er auch stand. Er machte sich unerschrocken auf den Weg nach Rom, dem Löwen in den Rachen, der ihn zu verschlingen drohte. Hier in Rom brachte er durch die Kraft seines Zeugnisses alle seine Feinde, und den Papst selbst, zum Schweigen. Wie Gott einst die wilden Löwen vor Daniel gezähmt hatte, so that er auch hier, und schaffte, daß sein Diener wieder in Frieden nach Böhmen zurückreisen durfte. Dann aber entthob der Herr und Meister den treuen Knecht neuer Kämpfe, die ihm bevorstanden. Er durfte Feierabend machen, und sein Haupt zur Ruhe niederlegen, nachdem er einen edlen und unverweslichen Samen ausgestreut hatte. Er starb im Jahre 1374, und selbst Carl IV., der römische Pfaffenkaiser geheißen, mußte ihm das schöne Zeugniß mit in's Grab geben: „Der verehrte Milicz guten Andenkens, weiland unser andächtiger Geliebter.“

Endlich der dritte Gottesstreiter in dem böhmischen Dreigestirn ist Matthias von Janow. Er war neun Jahre lang in Paris gewesen, und hieß darum auch der Pariser Magister. Er war gleichfalls Pfarrer von Prag, und, ganz in die Fußstapfen seiner beiden Vorgänger tretend, predigte er mit feurigem Geiste das reine Evangelium. Ohne Menschenfurcht strafte er die großen Gebrechen und den entsetzlichen Abfall der römischen Kirche. Er ging sogar soweit, daß er den Kaiser, dessen Beichtvater er

war, dringend anging, in seinem Böhmenlande Hand an eine durchgreifende Kirchenreformation zu legen. Aber der Kaiser fürchtete den Papst mehr, als Gott, und wagte nichts ohne den Kirchendespoten zu thun. Darum fragte er über des Matthias Vorschlag vorher in Rom an. Die Antwort fiel aus, wie sie von dort nicht anders zu erwarten stand. Der Papst wollte nichts von Reformation wissen, und schalt den Janow einen frechen Keger; bewirkte auch, daß er aus Prag in die Verbannung getrieben ward. Doch kehrte Matthias bald darauf wieder nach seiner Vaterstadt zurück, und lebte und wirkte hier in der Stille bis an seinen Tod im Jahre 1394.

In einer seiner Schriften spricht er, weissagend von der nun bald folgenden Reformation, nachdem er den römischen Gottesdienst mit einem schönen, gemalten Bilde verglichen, das aber ohne Geist und Leben ist: „Ihr Christenthum besteht in nichts, als in einer eigenen, menschlichen Gerechtigkeit, die von Gottes Gerechtigkeit allzuweit entfernt ist. Und nicht allein das, sondern, welche sich ernstlich von solchen Sünden und Gräueln losmachen, weil sie den Herrn Jesum fürchten und lieben, werden beschimpft und verleumdet, und mit dem schändlichen Namen von Ketzern gebrandmarkt. Die Kirche Gottes kann zu ihrer frühern Würde nicht zurückgeführt werden, wenn nicht vorher alles neu wird. Ich glaube aber, daß bereits ein neues Volk sich erhebt, das nach dem neuen Menschen gebildet ist, aus welchem neue Geistliche hervorgehen werden, die den Geiz und alle Herrlichkeit dieses Lebens hassend, ihrer himmlischen Berufung entgegengehn. Ja fürwahr, der allerheiligste Herr Jesus Christus beginnt dieses Werk der Erneuerung seiner Kirche bereits zu unseren Zeiten mit Ernst zu treiben, indem er seine Gerichte offenbarlich in der Christenheit auf dem ganzen Erdkreis ausführt.“

Mit diesem prophetischen Worte schließen wir den gegenwärtigen Abschnitt, um zu dem folgenden überzugehen, in welchem wir das Leben und Wirken des Mannes zu betrachten haben, durch welchen der Herr kurz nach Matthias Tode die Erneuerung seiner Kirche in deutschen Landen herrlich vorbereitet hat.

Johann Huß.

(gest. 1415.)

„Der aber nach mir kommt, ist stärker, denn ich.“ (Math. 3, 11.)

Es wird erzählt, daß Johann Huß, anspielend auf seinen Namen, der in böhmischer Sprache Gans bedeutet, kurz vor seinem glorreichen Märtyrertode gesagt habe: „Ihr bratet heute eine Gans; aber aus meiner Asche wird in hundert Jahren ein Schwan emporsteigen, den werdet ihr nicht braten können!“ Dies Wort ist in herrliche Erfüllung gegangen. Huß war der Same, der ersterben, und in die Erde gelegt werden mußte, auf daß er nach hundert Jahren herrlicher und schöner wieder konnte erstehen. Der Schwan ist emporgestiegen, und hat den Sieg davon getragen. Huß aber ist Luthers großer Vorläufer gewesen; darum haben wir das Bekenntniß Johannis des Täufers zur Ueberschrift seines Lebens gewählt.

Johann Huß wurde am 6. Juli des Jahres 1373 in dem Dorfe Hussinecz, im südlichen Böhmen, geboren. Von seiner Jugend ist wenig bekannt geworden. Wir wissen nur, daß auch an ihm das Wort in Erfüllung ging, daß Gott sich erwählet hat, was unedel und verachtet ist vor der Welt; denn seine Aeltern waren geringe Leute, die sich von Feldarbeiten nährten. Der Edelmann seines Dorfes soll sich des vielversprechenden Knaben treulich angenommen haben. Schon in seinem sechszehnten Lebensjahre finden wir ihn auf der Universität zu Prag, wo sich seine reichen Geistesanlagen so rasch entwickelten, daß er bereits im Jahre 1398 zum Professor der Philosophie an dieser Hochschule ernannt werden konnte. Schon in seinen ersten Jünglingsjahren erfuhr er an seinem Herzen den Zug des Vaters zum Sohne. Er selbst äußert sich darüber in einer spätern Schrift also: „Auch ich war einst in den süßen Schlummer weltlicher Sicherheit versunken, bis es dem Herrn Jesus gefiel, mich elenden Knecht meiner Begierden, wider meinen Willen, wie einst den Lot, mitten aus dem Feuer Sodom's zu retten, und mich einzuführen in die Wohnungen der Leiden, der Schmach und der Verachtung. Da erst ward ich arm und zerknirscht; ich betrachtete das Wort Gottes mit Furcht und Zittern, und fing an, die darin liegenden

Schätze der Weisheit zu bewundern. Da erst erkannte ich, wie fest Satan auch den hohen Weisen dieser Welt die Augen verschlossen habe. Nun ward mein Herz von einem neuen, gewaltigen und beseligenden Feuer durchdrungen, das bis jetzt in mir fortwirkt, und desto mehr entzündet wird, je mehr ich mich im Gebete zu Gott und zu dem gekreuzigten Herrn Jesus erhebe. Und dieses Feuer weicht nie von mir, als wenn ich Christum vergesse. Dann werde ich sogleich verfinstert und unnütz zu allen guten Werken, bis ich wieder mit ganzem Herzen mich zu ihm wende, der allein der wahre Arzt, aber auch der strenge Richter unseres Lebens bis auf jedes unnütze Wort, und jeden unnützen Gedanken ist.“ Und an einem andern Orte sagt er von sich: „Als ich auf dem Scheidepunkte stand, zwischen dem schmalen und dem breiten Wege, da betete ich zu Gott, dem Vater meines Herrn Jesu Christi, indem ich die Bibel zu ihm emporhob: Ueberlaß mich nicht den Gedanken und Rathschlägen der Bösen, gib mir nicht das, was meinen Augen wohlgefällt!“ —

In seinem neuen, gelehrten Berufe fand indeß Hus nicht die erwünschte Gelegenheit, diese in seinem Herzen entzündete, heilige Flamme leuchten zu lassen. Es war aber zu dieser Zeit im Böhmerlande bei gar vielen Seelen ein großer Hunger nach dem Lebensbrode erwacht. Darum stiftete im Jahre 1402 ein frommer Prager Kaufmann, Kreuz mit Namen, im Vereine mit dem königlichen Rathe, Johann von Mülheim, eine eigene Kapelle, die sie Bethlehem, das heißt: Haus des Brodes, nannten, in welcher das Wort Gottes, als das rechte Lebensbrod, dem böhmischen Volke in seiner Zunge gepredigt werden sollte. An diesem Hause des Brodes nun setzten sie Hus zum Prediger und Austheiler der geistigen Speisen. Ihre Wahl konnte nicht glücklicher seyn; denn Hus verwaltete sein Haushalteramt mit großer Treue und Gottesfurcht und reichem Segen. Selbst seine Feinde können ihm ein solches Zeugniß nicht versagen. Der Jesuit Balbinus, sein erklärter Feind, bekennt in seiner böhmischen Geschichte von ihm: „Seine strengen Sitten, sein ernstes Leben, fern von allem Genuße, gegen welches niemand klagen konnte, sein trauriges, abgekehrtes Gesicht, sein gegen Jedem, auch den Geringsten zuvorkommendes Wohlwollen predigten gewaltiger, als alle Beredsamkeit der Zunge.“

Hus erkannte die Bedürfnisse des Volkes, und suchte sich in seinen Vorträgen der größten Einfachheit zu befleißigen, um die großen Lebenswahrheiten des Evangeliums recht in die Herzen

hineinzupredigen. Bei seiner, sich immer weiter ausbreitenden Seelsorge — selbst die fromme Königin Sophie wählte ihn zu ihrem Beichtvater, — lernte er immer mehr den verderblichen Einfluß der vielen unwürdigen Geistlichen und Mönche auf das arme Volk kennen, und rücksichtslos strafte er das Böse, wo er es nur fand. So lange er indeß nicht die ganze Geistlichkeit insbesondere angriff, fand er auch keinen Widerspruch; vielmehr schenkte ihm Ebynko, der damalige Erzbischof von Prag, sein besonderes Vertrauen, wie folgende Geschichte zeigt. Es war im Jahre 1383 zu Wilsnack von einem Ritter eine Kirche zerstört worden. Nur ein steinerner Altar war inmitten der Trümmer stehen geblieben. Auf diesem wollte man drei mit dem Blute Christi gefärbte Hostien gefunden haben, und nun wallfahrteten aus allen Gegenden des christlichen Abendlandes, aus Deutschland, Böhmen, Dänemark, Schweden, Polen, Ungarn u. s. w. ganze Pilgerschaaren nach Wilsnack, um die Wunder zu sehen, welche das heilige Blut dort noch fort verrichten sollte. Erzbischof Ebynko setzte im Jahre 1403, ohne Zweifel auf Hussens Dringen, eine Commission nieder, zur Untersuchung dieser Sache an Ort und Stelle, unter welcher sich auch Hus befand. Die Commission erklärte sich gegen die Aechtheit der Wunder, und Hus sagt in der über diesen Punkt geschriebenen Schrift: „Das größte Wunder, welches das Blut Christi verrichtet, ist dieses, daß es das hinreichende Lösegeld für die Sünden der ganzen Menschheit geworden ist, und daß es in der ganzen Welt die Macht des Satans besiegt, und die Gläubigen von demselben befreit hat.“

Um diese Zeit trat durch die Bekanntschaft mit Wiclefs Schriften ein entschiedener Wendepunkt in Hussens Leben ein. Schon im Jahre 1402 war sein nachmaliger treuester Freund, der Ritter Hieronymus von Faulfisch, von dem im folgenden Abschnitte eigens die Rede ist, als ein entschiedener Anhänger Wiclefs von der Universität Oxford in England zurückgekehrt, und hatte seines Meisters Schriften mitgebracht. Hus war aber damals noch ein zu treuer Anhänger seiner Kirche, als daß er sich nicht mit einer Art von Entsetzen von den Schriften eines Mannes hätte wegwenden sollen, der von eben dieser Kirche als der abscheulichsten Ketzer einer bezeichnet worden war. Da kamen aber im Jahre 1404 zwei junge Engländer, eifrige Wicliffiten, nach Prag, und trugen ihres Meisters Lehren öffentlich an der Universität vor. Sie wurden darüber so heftig angefeindet, daß sie zwar äußerlich schweigen mußten; sie predigten aber in einer

stummen, doch desto eindringlicheren Sprache weiter. Durch eine Reihe von Gemälden, die sie in ihrer Wohnung öffentlich aufstellten, suchten sie Wicklefs Sätze über den Papst, als den Antichrist, dem Volke anschaulich zu machen. Da sah man zum Beispiel auf der einen Seite den Einzug Christi in Jerusalem, sah den, der sanftmüthig und von Herzen demüthig war, auf der Eselinn reitend, und seine Jünger barfuß ihm nachfolgend; auf der andern Seite erblickte man den Papst in kostbarer Kleidung auf einem von Gold und Edelsteinen strohenden Hengste sitzend, vor ihm her Hellebardiere mit Pauken und Trompeten, hinter ihm der glänzende Zug der prächtig gekleideten, wohlbeleibten Kardinäle auf stattlichen Rossen. Man sah hüben Christum mit der Dornenkrone, drüben den Papst mit der dreifachen Krone von Gold u. s. w. Das zündete mächtig; alles Volk lief herzu, um die Bilder zu sehen, und der augenfällige Gegensatz zwischen Christo und seinem angeblichen Statthalter machte auf es gewaltigen Eindruck. Nun konnte auch Hus nicht umhin, die Schriften Wicklefs einer genauern Prüfung zu unterziehen, und der Erfolg war, daß er nicht nur entschieden für den englischen Reformator gestimmt wurde, obschon er ihm nicht in allen einzelnen Punkten Recht gab, sondern daß er sich auch nicht scheute, sich öffentlich für denselben zu erklären. Wie Hus, waren bald die meisten Böhmen an der Universität gestimmt. Die Böhmen waren aber bei weitem in der Minderzahl. Die ganze Universität war nämlich in vier Nationen getheilt, in Böhmen, Baiern, Sachsen und Polen, und wenn irgend ein gemeinschaftlicher Beschluß zu fassen war, hatte jede Nation eine Stimme. Das schlug nun jetzt sehr zum Nachtheil der Böhmen aus; denn die drei übrigen Nationen, die sogenannten Deutschen, erklärten sich gegen Wicklef, und es erschien im Jahre 1408 ein Universitätsbeschluß, in welchem 45 Sätze aus dessen Schriften geradezu verdammt wurden. Das wollten sich jedoch die Böhmen nicht gefallen lassen. Sie glaubten ihre Selbstständigkeit durch diesen Beschluß gefährdet, und Hus, Hieronymus und der böhmische Adel brachten den König Wenzel dahin, daß er Befehl gab, hinfort sollte das Verhältniß umgekehrt werden, und die Böhmen drei, die sämmtlichen Deutschen aber nur Eine Stimme haben. Der Schritt hatte bedenkliche Folgen. Alle Deutschen, Lehrer und Studenten, Tausende an der Zahl, verließen die Universität, und wanderten nach Leipzig aus, wo sie eine eigene Hochschule stifteten. Hus stand nun an der Spitze der böhmischen Partei, und konnte immer entschiedener auf-

treten, hatte sich aber freilich in den Ausgewanderten eine Menge von unversöhnlichen Feinden erweckt, die an seinem nachmaligen Sturze nicht geringen Antheil hatten.

Durch das Auswandern dieser mehr als 6000 akademischen Bürger erlitt die Stadt natürlich einen bedeutenden Verlust an ihrem Einkommen. Die Schuld davon mußten die Feinde leicht auf Huf zu wälzen, und ihm die Gunst eines Theils der Bürger zu entziehen. Huf bebte aber vor nichts zurück, was er für seine Pflicht erkannt hatte. In diesem Pflichtgefühl wagte er auch jetzt einen Schritt, der das schon längst gegen ihn entzündete Zornfeuer der höheren Geistlichkeit in helle Flammen auflodern ließ.

Die Zeit war damals danach angethan, daß den Leuten über das Treiben der Päpste wohl die Augen aufgehen mußten. Es stritten sich nicht weniger als drei Päpste um die Oberherrschaft über die Kirche. Benedikt XIII. verfluchte den Gregor XII., als den falschen Papst, und that ihn in den Bann, der letztere ebenso den ersteren; Johann XXIII. verfluchte wieder Benedikt und Gregor als falsche Päpste, und that sie in den Bann. Jeder von den Dreien forderte im Namen Christi die ganze Christenheit auf, mit Feuer und Schwert gegen die falschen Päpste zu Felde zu ziehen, versprach Sündenvergebung und ewige Seligkeit Allen, die gegen sie stritten; drohte aber Bannstrahl und ewige Verdammniß allen ihren Vertheidigern. Wer von den dreien war nun der unfehlbare Papst? Das arme Christenvolk wurde verwirrt, die Fürsten, die Geistlichen, die Laien theilte sich in verschiedene Parteien, oft in demselben Lande, die einen für diesen Papst, die andern für den Gegenpapst; so auch jetzt in Böhmen. Haß, Zwietracht, Spaltungen kamen bis unter das geringe Volk, und dieser giftige Samen brachte Tausenden von Seelen den bittersten Schaden. Und der eifrige Seelsorger Huf, der diesen Seelenschaden um sich her, und im ganzen Lande wuchern sah, sollte darüber nicht aufs Tiefste betrübt werden, nicht dagegen zu wirken suchen? Er erkannte es als seine Pflicht, öffentlich gegen diesen Unfug zu eifern, die Rechte und Pflichten des Papstes nach der h. Schrift zu untersuchen, und aus ihr zu zeigen, daß kein Papst unfehlbar, auch kein Papstthum von Christo und den Aposteln als nothwendig verordnet sei.

Er zeigte dabei das Unrecht, das die Päpste durch Entziehung des Kelches beim Abendmahle den Nichtgeistlichen

zugefügt, die Schriftwidrigkeit der Ehrenbeichte, der Seelenmessen, des Fegfeuers, u. dgl. Auch griff er immer entschiedener das Verderben der gesammten Geistlichkeit an. Zugleich übersetzte er Wiclefs Schriften ins Böhmische. Bei allen diesen Schritten hatte er den König Wenzel entschieden auf seiner Seite, dagegen aber bald genug den ihm früher so gewogenen Erzbischof Sbynko gegen sich. Der letztere verklagte Huf beim Könige, aber Wenzel erwiderte kurz: „So lange der Magister wider uns Laien predigte, habt ihr euch gefreut; nun die Reihe an euch gekommen ist, so mögt ihr es auch hinnehmen.“ Als Sbynko hier kein Gehör fand, fing ers in anderer Weise an, und verklagte den Huf wegen Ketzereien in Rom. Er beschuldigte ihn, daß er ein Anhänger Wiclefs sey, und namentlich auch die Brodverwandlungslehre leugne. Das letztere war eine offenbare Lüge, denn Huf behauptete in den stärksten Ausdrücken die wirkliche Gegenwart Christi beim Abendmahl, und hat die Brodverwandlungslehre, wenn auch nicht gelehrt, doch auch niemals bestritten, wie er denn überhaupt keineswegs in allen Stücken mit Wiclef übereinstimmte. Vom Papste kam der kurze Bescheid, daß die Schriften Wiclefs ausgeliefert und verbrannt, die Anhänger desselben in Untersuchung genommen, und dem Huf das Predigen untersagt werden solle. Der Prager Erzbischof ließ über 200 Exemplare von Wiclef's Schriften einfordern, wozu Huf selbst welche, in der Hoffnung einer Prüfung derselben, sandte, ließ sie aber ohne weitere Prüfung als heizerisch in seinem Schloßhof verbrennen. Das bekam ihm jedoch übel. Die Besitzer der theuern Handschriften verlangten Schadenersatz, und hatten den König auf ihrer Seite, der aus den erzbischöflichen Einkünften ihnen Vergütung zusprach. Auch wurde das Volk durch das gewaltsame Verfahren des Erzbischofs sehr gegen ihn aufgeregt, und verhöhnzte den Bischof auf offener Straße. Man wußte, daß seine Gelehrsamkeit nicht weit her war, denn beim Antritte seines Amtes hatte er kaum lesen können, und sang auf ihn das Spottlied:

„Sbynko greift die Ketz an,
Der kaum buchstabiren kann;
Läßt ihre Schriften schon verbrennen,
Oh' er Ein Wort hat lesen können.“

Huf suchte das Volk zu besänftigen, obgleich ihn diese blinde Verfehrungs- und Verfolgungswuth tief schmerzte, und er ahnte, was für ein Schicksal man auch ihm zu bereiten suchte. Der Erzbischof forderte ihn nun vor sein geistliches

Gericht, und verlangte von ihm Widerruf und Unterwerfung unter die päpstlichen Befehle. Aber Hus widerrief nicht, da man ihn nicht widerlegen konnte, noch mochte; hielt es auch für seine bestimmte Pflicht, seine so reich gesegneten Predigten in der Bethlehemskapelle fortzusetzen. Er sagte: „Wer die von Jesu Christo ihm aufgetragene Predigt auf menschlichen Bann unterläßt, den hat Gott selbst von seiner Gemeinschaft ausgeschlossen. Der Priester Christi muß der Stimme des heiligen Geistes gehorchen, und den menschlichen Bann geduldig tragen.“ Und als man zur Beglaubigung seines Predigerberufs Wunder von ihm foderte, gab er die schöne Antwort: „Die Wahrheit bekennen, und Christo nachfolgen, das ist das kräftigste Zeugniß göttlicher Sendung.“ Freimüthig und in prophetischem Geiste spricht er sich über des Bischofs Bücherverbrennung, und über seine eigene Zukunft zu dieser Zeit aus: „Die Verbrennung jener Schriften nenne ich etwas Schlechtes, weil das Verbrennen ohne Beweise nichts Schlechtes aus den Herzen der Menschen weggenommen, aber viele Wahrheiten und schöne Gedanken unterdrückt hat. Ich konnte in jenes Urtheil nicht einstimmen, um nicht durch meine Zustimmung an dem Schlechten Theil zu nehmen. Um mich also nicht eines strafbaren Schweigens schuldig zu machen, wenn ich um eines Stückchen Brodes willen, oder aus Menschenfurcht die Wahrheit verliesse, so will ich die Wahrheit, welche mir Gott zu erkennen verliehen hat, und besonders die in der heiligen Schrift geoffenbarte Wahrheit bis zum Tod vertheidigen, indem ich weiß, daß die Wahrheit, bei der kein Ansehen der Person gilt, ewig bleiben und siegen wird. Und wenn mich Todesfurcht sollte schrecken wollen, so hoffe ich von meinem Gott, und der Hülfe des heiligen Geistes, daß der Herr selbst mir Standhaftigkeit schenken wird. Wenn ich aber Gnade gefunden in seinen Augen, so wird er den Märtyrerkranz mir verleihen. Und welchen herrlicheren Sieg gibt es, als diesen? — So sprach Hus schon im Jahr 1410, fünf Jahre vor seinem Märtyrertode.

Hus wurde aufs Neue und heftiger beim Papste verklagt, so daß man ihn jetzt nach Rom citirte. Er wäre verloren gewesen, wenn er gegangen wäre. So entschuldigte er sich mit Mangel an Sicherheit, und schickte Anwälte zu seiner Vertheidigung. Auch ließ ihn sein König nicht. Der sagte vielmehr mit Anspielung auf Hussens Namen, der, wie wir wissen, Gans bedeutet: „Hus ist eine Gans, die goldne Eier legt, die darf

man nicht fahren lassen.“ Er sandte selbst Abgeordnete nach Rom, welche Huf sowohl wegen seiner Lehre, als wegen seines Nichterscheins rechtfertigen sollten; der Papst möge Abgeordnete zur Untersuchung nach Prag schicken, die allen Schutz und alle Unterstützung genießen sollten. Aber die Anwälte Huffs warf man in Rom ungehört in's Gefängniß, und verdammt ihn selbst als Keger.

Je heftiger das Feuer der Verfolgung gegen ihn wurde, desto mehr entbrannten Liebe und Dankbarkeit des Volkes zu ihm, da es ihn als einen unschuldig Verfolgten erkannte, der für ihr Seelenheil Sorge mit Gefahr seines Lebens. Er selbst wurde dadurch gestärkt in seinem Wahrheitseifer, und scheute sich nicht, im Jahre 1412 das Papstthum an einer seiner empfindlichsten Seiten, an der Irrlehre des Ablasses, öffentlich anzugreifen. Die Veranlassung dazu kam ihm ungesucht.

Im Jahr 1411 hatte der neu erwählte Papst Johann XXIII., der wegen seiner vielen schändlichen Laster nachher von der Kirchenversammlung zu Costniz abgesetzt wurde, aus Ehrgeiz und Herrsucht mit dem Könige von Neapel, Ladislaus, Krieg angefangen. Er wollte in Neapel einfallen; allein der König kam ihm zuvor, fiel in's päpstliche Gebiet ein, und trieb den Papst sehr in die Enge. Da schickte dieser in die verschiedenen christlichen Länder Legate, mit der Vollmacht, Allen, die sich unter seinen Fahnen gegen den König von Neapel einschreiben lassen würden, oder ihm Geld zum Kriege geben, vollkommene Vergebung der Sünden zu ertheilen. Solche päpstliche Seelenverkäufer kamen auch nach Prag, boten das Himmelreich für Geld feil, und man fing an, ihnen zuzuströmen. Huf und sein Freund Hieronymus waren darüber auf's Tiefste empört, und erklärten sich in den stärksten Ausdrücken dagegen. Auch die übrigen Lehrer der Universität traten auf ihre Seite, schwiegen aber bald aus Furcht vor Papst und König. Da trat jedoch Huf unerschrocken auf, und bewies öffentlich, sowohl in Predigten, als in einer Versammlung vor der Universität, und in kleinen Schriften, daß nur Reue und Lebensbesserung, nicht aber ein unternommener Feldzug, oder eine Summe Geldes, Vergebung der Sünden bewirken könne; daß es schändlicher Betrug sei, wenn man Andern aus Eigennutz falsche Hoffnung auf Seligkeit mache, und daß nur Gott allein die Sünden vergeben könne. „Durch solchen Ablass, sagt er, wird den reichen Thoren die Stütze einer eiteln Hoffnung gegeben, das Gesetz Gottes ver-

achtet, das rohe Volk zum Sündigen noch mehr ange-
trieben, schwere Sünden werden ihm dadurch leicht
gemacht.“ —

Das Volk war auf seiner Seite, und wurde durch die Unver-
schämtheit der gottlosen Ablassprediger des Papstes so sehr aufgeregt,
daß es sie öffentlich beschimpfte, und die päpstliche Kreuzbulle
am Pranger verbrannte, so sehr auch Huf das Volk zu be-
jähntigen strebte.

Erzbischof Sbynko war inzwischen gestorben, und Conrad
von Bechta an seine Stelle getreten. Dieser verklagte Huf
noch heftiger beim Papste. Derselbe citirte ihn darauf nach Rom;
that ihn aber schon zum Voraus als Keger in den Bann, in
einer Bulle, welche 1413 erschien; und ließ selbst die Stadt
Prag mit dem Bann belegen, so lange sich Huf in derselben
aufhalte. Jeden andern hätte dieser Schlag niedergeschmettert,
Huf aber blieb ungebeugt. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen,
einen Volksaufstand zu seinen Gunsten hervorzurufen; aber er
zog es vor, um alle Unruhen zu vermeiden, und der Stadt
alles Leid zu ersparen, Prag freiwillig zu verlassen, obgleich
seine Freunde ihn zurückhalten wollten. Er ging nach seinem
Geburtsorte Hussinecz, ohne jedoch aufzuhören, für das Reich
Gottes zu wirken. Er predigte dort in Kirchen, wie auf freiem
Felde, oft vor einer großen Menge Volks, schrieb in der böhm-
ischen Landessprache eine Postille über die Bibel, und appellirte
feierlich von dem ungerechten Richterspruche des Papstes an eine
allgemeine Kirchenversammlung, aber auch zugleich an das
einzige unfehlbare Oberhaupt der Kirche, den einzigen, unbestech-
lichen, und durch kein falsches Zeugniß zu täuschenden Jesus
Christus. In dieser Zeit schrieb er mehrere Schriften zu seiner
Rechtfertigung; die wichtigste darunter ist sein berühmtes Buch
über die Kirche, um darzuthun, daß die Kirche keines andern
Oberhauptes, als des einen unsichtbaren bedürfe. „Er, der
Knechtsgestalt annahm, der von sich selbst sagte, er sei nicht ge-
kommen, sich dienen zu lassen, sondern zu dienen, — der seinen
Jüngern die Füße wusch, er ist nicht auf eine lügenhafte Weise,
sondern in Wahrheit der Knecht der Knechte Gottes, in Wahr-
heit der Bischof, nicht allein römischer Bischof, sondern allgemei-
ner Bischof aller Kirchen, ist der Bischof der Prager Kirche.“

Seine Prager Gemeinde ermuthigte er in Briefen, aus
denen fester Glaube, evangelische Freudigkeit und kindliche Erge-
bung herrlich hervorleuchtet. In einem derselben schreibt er:

„Weil die Gans, ein zahmes Thier, das sich mit seinem Fluge nicht hoch erheben kann, ihre Schlingen durchbrochen hat, so werden nach mir Falken und Adler kommen, welche durch das Wort Gottes und heiliges Leben sich höher im Fluge hinauf schwingen, und viele zu dem Herrn Christo fortreißen werden. Denn das ist die Natur der Wahrheit, daß, je mehr man sie verbunkeln will, desto heller sie leuchtet, und je mehr man sie zu unterdrücken sucht, desto stärker sie sich erhebt.“

Um diese Zeit waren die Augen der ganzen abendländischen Christenheit auf die Kirchenversammlung gerichtet, welche, vom deutschen Kaiser Sigismund berufen, im Begriff war, sich zu Costniz (Constanz) am Bodensee zu versammeln. Man hoffte dort vorzüglich die Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern, wovon so oft die Rede gewesen war, einleiten und durchsetzen zu können. Freilich hatte die arme Kirche eine solche Verbesserung sehr nöthig; denn statt Eines Hauptes hatte sie ja dazumal drei Häupter, indem, wie obengesagt, drei Päpste sich über die Oberherrschaft stritten, jeder sich allein für unfehlbar erklärte, und sich gegenseitig verfluchten. Außerdem hoffte man die vielen schreienden Mißbräuche in der Kirche beseitigen, und die Ketzereien ausrotten zu können, auch sich zur Hülfe gegen die Türken zu vereinigen. Gegen Ende des Jahres 1414 fanden sich die Repräsentanten der abendländischen Christenheit allmählig in Costniz ein, auch die weltlichen Fürsten, den Kaiser Sigismund an der Spitze. Es war äußerlich wohl die glänzendste Versammlung, die in unserm Welttheil ist gehalten worden: 3 Patriarchen, 22 Cardinäle, 20 Erzbischöfe, 92 Bischöfe, 124 Aebte, 1800 Priester und Universitäts-Deputirten. Noch viel größer war die Zahl der weltlichen Gäste, und alle christliche Könige und geistlichen Orden, welche nicht selbst erschienen waren, hatten ihre Vertreter gesendet. Es fehlte leider auch nichts von dem, was zur Ergözung der Sinne, und zur Befriedigung der Wellust gereicht. Es wird z. B. die Zahl der Schauspieler auf 346, die der feilen Dirnen auf 450 angegeben. Der Kaiser erschien mit einem Gefolge von 1000, der Papst mit einem Gefolge von 600 Personen. Manche schlugen die Zahl der in Costniz Versammelten auf 150,000 Menschen mit 30,000 Pferden an.

Vor diese ansehnliche Versammlung, vor die Vertreter der abendländischen Christenheit, wurde nun H u ß von dem Kaiser berufen, um sich wegen der angeschuldigten Ketzereien zu verantworten, und er folgte mit Freudigkeit, weil er nichts so sehr

wünschte, als sich öffentlich wegen seines christlichen Glaubens vertheidigen zu können. Der Kaiser wünschte die Erledigung dieser für Böhmen wichtig gewordenen Sache besonders noch darum, weil er einst von seinem Bruder Wenzel die Krone Böhmens zu erben hatte. Dazu ließ ihm Kaiser Sigismund einen Geleitsbrief ausstellen, der völlige Sicherheit verhiess.

Wir schreiben den ganzen Brief wörtlich hier ab, weil von etlichen Katholiken behauptet wird, es sey dem Huß nur freies Geleit zur Hinreise versprochen, nicht aber zur Heimkehr, falls er in Costniß verurtheilt werden würde. Der Leser möge selbst urtheilen. Der Brief lautet: „Wir Sigismund, von Gottes Gnaden römischer Kaiser ac., entbieten allen und jeden Fürsten, geistlichen und weltlichen, allen Herzogen, Markgrafen, Grafen, Freien, Edlen, Herren, Rittern und Rittermäßigen, Knechten, Hauptleuten, Obrigkeiten, Statthaltern, Vorstehern, Vögten, Zöllnern, Rentmeistern und jeglichen Amtleuten der Städte, Flecken, und Dörfer, allen ihren Gemeinden und Vorgesetzten, und allen andern des heiligen Reiches Unterthanen, Lieben und Getreuen, welchen unsere gegenwärtige Schrift vorkommt, unsere königliche Gnade und alles Gute. Ehrwürdige, Durchlauchte, Edle, Liebe und Getreue! Da der ehrsame Johannes Huß, der heiligen Schrift Baccalaureus und Meister der freien Künste, Vorzeiger dieses gegenwärtigen Briefes, aus dem Königreiche Böhmen, auf das allgemeine Concilium, so in der Stadt Constanz gehalten werden soll, nächster Tage verreisen wird, den wir auch in unsere, und des heiligen Reiches Schirm und Sicherheit aufgenommen haben, so wollen wir denselben auch Allen und Jeden insbesondere aus ganzem Gemüthe empfohlen haben. Wir begehren von euch, daß ihr denselben Magister Johann Hussen, so er zu euch kommen wird, williglich aufnehmen, günstiglich halten, und ihm in allem, so zu seiner Sicherheit und Förderung auf dem Wege dienen mag, zu Land und zu Wasser, eueren geneigten, guten Willen erzeigen wollet und sollt; auch sollt ihr ihn mit seinen Dienern, Knechten, Pferden, Wägen, Troß, sammt allen andern ihm zugehörigen Dingen, durch alle Pässe, Häfen, Brücken, Länder, Herrschaften, Aemter, Gerichtsbezirke, Städte, Flecken, Dörfer, Schlösser, und durch alle andere eure Dörter, ohne einige Bezahlung der Schagung, des Geleits, Fußgelds, Zolles, Tributs, oder anderer Beschwerden, welchen Namen sie haben mögen, frei und ohne Hinderniß, durchziehn, stehn, wandeln, still liegen,

und frei wieder heimziehen lassen; auch ihm und den Seinen, wo es die Noth erfordern würde, zu freiem, sicherem Geleit verhelfen, und sie damit versorgen. Alles zu Ehren und Achtung unserer Majestät. Gegeben zu Speier, im Jahre des Herrn 1414, den 18. Oktober."

Vergeblich warnten ihn viele böhmische Ritter, dem kaiserlichen Geleitbriefe nicht zu trauen, und versprachen ihm ihren Schutz, wenn er in Böhmen bleiben wolle. Aber Hus reifte auch nicht im Vertrauen auf unzuverlässige Menschenworte, sondern im Vertrauen auf seinen Herrn und allmächtigen Helfer, dem er im Leben und Tode anzuhängen entschlossen war, eben so gesinnt wie der Apostel Paulus in der römischen Gefangenschaft (Phil. 1, 20.), nach Romnitz. Dieser Sinn leuchtet in seinem herrlichen Abschiedsschreiben an seine geliebte Bethlehems-Gemeinde hervor: „Die Zahl meiner Feinde wird größer seyn, als die Zahl der Feinde gegen unsern Heiland war, Bischöfe, Magister, Fürsten dieser Welt und Pharisäer. Aber ich vertraue auf Gott, meinen allmächtigen Erlöser, daß er mir um seiner Verheißung willen, nach meinem heißen Gebet, Verstand und eine gelehrte Zunge verleihen werde, daß sie ihr nicht widerstehen können, und überdies seinen h. Geist, daß ich in seiner Wahrheit verharre, so daß mich keine Pforten der Hölle von derselben wegreißen können. Er wird mir auch die Kraft verleihen, Kerker und martervollen Tod zu verachten. Kann mein Tod seinen Namen verherrlichen, so möge er ihn beschleunigen, und mir die Gnade geben, getrost alle Leiden zu ertragen. Ist es aber meinem Theil zuträglich, daß ich zu euch zurückkehre, so wollen wir Gott bitten, daß es der evangelischen Wahrheit unbeschadet geschehe, damit wir mit einander die Wahrheit reiner erkennen, die antichristliche Lehre vertilgen, und unsern Brüdern ein nachzuahmendes Beispiel geben mögen. Vielleicht werdet ihr mich zu Prag nicht wiedersehen; aber in der ewigen Herrlichkeit möge uns Gott dann zusammenführen. Er, der einzig Barmherzige und Gerechte, giebt den Seinen Frieden hier und dort."

Sein König gab ihm mehrere tapfere und berühmte Ritter zum Schutze mit, unter ihnen die edlen Herren Wenzel von Täufer, und Johann von Ehlum. Auf seiner Reise gewann Hus aller Herzen durch seine Freundlichkeit und durch die Zuversicht der Wahrheit, die sich in seiner ganzen Erscheinung ausdrückte, und er benutzte jede Gelegenheit, für das, was sein Herz erfüllte, vor aller Welt zu zeugen. Allen Wirthen schenkte

er bei seinem Abschied zum Dank für die gute Aufnahme eine Abschrift der 10 Gebote, und klebte sie überall selbst mit Kleister an. So groß war damals die Unwissenheit. Alle Wirthsleute nahmen ihn sehr gastfreundlich auf; nirgends war vom Banne die Rede. Am 3. November des Jahres 1414 kam er wohlbehalten zu Kostniz an. „Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn?“ sprach er, als er die Stadt zuerst sah, und die bange Ahnung dessen, was seiner in derselben harrte, seine Seele überkam.

Erst nach fast vier Wochen ward ihm ein Gehör bewilligt, aber nicht, wie er es vielfach verlangt hatte, vor den versammelten Vertretern der ganzen Christenheit, sondern nur vor Papst und Kardinalen. Dennoch folgte der rebliche Mann der Ladung. Er kannte nicht das Gewebe des Trugs, mit welchem ihn die Hinterlist seiner Feinde zu umspinnen gedachte. An demselben Tage, den 28. November, Abends spät, wurde er gefangen gesetzt, obgleich Papst Johann kurz vorher zum Ritter von Ehlum gesagt hatte: „Und wenn Hus meinen leiblichen Bruder erwürgt hätte, so wollte ich doch nicht gestatten, daß ihm einige Schmach oder Unbill widerfahren sollte, so lange er in der Stadt Costniz ist.“ Seine Freunde waren außer sich über diese Treulosigkeit, und wendeten sich an den Kaiser, der noch nicht in Costniz eingetroffen war. Sigismund gab auch Befehl, in einem Erlass vom 10. Dezember 1414, den Gefangenen augenblicklich frei zu lassen, widrigenfalls er den Kerker mit Gewalt werde erbrechen lassen. Aber der Papst verhinderte die Vollstreckung des Befehles, und als der Kaiser selbst nach Costniz kam, da wußte ihn die Geistlichkeit mit teuflischer Beredsamkeit zu überreden, daß man einem Keger Treu und Glauben nicht zu halten brauche, daß der gute Zweck die Mittel heilige, und daß der Kaiser als Laie sich gar nicht in diese Sache zu mischen habe. Der schwache, unedle Sigismund gab nach, und Hus wurde in ein noch schrecklicheres Gefängniß geworfen: ja er wurde sogar zu mehrerer Sicherheit auf des Bischofs von Costniz festes Schloß Gottleben in Verwahrung gebracht, wie sehr auch die treuen Böhmen gegen dies ihrem Landsmanne angethane schreiende Unrecht protestirten.

Hus litt unbeschreiblich im Kerker. Die feuchte, stinkende Luft in dem engen, unterirdischen Gefängnisse, in das selbst die Wellen des Rheins hineinspülten, zerrüttete seine Gesundheit, und mehr noch rieben ihn die unaufhörlichen Quälereien seiner böhmischen Feinde auf. Diese wollten es absichtlich nicht so

bald zu einem öffentlichen Verhöre kommen lassen. Sie gedachten vielmehr, zuvor durch wiederholte Mißhandlungen die Standhaftigkeit ihres Opfers zu erschüttern, um dann ein lautes Triumphgeschrei erheben zu können. So stellten sie ein peinliches Verhör nach dem andern mit ihm an, in welchen es an Lügen und falschen Zeugen nicht fehlte. Huß bat um einen Anwalt. Der aber wurde ihm, als einem Ketzer, abgeschlagen. Da erwiderte er gelassen: „So sey denn der Herr Jesus Christus mein Anwalt, der auch euch bald richten wird!“ Wie aber denen die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, so erfuhr auch Huß an seinem Herzen reichlich die läuternde Kraft der Trübsal. Er schrieb damals an einen seiner Freunde: „Jetzt erst lerne ich die Psalmen recht verstehen, recht beten, und über die Leiden Christi und der Märtyrer recht nachdenken.“ Ueberhaupt blieb er unerschütterlich in seinen Ueberzeugungen, und nie verließ ihn während der größten Anfechtungen in seinem Kerker die klare Besonnenheit, indem ihn fort und fort der Gedanke aufrecht hielt, daß, wenn auch seine Person unterliege, doch dereinst die Sache des Evangeliums herrlich siegen werde. „Ich hoffe,“ schreibt er, „daß, was ich unter dem Dache gesagt habe, einst von den Dächern herab wird verkündigt werden.“

Greifen wir jetzt für ein Paar Augenblicke der Geschichte vor. Derselbe Papst Johann XXIII., der den edlen Huß auf so treulose Weise behandeln ließ, ein Mensch, der aus einem Seeräuber der sogenannte Nachfolger Petri geworden war, und ein Knecht jeglichen Lasters, so daß er verklagt wurde, den Papst Alexander V. vergiftet, mit seines Bruders Weib die Ehe gebrochen, an dreihundert Nonnen entehrt, Auferstehung und ewiges Leben geläugnet zu haben u. s. w., wurde nebst den beiden Gegenpäpsten vom Conzile seines Amtes entsetzt, und durch eine wunderbare Zügung Gottes auf dieselbe Feste Gottleben gebracht, in welcher Huß geschmachtet. Ob er wohl eben so friedevolle Briefe aus seinem Kerker hat schreiben können, als sein Opfer? Wir können einen Blick in sein Inneres thun, wenn wir ihn, als er noch in Glanz und Würden saß, auf seiner Reise nach Konstanz begleiten. Hoch oben auf dem Adlerberge fiel sein Schlitten in den tiefen Schnee. Da rief der Statthalter Christi: „Da lieg' ich ins Teufels Namen; warum bin ich nicht in Bologna geblieben!“ Und als er auf die Höhe bei Feldkirch kam, wo man in das herrliche Rheinthäl hinabblift, und den Menschen das Herz weit wird, da wollte dem heiligsten Vater die Angst die

Brust zuschnüren, und er rief: „Das sieht ja aus, wie eine Grube, in der man Füchse fängt.“ Wenn er aber so hat rufen müssen, da er noch frei war, welche Angst mag ihn erst im Kerker geschüttelt haben! Zum Zeugniß des Unterschiedes, den die Welt zwischen Kindern Gottes und Kindern der Sünde macht, möge jedoch noch erwähnt werden, daß während der edle Gottesstreiter Huf zum Scheiterhaufen verurtheilt ward, Papst Johann, der gewesene Seeräuber, für seine Abdanlung von dem Conzile zum ersten Kardinale auf Lebenszeit ernannt wurde. Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zur Geschichte unseres Märtyrers zurück.

Der feuchte, düstre Kerker wirkte sehr nachtheilig auf Huffsens Gesundheit ein. Ein heftiges Fieber ergriff ihn, und rieb seine Lebenskraft auf; seine Verdauungswerkzeuge wurden geschwächt, und bald mußte man für sein Leben besorgt seyn. Er litt an heftigen Steinschmerzen, die er früher nie empfunden hatte, sowie auch an anhaltendem Brechen und Fieber. Da schickten der Papst und die Cardinäle, in Angst, ihr Schlachtopfer möge etwa durch einen natürlichen Tod ihrer Grausamkeit entinnen, Aerzte zu ihm, durch die er theilweise wiederhergestellt wurde.

Abgeordnete des Conzils hatten 39 Sätze aus seinen Schriften gezogen, die sie für keßerisch erklärten, und die er ohne Weiteres widerrufen solle, was er zu thun sich weigerte. Diese Sätze waren: Papstthum und Priesterherrschaft stritten wider Gottes Wort; Seelenmessen seyen Aberglauben; die Brodverwandlung im heil. Abendmahl sey Irrelire; das Fegfeuer sey eine Erdichtung; die Weihung des Wassers, der Kerzen, der Palmen sey heidnisch; Lehre und Predigt müßten sich nur auf Gottes Wort gründen; die Orden der Bettelmönche seyen verderblich; Priesterweihe und letzte Delung seyen keine Sakramente; die Ohrenbeichte beruhe auf Menschenfagungen, sey verwerflich; das Bauen von Kirchen und Klöstern bewirke kein Verdienst; die Anrufung der Heiligen um ihre Fürbitte sey wider Gottes Gebot; der Sonntag allein sey ein gebotner Feiertag; der Zehnten sey Almosen, nicht eine Schuldigkeit, u. s. w.

Nach vielen peinlichen Privatverhören wurde dem Huf endlich, auf die dringenden Vorstellungen der treuen Böhmen, ein öffentliches Verhör vor dem versammelten Conzile gewährt. Der 5. Juni 1415 war für dasselbe anberaumt worden. Die überaus glänzende Versammlung wäre wohl im Stande gewesen, ein weniger entschlossenes Gemüth einzuschüchtern. Sie bestand

aus 34 Karbinälen, 20 Erzbischöfen, 160 Bischöfen, 250 Prälaten, 4 Churfürsten, 20 Herzogen und 80 Grafen. Unserm Huß jedoch entfiel das Herz nicht. Kaum hatte er aber den Mund zu seiner Verantwortung aufgethan, als die Versammlung, so wenig ihrer Würde eingedenk, in ein solches Zetergeschrei ausbrach, und mit solcher Raserei über den Verklagten herfiel, daß er vor Toben und Schreien gar nicht wieder zu Worte kommen konnte. Und als nun der vielgequälte, abgemagerte, durch die Kerkerluft und das Fieber bleich und schwach gewordne Mann endlich schwieg, da jauchzten die Väter mit bereits heisern Stimmen, als hätten sie den Sieg schon davon getragen, und Huß wurde abgeführt aus der Versammlung, die eher einer Heze wilder Thiere, als einem Collegium ehrwürdiger Richter ähnlich gewesen war. Aber die Siegesfreude der Väter war doch zu voreilig; die Versammlung sollte noch manches treffende Wort von Huß zu hören bekommen. Am 7. und 8. Juni fanden abermals zwei Verhöre statt, in denen der Kaiser selbst für mehr Ruhe und Ordnung sorgte, und den Verklagten zu einer ordentlichen Verantwortung gelangen ließ.

In Beziehung auf die Anklage, daß er den Wunsch ausgesprochen habe, seine Seele möge an eben dem Orte seyn, wo die Seele Wiclifs sich befinde, antwortete er: „Ich hoffe, daß Johann Wiclif selig ist, und möchte, wenn er auch von einem menschlichen Richter verdammt ist, in dieser Hoffnung beharren.“ — In Beziehung auf die Anklage, daß er dem Volk gerathen habe, sich denen, die als Feinde seiner Lehre austräten, mit dem Schwerte zu widersetzen, entgegnete er: „Ich habe nach Ephes. 6, 17 ermahnt, daß sie sich mit dem Helm des Heils und mit dem Schwert des Geistes rüsten sollten, um die evangelische Wahrheit zu vertheidigen, und ich habe ausdrücklich erklärt, daß ich unter diesem Schwert das Wort Gottes meine.“ — Als man ihm vorhielt, er habe sich geäußert, daß, wenn er nicht freiwillig hätte nach Kostnitz kommen wollen, ihn weder der König von Böhmen, noch der Kaiser hätten dazu zwingen können, entgegnete Huß: „Ich habe nur gesagt, daß es in Böhmen eine große Menge Edle gibt, die mich, wenn es nicht mein freier Wille gewesen wäre, hierher zu kommen, leicht aus Gunst und Liebe an einen verbergnen und sichern Ort hätten bringen können, so daß ich trotz des Königs von Böhmen und des Kaisers Willen nicht gezwungen gewesen wäre, zu erscheinen.“ Als ein Cardinal hierauf rief: Nein, sehet nur, ich

bitte Euch, die Unverschämtheit dieses Menschen!, und sich ein Gemurmel wider Huf erhob, so sprach Ritter Johann von Ehlum: „Ich selbst, ehrwürdige Väter, habe, wenn ich mich mit Andern vergleiche, nur wenig Macht und Reichthum in Böhmen; aber doch könnte ich, wenn ich wollte, Huf ein ganzes Jahr hindurch gegen alle Gewalt, ja selbst gegen die Gewalt beider Könige vertheidigen! Um wie viel mehr würden dies Andre vermögen, die noch mächtiger sind, und noch stärkere Burgen besitzen, als ich!“

Die ruhige Besonnenheit bei all seiner Begeisterung, die Demuth bei aller Wärme, mit welcher Huf seine evangelischen Ueberzeugungen aussprach, wandten ihm Vieler Herzen unter den Versammelten zu. Seine Gegner griffen ihn mit vielen Schimpfreden an, und bestürmten ihn mit Trugschlüssen; er aber wußte sie immer durch Hinweisung auf Stellen der heiligen Schrift, und durch Darlegung vernünftiger Gründe zum Schweigen zu bringen. Freilich, seine Sache verlor er doch; dazu saßen auf den Bänken umher zu viele unversöhnliche Feinde. Sonderlich konnten es ihm die Deutschen nicht vergeben, daß er sie aus Prag vertrieben. Man verlangte unbedingten Widerruf, unbedingte Unterwerfung unter das Concil von ihm, und das konnte, wollte und durfte Huf nicht gewähren. Etliche Artikel waren ihm ganz fälschlich zur Last gelegt worden. Durch den Widerruf anderer hätte er geradezu seinen Herrn und Meister verleugnet. Er widerrief also nicht, fühlte sich vielmehr gedrungen, seine innigsten Ueberzeugungen mit freudiger Kühnheit vor dem ganzen Concile auszusprechen. Der Kaiser selbst drang in ihn, daß er doch nachgeben, und widerrufen möge. Huf aber rief Gott zum Zeugen an, daß er es nicht aus Hartnäckigkeit verweigere, vielmehr seine Meinung gern ändern wolle, so er nur aus Gottes Wort eines Bessern belehrt werden würde. Zuletzt erklärte er, als seine Gegner vom Lärmen und Schreien zurückgekommen waren: „Ich stelle Alles dem himmlischen Richter anheim; Er wird gewiß recht richten!“ Da verließ der Kaiser zornig den Saal, und Huf wurde, ermüdet von den Anstrengungen dieser Tage, in sein Gefängniß zurückgebracht. Sein edler Freund aber, der Ritter Johann von Ehlum, eilte ihm nach, drückte ihm im Angesichte des ganzen Conciles die Hand, und geleitete ihn nach seinem Kerker. „O wie stärkte es mich,“ schrieb ihm Huf darauf, „daß ihr euch nicht schämtet, mir, von der ganzen Welt verabscheuten Keger, die Hand zu reichen!“

Huß wußte nun, was ihm geschehen würde, und erwartete ruhig sein Todesurtheil. In treuer Liebe gedachte er der Seinen, und es war jetzt seine süßeste Beschäftigung, ein letztes Wort der Ermahnung an sie zu richten. Er nahm brieflich von seiner geliebten Gemeinde, und von seinen liebsten Freunden noch insonderheit den rührendsten Abschied. Demuth, herzliche Liebe und heiliger Eifer für die göttliche Wahrheit leuchtete aus diesen Briefen. Auch den Lehrern und Studirenden der Universität Prag sandte er noch ein herzliches Wort der Liebe zu.

Seine Freundlichkeit, Milde und aufrichtige Frömmigkeit hatten ihm die Herzen selbst seiner päpstlichen Hüter so sehr gewonnen, daß sie ihn als einen Freund behandelten, und ihm behülflich waren, sowohl Briefe zu schreiben, die sie mit großer Vorsicht besorgten, als auch Briefe zu empfangen. Aus einem Schreiben an seine Gemeinde zu Prag folge hier ein Auszug.

„Ich schreibe Euch aus herzlichem Verlangen, daß ihr als Christi Getreue nach meinem Hintritt an meinem Tod kein Aergerniß nehmet. Die 50 Doktoren, vor denen ich mich wegen der mir zur Last gelegten Artikeln zu vertheidigen hatte, und die ich wiederholt bat, daß sie mich belehren möchten, wenn ich irrte, kamen stets auf die Zumuthung zurück: „du mußt dich der Entscheidung des Konzils fügen.“ — Als sich Geschrei, Toben, Spotten und Schimpfen in dem öffentlichen Verhör widerlich erhoben hatte, und ich durch solches Lärmen zum Schweigen genöthigt wurde, brach ich zuletzt in die Worte aus: „Ich glaubte, daß auf dem Konzil mehr Anstand, Frömmigkeit und Ordnung herrschen würde.“ Das hörten Alle, weil der König Stillschweigen geboten hatte.

Ich hoffe von der Barmherzigkeit Jesu Christi, er werde mir seinen Geist zum Beharren in der Wahrheit verleihen. — Immer habe ich das Wort in meinem Herzen behalten: Verlaßt Euch nicht auf Fürsten! Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt, und hält Fleisch für seinen Arm.“ (Ps. 146, 3. Jer. 17, 5.)

Ich habe viel mit Träumen zu schaffen. So träumte ich die Flucht des Papstes vorher; auf gleiche Weise zeigten sich mir dunkel meine verschiedenen Gefängnisse. — Oft denke ich an das Wort des Polen Andreas, eines biedern Schneiders, der zu mir beim Abschied sagte: „Gott sei mit dir! Meines Grachtens kommst du, theurer Johannes, du muthiger Streiter für die

Wahrheit, nicht wieder, wie du gehst. Möge dir der König, nicht der von Ungarn, sondern der König im Himmel, für deinen treuen sorgsamem Unterricht, den ich von dir empfangen habe, lohnen!" Nochmals danke ich allen böhmischen Baronen, Rittern und Vasallen, und besonders dem Könige Wenzel und der Frau Königin, meiner gnädigen Herrinn, für ihre Liebe, milde Behandlung und angelegentliche Verwendung in Beziehung auf meine Freilassung. Auch dem König Sigismund danke ich für alles mir erwiesene Gute. Ich danke auch allen böhmischen und polnischen Herren, die sich standhaft und unerschrocken für die Wahrheit und für meine Befreiung verwandten. Allen wünsche ich Heil, jetzt in der Zeit der Gnade, und nachmals in der ewigen Herrlichkeit. Der Gott aller Gnade möge Euch gesund an Leib und Seele nach Böhmen geleiten, damit ihr dort als treue Diener des Königs Christus zum himmlischen Leben gelanget! Geschrieben im Kerker und in Banden, 6 Tage vor dem Fest des Johannis des Täufers. Johann Huß, auf Hoffnung Diener Jesu Christi, von welchem mich der Teufel nicht hat scheiden können, noch scheiden wird, unter dem Beistande des Vaters und des Sohnes und des heil. Geistes, der gelobt sey in Ewigkeit. Amen."

Einen großen Trost gewähren mir die Worte des Heilandes: „Selig seyd ihr, so Euch die Menschen hassen, und Euch absondern und schelten Euch, und verwerfen Euren Namen, als einen boshaftigen, um des Menschensohnes willen. Freuet Euch alsdann, und hüpfet; denn siehe, Euer Lohn ist groß im Himmel. Luc. 6, 22. 23. Ein schöner, ja der schönste Trost, nicht schwer zu verstehen, doch schwer sich anzueignen, sobald es gilt, sich im Leiden zu freuen, wie sich auch der Apostel Jacobus nebst den andern Aposteln ausdrückt: „Meine lieben Brüder, achtet es eitel Freude, wenn ihr in mancherlei Anfechtung fallt, und wisset, daß Euer Glaube, so er rechter Art ist, Geduld wirket, die Geduld aber soll fest bleiben bis ans Ende, auf daß ihr seyd vollkommen und ganz.“ (Jak. 1, 2—4.) Wahrlich, es ist schwer, ungestört sich zu freuen, und bei der mannichfaltigsten Anfechtung Alles für Freude zu erachten. War doch auch der muthigste Streiter, wiewohl er mußte, daß er am dritten Tage wieder auferstehe, durch seinen Tod dem Teufel die Macht nehme, und die Auserwählten von der Verdammniß erretten werde, nach der letzten

Mahlzeit so tief ergriffen, daß er sagte: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod.“ Er hat getrauert, gezittert und gezagt, ja ein Engel hat ihn in seinem Kampfe gestärkt, und sein Schweiß fiel als Blutstropfen auf die Erde; dennoch sagt er in seiner tiefen Erschütterung zu seinen Getreuen: „Euer Herz erschrecke nicht, und fürchte sich nicht!“ Darum gingen seine Streiter durch Feuer und Wasser, und wurden errettet, und empfangen von ihrem Herrn die Krone, von welcher Jacobus in seinem Briefe spricht: „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet; denn, nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat denen, die ihn lieb haben.“ (Jac. 1, 12.)

Diese Krone, ich hoffe es zuversichtlich, wird der Herr mir und euch, ihr glühenden Eiferer für die Wahrheit, nebst allen denen ertheilen, die fest und standhaft den Herrn Jesum Christum lieben, der für uns gelitten hat, und uns ein Beispiel gelassen, daß wir nachfolgen seinen Fußstapfen. Er mußte leiden; so müssen auch wir als seine Glieder leiden. Sagt er doch: „Wer zu mir kommen will, der verläugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir nach!“ (Matth. 15, 24.) O du barmherziger Christus! Ziehe uns Schwache zu dir, können wir doch sonst dir nicht folgen! Gieb uns einen standhaften und willigen Geist, und wenn das Fleisch schwach ist, so helfe deine Gnade nach! Vermögen wir doch ohne dich nichts, wie viel weniger könnten wir ohne dich, um deinetwillen, zu einem schaudervollen Tode gehen! Gieb uns einen willigen Geist, ein unerschrockenes Herz, rechten Glauben, feste Hoffnung, vollkommene Liebe, damit wir für dich mit Geduld und Freude unser Leben einsetzen! Amen. Geschrieben in Kerker und Banden, in den Vigilien St. Johannis des Täuflers.“ —

Ich bitte Euch, wenn Jemand in öffentlichen Reden, oder in Privatgesprächen etwas von mir gehört, oder gelesen haben sollte, was im Widerspruche mit der Wahrheit des göttlichen Wortes stünde, daß er dem nicht Folge leiste, wiewohl ich mir nicht bewußt bin, etwas dergleichen jemals gesagt, oder geschrieben zu haben. Ferner bitte ich, wenn Jemand in meinen Reden, oder in meinem Betragen, etwas Anstößiges bemerkt hat, daß er, anstatt es nachzuahmen, vielmehr Gott bitte, er möge mir diese Sünde vergeben. Ich bitte, daß ihr die rechtschaffenen Priester liebet, sie andern vorziehet, und sie ehret, besonders die, welche auf die Erforschung des göttlichen Wortes Mühe und Schweiß

verwenden. Ich bitte, daß ihr euch vor trügerischen Menschen, und am meisten vor ungöttlich gesinnten Priestern hütet, von welchen der Heiland sagt: „sie gehen in Schaafskleidern einher, sind aber inwendig reißende Wölfe.“ Die Edlen bitte ich, daß sie ihre armen Unterthanen menschlich behandeln, und daß sie recht regieren. Die Bürger bitte ich, daß sie sich in ihrem Stande ein gut Gewissen bewahren. Die Handwerker bitte ich, daß sie ihr Gewerbe mit Fleiß und Gottesfurcht treiben. Die Knechte bitte ich, daß sie ihren Herren treulich dienen. Die Lehrer bitte ich, daß sie selbst rechtschaffen leben, und ihre Schüler gut und sorgfältig unterrichten. Die Studenten der Hochschule und alle übrigen Schüler bitte ich, daß sie ihren Lehrern gehorchen und ihrem Beispiel folgen.

Diesen Brief habe ich euch aus dem Gefängnisse und in Banden geschrieben; übermorgen erwarte ich vom Concil mein Todesurtheil. Doch hege ich zu Gott das volle Vertrauen, daß er mich nicht verlassen werde, so daß ich seine Wahrheit verleugnete. Wie gnädig Gott, der Herr, mit mir verfährt, und in wunderbaren Ansehtungen mit mir ist, werdet ihr erfahren, wenn wir uns einst mit Christi Hülfe in der ewigen Freude wiedersehen. — Gegeben in der Montagsnacht vor St. Veit durch einen ehrlichen und zuverlässigen Deutschen. Amen.“

Inzwischen konnte sich das Concil noch immer nicht zur Fällung des Todesurtheils entschließen. Auf der einen Seite wirkliche Menschenliebe, auf der andern Politik, die die bedenklichen Folgen eines solchen Gewaltstreiches fürchtete, suchten ihn zu retten. Von allen Seiten bestürmte man ihn, zu widerrufen. Doch Huß wies alle solche Anträge zurück. „Weil ich an Jesus Christus, den mächtigsten und gerechtesten Richter, appellirt, und ihm meine Sache übergeben habe,“ sagt er, „so stelle ichs auch seinem Richterspruche anheim; denn ich weiß, daß er nicht nach falschen Zeugnissen, nicht nach irrthumsfähigen Concilien, sondern nach Wahrheit und Verdienst jeden Menschen richten wird.“ Und als ihn ein ehemaliger Freund bat, doch die Schande des Widerrufs nicht zu scheuen, erwiederte er: „Verurtheilt zu werden, und auf dem Scheiterhaufen zu sterben, ist doch gewiß eine noch größere Schande; aber könnt ihr mir rathen, etwas gegen mein Gewissen zu thun?“ — Am 5. Juli endlich erschien die letzte Deputation, vier Bischöfe und zwei böhmische Ritter, unter ihnen der treue Ehlum. Sie waren vom Kaiser gesandt, um Huß

noch einmal zum Widerruf aufzufordern. Ehlum sprach: „Ich bin ein ungelehrter Mann, und weiß euch nicht zu rathen. Doch bitte ich euch, seyd ihr euch irgend eines Irrthums bewußt, so scheut euch nicht, nach dem Willen des Concils, eure Meinung zu ändern. Sonst kann ich euch nicht rathen, etwas wider euer Gewissen zu thun.“ Huß antwortete unter Thränen: „Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich von Herzen bereit bin, wenn das Concil mich aus der heiligen Schrift eines Besseren belehrt, sogleich meine Meinung zu ändern.“ Ein Bischof warf ihm ein: „Er würde nie von sich so hoch halten, daß er seine Meinung der des ganzen Concils vorzöge.“ Huß entgegnete: „Wenn der Geringste auf dem Concil mich eines Irrthums überführt, will ich gern dem ganzen Concil zu Willen seyn.“

Diese letzte Weigerung entschied über sein Schicksal. Am folgenden Tage sollte das Urtheil des Todes über ihn gesprochen werden. Der 6. Juli war der Tag seiner Geburt, er sollte es auch in dem Sinne werden, nach welchem die alten Märtyrer den Tag ihres Todes als den Tag ihrer Geburt zum himmlischen Leben begrüßten. Früh Morgens erschienen die Häfcher, um ihn aus dem Kerker in die Domkirche zu führen. Das ganze Concilium hatte sich hier versammelt. Nicht bloß die hohen Würdeträger der Kirche, auch der Kaiser mit den Reichsfürsten und der ganzen Ritterschaft war erschienen. Er saß auf einem prächtigen Stuhl unter einer goldenen Krone, neben ihm stand auf einer Seite der Herzog von Baiern mit dem Reichsapfel, auf der andern der Burggraf von Nürnberg mit einem bloßen Schwert. Als Huß herein geführt war, stellte man ihn auf einen besondern, erhabenen Ort, wo er von Jedermann gesehen werden konnte. Da stand nun der Jünger, wie einst sein Meister, vor den Hohenpriestern und Häuptern seines Volkes. Das Wort Gottes wurde zum Deckmantel der Bosheit genommen. Jacobus, der Bischof von Lodi, predigte über Römer 6, 6. „Auf daß der sündliche Leib aufhöre.“ Die Auslegung war, wie sie von dem Wortführer einer solchen Versammlung nicht anders erwartet werden konnte: „Zerstört die Keereien, und hauptsächlich diesen verstockten Keger!“ Das war Ziel und Schluß der ganzen Rede. Und während der Bischof diese Verdammungsworte sprach, lag der, gegen den er sie schleuderte, demüthig auf seinen Knien, und betete still und brünstig.

Nach der Predigt wurden die kezerischen Artikel laut vorgelesen, die man in des Verurtheilten Schriften gefunden haben

wollte. Gleich bei den ersten Sätzen fühlte sich Huß gedrungen, einiges zu berichtigen; aber man gebot ihm, zu schweigen. Da hob er seine Hände zum Himmel, und sprach mit feierlicher Stimme: „Im Namen des allerhöchsten Gottes bitte ich euch, hört mich unbeschwert an, damit ich mich wenigstens vor den Umstehenden entschuldigen, und wider den Vorwurf der Ketzerei rechtfertigen kann!“ Man gebot ihm abermals zu schweigen; da fiel er nieder, und befahl mit lauter Stimme seine Sache Gott, dem gerechten Richter. Nun folgten die grundlosesten und unglaublichsten Beschuldigungen, unter andern, daß er gesagt habe, er selbst werde die vierte Person in der Dreieinigkeit werden. Noch einmal versuchte er zu reden, aber vergebens. Als endlich auch seine Berufung auf Christum eine verabscheuungswürdige Ketzerei und Verhöhnung der kirchlichen Autorität genannt ward, hob er seine Hände zum Himmel, und rief: Siehe, mein guter Jesus, was du den Deinen befohlen hast, daß wir von meinen Feinden verdammt.“ „Ja,“ fuhr er dann fort, „ich sage es standhaft, daß man an dich am sichersten appellirt, weil dich keiner durch Geschenke bestechen, keiner dich durch falsches Zeugniß oder List täuschen kann.“ Dann blickte er den Kaiser an, und sprach: „Ich habe mich freiwillig zum Verhör gestellt, unter Treu und Glauben des hier anwesenden Kaisers.“ Egidius und erröthete und schwieg. Eine bessere Rechtfertigung hatte Huß nicht werden können, als dies Erröthen und Schweigen des Kaisers. Nun wurde das Urtheil gefällt. Es lautete dahin, daß Huß als ein unverbesserlicher Ketzer seines Priesteramtes entsezt, und dann der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung übergeben werden sollte. Als er dies Urtheil vernommen, betete der Gerichtete mit lauter Stimme: „Herr Gott, ich bitte dich um deiner Barmherzigkeit willen, verzeihe allen meinen Feinden! denn du weißt, daß ich ungerecht angeklagt und verdammt bin.“ Verzeihe ihnen um Deiner großen Barmherzigkeit willen! Bei diesem Gebete erhoben die meisten, besonders viele der hohen Geistlichen, ein schallendes Gelächter.

Jetzt traten die sieben Bischöfe, die ihn entweihen sollten, heran, und legten ihm zuerst den vollen priesterlichen Schmuck an. Huß sprach im Hinblick auf seinen Herrn und Meister: „Die Juden zogen unserm Herrn Christo ein weißes Kleid an, da Herodes ihn dem Pilatus übergab.“ Drauf forderten ihn die Bischöfe nochmals zum Widerruf auf, er aber verweigerte es, vom Gerüst herab zum Volk gewendet, mit kräftigen Worten

und großer Bewegung. Da riefen die Bischöfe: „Steig herab vom Gerüst!“ und als er es gethan, fingen sie an, unter Fluchen ihn zu entweihen. Zuerst nahmen sie ihm den Kelch aus den Händen, und riefen: „O du verfluchter Judas, wir nehmen diesen Kelch von dir, darin das Blut Christi dargebracht wird.“ Hus aber entgegnete: „Ich vertraue der Barmherzigkeit Gottes, daß er den Kelch des Heiles nicht von mir nehmen wird, sondern daß ich mit seiner Hülfe noch heute in seinem Reiche davon trinken werde.“ Nun rissen sie die verschiedenen Messkleider von ihm, und sprachen bei jedem Stücke Worte des Fluches über ihn nach ihrer Weise. Hus aber antwortete allezeit darauf, daß er solche Lästerungen um des Herrn Jesu willen willig leiden wolle.

Als es an die Vertilgung der Tonsur auf dem Scheitel kam, da entstand für die Geistlichen ein gar wichtiger Zweifel, ob solches mit der Scheere, oder mit einem Rasirmesser zu geschehen habe. Nach langem Streiten gewann die Scheere den Vorzug. Zuletzt setzten sie ihm einen hohen, papierenen Hut auf das Haupt, auf welchem drei Teufel in den Flammen gemalt waren, mit der Ueberschrift: „Erzkeßer.“ Hus entgegnete: „Mein Herr Jesus hat für mich eine Dornenkrone getragen; darum will ich gern um feinetwillen die leichtere tragen.“ Jetzt riefen die Bischöfe: „Wir übergeben deine Seele den höllischen Teufeln!“ Und er sprach: „Und ich empfehle meinen Geist in deine Hände, Herr Christe, du, mein Erlöser!“

Nun hatte ihn die Kirche ausgestoßen, die Kirche, die seiner nicht werth war, und die weltliche Obrigkeit nahm ihn in Empfang. Der Kaiser übergab ihn dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, mit den Worten: „Lieber Fürst, weil wir das Schwert nicht umsonst tragen, sondern zur Strafe über die, so Böses thun, so nehmet hin diesen Mann, Johann Hus, und beleet ihn in unserm Namen mit der Strafe, die ihm als Keßer gebühret.“ Der Kurfürst aber übergab ihn dem Stadtvogt zur Vollstreckung des Todesurtheils. Eine Rheininsel war zum Richtplatz bestimmt, und Hus wurde unverzüglich dahin abgeführt. Unterwegs mußte er noch sehen, wie seine Schriften verbrannt wurden; er aber lächelte darüber. Unterwegs sang er für sich beständig in lateinischer Sprache die Worte: „Jesus Christus, Sohn des lebendigen Gottes, erbarme Dich meiner!“ Auf dem Richtplatze durfte er nicht mehr zum Volke reden; doch fiel er auf die Kniee, befahl seine Seele der Barmherzigkeit Jesu Christi, und betete mit solcher Inbrunst abermals für alle seine Feinde



Huß auf dem Scheiterhaufen.

Mit einem Lob aus Feindesmunde schließen wir diesen Bericht. Kaspar Royki, katholischer Professor in Prag, schrieb im Jahre 1784 eine Geschichte des Rostnitzer Konzils. Nachdem er Hussens Tod erzählt hat, setzt er hinzu: „Allhier entfällt mir eine Thräne, die ich über den heldenmüthigen Tod dieses frommen Priesters gern vergieße, und wünsche bei meinen Lesern dem Huf ein Andenken zu Wege zu bringen, wie es der Tugendhafte verdient.“

Hieronymus von Prag.

(gest. 1416.)

„Auf daß euer Glaube rechtschaffen und viel köstlicher erfunden werde, denn das vergängliche Gold, das durchs Feuer bewährt wird.“ (1. Petr. 1, 7.)

Während Johann Huf, wie wir eben beschrieben haben, seinen Glauben durch einen glorreichen Märtyrertod besiegelte, schmachtete auch sein treuer Freund, Hieronymus, bereits im Kerker. Nach derselben Weisheit, mit welcher der Herr seine Jünger je zween und zween sandte, hatte er auch diese beiden Männer so nahe nebeneinander gestellt. Bei aller Gleichheit ihrer Erkenntniß und ihres Strebens, waren sie doch in ihrem Wesen so von einander verschieden, daß einer den andern ergänzen mußte mit den Gaben, die er empfangen hatte. Hieronymus war scharfsinniger, gelehrter, beredter, feuriger als Huf, dieser aber wieder ruhiger und beständiger, als jener, so daß er dessen stürmischen Eifer zum Heile des gemeinsamen Werkes oft mäßigen mußte. Diese rasche Entschlossenheit, dieses heftige Dreinsfahren war ein Hauptzug in Hieronymus Charakter, und ließ hinter dem gelehrten Magister den streitfertigen Ritter leicht erkennen. Diesem feurigen Muth e hingen aber noch gar manche Schlacken fleischlichen Eifers an, die erst durchs Schmelzfeuer vom reinen Golde geschieden werden mußten, was denn auch, wie wir sehen werden, buchstäblich geschehen ist.

Hieronymus von Faulfisch, auch genannt von Prag, hatte schon früh eine seinem Stande damals eben nicht eigene Liebe zu den Wissenschaften gezeigt. Diese trieb ihn auf mehrere deutsche Universitäten, und zuletzt nach der berühmten englischen zu Oxford. Von hier brachte er im Jahre 1402 zuerst Willeßs Schriften mit nach Prag ins Böhmerland. Wir wissen bereits, wie durch ihn Hus auf dieselben aufmerksam gemacht worden ist, so daß die kirchlichen Bewegungen in Böhmen durchaus als eine Frucht von Willeßs Lehre anzusehen sind. Hieronymus blieb für jetzt nicht lange in Prag. Im Jahre 1406 finden wir den Feuerskopf auf der Universität Heidelberg, wo er einige Streitsätze gegen mehrere herrschende, kirchliche Lehren zu öffentlicher Disputation anschlägt. Man ließ hier aber nicht zu, daß ein so anmaßender Mensch, wie man ihn nannte, dieselben vertheidigen durfte. Um das Jahr 1410 bekam er den ehrenvollen Auftrag, zu Krakau eine königlich polnische Universität einzurichten. Als er später durch Wien nach Böhmen heimkehren wollte, fiel er in Wien den Kegerichtern in die Hände, und nur durch die Fürsprache der Universität Prag ward er für diesmal aus denselben befreit. In Prag nun nahm er seinen beständigen Aufenthalt, und schloß sich hier immer inniger und treuer an Hus an. Dazu stand er auch in großer Gunst beim Könige Wenzel. Er dichtete viele geistliche Lieder, die den Schriftglauben bezeugten, und das Papstthum angriffen, welche das Volk auswendig lernte, und mit Freuden sang. Er war es auch, der das Zeichen zum Aufstand gegen die Ablassprediger des Papstes Johannes XXIII. gab, und die päpstlichen Ablassbriefe öffentlich verbrannte. Hus hatte damals genug zu thun, um den unüberlegten Eifer seines Freundes, der in nicht ganz evangelischer Lauterkeit ausloderte, zu mäßigen, und in die Schranken der nöthigen Klugheit zu verweisen. „Wer den Thron des Papstes umstoßen will“, schrieb er ihm, „darf nicht mit großen Steinen werfen. Diese schallen und lärmen zu sehr, und wecken den Feind auf. Laßt uns kleine Steine nehmen, und das Gebäude wird nach und nach wanken und fallen, wie Babels Thurm.“

Inzwischen war Hus gen Kostniz gezogen. Als Hieronymus die Nachricht von der Einkerkelung seines Freundes vernahm, litt es ihn nicht länger in Prag. Er eilte ihm nach, mußte aber, an Ort und Stelle angekommen, bald inne werden, daß seine Gegenwart dem Freunde nicht nur nichts nützen, sondern ihm und der guten Sache nur schaden könne. Er begab

sich daher in das benachbarte Reichsstädtchen Ueberlingen, und bat von hier aus den Kaiser um Gewährung eines sichern Aufenthalts in Kostniz. Die Bitte wurde ihm abgeschlagen, und er, die Gefahr, in der er schwebte, erkennend, wollte nun eilend wieder zurück nach Böhmen, wurde aber unterwegs zu Hirschau in der Oberpfalz ergriffen, und im Mai 1415 in Ketten nach Kostniz gebracht. Am 23. Mai ward er zum ersten Male verhört. Er vertheidigte sich mit Würde, Ruhe und ohne alle Gereiztheit. Als einige in schwärmerischer Wuth ausriefen: „Er muß verbrannt werden!“ antwortete er gelassen: „Ihr lieben Herren, habt ihr so große Lust und Verlangen nach meinem Tode, so geschehe des Herrn Wille!“

Ein zu stürmischer Eifer verliert je schneller an Kraft, je mehr ihm noch von menschlichem Eigenwillen beigemischt ist. Damit unser Glaube allein in Gottes Kraft bestehe, muß der Herr alle eigene Kraft in uns brechen, und uns demüthigen. So mußte Petrus erst fallen, und seiner menschlichen Schwäche sich bewußt werden, damit er seinen Glauben ganz auf den Fels gründen konnte, der ihn nicht mehr wanken ließ. Hieronymus kam bald in eine ähnliche Schule. Sein edler Freund hatte ausgerufen, und er erwartete nichts anderes, als das gleiche Schicksal. Aber die Kirchenversammlung war durch die drohenden Vorstellungen der über Hussens Hinrichtung aufs äußerste erbitterten Stände doch etwas eingeschüchtert worden, und wünschte nichts sehnlicher, als den Hieronymus zum Widerruf zu bewegen, damit das Feuer dort nicht gar in hellen Flammen aufschlagen möge. So ließ man denn kein Mittel unversucht, um diesen Zweck zu erreichen. Man setzte die Geduld des armen Schlachtopfers durch eine immer schrecklichere Gefangenschaft auf die härteste Probe. Er ward an Händen und Füßen gebunden, und zwar so, daß er nicht sitzen konnte, und das Haupt zur Erde gebeugt war. Zuweilen bekam er bloß Wasser und Brod zur Nahrung. Er versiel in eine schwere Krankheit, so daß seines Leibes Kräfte immer mehr zerfielen. Dazwischen versuchte man nicht, ihm die süßesten Versprechungen zu machen, — und da endlich wurde der Glaube des sonst so stürmisch eifernden Mannes schwach; er fiel, wie einst Petrus. Er wiederrief in öffentlicher Versammlung alle ihm selbst, dem Huf und Wilef zur Last gelegten Behauptungen; ja er erkannte feierlich an, daß sein Freund gerechter Weise verdammt sey.

Die Gottlosen triumphirten; aber nicht lange währte ihr

Triumph. Sie mußten nach Gottes Rath selbst dazu beitragen, daß ihnen ihr Sieg wieder entzissen wurde. Ungeachtet aller ihrer Versprechungen, behielten sie den Hieronymus doch in eben so harter Gefangenschaft, als vorher. Man fürchtete nämlich große Gefahr von der Rückkehr eines solchen Mannes nach Böhmen, und das entschied. Treue und Glauben war bei diesen Menschen ohnedies nicht zu finden. Nun hatte der unglückliche Mann Zeit, im Kerker über die betrüglichen Vortheile der Sünde, und den bedenklichen Zustand seiner Seele nachzudenken. Welche Vorwürfe sein Herz zermalmt haben mögen, und durch welche schwere Kämpfe er gegangen ist, das mag sich jeder selbst denken. Genug, der den bitterlich weinenden Petrus wieder gnädig anblickte, der nahm sich auch dieses gebeugten Sünderherzens an, und erfüllte es, nachdem alle eigene Kraft zerbrochen war, mit überschwänglicher Gotteskraft. Hieronymus verlangte ein neues öffentliches Verhör vor dem Conzile und erlangte dasselbe mit Mühe am 23. und 26. Mai 1416. Es wurden ihm die Beschuldigungen vorgelesen, durch welche man seine fortgesetzte Haft rechtfertigen wollte. Er antwortete darauf mit einer Geisteskraft und Gewandtheit, daß das Conzil staunte, wie ein Mann, den eine zwölfmonatliche schwere Gefangenschaft fast ganz ausgerieben hatte, solches vermöge. Die Herren wußten nichts von der Kraft Gottes, die sich in den Schwachen mächtig erweist. Nach einer so glänzenden Vertheidigung erwartete man nichts anderes, als daß er auf Beendigung des ungerecht fortdauernden Gefängnisses dringen werde, aber er hob nun an, von allen den Männern zu reden, welche von jeher als Märtyrer der Wahrheit gefallen seien, bis er endlich auf seinen Freund Fuß kam. Feierlich betheuerte er dessen Unschuld, feierlich bezeugte er, daß er bei ihm stets eine heilige Lehre und heiliges Leben gefunden habe, und daß er, wie alle seine Vorgänger, nur um der Gerechtigkeit willen getödtet sey. Aber feierlich erklärte er auch seinen Widerruf für das größte Verbrechen, dessen er je schuldig gewesen, und nahm ihn feierlich und öffentlich zurück. „Ich bekenne und zittere, indem ich daran denke, daß ich aus Furcht vor dem Scheiterhaufen niederträchtiger Weise und gegen mein Gewissen in die Verdammung von Fuß, wie auch von Wiclef gewilligt habe!“ rief er in die staunende Versammlung hinein.

Hieronymus hatte sich mit diesen Worten sein eigenes Urtheil gesprochen, so groß auch der Eindruck war, den seine Rede gemacht hatte. Man gab ihm eine viertägige Bedenkzeit, während

welcher man durch neue Ueberredungen, Drohungen und Martern den muthigen Redner zu erschüttern strebte. Aber Hieronymus blieb stark in Christo. So kam der 30. Mai, der Tag der Vollstreckung des Urtheils heran. Es fanden ganz dieselben schamlosen, heuchlerischen Förmlichkeiten statt, wie bei Hussens Verdammung. Derselbe Bischof von Lodi hielt zuerst eine Predigt, diesmal über die Worte: „Er schalt ihren Unglauben und ihres Herzens Härte.“ Er hätte diese Worte, statt dem Hieronymus, vielmehr sich selbst und der ganzen Versammlung vorhalten sollen. Als dem Angeklagten darauf nochmals die Klageartikel vorgelesen wurden, nahm dieser das Wort, erklärte nochmals seinen Widerstand für die größte Schmach seines Lebens, und legte aufs neue ein herrliches Zeugniß für seinen Freund ab. Er sagte unter andern: „Ich nehme Gott, meinen Herrn, und euch alle zu Zeugen, daß ich keine keizerische Meinungen hege, noch vertheidige; sondern ich glaube alle Artikel des christlichen Glaubens, wie die heilige, allgemeine christliche Kirche sie glaubt. Nimmermehr aber werde ich euer Urtheil unterschreiben, womit ihr im Taumelgeist die heiligen Männer Gottes verdammt habt, weil sie in ihren Schriften euer gottloses Wesen an den Tag gebracht haben. Obwohl ich weiß, daß ihr mich um deswillen zum Tode verurtheilen werdet, so werde ich doch nichts gegen jene frommen Männer und mein Gewissen reden.“ Und als man über ihn das Todesurtheil sprechen wollte, sagte er weiter: „Ihr seid entschlossen, mich unschuldig zu verdammen, und hinzurichten; aber das sage ich euch, ich werde nach meinem Tode in euern Gewissen einen Stachel zurücklassen, und einen nagenden Wurm, dessen ihr nicht los werden möget. Ich citire euch vor den höchsten Richter aller Welt, von dem ihr erscheinen müßet, mir zu antworten.“

Unter denselben Förmlichkeiten, wie sein vorangegangener Freund, ward er jetzt dem weltlichen Arme übergeben. Die papierne, mit Teufeln bemalte Krone setzte er sich selbst auf, indem er sagte: „Da mein Herr Jesus zum Tode ging, hat er für mich elenden, armen Sünder eine viel härtere und schwerere Krone getragen; deshalb will ich gern ihm zu lieb mit dieser Krone ins Feuer gehen.“ Sein voriger ritterlicher Muth war ihm ganz wiedergekommen, aber geheiligter. Er ging zum Tode, wie zu einem Feste, und sang auf dem Wege zur Richtstätte das apostolische Glaubensbekenntniß, und viele schöne Kirchenlieder, besonders auch das: „Der Tag, der ist so freudenreich.“ Dabei waren seine Blicke zum Himmel gerichtet. Als er beim Scheiterhaufen

angekommen war, kniete er nieder, und betete still. Dann ward er an den Pfahl gebunden, und nun sang er noch das Lied, das nach einer alten Uebersetzung so beginnt:

Also heilig ist der Tag,
Daß ihn niemand mit Lob erfüllen mag,
Den Christus, der Sohn Gottes, die Höl' überwunden,
Und den Himmel gewaltig hat eingenommen.

Zum Volke aber sprach er: „Meine lieben Kinder, so und nicht anders glaube ich, und nur deshalb sterbe ich, weil ich nicht habe zugeben wollen, daß H u s mit Recht verdammt sey; denn ich hab ihn gut gekannt, als einen wahrhaftigen Prediger des Evangeliums.“ Jetzt sah er, wie ein armer Bauer mit einem schweren Bündel Reiser herankam, um den Scheiterhaufen des Ketters zu vergrößern. Er lächelte, und sprach: „Du heilige Einfalt! wer dich betrügt, der hat des tausendfältige Sünde.“ Der Henker wollte den Scheiterhaufen hinter seinen Augen anzünden; der Märtyrer aber rief: „Komm nur hierher, und zünde das Feuer vor meinen Augen an!“ Als die Lehe emporschlug, betete er laut: „Herr! in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Die Flammen zehrten eine volle Viertelstunde an ihm, ehe sie ihn tödteten, und mitten aus dem Feuer hörte man ihn rufen: „O Herr, allmächtiger Gott, erbarme dich meiner, und vergieb mir meine Sünden! Herr, du weißt es, daß ich deine Wahrheit und das Wort deines Geistes geliebt habe.“ Betend bewegten sich noch immerfort seine Lippen, bis er verschied. Nach seine Asche wurde in den Rhein gestreut. Das geschah am 30. Mai des Jahres 1416. Selbst ein katholischer Schriftsteller muß von Hieronymus bekennen, daß er nie eine Beredsamkeit gehört habe, welche der Redekunst der Alten so nahe gekommen sei, als die seinige, und er schließt: „Wenn es in der Geschichte irgend Gerechtigkeit giebt, so muß dieser Mann von der Nachkommenschaft bewundert werden.“

Die Hussiten

und die böhmischen und mährischen Brüder.

„Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden. Man wird auch nicht sagen: Siehe hier, oder da ist es. Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch.“ (Luc. 17, 20 u. 21.)

Den Kaiphas-Rath: „Es ist besser ein Mensch sterbe, denn daß das ganze Volk verderbe,“ hatten auch die klugen Leute zu Kofniz befolgt, und meinten Wunder wie weise gehandelt zu haben, daß sie den Huf und seinen Freund tödteten, um Friede und Einigkeit in der Kirche zu erhalten. Der Erfolg lehrte das Gegentheil. Die Spaltung wurde bald größer, als sie jemals gewesen war; denn hatte Huf schon bei seinen Lebzeiten in ganz Böhmen viele Anhänger gehabt, so erwarb ihm sein Märtyrertod ganze Schaaren von neuen Freunden, und stärkte den Eifer und den Glauben der alten. Doch war die Zeit noch nicht erfüllet, die der Vater seiner Macht vorbehalten hatte, um eine gründliche Erneuerung seiner Kirche zu Stand und Wesen zu bringen. Das Streben der Hussiten blieb ohne Einigungspunkt, und konnte keine neue Kirche bilden; auch mischte sich, wie wir gleich sehen werden, bald viel Sünde und unreines Wesen unter dasselbe. Schon während der Gefangenschaft ihres Meisters hatten sich die Hussiten enger aneinander geschlossen, und bald fanden alle ihre Bestrebungen in Einer Forderung ihren bestimmten Mittelpunkt. Wir haben schon früher erzählt, daß die Böhmen erst sehr spät dazu gebracht werden konnten, die von der Kirche gebotene Feier des Abendmahls unter Einer Gestalt anzunehmen. Jetzt nun trat Jacob von Misa, Hussens Freund, ein Pfarrer und Professor zu Prag, öffentlich als Vertheidiger des vollständigen Genußes des heiligen Abendmahls auf. Er begehrte, daß nach der Einsetzung Christi auch den Laien der Kelch gereicht werde. Huf, der in seinem Kerker um seine Meinung über diesen Punkt befragt ward, gab zur Antwort: daß allerdings die Austheilung in beiden Gestalten der Einsetzung Christi, und dem alten Kirchengebrauche gemäß sey; doch möge man nicht mit Gewalt darauf dringen, sondern für den Kelch der Laien bitten. Es geschah; aber das Kofnitzer

Konzil gab im Jahr 1415, nach vielen Streitworten hin und her, endlich den Schlußbescheid, „daß zwar Christus und die erste Kirche das heilige Abendmahl unter beiden Gestalten ausgetheilt, daß aber die Kirche in der Folge aus guten Gründen es nöthig befunden habe, die äußerliche Verwaltung des Sacraments nach dem Bedürfnisse der Umstände vernünftig zu ändern, und daß jeder als Ketzler zu bestrafen sey, der der Kirche und dem Konzile sich hierin nicht unterwerfe.“

Schon diese harte Erklärung erbitterte, und als nun gar die Nachricht von Hussens und seines Freundes Hinrichtung eintraf, erreichte die Erbitterung in Böhmen den höchsten Grad. Im März 1417 entschied die Prager Universität, daß das Abendmahl nach der Einsetzung des Herrn und Meisters gefeiert werden müsse, und sämmtliche Anhänger Hussens vereinigten sich unter dem böhmischen Adel und den Prager Bürgern zur Feier des Abendmahls unter beiden Gestalten. Das Konzil aber, auf dem einmal eingeschlagenen Wege fortgehend, erklärte, daß die böhmische Ketzerei mit Gewalt unterdrückt werden müsse. Der Papst sandte eigens zwei Legaten ins Böhmenland zur Ausrottung der Ketzler, und man begann den Hussiten ihre Kapellen zu nehmen, und ihre Pfarrer zu verjagen. Da schlossen denn auch diese ein enges Bündniß auf Leben und Tod, setzten der Gewalt Gewalt entgegen, und bald loderte die Flamme eines Krieges auf, dem wenige in der Geschichte an blutiger Grausamkeit gleichkommen.

Wenn wir auf die Gräuel dieser dunklen Zeiten zurückblicken, die unter dem Namen der Hussitenkriege berüchtigt sind, so muß es uns mit tiefem Schmerze erfüllen, daß Leute, welche unleugbar eine bessere Erkenntniß hatten, und eine so gute Sache führten, wie die Böhmen, sich hinreißen ließen, statt den Kampf im Glauben und Gebet fortzuführen, zu denselben Mitteln zu greifen, als ihre Gegner; aber gewiß trägt Rom daran die größte Schuld. Hätten die Böhmen erst gründlicher in der Schrift unterwiesen werden können, so hätte sich aus der anfangs so herrlichen Bewegung dieses Volkes wohl ein echt evangelisches Leben entwickeln können. Aber Rom griff mit eiserner Hand in das sich neu Gestaltende, und diese Hand konnte nicht schaffen und heilen, sondern nur zerschmettern, was sich ihr nicht unbedingt unterwarf. Der christliche Glaubenseifer der Hussiten ward durch Roms Gewaltmaßregeln in Glaubensfanatismus umgewandelt. Roms Grausamkeit weckte der Hussiten

Grimm und Rache. Es trug so lange Del und Schwefel auf den glimmenden Brand, bis daraus ein so furchtbares, verheerendes Feuer entstanden ist.

Das Märtyrerbuch ist nicht der Ort, die Hussitenkriege, so wie alle Gräuelthaten, die auf beiden Seiten begangen sind, ausführlich zu beschreiben. Nur in einigen Zügen deuten wir, zum Verständniß der nachfolgenden Geschichte, den Gang der Begebenheiten an. Als die Flamme des Aufstands zuerst in Böhmen aufschlug, glaubten die Hussiten, König Wenzel werde ihre Sache als die seinige ansehen. Aber das zweideutige Benehmen dieses Fürsten, der es mit keiner Partei verderben wollte, machte die Verwirrung nur noch größer. Bald fragten die Gereizten auch nach König Wenzel nicht mehr, zumal, als sich zwei Männer an ihre Spitze stellten, denen an Geschicklichkeit, Kraft, Muth und Ausdauer wohl wenig Helden in der Geschichte gleichkommen werden. Es waren Johann von Trocznow, genannt Jiska, d. i. der Einäugige, und Nikolaus von Hussinecz. Am 30. Juli des Jahres 1419 kamen die Gewaltthatigkeiten von Seiten der Hussiten in Prag zum Ausbruch. Das Rathhaus wurde erstürmt, und die Rätthe aus den Fenstern gestürzt in die untergehaltenen Spieße. Dem Könige Wenzel raubten Angst und Muth das Leben, als er die Früchte seiner feigen Unentschlossenheit so schrecklich heranreifen sah. Nun ließ der Papst das Kreuz gegen die Hussiten predigen, und Kaiser Sigismund selbst stellte sich an die Spitze des Heeres, das zu ihrer Ausrottung geworben ward. Jiska hatte zu seiner Sicherheit eine Moldauinsel im Beckiner Kreise, auf der ein steiler, unzugänglicher Fels lag, zu einer furchtbaren Festung umgeschaffen. Hier sammelten sich Tausende um ihn, hier schlugen sie ihre Zelte auf, und hier hielten sie den Gottesdienst auf ihre Weise. Sie nannten sich Brüder und Schwestern. Den Neuankommenden gingen die Geschwister vom Berge mit dem heiligen Sacrament des Altars entgegen. Die Priester hatten sich in die Amtsverrichtungen getheilt. Die Begabtesten unter ihnen predigten dem Volke den ganzen Tag, andere saßen und hörten von früh bis Abend die Beichte der sich zu den Beichtstühlen drängenden Schaaren, und wieder andere theilten fortwährend das heilige Abendmahl des Herrn unter beiden Gestalten aus. Diesen Berg nannten sie Tabor, zuerst wohl von der Zeltstadt, die sich auf ihm erhob, (denn Tabor heißt im Böhmischem ein Zelt), später mit Anspielung auf den Berg der Verklärung, Tabor, im gelobten Lande,

und Ziska's Schaaren nannten sich Taboriten. Göttliches und Menschliches, Heiliges und Sündliches trat hier in geheimnißvollen Bund; alle Kräfte des Gemüths wurden bis ins Unglaubliche gesteigert. Außerordentliches geschah, aber es ist der Art, daß man niemals recht weiß, ob es göttlich, menschlich, oder dämonisch war. Im Jahre 1420 erschien der Kaiser mit einem Heere von 100,000 Kriegern in Böhmen; aber Ziska trotzte ihm mit seinem Häuflein nicht nur, sondern brachte ihm auch eine gänzliche Niederlage bei, so daß er eilig die Flucht ergreifen mußte. Ja, als er im folgenden Jahre mit einem wo möglich noch furchtbareren Heere auf dem Kampfplatze erschien, vernichtete der unüberwindliche Held auch dieses. Nun ging der bleiche Schrecken vor ihm her, und sein bloßer Anblick jagte die Feinde in die Flucht. Ziska nannte sich Hauptmann Gottes, oder vom Kelch; denn ein Kelch war seine Fahne.

Die Grausamkeit, womit die Römisch-katholischen die Taboriten behandelten, und wodurch sie deren blutige Vergeltung hervorriefen, war unmenschlich. So z. B. wurden die Gesandten der Taboriten, wenn sie Friedens-Vorschläge brachten, ergriffen, und lebendig in die tiefsten Erzgruben geworfen, wo sie zerschmettert wurden, oder mit zerbrochenen Gliedern verhungerten. Man kaufte die Taboriten auf, einen Priester für 5 fl., einen Laien für 1 fl., um rechte Blutbäder zu veranstalten. Im Jahr 1420 wurden in Kuttenberg 1700 Menschen in eine Grube geworfen, 1308 Menschen in eine andre, und 1334 in eine dritte Grube. Im Jahr 1421 nahm der grausame Bürgermeister von Leutmeritz 24 der vornehmsten Bürger, und sogar seinen Eidam gefangen, ließ sie in einen tiefen Thurm werfen, und nachdem sie durch Hunger und Kälte erstarrt waren, herausziehen, ihnen Hände und Füße binden, und sie in den Fluß werfen. Die Scharfrichter mußten mit Stangen und Gabeln am Ufer stehen, um, wenn einer sich dem Ufer näherte, ihn zu stechen, und ins Wasser zurückzustoßen. Sie aber riefen mit lauter Stimme Himmel und Erde zu Zeugen ihrer Unschuld an, und ermahnten die Ihrigen, und sich unter einander, Gottes Wort treu zu bleiben. Die Tochter des Bürgermeisters sprang in die Elbe, ihrem Manne nach, um ihn herauszuziehen. Da er aber schon voll Wasser war, ertrank sie mit ihm. Des andern Tags zog man sie heraus, wie sie einander umfaßt hatten, und legte sie in Ein Grab. — Um dieselbe Zeit wurden der Pfarrer Wenzeslaus von Arnostowitz bei Miltſchin, sein Kaplan und 3 Bauern mit 4 Knaben

verbrannt, weil sie das h. Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgeheilt und genossen hatten. Da der Bischof den Pfarrer bereden wollte, den Kelch abzuschwören, sagte er: „Das Evangelium lehrt uns, ihn zu trinken, und dies beweisen auch die alten Messbücher; darum ist es Recht, oder löschet die Schrift aus! Wir aber wollen nicht nur Einmal, sonder lieber tausendmal sterben, als der göttlichen Wahrheit entgegen handeln.“ Als der Bischof dem Henker befahl, den Scheiterhaufen anzuzünden, nahm der Pfarrer, als der Stärkere, die schwächeren Knaben in seine Arme, sang mit ihnen Loblieder in den Flammen, und gab so den Geist auf. —

Als Ziska, der einäugige Held, durch einen Pfeilschuß sein letztes Auge verlor, vermochte selbst dies nicht seinen Siegeslauf zu hemmen. Auch blind führte er, nach wie vor, die Seinen in Kampf und Sieg, und es war nahe daran, daß ihm die Königskrone von Böhmen aufgesetzt werden sollte, als Gottes Hand den stürzte, den keines Menschen Hand bezwingen zu können schien. In einem Zuge gegen Mähren raffte ihn die Pest dahin. Ein brennendes Schloß und eine brennende Stadt leuchteten als schreckliche Fackel bei seiner Leichenfeier. Vor seinem Tode soll er befohlen haben, daß man seine Haut zum Trommelfelle mache, um den Feinden auch noch im Tode ein Schrecken zu seyn, und so groß ist das scheue Entsetzen gewesen, welches der furchtbare Held im Leben um sich verbreitet hat, daß der Platz, auf welchem er sein Leben endete, noch heutiges Tages nicht bebaut wird.

Nach Ziskas Tode entstanden eine Menge Spaltungen unter den Hussiten; nur im Hass gegen den gemeinschaftlichen Feind blieben sie einig, so daß sie sich stets zusammen schlossen, wo es galt, diesen zu bekämpfen. In den beiden Männern Prokopius dem großen, und Prokopius dem kleinen, fanden sie entschlossene Anführer. Je heftiger aber der Streit entbrannte, um so höher stieg auch ihre Schwärmerei. Sie nannten sich nun das auserwählte Volk Gottes, und ihr Böhmen das gelobte Land. Ihre Nachbarvölker waren die Moabiter und Philister, welche nach Gottes Gebot müßten ausgerottet werden. Die gewaltsamen Maßregeln, welche die römische Kirche fortwährend gegen sie anwendete, steigerte ihre Erbitterung. Sie überströmten Oestreich, Ungarn, Sachsen, Meissen und Schlesien mit ihren wilden Schaaren, und erst als alle Anstrengungen zu ihrer gewaltsamen Unterjochung sich als fruchtlos erwiesen, entschlossen sich ihre Gegner, mit ihnen in friedliche Unterhandlung zu treten.

Inzwischen hatten sich die sämmtlichen Hussiten besonders in zwei Hauptpartheien zerpalten. Die Gemäßigteren erkannten noch im Allgemeinen die bestehende römische Kirche an, und verlangten nur für sich die 4 sogenannten Prager Artikel: 1) freie Predigt des göttlichen Wortes in der Landessprache; 2) den allgemeinen Gebrauch des Kelches beim Abendmahle; 3) daß die Geistlichen keine weltliche Besizung und Herrschaft haben sollen, und 4) öffentliche Laster an Geistlichen und Laien bestraft werden sollen. Uebrigens behielten sie noch viele Lehren und Gebräuche der römischen Kirche bei. Sie wurden von dem lateinischen Worte calix, welches Kelch heißt, Calixtiner, oder auch Utraquisten (die das Abendmahl unter beiden Gestalten feiern) genannt. Die strengeren dagegen, welche sich noch Taboriten nannten, und einen glühenden Eifer für das reine Evangelium hatten, der aber von Schwärmerei nicht frei war, wollten ihre Lehre, Kirchenzucht und Gottesdienst auf die apostolische Einsalt zurückführen, und verwarfen alle abergläubischen Ceremonien, die Ohrenbeichte, Fegfeuer, Heiligendienst u. dgl. Mit diesen beiden Partheien sollte nun auf dem allgemeinen Concile zu Basel eine Einigung versucht werden. Es gelang auch, im Jahre 1433 die Calixtiner, zu denen besonders der böhmische Adel gehörte, zur Annahme der sogenannten Baseler Compaktaten zu bewegen, in welcher ihnen die vorläufige Gewährung ihrer Forderungen, bis die Kirche sie eines bessern belehrt haben würde, zugestanden wurde. Man sieht hier, wie schlau sich die römische Kirche mit der gewohnten Arglist eine Hinterthür offen gelassen, die sie denn auch in der Folge trefflich zu benutzen verstand. Die Taboriten verweigerten schlechterdings die Annahme dieses Vergleichs, wurden aber von den nun vereinigten Calixtinern und Katholischen im Jahre 1434 in der mörderischen Schlacht bei Böhmischembrod besiegt. Weder Papst, noch Kaiser waren indeß gesonnen, den Calixtinern ihr Versprechen zu halten, sondern bemühten sich vielmehr aufs eifrigste, wider ihr Versprechen, den ganzen katholischen Aberglauben wieder einzuführen. Schon im Jahre 1462 verweigerte Papst Pius II. ganz offen die Anerkennung der Baseler Compaktaten; die Calixtiner konnten sich nur ganz verstohlen den Gebrauch des Kelches erhalten, und verschwanden im Verlauf des sechzehnten Jahrhunderts endlich ganz aus der Geschichte.

Doch das Werk, welches Huss mit seinem Glauben begonnen, und mit seinem Blute besiegelte, ließ der Herr nicht untergehen. Wohl hat das edle Samenkorn lange unter der Erde gelegen;

Dornen und Disteln schienen es erstickt zu haben; aber nur um so fester wurzelte es in der Tiefe, um so lieblicher blühte es im Verborgenen empor, und um so unzerstörbarer hat es sich im Laufe der Zeiten bewährt.

Die Taboriten waren durch ihre Niederlage bei Böhmischembrod zwar politisch vernichtet, aber die Ueberreste derselben flüchteten aus dem schweren Ungemache der Zeit nun in ihr Inneres, und unter ihnen sproßte gerade in der Zeit ihrer tiefsten Unterdrückung der Keim wahrhaft hussitischen Sinnes lieblich empor. Die Edelsten und Besten unter ihnen schlossen sich immer enger und inniger zusammen. Sie begehrten hinfort nicht mehr, zu ihrer Vertheidigung fleischliche Waffen zu gebrauchen. Sie wollten die evangelische Lehre, wie sie dieselbe von Huz überkommen, durch fleißige Betrachtung der heiligen Schrift immer gründlicher zu erkennen, immer reiner und lauterer zu bewahren suchen, und im stillen Dulden der Zeit harren, wenn Gott ihrer Sache den Sieg verleihen würde. So bildete sich noch in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts eine kleine Gemeinde in Hussens Geist. Sie nannten sich Brüder des Gesetzes Christi, oder böhmische und mährische Brüder, auch Brüderverein. Rokycana, der Erzbischof von Prag, ein ehemaliger Calixtiner, war den Brüdern anfangs freundlich gesinnt; aber er war ein schwacher, unzuverlässiger Mensch, der, ob er wohl eine bessere Erkenntniß besaß, doch die Welt zugleich lieb hatte, und die zeitliche Ergözung der Sünde der Schmach Christi vorzog. Die Brüder hatten sich vertrauensvoll an ihn gewendet, und ihm ihr Glaubensbekenntniß mitgetheilt. In demselben hieß es zum Schluß: „Wir haben einen solchen Glauben, wie ihn Christus mündlich, und die Apostel schriftlich, und wie ihn die erste Kirche Christi gelehrt hat. Was aber gegen denselben gedacht, oder ihm hinzugefügt, oder einem andern Gebrauche angepaßt ist, das verabscheuen wir von Herzen.“

Erzbischof Rokycana, der, wie gesagt, damals den Brüdern noch wohlwollte, bewog den König von Böhmen, Georg Podiebrad, ihnen das abgelegene und im Kriege verwüstete Gebiet von Lititz, bei Leutomischl im Riesengebirge, zu ihrem Wohnsitz anzuweisen. Eine große Zahl von Brüdern aus den verschiedensten Ständen, Gelehrte und Ungelehrte, Edle, Bürger und Adersleute baute sich nun mit Freuden hier an. Auch eine Anzahl Waldenser machte sich herzu, die aus Oestreich vertrieben waren, und bisher in Höhlen und Wüstencien ihr Leben kümmerlich gefristet hatten. Unter der Leitung eines Schwestersohnes

des Erzbischofs, Namens Gregor, der freilich ganz andern Sinnes, als der Oheim, war, und des frommen und treuen Pfarrers Michael Bradacz, richteten sie sich hier im Jahre 1457 förmlich zu einer geordneten Kirchengemeinschaft ein. Sie setzten 28 Aelteste über sich, denen sie gehorchen, und ohne deren Zustimmung sie nichts vornehmen wollten. Sie lebten untereinander wie Brüder, und waren Ein Herz und Eine Seele. Auch unterhielten sie eine stete und innige Verbindung mit den übrigen Brüdern, die in Böhmen und Mähren zerstreut umherwohnten. Sie hielten an am Gebet, trieben das Wort Gottes mit Freuden, und die Wahrheit breitete sich von Lititz nach allen Seiten hinaus, wie denn einmal die Stadt, die auf dem Berge liegt, nicht verborgen bleiben mag.

So aber hatte es der Erzbischof keineswegs gemeint; er hatte vielmehr gedacht, die Brüder durch Versehung in jene einsame Gegend völlig in Vergessenheit zu bringen. Als er nun Lititz zu einem Mittelpunkte werden sah, von dem sich die Strahlen des göttlichen Lebens in immer weitem Kreisen durch ganz Böhmen und Mähren verbreiteten, da war er einer der ersten, der zur Verfolgung aufforderte. Stephan, ein Lehrer der Brüder aus der Gegend von Olmütz, ward mit seiner Herde verjagt. Mathias, ein frommer und treuer Seelenhirte, wurde gewiertheilt, Janicel, sein College, lebendig verbrannt. Die sämmtlichen Brüder von Medsitz wurden mitten im Winter aus ihren Häusern verjagt, die Kranken aus der Stadt geschleppt, und unter freiem Himmel hingeworfen. Ein großer Theil der Gefangenen starb auf der Folterbank; aber sie ließen sich eher Hände und Füße und alle Gliedmaßen verstümmeln, als daß sie ihren Herrn verläugnet hätten. Man beraubte die Uebrigen aller bürgerlichen Rechte, ließ viele im Gefängnisse sterben, aber sie blieben treu bis in den Tod. Der Geist der alten Zeugen erwachte aufs neue in ihnen. Ihre Aeltesten bewiesen während dieser Zeit seltene Treue und ausdauernden Muth. Mit Gefahr des eigenen Lebens gingen sie den leidenden Brüdern nach, und trösteten sie in ihren Drangsalen.

Gregor, Koficzanas Neffe, der in der Geschichte „der Patriarch der Brüder“ genannt wird, hatte im Jahre 1461 die bedrängten Brüder zu Prag besucht. Er hatte eben etliche Freunde um sich versammelt, um sich mit ihnen am Worte Gottes und dem heiligen Abendmahle zu stärken, als der Befehl, sie zu verhaften, kam. Der Richter aber, der ihn vollstrecken sollte,

achtete die Brüder, und gab ihnen einen Wink zu fliehen. Georg wollte sich sogleich entfernen, aber etliche seiner Gefährten, junge, unerfahrene Studenten, widersetzten sich, und sagten, wer glaube, der fliehe nicht. Die ganze Versammlung wurde denn in den Kerker geführt, und siehe, jenen selbstvermessenen Studenten entfiel das Herz, als sie die Marterwerkzeuge sahen, und sie verleugneten ihren Glauben. Georg aber blieb standhaft, doch unter den heftigen Folterqualen fiel er plötzlich in Ohnmacht, so daß man glaubte, er sey verschieden. Auf diese Nachricht eilte sein Oheim herbei, und nun mochte dem ehemaligen Calixtiner doch das Gewissen schlagen; er jammerte laut: „Mein lieber Gregor, wollte Gott, ich wäre, wo du jetzt bist!“ Jedoch Gregor kam wieder zu sich, und wurde nun freigelassen; leider aber gewann der alte Sinn in dem unseligen Bischofe bald wieder die Oberhand.

Mit dem Jahre 1461 nahm die Verfolgung eine andere Gestalt an. Man peinigte und mordete die Frommen nicht mehr, sondern man verjagte sie überall, hegte sie wie Wild, und ließ ihnen nirgends eine Ruhestätte. Da zogen sich die Brüder in Gebirge, Wälder und Höhlen zurück, von wo sie denn auch den Spottnamen Grubenheimer bekamen. Sie mußten alle Beschwerden des Hungers und der Kälte erdulden. Nur des Nachts durften sie Feuer anzünden, um durch den aufsteigenden Rauch nicht verrathen zu werden. Da saßen sie denn um das Feuer her, und stärkten sich mit Lesung der Schrift und gottseligen Gesprächen. Wenn sie der Hunger oft bei tiefem Schnee hervortrieb, so trat einer in die Fußstapfen des andern, und der letzte schleppte einen Tannenast hinter sich her, um die Spur im Schnee wieder zuzudecken. Doch floß auch hier und da immer noch Blut.

In dieser großen Trübsal wurden der Brüder Herzen noch besonders durch den Gedanken beschwert, was sie beginnen sollten, wenn ihre bisherigen, von der Kirche noch ordentlich ordinirten Lehrer aussterben würden. Sie begriffen, daß jede Unordnung in der Nachfolge des Lehramtes üble Folgen haben würde, und faßten das Vorhaben, in ihrer Mitte ein eigenes Predigtamt zu begründen. Zu dem Ende kamen im Jahre 1467 siebenzig ihrer Aeltesten in dem böhmischen Dorfe Lhota zusammen, um einen Beschluß zu fassen. Nachdem sie unter vielen Thränen Gott befragt hatten, ließen sie im Vertrauen auf ihn das Loos entscheiden. Drei bewährte Männer, Matthias von Kunewalde, Thomas Brzelaus und Elias Kren-

vius wurden demnach zu Lehrern der Gemeinde geweiht. Und damit Niemand in der Folge die Gültigkeit ihres Amtes bezweifeln könne, und sie sich in völliger Gemeinschaft mit der apostolischen Kirche befänden, schickten sie ihre Lehrer zu den Waldensern, um ihnen von diesen die bischöfliche Ordination ertheilen zu lassen. Kunewald ward zum Bischof der ganzen Gemeinde geweiht, damit er hinfort selbst die bischöflichen Handlungen, namentlich die Priesterweihe, verrichten könne, und so war denn das Amt des Wortes unter den Brüdern in aller nur möglichen Ordnung begründet. An der Spitze der ganzen Gemeinde standen, die Oberaufsicht führend, die Bischöfe oder Senioren. Auf diese folgten die eigentlichen Pfarrer, Priester oder Presbyter, dann kamen die Diakonen, oder Gehülfen der Pfarrer, und endlich die Akoluthen, welche die Pflanzschule bildeten. Diesen geistlichen Aemtern stand noch das Amt der Ältesten zur Seite, welches darum von besonderer Wichtigkeit war, weil die Brüder einen großen Werth auf die Kirchenzucht legten und die Ältesten die Aufsicht über die Sitten der Gemeinden zu führen hatten. Die Kirchenzucht hatte drei Stufen. Erst geheime Ermahnung von einem Bruder, dann vom Pfarrer, dann von allen Ältesten. Wer sich da noch nicht bessern ließ, wurde vom Abendmahl ausgeschlossen. Verstockte Sünder wurden ganz aus der Gemeinde gewiesen. Durch diese Sorgfalt in der Zucht war es möglich, mitten unter den Verderbnissen der Zeit in so vorzüglichem Grade die Reinheit der Lehre zu bewahren. Und der Herr sorgte auch durch allerlei Trübsal dafür, daß sie nicht einschließen, sondern in dem Ofen des Elends als das lautere Gold bewährt wurden.

Auch sannnen die Brüder darauf, sich mit den Waldensern ganz zu vereinigen. Schon war der Tag der Zusammenkunft festgesetzt; da wurden sie verrathen. Stephanus, der Waldenserbischof, starb zu Wien auf dem Scheiterhaufen. Viele andere Waldenser sind in der Mark Brandenburg verbrannt worden. Viele flohen in die böhmischen und mährischen Gebirge, und hier fand die Vereinigung mit den Brüdern, trotz aller Verfolgung, durch Gottes Gnade doch statt. Die Verfolgung wüthete indessen fort. Die Gefängnisse, besonders die zu Prag, waren mit Brüdern angefüllt, Mathias Dolanscius hatte bereits 10 Jahre im Kerker gelegen, und nun ward ihm das Urtheil gesprochen, daß er Hungers sterben sollte. Da schaffte Gott, daß eine Dohle an das Fenster seines Kerkers kam, etwas fallen

ließ, und flugs wieder davon flog. Dolanz ging hin, und fand ein Goldstück, welches ihm die Mittel schaffte, bis zum Tode des Königs, wo nach altem Gebrauch alle Gefangenen frei gegeben wurden, sich zu erhalten.

Unter König Wladislaus hatten die Brüder durch Gottes Gnade mehr Ruhe. Sie begehrten damals sehr zu wissen, ob nicht außer ihnen und den Waldensern noch irgendwo in der Christenheit ein Volk zu finden sey, daß die reine Lehre bewahrt habe. Sie sandten zu dem Ende im Jahre 1474 Boten aus, die ganz Europa und Theile von Asien und Afrika durchzogen, aber nicht fanden, was sie suchten. Inzwischen breiteten sich in dieser Ruhezeit die Brüdergemeinden aus. Grafen, Barone und andere reiche Herren schlossen sich ihnen an, bauten ihnen Kapellen und Schulen, oder eröffneten wenigstens den Unstäten auf ihren Gütern einen Zufluchtsort. Als kluge und weise Christen benutzten auch schon damals die Brüder die Buchdruckerkunst, welche seit dem Jahre 1440 erfunden war. Sie übersehten die Bibel in die böhmische Sprache, und ließen sie in Venedig drucken. Die heilige Schrift fand solchen Absatz, daß sie noch zwei neue Ausgaben derselben in Nürnberg veranstalteten, bis sie gar in ihrem eigenem Lande drei Druckereien errichteten, welche hauptsächlich zum Druck von Bibeln gebraucht wurden.

Jedoch die Zeit der Ruhe dauerte nicht lange. Rom sah mit neidischem Auge das Wachsthum der Brüdergemeinden. Um das Jahr 1497 blüheten in Böhmen und Mähren bereits an 200 Gemeinden. Da brach die Verfolgung aufs neue aus. Der Baron von Spamburg ließ im Jahre 1503 sechs Personen auf einmal verbrennen. Als sie schon auf dem Scheiterhaufen standen, fragte er sie noch einmal, auf welchen Glauben sie sterben wollten. Sie antworteten: „Auf den Glauben, der Jesum Christum zum Fundamente hat, der das einzige Veröhnungsoffer für die Sünden der Welt ist, die einzige Hoffnung, das einzige Heil aller derer, die an ihn glauben. Auf diesen Glauben gehen wir freudig in den Tod.“ Im Jahre 1510 wurde ein Verfolgungs-Edikt gegen die Brüder zum Reichsgesetz erhoben. Alle Brüder, die man Picarden nannte, sollten gänzlich ausgerottet werden. Damals war's, als der Reichskanzler Colowrat mit dem Baron von Kolditsch zur Ausführung dieses Gesetzes nach Krapka ging. Als er hier zu Tische saß, schwur der Kanzler beim Weine, nun endlich sollten alle Picarden ausgerottet werden. Da wandte sich der Baron von Kolditsch zu

seinem Bedienten, der hinter ihm stand und zu den Brüdern gehörte, mit den Worten: „Simon, was sagst du dazu?“ „O, gnädiger Herr,“ erwiderte dieser, „es haben noch nicht alle eingewilligt.“ Da rief der Kanzler voll Aerger: „Wer ist der Verräther, der sich den Reichsständen zu widersetzen wagt?“ Simon wies gen Himmel und sagte: „Da oben ist Einer, der kann wohl euern Anschlag zu Schanden machen, wenn er nicht eingewilligt hat.“ Da schlug der Kanzler voll Zorn auf den Tisch, und schwur dazu: „Gott soll mich nicht gesund von hier fortgehen lassen, wenn ich ruhe, so lange noch einer von den Picarden übrig ist.“ Bei diesen Worten stand er auf, bekam aber zur selbigen Stunde ein Geschwür an sein Bein, das von Stunde zu Stunde anschwell, bis der Brand hinzutrat, und er in wenigen Tagen todt war. Ein blutgieriger Bischof glitt, als er aus dem Wagen stieg, aus, blieb an einem Nagel hängen, sodaß ihm die Eingeweide aus dem Leibe gingen, und er auf dem Felde seinen Geist aufgab. Gleicherweise hat der Herr auch noch andere Feinde der Brüder, die in den Blutrath einstimmten, zu nichte gemacht. Das verbreitete einen solchen Schrecken unter den Feinden, daß das Sprüchwort aufkam: „Wer seines Lebens satt ist, vergreife sich nur an den Picarden; da kann er gewiß seyn, daß er das nächste Jahr nicht mehr erleben wird.“

So hatten die Kirchlein Christi wieder Ruhe auf Erden, und blüheten gar lieblich empor, wie eine Lilie im Thal. Unter dessen war die Zeit schon vor der Thür, wo sie alle sollten in die große evangelisch-apostolische Kirche aufgenommen werden, deren Herolde sie gewesen waren. Als die Brüder späterhin Abgeordnete an Dr. Luther sandten, erkannte dieser in der Lehre durchaus eine Uebereinstimmung zwischen sich und den Brüdern, sonderlich hinsichtlich der Rechtfertigung allein durch den Glauben, der alleinigen Geltung der heiligen Schrift, und des allgemeinen Priesterthums aller Christen. In der Kirchenzucht räumte er ihnen sogar einen Vorzug ein. Er entließ die Brüder mit den Worten: „Seyd ihr Apostel der Böhmen, wir wollen Apostel der Deutschen seyn!“

Märtyrer - Lied.

Met. „Wo ist wohl ein süß'res Leben re.“

Löwen, laßt euch wieder finden,
Wie im ersten Christenthum,
Die nichts konnte überwinden!
Seht nur an ihr Märtyrthum,
Wie in Lieb sie glühen,
Wie sie Feuer sprühen,
Daß sich vor der Sterbensluft
Selbst der Satan fürchten muß!

Ganz großmüthig sie verlachten,
Was die Welt für Vorthail hält,
Und wonach die Meisten trachten,
Ehre, Wollust, Tand und Geld.
Furcht war nicht in ihnen.
Auf die Kampffchaubühnen
Sprangen sie mit Freudigkeit,
Hielten mit den Thieren Streit.

O daß ich, wie diese waren,
Mich befand auch in dem Stand!
Daß mich doch im Grund erfahren
Deine starke Helfershand,
Mein Gott, recht lebendig!
Gib, daß ich beständig
Bis im Tod durch deine Kraft
Uebe gute Ritterschaft!

Gib, daß ich mit Geisteswaffen
Kämpf' in Jesu Löwenstärk',
Und hier niemals möge schlafen,
Daß mir dieses große Werk
Durch dich mög' gelingen,
Und ich tapfer ringen,
Daß ich in die Luft nicht streich',
Sondern bald das Ziel erreich'!

Es dürst' wieder dazu kommen,
Daß des Feindes tolle Wuth
Zu der Schlachtkant deine Frommen

Führte, und vergoß' ihr Blut.
 Große Trübsalstage,
 Voller Pein und Plage,
 Können kommen uns zu Haus,
 Und noch ein sehr harter Strauß.

Ei, wohlan, nur sein standhaftig!
 O ihr Brüder, tapfer drauf!
 Laßt uns folgen recht herzhafte
 Jener Zeugenwolke Lauf!
 Nur das Fleisch ertödtet,
 Und sich nicht entblödet!
 Er hat's leider wohl verdient,
 Und die Seel' darunter grünt.

Geht euch in das Leiden wacker!
 Mit dem Blut der Märtyrer
 Wird gedüngt der Kirchenacker.
 Dieser Feuchtung treibet sehr.
 Alle Pflanzen sprossen,
 Die davon begossen.
 O dann trägt er reichlich Frucht,
 Eine schöne Gartenzucht.

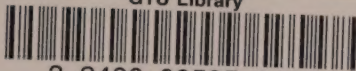
Komm', befrucht', o goldner Regen,
 Uns, dein Erb', die dürre Erd',
 Daß wir dir getreu seyn mögen,
 Und nicht achten Feu'r noch Schwert,
 Als in Liebe trunken,
 Und in dir versunken!
 Mach' dein' Kirch' an Glauben reich,
 Und das End' dem Anfang gleich!



[illegible]

PRINTED IN U. S. A.

GTU Library



3 2400 00595 0484

GTU Library
2400 Ridge Road
Berkeley, CA 94709
For renewals call (510) 649-2500
All items are subject to recall

Fliedner, Theodor, ed.
Buch der mätýrer

IY34
F624
v. 1

